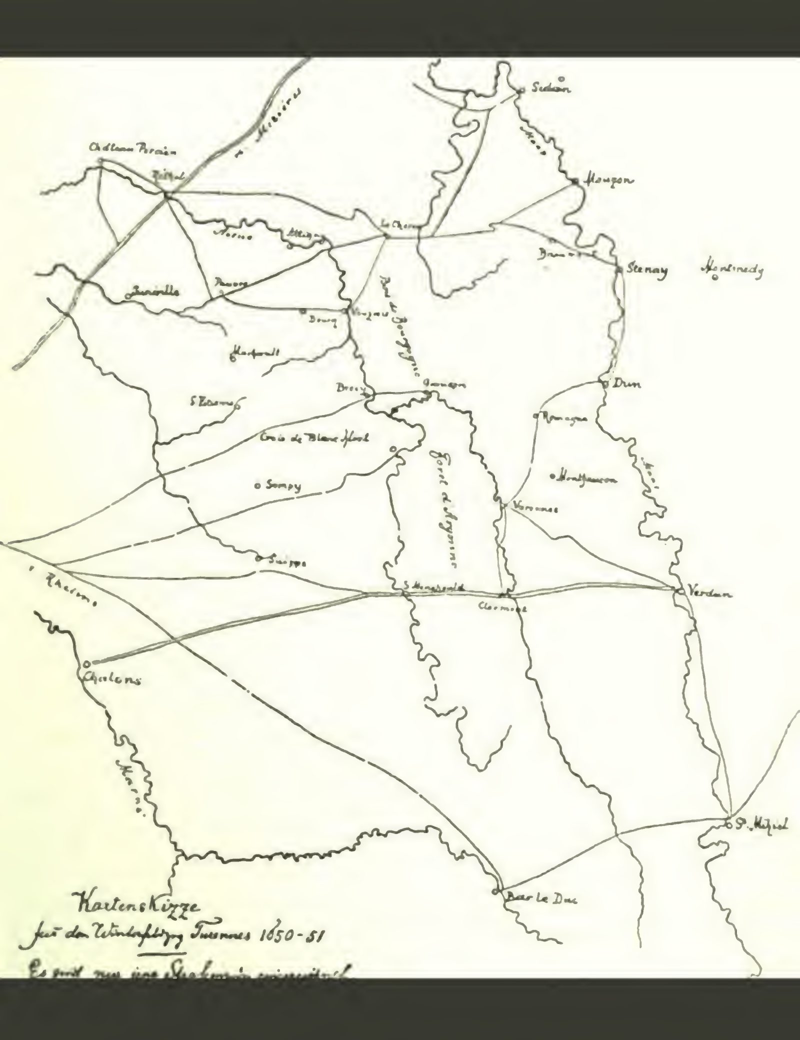



# Zeitschrift für allgemeine Geschichte, Kultur-, ...






Dei
Sub Numine
Viget





# Zeitschrift

für

# Allgemeine Geschichte,

## Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.

Herausgegeben

unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung

von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

---

Dritter Band.

1886.




Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

# Inhalt des dritten Bandes.

Seite





# Autoren-Register.

# Die Anfänge der Kriegswissenschaft.

Von

Adolf Bauer.

Die Entdeckungen der letzten Jahrzehnte, wie das auf eine breitere Grundlage gestellte historische Studium unserer Zeit, haben geschichtliche Zeiträume kennen gelehrt, von denen wir früher so gut wie nichts gewußt haben, sie haben uns die Anfänge des staatlichen Zusammenlebens der Menschen um ein beträchtliches näher gerückt. Gleichwohl ist es demjenigen, der die Geschichte der Vergangenheit mit rückblickendem Auge durchmißt, nur selten vergönnt, bis zu den ersten Anfängen der Erscheinungen vorzudringen, die spätere Zeiten erfüllen.

Wo die älteste historische Kunde im Nilthale und an den Ufern des Euphrat und Tigris anhebt, stehen wir, wie unverächtliche Beweisgründe darthun, bereits am Ende von langer, vielleicht nach Jahrtausenden zählender Entwickelung, über die uns Nachrichten versagt sind. Hüllen sich also die frühesten Formen selbst der äußeren politischen Geschichte der Völker in undurchdringliches Dunkel, sind dieselben demnach für unsere Erkenntnis zeitlich wie räumlich gleich unbegrenzt, so gilt dies vollends von dem Beginnen geistigen Schaffens auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit. Die einmalige That, von Göttern, Heroen und erfindungsreichen Menschen vollbracht, vertritt in der späteren Ueberlieferung die Stelle der Jahrhunderte langen Lehrzeit der Völker: in naiver Weise wird so von den späteren Geschlechtern die Frage nach den Anfängen des Staatslebens oder mannigfacher Kunstfertigkeiten und Kenntnisse beantwortet.

Um so interessanter ist es daher für die historische Betrachtung im weitesten Sinne, wenn einmal eine Ausnahme von dieser Regel sich statuieren läßt, wenn es möglich ist, die allmähliche Los-

lösung eines Zweiges geistiger Thätigkeit aus seiner Umgebung zu verfolgen, die Berührungen nachzuweisen, welche dieselbe mit benachbarten Gebieten verbinden, die Gründe zu erkennen, die zu ihrer Sonderexistenz in der Litteratur geführt haben. Diese seltene Beobachtung läßt sich bei der Entstehung der griechischen Kriegswissenschaften anstellen, und da die Lehre von der Kriegführung von keinem anderen Volke früher zum Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung gemacht worden ist, so lernen wir bei den Hellenen das Entstehen dieser Disziplin überhaupt kennen.

Mehrere glückliche Umstände wirken zusammen, dies möglich zu machen. Verhältnismäßig spät haben sich erst die Militärwissenschaften als Gegenstand der Lehre, des Lernens und der Darstellung aus der prosaischen Litteratur abgezweigt. Während aus Mangel an älteren, vor Homer und Herodot liegenden Zeugnissen die Anfänge der griechischen Geschichtschreibung und des Epos sich ins Unberechenbare verlieren, stehen jene der Kriegswissenschaft deutlich vor uns, weil sie in eine Zeit fallen, aus welcher zahlreiche Litteraturdenkmale erhalten sind, weil diese Nachrichten eben jenen Kreisen entstammen, die sich für die Lehrbarkeit bestimmter Berufsgattungen besonders interessierten. Den Studien und Schriften der Philosophen verdankt es der gebildete Militär, wenn er über die Anfänge wissenschaftlicher Behandlung seiner Berufskenntnisse mehr wissen kann als der Theologe über das Entstehen kirchlicher Lehrmeinungen, der Jurist über den Beginn rechtswissenschaftlicher Systeme.

Wenn auch die gymnastische Ausbildung, die sie in allen Staaten genossen, die griechischen Jünglinge in höherem Maße auf ihre künftige Wehrpflicht vorbereitete als spätere Erziehungsmethoden, so ist es doch natürlich, daß schon früh die speziell militärischen Exerzitien und gewisse Vorteile in dem Gebrauche der Waffen von eigenen Fechtmeistern, Hoplomachen, gelehrt wurden. Nach einem durchaus zuverlässigen Zeugnis aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. haben zuerst in Arkadien solche Fechtlehrer Unterricht erteilt; es ist begreiflich, daß sie eben in jener griechischen Landschaft am ehesten auf Schüler rechnen konnten, aus welcher Athen wie Sparta, der jüngere Kyros und persische Satrapen, wie die sizilischen Tyrannen Söldner bezogen. Später begegnen wir solchen Wanderlehrern der Fechtkunst auch in anderen griechischen Staaten, und von ihrem Unterrichte erhofften die Väter athenischer Knaben Vorteile für dieselben, wenn sie dereinst in den Reihen des Bürgeraufgebotes kämpfen würden, größere noch, wenn in der Schlacht die Linien sich lösen und der einzelne Mann auf sich selber ge-

stellt sein sollte. Das Interesse, das so schon in dem Knaben für das Waffenhandwerk geweckt wurde, machte ihn begierig, die nächste höhere Stufe des Unterrichts zu ersteigen: taktische Unterweisungen zu bekommen und so vorbereitet sich der Strategik zuzuwenden. Zu Platons Zeit gaben diese Hoplomachen auch bereits Unterricht in taktischen Regeln; es muß also schon bald der erste Schritt von der bloß praktischen zur theoretischen Lehre von ihnen gemacht worden sein; neben dem Unterricht in der Handhabung der Waffen erscheinen Regeln über die taktischen Exerzitien des Einzelnen und seine Bewegungen in einem größeren Truppenkörper.

Freilich war das unpraktische Virtuosentum vieler solcher Fechtlehrer nicht geeignet, diesen Unterricht unbedingt zu empfehlen. Wie man denselben nachsagte, daß sie auf ihrer Wanderschaft die Grenzen Spartas sorgfältig zu vermeiden pflegten, aus Furcht, sich dort lächerlich zu machen, so ist auch die Produktion eines derselben in Athen, des Stesileos, von dem wir aus Platons Gespräch Laches wissen, zur allgemeinen Heiterkeit des versammelten zahlreichen Publikum verlaufen. Stesileos hatte großsprecherisch verkündet, daß er wahre Wunder seiner Kunst ausführen werde. Als Marinesoldat gerüstet, kämpfte er mit einer seltsam aus einem Speer und einer Sichel zusammengesetzten Waffe vom Verdeck eines Dreiruderers gegen ein anderes Schiff. Da er sich eben anschickte, die Wirkung dieser Sichellanze an dem herankommenden Schiffe zu zeigen, blieb er in dem Tauwerk desselben hängen und konnte nicht loskommen. Die Schiffe glitten aneinander vorüber und Stesileos, seine Lanze festhaltend, lief, so lange es anging, das Verdeck der Triere entlang, dann mußte er allmählich den Lanzenschaft loslassen und hielt schließlich nur mehr das letzte Ende in der Hand. Allgemeines Gelächter und ein Steinwurf nötigten ihn endlich, ganz loszulassen, und er hatte nun von seinem Schiffe aus das Nachsehen, wie hoch in der Takelage des anderen die gepriesene Sichellanze baumelnd entführt wurde.

Diesen Hoplomachen wurde aber allmählich der theoretische Unterricht in taktischen Regeln vorweggenommen durch die Sophisten, die nunmehr lehrten, was der künftige Feldherr zu wissen brauchte, wie sie auch sonst die Kenntnisse für andere Berufszweige beizubringen versprachen. Auch sie ließen es nicht an hochtrabenden Anpreisungen fehlen, wie jener Dionysodoros, von dem uns Platon und Xenophon berichten, daß er ankündigte, er wolle lehren, wie man Feldherr werde, und doch seinen Unterricht bloß auf die Taktik beschränkte. Aus der Polemik des Sokrates und seiner Schüler gegen diesen und andere Sophisten können wir noch er-

kennen, welcher der Inhalt ihres taktischen Unterrichts war. Für die Verteilung der Mannschaft in die einzelnen Glieder der Phalanx galt die Regel, die besten Leute in die erste und letzte Reihe zu stellen, in die Mitte die schlechtesten, damit diese sowohl geführt als getrieben würden. Man lehrte ferner die Evolutionen, Wendungen und Märsche, die nötig waren, um die Front der Schlachtlinie zu verlängern oder deren Tiefe zu verstärken, den Aufmarsch des in Kolonnen ziehenden Heeres in die geschlossene Linie, den Frontwechsel nach rückwärts, nach rechts und nach links, die Flügelveränderung in die alte Ordnung, wenn die Phalanx nach vorgenommener Front- und Flügelveränderung in der Inversion stand. Die Strategik der Sophisten beschränkte sich also auf wenige unzureichende taktische Unterweisungen; die zuletzt genannten Manöver galten bei ihnen, wie bei den Hoplomachen, ohne Verwirrung ausgeführt bereits als große Kunststücke, und Xenophon rühmt den Spartanern nach, daß sie um der Leichtigkeit willen, mit der sie solche Exerzitien vornahmen, den Ruf großer Künstler in taktischen Dingen genossen.

Wie nun Sokrates überhaupt gegen die rein äußerliche Auffassung der sophistischen Lehrmethode sich wendete und jede Disziplin auf eine breitere und allgemeinere Grundlage gestellt wissen wollte, so richtete sich sein Spott auch gegen diese Lehrer der Kriegswissenschaft, und er zeigte seinen Zuhörern, daß die Taktik nur ein geringer Teil dessen sei, was der künftige Feldherr wissen müsse. Das scheint uns heute selbstverständlich und ein Gemeinplatz zu sein; allein wie andere uns selbstverständlich erscheinende, so ist auch dieser Lehrsatz erst allmählich und durch tiefgehende Studien festgestellt worden.

Von litterarischen Leistungen dieser von Sokrates bekämpften Lehrer ist uns nichts mehr erhalten; das Verdienst dürfen sie für sich in Anspruch nehmen, daß sie durch ihre Vorträge den Anlaß gegeben haben, die Taktik zum Gegenstand gesonderter litterarischer Betrachtung zu machen: sie ist von nun an ein selbständiger Teil der didaktischen Prosa. Wie sehr durch den Einfluß des Sokrates der Gesichtskreis der Militärwissenschaften erweitert wurde, zeigen die beiden ältesten Kriegsschriftsteller der Griechen, deren Werke uns ganz oder teilweise erhalten sind: Xenophon von Athen und Aeneas aus Stymphalos in Arkadien.

Beider Arbeiten geben Zeugnis von der die Begriffe läuternden und ihren Inhalt erschöpfenden Lehre des Sokrates, dessen Schüler Xenophon war, unter dessen greifbarem Einfluß des Aeneas Werk entstanden ist. Beide Autoren sind Praktiker im Kriegs-

wesen und bestrebt, die Erfahrungen, die sie gesammelt hatten, zum Nutzen der Theorie, mit der sich ihre Schriften befassen, zu verwerten. Sowohl Xenophon als Aeneas haben die Kriegführung durch neue Vorschläge gefördert, beider Arbeiten beruhen auf Studien über die Kriegsgeschichte der Vergangenheit, beide verwerten die militärischen Errungenschaften ihrer Zeit, sowohl die, welche man bei dem Rückzug der Zehntausend gemacht hatte, als auch die gleichzeitigen Reformen des Iphikrates für die Verwendung und Ausrüstung des leichten Fußvolkes. Xenophon ist nicht ohne persönliche Voreingenommenheit gegen den letzteren, wie er auch der veränderten Schlachtentaktik des Epaminondas ziemlich kühl gegenübersteht; er ist, wie in anderen Dingen, so auch hierin befangen und eingenommen für andere Reformen, als deren Urheber er sich selbst mit Recht betrachten durfte.

In den bisher gültigen strategischen Anschauungen der Griechen hat sich zu der Zeit, da die beiden ältesten kriegswissenschaftlichen Schriften entstanden, ein Umschwung vollzogen. Nur wenig später, zum Teile in derselben Zeit wurde der Umfang der Disziplin durch Sokrates endgültig festgesetzt. Wir haben daher zunächst den kriegsgeschichtlichen Hintergrund kennen zu lernen, auf dem diese beiden Werke erscheinen, und dann diese selbst zu betrachten.

Die ältere griechische Schlachtentaktik kennt nur den Frontalangriff. In geschlossener Reihe und mit mäßiger Tiefe der Glieder, durchschnittlich acht Mann Schwerbewaffnete, rücken beide Gegner vor. Jeder sucht den rechten Flügel, die ungedeckte Speerseite, der eigenen Aufstellung einem Flankenangriff des Gegners zu entziehen. Arges Drängen nach rechts, zu dem der Flügelmann den Anlaß gibt, herrscht daher auf dieser Seite der Schlachtordnung. Der linke Flügel ist zur Umgehung bestimmt, man sucht schon bei der Aufstellung zur Schlacht ihn den gegnerischen rechten überragen zu lassen. So entscheidet sich der Ausgang des Kampfes auf den Flügeln, und derjenige bleibt zumeist Sieger, dessen rechter Flügel den Platz behauptet; er kann dann sogar dem siegreichen rechten Flügel und Zentrum des Gegners, wenn sie von der Verfolgung zurückkehren, mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten. Von einer wirklich militärischen Ausnützung des Sieges ist vor Alexander in der griechischen Kriegsgeschichte nie die Rede; der Sieger errichtet ein Siegeszeichen, der Besiegte sucht um die Herausgabe der Toten nach. Die Ausbildung und Verwendung von leichtem Fußvolk, das, von Schleuderern und Bogenschützen unterstützt, den Angriff mit Fernwaffen eröffnet, nötigte auf griechischem Boden zuerst zu der Einsicht, daß die Hoplitenphalanx ein überwundener Standpunkt

sei. Sie erwies sich den von Iphikrates verwendeten Peltasten, der leichten Infanterie, gegenüber als hilflos, der schwere Schild und Panzer machten den Hopliten unfähig zur Verfolgung des sich immer wieder zurückziehenden Gegners, dessen Angriff er ohne Fernwaffen nicht erwidern konnte.

Epaminondas hat mit dem alten Herkommen gebrochen, indem er die durchaus gleich tief aufgestellte Linie aufgab und durch Verstärkung und tiefere Aufstellung des einen Flügels diesen zum eigentlichen Angreifer machte, während das Zentrum und der andere Flügel ein bloß hinhaltendes Gefecht zu führen hatten und langsamer zu demselben vorrückten. So entstand die vielgerühmte und lange mißverstandene schiefe Schlachtordnung des Epaminondas. Xenophon dagegen hat durch die eigentümliche Kriegführung seiner barbarischen Gegner in Asien, da er, von ihnen ringsum in unwegsamen Gegenden umschwärmt und angegriffen, den Rückzug der griechischen Söldner des jüngeren Kyros leitete, die geschlossene Hoplitenlinie überhaupt aufgegeben und sein Heer in der Angriffsstellung in mehrere selbständig manövrierende Abteilungen von beiläufig hundert Mann Stärke aufgelöst, die in Zwischenräumen aufgestellt waren.

Diese Vorschläge hat Xenophon in seiner Anabasis gemacht; in diesem Buche spricht der militärische Reformator zu seinen Lesern. In den Memoiren über seinen Verkehr mit Sokrates hat Xenophon die Grundsätze des Philosophen über die kriegswissenschaftliche Lehre aufgestellt, in seiner Kyropädie das Idealbild eines nach den sokratischen Prinzipien gebildeten König-Generals entworfen.

Vielseitig sind die Forderungen, die danach an den tüchtigen Feldherrn gestellt werden. Er soll sich verstehen auf die Bewaffnung, Verproviantierung und die Anwendung der Mittel, um dem Feinde die Annäherung zu erschweren. Es ist bezeichnend für die Eignung der griechischen Sprache zur wissenschaftlichen Terminologie, daß sie alle die eben genannten Forderungen in ein einziges Wort zu fassen vermag. Der Feldherr soll ferner verstehen, die Geldmittel zur Kriegführung zu beschaffen, für die Gesundheit der Truppen zu sorgen, sie einzuüben und zu schulen, sich Achtung und Gehorsam bei ihnen zu verschaffen und die Kunst, den Feind zu hintergehen. Wie im einzelnen der Feldherr diesen Forderungen gerecht werden soll, das ist in der Kriegführung des älteren Kyros ausführlich geschildert, und die dazu nötigen Unterweisungen für den jungen Mann, der die Taktik gelernt hat, sind in Form eines Gespräches zwischen Vater und Sohn gekleidet. Abgesehen von Eigenschaften, die nicht gerade speziell für den Feld-

herrn charakteristisch sind, wird ferner auch Erfindsamkeit genannt und, was für unsere Anschauungen verwunderlich ist, das Verlangen ausgesprochen, daß der Feldherr etwas von der Wahrsagekunst verstehe, um nicht von den Aussprüchen der Priester abhängig zu sein, die vor der Schlacht die Opferschau vornehmen. Was also Sokrates im Gegensatz zu den Sophisten von dem Feldherrn verlangt, was derselbe lernen soll, dürfen wir als allgemeine militärische Bildung bezeichnen. Noch ist bei Xenophon diesen Forderungen nicht in einem Handbuch für die Praxis Ausdruck gegeben, ihm genügt die Romanfigur des Helden der Kyropädie, um der Nachwelt das Vermächtnis seines Lehrers zu übermitteln. In ähnlicher Weise, wenn auch nicht in der Form des Romanes, befassen sich die beiden Schriften „Ueber die Reiterei“ und „Ueber den athenischen Reiterbefehlshaber“, die eine mit der rationellen Pflege des Pferdes, die andere mit den Pflichten des Hipparchen, und auch hierauf bezüglich schlägt Xenophon Neuerungen vor.

Für den praktischen Gebrauch hat nach dem Schema des Sokrates Aeneas von Stymphalos alles das dargelegt, was der Feldherr wissen muß, durch ihn ist die Kriegswissenschaft unter dem Namen der Strategik als Lehre im engeren Sinn begründet worden; Xenophons Schriften bilden den notwendigen Uebergang von den dürftigen taktischen Unterweisungen der Sophisten und Hoplomachen zu diesem Werke. Unverkennbar ist in der Anlage und Einteilung von Aeneas' Werk, die sich ziemlich genau erkennen läßt, obschon uns nur mehr ein Abschnitt desselben erhalten ist, der Einfluß der sokratischen Begriffsbestimmung für den neuen Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung. In dem ersten Buche, dem „von der Armierung“, behandelte Aeneas Waffenlehre und Verproviantierung sowie die Mittel, dem Feinde Annäherungshindernisse zu bereiten. Das zweite umfaßte die Lehre von der Geldbeschaffung, das dritte Vorsichtsmaßregeln gegen verräterische Anschläge, das vierte enthielt Unterweisungen über militärische Beredsamkeit, wahrscheinlich Regeln, wie vor der Schlacht die Soldaten durch Ansprachen aufzumuntern und, wenn sie sich schlecht gehalten hatten, zu ermahnen und zu ermutigen seien. Im fünften Buche war die Taktik, im folgenden die Poliorketik, die Belagerungskunst, behandelt. Das siebente, das uns allein teilweise erhalten ist, war der Lehre von der Verteidigung gewidmet. In einem anderen Buche dieser Strategik waren das Lagerwesen, Wachposten- und Patrouillendienst dargestellt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß das Werk noch andere außer diesen sicher erkennbaren Abschnitten umfaßte.

Wie also die Philosophie sich eines wesentlichen Anteiles an dem Fortschritte rühmen darf, den dieses Werk für die Kriegswissenschaft bedeutet, so zeigen sowohl des Xenophon als des Aeneas Schriften noch nach einer anderen Seite Berührungspunkte mit der bisherigen Litteratur der Griechen. Wie von dem Feldherrn praktische Erfahrung verlangt, ja selbst die Erfindung von Kriegsmitteln und Kriegslisten erwartet wurde, so rechnet man andererseits zu den nötigen Bestandteilen seiner theoretischen Vorbildung die Kenntnis der Kriegsgeschichte. Aus ihr soll er die Lehre ziehen, wie man es im Wiederholungsfalle ähnlicher Situationen halten, was man, belehrt durch anderer Mißgeschick, vermeiden solle. Deshalb haben die beiden ältesten Kriegsschriftsteller der Griechen auch die Kriegsgeschichte mit zum Gegenstand ihrer Darlegung gemacht. Xenophon hat in seiner Schrift vom Staate der Lakedämonier eine historische Darstellung von den Einrichtungen gegeben, die diesem Staate zu Macht und Ansehen verholfen hatten. Nicht den geringsten Anteil daran schreibt er der militärischen Schulung und Gliederung seiner Bürgerschaft zu. Das beste, was wir über die ältere Hoplitentaktik der Griechen wissen, entnehmen wir dieser Abhandlung; ein Abschnitt über das Lagerwesen und die Befugnisse des Königs und seines Stabes vervollständigen das Bild des Militärstaates jener Zeit. Bei Aeneas zeigt sich die Anlehnung der neuen Wissenschaft an die historische Prosa in den zahlreichen Beispielen aus der Kriegsgeschichte der frühesten Vergangenheit wie der jüngsten Gegenwart, die der Verfasser zur Illustrierung der von ihm gegebenen Regeln einflicht.

Aber auch Erfindungen soll der Feldherr machen. Xenophon hat seine taktischen Neuerungen in der Anabasis mitgeteilt, und der Held seines Romanes macht deren mehrere. Die Erfindungen des Aeneas, soweit wir dies aus den geringfügigen Bruchstücken seiner Strategik beurteilen können, waren auf die Verbesserung des Geheimschriftwesens und der Telegraphie abgesehen.

Die Betrachtung des Inhaltes des einzigen längeren Fragmentes aus dem Werke des Aeneas läßt den Verlust der übrigen Teile aufs lebhafteste bedauern. In der Begrenzung aber, die durch die Erhaltung eines einzigen Abschnittes: „Verteidigung einer belagerten Stadt", bedingt ist, treten uns die Kriegführung der Griechen, wie die Stellung und Aufgaben ihrer Feldherren in den sechziger Jahren des 4. Jahrhunderts überaus deutlich entgegen.

Für die Verhältnisse, mit denen der Kommandant einer belagerten Stadt zu rechnen hatte, ist es sehr bezeichnend, daß eine

große Anzahl der Vorschriften, die Aeneas gibt, sich mit der Verhinderung verräterischer Anschläge befaßt. Wie ein eigener Abschnitt des ganzen Werkes diesem Thema im allgemeinen gewidmet war, so hat nach dem erhaltenen Traktat der Befehlshaber schon bei der Organisation der Verteidigungsmannschaft diese Eventualität ins Auge zu fassen. Er soll in dieselbe nur Leute aufnehmen, die mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden sind, und so sehr es Aeneas für nützlich hält, alle freien Plätze innerhalb der Mauer besetzt zu halten oder sie durch Gräben unzugänglich zu machen, so sieht er doch andererseits in dem Unterlassen dieser Vorsicht wieder den Vorteil, daß dann Verschwörer, die einen oder mehrere Plätze in ihre Hände bekommen haben, dadurch noch nicht im Besitze der ganzen Stadt sind.

Die fast überschlaue Betrachtungsweise an dieser und anderen Stellen zeigt deutlich, daß man die erfinderische listige Ueberlegenheit, die einen Charakterzug des griechischen Wesens ausmacht, auch ganz besonders von dem Feldherrn erwartete. Auch die historische Ueberlieferung hebt diese Eigenschaft an den Kriegshelden immer und gern hervor, selbst die von sokratischen Idealen erfüllte Philosophie des Xenophon findet sich mit dem Konflikt ab, der dadurch gelegentlich zwischen Moral und Kriegstüchtigkeit entsteht, indem sie lehrt, daß die Gesetze der ersteren dem Feinde gegenüber keine Gültigkeit hätten. Sogar die Poesie eines Aeschylos verherrlicht die Verschlagenheit des Themistokles und schildert mit Behagen, daß Xerxes, der Barbar, „eines hellenischen Mannes List" bei Salamis nicht durchschaut habe. Die Idealgestalt des griechischen Kriegshelden ist der kluge, mißtrauische und überlegene Rechner und nicht der großmütige, tapfere Kämpe und kühne Haudegen. So schildert auch unser Aeneas mit rechter Selbstgefälligkeit alle die klugen Mittel und Mittelchen, mit denen man die List des Gegners noch übertrumpfen kann, und erschöpft sich in Vorschlägen, wie man geheime Mitteilungen machen oder einem verräterisch gesinnten Thorwächter das Handwerk legen könne. Sehr eingehend sind daher, wenn auch von recht primitiven Verhältnissen zeugend, die Vorkehrungen geschildert, um ein nur scheinbares Verschließen der Thore oder das Durchschneiden des Sperrbalkens zu verhindern. Die diesbezüglichen Instruktionen des Aeneas für die Kommandanten berücksichtigen alle Details einer raffinierten Diebs- und Einbrecherpraxis.

Der Nutzen von Ausnahmsmaßregeln, von der Verkündigung des Belagerungszustandes ist unserem Autor vollkommen klar; sowohl nach innen der verräterischen oder unbotmäßigen Bürgerschaft

gegenüber, als auch gegen Einwirkungen von außen soll dem Kommandanten und seinen Untergebenen eine erhöhte Machtvollkommenheit zustehen. Zahlreich sind die mitgeteilten Bestimmungen, die von Zeit zu Zeit durch Heroldsruf bekannt zu machen sind. Aufhebung des Besitzrechtes wird demjenigen angedroht, der sich nicht auf Befehl in die Stadt begibt oder seine Erntevorräte dahin schafft, das Versammlungsrecht wird teils aufgehoben, teils beschränkt, selbst Schmausereien von Privaten sind verboten, das Hochzeits- und Leichenmahl ausgenommen. Das Briefgeheimnis wird aufgehoben, jeder abgehende und ankommende Brief wird einer Durchsicht unterzogen, ehe er dem Adressaten zugestellt werden darf. Niemand darf, ohne gemeldet zu sein, in einem Gasthaus einkehren, und sind die Herbergen nachts behördlich zu verschließen. Ausweisungen verdächtiger Fremder, Beschränkung des Verkehres und genaue Ueberwachung desselben durch Einrichtung des Paßwesens, Einführung einer Polizeistunde, nach der alle Kaufläden zu schließen und die Lichter auszulöschen sind, auch die Lockung zur Angeberei, indem Gelder für Denunzianten hinterlegt werden, erscheinen unter diesen Bestimmungen, die vielfache Analogien in modernen Verhältnissen haben. Andere Vorschriften zeigen wieder tiefgehende Unterschiede zwischen einst und jetzt.

In dem Buche über die Geldbeschaffung und die Regelung des Finanzwesens hatte Aeneas die Mittel angegeben, deren sich der Feldherr zu bedienen habe, um, ohne die reichen Bürger zu sehr zu drücken, doch das nötige Geld aufzubringen für die Unterstützung armer Leute in der Stadt, damit diesen kein Anlaß zur Unzufriedenheit geboten sei. Um die Einigkeit der belagerten Bürgerschaft zu fördern, rät der Verfasser Erleichterung oder Nachlaß der Zinsen für ausgeliehene Kapitalien, ja selbst Annullierung der Schuldbriefe überhaupt. Eine weitere Last erwächst den Begüterten in der patriotischen Verpflichtung, nach Maßgabe ihres Vermögens einen oder mehrere Söldner zu löhnen, falls man solcher bedarf; freilich sollte ein später erfolgender Steuernachlaß dem Einzelnen diese Auslage ersetzen.

Die Kriegsgeschichte des alten Griechenland enthält zahlreiche Beispiele, daß häufig bei der abergläubischen Geistesrichtung des gemeinen Mannes ein plötzlicher, grundloser Schreck das ganze Heer befiel, besonders des Nachts und nach erlittenen Niederlagen. Mit dieser Eventualität rechnet schon Thukydides und betrachtet ihr Eintreten und ihre Berücksichtigung als ebenso selbstverständlich wie irgend ein taktisches Manöver. Auch dagegen weiß Aeneas mancherlei anzuraten, und unter den verschiedenen Vorschlägen, um

diesen „panischen Schrecken“ zu beseitigen, erscheint auch der Befehl des Kommandanten, die Leute singen zu lassen. Wir kennen zahlreiche Beispiele abergläubischer Feldherren aus dem griechischen Altertum, und selbst Xenophon redet dem Brauche das Wort, Träume des Kommandanten oder anderer und vor allem das Ergebnis der Opferschau als maßgebend für die Ausführung oder Unterlassung kriegerischer Operationen zu betrachten. Hierauf bezüglich scheint Aeneas durchaus frei und unbeirrt gewesen zu sein, ja er verlangt sogar Einschränkung der freien Religionsübung im Kriegsfall, wenn durch die Abhaltung von Festfeiern außerhalb der Stadt deren militärische Sicherung bedroht scheinen könnte.

Wie diese, so zeigen auch die Vorschriften über den Wacht- und Patrouillendienst, die Zusammensetzung und das Vorgehen der Ausfallsmannschaften, über die Besetzung der Mauern und ihre Verteidigung gegen feindliche Annäherungsversuche und Kriegsmaschinen, die Abhandlung über Parole und Losung und ähnliche rein militärische Vorkehrungen das deutliche Bestreben des Verfassers, seinen Gegenstand nach allen Richtungen möglichst zu erschöpfen, alle Möglichkeiten des praktischen Bedarfs auszudenken und überall das geeignete Mittel zu empfehlen. In diesem Bestreben sieht man, wie in der früher dargelegten Disposition des Buches, die Wirkung des sokratischen Einflusses auf die Entwickelung der Militärwissenschaften. Wie Xenophon, wo er auf die Eigenschaften zu sprechen kommt, die der Feldherr besitzen soll, sich zu einer ihm sonst fremden rhetorischen Häufung der Beiwörter versteigt, mit denen er den General in seines Lehrers Sinn charakterisieren will, so hat Aeneas mit seinen sich nimmer erschöpfenden Einwänden und Ratschlägen selbst für griechische Begriffe das Maß des in einem Lehrbuche Zulässigen überschritten, und vollends uns macht der nach seinem Werke gebildete Feldherr etwas stark den Eindruck des Universalgenies.

Die griechischen Kriegswissenschaften sind denn auch in ihrer weiteren Entwickelung, soweit wir aus den erhaltenen Resten sehen können, zu einer Spezialisierung ihres Gegenstandes gelangt. Die reichen Erfahrungen, die man sammelte, die Einführung des Kampfes mit gemischten Waffen, der, von Anfängen auf griechischem Boden ausgehend, durch Alexander und seine Generale ausgebildet wurde, die großen Errungenschaften derselben Zeit für den Belagerungskrieg und das Geschützwesen haben zu einer Teilung auch in der wissenschaftlichen Behandlung geführt. Die aus späterer Zeit erhaltenen Werke befassen sich entweder mit der Theorie der griechisch-makedonischen Taktik oder mit der Beschreibung von Geschützen

und Belagerungsmaschinen. Erst die byzantinische Gelehrsamkeit hat wiederum Arbeiten umfassenden Inhalts geliefert, die aber Ergebnisse bloß häuslicher Studien und ebenso trocken und unfruchtbar sind, als des Aeneas Strategik unmittelbar und anschaulich abgefaßt ist.

Wenn Aeneas in seiner alles erwägenden Art unseren Vorstellungen nicht ganz zu entsprechen vermag, so darf man, um sich den richtigen Maßstab für die Beurteilung seines Buches zu bewahren, nicht vergessen, daß die antike Bildung, mit ihrem geringeren Inhalte gegen die moderne gehalten, weitaus universeller war. Was uns heute ein dilettantisches Umhertasten in allen möglichen Berufszweigen erscheint, das vermochte die antike Bildung noch erschöpfend zu umfassen. Sokrates, dessen in diesen Zeilen wiederholt gedacht wurde, verstand es, Speer und Schild als tapferer Soldat zu handhaben, vielleicht auch den Meißel zu führen; er war, wie Aussprüche in den Schriften seiner Schüler zeigen, unterrichtet über die Technik der verschiedensten Handwerke und Künste und hat sich mit der Lösung der tiefsinnigsten philosophischen Probleme befaßt. Daher wird es den Athenern auch nicht so sehr zum Vorwurfe gerechnet werden dürfen, wie es uns Modernen scheint und von uns geschehen ist, daß sie ihren größten tragischen Dichter, Sophokles, zum Strategen gegen Samos gewählt und ihm Wohl und Wehe einiger tausend Landeskinder anvertraut haben.

Die Fachbildung, mag sie noch so eingehend und gründlich sein, kann doch niemals alle Vorkommnisse des praktischen Bedarfes erschöpfen, die augenblickliche Situation hat oft schon den tüchtigsten Spezialisten ratlos gefunden. Die griechische Kriegswissenschaft hat, sobald sie auf eigenen Füßen zu stehen begann, den Versuch gemacht, ihre Lehre auf die breiteste Grundlage zu stellen, sie bezeugt damit ihre Abstammung von der griechischen Philosophie. Heute, da die Fachbildung immer mehr und mehr zur Spezialisierung drängt, da sie schon ernstlich die allgemeine Bildung zu bedrohen beginnt, schien es nicht unpassend, ihrer Entstehung und Anfänge in einem besonderen Falle zu gedenken; es möchte sich daraus eine nicht unwichtige Korrektur der Anschauungen unserer Zeit ergeben. Wir sind in Ueberschätzung des eigenen Wertes nur zu geneigt, die Auffassungen der Vergangenheit gering zu achten und in Leistungen wie die Strategik des Aeneas von Stymphalos bloße Kuriositäten zu erblicken; wir können aber, trotzdem wir es „so herrlich weit gebracht" haben, in gewissem Sinne auch aus diesem Buche noch lernen.

---

# Trapezunt und seine Bedeutung in der Geschichte.

Von

William Fischer.

Es sind gerade vierzig Jahre her, seit der Münchener Professor Jakob Fallmerayer seine Fragmente aus dem Orient schrieb. Fallmerayer war keiner von den gewöhnlichen Durchschnittstouristen, er tauchte seine Feder in den Strom einer großen historischen Erinnerung, und jede Fiber seines Herzens fand am Südgestade des Schwarzen Meeres einen Anklang an sein Heimatland. Nur ein Sohn der Tiroler Berge, dessen Jugend unter dem Rauschen gewaltiger Tannen und in der frischen freien Luft himmelanstrebender Berge dahingeflossen, konnte so glühende, so lebensvolle Schilderungen von einem Lande entwerfen, das seiner Heimat in so mancher Hinsicht ähnelte. Franzosen, Engländer, Deutsche haben in neuerer Zeit Trapezunt und das umliegende Wald- und Bergland besucht, keiner kommt dem poesievollen Pinsel Fallmerayers, des Defreggers unter den reisenden Gelehrten, auch nur annähernd gleich.

Schon im Mittelalter hat Trapezus seine Bewunderer gefunden: Griechen, Lateiner, Araber, Deutsche, alle schwärmen gleicherweise von der prachtvollen Lage und Umgebung der herrlichen Stadt. Die alten Griechen hatten ein feines Gefühl für die Schönheiten der Natur, die Sophokleische Schilderung des Haines von Kolonos wird klassisch bleiben, solange eine Menschenbrust noch atmet. Man hat es den „grämlichen und finsteren" Byzantinern mehr oder weniger abzusprechen versucht. Wer aber je die Lobreden der beiden Trapezuntiner auf ihre Vaterstadt gelesen hat, des Nomophylax in Byzanz, Joannes Eugenikos, und des berühmten Humanisten, Philosophen und Bibliophilen, Kardinal Bessarion,

der wird ganz anderer Meinung sein; ja sogar ein von den Genüssen und Herrlichkeiten Konstantinopels so übersättigter Hofmann wie der Polyhistor Michael Psellos gerät in Entzücken, wenn er von der Geburtsstadt seines Freundes Joannes Xiphilinos spricht, eines der größten Patriarchen von Byzanz. Der Stadt zweier Welten, Byzanz, welche zu allen Zeiten durch ihre Lage wie durch ihre Pracht das Staunen der Besucher erregte, ist während des ganzen Mittelalters nicht so glänzendes Lob zu teil geworden, wie Trapezus. Und mit den Griechen wetteifern der Italiener Pegolotti, der stolze Kaufmann der norditalischen Republik, und der Kastilianer Ruy Gonzalez Clavijo, der Gesandte am Hofe der Mongolen-Chane zu Samarkand. Und auch der Deutsche fehlt nicht; freilich ist es kein reicher Kaufmann, denn soweit erstreckte sich der deutsche Handel infolge des eifersüchtigen Konkurrenzneides der verschmitzten Italiener im Mittelalter nie, es ist auch kein Diplomat, sondern ein fahrender Abenteurer, ein biderber Landsknecht aus dem Lande der Bajuwaren, der sich in fremdem Dienste drüben im Orient herumschlug, der Knappe Schiltberger; aber seine Schilderungen sind von um so größerer Frische und Wahrheit, je einfacher sie sind.

Es wäre eine dankbare Aufgabe, aus den Lobreden des Eugenikos und Bessarion und aus den Schilderungen der verschiedenen Reisenden, welche die Stadt und das Land zu verschiedenen Zeiten besucht haben, ein Bild von Trapezus und seiner Umgebung zusammenzustellen, aber so verlockend sie ist, ich wende mich von ihr hinweg, um mein Augenmerk den Schicksalen dieser wunderbaren Stadt zu widmen, die zu allen Zeiten der Weltgeschichte nicht ohne, in manchen sogar von sehr großer Bedeutung gewesen ist und in der Gegenwart einer neuen Blüte entgegenzugehen scheint.

In graue Vorzeit hinauf reicht die Verbindung der Griechen mit den Küstenbewohnern des „gastlichen" Meeres. Jedermann kennt die Sage von den Argonauten und dem Lande Kolchis, die Sage von Iphigeneia und Tauris. Noch früher aber als die Griechen haben die ältesten morgenländischen Seevölker das Schwarze Meer erreicht und die Südküsten desselben kolonisiert. Hier strömten die Warenzüge aus Assyrien und Indien zusammen. Sinope, unweit der Mündung des Halys gelegen, war jedenfalls eine assyrische Kolonie, und Phönizier und Karier waren die Völker, welche von da aus die asiatischen Waren nach dem Westen schafften. Das Küstenland selbst bot reichlich Produkte für einen ausgedehnten Handel dar, da grünten der Oelbaum und der Weinstock in nie gesehener Ueppigkeit, die unerschöpflichen Wälder boten

Schiffsbauholz in reichster Fülle, in den Bergen schürfte man Eisen und verarbeitete es zu Stahl, das Meer lieferte den köstlichen Thunfisch, und schöngewachsene Sklaven waren in den Harems der asiatischen Großen ein begehrter Artikel.

Jenen Völkern folgten die Griechen, allen griechischen Städten aber schritt das gewaltige Miletos voran, die Mutter von etwa 80 Pflanzstädten an den Gestaden der europäischen Meere. Am Schwarzen Meere verdankten fast alle Kolonien ihr Dasein dieser Stadt. Die bedeutendste derselben war Sinope, aber jedenfalls ist diese Kolonie nicht eine vollständig neue Gründung, sondern Sinope ward von den Griechen den früheren Völkern abgerungen. Aehnlich wird es mit Trapezus gewesen sein, welches nach dem Berichte des Xenophon, des ältesten griechischen Schriftstellers, welcher dasselbe erwähnt, von Sinope aus um die Mitte des 8. Jahrhunderts gegründet worden sein soll, des Xenophon, welcher dort nach langem Umherirren mit dem Reste der zehntausend Griechen ans ersehnte Meer gelangte. Die Männer aber, welche sich dort zuerst ihr Heim erbauten, besaßen in jedem Falle einen sicheren handelspolitischen Blick; denn kein Punkt an der ganzen Südküste bot einen günstigeren Hafen, an keinem liefen mehr Straßen von verschiedenen Völkern her zusammen als gerade in Trapezus. Wenn auch zu Xenophons Zeit Trapezus noch Tribut an Sinope bezahlte, wie auch Kotyora und Kerasos, es war doch trotzdem schon eine bedeutende Handelsstadt.

Der Fall von Sardes durch den Achämeniden Kurusch „war ein ungeheures Ereignis für die gesamte Griechenwelt". Mit der Unterwerfung der kleinasiatischen Griechen unter das Perserreich wurde jedenfalls auch Trapezus ein persischer Hafen. Als aber der Zug der zehntausend Griechen die Schwächen des mächtigen Barbarenreiches klargelegt hatte, da ergriff der Makedonierkönig, damals das Haupt Griechenlands, den Gedanken eines Rachezuges. Alexander war der Mann des Schicksals, dem der große Wurf gelang. Nach dem Siege am Granikos waren, Miletos ausgenommen, alle griechischen Kolonien vom Perserreiche abgefallen, auch Pontos hatte sich ihm ergeben, Trapezus allein, so scheint es, wandte sich dort dem Eroberer nicht zu, es erwarb sich Unabhängigkeit. So rasch es zusammen erobert war, so rasch zerfiel wieder das Weltreich Alexanders des Großen.

In Pontos riß ein eingeborenes Geschlecht, welches sich der Abstammung von den Perserkönigen rühmte, die Königswürde an sich, und Sinope wurde die Residenz dieser Despoten. Der echteste Typus derselben tritt uns in dem bekannten Mithradates VI.

entgegen. Als das ländergierige Rom seine Blicke auf die Erwerbung des reichen Kleinasien gewandt, wurde dieser das Haupt der nationalen Reaktion des Orients gegen den Occident. Lukullus, der berüchtigte Schlemmer und Geldprotz, brachte — so wird erzählt — von seinen Kriegszügen jenen Baum mit nach Italien, welcher von der Stadt Kerasos seinen Namen hat. Dem großen Pompejus erst gelang es, Pontos zu erobern, das in allen Perioden der Geschichte gegenüber fremden Eroberern seine Selbständigkeit zu behaupten suchte.

Als die Mithradatische Macht zusammenbrach, errang sich Trapezus eine selbständige Stellung. Man kennt aber das diplomatische Verfahren Roms in der Behandlung zu unterjochender Völker. Trapezus war schon damals eine starke Festung, und Rom besaß keine Flotte im Schwarzen Meere, die stark genug gewesen wäre, die mächtige Handelsstadt zu bezwingen; denn Trapezunt konnte sich außerdem noch rasche Hilfe von den Nachbarvölkern der Iberer, Alanen, Kolchier und der in unzugänglichen Bergen hausenden Tzanen, der Montenegriner Kleinasiens, verschaffen. Rom aber konnte auf die Dauer Trapezus nicht missen, umgekehrt aber auch nicht Trapezus Rom; denn es lag im eigensten Interesse der Handelsstadt, dem größten Freihandelsgebiete der damaligen Welt anzugehören. Da zeigte die aristokratische Kaufmannsrepublik eine politische Klugheit großen Stils, sie schloß mit dem damals schon monarchischen Rom einen Freundschaftsbund, der für beide Teile gleich ersprießlich war. Trapezus behielt seine Selbständigkeit und blühte infolge der neuen Konstellation der politischen Verhältnisse fröhlich empor, es rivalisierte mehr und mehr an Einfluß mit dem älteren Sinope. Der Kaiser Hadrian, dessen Fürsorge auch die entferntesten Provinzen spürten, baute Trapezunt sogar einen Winterhafen, ein deutliches Zeichen, wie der dortige Handel sich gehoben. Allmählich aber war, wie dies im Verlaufe der römischen Geschichte immer geschah, aus der Bundesgenossin eine Unterthanin geworden, nichts hatte es dabei verloren, als seine Freiheit! Im 4. Jahrhundert nach Chr. nennt es der griechische Schriftsteller Zosimos eine große und volkreiche Stadt, welche einen doppelten Kranz von Mauern besaß, ein Beweis, für wie wichtig man diese Stadt in strategischer Beziehung hielt, aber auch dafür, daß die reiche Handelsstadt sich fortwährend unsicher vor den umliegenden räuberischen Bergvölkern fühlte. Aus der notitia dignitatum, einem statistischen Handbuch der Verwaltung des römischen Reiches, wissen wir, daß Trapezus eine der bedeutendsten Garnisonen in Vorderasien hatte, daß es ein Haupt-

waffenplatz der Römer schon im 4. Jahrhundert war, und da die Pontosflotte abwechselnd in Byzanz, Kyzikos und Trapezus stationierte, auch damals schon ein Hauptkriegshafen war. Und doch war es gerade um diese Zeit, daß es, wenn auch nur vorübergehend, von gotischen Scharen von dem kimmerischen Bosporos her eingenommen und geplündert wurde.

Noch vor dem großen Justinian und seinen Nachfolgern scheint es wieder etwas gesunken zu sein. Wäre es damals von hervorragenderer Bedeutung gewesen, so würde es Justinian gewiß zur Hauptstadt des neuen Thema Pontos Polemoniakos gemacht haben, und nicht Neokäsareia. Wahrscheinlich war daran der Umstand schuld, daß der eine große Karawanenweg, auf welchem die chinesische Seide ins byzantinische Reich gebracht wurde, von Turkestan und dem bucharischen Tieflande nach Artaxata am Araxes und Nisibis in Mesopotamien, den beiden Hauptstapelplätzen für Seidenwaren in damaliger Zeit, und von da aus nach Syrien oder durch Kleinasien ging, während er früher vom Araxes aus die Richtung nach dem Phasis und dem Schwarzen Meere eingeschlagen hatte, sodann daß ja eben Justinian das byzantinische Reich von der Einfuhr chinesischer Seide und von dem persischen Zwischenhandel dadurch zu befreien suchte, daß er die Seidenraupenzucht in seinem Reiche einführte — der Hauptsitz dieser Industrie wurde Syrien — und auf ausländische Seide einen so großen Zoll legte, beziehentlich die Einfuhr sogar verbot, daß das byzantinische Staatsmonopol den Seidenzwischenhandel ganz lahmlegte und so manche Handelsstadt schwer schädigte, die bisher von diesem Handel großen Gewinn gezogen.

Das oströmische Reich hatte vom alten römischen Reiche eine schlimme Erbschaft übernommen. Wie Rom unaufhörlich mit den Parthern zu kämpfen hatte, so lähmte Ostroms Kräfte der Kampf mit dem Perserreiche der Sassaniden von Madâin. Zu Zeiten besaßen dieselben fast ganz Kleinasien. Erst der Held Heraklios brachte den Byzantinern die verlorenen Provinzen wieder. Wenn um diese Zeiten der Handel von Trapezus eine Einbuße erlitt, so sind es doch gerade diese Kriege, welche ihm zu einer Bedeutung verholfen haben, die es nie wieder verloren hat. Von da ab wurde es und blieb es ein Hauptwaffenplatz, eine Hauptgrenzfeste des byzantinischen Reiches. Ein Blick auf die historische Karte lehrt schneller als alle Worte, nach welchen Seiten und Völkern hin Trapezus die Grenzwacht hielt.

Byzanz aber erfreute sich im Orient kaum einiger Jahre Ruhe. Da brachen die wilden Söhne der Wüsten Arabiens, durch den

neuen Glauben Muhammeds aus einzelnen sich bekriegenden Stämmen zu einer Nation zusammengeschweißt und zu wilder Eroberungsgier entfacht, in die Grenzen des vielbedrängten und doch so zähen Reiches ein. Es war wahrlich auch ein Unglück für Byzanz, als der König des neupersischen Reiches, Jezdedscherd III., 640 bei Nehawend den Thron verlor. Nachdem aber die „Blütetage des islamitischen Fanatismus vorüber waren," wurde aus den Arabern bald ein Kulturvolk ersten Ranges. Das bewirkte die Berührung und Vermischung mit den unterjochten, von einer alten Kultur zehrenden Völkern. Rasch entwickelte sich zwischen den verschiedenen Völkern ein friedlicher Verkehr, das „Geschäft" ließ alle religiösen und ethnographischen Verschiedenheiten auch hier schwinden, und in allen arabischen und byzantinischen Handelsstädten wimmelte es von Kaufleuten beider Völker.

Im Anfange des 8. Jahrhunderts wurde unter Kaiser Leo III. die große Neuorganisation der Verwaltung des Reiches vollendet. Die neuabgegrenzten Provinzen, Themata genannt, waren alle militärisch organisiert, an ihrer Spitze stand ein General, in dessen Händen die ganze Verwaltung zusammenlief; in den entlegeneren Grenzprovinzen, die häufigeren Angriffen der Feinde ausgesetzt waren, war es ein Dux, also ungefähr ein „Herzog", er hatte eine höhere Würde als die andern Provinzialgouverneure, einmal weil er mit besonderen Vollmachten ausgestattet war, sodann weil er häufiger als die andern in der That das Heer gegen den Feind führen mußte. Die bisherige Provinz Pontos Polemoniakos wurde in das Thema Chaldia verwandelt. Dieser Name wurde von der dort wohnenden Völkerschaft der Chaldier hergenommen, der wahrscheinlich mit dem bekannten Namen der Chaldäer zusammenhängt. Für Trapezus wurde die neue Organisation epochemachend; denn es wurde die Hauptstadt der neuen Provinz. Von dieser Zeit ab blieb es der militärische, politische und kommerzielle Mittelpunkt von Chaldia. Trapezus hatte die Aufgabe, das Reich zu schützen vor dem Ansturme der immer kampfbereiten Völkerstämme des Kaukasus, besonders der Lazen und Iberer, später Georgier genannt, die schon seit Jahrhunderten lüstern nach dem wertvollsten Hafen am Schwarzen Meere ausschauten, während umgekehrt die Byzantiner seit Justinians Zeiten sich Georgien erobern wollten, der Araber und der andern islamitischen und asiatischen Eroberungsvölker. Trapezus ward deshalb immer mehr die stärkste Land- und Seefestung, die das Reich im Osten hatte, und war nach ersterer Seite hin infolge seiner äußerst günstigen Lage fast uneinnehmbar. Der Kaiser Basileios „der Bulgarentöter"

war es, dem Trapezus in dieser Hinsicht das meiste zu danken hatte.

Die Stadt hatte sich denn nun auch häufig genug zu verteidigen, bald erschien dies, bald jenes Volk vor ihren Thoren. Um die Mitte des 11. Jahrhunderts aber herrschte an den süßen Gewässern ein jämmerliches Geschlecht, die Dukas, welche durchaus unkriegerisch Staat wie Heerwesen auf das elendeste verfallen ließen. Die unkluge Unterjochung des Reiches Großarmenien öffnete den Selguken die Thore Vorderasiens. Die Schlacht von Zareh oder Manzikiert 1071, in welcher der Held Romanos Diogenes IV. auf tragische Weise dem Alp Arslan erlag, entschied jedenfalls auch über das Schicksal von Trapezus. Es muß damals in die Hände der Selguken gefallen sein. Freilich blieb es nicht sehr lange in denselben. Theodoros Gabras, „ein durch Klugheit und Tapferkeit alle überragender Mann,“ wie ihn die bedeutendste Geschichtschreiberin des ganzen Mittelalters, Anna Komnena, des Kaisers Alexios I. Tochter, nennt, ein Chaldier, befreite die Stadt von den Feinden. Der Lohn für diese kühne That war die Fürstenkrone von Trapezus, Gabras gründete ein unabhängiges Fürstentum Trapezus. Kein Wunder, Byzanz hatte nichts gethan, konnte nichts thun, die Stadt den Selguken zu entreißen. Die byzantinische Verwaltung dieser Zeit war so schlecht wie möglich; unerträglicher Steuerdruck und beamtliche Willkür saugten die Provinzen aus, „der Himmel ist hoch, und der Czar ist weit“, dies russische Sprichwort gilt für die damalige Zeit des byzantinischen Reiches. Die bäuerliche Bevölkerung hatte kleine Dynastengeschlechter auf dem Nacken sitzen, die sich wie souveräne Herren geberdeten, die Bevölkerung der Berge, die sich gleich hinter Trapezus in die blaue Luft erheben, hatte zu jeder Zeit die byzantinische Herrschaft wie ein schweres Joch ertragen, in ihr flammte der ererbte Freiheitssinn mächtig empor. Es lag näher, dem kühnen Führer, der die Feinde vertrieben, dem Landsmann zu gehorchen als einem verhaßten byzantinischen Beamten von fernher. So ward Trapezus frei von Byzanz. Bis an sein Ende wußte sich Gabras unabhängig zu erhalten, ein gefürchteter Feind, dem Alexios I. mit Waffen nicht entgegenzutreten wagte. Obwohl der Kaiser alle Minen byzantinischer Diplomatie springen ließ, das wichtige Trapezus und Chaldia wieder dem Reiche einzuverleiben, so wurde es doch erst wieder nach Gabras' Tode byzantinisch und zwar noch unter Alexios, um kurze Zeit darauf, wenn auch nicht auf lange, noch einmal eine selbständige Rolle unter Gregorios Taronites zu spielen, den der Kaiser

selbst als Dux dorthin geschickt hatte, sodann unter einem zweiten Gabras. Am Ende des 12. Jahrhunderts ist aber Trapezus wieder byzantinisch.

Bis in das 7. Jahrhundert war für den byzantinischen Handel nach der Levante Syrien die wichtigste Provinz gewesen; aber in eben dieser Zeit verloren die Byzantiner es an die Araber. Von da an werden die Haupthäfen an der Südküste des Schwarzen Meeres die Stapelplätze für denselben. Die Araber waren keine Zerstörer der Kultur, sie förderten sie vielmehr, besonders die Abbasiden. Das semitische Blut hat eine besondere Begabung für den Handel. Die Araber rissen den ganzen Handel nach dem mittleren Asien an sich. Bagdad, die prachtvolle Schöpfung der Abbasiden, wurde das Zentrum des arabischen Welthandels. Von da aus liefen gut unterhaltene Handelsstraßen, manche von ihnen schon seit uralten Zeiten gangbar, nach allen Enden der asiatischen Welt. Unter den Häfen am Schwarzen Meere aber war der nach jeder Seite hin günstigste der von Trapezus. Seit dieser Zeit überflügelt Trapezus alle andern an derselben Küste gelegenen. Trapezus wird hauptsächlich die Stadt, in der die Griechen ihre Waren aus den Händen der Araber entnahmen, und von da aus gingen sie dann nach den drei großen europäischen Emporien Konstantinopel, Thessalonike und Cherson. Was ersteres am Bosporos war, wurde Trapezus am Schwarzen Meere: eine Königin der Städte. So nennen es zwei Schriftsteller des 11. Jahrhunderts, der Erzbischof Joannes Mauropus von Euchaita und Michael Psellos.

Die Rührigkeit und Klugheit ihrer Bewohner, die übrigens im ganzen Orient durch ihre Schönheit berühmt waren und in den orientalischen Märchen deshalb stehende Figuren sind, machten die Stadt, abgesehen von den günstigen politischen Verhältnissen, groß und mächtig. Trapezus pflegte außerdem eine alte Industrie, seine Gewebe aus Leinen, Wolle und Seide waren wie die persischen im ganzen Orient gesucht. Noch heutigentages ist die dort gefertigte Leinwand berühmt. War so Trapezus auch Fabrikstadt, so lag doch seine Hauptbedeutung in seinem Handel. Die Waren des Occidents wie des Orients strömten dort zusammen. Von ersterem her führte der Weg zur See, und im mastenreichen Hafen von Trapezus lagen die großen Kauffahrteischiffe aus jenen großen Emporien wie die kleinen Schiffe der benachbarten Küstenvölker, nach dem letzteren eine Anzahl von Handelsstraßen, die jahraus jahrein von langen Karawanenzügen belebt waren. Ich nenne einige: die eine führte nach dem Phasis und dem Kaukasus, die

andere über die Hauptstation Erzerum nach dem Araxes, Kur und dem Eisernen Thore bei Derbend, oder von Erzerum nach Tauris, eine andere nach Sebasteia am Halys und von da über den Taurus nach dem Mittelländischen Meere, eine vierte nach den Ländern am Euphrat und Tigris. Zwei arabische Geographen des 10. Jahrhunderts nennen Trapezus einen bedeutenden Stapelplatz. Masudi berichtet, Trapezus habe jährlich mehrere Messen, wo außer Cirkassiern viel Muselmanen, Byzantiner, Armenier und andere Kaufleute zusammenkämen, und Isstachri erzählt: „Trabesonde ist die Grenzstadt der Griechen; unsere Kaufleute begeben sich alle an diesen Ort. Alle Stoffe aus griechischen Fabriken und aller Brokat, der in die Länder des Islam kommt, nimmt den Weg über Trabesonde." In der That, Trapezus war ein Hauptstapelplatz des orientalischen Handels. Da waren in den großen Karawanseraien aufgestellt die Kunstprodukte und mancherlei Waren der Balkanhalbinsel, besonders des gewerbreichen Byzanz, dessen Brokat in allen Ländern des Islam sehr begehrt war, und feines Pelzwerk aus den nordischen Ländern. Da schüttete der Orient die ganze Fülle seiner Pracht aus. Das glückselige Indien bot Spezereien, Gewürze, Parfüme, Elfenbein, feine baumwollene Gewänder und Teppiche, Ceylon und Golkonda edle Steine und Perlen, das Reich der Mitte brachte die am byzantinischen Hofe so sehr begehrten schwerseidenen Prachtgewänder, die die griechische Seidenindustrie doch nicht in der unübertrefflichen Güte liefern konnte, Mingrelien lieferte Hanf und Honig, Bagdad und Kahira kostbare Goldstoffe, Trapezus selbst neben seinen Webstoffen Weine und eingesalzene Fische, die Berglandschaften dahinter Alaun, ein von den Färbern sehr begehrtes Material, und Eisen und Stahl, der zu Waffen verarbeitet wurde. Da feilschte der Cirkassier mit dem Araber, der Russe mit dem Armenier, der Grieche mit dem Perser, der Syrer mit dem Iberer, der Abasge mit dem Turkmanen. Es trug infolgedessen das Gepräge einer internationalen Stadt mit all ihren Eigentümlichkeiten und Lastern. Neben dem Palast des reichen Händlers stand die ärmliche Hütte des Webers, neben dem gläubigen Griechen diente der Feueranbeter aus Persien, jeder nach seiner Weise, der Gottheit, neben der tollsten Weltlust wohnte die entsagende Askese, bei einigen hundert Schritten schallten dem stillen Wanderer die Sprachen der verschiedensten Länder entgegen. Und diese Stadt lag in einer nicht bloß reizenden, sondern auch äußerst fruchtbaren Gegend. In reichster Fülle wogte goldener Weizen auf den Gefilden. Auf den Bergen, die sich hinter der Stadt terrassenförmig erheben, reihten sich Feige,

Olive, Kirsche, Zitrone, Lorbeer, Myrte, Maulbeerbaum und Weinstock an Weinstock, und dieser in solcher Ueppigkeit, daß kaum ein Mann die Reben umfassen konnte. Und über all dieser Pracht und Herrlichkeit der Natur, über all dem bunten Völkergewimmel in den reichgefüllten Bazars und im geräumigen Hafen blaute der südliche Himmel mit dem reinsten Aether, den See und Gebirge erzeugen konnten.

Der historische Prozeß der endgültigen Auflösung des byzantinischen Reiches nahm seinen Anfang unter dem Kaiser Andronikos Komnenos. Das ist eine für diese Zeit und dieses Reich typische Gestalt, vor seiner Thronbesteigung ein abenteuernder Ritter von demselben Schlage, wie ihn das Abendland erzeugte, nach derselben ein grausamer Wüterich. Mit Hilfe der Massen gelangt er auf den Thron, in ihrem Interesse treibt er die feudalen Geschlechter zu Paaren — der Feudalismus ist eine geschichtliche Erscheinung, die sich auch im Orient im Laufe der Dinge, ganz unabhängig vom Abendlande, ausbildete — und räumt alle Gegner einer straffen zentralisierenden Herrschaft aus dem Wege. Aber Andronikos hat den Verlust von Cypern nicht verhindern können. Cypern ward unter einem andern Komnenen selbständig, und Cypern war die Hauptstation aller Mittelmeerfahrer, es war der Schlüssel für die syrischen Häfen und bildete das große Eingangsthor sowohl für den Handel nach den Euphratländern wie nach den Häfen am Schwarzen Meere. Und wenige Jahre nachher fiel es in die Hände des Königs Richard Löwenherz, der es dem durch die Schlacht bei Hittin von dem ägyptischen Sultan Selaheddin vertriebenen Könige von Jerusalem, Veit, aus dem fränkischen Hause der Lusignans, überließ.

Unter dem jauchzenden Gejohle des Pöbels von Byzanz, der heute Hosiannah! morgen Kreuzige ihn! schrie, wankelmütig, grausam und blutgierig wie kein anderes Volk der Welt, ward Andronikos von Isaak Angelos gestürzt. Die goldene Zeit von Byzanz war dahin, als man die Leiche des zu Tode gemarterten Kaisers in ein Gewölbe der Rennbahn warf. Das Geschlecht der Komnenen hatte den Zerfall des Reiches ein Jahrhundert lang hinausgeschoben, das der Angeli hat es in der kurzen Zeit von 1185—1204 fertig gebracht, daß die älteste Monarchie der Christenheit, der glänzendste Thron der Welt ruhmlos zu Grunde ging. Die Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, die von einer unglaublichen Roheit und Zerstörungswut begleitet war, fällt im letzten Grunde ihnen zur Last.

Vier große Trümmer bildeten sich aus dem Reiche Justinians

des Großen, dem schon vor der Zeit der Komnenen ein großer Teil Vorderasiens durch die Selguken und Turkmanen verloren gegangen war. Diese waren das sogenannte lateinische Kaisertum unter dem Franken Balduin, das Reich Epirus und Thessalonike unter Michael Angelos, das Reich von Nikäa unter Theodoros Laskaris, endlich das Reich Trapezus unter Alexios I. Komnenos.

Von diesem Geschlechte waren 1185 nur zwei männliche Glieder übrig geblieben, die Enkel des Andronikos, Alexios und David. Diese waren in Byzanz heimlich erzogen worden. Als die Lateiner dann gegen die Angeli zogen, entflohen sie zu der Königin Thamar von Georgien, einer Verwandten. Dem Kopfe dieser hochbegabten Frau entsprang wohl der Gedanke, das alte Komnenenreich wieder aufzurichten. Das war aber bei den damaligen Verhältnissen nur möglich von Kleinasien aus. Gelang es hier festen Fuß zu fassen, dann konnte man von hier aus wieder Konstantinopels Herr werden, mochte es nun in den Händen der Angeli oder der Kreuzfahrer sein. Die Gelegenheit war so günstig wie möglich. Drüben am Bosporos lag Byzanz in den letzten Zügen, „ein kranker Mann". Die mutmaßlichen Erben der Krone Konstantins des Großen waren die Venetianer. Aber diese Lateiner waren jedem orthodoxen Griechen verhaßter als der Tod, die Nobili am Rialto vollends waren die Todfeinde der kleinasiatischen Küstenstädte; denn diese fürchteten, daß die stolze Lagunenstadt den ganzen Handel im Schwarzen Meere und in Vorderasien an sich reißen würde. Von Georgien aus lagen die Häfen am Schwarzen Meere am nächsten. In der Südostecke desselben aber konzentrierte sich der Kern des ganzen Griechentums, dort lagen die reichsten und mächtigsten Städte, da lebten auch noch zum Ueberfluß die alten nationalen Aspirationen von Unabhängigkeit und Selbständigkeit fort, welche die Pontier so oft schon zum Abfall von Byzanz getrieben hatten. Ein Angriff auf Trapezus erschien demnach nicht erfolglos. Es galt nur so rasch als möglich zu handeln; denn es lauerten auf das reiche Erbe des Kaisertums in Kleinasien noch andere, und für die Georgier war doch immerhin die griechische Herrschaft noch wünschenswerter als etwa die venetianische, selgukische oder mongolische. Gelang es auch nur, die Küste den Griechen zu erhalten, so bildete dies Land eine Vormauer für die Georgier, vielleicht auch, daß sich dann, wenn die Wiedereroberung Konstantinopels nicht gelang, — und das war vor der Hand so schnell nicht abzusehen, — ein bedeutender Einfluß auf die politischen wie merkantilen Verhältnisse des neuen Reiches gewinnen ließ. Freilich wäre nicht gerade Thamar Königin gewesen, so würden wohl die

Georgier selbst die Hand nach Pontos ausgestreckt haben, nach welchem sie schon so lange gestrebt hatten, wie denn nach Thamars Tode sofort das alte feindliche Verhältnis zwischen den beiden Völkerschaften wieder eintritt. Thamar rüstete ein starkes Heer aus, die beiden jugendlichen Komnenen stellten sich an die Spitze desselben. Wie im Fluge fiel das pontische Gebiet freudig der rechtmäßigen Dynastie zu, nicht minder auch die Griechen in der Krim, nur Amisos blieb selbständig unter einem griechischen General. Im April 1204 zog Alexios in Trapezus ein, fast um dieselbe Zeit, als Byzanz den fränkischen Eroberern erlag.

Damit beginnt eine neue Epoche in der Geschichte von Trapezus. Ueber Nacht verwandelt sich die bisherige Provinzialhauptstadt in die Hauptstadt eines neuen Reiches. Der neue Kaiser nahm den Namen „Großkomnenos" an und nannte sich euphemistisch „Kaiser und Selbstherrscher von ganz Anatolien". Die Trapezuntiner waren mit den neuen Verhältnissen zufrieden, die große Handels- und Fabrikstadt war nun auch Kaisersitz und fügte ihrem alten einen neuen Glanz hinzu. Ein zweites Konstantinopel entstand nun dort in der Südost-Ecke des Schwarzen Meeres. Die Komnenen bauten sich auf dem die Stadt beherrschenden Berge einen Kaiserpalast, der als ein Wunderwerk in ganz Anatolien galt, strahlend von Gold, Mosaiken und Marmelstein, mit einem Prunk- und Ahnensaale, dessen Herrlichkeit nicht genug gepriesen werden konnte, mit luftigen Hallen und Balkonen, welche die entzückendste Fernsicht auf das blaue Meer und das duftige Gebirge boten, mit ewiggrünen kunstvollen Gärten, plätschernden Fontänen und schäumenden Kaskaden. Die neue Kaiserstadt legte ein neues glänzenderes Gewand an. Neue Straßen, ja ganz neue Stadtviertel entstanden im Laufe der Zeiten, allenthalben unterbrochen von den lieblichsten Gärten. Die glänzenden Feste und das üppige und lustige Treiben des Hofes gefielen den reichen leichtlebigen Kaufherren. Handwerk und Gewerbe erhielten reichlichere Beschäftigung und Nahrung, und der neue Glanz der Kaiserstadt übte eine noch mächtigere Anziehungskraft auf den Handel aus. Trapezus suchte seinesgleichen unter den griechischen Städten des Orients.

„In der letzten Nacht des Reiches" hatten die Griechen den tapferen Theodoros Laskaris auf den Thron gehoben. Vom bithynischen Olympos aus suchte er sich in Kleinasien ein Reich zu gründen, es gelang ihm, „dem unermüdlichen Vertreter des Reichsgedankens". So ward das Kaisertum Nikäa der Rival des Kaisertums Trapezus sowohl in Vorderasien als in der Idee der Zurück-

eroberung Konstantinopels für die Griechen, und die beiden Reiche mußten in kriegerischen Konflikt kommen. Der komnenische Prinz David drang westlich im alten Paphlagonien und Bithynien vor, um Anatolien seinem Hause zu erobern. Mittlerweile aber war Laskaris von einer Reichsversammlung vertriebener Griechen zum Kaiser der Rhomäer ernannt worden, und so war es mit dem großen Plane der Komnenen dann aus, und David konnte nur, und das sogar nur mit Hilfe des fränkischen Kaisers, des Kaisers, der ihren angestammten Thron am Chrysokeras eingenommen, ein kleineres Fürstentum gründen, das rings von Feinden umgeben war. Er ward daher auch bald wieder aus demselben verdrängt und auf den Besitz eines Küstenstriches zwischen Kap Karambis und dem Halys mit der schönen und wichtigen Hafenstadt Sinope beschränkt, bis er auch dies an die Selguken verlor; denn neben Theodoros Laskaris war der Hauptfeind des neuen Reiches Trapezus das Sultanat von Rum. Wie jener, konnte dieses nicht ohne Häfen an der Nordküste bleiben. Für jedes der beiden Reiche war der Besitz solcher eine Lebensfrage. Als Laskaris sein Ziel teilweise erreicht, wandte er seine Politik mehr Europa zu. Die Selguken hingegen stürzen sich nun mit aller Kraft auf die Komnenen. So werden die Grenzen der Komnenenmacht im Westen der Thermodon und Iris, im Osten der Phasis, im Süden der Kamm des Gebirges, im großen und ganzen also erstreckt sich das Reich des Alexios schließlich nur über das bisherige Thema Chaldia. Alle Bemühungen desselben, weiter vorzudringen, sind an den Reichen des Laskaris und der Selguken gescheitert, ja wenn nicht Georgien dem Alexios zum zweitenmale die rettende Hand geboten, so wäre Trapezus vielleicht damals wieder eine Beute der Selguken geworden. So ward das kleine Reich von Nikäa und Konstantinopel durch diese islamitische Scheidewand abgeschnitten, es stand nun auf sich ganz allein, es wurde auf die Politik gegen Rum und Georgien beschränkt. Ja, um seine Existenz überhaupt zu retten, mußte es dem Selgukensultan tributär werden und erforderlichenfalls Truppen stellen.

So war die Jugendzeit des neuen Reiches eine recht bittere, Feinde ringsum, Feinde auch im Innern, die das Reich nicht zu ruhigem Bestande und erfolgreichem Eingreifen nach außen kommen ließen. Wie die ganze byzantinische Hoftradition mit all ihren Lastern und Schwächen, mit ihren Intrigen und Winkelzügen in Trapezus wieder auflebte, so zog auch mit dem neuen Throne der Parteihader in die neue Kaiserstadt ein, vergiftete das ganze öffentliche Leben und erschwerte den Kaisern die Regierung. Um so mehr ist es zu verwundern, daß dies Reich, das sogleich bei seiner Geburt,

möchte man sagen, den Keim des Todes in sich trug, eine Dauer von zwei und einem halben Jahrhundert erreichte. Solche Zähigkeit war eben nur den Griechen und gerade nur diesen Griechen dort an den Bergen des Schwarzen Meeres eigen.

1222 starb Alexios I. im kräftigsten Mannesalter, in demselben Jahre, in welchem Theodoros Laskaris verblich. Sein Geschlecht hat keinen Mann von hervorragender Bedeutung mehr hervorgebracht, und einzelne von seinen Nachfolgern sind kaum einer eingehenderen Besprechung wert. Ich beschränke mich daher auch darauf, die Hauptmomente der Geschichte des Kaisertums von Trapezus, sowie seine politische und merkantile Bedeutung im Orient etwas näher hervorzuheben.

Seitdem der furchtbare Mongole Temudschin Mittelasien sich unterjocht, trat in den merkantilen Verhältnissen von Trapezus ein fühlbarer Rückschlag ein. Das Wort des Dschingiskhan: „Das Gras ist geschnitten, nun füttert die Rosse", gellte den Völkern Vorderasiens wie Donner in die Ohren. Selguken wie Griechen, Armenier wie Iberer und Araber zitterten vor der neuen Völkerwanderung, die alles daniederreißend sich gegen sie heranwälzte. 1214 hatten die Mongolen unter einer Sintflut von Greueln dem Reiche Khwarizm ein Ende gemacht. Da war der Sohn des gestürzten Ghuridensultans ausgezogen und hatte sich das iranische Selgukenreich erobert. Er war infolgedessen der Nachbar des Reiches Rum (Ikonium) geworden. Als diese beiden Reiche aber aneinander gerieten, suchte Trapezus diese glückliche Konstellation der Verhältnisse auszunützen, zwar nicht in selbständiger Weise, aber doch so, daß es sich auf die Seite des Dschelaleddin stellte. Die zweitägige Schlacht von Khilat aber machte dem Reiche desselben ein Ende, damit auch der Hoffnung Trapezunts, dem schmachvollen Verhältnisse der Vasallität zu Rum zu entrinnen. Es mußte dem Reiche Rum von neuem Heeresfolge leisten gegen den südlichen Nachbar desselben, den Eyubidensultan von Aegypten, und verlor infolge davon die kolchischen Provinzen am Phasis. Nicht lange aber, so sollte Trapezus doch noch das Ende seines verhaßten Feindes sehen, unter dem Sinope seinem Handel so viel zu schaffen gemacht hatte, freilich aber auch diesmal nicht mit dem Erfolge vollständiger Unabhängigkeit.

Mit feurigblutigen Spuren nahten sich die Heere der Mongolen unter den grimmigen Enkeln Temudschins. Hulagu drang nach Armenien ein. Wider ihn brachte der Sultan Gajaseddin Kaikhosru II. ein Heer der bedrohten Völker, darunter der Trapezuntiner, zusammen. Bei Ersendschan in Armenien aber erlagen 1244 die Verbündeten.

Diese Schlacht brach die Macht des Reiches Rum für immer. Seine Selbständigkeit war dahin, es wurde tributpflichtig und hörte damit auf, in der Geschichte Kleinasiens eine Rolle zu spielen. Thronstreitigkeiten und Teilungen vollendeten sodann seinen Zerfall. Für die Weltgeschichte ist dies insofern von Bedeutung geworden, als dadurch das Emporkommen der osmanischen Türken gefördert wurde, die schließlich ganz Kleinasien verschlangen, nachdem vier Jahrhunderte lang eine Völkerwelle über die andere dort dahingerauscht, eine die andere verschlungen hatte, zuletzt auch Trapezus. Und auch für das letztere ward dies Ereignis bedeutungsvoll. Kaiser Manuel I. zerreißt die schon längst lästige Verbindung mit Ikonium, und da er ein kluger Diplomat war, begnügte er sich mit dem, was für Trapezus unter den damaligen Umständen das ersprießlichste war. Da es unmöglich war, die ganze Unabhängigkeit zurückzuerobern, unmöglich deshalb, weil dann die merkantilen Interessen Trapezunts so geschädigt worden wären, daß es als Handelsstadt hätte fast zu Grunde gehen müssen, — denn die Mongolen würden dann entweder die Nebenbuhlerin Sinope begünstigt oder Trapezus mit den Waffen angegriffen haben — sodann weil in der That das kleine Trapezus der unwiderstehlichen Macht der Mongolen nicht im entferntesten gewachsen war, schloß es sich den Mongolen an und zahlte ihnen einen jährlichen Tribut. Bevor ich aber die Vorteile, welche Trapezus durch den Anschluß an die Mongolen erlangte, erörtere, muß ich noch auf eine andere Seite der Politik aufmerksam machen, die gleichzeitig den Kaiserhof von Trapezus beschäftigte.

Durch die Gründung des Kaisertums Nikäa war den Komnenen Anatolien verloren gegangen, damit aber auch die Hoffnung auf eine Zurückeroberung Konstantinopels. Nach 57 Jahren hatte endlich 1261 dieses Reich die Früchte seiner reichlichen Mühen und Kämpfe eingeerntet. Als man aber am 15. August Michael VIII. in der altberühmten Sophienkirche zu Konstantinopel zum Kaiser krönte und ganz Byzanz in Wonne und Lust über die Auferstehung seines glorreichen Reiches zerfloß, da hat man sicher im Kaiserpalast zu Trapezus wider die Tücke des Schicksals gezetert. Und doch bedeutete die Errichtung des griechischen Kaisertums eine Stärkung für das griechische Element am Meere. Es ließ sich, wenn anders die neue Herrschaft in kraftvollen Händen lag, zweierlei von dieser Wendung der Dinge erwarten, einmal ein neuer Aufschwung des griechischen Handels im Schwarzen Meere und die Verdrängung der verhaßten Lateiner, die schon am Nordrande desselben sich festzusetzen drohten, andererseits durch die vereinte Macht des Kaisertums

Byzanz und Nikäas, vielleicht auch der Trapezunts, die der Selguken und Mongolen aus den ehemaligen byzantinischen Provinzen. Trapezus mußte sich deshalb in seinem eigensten Interesse dem neuen Reiche nähern. Die Komnenen hatten aber jedenfalls dabei noch einen Hintergedanken. Sie hatten Konstantinopel den Händen der Lateiner nicht entreißen können, vielleicht konnte es ihnen von nun ab auf dem Wege kluger Diplomatie oder auf dem „nicht ungewöhnlichen Wege" der Verschwägerung mit dem neuen Dynastengeschlechte gelingen, dem unechten Hause der Paläologen die Herrschaft zu entwinden und wieder im Triumph in den Blachernenpalast einzuziehen. In der That nahte sich nur zu bald ein solcher Moment. Michael beging nämlich einen Akt, der ihm um ein Haar seinen Thron gekostet hätte. Um sich vor den drohenden Feinden zu retten, warf er sich dem Papste, dem „Herrscher der abendländischen Christenheit," in die Arme und ließ 1274 auf dem Konzil zu Lyon die Union mit der römischen Kirche und die Anerkennung des Primates des Papstes über die orientalische Kirche beschwören. Der Papst aber galt dem orthodoxen Griechen schlimmer als der Antichrist, zudem stand die greuliche Wirtschaft der Lateiner im byzantinischen Reiche noch in zu frischem Angedenken. Das gesamte Volk von Byzanz war deshalb über diese unverhoffte Wendung der Dinge außer sich, die öffentliche Meinung — und das war schließlich dort bisweilen der maßgebendste Faktor im politischen Leben, dem sich die Kaiser verschiedenster Richtung und verschiedensten Charakters beugten — forderte die Vertreibung des Verräters, und viele Große flohen aus Konstantinopel hinüber nach Trapezus und drängten den dortigen Kaiser zu rascher That. Joannes II. hätte nur zugreifen dürfen, die Krone von Byzanz war ihm sicher. Die Komnenen hätten also ihren längst ersehnten Wunsch erfüllt sehen können. Merkwürdigerweise aber fand der große Moment einen Schwächling auf dem Throne, und der verlorene Augenblick kehrte nie wieder. Wer kann sagen, wie sich die Verhältnisse des Orients gestaltet haben würden, wenn die beiden Reiche wieder durch einen kraftvollen Mann zusammengeschweißt worden wären! Joannes begnügte sich damit, den Titel „Kaiser der Rhomäer" anzunehmen, und Michael gewann seine Freundschaft, indem er ihm seine Tochter Eudocia zum Weibe gab, ein altes Mittel byzantinischer Diplomatie, um Feinde in Freunde zu verwandeln. Joannes nannte sich von dieser Zeit ab nur noch „Kaiser des Orients, Iberiens und der überseeischen Länder", und unter den letzteren ist der Rest der griechischen Nation zu verstehen, der sich, untermischt mit gotischen und anderen barbarischen Ele-

menten, auf der Südküste der Krim erhalten und dem Reiche Trapezus angeschlossen hatte; ihre Hauptstadt war der große Stapelplatz Cherson, und erst im 14. Jahrhundert machte sich dort das griechische Dynastengeschlecht der Herren von Theodoros selbständig.

Kurze Zeit darauf ward eine andere Tochter desselben Michael die Gemahlin des Mongolen-Chans Abakha, des Nachfolgers des Hulagu (gest. 1263). Das hat zugleich auch dem Reiche Trapezus genützt. Des Joannes Sohn aber, Alexios II., einer der bedeutendsten in der Reihe der trapezuntischen Kaiser, zerriß dann später wieder die Verbindung mit dem Kaiser Andronikos. Das deutet auf ein Erstarken der trapezuntischen Macht, die mit der Schwächung derjenigen der Mongolen-Chane, die besonders seit dem Tode des Chans Kasan (1306) zusehends zunahm, zusammenhängt. Alexios hatte demnach weniger von den Mongolen als vielmehr von den Turkmanen zu fürchten, welche sich seit der Zertrümmerung der Selgukenmacht hauptsächlich am Schwarzen Meere furchtbar machten. Es gelang ihm zwar, diesen die unter seinem Vater verlorene Provinz Chalybia und Kerasos wieder abzunehmen, und er stand sogar eine Zeitlang sodann mit ihnen im Bunde; aber ihr Land, das Fürstentum Kastemuni — das alte Kastamon war die Stammburg der Komnenen! — das die wichtigen Orte Sinope, Samastro (Amastris), Simissos (Amisos, jetzt Samsun) umfaßte, war in Bezug auf den Handel der Hauptnebenbuhler von Trapezunt, und sie haben den Trapezuntinern vielen Schaden zugefügt. Sie waren außerdem Piraten im großen und haben zu diesem Zwecke ganze Flotten ausgerüstet. Ja, sie griffen 1314 Trapezus selbst an und verbrannten es teilweise. Der Kaiser ergab sich einem schlaffen und weichlichen Palastleben und so kam es, daß die politischen Gegensätze, welche sich im öffentlichen Leben des Reiches geltend machten, schon unter ihm mehr und mehr in heftigster Weise aufeinanderplatzten, bis denn nach seinem Tode die Periode der inneren Wirren, der Bürgerkriege und Thronumwälzungen offen anbrach.

Es gab im Reiche zwei große Parteien, die sich fortwährend befehdeten und um den Einfluß auf die Regierung rangen. Sie bestanden schon seit der Gründung des Reiches. Die Mitglieder der einen waren hauptsächlich der byzantinische Adel, der mit den Komnenen herübergekommen war, und zu ihr gehörten selbstverständlich auch die Beamten und die meisten Bürger der Hauptstadt. Man nannte sie die Scholarier nach der ehemaligen alten byzantinischen Leibgarde, die allmählich auch in Byzanz eine Partei, die höfische, geworden waren, und Scholarier hießen auch die Söldner der trape-

zuntinischen Kaiser. Sie liebäugelten in den äußeren Angelegenheiten mit Byzanz. Ihr Hauptquartier war das Kloster des trapezuntischen Nationalheiligen, des heiligen Eugenios, dessen Wiege einst in Trapezus selbst gestanden. Die andere Partei rekrutierte sich hauptsächlich aus dem Adel im Inneren des Landes, aus der alten einheimischen Bevölkerung und den Bewohnern der entfernteren Städte, sie neigten zu den Georgiern hin. Man nannte sie die Mesochaldier oder Amytzantaranten. Ihr Kern war der kräftige und selbstbewußte Landadel, der auf seinen Burgen nach Art der feudalen Herren im Abendlande hauste, die Großgrundbesitzer, die eine Schar höriger Bauern unter sich hatten. Gerade in Kleinasien hatte sich das feudale Wesen im 10. und 11. Jahrhundert besonders prägnant ausgebildet, und manche dieser mächtigen Familien hatten ehedem am Kaiserhofe von Byzanz eine große Rolle gespielt. Das Geschlecht der Komnenen selbst hatte dieser neuen staatlichen Bildung seine Bedeutung und schließlich den Thron verdankt. Es ist also teilweise der Gegensatz zwischen Land- und Stadtbevölkerung, der in diesen Parteien zum Ausdruck kommt, der zwischen Handel und Industrie auf der einen, Landbau auf der anderen Seite, teilweise der zwischen der alteingesessenen und der eingewanderten Bevölkerung, welch letztere häufig genug aus Glücksrittern, Abenteurern und Höflingen bestand.

Heutigentages ist das Hauptziel des europäischen Kaufmannes die neue Welt, im Mittelalter war es Vorderasien. Was wir heute aus jener holen, Zucker, Baumwolle, Gewürze, bezog man damals aus der Levante. Im Altertum vermittelten den Verkehr zwischen Osten und Westen Griechen und Römer. Tyros, Alexandreia, Antiocheia, Byzanz und Trapezus waren die Hauptemporien des antiken Welthandels im Gebiete des östlichen Teiles des Mittelmeeres. Der griechische Kaufmann dringt aber auch auf den uralten Handelsstraßen in die Hinterländer vor. Seit dem 7. Jahrhundert tritt, wie schon erwähnt, ein Umschwung ein. Die Griechen werden in der Hauptsache auf die großen Plätze am Meere beschränkt, und Antiocheia und Alexandreia entgehen ihnen ganz. Denn die Araber monopolisieren für sich den Zwischenhandel zwischen den Griechen und barbarischen Völkern. Es entsteht eine neue Welthandelsstadt, die glänzende Stadt der Kalifen, Bagdad. Das 11. Jahrhundert fügte dem griechischen Handel einen weiteren Verlust zu. Im Kampfe gegen den eroberungslustigen Viking Robert Wiscard muß Alexios I. die Hilfe der mächtigen Seerepublik Venedig anrufen, die ehedem Byzanz unterthan gewesen. Byzanz rettet so seine Existenz, aber um welchen Preis! Die Zugeständnisse, welche Alexios dem Dogen

machen muß, sind derartig, daß die Handelssuprematie der Griechen auf das bedenklichste erschüttert wird. Den Todesstoß aber haben derselben die Kreuzzüge versetzt. An Stelle der Griechen werden nun die rührigen italienischen Seestädte, neben ihnen Provencalen und Katalanen, die Vermittler des Handels zwischen Orient und Occident. Die Unterstützung, welche diese spekulativen Städte der großen Sache der Kreuzzüge zu teil werden ließen, ward ihnen reichlich mit Privilegien und Handelsfreiheit in den eroberten Gebieten vergolten, und an den Hauptpunkten erhoben sich überall „romanische Kolonien", wie in Tyros, Akka, Beirut, Jaffa, Antiocheia, Laodikeia. Die Italiener eroberten sich um diese Zeit auch noch den deutschen Markt, und nun nahm der Handel nach dem Orient noch einen ganz anderen Aufschwung. Ihre wachsende Macht übte einen Rückschlag auf ihre Stellung zum byzantinischen Reiche aus. Die Komnenen und Angeli haben trotz vielfacher heftiger Konflikte mit ihnen die Privilegien derselben doch stetig erweitern müssen; ja nach dem sogenannten vierten Kreuzzuge wird Venedig die herrschende Macht auf der Balkanhalbinsel, in kommerzieller wie politischer Beziehung, und stolz nennt sich Enrico Dandolo „Beherrscher des vierten und achten Teiles des ganzen Reiches Romania". Venedig hatte aber seinen Nebenbuhler. Genua verdrängte dasselbe aus seiner günstigen Stellung am Goldenen Horn, als Michael Paläologos der lateinischen Herrschaft ein Ende gemacht hatte. Beide zusammen aber, so sehr sie einander feind waren, in einem waren sie einig, nämlich die Griechen zu verdrängen, und sie haben es auch zustande gebracht: die Griechen verloren das pontische Handelsgebiet vollständig.

Wie die Italiener in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten am östlichen Rande des Mittelmeeres festen Fuß gefaßt hatten, so beginnen sie nun in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Pontos ihre Kolonien zu gründen, um von da weiter nach Innerasien vorzudringen. Es war ganz selbstverständlich, daß ihre Blicke besonders auf Trapezus fielen; denn dieses war im letzten Jahrhundert mächtig emporgeblüht und ohne Zweifel am Pontos die bedeutendste Handelsstadt.

Der Einbruch der Mongolen in Vorderasien hatte sich für die kommerziellen Verhältnisse des Reiches Trapezus nicht ungünstig erwiesen. Es mußte zwar den Mongolen in Persien Tribut zahlen, aber dadurch war es vor den Angriffen der Selguken gedeckt und lag nun wie ein friedliches Eiland da, unberührt vom Getöse der kämpfenden Völker. Von nun ab hebt sich die merkantile Bedeutung der Stadt noch mehr. Trapezus war für die Mongolen unumgänglich

notwendig, dort erreichten sie am ehesten das Meer. Deshalb mündete nun dort der ganze mongolische Verkehr nach dem Norden und Nordwesten aus. Die Araber hatten ehedem den christlichen Kaufleuten den Weg ins Innere Asiens verschlossen, die Mongolen aber waren wie in jeder andern, so auch in dieser Beziehung tolerant. Bettelmönche brachten das Kreuz an die Höfe der Mongolen-Chane, dem selbstlosen frommen Heidenbekehrer aber folgte der gewinnsuchende Kaufmann. So drangen nun die Europäer nach Innerasien selbst vor. Es waren besonders zwei Handelsstraßen, auf denen sich dieser Verkehr bewegte; die eine ging von der Südostecke Kleinasiens aus, von Lajazzo im Königreiche Kleinarmenien über den Taurus, Siwas (Sebasteia) am Kisil Irmak, Erzengan und Erzerum nach Tauris, die andere von der Nordostecke aus, von Trapezus über Erzerum. Beide trafen im Zentrum der mongolischen Macht zusammen. Nach dem Untergange des Kalifats von Bagdad durch den Mongolen Hulagu, 1258, war dies aber Tauris im alten Medien geworden, in politischer wie merkantiler Beziehung, in letzterer bisher selbst schon der Sitz einer bedeutenden Industrie, der Fabrikation von Seidenzeugen, Teppichen, Gold-Brokat. War bis dahin der große Warenzug von Bagdad aus in der Hauptsache dem Mittelmeere zugegangen, so rückte er nun eben von Tauris aus mehr nach dem Norden, nach Trapezus. Was hätten seine Einwohner aus dieser Gunst des Schicksals für reichen Gewinn ziehen können! Die Komnenen hatten einen großen handelspolitischen Blick gezeigt, als sie sich den Mongolen anschlossen; aber die Handelsherren von Trapzeus wußten die günstige Lage nicht auszunutzen. Es scheint, als ob es denselben im letzten halben Jahrhundert zu gut gegangen. Sie drängten sich an den Hof und suchten dort eine Rolle zu spielen, der zuströmende Reichtum und, im Gefolge desselben, Wohlleben machte sie schlaff, sie machten denselben Prozeß durch wie anderthalb Jahrhunderte vorher ihre Stammesbrüder am Bosporus, und es erging ihnen ebenso wie diesen.

Die schlauen findigen Italiener fanden diesen wunden Punkt bald heraus, und kühn und unternehmungslustig, wie sie waren, entwinden sie rasch den Trapezuntinern den Großhandel und beschränken sie auf den Kleinhandel und ihre wohlgepflegte Industrie. Im 13. Jahrhundert schon hatten die Genuesen, begünstigt durch das neue Reich der Paläologen, am Nordgestade des Schwarzen Meeres verschiedene Niederlassungen gegründet, darunter das blühende Kaffa, von denen aus sie sich einen neuen Handelsweg über Astrachan und Sarai an der unteren Wolga durch Turkestan nach China oder über das Kaspische Meer nach Persien eroberten. Ihr

Ziel war die merkantile Alleinherrschaft über alle Gestade des Pontus, und sie haben im Laufe der Zeiten dasselbe zum größten Teil erreicht.

Nachdem sie sich vorher schon in Sinope und Simisso niedergelassen, haben sie um 1300 in Leontocastron, welches die Reede von Trapezunt, Daphnus, beherrschte, ein eigenes Quartier mit eigener Verwaltung angelegt. Wie es ihnen möglich geworden, dort festen Fuß zu fassen, entzieht sich unserer Kenntnis, vielleicht geschah es unter dem Einflusse von Byzanz. Von nun ab beherrschen die Genuesen den trapezuntinischen Handel; daher fortwährend Konflikte zwischen ihnen und den Kaufleuten von Trapezus. Aber so ohnmächtig war damals Trapezus, daß es die Beraubung seiner Handelsschiffe und die Niederbrennung seines Arsenals dulden und den Genuesen, die Zollfreiheit haben wollten, wie sie sie in Byzanz besaßen, ein anderes Quartier einräumen mußte. Die Turkmanen hatte Alexios II. wieder glücklich vertrieben, vor den Genuesen mußte er die Segel streichen.

Zwei Jahrzehnte später als diese erscheinen die Venetianer in Trapezus. Sie wurden jenen gleichgestellt und erhielten Leontokastron eingeräumt. Nun hat Trapezus zwei Blutsauger auf seinem Nacken. Die Blütezeit des lateinischen Handels in Trapezus dauerte ungefähr bis 1340. In diesem Jahre gab der Tod Basileios' I. das Signal zum Ausbruche einer Reihe von inneren Wirren. Die beiden trapezuntischen Parteien bekämpften sich auf Leben und Tod, ein Volksaufstand folgte dem anderen. Die siegreiche Partei plünderte immer just wie in Feindesland, mehrere Thronrevolutionen kamen vor, die Kronvasallen werden über das Kaisertum Herr und diese adlige Oligarchie setzt dasselbe zum Schatten herab. So konnte es den Turkmanen wiederum gelingen, und zwar denen von Amisos, 1341 Trapezus zu verbrennen. Zwei Jahre später aber machte sich die lang verhaltene Wut des Volkes gegen die Lateiner endlich einmal in einem großen Blutbade Luft, dieselben wurden, auf einige Jahre hinaus, vertrieben. Genua rächte sich dafür 1348 und plünderte und verbrannte Kerasos, die zweite Stadt des Reiches, schlug die trapezuntinische Flotte und zwang Kaiser Michael, ihnen Leontokastron wieder zu geben. Und auch die Venetianer erscheinen wieder. Um das Unglück voll zu machen, wütet um diese Zeit auch noch der „große Sterb", der „faule Tod" im Lande. Mittlerweile erstarkt die Gegenpartei wieder und besiegt die Oligarchie. Das war also ein schlimmes Jahrzehent für Trapezus gewesen. Sein Handel erleidet einen derben Stoß, die feudalen Geschlechter befehden sich untereinander im kleinen Kriege

und machen den Handel unsicher, wie sie die Fluren verwüsten, es herrscht eine vollständige Anarchie, und darüber geht Chaldia dauernd an ein solches Geschlecht verloren, die Kabasitanen, die nun die wichtige Karawanenstraße über Paipert im Besitze haben. So traurig war es um diese Zeit mit Trapezus bestellt, daß der Genuese Megollo Lercari, ein Privatmann, mit zwei Fahrzeugen ungestraft die trapezuntinische Küste plünderte und schließlich alle seine Forderungen zugestanden erhielt! Die Veranlassung zu diesem „Kriege“ ist zu charakteristisch, als daß sie nicht Erwähnung finden sollte. Lercari erhielt von einem Günstlinge am Hofe, einem Pathicus, im Streite eine Ohrfeige, und da ihm Genugthuung verweigert wurde, leistete er sich gegen Trapezunt einen Krieg und schickte dem Kaiser Alexios III. zum Hohne ein Faß mit abgeschnittenen und eingesalzenen Nasen seiner Unterthanen zu. Man sieht aus allen diesen Zuständen, Trapezus geht allmählich zurück. Und diesen Verfall beschleunigt noch ein anderer Umstand. In Persien, dem kommerziellen Hinterlande von Trapezus, ging die Macht der Nachkommen des gewaltigen Temudschin ihrer Auflösung entgegen.

Nach dem Tode des Chans Abu Said, 1320, verfiel dies Mongolenreich, und vom Euphrat bis an den Halys entstand eine Anzahl kleiner Turkmanenreiche. Durch solche gingen Trapezus z. B. Landschaften am Thermodon und um Oenäum, „das Weinland“, verloren. Und Trapezunt wurde nun genötigt im Interesse seiner Existenz sich nach einem anderen Bundesgenossen umzusehen, da es allein ohnmächtig war, diesen Horden zu widerstehen. So sucht es seinen Anschluß an Byzanz, und vom Ende des 14. Jahrhunderts an sind die beiden Kaiserhöfe durch enge Freundschaft miteinander verbunden. Diese wird überdies noch durch einen anderen Umstand bedingt. Noch gefährlicher als die Turkmanenreiche wurde Trapezus sowohl wie Byzanz ein anderes Volk. Am Ende des 13. Jahrhunderts waren die osmanischen Türken in Anatolien erschienen. Ursprünglich im Dienste der Selguken, machen sie sich bald unabhängig, und lawinenartig wächst unter kriegerischen Sultanen ihre Macht an. Die Selgukenreiche schwinden vor ihnen dahin, wie die turkmanischen Eintagsstaaten, das griechische Anatolien fällt vor ihnen und den vorhin erwähnten anderen Turkmanenhorden. Sie setzen nach Europa über und erobern dort einen Teil des byzantinischen Reiches nach dem anderen, von Adrianopel aus leitet ihr Sultan die Geschicke der Balkanhalbinsel.

Da erhebt sich am Anfange des 15. Jahrhunderts das Mongolenreich noch einmal zu neuer Blüte. Der gewaltige Timur

macht Samarkand zum Mittelpunkte seines Weltreiches. Statt nach Tauris ziehen nun die großen Karawanen nach Samarkand. Zwischen diesem Mongolenreiche und der Macht der Osmanen liegt nun Trapezus inselartig mitten inne; denn am Ende des 14. Jahrhunderts hatte Bajessid der Blitz das Gebiet zwischen dem Halys und Thermodon weggenommen und war der unmittelbare Nachbar der Kaiser von Trapezus geworden. Er scheute sich nur noch, Trapezus selbst anzugreifen; denn die Türken besaßen damals noch keine Seemacht. Am Anfang des 15. Jahrhunderts aber gerieten notwendigerweise die beiden großen Mächte aneinander, für beide war der Besitz von Trapezus eine Lebensfrage. 1402 griff Timur Anatolien an. Sofort unternahm er auch einen Seitenzug über das trapezuntische Gebirge und nötigte den Kaiser Manuel III., ihm seine Truppen zur Verfügung zu stellen. So ward Trapezus von neuem unter das mongolische Joch gebeugt, und die Schlacht bei Ankur 1402 mußte es nur um so fester an die Mongolen ketten. Wenige Jahre nachher aber starb Timur. Wenn je eine, dann war diese Zeit für Trapezus günstig, sich in Kleinasien wieder eine hervorragende Stellung zu erringen. Der Einfluß der Italiener in seinem Gebiete war geschwächt, die türkische Macht hatte doch durch jene Schlacht einen tüchtigen Stoß erhalten, und Bajessids Söhne waren in Streit untereinander über die Herrschaft; mit Timurs Tode zerfiel das Mongolenreich. Aber der damalige Herrscher von Trapezus war einer solchen Aufgabe ebensowenig gewachsen, wie es der ganze Zustand des Reiches erlaubt hätte.

Das Heerwesen wie die Flotte waren im Verfall begriffen. Die Herrscher waren größtenteils Lüstlinge und Schwächlinge, die in einem asiatischen Haremsleben, in unnatürlichen Lastern, in ewigen Lustpartien und Orgien alle körperliche wie geistige und sittliche Kraft verloren hatten. Die Bevölkerung des Landes war schlaff und träge, genußsüchtig und selbstsüchtig, in bitterem politischen Hader befangen. Der große Adel des Landes war vom Throne so gut wie unabhängig, jeder ein König im kleinen und nur dem Namen nach dem Kaiser gehorchend, in unpatriotischem Gebahren über ihren kleinlichen Interessen das große Ganze aus den Augen verlierend, untereinander in Kampf, Streit und Fehde liegend. Der Handel befand sich meist in den Händen der Ausländer, wenigstens der große und Exporthandel. Die bäuerliche Bevölkerung war in sklavischer Abhängigkeit von ihren Herren, die auf ihren Burgen von dem Schweiß und Mark der Unterthanen in Saus und Braus dahinlebten. Die gesamte Verwaltung krankte wie die byzantinische an Vielschreiberei und Bureaukratis-

mus, die hohen Beamten füllten sich ihre Säckel wie die niederen, der ganze Verwaltungsapparat forderte große Summen zu seinem Unterhalte, und dazu kam noch der Unterhalt eines glänzenden Hofes, des Heeres und der Flotte. Das alles sollte ein Land aufbringen, das sich damals von Trapezus aus nach Westen ungefähr 20 deutsche Meilen, nach Osten ungefähr 18 weit erstreckte, nach dem Inneren nur zwei kleine Tagereisen weit! Das Recht war, wie in Byzanz, — denn es war das byzantinische, — in toten Formelkram verknöchert, Rechtssicherheit ein leerer Begriff, der Kaiser war das Recht; denn der Charakter der trapezuntischen Monarchie war despotisch wie der in Byzanz. So ging es mit dem ganzen Staate abwärts.

Wenn aber alles sich löst, so bildet im Leben der Völker immer noch den festesten Stützpunkt die Kirche. Und gerade die griechische Kirche hat den nationalen Gedanken stets hochgehalten. Aber in Trapezus waren wie in Byzanz Kirche und Staat so eng miteinander verschmolzen, daß der Charakter der Monarchie geradezu geistlich geworden war. Der Staat hatte die Kirche in Fesseln geschlagen, und das Prinzip des Cäsaropapismus hatte ihr die schöpferische Luft der Freiheit genommen. Die Kirche wurde stabil wie die orientalische Despotie. Die Staatskirche wurde zu einem Staatskirchhofe. Sie war ein toter Körper, von dem kein Leben mehr ausfloß. Mit dem Verfall des Staates geht daher der der Kirche parallel. Als Trapezus Kaisertum geworden war, da war die Möglichkeit vorhanden, daß die pontische Kirche ihre Freiheit und Selbständigkeit, welche sie auf dem Konzile von Chalcedon verloren hatte, wiederherstellte. Aber politische Gründe hatten das verhindert; denn die Kirche war der einzige Faden, durch welchen Trapezus noch mit Byzanz zusammenhing, die kirchliche Zusammengehörigkeit konnte, abgesehen von der ethnographischen, einer anzubahnenden politischen den besten Vorschub leisten, und außerdem ging eben die kirchliche Einheit dem orthodoxen Griechen über alles. Der gefesselten Kirche ist aller wissenschaftliche Sinn abhanden gekommen, sie siecht dahin in wehmütigen Reminiszenzen. Ihre Diener huldigen mehr einem lustigen als einem geistlichen Leben, der Genuß ihrer fetten Pfründen kümmert sie mehr als das Seelenheil der Gläubigen, ihre Unwissenheit wird sprichwörtlich. Wie in der gesamten griechischen Kirche nimmt auch in Trapezus die hervorragendste Stellung unter den Klerikern das Mönchtum ein, besonders die Asketen. Sie griffen in alle Verhältnisse des öffentlichen wie privaten Lebens ein, sie besaßen Macht über die Geister wie über die Leiber; denn ihr Reichtum war ungeheuer. Das Wort Luthers

über das Mönchtum seiner Zeit: „Was die Welt zu schaffen hat, da muß ein Mönch bei sein, und sollte man ihn dazu malen," galt auch für diese Zeiten und dieses Volk, nicht minder das Sprichwort: „Wer sich einmal gütlich thun will, der schlachte ein Huhn; wer ein Jahr lang, der nehme eine Frau; wer es aber all sein Lebtage gut haben will, der werde ein Priester." Und der im 14. Jahrhundert lebende Geschichtschreiber Nikephoros Gregoras, gebürtig aus dem pontischen Herakleia, schreibt: die Mönche seien gefräßiger als die Säue, tränken mehr als die Elefanten und wollten zukünftige Dinge vorhersagen. Ihre Hauptbeschäftigung war also roher Genuß und dem Volke in seinem dumpfen Aberglauben Geld abzujagen. Diese wenigen Züge mögen darthun, daß auch die Kirche ihrer Aufgabe nicht gerecht wurde, daß von ihr eine Regeneration des Staates und der Gesellschaft nicht ausgehen konnte. So ging denn Staat, Kirche und Gesellschaft allmählich dem Untergange entgegen.

Die Politik der Komnenen im 15. Jahrhundert war nur noch defensiv, ihre Diplomatie arbeitete wie die altersschwache von Byzanz mit kleinlichen Intrigen, der Panacee Gold und der Verheiratung ihrer schönen Töchter. So erkaufte zum Beispiel Kalojohannes IV. die Hilfe des Hassan Bei von Diarbekir gegen die Türken durch die Uebersendung seiner durch ihre Schönheit im ganzen Morgenlande berühmten Tochter Katharina. Da Trapezus ein Bollwerk ersten Ranges war, so pochten die Komnenen auf ihre Befestigungen und auf die Unnahbarkeit ihrer Berge und ließen im übrigen die Dinge ihren Gang gehen. Und trotzdem das ganze militärische Wesen Trapezunts im Niedergange begriffen war: Murad, der Sultan der osmanischen Türken, der Trapezus mit einer Flotte angriff, mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen, und der Turkmanenhäuptling Zyches berannte vergeblich drei Tage lang das brennende Trapezunt. Man begreift dann kaum, wie derselbe Johannes IV. sich 1456 den anrückenden Türken ohne weitere Verteidigung ergab und einen jährlichen Tribut zu zahlen versprach, um erst hernach einen Bund der umliegenden Fürsten gegen die Osmanen zustande zu bringen. Das war freilich schon zu spät! Trapezunt und das Komnenengeschlecht schritten ihrem Schicksale entgegen. Aber es war nicht bloß eine schlechte Politik, die den Komnenen zum Unheil wurde. Sie zerfleischten ihr eigenes Geschlecht durch Sünde und Mord, kein Komnene war auf dem Throne sicher vor seinen nächsten Verwandten. Durch Mord gelangte auch der letzte Komnene auf denselben. So viel Scharfblick aber besaß er, daß er sah, das Schicksal des Reiches sei besiegelt. Er suchte deshalb die durch einen

Angriff auf Trapezunt bedrohten Völker zu gemeinsamer Abwehr gegen die Osmanen zu vereinigen. Selbst im Abendlande suchte er Hilfe, so bei Venedig und Genua, deren Interessen allerdings am meisten mit bedroht schienen, so bei Philipp von Burgund und Papst Pius II. Als wenn der Mann den Fall von Trapezunt hätte aufhalten können, der die abendländische Christenheit nicht hatte zur Rettung von Byzanz aufbringen können, der mit dem Kaiser Friedrich III. die zur Abwehr der Osmanen gesammelten Gelder gemeinsam geteilt hatte! Eine tragische Chimäre! Trapezunt konnte nur noch durch eine siegreiche Schlacht auf den Ebenen Kleinasiens gerettet werden. Der einzige Bundesgenosse in Kleinasien aber, der wirklich Hilfe bringen konnte, Hassan Bei, war nicht so stark, daß sich David mit ihm vereint zur Offensive hätte entschließen können. Venedig und Genua aber unterstützten Trapezus, und dieses rüstete sich nun auf Leben und Tod. Aber was wollte das sagen, wenn Muhammed II. den ganzen Heerbann seines unermeßlichen Reiches aufbot und an der Propontis eine Flotte von 100 Kriegsschiffen sammelte? Sinope ergab sich ohne Verteidigung. Die 400 Kanonen, die auf seinen Wällen standen, thaten nicht einen Schuß, und weder David noch Hassan kamen ihm zu Hilfe. Der Mangel eines bestimmten Verteidigungsplanes lieferte die Bundesgenossen dem Feinde einzeln ans Messer. Hassan wird geschlagen, und nun ist Trapezus auf sich ganz allein angewiesen. Zum Unglück besitzt es auch keinen Feldherrn, und mit der veralteten byzantinischen Taktik konnte man nicht einen Muhammed bezwingen. Außerdem hatte David das Allerwichtigste versäumt, die Gebirgspässe waren unbesetzt. Es war, als wenn die Gottheit selbst das Verderben Trapezunts gewollt hätte. Im Sommer 1461 erschien zuerst die Flotte vor Trapezus und bestürmte es 32 Tage lang, aber vergeblich, dann Muhammed II. in eigener Person mit dem Landheere. Er ließ den Kaiser zur Uebergabe auffordern. Die Furcht vor dem unwiderstehlichen Sultan lähmte alles, Trapezus kapitulierte. Ein Drittel der Einwohner durfte in den Vorstädten bleiben, die übrigen wurden nach Konstantinopel geschleppt, unter ihnen der Hof und die hohen Beamten, oder zu Soldaten gemacht. David erhielt Land um Adrianopel, wurde aber später samt seiner Familie, nur zwei durch ihre Schönheit berühmte Glieder ausgenommen, umgebracht. So ging das glorreiche Geschlecht der Komnenen ruhmlos zu Grunde. Trapezus wurde eine Provinzialstadt des Paschaliks Amasiah, und ein türkischer Pascha schaltete von nun ab im Palaste der Komnenen.

Das letzte Bollwerk der griechischen Kultur in Kleinasien sank

mit dem Fall Trapezunts dahin, aber den Ruhm nahm es doch wenigstens mit ins Grab, daß auf der Hagia Sophia in Konstantinopel der Halbmond eher geleuchtet als auf dem Heiligtum des nationalen Heiligen von Trapezunt, Eugenios. Die tapferen und frischen Söhne der Steppen Asiens waren die Herren einer überkultivierten und altersschwachen Nation geworden, die Religion der Liebe wich dem orientalischen Fatalismus. Als ein Menschenalter später der Seeweg nach Ost- und Westindien entdeckt wurde, war es auch mit der merkantilen Bedeutung der Stadt vollends aus. Trapezunt war tot, es erduldete das Schicksal seines gemordeten Herrschergeschlechtes.

Es ist ein traurig Stück Geschichte, das sich da vor unseren Augen abgespielt hat. Wenn ein Volk zu Grunde geht, wie die Ostgoten, so hat es unsere vollste Sympathie. Der Pfeil, der den tapferen Teia dahinstreckt, verwundet uns selbst im tiefsten Herzen. Trapezus aber hat sein Geschick mehr oder weniger selbst verschuldet. Es macht einen kläglichen Eindruck, wenn dann das ganze Unglück einem in die Schuhe geschoben wird, der den Verräter gespielt haben soll; ist das aber etwas anderes als die Anklage der eigenen Schwäche, die die Schuld von sich abwälzen will?

Und doch, die Griechen ließen die Hoffnung nicht sinken, dereinst wieder in die Thore ihrer Vaterstadt einziehen zu können. Freilich dauerten ihre Träume nur ein Jahrzehnt lang. Die große perso-turkmanische Koalition erlag den Türken in der Schlacht bei Baipert. Kleinasien war unwiederbringlich für die Griechen dahin.

---

# Der Zug nach Versailles in den Oktobertagen 1789.

Von

Richard Kößler.

## I.

Am 1. Oktober 1789 fand im großen Saale des königlichen Opernhauses zu Versailles das durch seine Folgen so verhängnisvolle Festmahl statt, welches die Gardes du Corps den Offizieren des flandrischen Regiments gaben. Zugleich waren die Offiziere sämtlicher anderen in der Stadt garnisonierenden Truppen, sowie die der Bürgermiliz geladen. Die Festtafel war mit 240 Gedecken versehen, und der Saal wie bei den glänzendsten Festen illuminiert. Eine Menge von Zuschauern erfüllte, durch die Neuheit des Schauspieles herbeigelockt, die Logen, und die Musik der Leibgarde verherrlichte abwechselnd mit der des flandrischen Regiments das Fest.

Der erste Gang vollzog sich ohne irgend welchen Anstoß. Beim zweiten Gange erschienen einige flandrische Grenadiere im Amphitheater. Diese wurden durch den Herzog von Villeroi eingeladen, an die Festtafel zu kommen, was den Chef der königlichen Garde veranlaßte, nachher auch anderen Soldaten die gleiche Gunst zu erweisen. Die Grenadiere baten um die Erlaubnis, die Gesundheit des Königs, der Königin, des Kronprinzen und der königlichen Familie auszubringen. Diese Gesundheit brachte man unter kriegerischen Ehren, mit dem bloßen Säbel in der einen Hand, dem Glase in der anderen, aus. Einen Augenblick darauf kommen die Dragoner an; derselbe Empfang, dieselbe Zeremonie. Dieselbe Szene wiederholte sich mit den Schweizer-Grenadieren und den Hundertschweizern des Königs. Die vier Toaste auf das Königshaus fanden unter lebhaftester Akklamation der Zuschauer statt.

Nach dem Berichte zweier Augenzeugen machte ein Gast oder Zuschauer den schüchternen, kaum bemerkbaren Versuch, die Versammlung zu einem Hoch auf die Nation zu veranlassen; doch blieb diese Aufforderung ohne Nachhall.[1]

Während die Festfreude unter den Versammelten steigt, eilt eine Palastdame zu der Königin, rühmt ihr die Fröhlichkeit des Festes und bittet sie, den Dauphin zu schicken, dem das Fest gewiß Vergnügen bereiten werde.

Die Königin, zugleich selbst aufgefordert, den Festsaal zu besuchen, zögert voll banger Vorahnung über die Folgen dieses Schrittes, läßt sich aber endlich, besonders auf Zureden des Marquis von Luxembourg bewegen, sich mit dem Könige, der unterdessen von der Jagd zurückgekehrt ist, und dem Kronprinzen in eine vergitterte Loge zu begeben, wo sie unter tausendfachen Hochrufen auf den König, die Königin und den Kronprinzen empfangen werden. Diese warmen Zeichen der Anhänglichkeit bewegen den König, hinab in das Innere der hufeisenförmigen Festtafel zu gehen, die Königin folgt ihm, den Kronprinzen an der Hand, und macht, von den lebhaftesten Beifallsrufen empfangen, die Runde um die Tafel. Der Eindruck, den diese Dame macht, indem sie sich und ihr geliebtes Kind dem ritterlichen Schutze ihrer Krieger anvertraut, wirkt auf diese in gleicher Weise, wie der Appell ihrer Mutter auf die Hochherzigkeit der ungarischen Magnaten gewirkt hatte. Leibgardisten, Offiziere und Soldaten bringen, mit dem bloßen Degen in der Hand, begeistert die Gesundheit des Königs, der Königin und des Dauphins aus. Der König und die Königin nehmen diese Huldigungen an und ziehen sich,

[1] Bertrand de Molleville. Nach einer anderen Angabe wurde vorgeschlagen, die Gesundheit der Nation auszubringen, dieser Vorschlag aber ausdrücklich zurückgewiesen. Ferrières ist der Ansicht, daß wohl niemand an diese Gesundheit dachte. Derselbe bemerkt dabei, daß das Wort Nation damals noch nicht das Feldgeschrei der Popularpartei gebildet habe. Daß er sich aber wenigstens in dem letzteren Punkte täuscht, beweist der Umstand, daß die schwarze Kokarde ausdrücklich als cocarde au Vive les aristocrates der trikoloren als cocarde au Vive la nation entgegengesetzt wurde (Gorsas Courrier Nr. XC, S. 76). Man vergleiche damit die Aeußerungen seitens der Volkspartei: „La nation est insultée“, und „Soutenez la majesté nationale!“ Am 5. und 6. finden wir das Vive la nation als Parteiruf weit verbreitet (Gorsas, Mémoires de Me. Elisabeth de France, S. 270) und der Ausdruck crime de lèse-nation zeigt, daß das Volk, wenn es auch vorläufig noch den König als Souverän betrachtete, sich doch schon früh dem Könige und dem Adel gegenüber als den eigentlichen Souverän fühlen lernte. Eine andere Ansicht ist die, daß das Ausbringen der Gesundheit der Nation absichtlich unterlassen worden sei. Von diesen Versionen dürfte die oben im Texte angeführte die wahrscheinlichste sein.

begleitet von den Gardes du Corps, wieder mit dem Kronprinzen zurück.

Bis dahin hatte sich das Fest noch innerhalb der Grenzen der Dezenz bewegt. Der im reichsten Maße gespendete feurige Wein, die Musik und die Anwesenheit der schönsten Damen von Hof und Stadt begeistern die Versammelten zu immer gesteigertem, frenetischem Jubel. Plötzlich erhebt sich die durch das bereits früher vorgetragene und auch während der Anwesenheit der Majestäten wiederholte Lied:[1]

O Richard! ô mon roi!
L'univers t'abandonne,

begeisterte Festtafel und begibt sich mit der Musik in den Marmorsaal vor den Balkon des Königs, wo man zu tanzen und zu singen beginnt und wiederum in Hochrufe auf den König ausbricht. Dazwischen öffnet sich der königliche Balkon, und Soldaten verschiedener Art, worunter auch Perceval, der Adjutant des Kommandanten der Nationalgarde von Versailles, erklettern denselben. Als man am wenigsten daran denkt, erscheinen der König und die Königin inmitten dieser Gruppe und werden von Freudenrufen begrüßt. Nachdem sich die Majestäten entfernt haben, begibt man sich auf die Terrasse, wo man bis spät in die Nacht hinein unter Musik, Tanz und mutwilligen Scherzen zubringt.[2]

So hätte das Fest, harmlos in seiner Tendenz, die Treue gegen das Königshaus zu befestigen, vielleicht keinen besonderen Anstoß erregt, wenn nicht ein Vorfall während desselben verhängnisvolle Folgen veranlaßt hätte.

Während des Bankettes hatten sich, und zwar, wenn das Organ von Gorsas[3] recht berichtet, auf den Ruf eines Offiziers:

[1] Me. Campan, II, S. 70 und 71.

[2] Ich habe von der Mitteilung der von Ferrières (I, S. 279—281) ausführlich erzählten, von Bertrand de Molleville und anderen in etwas verschiedener Fassung dargestellten, von anderer Seite entweder für unwahr erklärten oder doch angezweifelten Episode abgesehen. Man wird dem Autor von Webers Memoiren darin zustimmen, daß die Sache nicht eben besondere psychologische Wahrscheinlichkeit für sich hat; wenn er dagegen behauptet, daß die Erzählung bloß von den Jakobinern erdichtet worden sei, so steht dem das von Frau Campan (II, S. 72) Mitgeteilte entgegen. Nach Frau Campan wäre es allerdings ein Soldat des flandrischen Regimentes gewesen, der sich aus Reue darüber, daß er sich von der orleanistischen Partei bestechen ließ, den Tod gegeben hätte, während Ferrières von einem Jäger der drei Bistümer spricht. Beruht aber die Erzählung überhaupt auf Wahrheit, so würde wohl die von beiden erwähnte Persönlichkeit als identisch zu betrachten sein.

[3] Gorsas' Bericht über das Fest, dessen große Exaktheit „bis auf die Ko-

„Nieder mit der farbigen Kokarde! Es lebe die weiße Kokarde! Das ist die rechte!“ viele Personen mit der weißen Kokarde geschmückt, und anwesende Damen hatten bei Herstellung solcher Kokarden Hilfe geleistet.[1] Hieran konnte sich nur zu leicht das Gerücht knüpfen, welches danach in Paris zirkulierte, die vom Könige sanktionierte nationale Kokarde sei mit Füßen getreten worden.

Mag man auch mit Rivarol annehmen, daß das besprochene Fest dem Usus entsprechend war und die Leibgarde sich seiner Abhaltung schon deshalb schwer entziehen konnte, weil sie der Bürgermiliz gegenüber, welche sie zu der am Tage vorher abgehaltenen Einweihung ihrer Fahnen eingeladen hatte, aus Erkenntlichkeit zu einem Höflichkeitsakte verpflichtet war, so gewiß muß man doch Mounier darin beistimmen, daß die Abhaltung des Festes bei den Verhältnissen, in welchen sich der König damals befand, eine große Unvorsichtigkeit war. Lauerte doch die Revolutionspartei mit Begierde auf eine Gelegenheit, offen gegen die royalistische Partei vorzugehen. Mag man auch zugeben, daß die trikolore Kokarde nicht mit Füßen getreten worden ist, eine Sache, deren Wahrheit oder Unwahrheit von geringem geschichtlichen Belang ist: die Haupt-

karde“ — der „Courrier de Paris“ hatte die schwarze („faute purement d'impression“) statt der weißen genannt — ihm eine Zuschrift Rogers de Serigny (doch wohl eines Augenzeugen) bestätigt, ist zwar mit drastischer Lebendigkeit abgefaßt, trägt aber nicht den Stempel maßloser Parteileidenschaft, wie man nach den Auseinandersetzungen bei Weber (I, S. 425—426) erwarten könnte; eine weit leidenschaftlichere Sprache über das Fest führt Prudhomme.

[1] Leicht konnte auf diesen Vorfall die Aeußerung: „La cocarde nationale foulée aux pieds!“ im tropischen Sinne angewandt und von anderen im buchstäblichen aufgefaßt werden, leicht konnte auch die Lüge die Sache willkürlich weiter spinnen. Uebrigens konnte bei dem allgemeinen Festtaumel die Beschimpfung der Nationalkokarde, wenn sie auch, wie Rivarol bemerkt, nicht wohl von seiten der Gardes du Corps ausgeübt werden konnte, aus dem einfachen Grunde, weil diese vor dem 6. Oktober überhaupt die trikolore Kokarde noch nicht besaßen, doch von einem royalistisch gesinnten Gaste ausgegangen sein. Immerhin aber wird man die grobe Beschimpfung der Nationalkokarde nur als ein unverbürgtes Gerücht bezeichnen können. Nicht leicht aber darf man wohl die Vertauschung der Kokarden so unbedingt in das Gebiet des Mythus verweisen, wie dies v. Sybel thut. Die Behauptung der Frau Campan, daß keine weißen Kokarden an die Hüte gesteckt worden seien, sondern daß, wie es scheine, bloß junge Nationalgardisten aus Versailles ihre auf der inneren Seite weißen nationalen Kokarden umgekehrt hätten, hat das Zeugnis anderer royalistisch Gesinnter, wie Ferrières, Rivarol und Clermont-Gallerande gegen sich, welche angeben, daß weiße Kokarden aufgesteckt worden seien. Als Dame wird sich Frau Campan, wie auch ihr Bericht schließen läßt (II, S. 72), ziemlich zeitig zurückgezogen haben, und wer konnte bei dem Umfange des Schauplatzes alle Vorgänge beobachten?

sache ist, daß sich das Gerücht hiervon verbreitete und, ob wahr oder unwahr, von der „patriotischen" Partei mit Begierde verschlungen wurde, während es ohne das verhängnisvolle Fest nicht hätte entstehen können. Um so bedenklicher war das Fest dadurch, daß es unter Zulassung von Zuschauern stattfand. Daß sich unter diesen auch Mißvergnügte befinden mußten, lag nahe genug und wird durch Augenzeugen bestätigt.

War schon dieses Fest, welches unter anderem auch in Mirabeaus Organ als Orgie bezeichnet wird, geeignet, die Gemüter der Demokraten in Paris, wohin die Nachricht davon am 3. Oktober gelangte und am 4. weite Verbreitung fand, in Gärung zu versetzen, so war ein Frühstück, welches die Gardes du Corps in ihrer Kaserne oder in der Reitbahn unter starkem Zusammenströmen von Gästen gaben, sehr dazu angethan, zu neuen Unvorsichtigkeiten in der Weinlaune zu verleiten und durch die Gerüchte, welche darüber in die Hauptstadt gelangen mußten, die Gärung der Pariser Menge aufs höchste zu steigern. An demselben Freitage war es, als die Bürgergarde von Versailles eine Deputation an die Königin schickte, um derselben für die Spendung mehrerer Fahnen zu danken, und die Fürstin das harmlose Wort sprach, sie sei entzückt vom Donnerstage gewesen, ein harmloses Wort an sich, aber gefährlich unter den damaligen Konjunkturen, besonders bei der Stimmung, welche unter der Pariser Menge gegen die Oesterreicherin herrschte.

Die Hefe der Pariser Bevölkerung brannte vor Begierde, ihren Verdacht auf eine Gegenrevolution bestätigt zu sehen. Panem et circenses! Dahin ging das Ziel ihrer Wünsche, und „les passions de l'estomac" und „les passions de la cervelle,[1] das waren die Triebfedern dazu. Freilich wünschten die „tapferen Amazonen" und die Pikenmänner, die sich ihnen anschlossen, selbst als Actricen und Acteurs in den blutigen Circensien, die in Aussicht standen, mit aufzutreten.

Mag man mit Rivarol annehmen, daß der Brotmangel in Paris ein durch den Herzog von Orleans und dessen Kreaturen künstlich hergestellter war, oder mag man das Vorhandensein einer besonderen Teuerung in jenen Tagen überhaupt bezweifeln,[2] jedenfalls war es natürlich, daß sich in einer Stadt von ungefähr 800 000 Einwohnern jederzeit eine brotlose Menge befinden mußte. Diese glaubte es natürlich gern, wenn ihr die verhaßte Aristo-

[1] Taine.

[2] Das Pfund Brot kostete drei Sous, nach Rivarol in der Vorstadt St. Antoine sogar nur zwei und selbst einen Sou.

kratie und speziell die Königin als Ursache des Brotmangels bezeichnet wurde, und sie hoffte durch Ueberführung des Hofes nach Paris auf Besserung ihrer Lage. War doch schon am 30. August von einem Zuge nach Versailles und der Ueberführung des Königs und des Dauphins nach Paris gesprochen worden.[1]

Der Herzog von Orleans, der Hintergedanken von weit schlimmerer Art[2] an einen Zug nach Versailles knüpfte, seine Pläne aber offen zur Schau zu tragen sich wohl hüten mußte, unterließ es natürlich nicht, die Menge durch seine Agenten zu reizen und ihren Haß gegen die Königin, deren Verachtung gegen seine Person ihm bekannt war, zu schüren.

Die Nachricht von der „Orgie" in Versailles und der Proskription der Nationalkokarde war nur zu geeignet, die Wut der Menge zur Explosion zu bringen. Personen, welche die Unklugheit begingen, am 4. Oktober einfarbige Kokarden zur Schau zu tragen, wurden auf das heftigste insultiert und, indem ihnen die Kokarden entrissen und zur Vergeltung für das angeblich in Versailles Geschehene mit Füßen getreten wurden, damit bedroht, im Wiederholungsfalle an die Reverbèren der Laternen geknüpft zu werden.

Die Repräsentanten der Stadt verboten, um ähnlichen Exzessen vorzubeugen, die Benutzung von anderen Kokarden als dreifarbigen, welche unter allen Franzosen das Zeichen der Verbrüderung geworden und vom Könige selbst adoptiert waren. Dies diente jedoch keineswegs zur Beruhigung der Gemüter und zur Erweckung des Vertrauens gegen die Dreihundert. Die Zusammenrottungen der Menge und die beunruhigenden Gerüchte dauerten fort, und die Patrouillen der Nationalgarde, welche gegen die politisierenden Gruppen einschritten, galten manchen als Werkzeuge einer an die Aristokratie verkauften Munizipalität. Der Gemeinderat befürchtete, und zwar mit gutem Grunde, daß das Volk nachts in die Wachlokale der Nationalgarde eindringe, um nach deren Entwaffnung nach Versailles zu ziehen. Seine Vertreter verteilten sich deshalb in ihre Bezirke; Posten und Patrouillen wurden verdoppelt, und die Nacht vom 4. bis 5. verging noch unter verhältnismäßiger Ruhe.

Am folgenden Morgen gegen 6 Uhr versammelte sich eine Anzahl von Frauen am St. Antonsthore, klagte, daß das Volk vor Hunger sterbe, und forderte zu einem Zuge nach dem Stadt-

1 Mercure de France vom 5. September 1789.
2 Ducoin, S. 72.

hause auf, um die Gemeinderäte zur Beschaffung von Brot zu veranlassen. Auf dem Wege dahin nötigten sie alle Frauen, die sie trafen, sich ihnen anzuschließen. Ein junges Mädchen aus den Hallen nahm eine Trommel aus einem Wachthause und eilte unter lauten Rufen, um Propaganda für das Unternehmen zu machen, durch die Straßen. Die Frauen scharten sich um den weiblichen Tambour und zogen vor das Rathaus. Die Menge schwoll an, und die Erbitterung stieg. Ein Bäcker, der beschuldigt ist, zu leichtes Brot verkauft zu haben, entgeht nur dadurch dem Tode an der Laterne, daß es Gouvion, Major bei der Nationalgarde, gelingt,[1] ihn während der Verwirrung bei dem Tumulte beiseite zu schaffen. Da der Gemeinderat, dessen Mitglieder sich wegen der Unruhen des vorhergehenden Abends erst spät getrennt haben, noch nicht beisammen ist, sind die Nationalgardisten vor dem Rathause nicht bereit, den Frauen den Eingang zu gestatten. Aber es gelingt dem Haufen, der sich durch mit Piken und Beilen bewaffnete Männer verstärkt hat, die berittene Garde bis zur Rue du Mouton zurückzutreiben. Dagegen streckt eine starke Abteilung von Nationalgardisten, welche auf dem Perron des Rathauses Quarré bildet, den „tapferen Französinnen" einen Wald von Bajonetten entgegen. Das machte die Menge auf einige Augenblicke stutzig. Aber bald eröffnete man auf einen allgemeinen Ruf ein Bombardement von Steinen auf die Nationalgardisten, welche sich „gefügig gegenüber der Stimme der Menschlichkeit" in das Hotel de Ville zurückziehen und den Heroinen freie Bahn lassen.[2] Eine große Anzahl von diesen dringt, von Männern gefolgt, in das Rathaus ein, und viele von ihnen drängen sich auch in den Sitzungssaal.

Die Eingedrungenen benehmen sich zum größeren Teil harmlos; zum Teil verüben sie Exzesse der verschiedensten Art. Einige, meistens junge und geputzte Frauenzimmer, plaudern mit denjenigen der Gemeindevertreter, die bereits erschienen sind, richten Fragen an sie und vertrauen einige Frauen, die ihnen gezwungen gefolgt sind, aus Rücksicht auf deren Leibesumstände, dem Schutze der Kommunalräte an. Minder harmlos verfahren andere Weiber. Mehrere suchen die Schriftstücke im Rathause anzuzünden, da man während der Revolution nichts gethan, als unnütze Wische geschrieben habe, und werden nur mit Mühe daran verhindert.[3] Wäh-

[1] Nach dem Autor der Mémoires de Weber I, 429.

[2] Nach Gorsas' (No. 92, S. 102) weniger glaubhafter Darstellung wären es nicht sowohl Steinwürfe als ein Appell an die Ritterlichkeit der Truppen gewesen, was den Eintritt frei gab.

[3] Nach Zeugenaussagen vor dem Tribunal des Châtelet; die Nummern

rend des Tumultes verschwanden neben gemünztem Gelde[1] Tausende in Kassenscheinen durch die Hände des eingedrungenen Gesindels.[2]

Mehrere Frauen belustigen sich unter Lachen und Tanzen auf dem Hofe, indem sie nach Bailly und Lafayette verlangen. Einige zwingen den Gefängniswärter, ihnen die Schlüssel zu übergeben, welche sie dazu benutzen, sieben Gefangene in Freiheit zu setzen.

Hierauf besteigen sie den Turm, um die Sturmglocke zu läuten. Dort beraten sie auch über Beschaffung von Waffen. Man bricht hierauf die Fenster entzwei, um sich Eingang in die Waffendepots zu verschaffen, und sofort werden Pistolen, Flinten und Hellebarden verteilt. Auch die Remisen, wo sich die Piken befinden, werden erbrochen, und Männer und Frauen bemächtigen sich der Piken, von denen auch mehrere an das außerhalb des Hotels befindliche Volk verteilt werden. Die Kanonen im Hofe des Rathauses werden ins Freie geschafft. Während dieser Vorgänge war die Sturmglocke in den verschiedensten Kirchspielen erklungen, und in anderen Stadtteilen hatten sich gleichfalls Zusammenrottungen gebildet. Auf die Kunde von den Vorgängen im Stadthause strömten natürlich die meisten nach dem Grèveplatze zu. Auf diesem Platze ertönte der lebhafte Ruf: „Nach Versailles!"

Gegen 11 Uhr vormittags setzt sich eine bunte Menge von Frauen, unter welche sich Männer, zum Teil als Weiber verkleidet, die man aber trotz ihrer Schminke an den schlecht rasierten Gesichtern, wie an Stimme und Gang als Männer erkennt,[3] gemischt haben, in Bewegung zum Zuge nach Versailles. So bunt wie die Menge, ist auch ihre Bewaffnung. Die Weiber versuchen die Kanonen zu ziehen; da diese aber zu den schwer transportabeln Marinegeschützen gehören, halten sie später Wagen an, laden die Kanonen darauf und binden sie mit Seilen fest, während eine einzige von einem Pferde gezogen wird. Mittlerweile hatte sich, da auf das Läuten der Sturmglocke der Generalmarsch geschlagen worden war, eine Anzahl von Nationalgardisten auf dem Grève-

führt Taine (T. I, S. 130) auf. Nach Molleville war es der Bastillenkämpfer Maillard, der den Weibern die Feuerbrände entriß und so den Brand des Stadthauses verhinderte.

[1] Prudhomme XIII, S. 10.

[2] Nach dem Journal de Paris vom 12. Oktober brachte ein Schreiber, Namens Pic, einige Tage später ein Paket mit 100000 Franken, das er aus den Händen des Gesindels gerettet hatte; ein anderes Paket mit Kassenscheinen fand sich in einem Quittungsbehälter vor.

[3] Worüber 13 vor dem Châtelet gemachte Depositionen vorliegen. Sechs Männer werden darin ausdrücklich behufs gefänglicher Einziehung bezeichnet.

platze versammelt, und diese nahmen das Rathaus wieder ein, ohne aber den noch vorhandenen Eindringlingen etwas zuleide zu thun; vielmehr mischen sich die Sieger fraternisierend unter die Besiegten. Nach und nach füllt sich der ganze Grèveplatz mit Nationalgardisten, die aus allen Bezirken, Vierteln und Straßen zusammenströmen. Aber vorläufig ist das Bürgermilitär noch ohne Haupt und ohne Instruktion. Nach und nach macht die Volksmenge, die den Waffenplatz bedeckt, den bewaffneten Kompanien Platz, indem sie unter lautem Geschrei nach den Repräsentanten der Gemeinde verlangt, damit diese der Nationalmiliz Instruktionen erteilen. Einige derselben werden herbeigeholt, wobei man erfährt, daß Vauvillers, der Stellvertreter des Maire und Vorsitzende des Komitees für Lebensmittel, der besonders als solcher dem Landfrieden nicht trauen mochte, nach Versailles abgereist ist.[1] Endlich und zwar gegen Mittag,[2] als sich eben der Gemeinderat — wenn auch sehr inkomplett — versammelt hat, erscheint Lafayette und begibt sich ins Rathaus, wo er, während die Beratung bei verschlossenen Thüren stattfindet, die Berichte an die Minister und die Nationalversammlung nach Versailles abfaßt. Während sich die Sitzung stark in die Länge zieht, steigt die Ungeduld der Versammelten immer höher, und die Patrioten ohne und mit Uniform verlangen den Zug der Nationalgarde nach Versailles. Als die Unruhe ihren Gipfelpunkt erreicht hat, wird eine Deputation von Grenadieren durch sämtliche besoldete Kompanien an Lafayette abgesandt und verlangt nach diesem, der sich eben im Saale des Polizeikomitees befindet. Lafayette erscheint. Einer der Grenadiere, Namens Mercier, ausgezeichnet durch Schönheit und frappierend durch Redegewandtheit und Kaltblütigkeit, richtet ungefähr folgende Worte an ihn:

„Mein General! Wir halten Sie nicht für einen Verräter, glauben aber, daß die Regierung uns verrät. Wir können unsere Bajonette nicht gegen Frauen richten, die nach Brot verlangen. Der Ausschuß für Lebensmittel erfüllt seine Funktion nicht; mögen Unterschleife oder mag Unfähigkeit zu Grunde liegen, man muß ihn verändern. Die Quelle des Unglückes des Volkes ist in Versailles. Man muß den König nach Paris holen und das flandrische Regiment und die Leibgarde vernichten, die es gewagt hat, die Nationalkokarde mit Füßen zu treten. Ist der König zu schwach, die Krone zu tragen, so mag er sie ablegen. Dann werden wir

[1] Prudhomme XIII, S. 11.

[2] Protokoll der Kommune und Rivarol. Nach Lafayette (II, S. 335 bis 337) wäre er schon weit früher angekommen.

seinen Sohn unter einem Regentschaftsrate zum Könige machen, und alles wird besser gehen.[1]"

Als Lafayette hierauf die Grenadiere fragt, ob sie die Absicht hätten, den König zu bekriegen und ihn selbst zu zwingen, sie zu verlassen, antwortet der Sprecher:

„Nein, mein General, das würde uns sehr leid thun; denn wir lieben ihn sehr; er wird uns nicht verlassen, und wenn er uns verläßt, so haben wir den Dauphin."

Lafayette sucht sie zu beruhigen und von ihrem Verlangen zurückzubringen. Sie erklären ihm aber sämtlich mit Entschiedenheit, daß, selbst wenn es ihm gelinge, sie umzustimmen, ihm dies bei ihren Kameraden nicht gelingen würde, welche alle ihre Gesinnung teilten. Lafayette begibt sich auf den Grèveplatz, steigt zu Pferde und sucht seine Truppen an ihren Fahneneid zu erinnern. Seine Stimme verliert sich unter dem vielfachen Rufe: „Nach Versailles!" und auch seine Adjutanten bemühen sich, die Reihen entlang eilend, vergeblich, die Soldaten zu ihrer Pflicht zurückzuführen.[2] Mehrere Grenadiere nähern sich dem General und beschwören ihn, nach Versailles zu marschieren und den günstigen Augenblick nicht zu versäumen, den Komplotten der Aristokraten zuvorzukommen. Einer wendet sich an seine Kameraden mit den Worten: „Es ist sehr erstaunlich, daß Lafayette der Kommune[3] befehlen will, während die Kommune ihm zu befehlen hat. Er muß aufbrechen; wir wollen es alle." Seine Adjutanten erklären ihm, daß sein Leben auf dem Spiele stehe. Hierauf läßt er der Kommune melden, der Abmarsch sei unvermeidlich, und ersucht um Instruktion.[4] Mittlerweile haben Personen, die von den Höhen aus Umschau gehalten haben, gemeldet, daß der Zug der Weiber ohne Hindernis die Sèvrebrücke passiert hat. Nicht lange darauf erhält Lafayette den schriftlichen Bescheid des Gemeinderates, den er, von aller Blicken gefolgt, durchliest. Lafayette erblaßt und

[1] Vorzugsweise nach Bertrand de Molleville. Ausdrücke wie: „Le roi est un imbécile" (Ferrières) statt „Si le roi est trop faible" und „Le roi trompe tous" (Lafayette), würden eher für einen ganz plumpen Harangueur passen als für einen jungen Mann, dem Ferrières selbst eine überraschende Wahl des Ausdruckes zuschreibt. Lafayettes kurzer Bericht stimmt allerdings mehr mit dem von Ferrières zusammen; aber es liegt nahe, daß der General, dem es in dem kritischen Momente kaum gelang, seine Worte zu sammeln („recueillir ses discours"), auch seine Gedanken nicht beisammen hatte und in dem Berichte über die Anrede später fremden Referaten gefolgt ist.

[2] Ferrières.

[3] Prudhomme; nach Ferrières „dem Volke".

[4] Nach dem Kommunalprotokolle und dem Kommunalbescheide.

wirft einen schmerzlichen Blick auf seine Truppen und die versammelte Volksmenge: Das Schreiben enthält — „auf seine Vorstellungen hin“ — den Befehl an den Generalkommandanten, sich nach Versailles zu begeben. Zugleich werden Lafayette Abgeordnete der Kommune beigegeben, welche dem Könige deren Wünsche unterbreiten sollen, nämlich:

1) Versehung des Schloßdienstes nur durch die Nationalgarde,
2) Gewährung der Kenntnisnahme von allen Akten über die Verpflegung von Paris,
3) Genehmigung der Menschenrechte und
4) Die Uebersiedelung des Königs nach Paris.

Es war gegen 5 Uhr,[1] als Lafayette den Befehl zum Abmarsch erteilte und die Avantgarde voraussandte. Dieser wiederum voraus marschierten mehrere Hunderte von mit Flinten, Piken oder Stöcken bewaffneten Männern, welche einen Leutnant der unbesoldeten Nationalgarde an ihrer Spitze hatten.[2] Als Lafayette zu Roß mit dem Gros des Heeres an der Ecke der Place Pelletier erscheint, wird er von den lebhaftesten Bravos und Hochrufen empfangen. Bei den allgemeinen Freudenbezeigungen der Bürgerschaft schwindet die Bestürzung, die ihn erfaßt hat; er lächelt, und sein Gesichtsausdruck scheint sagen zu wollen: „Ihr verlangt es, ich gehorche.“

So führte denn Lafayette nicht sowohl seine Truppen nach Versailles, als daß er von diesen dahin geführt wurde.[3]

Unterdessen hatte sich der Zug der gegen Mittag abgezogenen Volksmenge vorwärts gewälzt. Mit Berechnung war die Spitze dieses Zuges aus Frauenzimmern gebildet worden, da man voraussetzte, daß man Bedenken tragen werde, auf Frauen zu schießen; eine andere strategische Maßregel war die, daß sich die Männer in Weibertracht unter die Avantgarde, welche „Damen“ von mehr als zweideutigem Rufe bilden, gemischt haben. Während der

[1] Kurz vor 5 Uhr erhielt der General das Schreiben des Gemeinderates; 5 Uhr 7 Minuten defilierte die Nationalgarde über den Quai Pelletier (Prudhomme). Nach Weber und Rivarol erfolgte der Abmarsch gegen 4 Uhr, nach Lafayette zwischen 4—5, nach Gorsas um $5^1/_2$ und nach Clermont-Gallerande gegen 6 Uhr. So zeigen auch bei anderen Ereignissen des behandelten Zeitabschnittes die Angaben über die Tageszeit auffallende Schwankungen. Wie viele mochten auch in der sturmbewegten Zeit daran denken, die Ereignisse nach der Uhr zu kontrollieren?

[2] Prudhomme XIII, S. 13.

[3] „Étant leur chef, il faut bien qu'il les suive, c'est aussi le sentiment des représentants de la Commune“ (Taine). — Eine sonst nicht übliche Auffassung von dem zwischen einem Feldherrn und seinem Heere bestehenden Pflichtverhältnis!

Menschenstrom sich vorwärts wälzte, war er beständig angeschwollen. Nachdem die Truppe dem Palais Royal gegenüber Halt gemacht hatte, begab sie sich nach dem Karussellplatze, und unterdessen strömten ihr die Arbeiter der Vorstadt St. Antoine zu, welche bereits eingeladen waren, sich den „Damen“ anzuschließen. Zum zweitenmal wurde auf den Elysäischen Feldern Halt gemacht, um die Abteilungen zu erwarten, welche die Straßen durchliefen, um Sukkurs zu holen. Eine Menge Frauen jeden Alters strömte hinzu, mit Waffen der verschiedensten Art versehen, wie es die Wahl oder der Zufall brachte; auch Mistgabeln und Besenstiele waren nicht ausgeschlossen. Den Frauen schlossen sich hunderte von Männern an, unter diesen auch die Freiwilligen von der Bastille. Die Männer mußten die Nachhut des ungeheuerlichen Zuges bilden; ihm voran wurden zwölf Trommeln geführt. Kein Wunder, daß sich die Thüren eiligst schlossen, wo sich das Chaos vorbeiwälzte, und es mag den Bastillenhelden Maillard, den sich die Menge zu ihrem Führer erkoren hatte, keine geringe Mühe gekostet haben, sein Amazonenheer, nachdem er es bereits vorher von der Plünderung des Zeughauses zurückgehalten hatte, jetzt von dem Erbrechen der Läden abzuhalten und durch Verhütung anderer grober Exzesse wenigstens verhältnismäßige Ordnung zu schaffen. Auf ihrem Vormarsche hielten die Weiber die Wagen an, welche sie trafen, und zwangen die darin sitzenden Frauen, sich ihnen anzuschließen. Unterwegs teilte sich der Zug, indem ein Teil der Frauen den Weg über St. Cloud, der andere über Sèvres nahm.[1] Nachmittags in Versailles angelangt, begibt sich ein Teil der über Sèvres gekommenen Weiber an den Eingang des Sitzungsgebäudes der Nationalversammlung, wo sich eine Anzahl den Eintritt verschafft; die übrigen von ihnen dringen bis zum Gitter des Schlosses vor, wo sie wieder mit denjenigen zusammentreffen, welche den Weg über St. Cloud genommen haben.

Während in Paris die Wogen der Volksbewegung stiegen, verhandelte die Nationalversammlung in Versailles am 5. Oktober

[1] Prudhomme XIII, S. 14. Hieraus erklärt sich der chronologische Widerspruch der Stelle bei Gorsas XCII, S. 104 nicht, wonach ein Platzregen die Truppen um 4 Uhr zu einem Halt in Viroflay genötigt hätte, während sie doch schon um 3½ Uhr vor Versailles anlangten. Läge Viroflay an der Straße von St. Cloud, so dürfte wohl bei dem Halt an den anderen Zug zu denken sein. Da dies aber nicht der Fall ist und Gorsas offenbar nur den Zug über Sèvres verfolgt, so würde entweder à 3 heures statt à 4 heures zu lesen sein, was aber bei der in Sèvres genommenen Rast und bei der Entfernung zwischen Sèvres und Viroflay unwahrscheinlich ist, oder es ist vielmehr à 3 heures et demie nur auf die Spitze des langen Zuges zu beziehen.

über die am 4. ausgefertigte Antwort des Königs, welchem man am 2. die bereits formulierten Artikel der Verfassung sowie die Erklärung der Menschenrechte zur Annahme vorgelegt hatte. Nach dieser Antwort erklärte sich der König zur Bestätigung der konstitutionellen Artikel bereit, jedoch unter der positiven Bedingung, daß er sich die volle Exekutivgewalt vorbehalte. Er fügte hinzu, daß, wenn er seine Einwilligung zu diesen verschiedenen Artikeln gebe, dies nicht deshalb geschehe, weil er sie etwa alle ohne Unterschied für vollkommen erachte,[1] sondern weil er Rücksicht auf den augenblicklichen Wunsch der Abgeordneten der Nation und auf die beunruhigenden Umstände nehme, welche dazu aufforderten, vor allem die rasche Wiederherstellung des Friedens, der Ordnung und des Vertrauens zu erstreben. Bezüglich der Menschenrechte erkannte er an, daß dieselben sehr gute Maximen enthielten, jedoch mit der Bemerkung, daß Prinzipien, die eine verschiedene Anwendung und selbst verschiedene Auslegungen zuließen, erst dann richtig gewürdigt werden könnten, wenn ihre wahre Bedeutung durch die Gesetze, denen sie zur Grundlage dienen sollten, bestimmt sein würde.

Bei der ersten Lesung schien diese Antwort ziemlich zufrieden zu stellen. Bei der zweiten verstummte der Beifall merklich, der allein von den Sitzen des Adels und des Klerus ausgegangen war. Nach längerem dumpfen Schweigen griff die Linke den königlichen Bescheid wegen seiner Reserve mit Heftigkeit an. Von ihrer Seite wurde unter anderem vorgeschlagen, die außerordentliche Auflage zur Sicherung der Staatsgläubiger nicht eher zu bewilligen, als bis der König Konstitution und Menschenrechte unbedingt angenommen hätte. Von Duport und Pétion wurde über die „indezenten Orgien“ der ersten Oktobertage und die Angriffe, welche dabei auf die Nationalversammlung stattgefunden hätten, Beschwerde erhoben. Mirabeau, der sich diesen Beschwerden anschloß, sprach sich übrigens in gemäßigter Weise dahin aus, daß die Nationalversammlung den König bitten möge, die nötigen Befehle an die Truppenkommandanten zu erteilen, um militärischen Exzessen vorzubeugen. Eine Zurückziehung der bedingten Annahme

[1] Waren doch nicht allein die Menschenrechte, wenn auch jeder Artikel besonders diskutiert war, keiner Gesamtrevision unterworfen worden; auch von verschiedenen Artikeln der Verfassung galt dasselbe; sie waren in demselben Augenblicke in ihrer Gesamtheit vorgelegt worden, als man beschlossen hatte, sie dem Könige zur Annahme zuzusenden. Mittlerweile hatten die Verhandlungen der Abgeordneten einen matten Verlauf genommen, da man bis zum Eintreffen der Antwort des Königs die Sitzungen nicht sowohl ernstlich auszunutzen als überhaupt bloß auszufüllen suchte (Courrier de Provence No. 49, S. 1).

der konstitutionellen Artikel durch den König erklärte er für bedenklich, weshalb es sich empfehle, anstatt schroff auf der unbedingten Zustimmung des Königs zu bestehen, denselben lieber erst um die nötige Aufklärung über seine Antwort zu bitten. Als hierauf Pétion sowie Mirabeau seitens der Rechten, welche die königliche Antwort als wohlbegründet verteidigt hatte und welche darauf vertraute, daß ihre Gegner nicht die nötigen Beweise für ihre Behauptungen über die militärischen Feste vorbringen könnten, aufgefordert wurden, eine spezialisierte schriftliche Anklage über die von ihnen behaupteten Exzesse einzureichen, erhoben sich Pétion und Mirabeau, und letzterer schnitt die Diskussion über die militärischen Exzesse durch die Erklärung ab:

„Zunächst erkläre ich, daß ich die soeben provozierte Denunciation für im höchsten Grade unpolitisch halte. Besteht man aber darauf, sie zu verlangen, so bin ich bereit, alle Einzelheiten zu liefern und zu unterzeichnen. Aber zuvor verlange ich, daß die Versammlung die Erklärung abgebe, daß die Person des Königs allein unverletzlich ist und daß alle anderen Mitglieder des Staates, wer sie auch seien, auf gleiche Weise dem Gesetze unterworfen und vor diesem verantwortlich sind.“[1]

Auf diese Erklärung Mirabeaus wurde der Antrag auf Untersuchung über die militärischen Feste zurückgezogen. Im weiteren Verlaufe der Sitzung unterzog Mirabeau die Erklärung der Menschenrechte einer scharfen Kritik. Es gelang ihm jedoch nicht, deren nochmalige Vorlage zu verhindern. Vielmehr wurde beschlossen, daß eine Deputation mit dem Präsidenten an der Spitze den König noch an demselben Tage um unbedingte Annahme sowohl der Menschenrechte als der ihm bereits vorgelegten Verfassungsartikel bitte.

Schon war die Versammlung, welche bereits Kenntnis von dem Anmarsche der Pariser erhalten hatte, im Begriffe sich zu trennen, als die zuerst angekommenen Pariser Weiber Einlaß verlangten, um sich über die Teuerung in Paris auszusprechen. Mounier gestattete zuerst einer geringen Anzahl von ihnen nebst ihrem Sprecher Maillard den Eintritt. Verhinderte Maillard vorläufig noch mit Mühe das Nachdringen der anderen, so war es doch natürlich, daß später viele derselben nachkamen und Galerien

[1] Die Hindeutung auf eine Anklage gegen die Königin erklärt Mirabeau in seinem Organe für sehr gut angebracht, während er später auf die ernsten Vorwürfe, die ihm La Marck darüber machte, sein Bedauern über sein Verhalten aussprach. (Courrier de Provence No. 50, S. 16 und Correspondance entre le comte de Mirabeau et La Marck t. I., S. 122).

und Saal erfüllten. Nachdem Maillard, einen bloßen Degen in der Hand, mit einem Begleiter, der ihm bei seinen Worten sekundierte, an den Schranken erschienen war, begannen sie mit Klagen über bereits dreitägigen absoluten Mangel an Brot und verlangten Abhilfe.[1] Diese erwarteten sie besonders vom Durchsuchen der Häuser nach verborgenen Mehlvorräten, wozu sie von der Nationalversammlung die Erlaubnis verlangten. Zugleich erklärten sie, daß sie Rache für die an der patriotischen Kokarde verübten Insulte nehmen würden. Die Aristokraten hätten beschlossen, sie Hungers sterben zu lassen. Man habe einem Müller einen Zweihundertfrankschein geschickt, um ihn zu bewegen, das Mahlen einzustellen, und ihm versprochen, jede Woche die gleiche Summe nachfolgen zu lassen.

Als die Versammlung die Sprecher aufforderte, die Namen der Schuldigen zu nennen, suchten sie wiederholt auszuweichen, indem sie sich darauf beriefen, die Diskretion nicht verletzen zu wollen; aber als man in sie drang, wurde unter mit Indignation gemischtem Erstaunen der Versammlung entweder von den Weibern oder von einem der beiden Sprecher der Erzbischof von Paris genannt. Von Mounier gedrängt, Beweise zu liefern, machte Maillard vage Ausflüchte. Seine Reden und sein Auftreten machten übrigens den Eindruck, daß er betrunken war. Trotzdem gelang es ihm, dem Präsidenten einen tüchtigen Hieb zu versetzen. Nachdem er sich unter Invektiven gegen die schwarze Kokarde dahin ausgesprochen hatte, daß jeder zur Annahme der Nationalkokarde gezwungen werden müsse, wurde er wegen der Grobheit eines Ausdruckes durch den Präsidenten auf den der Versammlung gebührenden Respekt hingewiesen. „Alle, welche Bürger sein wollen," fügte Mounier hinzu, „können es nach Herzenslust sein; aber man hat nicht das Recht, sie dazu zu zwingen." Darauf versetzte Maillard, daß es niemand gebe, der nicht auf den Namen Bürger stolz sein müsse, und daß, wenn in dem erhabenen Parlamente ein Mitglied sei, welches sich dadurch entehrt fühle, dieses auf der Stelle ausgeschlossen werden müsse. Bei dieser dem Präsidenten beigebrachten Schlappe ertönte der ganze Saal von Beifallsbezeigungen für den Volksredner, und eine Menge Stimmen wiederholten: „Ja, ja, alle müssen es sein; wir sind alle Bürger!" Die Frauen verlangten hierauf fortwährend nach ihrem Grafen Mirabeau.[2] Nach

[1] Dieses und das Folgende nach Molleville, Clermont-Gallerande und anderen.

[2] Mirabeau war demnach nicht mehr in der Versammlung und verweilte wohl noch bei dem Prinzen von Arenberg (Bacourt I., S. 114). Bei der mehrfachen Beteiligung Mirabeaus an der Debatte in der Morgensitzung des 5. Oktober

und nach wuchs ihre Zahl; sie setzten sich mitten in die Bänke der Abgeordneten, indem sie laute Unterhaltung mit denjenigen führten, welche auf den Tribünen standen; einige umgaben das Bureau der Sekretäre, andere den Stuhl des Präsidenten. Der Wirrwarr wurde natürlich für die Abgeordneten immer unerquicklicher. Vergebens übergab man Maillard die beglaubigte Abschrift eines Beschlusses über die Lebensmittel, um sich ihn und sein Gefolge vom Halse zu schaffen. Mit unzufriedener Miene nahm er das Schriftstück und erklärte, daß ihnen dieses Dekret nicht genüge, weil es nicht die Erlaubnis enthalte, die Häuser nach verborgenem Mehle zu durchsuchen. Hierauf wandte er sich an die am Bureau sitzenden Abgeordneten mit den Worten: „Glauben Sie mir, meine Herren, thun Sie nach meinem Verlangen, wenn Sie Blutvergießen sparen wollen!"

Vergebens war auch die Versicherung der Deputierten, daß man weitere Fürsorge für die Verproviantierung der Hauptstadt tragen wolle, vergebens die Aufforderung an die Weiber, der Versammlung ihre Freiheit zu lassen und sich ruhig zurückzuziehen. Die Weiber erklärten einfach, das genüge nicht. Endlich wurde beschlossen, daß eine Deputation mit dem Präsidenten an der Spitze sich zum Könige begebe und demselben die Notlage von Paris vorstelle. Zugleich sollten dem Könige wiederum die 19 Verfassungsartikel und die Erklärung der Menschenrechte zur bedingungslosen Anerkennung vorgelegt werden.

Sofort erklärten die Weiber, daß sie die Deputation begleiten wollten. Vergebens stellte ihnen Mounier das Unnütze dieses Schrittes vor. Das Aeußerste, was ihm noch durch Bitten bei ihnen durchzusetzen gelang, war, daß sie sich damit zufrieden erklärten, daß nicht über sechs von ihnen an der Audienz im Schlosse teilnehmen sollten. Aber andere begleiteten die Deputation, und statt der sechs wußten sich nachher zwölf die Zulassung zu erpressen. Zu Fuß, unter strömendem Regen, setzte sich der abenteuerliche Zug durch den Straßenkot in Bewegung. Eine beträchtliche Volksmenge aus Versailles umgab beide Seiten der zum Schlosse führenden Straße. Die verschiedenen Gruppen der Pariser Weiber waren mit einer Anzahl von meistens mit Lumpen bedeckten Männern untermischt, welche Waffen verschiedener Art mit sich führten und unter drohenden Gebärden und mit wilden Blicken ein gräßliches

ist die Angabe La Marcks: „Mirabeau brachte den Tag ... bis 6 Uhr abends *bei mir zu*", natürlich nicht buchstäblich zu nehmen; man kann sie vielmehr nur *auf* die Zwischenzeit zwischen der Vormittagssitzung und Mirabeaus Verabschiedung von La Marck beziehen.

Geheul ausstießen. Kleine Abteilungen der Leibgarde patrouillierten oder sprengten in vollem Galopp unter Geschrei und Hohngelächter der Menge vorüber. Zwei bis drei von den Parisern mitgebrachte Kanonen standen auf dem Schloßplatze aufgepflanzt. Diejenigen, welche dieselben umgaben, fragten die Passanten, ob sie zur Nation gehörten. Antworteten diese mit Ja, so erzeigten ihnen jene die Ehre, daß sie dieselben die Geschütze mit zu bewachen nötigten. Auf dem Schloßplatze waren außer der Leibgarde noch verschiedene andere in Versailles garnisonierende Truppen aufgestellt. Man empfing die Deputation mit Ehren und ließ sie die Linie passieren. Es kostete große Mühe, die nachdrängende Menge, welche sich mit einzuschmuggeln suchte, hiervon zurückzuhalten.[1] Mittlerweile war der König, der sich gerade im Walde von Meudon auf der Jagd befunden hatte, durch Devèse, einen Edelmann aus der Dauphiné, welcher auf die Kunde von dem Anmarsche der Pariser zu ihm geeilt war, benachrichtigt worden und nach Versailles zurückgekehrt, wo die Pariser bereits eingetroffen waren.[2] Die Deputation der zwölf Weiber wurde zunächst durch Saint-Priest, den Minister von Paris, empfangen und dann beim Könige vorgelassen, dem die Frauen ihre Bitte vortrugen. Der König versprach ihnen gerührt, alles Brot in Versailles sammeln und es ihnen geben zu lassen. Die herzliche Weise, mit der sie der gutmütige König empfing, führte zu lebhaften Rührszenen unter den Frauen. Unter den Rufen: „Es lebe der König!“ „Es leben die Herren Leibgardisten!“ verließen sie den Saal. Am Schloßgitter angekommen, berichteten sie ihren zurückgebliebenen Gefährtinnen über die Antwort des Königs. Diejenigen unter diesen, welche meuterische Pläne im Sinne hatten und wohl auch durch Neid beeinflußt waren, fürchteten, daß der Bericht von der Audienz die anderen Frauen beruhigen und zur Rückkehr nach Paris veranlassen werde, und beschuldigten sie, da sie nichts Schriftliches hätten, daß sie bestochen seien und die Interessen des Volkes verrieten. Von Schmähungen gegen die Frauendeputation kam es zu Mißhandlungen derselben. Unter Vermittelung eines Gardeoffiziers kehrte dieselbe wieder in das Schloß zurück, wo sie auf ihre Bitten von Saint-Priest einen beruhigenden, vom Könige unterzeichneten schriftlichen Bescheid erhielt.[3]

[1] Nach dem in mehreren Memoiren mitgeteilten Exposé justicatif Mouniers. Nach Ferrières riefen die Abgeordneten Barnave und Mirabeau dem Zuge auf der Straße zu: „Mut, wackere Pariser! Es lebe die Freiheit! Fürchtet nichts; wir gehören zu euch.“

[2] Clermont-Gallerande.

[3] Molleville und Rivarol. Daß die Deputation übrigens nicht durchweg

Nach der Entfernung des Präsidenten bot der Abgeordnetensaal ein immer bunteres Bild dar. Das Haus füllte sich allmählich mit Männern und Frauen, die von Paris kamen, so daß die Abgeordneten beinahe unter der Menge verschwanden.

Es wurde im Saale gegessen, getrunken und gesungen. Unter einem wüsten Stimmengewirre konnte man kaum die Rufe nach Abschaffung der Leibgarde, Auflösung des Parlamentes und Entfernung des flandrischen Regimentes[1] vernehmen. Als die Nationalversammlung über das Getreidewesen beschließen wollte, befahl ihr die Pariser Menge zu schweigen und verlangte Herabsetzung des Brotpreises auf sechs Pfennige, des Fleischpreises auf acht Sous für das Pfund sowie Verminderung des Preises für die Lichter. Mirabeau war inzwischen, nachdem er mit dem Grafen La Marck zusammen diniert hatte, wieder erschienen, und zwar in der Haar- und Kleidertracht des dritten Standes; dazu trug er einen großen blanken Säbel unter dem Arme. In diesem Aufzuge durchschritt er vom Sitzungssaale aus die Pariser Straße bis zum Waffenplatze, betrachtete sich das Pariser Gesindel dort und zog sich wieder in den Saal zurück. Kurz darauf verließ er den Saal nochmals, um, wie er sagte, nachzusehen, wie es mit dem Staatsschiffe stehe. Der Knall von Flintenschüssen veranlaßte ihn jedoch, bald wieder zurückzukehren.[2] Gegen $10\frac{1}{2}$ Uhr hob der Bischof von Langres, der inzwischen das Präsidium für Mounier geführt hatte, endlich die peinliche Sitzung auf. Die meisten Mitglieder der Versammlung blieben jedoch beisammen.

Unterdessen hatten die Zusammenstöße zwischen Volk und Leibgarde bereits begonnen. Die Miliz von Versailles war vor der Kaserne der französischen Garden aufgestellt; das Regiment von Flandern stand dem Schloßgitter entlang; ein Teil der berittenen Leibgarde war diesem Regimente zur Unterstützung beigegeben; der

„von seiner (des Königs) Güte begeistert", wie Sybel sagt, wegging, zeigt die Aeußerung eines der Frauenzimmer: Hà! f. —, nous avons forcé le bougre à sanctionner! (Zeugenaussage No. 168 in dem Kriminalprozesse des Châtelet. Taine.)

[1] Die letzte Forderung war freilich bereits überflüssig geworden. Junge Dirnen aus Paris, die dazu beordert worden waren, hatten sich unter die flandrischen Truppen, welche zum Teil auch schon im Palais Royal für den Abfall bearbeitet worden waren (Taine I., S. 128), gemischt und verrichteten ihr Handwerk. Ihr patriotischer Zweck wurde nur zu wohl erreicht, und noch vor dem Ende des Tages gehörten die flandrischen Truppen zur „Nation".

[2] Rivarol. Derselbe benutzt die Gelegenheit, Mirabeau der Feigheit zu verdächtigen. Es lag für diesen jedoch keine Veranlassung vor, sein Leben in Gefahr zu setzen.

andere Teil stand auf dem vorderen Schloßhofe; die Schweizergarde war in der Nähe ihrer Kaserne aufgestellt. Nicht bloß die flandrischen Truppen, sondern auch die Bürgergardisten von Versailles fraternisierten bald mit dem Pariser Pöbel; dasselbe galt von den Dragonern. Die Pariser Menge lauerte darauf, Rache an den verhaßten Gardes du Corps zu nehmen, und diejenigen, welche in die Pläne des Herzogs von Orleans eingeweiht waren, auch darauf, in das Schloß zu dringen, um den König und die Königin zu töten.

Wie groß der Haß gegen die Königin war, beweisen die von den verschiedensten Quellen mitgeteilten Aeußerungen der Pariser Weiber über ihre Person, Aeußerungen, die nicht bloß blutige Mordgier, sondern den wildesten Kannibalismus atmen.

Die Veranlassung zu ernsteren Unruhen gab ein mit den Fischweibern angekommener Pariser Nationalgardist, welcher mit dem Säbel in der Hand durch die Leibgardisten hindurch in das Schloß zu dringen suchte. Als ihn Marquis de Savonnières, Leutnant bei der Leibgarde, zurückzuhalten suchte, wurde diesem von einem Versailler Nationalgardisten der Arm durchschossen. Das bildete den Anfang der Ausbrüche von Feindseligkeit, welche sich den ganzen Abend hindurch wiederholten und am anderen Morgen fortsetzten. Sofort erfolgte eine Gewehrsalve auf die Leibgardisten, von denen mehrere schwer verwundet wurden. Eine Schar von Männern und Frauen schlug bereits einen Angriff auf das Schloß vor, wurde aber von einem Orleanisten darauf hingewiesen, daß die Zeit dazu noch nicht gekommen sei; man müsse erst die Ankunft der Pariser Miliz abwarten, um sich zu verstärken. Der König gab, da ihm gemeldet worden war, in welcher Gefahr seine Garde schwebe, den Befehl, daß sich dieselbe auf die Terrasse der Orangerie zurückziehe. Diese Maßregel diente jedoch keineswegs dazu, die Masse der Pariser und die mit derselben konspirierenden Truppen zur Ruhe zu bringen, da man darin nicht sowohl einen Akt der Humanität als der Schwäche und Furcht erblickte.[1]

Nachdem die Leibgardisten gegen 7 Uhr den Befehl erhalten

[1] Es wäre sehr wünschenswert, daß auf Grund des vorliegenden Materials die Frage untersucht würde, ob es bei rechtzeitiger Anwendung energischer Maßregeln nicht möglich gewesen wäre, den Uebertritt von Truppen zu den Tumultuanten zu hindern, oder mindestens durch Zusammenraffen aller dem Könige treugebliebener Kavaliere und Soldaten die Pöbelhorden rechtzeitig zu sprengen, niederzuschießen und zu vernichten. Es würde sich wahrscheinlich herausstellen, daß vor allem anderen die Feigheit des Königs und seiner Ratgeber (richtig für „passiven Mut“) alles Unheil verschuldet hat. Die Red.

hatten, sich nach ihrem Hotel zu begeben, wurden sie auf dem Marsche dahin durch die Versailler Bürgergarde wiederum mit Flintenschüssen angegriffen und von einigen Abteilungen derselben unter fortwährendem Schießen bis an die Ställe der Kaserne verfolgt, und mehrere Kugeln erreichten auch wiederum ihr Ziel. Es war dies eine leichte Jagd, da für die Angegriffenen das Verbot, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, nicht allein durch den König erteilt, sondern auch wiederholt worden war. Man wird Rivarol beistimmen müssen, wenn er dieses Verbot ein unmenschliches nennt. Offenbar lag mehr Schwäche als Gutmütigkeit in demselben. Aus Humanität, um das Leben der Pariser Megären und Banditen nicht zu gefährden, welche beständig bereit waren, die Schranken von Recht und Ordnung zu durchbrechen, gab der König das Leben treuer Soldaten der rohen Willkür ihrer Gegner preis. Uebrigens ist es keineswegs wahrscheinlich, daß die königlichen Gardisten, wie es Rivarol und andere royalistisch gesinnte Schriftsteller darstellen, durchweg keinen ernsten Gebrauch von ihren Waffen zu ihrer Selbstverteidigung gemacht haben. Bei der Unnatürlichkeit des Verbotes wäre dies aus psychologischen Gründen kaum wahrscheinlich, auch wenn keine Darstellungen entgegengesetzter Art seitens der republikanischen Presse vorlägen — welche übrigens mit gleicher Vorsicht wie die royalistischer Autoren aufzunehmen sind.[1] Näher liegt es, daß einzelne von der Garde, durch die Zügellosigkeit ihrer Gegner zur Notwehr getrieben, das unnatürliche Verbot vergaßen und daß ihre Gegner dies in unmenschlicher Weise ausbeuteten.

Als der König um 8½ Uhr die sichere Nachricht erhielt, daß die Pariser Miliz im Anmarsch sei, verlangte er wieder nach seiner Leibwache. Bloß ein Teil der Gardisten erhielt den Befehl sogleich und zog auf dem Schloßhofe auf. Die anderen, welche den Befehl später erhielten, kamen in kleinen Abteilungen. In allen Straßen wurde auf sie gefeuert; einige wurden getötet und eine größere Anzahl verwundet. Kaum war die Garde auf dem Schloßhofe aufgestellt, so sandte sie der König in seiner Kopflosigkeit wieder auf die Terrasse und von da nicht lange darauf nach Rambouillet, um sie der Wut der Pariser Miliz zu entziehen. Bloß die dienstleistende Garde blieb im Schloßhofe zurück. Gegen 10 Uhr über-

[1] So enthält (No. XIII., S. 17) der „Révolutions de Paris“ den in der gegebenen Fassung ganz unwahrscheinlichen Bericht, daß ein Garde du Corps einer der mit der beruhigenden Antwort des Königs nach Versailles zurückkehrenden Frauen (ohne daß Prudhomme irgend welche Veranlassung angibt) auf der Straße mit dem Säbel den Schädel gespalten habe.

brachte ein Adjutant Lafoyettes die Nachricht von dessen Ankunft. Die bereits vorhandene Ratlosigkeit und Bestürzung der Minister stieg, da der dem Könige schon vorher erteilte[1] Rat, sich nach Rambouillet zu flüchten, an dessen „passivem Mute", wie sich Malouet sehr bezeichnend ausdrückt, gescheitert war und die Königin sich entschieden geweigert hatte, allein zu flüchten und so ihren Gemahl im Stich zu lassen.

Nach Abzug der königlichen Garde hatte sich die von Paris gekommene Menge Feuer vor dem Schlosse angezündet und vergnügte sich mit Tanzen. Plötzlich ertönte von der Straße nach Paris her Trommelschlag durch die Mitternacht. Zuerst bemächtigte sich Unentschlossenheit und Unruhe der Gemüter. Aber bald entschieden sich die Weiber vorwärts zu gehen, und die Dragoner sowie das flandrische Regiment folgten ihnen. Es war Lafayette mit seinen Garden, der den „Heroinen" entgegenkam. „Ihr kommt für uns hierher," riefen die flandrischen Soldaten und die Dragoner, „und wir sind hier für euch! Es lebe der König! Es lebe die Nation! Es lebe Lafayette und die Freiheit!"

In Sèvres angekommen, hatte Lafayette seine Truppen, aus Furcht überrumpelt zu werden, in zwei Teile geteilt, um die Anhöhen zu gewinnen, und ihnen den Befehl erteilt, alles, was sich ihrem Marsche entgegenstellen würde, zu vertreiben.[2] Die Wiedervereinigung fand bei Viroflay statt, wo Halt gemacht wurde und viele Abteilungen, welche das Hauptkorps noch nicht hatten erreichen können, sich diesem wieder anschlossen.

In der Nähe des Sitzungslokales der Nationalversammlung ließ Lafayette seine Truppen noch einmal Halt machen und den Eid der Treue für Nation, Gesetz und König erneuern. Hierauf begab er sich zunächst zum Präsidenten der Nationalversammlung.

Zwischen 10 und 11 Uhr[3] hatte Mounier vom Könige die unbedingte Annahme der Konstitutionsartikel und Menschenrechte erhalten, auf welche er, seit er mit der Deputation der Pariser Frauen erschienen war, gewartet hatte. Zugleich erhielt er durch den König mitgeteilt, daß dieser ihn mit der größten Anzahl von Abgeordneten, die er mitbringen könne, bei sich zu sehen wünsche. In den Sitzungssaal zurückgekehrt, traf er diesen mit Frauen, deren eine den Präsidentenstuhl eingenommen hatte, und Pikenmännern angefüllt. Als er die Annahme der Menschenrechte und

[1] Durch Saint-Priest.

[2] „Ponsser". Sybel sagt „niederzuwerfen." Die Stelle findet sich nicht bei Lafayette IV., S. 117, wie Sybel citiert, wohl aber T. II., S. 338.

[3] Prudhomme XIII., S. 18; Rivarol 279.

der Verfassungsartikel verkündigte, stellten die Frauen die naive Frage, ob das den Parisern Brot verschaffen werde. Die Abgeordneten hatten sich größtenteils zerstreut, und Mounier mußte sie durch Trommelschlag von Straße zu Straße einladen lassen, sich zu versammeln. Hierauf begann man die Diskussion über die Kriminalgesetze — zu wenig geeigneter Stunde und unter wenig geeigneten Verhältnissen für einen Gegenstand, der ruhige Ueberlegung verlangte. Mounier ersuchte Deschamps, den Abgeordneten für Lyon, die Tribüne zu besteigen und die Sitzung bis zur Ankunft Lafayettes zu verlängern. Bald wurde Deschamps durch die Rufe der Frauen nach Brot unterbrochen. Da erhob sich Mirabeau und schleuderte ihnen im Tone des Diktators die Worte [1] zu, er möchte doch wissen, wie man die Stirne haben könne, ihnen hier Gesetze zu diktieren. Solche Sprache der Mannhaftigkeit imponierte der Menge, die schon auf so viel Zaghaftigkeit gestoßen war, und Händeklatschen und Bravos folgten Mirabeaus Worten.

In dem Sitzungssaale angekommen, versicherte Lafayette den Präsidenten, daß seitens der Nationalgarde nichts zu fürchten sei. Dieselbe hätte geschworen, keine Gewaltthat auszuüben noch zuzulassen. Man möge nur die Unzufriedenheit des Volkes dadurch beschwichtigen, daß man den König bitte, das flandrische Regiment zu entfernen und einige Worte zu Gunsten der Nationalkokarde zu sagen. Gegen 1 Uhr [2] ging er mit den ihm beigegebenen zwei Kommissären der Kommune nach dem Schlosse, dessen Hof er mit Schweizergardisten besetzt fand; nicht ohne Umstände wurde ihm das Gitter des Hofes geöffnet. Hierauf begab er sich zum Könige. Diesem sagte er, daß er, um nicht auf dem Grèveplatze umzukommen, es vorgezogen habe, sich ihm mit 20000 Mann zu Füßen zu legen. Paris verhalte sich ruhig, und seine Truppen und er seien gekommen, um über die Sicherheit der königlichen Familie zu wachen. Während einer längeren Unterredung, die sich zwischen dem Könige und Lafayette entspann, erschien Mounier mit einem Gefolge von Abgeordneten. Wie sehr sich der König durch Lafayettes Mitteilungen beruhigt fühlte, zeigen seine Worte an die Abgeordneten. „Ich hatte gewünscht“, sagte er, „in den Verhältnissen, in denen ich mich befinde, von den Vertretern der

[1] Die Version der Quellen schwankt bezüglich des Wortlautes, wodurch aber der Sinn kaum alteriert wird. Zu riskieren hatte Mirabeau kaum etwas dabei. Ein Mounier oder ein Bischof von Langres hätte sich so leicht nicht dasselbe erlauben dürfen.

[2] Wie Clermont-Gallerande sagt und wie sich aus Rivarol schließen läßt.

Nation umgeben zu sein, und ich hatte Ihnen sagen lassen, daß ich den Marquis von Lafayette in Ihrer Gegenwart zu empfangen wünschte, um mich Ihrer Ratschläge zu bedienen. Aber er ist vor Ihnen gekommen, und ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, als daß ich die Absicht abzureisen nicht gehabt habe und daß ich mich nie von der Nationalversammlung entfernen werde." Hierauf begaben sich die Abgeordneten wieder in das Versammlungsgebäude zurück, und der Präsident eröffnete die Sitzung wieder, natürlich bloß um die Zeit auszufüllen. Nachdem sich Lafayette von dem Könige verabschiedet und Sorge für die Unterbringung seiner ermüdeten und durchnäßten Truppen getragen hatte,[1] wurde er durch Aguesseau, Major bei der Leibgarde, darauf aufmerksam gemacht, daß das Volk das Hotel der Leibgarde bedrohe. Lafayette erwiderte, daß er genügende Befehle zur Aufrechterhaltung der Ruhe erteilt habe und daß er, von Uebermüdung niedergedrückt, des Schlafes bedürfe. Als Aguesseau in ihn drang, sich an den Ort der Gefahr zu begeben, bestieg er endlich mit dem gleichfalls anwesenden La Marck dessen Wagen. Unterwegs wurde der Wagen von betrunkenen Pikenmännern angehalten. „Meine Kinder, was wollt ihr?" fragt Lafayette. — „Wir wollen die Köpfe der Gardes du Corps." — „Aber warum?" — „Sie haben die Nationalkokarde insultiert, mit Füßen getreten; man muß sie dafür bestrafen." — „Laßt euch doch zureden: bleibt ruhig; verlaßt euch auf mich; alles wird gut gehen." Lafayette ließ ihnen drei Thaler geben, und das beruhigte sie. Später verließ er den Wagen, um sich, wie er zu La Marck sagte, zu seinem Generalstabe zu begeben. Statt dessen suchte er jedoch nachher den Minister des Aeußeren auf. Von Montmorin über den Stand der Dinge in Stadt und Schloß befragt, antwortete er, daß alles vorgesehen sei und die Ordnung nicht gestört werden würde, daß er aber derart übermüdet sei, daß er sich nicht mehr auf den Beinen halten könne und auf einige Stunden zur Ruhe gehen wolle. Kurze Zeit darauf begab er sich auch aus der Wohnung des Ministers nach seinem Hotel, wo er sich schlafen legte. Es mochte einige Zeit über 3 oder auch gegen 4 Uhr sein.[2] Vorher hatte er noch den Präsidenten

[1] Lafayette II., S. 340.

[2] La Marck, welchem Sybel folgt, irrt sich offenbar, wenn er angibt (Bacourt I., S. 116), daß er Lafayette gegen Mitternacht im Schlosse getroffen habe. Infolge der späten Ankunft der Nationalgarde (nach Prudhomme um $11^1/_2$, nach Gorsas um $12^1/_2$ Uhr), der Erneuerung des Eides durch die Truppen, des Aufenthaltes Lafayettes in der Nationalversammlung, dessen langer Audienz bei dem Könige und der Dispositionen, die derselbe bezüglich seiner Truppen zu

der Nationalversammlung aufgefordert, sich nicht der Ruhe zu entziehen, da alles nötige angeordnet sei und er selbst die Ruhe suchen wolle, worauf auch Mounier die Sitzung aufhob.[1] Mehrere Deputierte jedoch, worunter Barnave und Mirabeau, blieben im Sitzungssaale zurück.

Bald sollte Lafayette in seinem unzeitigen Schlummer gestört werden. Gegen 6 Uhr suchte die meuterische Menge in das Schloß einzudringen, wozu sich, da die Bewachung eines nach der Kapelle zu liegenden Einganges vernachlässigt war, nur zu bald Gelegenheit bieten sollte. Die Wut des Pöbels steigerte sich zur höchsten Erbitterung, als seitens der bedrängten Gardes du Corps auf die Menge gefeuert und dabei ein Nationalgardist, der Sohn eines Pariser Sattlers, getötet wurde.[2] Das Volk dringt in das Schloß ein und macht Jagd auf den Thäter. Bald glaubt man ihn gefunden zu haben, und ein — wie sich später herausstellt — schuldloses Opfer wird aus dem Schlosse geschleppt und massakriert. Ein Mensch mit langem Barte und spitzer Mütze, der den Pariser Malern als Modell diente, Namens Jourdan, später unter dem Namen des Kopfabschneiders bekannt, haut dem Unglücklichen mit einem Beile den Kopf ab. Ebenso verfährt er mit einem anderen Leibgardisten, der der Volkswut zum Opfer fällt. Des Hutes und Varicourt waren die Namen der beiden.

Beinahe wäre zu dem Morde der königlichen Gardisten noch der der Königin gefügt worden. Die in das Schloß eingedrungene Menge sucht nach der Königin und erbricht die Thüren. Einem der Leibgardisten, Miomandre de Ste.-Marie, gelingt es noch, das erste Vorzimmer der Königin zu öffnen und einer Dame, die er

treffen hatte, mußte die Zeit weit über Mitternacht vorgerückt sein. Vgl. Ferrières I., S. 322, Rivarol 300, Clermont-Gallerande 208. Wenn allerdings Lafayette (II. S. 340) seinen Besuch auf den „Tagesanbruch" verlegt, so ist das für eine Oktobernacht nicht zutreffend. Auch läßt das bei La Marck (I., S. 118) Mitgeteilte nicht annehmen, daß er „sehr lange" (Lafayette II., S. 348) bei dem Minister zugebracht habe.

[1] Der Schluß der nächtlichen Sitzung erfolgte nach den meisten Quellen gegen 3, nach Gorsas gegen 4 Uhr.

[2] Die royalistischen Autoren, welche nicht angeben, daß mit Erfolg auf die Menge gefeuert worden war, enthalten hier offenbar eine Lücke. Es würde kaum psychologisch begründet erscheinen, daß die besser Gesinnten unter dem Volke eine *Bestialität*, wie sie gleich darauf ausgeübt wurde, zugelassen hätten, wenn nicht etwas die Menge furchtbar Aufreizendes vorhergegangen wäre. Bei den von Prudhomme über die Person des einen der getöteten Leibgardisten gegebenen Details, welche so niederschlagend für die eigene Partei des Journalisten sind, kann man auch das von ihm vorher (XIII., S. 19) Erwähnte kaum bezweifeln. Vgl. Gorsas XCII., S. 110.

bemerkt, zuzurufen: „Retten Sie die Königin, man will ihr ans Leben!" Miomandre schließt die Thüre und erwartet mutig den Angriff. Einen gegen ihn gerichteten Pikenstich pariert er; aber ein Hieb mit einer Pike wirft ihn nieder, worauf ihm ein Nationalgardist mit seiner Flinte einen Kolbenschlag auf den Kopf versetzt, so daß der Hahn in den Schädel eindringt, und dieser später trepaniert werden muß. Hierauf läßt man Miomandre nebst einem Kameraden, Namens du Repaire, der ihm zu Hilfe geeilt und gleichfalls schwer verletzt worden ist, für tot liegen.

Der Königin, welcher eine Hofdame noch rasch ein Unterkleid übergeworfen hat, ist es unterdessen gelungen, sich in das Zimmer des Königs zu flüchten. Als ihr dort gemeldet wird, daß der König nicht da ist, sinkt sie, in größerer Bestürzung über das mögliche Schicksal ihres Gemahls als über die eigene Gefahr, in einen Lehnstuhl und bricht in Thränen aus. Das baldige Erscheinen des Königs, der sie auf einem anderen Wege gesucht hatte, befreit sie jedoch von ihrer Seelenqual und gibt ihr den Mut wieder, der sie seit diesem kritischen Augenblick nicht wieder verläßt. Wütend darüber, daß ihnen ihre Beute entgangen ist, stürzen sich die Angreifer wieder in die Galerie, um das Oeil de boeuf zu erbrechen. Glücklicherweise aber füllen bereits die Grenadiere der alten französischen Garde dieses Vorzimmer, um das Zimmer ihres Königs zu verteidigen und das Aergste zu verhüten. Diesen Grenadieren gelingt es auch, die im Schlosse befindlichen Leibgardisten, welche sich hinter Tischen und Sesseln verschanzt haben, vor den Angreifern zu retten, und endlich treiben sie die erbitterte Mordbande in den Hof hinab und bemächtigen sich aller Posten, um das Schloß vor einer neuen Invasion zu schützen.

Nicht geringer war die Gefahr, in welcher die königlichen Garden außerhalb des Schlosses schwebten. Mehrere Männer hatten vorgeschlagen, die Kaserne der Leibgarden mit Kanonen zusammenzuschießen. „Nein," antworteten viele, „es ist besser, wir hängen sie; das wird amüsanter werden." Seltsamerweise verhütete das unmenschliche Wort vielleicht größeres Unglück. Alles zerstreut sich, um auf die Jagd nach den Gardes du Corps zu eilen. Gegen 15 von ihnen werden auf den Waffenplatz geschleppt, und man schickt sich an, sie abzuschlachten. Schon ruft der Mann mit dem bluttriefenden Beile nach neuen Schlachtopfern. Da erscheint Lafayette mit einer Kompanie von Grenadieren. Empört über das Schauspiel, das sich seinen Augen darbietet, ruft er den Grenadieren zu, er habe dem Könige sein Wort gegeben, daß dessen

Garden kein Leid geschehe. Wenn sie ihn sein Ehrenwort brechen ließen, könne er nicht mehr daran denken, ihr General zu sein; dann verlasse er sie. Hierauf stürzen sich die Grenadiere auf den mörderischen Haufen und entreißen ihm seine Beute. Noch aber ist die Gefahr für die königlichen Garden innerhalb und außerhalb des Schlosses nicht beseitigt. Lafayettes Worte haben die Gemüter wohl einigermaßen besänftigt, nicht aber beruhigt. Unter lautem Geschrei verlangt die Menge die Uebersiedelung des Königs nach Paris. Nachdem dieser, durch Lafayette gedrängt, sich bereits hierzu bereit erklärt hatte, erscheint er, da er um das Leben seiner Garden aufs höchste besorgt ist, selbst auf dem Balkon. Unter tiefer Bewegung erklärt er den Versammelten, daß er, seine Gemahlin, seine Kinder, seine ganze Familie, sich in ihre Mitte begeben würden. Indem er sich ihren Wünschen füge, bitte er dafür um Gnade für seine Garden. Mit Rührung und rauschenden Aeußerungen der Begeisterung nimmt die Menge sein Erscheinen und seine Worte auf. Unter lauten Rufen aber verlangt man auch nach dem Erscheinen der Königin. Für diese ist der Schritt ein weit gewagterer als für den König. Trotzdem entschließt sie sich, mit ihren beiden Kindern den Balkon zu betreten; aber der Ruf: „Ohne Kinder!“ welcher erschallt, sei es um ihren Mut auf die Probe zu stellen, sei es in schlimmerer Absicht, veranlaßt sie, sich wieder zurückzuziehen. Das Spiel ist doppelt gefährlich geworden. Aber nochmals erscheint sie, diesmal ohne die Kinder, begleitet von Lafayette, der unterdessen in das Schloß geeilt war und sie nun durch seine Popularität deckt. Der General küßt ihr ehrfurchtsvoll die Hand. Die ruhige, furchtlose Würde der Fürstin, ihr königlicher Anstand machen einen gewaltig imposanten Eindruck, und das leichtbewegliche gallische Blut macht sowohl bei dem männlichen Teile der exaltierten Menge als auch namentlich bei den Weibern einen raschen Sprung von einem Extrem zum anderen. An die Stelle des fanatischen Hasses tritt tiefe Ergriffenheit, treten selbst Thränen der Rührung, und begeistert rufen die Versammelten: „Es lebe der General!“ „Es lebe die Königin!“

Ein Individuum legte allerdings auf die Königin an; aber sein Nachbar zog ihm den Flintenlauf nieder und war nahe daran, Lynchjustiz zu üben.[1]

Während das Königspaar in der höchsten Lebensgefahr schwebte, hatte derjenige, welcher das größte Interesse an dessen Ermordung hatte, der Herzog von Orleans, nicht verfehlt, sich unter dem Pöbel

[1] Weber I., S. 451.

zu zeigen und diesen nach dem Zimmer der Gardes du Corps der Königin hinzuweisen.[1]

Nicht minder wie in ihrem Verhalten gegen die Königin zeigte die Menge den Leibgardisten gegenüber, wie neu das alte Wort über die Gallier geblieben war: „Rasch auflodernd in Liebe und Haß . . . veränderlich in ihren Neigungen.“ Als die Gardes du Corps ihre Bandeliere zum Zeichen der Ergebung abgeworfen, einige derselben sich mit der Nationalkokarde geschmückt und andere ihre Hüte mit den Mützen der Grenadiere vertauscht hatten, wurde dieselbe Truppe, die man vorher auf den Tod verfolgt hatte, ein Gegenstand der Liebkosungen; man ließ sie hochleben und umarmte sie.

Die Anzahl der getöteten Gardes du Korps überhaupt, die sich während der Tumulte auch nicht annähernd abschätzen ließ, wurde später von Offizieren, welche Augenzeugen gewesen waren, auf 14 bis 17 angeschlagen.[2]

Die Sitzung der Nationalversammlung für den Vormittag des 6. war auf 9 Uhr angesagt; jedoch kamen die Abgeordneten, was nach den obwaltenden Umständen nicht zu verwundern war, erst gegen 11 Uhr zusammen.

Mounier bemerkte, der König scheine zu wünschen, daß sich die Abgeordneten zu ihm begäben und daß die Nationalversammlung im Herkulessaale tage. Mirabeau erwiderte, daß sich dies nicht mit der Würde der Nationalversammlung vertrage; im Schlosse könne sie nicht frei beraten. Es genüge, eine Deputation zu schicken und eine unmittelbare und ununterbrochene Verbindung zwischen dem Monarchen und der Nation herzustellen. Barnave bemerkte im Einklange mit dem von Mirabeau Vorgeschlagenen, die Deputation würde den König über seine Uebersiedelung zu befragen haben. Auf jeden Fall aber dürften sich der König und die Nationalversammlung nicht trennen. Hierauf wurde ein Beschluß im Sinne der Vorschläge Mirabeaus und Barnaves abgefaßt und dem Könige durch eine Deputation übermittelt. „Mit warmer Empfindung,“ antwortete der König derselben, „empfange ich die neuen Beweise der Anhänglichkeit der Nationalversammlung. Mein Herzenswunsch ist, wie Sie wissen, mich niemals von ihr zu trennen. Ich werde mich mit der Königin und meinen Kindern nach Paris begeben. Ich werde die nötigen Anweisungen erteilen, damit die Nationalversammlung ihre Arbeiten fortsetzen kann.“

[1] Nach dem Prozesse vor dem Châtelet (Ducoin, S. 71).
[2] Clermont-Gallerande I., S. 214.

# Ein Hexenprozeß in Osnabrück.

Unter den zahllosen, häufig unter ganz ähnlichen Verhältnissen entstandenen Akten der Hexengerichte, an welchen leider in keinem Teile unseres Vaterlandes Mangel herrscht, sind wenige geeignet, eine so allgemeine Teilnahme zu erwecken, als die vom Obergerichtsrate Lodtmann in den „Mitteilungen des historischen Vereins zu Osnabrück“ (X. 1875) veröffentlichten, welche die Anklage und Verurteilung der aus den angesehensten Familien jener Stadt hervorgegangenen Frauen Ameldung, Modemann und Baumeister betreffen. Der Fall „Baumeister“ steht zwar in keinem ursächlichen Zusammenhange mit dem der erstgenannten, er muß jedoch in diese Darstellung einbezogen werden, weil die Nachkommen aller drei Frauen gemeinsam gegen deren Richter vorgegangen sind. Eine so nichtige, ja geradezu lächerliche Veranlassung zu der grausamsten Verfolgung ehrenwerter Menschen, die man über jede Verdächtigung erhaben glauben sollte, wie sie hier gegeben ist, dürfte beispiellos sein; ebenso selten ist es aber vorgekommen, daß auch der ungerechte, grausame Richter noch während seines irdischen Daseins von der strafenden Hand des Schicksals ereilt und ins Elend gebracht wurde. Wir wollen die über ein ganzes Menschenalter sich ausspinnende Handlung, welcher eine gewaltige, natürliche Tragik innewohnt, auch aus dem Grunde in Kürze wiedererzählen, weil sie zugleich ein belehrendes Bild des Strafgerichts-Prozesses und seiner Verquickung mit zivilrechtlichen Elementen gibt, wie sie im 17. Jahrhundert zur Herrschaft gelangt war. Wir müssen dabei zwar manche Einzelheiten, die sich mit wenigen Worten nicht verständlich machen lassen, übergehen, glauben aber doch, daß an den wesentlichen Umrissen eines ergreifenden Kulturbildes nichts mangeln wird.

Rutger Vortkamp aus Osnabrück, ein Vetter des dortigen Apothekers Henrich Ameldung, hatte sich eine Zeitlang zum Be-

suche bei Verwandten auf der Schaumburg, dem dortigen Amtmann und Amtsschreiber, aufgehalten. In lustiger Gesellschaft hatte man da beim Zechen, um den Osnabrücker zu necken, zur Kurzweil erzählt, im Amte Schaumburg seien einige Hexen verbrannt, welche bekannt haben, daß sie mit Münsterschen, Mindenschen und Osnabrückschen Weibern bei Essen, da, wo die drei Stecken stehen, zum Tanze zusammengekommen. Münster habe Wein, Minden gute Kost zu dem Hexengelage geliefert; von Osnabrück aber sei das Konfekt aus einer Apothekerbüchse, gezeichnet mit H. A., zum besten gegeben worden.

Der Gast von der Schaumburg, leichtgläubig und schwatzhaft zugleich, hatte es sich angelegen sein lassen, die ihm aufgehängte Geschichte als Neuigkeit in Minden, Lübbecke und anderen Orten auf seiner Rückreise nach Osnabrück auszuplaudern und dann in Osnabrück selbst seine Neuigkeit auf den Markt zu bringen. Der Eine oder der Andere hatte die neue Kunde kopfschüttelnd angehört, die eine oder die andere Schwätzerin hatte die mit Neugierde angehörte Erzählung des von der Reise heimgekehrten Stadtkindes weitergetragen und mit lebendiger Einbildungskraft und boshafter Zunge durch andere Einzelheiten ausgeschmückt; kurz, das Gerede, die Konfektbüchse aus der Ameldungschen Apotheke möge nicht ohne Zuthun der Frau Apothekerin weggekommen sein, verbreitete sich unter den Leuten. Ameldung, dem solches zur Kunde gekommen, setzte seinen Vetter Rutger Vortkamp über sein Geschwätz zur Rede. „Er führe keine Büchsen mit Konfekt in seinem Geschäfte und habe keine solche in seiner Apotheke vermißt.“ Der Vetter forderte den Apotheker auf, er möge selbst nach der Schaumburg schreiben. „Für das Mal nicht“ sagt Ameldung und fügt spöttisch hinzu, „wenn man auf dem Amte zu Schaumburg die Büchse aus seiner Apotheke bewahre, so möge er solche ihm nächstens mitbringen; bis dahin aber möge er seinen bösen Mund halten.“

Der einfältige Vetter nimmt aber die spöttische Rede ernsthaft auf, denn als er, ein gewohnter Jahresgast, seinen Besuch auf der Schaumburg wiederholt, bringt er das Gespräch auf die Konfektdose der Hexen und äußert, daß der Apotheker Ameldung ihn aufgefordert, die Büchse mitzubringen. Auf der Schaumburg denkt man hieraufhin das Narrenwerk mit dem Schwager und Vetter aus Osnabrück weiterzuspinnen und ersinnt folgenden, den Sitten der damaligen Zeit vielleicht entsprechenden Scherz. Man holt einen alten Krug herbei, füllt ihn heimlich mit einer übelriechenden Masse aus dem Kuhstalle, hüllt den Krug in Papier ein, umschnürt das Paket mit Siegelgarn und versieht es mit

einem alten gräflich schaumburgschen Siegel. Bei der Abreise wird dem Gaste das Paket in den Holster gesteckt und demselben eindringlich eingeschärft, das Konfekt gut in Obacht zu nehmen. Zwei Frauen, welche bei Ausführung des unsauberen Scherzes thätig sind, haben ein Begleitschreiben für die Sendung nach Osnabrück abgefaßt. „Herrn Heinrich Ameldung, Apotheker in Osnabrück, Rathsverwandten, großgünstig zu Händen", lautet die Aufschrift des Schreibens, der dem Ueberbringer unbekannte Inhalt aber in plattdeutscher Sprache:

„Wilen Rotger Vortkamp nicht swigen kann, ist em wisgemaket, dat dem Apoteker eine Busse ut der Apoteken van den Hexen genommen, und kan em van den Konfekt de Mund vul gewen werden. Ick twivele nicht, he werd gut drankgeld bekamen."

Der gefoppte Vetter, in Osnabrück angekommen, eilt mit Brief und Packen zur Apotheke und öffnet da auf Geheiß des durch den Brief vorbereiteten Apothekers den Krug. Als er aber neugierig in denselben blickt, fährt ihm ein solcher Gestank in die Nase, daß dazu, wie der Apotheker sagt, kein Mensch hat räuchern wollen. Ameldung schickt sich indes an, dem Ueberbringer das Trinkgeld mit einem Stocke auf den Rücken zu zählen, weil er so viel Geschwätz gemacht. Seine Hausfrau aber bittet ihn um Gotteswillen, den armen Menschen doch nicht zu schlagen, da er doch genug genarrt sei, und der Gefoppte läuft mit Thränen auf den Wangen beschämt und ärgerlich davon.

Das Geschwätz des genarrten Gastes von der Schaumburg sollte aber, so wollte es das Geschick, eben die Frau ins Verderben führen, welche durch ihre Fürbitte ihn vor der wohlverdienten Züchtigung bewahrt hatte.

Die als Strafgesetz geltende peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls des Fünften schrieb vor, der Hexerei geständige Angeklagte zu befragen, von wem sie die Zaubereien gelernt, und wie sie zum Verbrechen gekommen. Um den Inquirenten zufriedenzustellen und den ferneren Qualen der Marterkammer zu entgehen, gaben denn die Geängstigten auch Mitschuldige an. Dem untersuchenden Richter war es zwar verboten, durch seine Fragen auf bestimmte Personen hinzuleiten. War aber einmal durch das öffentliche Gerede jemand mit der Hexerei in Verbindung gebracht, so lag es nahe, daß die zur Angabe von Gefährten gedrängten Weiber die Namen solcher nannten. Durften sie doch hoffen, mit ihren Angaben am ersten Glauben zu finden. Manche mochten auch Schutz und Hilfe darin suchen, nicht Weiber von schlechtem Rufe oder niederem Stande als Genossen anzugeben, sondern Frauen und

Verwandte einflußreicher und angesehener Personen zu ihren Leidensgefährten zu machen.

Dieses Los traf auch des Apothekers Ameldung Hausfrau, Anna von der Hude, aus Minden gebürtig. — Nach dem früh erfolgten Tode ihres ersten Ehemannes, eines Leibarztes des Fürstbischofs Franz Wilhelm, war sie mit Ameldung zur zweiten Ehe geschritten und hatte bislang fromm und ohne Tadel, glücklich im friedlichen Familienkreise gelebt, ihren Kindern eine liebevolle Mutter, ihrem Ehegatten eine treue, biedere Lebensgefährtin. Ihr bisher unbefleckter Ruf schützte sie aber so wenig vor dem Verdacht, als ihres Körpers Schönheit und Wohlgestalt, die sonst im allgemeinen nicht als ein Attribut der Hexen galt. Die verhängnisvolle Konfektbüchse sollte ja aus der Apotheke herrühren, die Apothekersfrau sollte ja dem Gerede nach das Konfekt zum Hexenpicknick geliefert haben.

Frau Ameldung wurde zunächst auf Grund einer Aussage in Haft genommen, die man einer in ihrem Dienste stehenden Amme durch die Inquisition erpreßt hatte. Mit ihr zugleich Frau Modemann, die hochbetagte Witwe eines Ratsherrn und Mutter des im vorhergegangenen Jahre bestellten Bürgermeisters. Der Vorsitzende des Rates, Dr. Wilhelm Peltzer, der während der Amtsführung des Dr. Albert Modemann durch dessen Vermittlung Syndikus geworden war, machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, die Mutter seines Wohlthäters vor sein Hexengericht zu laden.

Das Verfahren mit den beiden Frauen wurde genau nach den blödsinnigen Satzungen durchgeführt, welche in den westfälischen Städten zu Recht bestanden. Alle Versuche der Herren Modemann und Ameldung, eine mildere und vernünftigere Behandlung der Armen durchzusetzen, blieben erfolglos, nicht einmal die Mitteilung der Verdachtsgründe konnten sie erlangen. Daß Ameldung den Sachverhalt mit der Konfektbüchse vor dem Rate genau erzählte, vermochte weder die gelehrten noch die ungelehrten Richter von der Meinung abzubringen, Frau Ameldung sei eine böse Zauberin. Modemann drang im Zustande der größten Aufregung in den Ratssaal ein und trat dem Dr. Peltzer mit Zorn und Trotz entgegen, und als dieser sich dadurch nicht einschüchtern ließ, strich er drohend mit der Hand über den Hals und rief: „er wolle den Tag erleben, an welchem ihm, dem Peltzer, solches widerfahren werde". Der so Bedrohte hatte bei all seiner Verschlagenheit doch nicht den Mut, die Anwendung der Folter gegen die beiden Frauen auf seine Verantwortung allein zu nehmen, er wollte die Stände des Bistums Osnabrück auch mit hineinziehen. An diese hatten

sich aber auch die Verwandten der Geklagten gewendet und schon so viel erreicht, daß dem Verfahren Einhalt geboten wurde, bis das Spruchkollegium einer Universität über den Fall gehört worden sei. Dieser Eingriff in die richterlichen Befugnisse des Rates von Osnabrück verschlimmerte leider die Lage der Geklagten; denn die Vertreter der Stadt glaubten nunmehr schon im Interesse der Erhaltung und Wahrung ihrer städtischen Privilegien in der Sache fortschreiten zu müssen. Trotzdem die ständische Kanzlei am 3. September 1636 ein Strafmandat wider Bürgermeister und Rat erließ, in welchem ihnen bei Strafe von 3000 Goldgulden die Gestattung der Verteidigung und die Vernehmung unparteiischer Rechtsgelehrter aufgetragen wurde, ging der Rat doch gegen die beiden Frauen mit der Wasserprobe und mit der Folter vor. Bis dahin waren dieselben allen Anschuldigungen wacker entgegengetreten, welche ihnen von anderen der Hexerei angeklagten Frauen angedichtet worden waren. Der ganze Hexenprozeß beruhte nämlich hauptsächlich, ja fast ausschließlich auf den durch die Folter hervorgerufenen Aussagen. Hatte man nur erst ein Weib auf dem Streckgerüste, so war die ganze Stadt nicht mehr sicher vor Anklagen. Was mochte ein schwaches, unter Folterqualen sich windendes Weib nicht alles erfinden, um von den wütenden Schmerzen befreit zu werden? „Ihr lügt!“ hatte die Frau Ameldung bei ihrem ersten Verhöre einer Angeberin entgegnet. „Apothekersche“, erwiderte letztere, „seid nicht so frech. Ich war auch so keck als Ihr; aber laßt Euch morgen baden; das Wasser wird es Euch wohl sagen und Euch so geschmeidig machen, als ich es jetzt bin!“ Gleich ihren Vorgängerinnen wurde auch sie, wie die Frau Modemann gefügig. Die Wasserprobe hatten sie wie die meisten, an denen sie versucht worden war, nicht bestehen können. Hiebei wurden nämlich den Angeklagten Hände und Zehen zusammengebunden und sie in dieser Gestalt, nur mit einem leichten Röcklein bekleidet, ins Wasser geworfen. Wer unterging, war unschuldig, wer oben schwamm, schuldig. Es möchten nun wohl manche unserer Leser versucht sein, es für wunderbar oder mindestens auffallend zu halten, daß das Untergehen bei dieser Wasserprobe so selten vorkam. Und doch kann sich jeder einigermaßen mit dem Wasser Vertraute selbst überzeugen, daß es gar nicht anders *sein konnte*. Sobald man sich flach auf das Wasser legt und die *nach unten* abgebogenen Füße mit den Händen ergreift, schwimmt *man auf* dem Wasser, ohne irgend eine Bewegung zu machen, ganz *von selbst*; man kann nicht untergehen. Hätten die Unglücklichen Arme und Füße frei gehabt, so würden sie — wenn sie auch noch

so sehr herumgeschlagen hätten — gewiß untergegangen sein. In der angedeuteten Weise aber war das „Gottesgericht“ schon vorher so gut wie entschieden. Die beiden Frauen wurden „nach dem Bade“ gefoltert und sagten dabei alles das aus, was man ihnen früher in den Mund gelegt hatte. Der von dem vertriebenen Bischof Franz Wilhelm von Wartenberg eingesetzte Weihbischof Kaspar Müller wurde, obwohl abwesend, in den Prozeß verflochten. Er sollte den Frauen die Hexerei gelehrt haben. Frau Ameldung bejahte auch in diesem Sinne die „peinliche Frage“. Nur der Schmerzensschrei: „O, meine Kinder! meine Kinder!“ unterbrach wiederholt ihre Geständnisse.

Da nunmehr das zur Verurteilung notwendige Geständnis beigebracht war, hatten die Verwandten der unglücklichen Opfer nur noch einen Weg, um das Aeußerste von denselben abzuwehren — die Appellation an den Landesherrn. Dies war damals Graf Gustav Gustavson, ein natürlicher Sohn Gustav Adolfs, als schwedischer Oberst mit dem Bistum Osnabrück dotiert, aber fast immer fern davon im Felde. Dieser erließ am 1. Oktober 1636 von Kürriz aus den Befehl, bei Strafe von 10000 Thlrn. gegen die Frauen Ameldung und Modemann nichts vorzunehmen, bis unparteiische Rechtsgelehrte über den Fall befragt seien, sie in anständiger Haft zu halten oder gegen Kaution freizugeben. Der Befehl kam zu spät; schon am 8. Oktober waren beide Frauen durch Henkershand gestorben. Ameldung hatte gegen einen Revers, „daß er die Exekution dankbarlichst acceptiere und darüber nicht zu klagen habe“, die heimliche Vollziehung des Urteils erreicht. Von Dr. Modemann aber war die unter solchen Bedingungen angebotene Gnade zurückgewiesen worden. Er hatte seiner Mutter zugeredet, „sie solle die Anklage verleugnen; besser wäre es, daß sie alle Tage sich ein Glied abnehmen lasse, als daß sie ihre Kinder schände!“ und ließ sich durch ihre flehentliche Bitte nicht rühren, ihr die Schande der öffentlichen Hinrichtung zu ersparen. Sein Blick ging weiter als der seiner armen, dem Tode verfallenen Mutter, er hoffte mit aller Kraft seiner Seele ihr eine andere Sühne zu gewähren und ihren Tod an seinem Feinde, dem Mörder so vieler Unschuldiger, dem Dr. Peltzer, zu rächen. Dieser hatte in demselben Jahre über 30 Frauenspersonen und vier Männer unter der Anklage der Hexerei und Zauberei auf den Richtplatz gebracht, 1637 brachte er es nur auf 7—8 Personen, darunter waren jedoch zwei vornehme Frauen, Katharine v. Bar, geborene von Fürstenberg, und des früheren Bürgermeisters Meier Ehefrau Margarete, geborene v. Berge. Im Jahre 1638 ließ man die

Hexenprozesse ruhen, weil Graf Gustavson nochmals ein Mandat dagegen erlassen hatte, weniger aus Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit derselben, als aus Verdruß über die Eigenmächtigkeit des Rates von Osnabrück; dagegen erneuerte man die Hexenverfolgung im Sommer 1639 mit frischer Wut, so daß das Volk und die Geistlichkeit sich ernstlich dagegen erhob. In Predigten und Flugschriften wurde der Mißbrauch des Schwertes getadelt und das „Bad“ als das ärgste Stück der Hexerei gebrandmarkt. Rat und Stände fanden es nötig, eine Art Assekuranzgesellschaft zu gründen, durch welche alle diejenigen, welche wegen Teilnahme an Hexenprozessen an Geld und Gut gestraft würden, schadlos gehalten werden sollten. Der Rat ließ die Kirchen sperren, in welchen gegen seine Tyrannei gepredigt worden war, er mißachtete die Proteste des Pastors Garve, welcher aus einer der vornehmsten Patrizierfamilien der Stadt stammte, und ließ 1639, „um die Privilegien der Stadt Osnabrück zu konservieren“, wieder sechs Frauen als Hexen hinrichten. Unter diesen war auch Sara Baumeister, die Mutter des Bürgermeisters und „Gografen“ Dr. Gerhard Baumeister, der später die Tochter der ebenfalls gerichteten Ameldung zur Ehefrau nahm. Frau Sara trug alle ihre Leiden und die entehrende Behandlung mit wunderbarer Ruhe und Sanftmut und hat in ihrem Abschiedsbriefe an ihren Mann ein seltenes Beispiel von Gottergebenheit und Demut gezeigt. Sie bittet ihn darin um Verzeihung, daß sie nach dreistündiger Pein falsch ausgesagt und das bekannt, was man von ihr verlangt habe. Sie widerruft das Geständnis und ist bereit, vor Gottes Richterstuhl Rechenschaft zu geben, erhebt jedoch kein Wort der Anklage gegen die Richter, bittet sogar den geistlichen Tröster, den Magister Pechlin, von ihren Reden nichts zu sagen, denn in Gegenwart der Kommissarien „dürfe“ sie ja doch nicht widerrufen.

Sie war eines der letzten Opfer; denn endlich kam es doch zu einer Wandlung der Verhältnisse. Im Jahre 1640 wurden infolge persönlicher Intervention Gustavsons die zwei hartnäckigsten Hexenspürer des Rates, Peltzer und Voß, von der Wahl ausgeschlossen. Peltzer ging nach Hamburg und hoffte bei Oxenstierna gegen Gustavson Recht zu bekommen, wurde aber hingehalten und mußte froh sein, an die schwedische Kanzlei in Halberstadt berufen zu werden. Erst 1644, als Osnabrück bereits neutral und zum Sitze einer der beiden Friedenskommissionen erklärt worden war, kehrte er mit Weib und Kind in die Stadt zurück, in welcher ihn nun die gerechte Strafe mit vollster Härte treffen sollte. Modemann, Ameldung und einige andere Verwandte hingerichteter

Frauen klagten gegen Peltzer zuerst beim Rate, und als dieser sich mit dem Geklagten für solidarisch erklärt hatte, bei der fürstlichen Kanzlei am 24. November 1646, daß Peltzer wider die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls des Fünften als Bürgermeister und Syndikus ohne rechtmäßige Gründe ihre Mütter und ihre Frauen gefänglich habe einziehen, schimpflich baden, ohne Mitteilung von Indizien peinigen und auf dadurch erpreßtes Geständnis habe hinrichten lassen. Sie verlangten wegen solcher Tyrannei und Mordthat, daß der Beschuldigte an Leib und Leben bestraft werden möge. Der Verlauf dieses Prozesses entsprach anfangs dem in jener Zeit gewöhnlichen, schleppenden Rechtsgange. Die Kanzlei nahm die Klage wegen der vom Stadtrate verzögerten Justiz an und citierte den Angeklagten zur Beantwortung der Klage unter Vorsetzung einer sechswöchigen Frist bei Strafe des Geständnisses. Aus diesen sechs Wochen wurden aber ebensoviele Jahre, da die Anklage in den Formen des gemeinrechtlichen bürgerlichen Prozesses verhandelt wurde. Peltzersche Fristbitten, klägerische Ungehorsamsanträge, mehrere von Spruchkollegien verschiedener Universitäten erledigte Appellationen bewirkten, daß Peltzer die Antwort auf die Klage bis 1652 schuldig blieb. Die Juristenfakultät zu Rinteln hatte zwar bereits (1648/49) eine Berufung Peltzers verworfen und denselben bei Strafe des Geständnisses schuldig erkannt, auf die Klage zu antworten, und das Spruchkollegium zu Leipzig hatte 1650 dieses Urteil bestätigt unter der Verwarnung, wenn er die Klage nicht beantworte, solle er als geständig und überführt zur Haft gebracht werden. Die Kanzlei beschied ihn infolgedessen aufs neue vor sich. Peltzer suchte aber die Behändigung dieses Befehls zu hintertreiben. Der Kanzleipedell, welcher schon früher bei Zustellungen an Peltzer dessen Haus und Hof verschlossen gefunden hatte, gelangte zwar dieses Mal ins Haus, konnte aber, ungeachtet er sich durch Peltzers Sohn anmelden ließ, zu diesem nicht vordringen. Peltzers Tochter versuchte die Küchenthüre zu schließen, und um nicht unverrichteter Sache abzuziehen, legte der Pedell die Citation in der Küche nieder, mit der an die Tochter gerichteten Aufforderung, die Schrift ihrem Vater zu übergeben. Aber auch diese Ladung blieb unbeachtet.

Die Angelegenheit kam jedoch bald in ein anderes Fahrwasser, als infolge der Ausführung der Friedensartikel, welche in Osnabrück und Münster gleichzeitig beschlossen worden waren, Franz Wilhelm von Wartenberg als regierender Bischof in das Gebiet von Osnabrück zurückkehrte, welches unter den vielen seltsamen Kompromißbestimmungen mit der allerseltsamsten bedacht worden

war, abwechselnd einmal einen katholischen, als Bischof gewählten Landesherrn und dann wieder einen protestantischen Regenten aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg zu haben. Da, wie wir gehört haben, Franz Wilhelms Weihbischof in allen Hexenanklagen als Vater und Lehrmeister der bösen Kunst bezeichnet worden war, konnte der Bischof nicht anders, als ein möglichst scharfes Vorgehen gegen den Begründer dieser Ansicht wünschen. Er erwarb sich durch diese Stellungnahme auch sofort Anhänger unter den aufgeklärten Protestanten, die ihm in politischer Hinsicht nützlich werden konnten. So war z. B. Modemann, ein früherer Gegner des Bischofs, jetzt offen zu dessen Partei übergegangen. Im November 1651 wurde Peltzer, als er die Stadt verließ, um dem Leichenbegängnisse eines seiner Klienten aus dem Hause Diepenbrock anzuwohnen, auf des Bischofs Geheiß aufgegriffen und auf das fürstliche Schloß Iburg gebracht. Dort saß er zwei Jahre, darauf kam er in das Amtshaus zu Fürstenau unter die Aufsicht des Drosten von Trambach. Lange Zeit verweigerte er auch in der Haft jede Antwort auf die Klage, und als er endlich auf dieselbe einging, konnten seine Ausführungen nicht genügen. Wegen der Anwendung des „Bades“ glaubte er sich deswegen als schuldlos darstellen zu können, weil er nicht auf einer deutschen, sondern auf einer französischen Universität die Doktorwürde erworben, daher auch auf die Carolina, welche vom „Bade“ nichts enthält, nicht geschworen habe. Verschiedene Anträge des Stadtrates von Osnabrück, Peltzer aus der Haft zu entlassen, blieben unberücksichtigt. Peltzer selbst wurde in seiner Einsamkeit zuerst schwermütig, dann tobsüchtig und unfähig, seine Sache selbst weiterzuführen. Für ihn trat jetzt sein Sohn Albrecht ein, der sich der Rechtswissenschaft gewidmet hatte, um den Vater zu retten. Seine Bemühungen beim Reichskammergerichte brachten 1658 einen kaiserlichen Befehl an den Fürstbischof zustande, den Doktor gegen Erlegung einer Kaution von 2000 Thlrn. der Stadt Osnabrück zur Haft zu übergeben. Als der Sohn den Vater im Gefängnisse besuchte, um ihm die Kautionsurkunde zur Unterschrift vorzulegen, erkannte ihn Peltzer nicht mehr, sondern wies ihn mit harten Worten zurück. Er war vollständig wahnsinnig geworden; seine von Kummer darniedergedrückte Frau verfiel demselben Schicksale, so daß das Peltzersche Ehepaar, als im März 1661 doch die Uebergabe des Gefangenen an den Rat von Osnabrück durchgesetzt wurde, aller Mittel beraubt, auf Kosten der Stadt unterhalten werden mußte. Albrecht Peltzer starb 1663, sein Bruder Jakob Wilhelm und dessen Schwager Otto Hasberg traten an seine Stelle in den Prozeß ein, der vor einem besonderen

Kommissionsgerichte, für welches Kapitel, Ritterschaft und Stadt je ein Mitglied bestellt hatten, zu Ende geführt werden sollte. Unter der Regierung Ernst Augusts des Ersten von Braunschweig-Lüneburg wurde den drei Richtern ein vierter aus dem Gelehrtenstande zugesellt und im Jahre 1664 von der Fakultät in Helmstädt der Spruch gefällt, daß nach Anleitung des reichskammergerichtlichen Urteils vom 2. August 1658 die Klage von neuem erhoben werden müsse. Daraufhin versuchten die Erben von Amelдung und Baumeister nochmals den Weg des Prozesses. Sie verlangten Vernichtung des Verfahrens gegen Schwiegermutter und Mutter, Aufgrabung der unschuldig Hingerichteten, Bewilligung eines ehrlichen Begräbnisses, Bestrafung des Peltzer als offenbaren Uebertreters der Justiz und Verurteilung der Kinder desselben, welche sich des Prozesses teilhaft gemacht und ihrerseits wegen einer Entschädigung von 20000 Thlrn. geklagt hatten, zur Erstattung der abgepreßten Begräbniskosten. Bis 1666 schleppte sich die Sache fort, dann blieb sie auf sich beruhen, ohne daß es zu einem endlichen Spruche gekommen wäre. Dr. Peltzer starb 1669. Er hatte für die eigene Verblendung, die einer uns nicht mehr begreiflichen Geistesepidemie seiner Zeit entsprungen war, sowie für die unbestraft gebliebenen Frevel so vieler seiner Amtsgenossen schwer genug gebüßt. Eine Sühne für all die unglücklichen Opfer des Hexenwahnes, für die Qualen der Gepeinigten, für das Elend und den Jammer in Tausenden von braven Familien, der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, konnte es freilich nicht geben; das Mitleid und die Trauer der Nachkommen, die ähnlichen Leiden hoffentlich für immer entrückt sind, muß an ihre Stelle treten.

---

## Mitteilungen und Berichte.

### Ein geschriebenes Flugblatt.

In einer mehrere hundert Nummern umfassenden Flugschriftensammlung von 1600—1683 fand sich ein aus vier zusammengefalzten Quartblättern bestehendes Heftchen mit einer Handschrift aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Der Inhalt derselben, eine von den nicht eben seltenen Satiren auf Reichstag und Reichsverfassung, weist darauf hin, daß ihre Entstehung in die Zeit zwischen dem Abschlusse des westfälischen Friedens und dem Regensburger Reichstag von 1653 fällt, der den Bestimmungen des Friedensinstrumentes gemäß schon sechs Monate nach dem Friedensschlusse und mit der Bedeutung einer Konstituante hatte eröffnet werden sollen. Es wäre erwünscht, zu erfahren, ob man es hier mit der Abschrift eines Druckes oder mit einem Original zu thun hat, was bei dem Mangel litterarischer Behelfe für Flugschriften des 17. Jahrhunderts nur dadurch erreicht werden könnte, wenn von den zahlreichen Sammlern und Kennern dieser Litteratur allfällige Notizen über dieses Blatt der Redaktion dieser Zeitschrift mitgeteilt würden.

Wir geben im nachfolgenden den auch für weitere Kreise nicht interesselosen Text der Handschrift:

Specificatio,
Notiger Wahren, so von den Kauffleuten,
vndt Materialisten auff den Künfftigen
Reichstage nacher Regenspurg unfehlbahr geschaffet werden
sollen.

1. Erstlich vndt Vor allen Dingen, eine große Quantität der Kurtzen Wollen, so die Tuchschwerer Von den Newgemachten Tuchern abscherenten, ob wol solche der gemeine Mann gering schätzet, so ist doch kein Zweiffel, sie werde auff bevorstehenden Reichstag Vmb einen hohen preiß Verkauffen werden Konnen, dan man derselben in großer Menge Vndt sonderlich der aller zartesten Vndt feinsten benötiget die Sättel der Geduldt und guten Vertröstung damit außzufüllen, damit sie desto bequemer auff dem Rücken der gravaminirten sich schicken, ihnen fein sanffte aufliegen, Vndt biß zukunfftigen Reichstag inmittelst nicht etwan schwellen vndt zu Viel erhitzen, vndt solle diese Wolle bei Zeiten in Vorraht eingeschaffet werden,

dan nicht weinig zu besorgen, Weilen an allen fürstl. Höffen davon eine sehr große Anzahl eingekaufft wird, sich in ihren particular Comitiis vndt Landttagen deroselben auff gleiche Weise zu bedienen, sie mogte, wo nicht gänzlich auffgekaufft, doch Vberschwer deßhalben gemacht werden.

2. Erstlich tausendt Ballen guter teutscher Landttucher, als Schlesische, Meisnische vndt dergleichen, der freyen Röm. Kayserl. u. Konigl. Wahl einen tuchtigen Mantel zu machen. Weil bißhero die Spanische Tucher nicht zureichen wollen, daß man einen solchen Mantel darauß machen konnen, darunter nicht der successionis haereditariae die Beine zum wenigsten Spannen lang hervorreichen.
3. Etzliche Centner Vonn Nurenbergischen Zugepflaster, die satisfaction Von den Kayserlichen so im Münster: Vndt Osnabrüg: Frieden etzlichermaßen Bereget werden, Vollendts dadurch zu maturiren, vndt sodan ohne sonderliche Schmerzen vndt Weheklagen fein gelinde heraußzuziehen.
4. Eine Anzahl der Kleinen perspici Büchslein, so alle Dinge, auch das geringste Vngezieffer als Mücken, Läuse, Flöhe Vergroßen damit man die Turckische und Tartarische Gefahr hineinstecke, selbe den Reichsständen vorzeigen, und sie zu einem ansehnlichen subsidio, auch einen perpetuum militem nicht allein im Reich zu dulden, sondern auch zu Vnterhalten, desto füglicher dadurch disponiren können.
5. Etzliche Schiffspfund Von den aller kostlichsten Magen sterckenden Morsellen theils eigensinnigen Kopffen Vndt newangehenden Reichsgliedern, sonderlich aber den Calvinisten, so alles gar zu genau Vntersuchen wollen, und Von denen Osterreichischen Propositionibus so leicht einen Edel und Grawen zu bekommen pflegen, einen appetit zu machen, damit Sie die eingebildete Weit aussehende Vndt gefährliche Conseqventzen sich nicht so leicht Eckeln lassen, sondern hinführo mit bessern appetit zu sich nehmen.
6. Etzliche Tonnen Von Aegiptiaco ein großes pflaster auff die Gülich Vndt Clevischen sachen zu machen, damit der schade nicht extran plötzlich zu heile, sonder biß zu bequemer Gelegenheit allezeit sauber Vndt offen behalten werde.
7. Eine Anzahl eisener Instrumenten, wie sie die Wundartzte Vndt Zahnbrecher zu fuhren pflegen, sehr nützlich zu gebrauchen, den noch Vbrigen Ober- vndt Osterreichischen Evangelischen Herrn Vndt Vntertahnen den Schlundt vndt Gurgel zu erweitern, damit Sie an Stadt der Kleinen Reformations Pillen nunmehr große Kurbiß Verschlingen Können.
8. Etzliche Von den Künstlichen Venetianischen Brillen, so mit solcher arth zugerichtet, daß sie auß einer Mucken einen Eliphant Vndt auß einen Zwergen einen Riesen machen können, denen zu Katolischer Religion allbereits getretenen teutschen Fürsten Vndt denen, so noch Verhoffentlichen folgen möchten, die beneficia Vndt dignitates zu zeigen, die sie deßhalben zu gewarten haben.
9. Eine große qvantität Brillen Von einer andern arth, Vndt dieser gantz Contrar, so die Augen dunckel machen, Vor den gemeinen Man, Vndt diejenig so zum Reichstag nicht citiret worden, auch Kein Votum in comitiis haben.

10. Einen guten Vorrath Von Vbergüldeten Binsem Zucker Vor die geheimbte Räthe Vndt Secretarien, Welche die Anvertrawete Consilia Bey sich behalten vndt in ihrem Leibe verfaulen lassen mußen, ihnen einen lieblichen Vndt Wohlriechenden Atem zu machen.
11. Sollen die Kauffleute Vndt Materialisten bedacht seyn, ein Anzahl der Knochen zu verschaffen, darüber sich die Hunde gebißen, welche diese verborgene Krafft vndt Vim Magneticam in sich haben, daß so baldt sie Vnter einen tisch geworffen werden, die dabey sitzende Geselschafft zu Vnfriede werden muß, den Lutheranern Vndt Calvinisten und ihren Conventen Vndter die Banck zu stecken.
12. Eine gute Anzahl tuchtiger Pinseln, sich derselben bey Außgang deß Reichstageß auff allen Fall zu bedienen, wan man ja äußerster noth halber gezwungen werden solte, sowol den Benachbarten alß auch theils obengeseßenen Reichs Gliedern schwartz Vor weiß zu mahlen.

---

## Welfische Pläne im 17. Jahrhundert.

Die der Lösung vorarbeitende Lockerung des deutschen Reichsverbandes durch den westfälischen Frieden hatte die Bahn für die partikularistischen Bestrebungen der deutschen Fürstenhäuser vollends frei gemacht. Unter den Scharen von deutschen Souveränen, welche die Garantiemächte in das europäische Konzert eingeführt hatten, begann der große Kampf um Kronen und Krönchen, der sich dann allmählich in einen Kampf ums Dasein verwandelt hat, dessen letzte Momente in die allerjüngsten Tage fallen. Die heilige Siebenzahl des kurfürstlichen Kollegiums war durch die Einschiebung des klugen Maximilian von Bayern gestört worden; wenn er aber formell auch die vom Kaiser wider alles Reichsrecht dem Pfälzer entrissene Kurwürde erhalten hatte und dem Sohne des unglücklichen Königs von Böhmen nur die achte Stelle zugestanden worden war, so blieb im wesentlichen dennoch der Bayer der Emporkömmling, allerdings aber in der angenehmen Lage desjenigen, der nicht nur für den Titel, sondern auch für die Mittel gesorgt hatte. Gab es einmal eine achte — warum sollte eine neunte Kur zu den Utopien gehören? fragte sich Ernst August, Herzog von Hannover, Bischof von Osnabrück, Anwärter von Lüneburg, der Gemahl einer Enkelin des Königs Jakob I. von England, jener Welfensprosse, der sich von der Vorsehung dazu bestimmt hielt, die Stellung, welche sein Haus unter Heinrich dem Löwen eingenommen, wieder zu erobern, dessen Nachkommen aber als Könige von England selbst seine kühnsten Hoffnungen übertroffen haben. „Die Kurwürde zu gewinnen oder, wie er sagte, die ungerecht geraubte wieder zu erlangen, war das Ziel, das er sich gesetzt hatte. Und wenn er bei seinen früheren Unternehmungen kein Mittel gescheut hatte, wenn er vor Zerwürfnissen und offener Feindschaft mit seinen Verwandten, mit seinen eigenen Kindern nicht zurückgeschreckt war, so war ihm bei der Erwerbung der Kurwürde kein Weg zu mühsam, keine Gefahr zu groß." Dr. Alfred Francis Pribram, der diese Ansicht in seiner gründlich gearbeiteten und historisches Verständnis bekundenden Schrift „Oesterreich und

Brandenburg 1688—1700"[1] ausspricht, bleibt auch die Beweise dafür nicht schuldig. Der überraschendste wird durch die aktenmäßig festgestellte Thatsache geliefert, daß Ernst August sich sogar mit dem Gedanken befreunden konnte, katholisch zu werden, wenn sich die Sache nicht anders sollte machen lassen. Eine vom Minister Platen verfaßte Denkschrift geht von dieser Annahme aus.

Dieses interessante Aktenstück, erzählt Pribram, das sich unter den „Akten der neunten Kurwürde" des Wiener Staatsarchivs vorfindet, ist zwar nicht mit Platens Namen versehen, doch ergibt eine Vergleichung der Schriftzüge desselben mit den von Platen gezeichneten Stücken als unzweifelhaft, daß Platen selbst dieses Memoire niedergeschrieben. Auf der Rückseite steht „Secretissima". Datiert ist das Schriftstück nicht, doch dürfte es in das Jahr 1690 zu setzen sein. Es erscheint nicht als ein abgeschlossenes Ganze, es liest sich vielmehr wie ein Abschnitt aus einer längeren Auseinandersetzung, von welcher hier ein Punkt, allerdings der wichtigste, des Näheren beleuchtet wird. Auch geht aus der Art, wie von dem Uebertritte der Herzogs gesprochen wird, hervor, daß nicht erstmals in dieser Schrift die Eventualität eines solchen Schrittes betont, daß vielmehr derselbe als ein fait accompli betrachtet wird, auf dem die fernere Behandlung des Gegenstandes sich aufbaut.

Die Denkschrift beginnt mit der Erwägung der Frage, ob der Konsens der Mehrzahl der Kurfürsten genüge, oder ob Einhelligkeit in dem Urteile derselben erforderlich sei? Ihr Verfasser meint, sollte Stimmenmehrheit genügen, dann werde es mit Rücksicht auf den Wunsch des Kaisers und den Vorteil der Religion leicht sein, Köln, Trier, Mainz, Bayern und Pfalz zu gewinnen. „Solten aber," heißt es weiter, „die unanimia nöhtig seyn, würde es auch daran nicht ermangeln können, wann nur daß praesuppositum mutandae religionis geheim genug bliebe. Dann die beyde übriege Herrn Churfürsten Sich längstens soweit impegniret, daß Sie Dominum meum clementissimum Ihrer Kay. Mttt undt Ihren Herrn mitt Churfürsten zur 9ten Churstelle zu recommendiren auff verlangen Sich nicht werden entbrechen können". Der zweite Teil des Memoire beschäftigt sich mit der Frage, welches der beste Weg zur Erreichung des Zieles sei. Platen schlägt vor, eine vertraute Person an die katholischen Fürsten mit Handschreiben abzuschicken, um sie in der Stille dahin zu disponieren, daß sie in ihren Antwortschreiben ihre Einwilligung ausdrücklich erteilen und zu gleicher Zeit in diesem Sinne ihre Vertreter zu Regensburg instruieren sollten. Den Papst betreffend, behauptet der Verfasser, sei kein Zweifel, daß dieser „wegen der Unverfänglichkeit der Sache und des großen Nutzens" seine Einwilligung gern erteilen werde. Besondere Unterstützung verspricht er sich von dem päpstlichen Nuntius, dem Nachricht zu geben er auf das lebhafteste empfiehlt.

[1] Diese Schrift des unseren Lesern durch den anziehenden Aufsatz im ersten Jahrgange unserer Zeitschrift („Der Kampf um eine Braut") bekannt gewordenen Verfassers behandelt das Verhältnis Friedrichs III. von Brandenburg zum Wiener Hofe als Kronprinz, die Entstehungsgeschichte des verhängnisvollen Schwiebuser Vertrags, die Türkenhilfen Brandenburgs und Hannovers, die Erwerbung der neunten Kurwürde durch Hannover und der preußischen Königskrone durch Brandenburg.

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

# Erziehung und Unterricht in Deutschland während des Mittelalters.

Von

Friedrich Schmidt.

Da die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts ohne Zweifel unter die wichtigsten Aeußerungen menschlicher Kulturentwickelung zu rechnen ist, so verdient die historische Kommission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften nicht bloß von seiten pädagogischer Fachmänner, sondern auch vom allgemein kulturhistorischen Standpunkt aus dankende Anerkennung dafür, daß sie im Jahre 1879 die Preisaufgabe stellte, es solle eine Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts in einer auf quellenmäßiger und kritischer Forschung beruhenden, anschaulichen und für einen weiteren, gebildeten Leserkreis berechneten Weise geschrieben werden. Nachdem nun die darauf hin entstandene Schrift von Dr. Franz Anton Specht in München des Preises gewürdigt wurde, liegt sie in einem stattlichen, 411 Seiten umfassenden Bande gedruckt vor uns,[1] und wir können diesen wichtigen Zweig der Kulturgeschichte von den Zeiten der sogenannten Völkerwanderung an, d. h. von der Ansiedelung germanischer Völker auf dem Boden des weströmischen Reiches, bis zur Zeit der Hohenstaufen in seinen einzelnen Erscheinungen verfolgen, indem uns der gelehrte Verfasser zuerst mit der Begründung des Unterrichtswesens in Deutschland, dann mit der Entwickelung und Art desselben, zuletzt mit den

[1] Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Von Franz Anton Specht. Stuttgart Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1885.

einzelnen hervorragenderen Unterrichtsanstalten bekannt macht. Es liegt nicht in der Absicht dieser Blätter, eine Kritik der Spechtschen Forschungen zu liefern, ebensowenig einen dürftigen Auszug aus dem so inhaltsreichen Buche zu fertigen, sondern an der Hand und unter Leitung des Forschers einen beobachtenden, auf Uebersicht berechneten Gang durch das auch schon von anderen bearbeitete Gebiet zu unternehmen.

Als die germanischen Völkerschaften zur Zeit der Schwäche und des allmählichen Verfalls des römischen Weltreiches sich zu dauerndem Aufenthalte in Italien, Gallien, Spanien, Britannien und Nordafrika niederließen, trafen sie in allen diesen Ländern außer zahlreichen anderen Ueberbleibseln römischer Kultur auch die verschiedenen Unterrichts- und Bildungsanstalten, die namentlich in größeren Städten auch zur Zeit der sinkenden Römerherrschaft noch blühten, in fast ungestörtem Zustande an.

Da sie nicht gekommen waren, um zu verwüsten und zu zerstören, sondern um sich's in den neuen Ländern neben und zwischen den seitherigen Bewohnern derselben bequem zu machen und sich häuslich einzurichten, so ließen sie alle diese Spuren römischer Kultur, deren Vorteile ihr bildungsfähiger Geist bald erfaßte, ungestört bestehen, ja der große Theoderich und seine Nachfolger in Italien, einzelne westgotische Könige in Spanien und die fränkischen Herrscher in Gallien gaben sich alle Mühe, die Gegensätze, die zwischen der Unbildung ihrer Völker und der grammatisch-rhetorischen Schulung der Römer obwalteten, zu beseitigen und germanische und römische Kultur zu einer einheitlichen umzugestalten.

Nicht wenig trugen dazu Männer wie Cassiodor und Boëthius am Hofe Theoderichs in Italien, Isidor von Sevilla im westgotischen Reiche, Venantius Fortunatus und andere Vertreter altrömischer Kultur im Frankenreich bei, indem sie durch gleichheitlichen Verkehr mit beiden Elementen sowie durch schriftstellerische Thätigkeit, die für beide Teile berechnet war, wenigstens die edleren Bestandteile der germanischen Nationen der römischen Geistesbildung zugänglich und befreundet machten.

Daß ihnen dies nicht durchweg gelang, daß sie auch auf Widerspruch und Abneigung stießen, lehrt uns das interessante Beispiel vom Sohne der Amalasuntha, dem Enkel des großen Theoderich. Die Mutter, die, selbst der griechischen und römischen Sprache ebenso mächtig wie der gotischen, eine Anhängerin griechisch-römischer Kultur war, wollte ihren für den Thron bestimmten Sohn nach ihren Grundsätzen von römischen Grammatikern und Philosophen unterrichten lassen, wurde aber durch den entschiedenen

Widerspruch gotischer Großen genötigt, von ihrem Lieblingswunsche abzulassen und ihn nach altgotischer Weise erziehen zu lassen. Im übrigen wurde aber gerade an den Höfen der beiden gotischen Königreiche, sowie am longobardischen und ganz besonders an dem der Frankenkönige die grammatisch-römische Bildung eifrig gepflegt, da man, abgesehen von dem greifbaren Nutzen, den der herrschenden Klasse die höhere Bildung bringt, sich auch verpflichtet fühlen mochte, gegenüber der großen Masse des unwissenden Volkes auch durch geistigen Adel sich auszuzeichnen und Ansehen zu erwerben. Ueberliefert uns doch schon Xenophon von den alten Persern, daß die Söhne der Vornehmen am Hofe ihres Königs erzogen wurden. Auch am Hofe der römischen Kaiser war diese Sitte mehr und mehr aufgekommen. Und so ahmten die germanischen Könige nur eine längst bestehende Einrichtung nach oder pflanzten sie einfach fort, wenn sie die Söhne adeliger Familien zum späteren Dienst unter ihren Augen erziehen und in den nötigen Kenntnissen unterrichten ließen. Die Großen liebten es, gelehrte Gespräche zu führen, sich im Fertigen lateinischer Verse zu zeigen oder die Huldigungen von Dichtern in solchen entgegenzunehmen und sich in geschmacklosen Lobreden nach Art der römischen Kaiser feiern zu lassen.

Doch dürfen wir uns über den Wert dieser gelehrten Bildung nicht täuschen; sie ging nicht tief und erstreckte sich nicht allzu weit. Abgesehen von der inneren Hohlheit dieser Art von oratorisch-dichterischer Bildung, waren auch die Zeiten zu unruhig, das Leben zu rauh und die Kämpfe um Macht und Existenz zu heftig, als daß eine wahre, freudige Pflege der edleren Bestrebungen geistiger Thätigkeit hätte bestehen können.

Die antike Kultur wäre unaufhaltsam ihrem Ende entgegengegangen, wenn ihr nicht von anderer Seite Rettung gebracht und dem toten Stoff neues Leben eingehaucht worden wäre: die geistige Bildung wurde zur geistlichen und rettete sich so glücklich durch die Zeiten größter Verwirrung und Barbarei in der Stille der Klöster oder an den Sitzen der Geistlichen.

Da es von jeher für die Kirche von Interesse war, schriftgelehrte Männer zu besitzen, die dem Volk predigen und die heilige Schrift auslegen konnten, so konnte es nicht anders kommen, als daß die Oberhirten darauf sahen, daß die zukünftigen Geistlichen zum wenigsten des Lesens und Schreibens kundig seien, womöglich aber auch eine ausgebreitetere rhetorisch-philosophische Bildung sich erwarben.

Noch günstiger für Pflege des Wissens war das Leben derjenigen, die sich aus dem Getümmel des öffentlichen Lebens in

die Einsamkeit der Klöster zu einem ruhigen und beschaulichen Leben zurückzogen. Diese Mönche, im Abendlande fast durchweg nach den Regeln und Vorschriften Benedikts von Nursia lebend, beschäftigten sich, wenn auch nicht immer aus Begeisterung für die Sache selbst, zu gewissen Zeiten des Tages mit Schreiben und Lesen, zunächst natürlich der heiligen Schrift und der Werke der Kirchenväter; bald aber griffen sie zu heidnischen Schriftstellern, von denen einige stets in hohem Ansehen geblieben waren, wie z. B. Virgil, und die auch den Männern der Kirche als Muster und Vorbilder der Darstellung und Ausdrucksweise bei ihren schriftstellerischen Beschäftigungen dienten. Es ist bekannt, daß viele wertvolle Handschriften des Mittelalters ihre Entstehung den Klöstern verdanken und daß außer dem vielen Verlorengegangenen noch gar manches vermißt würde, wenn nicht der Eifer und die Kunstfertigkeit fleißiger Mönche es uns überliefert hätte. Bald kam es, daß Kinder schon in frühen Lebensjahren dem klösterlichen Leben gewidmet, innerhalb der Mauern der Klöster zu einem frommen, zurückgezogenen Leben von den älteren Mönchen erzogen und in allem Nötigen unterwiesen wurden. So entstanden schon frühzeitig die Klosterschulen, die natürlich ihrem ursprünglichen Zwecke gemäß nur für zukünftige Mönche, die man als Knaben oblati, d. i. (Gott) Dargebrachte, Gewidmete, nannte, bestimmt waren.

Den regsten Eifer für derartiges religiöses Leben und zugleich für geistige Ausbildung zeigten die keltischen Bewohner der Insel Irland, die von den Stürmen der verwüstenden Völkerwanderung verschont geblieben war, und wo, wohl im Anschluß an die Kulturbestrebungen der altkeltischen Druiden, derartige Einrichtungen mit Freuden ergriffen wurden. Von Irland pflanzte sich das klösterliche Leben auch zu den in Britannien eingewanderten Angelsachsen fort, und auch die Schotten wurden von dieser Begeisterung für die Sache der christlichen Religion erfaßt. Dazu kam natürlich als Förderungsmittel die beständige Berührung und der fortwährende Verkehr mit Rom und Italien überhaupt, von wo diese Bestrebungen der Nordländer beständige Aneiferung und Unterstützung jeder Art empfingen. Sowohl die Begeisterung für die Sache der Religion als auch der den Inselbewohnern angeborene Wandertrieb veranlaßte zahlreiche irische, schottische und besonders angelsächsische Mönche, ihre Heimat zu verlassen und den auf dem Festlande gegenüber wohnenden noch heidnischen Germanen das Christentum zu verkündigen.

So durchzogen seit Anfang des siebenten Jahrhunderts Colum-

banus und Gallus, ferner Emmeram, Corbinian, Kilian und andere die Länder Frankens und des übrigen Deutschlands und hinterließen überall, wo sie lehrten, segensreiche Spuren ihres Wirkens. Daß damit die Gründung von Klöstern, die Einführung christlicher Lehre und des damit verknüpften klösterlichen Unterrichts verbunden war, wird uns vielfach bestätigt.

Alle diese frommen Glaubensboten übertraf an Einfluß und Wirksamkeit der angelsächsische Mönch und nachherige Erzbischof von Mainz Winfrid Bonifacius, der eigentliche Apostel der Deutschen, der sich nicht bloß die Ausbreitung des Christentums zum Ziel gesetzt hatte, sondern auch vor allem danach strebte, die zerstreuten Kulturbestrebungen zu sammeln, für alle Zeiten zu sichern und so eine feste äußere Begründung und Ordnung des Kirchenwesens in Deutschland herbeizuführen. Allenthalben in Ostfranken, Thüringen, Hessen, Bayern entstanden Kirchen und Klöster; schon bestehende Bischofsitze wurden mit geeigneten Männern besetzt, neue gegründet und alle durch ein gemeinsames Band mit Rom verknüpft.

Alles dies waren nicht nur Sitze und Ausgangspunkte einer weitgehenden Seelsorge, sondern auch Pflanzschulen christlicher Erziehung und Bildung. In den Klöstern wurde strenge darauf gesehen, daß die so bewährte Regel des hl. Benedikt eingehalten wurde. „Im Kloster zu Fritzlar in Hessen wurde nach dem Vorbilde angelsächsischer Klöster eine Schule eingerichtet, in welcher unter der Leitung des Priesters Wigbert und des Diakons Megingot viele Knaben in den Wissenschaften unterwiesen und zum geistlichen Stande herangebildet wurden. Auch Fulda barg von seinem Entstehen an eine Schule in seinen Mauern.“ [1]

Bonifacius selbst besaß großes Lehrtalent, hatte in seiner Heimat selbst als Lehrer gewirkt und nach damals üblicher Art als Hilfsmittel zum Unterricht kurze Lehrbücher verfaßt. Als er in Süddeutschland predigte, fingen die Edlen an, um die Wette ihre Kinder ihm zur Erziehung anzubieten. So schloß sich ihm unter anderen ein junger Edler, Namens Sturmi, angelockt durch die Anziehungskraft seiner Worte, freiwillig auf die Reise nach Hessen und Thüringen an und wurde sein eifrigster Schüler und würdiger Nachfolger.

Da aber Bonifacius allein nicht imstande war, die Riesenaufgabe, die er sich gestellt hatte, zu vollenden, so ließ er wohlunterrichtete, glaubenstreue Männer aus seiner Heimat kommen, die ihn unterstützen sollten und überall, wo er es für nötig er-

[1] Specht, S. 10.

achtete, an seiner Statt und in seinem Geiste wirken mußten. So kamen Burchard, Lull, Willibald, Wunibald und andere, dem Ruf ihres Meisters Folge leistend. Aber auch Frauen, wie Chunihilt und ihre Tochter Berchtgit, Chunitrud, Thekla, Lioba, deren Gelehrsamkeit in hohem Rufe stand, kamen übers Meer herüber, um sich an den umfassenden Missionsbestrebungen Winfrids zu beteiligen. Infolge davon entstanden in Kitzingen, Ochsenfurt, Bischofsheim und anderen Orten Frauenklöster, die an kirchlichen und geistigen Bestrebungen den Mönchsklöstern keineswegs nachstanden. In der Lebensbeschreibung der hl. Lioba wird uns überliefert, daß die im Kloster zu Bischofsheim lebenden Jungfrauen so ausgebildet wurden, „daß es in jenen Gegenden keine oder nur wenige Frauenklöster gab, die nicht Liobas Schülerinnen als Lehrerinnen verlangten.“

Als dann der große Apostel sein Leben im Dienste der Kirche geopfert hatte, wurde das von ihm begründete Werk eifrig fortgesetzt und brachte bald Erfolge zu Tage, die dem erhabenen Begründer desselben und seinen Gehilfen und Gehilfinnen zur höchsten Ehre gereichen. Die Klosterschulen zu Fulda, Hersfeld, Ohrdruf, Fritzlar, St. Gallen, Reichenau und viele andere wurden bald die Pflegestätten geistiger Bildung, die Sitze des Unterrichts und der Gelehrsamkeit.

Während auf diese Weise die Klöster auf dem besten Wege der Entwickelung waren, hatte sich die Mehrzahl der Geistlichen auf dem freien Lande und an den Bischofsitzen allmählich zu Gleichgültigkeit und einem zügellosen Leben hingeneigt, so daß sie ihrer Kulturaufgabe, für Unterricht und Lehre des Volkes zu wirken, nicht in dem Maße gerecht wurden, wie es von Rom sowohl als von den Königssitzen aus erwünscht erscheinen mochte. Da griff Bischof Chrodegang von Metz dadurch ein, daß er die an seiner Kathedrale thätigen Geistlichen veranlaßte, ein gemeinsames Leben zu führen und die Regel des hl. Benedikt auch zu ihrer Richtschnur zu machen. Diese Einrichtung fand an anderen Bischofsitzen Nachahmung, und in kurzem finden wir den gesamten Klerus im Sinne Chrodegangs geregelt und organisiert. Specht sagt hierüber:[1] „Der Pflege gelehrter Studien unter dem Weltklerus leistete Chrodegangs Regel sicher einen mächtigen Vorschub. Vorzüglich aber begünstigte sie die geordnete Erziehung und Unterweisung der jüngeren Geistlichen. Wie in den Benediktinerklöstern fanden auch in den Stiftern Kinder Aufnahme, um zu künftigen Klerikern durch die Kanoniker herangebildet zu werden.“

[1] S. 13.

So sehen wir, daß mit Ausnahme der seit alten Zeiten am Königshofe bestehenden Palastschule alle übrigen Erziehungsanstalten fast ausschließlich die Heranbildung von Mönchen und Geistlichen bezweckten und demnach die Bildung nur einem verhältnismäßig kleinen Teile des Volkes zukam. Denn Privatlehrer, wie sie sich in Italien von früher her erhalten hatten, gab es damals in Deutschland noch nicht.

Die große Masse des Volkes blieb also nach- wie vorher in tiefe Unwissenheit, ja zum Teil trotz aller frommen Bemühungen von seiten eifriger Seelsorger im alten heidnischen Volksglauben versunken und jeglicher Kultur fremd. Daß hier von planmäßiger Einwirkung auf die Entwickelung der geistigen Anlagen, also von Unterricht und Bildung, nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst. Die Kinder wuchsen, wie die Bäume im Walde, frei und unbeeinflußt auf. Rechtzeitig wurden sie im Gebrauch der Waffen zu Krieg und Jagd, im Reiten und anderen körperlichen Fertigkeiten geübt; in Gegenden, wo Ackerbau getrieben wurde, lernte der Knabe ebenso die Handhabung der Ackergeräte. Alles andere blieb ihm unbekannt. So befand sich die große Menge des Volkes, selbst des Adels, noch lange auf niedriger Kulturstufe, und erst mit der Ausbreitung des Christentums wurde allmählich der Sinn für geistige Bildung im Volke geweckt. Daß hierin Karl dem Großen das größte Verdienst zukommt, ist jedermann bekannt.

Während im südlichen und westlichen Teile Deutschlands schon seit langer Zeit eine höhere Kultur Eingang gefunden hatte, waren die Bewohner des nördlichen Deutschlands noch unberührt davon geblieben. Erst nachdem Karl der Große in langwierigen, harten Kämpfen die heidnischen Sachsen bezwungen und zur Annahme des Christentums gebracht hatte, wurde durch Errichtung von Bistümern und Klöstern allenthalben im Lande Gelegenheit gegeben, das Volk einer höheren geistigen Kultur teilhaftig werden zu lassen. Von Osnabrück, Münster, Paderborn, Bremen aus verbreitete sich bald helles geistiges Licht über das ganze Land, und nach Verlauf eines Jahrhunderts standen die Sachsen den übrigen deutschen Volksstämmen auch hierin nicht mehr nach.

Ueberhaupt ist es staunenerregend, was Karl der Große trotz seiner vielseitigen anderen Beschäftigung für Unterricht und Erziehung an seinem Hofe wie in seinem weiten Reiche that. Wie er sich in vielen Stücken die alten römischen Kaiser zum Vorbild nahm, so schwebte ihm sicherlich auch das Ziel vor Augen, sein Volk einer höheren, alle umfassenden Kultur teilhaftig zu machen, was in damaliger Zeit natürlich innig mit Pflege und Ausbreitung

des Christentums zusammenhing. Zu wiederholten Malen wurde den höheren und niederen Geistlichen eingeschärft, ihre Schuldigkeit im rechten Unterweisen des Volkes, namentlich in der Belehrung der Jugend gewissenhaft zu erfüllen. „Des Königs Mahnwort war nicht erfolglos geblieben. Nachdem sich Karl der Mithilfe der Metropoliten vollständig versichert hatte, wurden bald durchgreifende Bestimmungen bezüglich des geistlichen Unterrichtswesens getroffen. Im Jahre 789 richtete er an die in Aachen versammelte Synode, welche über die Verbesserung der kirchlichen Zustände des Reiches zu beraten hatte, die Mahnung, auch die Unterrichtsfrage in den Bereich ihrer Verhandlungen zu ziehen. Wirklich nahm die Synode unter die vielen Satzungen, welche sie über das Leben des Klerus erließ, auch dieses Gesetz auf: In jedem Kloster und Domstifte sollen Schulen sein, in welchen die Knaben die Psalmen, die Schriftzeichen, den Gesang, das Berechnen der kirchlichen Festtage und die Grammatik erlernen.“[1]

Handelt es sich hierbei auch vorzüglich um Erziehung und Heranbildung des Klerus, so gingen doch andere Verordnungen des Königs noch weiter, indem sie durch Errichtung von Pfarrschulen in den Dörfern und auf den Höfen die religiöse Unterweisung der großen Masse des Volkes herbeizuführen beabsichtigten und bis zu Einführung eines gewissen Schulzwanges vorgingen. Specht schließt diesen Teil der Abhandlung mit dem Satze: „Obwohl sich diese Verordnungen Karls des Großen auf die religiöse Unterweisung des Volkes allein beschränken, so muß doch die bedeutungsvolle Thatsache festgestellt werden, daß im Geiste des großen Kaisers bereits der Gedanke eines allgemeinen Volksunterrichts mit Schulzwang aufgetaucht war.“

Als Musteranstalten für alle derartigen Einrichtungen dürfen mit Recht die im St. Martinskloster zu Tours unter dem gelehrten Alkuin blühende Klosterschule und die an der Kathedrale in Metz besonders für den Kirchengesang thätige Schule betrachtet werden.

Vor allem aber ging Karl selbst und sein Hof mit weithin leuchtendem Beispiel in der Pflege der edlen Wissenschaften voraus. Karls Biograph Einhard und andere Geschichtschreiber stimmen darin überein, das Streben des Kaisers nach eigener geistiger Ausbildung angelegentlich zu rühmen. Er beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit Lesen und Schreiben, mit Grammatik, Astronomie und allen edlen Wissenschaften. Sein Briefwechsel mit Alkuin legt von diesen Studien beredtes Zeugnis ab. Seine

[1] Specht, S. 21.

Kinder, Söhne wie Töchter, ließ er eifrig in den Wissenschaften unterrichten, ohne jedoch bei den Söhnen die Pflege körperlicher Uebungen und bei den Töchtern die Beschäftigung mit weiblichen Hausarbeiten außer acht zu lassen. An seinem Hofe weilte eine ganze Schar gelehrter Männer, die Karl mit großem Eifer an sich zu locken wußte. Bevor Alkuin die Leitung des Klosters in Tours übernahm, glänzte seine Gelehrsamkeit am Hofe des Königs. Aus Italien wurde der Grammatiker Petrus von Pisa an den Hof gezogen. Der Diakon Paulus erfreute sich ebenfalls ganz besonderer Gunst des Herrschers. Ihm hatte der König den ehrenvollen Auftrag erteilt, eine Predigtsammlung zum Gebrauch für Sonn- und Feiertage aus den Homilien alter berühmter Kirchenväter zu veranstalten. Besonders viel wurde in der Umgebung des Kaisers in lateinischer Sprache gedichtet. Zwei Bände der unter den Monumenta Germaniae herausgegebenen lateinischen Dichter enthalten die Leistungen dieser poëtae Latini aevi Carolini. Da sind der Franke Angilbert mit epischen Gedichten und Eklogen, Paulinus von Aquileja, der Schotte Josephus, der Bischof Theodulf und viele andere mit epischen, elegischen und epigrammatischen Dichtungen vertreten. Bei alledem wurde die Pflege der Muttersprache keineswegs vernachlässigt. Sammelte doch der Kaiser selbst die alten deutschen Heldengedichte und unternahm es, selbst eine Grammatik der deutschen Sprache zu verfassen, wie er ja auch den Monaten und Winden deutsche Namen offiziell beilegte. Ueberhaupt ging Karls Sorge für litterarische Bestrebungen bis ins kleinste und erstreckte sich sogar auf strenge Beobachtung des Lesens, der Interpunktion und Orthographie. Ein St. Gallener Mönch faßt alles zusammen, wenn er in bewundernder Uebertreibung schreibt, daß zur Zeit Karls des Großen die Gallier oder Franken den alten Römern und Athenern an Bildung gleichkamen.

Daß diese schöne Blüte der Kultur mit des großen Kaisers Tode nicht verschwand, läßt sich wohl denken. Die Klöster und Kathedralen blieben noch lange Zeit leuchtende Sterne in dem durch Einfälle der Normannen und Ungarn so schwer heimgesuchten deutschen Lande. St. Gallen im Süden, Fulda im Herzen, Corvey im Norden, die Bischofsitze zu Mainz, Köln, Trier, Straßburg, Konstanz, Eichstätt, Würzburg, Osnabrück, Hamburg u. s. w. waren die Sitze des gelehrten Unterrichts im neunten Jahrhundert.

Aber die Nachfolger Karls des Großen vermochten, wenn auch der *gute* Wille nicht fehlte, nicht das zu sein und zu leisten, was *jener* war und leistete. Ludwig der Fromme, mit aller Sorge *unter seinem* großen Vater erzogen, zeigte sich den am Hofe herrschenden

litterarischen Bestrebungen, die bereits ein gewisses weltliches Gepräge angenommen hatten, durchweg abgeneigt und begünstigte in weit höherem Grade die kirchliche und klösterliche Gelehrsamkeit. Doch trat bald eine Beschränkung des Einflusses dieser Unterrichtsanstalten insofern ein, als der klösterliche Unterricht für alle, die nicht Mönche werden wollten, unzugänglich gemacht werden sollte. Dies lag in den Absichten des auf strenge Beobachtung des klösterlichen Lebens und auf Abschließung von der Außenwelt bedachten Reformators der Klöster, des Abts Benedikt von Aniane, des Ratgebers Ludwigs des Frommen in diesen Dingen. „Der Unterricht und die ganze Erziehung der den Klöstern als Gottesopfer übergebenen Kinder ließ sich von Anfang an der zukünftigen Bestimmung derselben vollständig anpassen, und man brauchte in den Klöstern einzig nur mehr solches zu lehren, was für das mönchische Leben als zweckdienlich erschien."[1] Diese Maßregel fand bald auch bei den Dom- und Stiftsschulen Beifall und Nachahmung, und es war Gefahr vorhanden, daß sich der ganze Unterricht wie ein Privilegium auf die Bildung von Geistlichen und Mönchen beschränkte.

Da zeigte das Bedürfnis einen recht heilsamen, praktischen Ausweg, der der Laienbildung zur Rettung gereichte. An den Domstiftern wie an den Klöstern fing man an, außer den für eigene Zwecke bestimmten Schulen sogenannte „äußere" zu errichten, die den Kindern der Edelleute und Freien zum Unterricht eröffnet wurden, ohne daß sie sich dem kirchlichen Dienste zu widmen versprachen. Diese Einrichtung fand bald an allen Klöstern und Kathedralen Nachahmung und trug nicht wenig dazu bei, die gelehrte Bildung auch unter dem Laienstande zu erhalten und zu verbreiten.

Auch die an den Pfarrhöfen eingerichteten Schulen bestanden fort und unterrichteten wenigstens die Jugend insoweit, daß sie imstande war, die zum Gottesdienst nötigen Dienste als Gehilfen des Pfarrers zu versehen.

Von nun an gab es also im ganzen Reich verbreitet dreierlei Schulen: Stifts- oder Domschulen, Klosterschulen und Pfarrschulen. Die beiden ersten Arten von Unterrichtsanstalten entfalteten zur Zeit der sächsischen und salischen Kaiser eine herrliche Blüte, während die Pfarrschulen erst zur Zeit des aufstrebenden Bürgertums unter den Hohenstaufen zu hervorragender Bedeutung gelangten.

[1] Specht, S. 33.

Bevor wir uns mit den Gegenständen des Unterrichts und den Einrichtungen dieser verschiedenen Schulen befassen, lassen wir uns von Spechts Buch durch die verschiedenen Teile Deutschlands führen, um die hervorragenderen Unterrichtsanstalten nebst ihren berühmtesten Lehrern zu mustern.[1]

Das in Hessen vom hl. Bonifacius begründete Kloster zu Fulda glänzte lange Zeit hindurch durch eine Reihe bedeutender Aebte und Lehrer, deren berühmtester und größter Rabanus Maurus, Alkuins Schüler, als erster praeceptor Germaniae mit Recht bezeichnet wird. Neben Fulda erfreute sich Hersfeld wegen seiner vorzüglichen Schulen eines großen Rufes.

In Schwaben kämpften zwei Schulen um den geistigen Vorrang, St. Gallen und Reichenau. Das erstere stand im 10. und 11. Jahrhundert an der Spitze des gesamten Unterrichts in Deutschland und hatte diesen Ruhm einer ganzen Reihe gelehrter Aebte und Mönche zu danken: Der Ire Möngal, der Thurgauer Iso, Notker der Stammler, Tutilo und andere lehrten im Kloster des hl. Gallus. Reichenau erfreute sich seines Walahfrid Strabus und Hermann des Lahmen, eines der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Neben diesen Klosterschulen ragten die Domschulen zu Konstanz, besonders durch den Einfluß des Abtbischofs Salomo, und die zu Augsburg hervor. Das Ansehen der letzteren dauerte bis gegen das 12. Jahrhundert fort.

Unter den Bischofsstädten am Rhein zeichneten sich durch den Ruf gelehrter Bildung aus: Mainz, Worms, Speier und Köln. In manchen Städten blühten zugleich verschiedene Stifts- und Pfarrschulen neben den Domschulen.

„Von den vielen im Kölner Sprengel blühenden Klosterschulen muß vorzüglich die Schule im Kloster Stablo genannt werden, da von hier aus im 11. Jahrhundert, ähnlich wie im 10. Jahrhundert aus St. Maximin bei Trier, vielfach Mönche als Aebte in deutsche Klöster berufen wurden, um die verfallene Zucht wieder herzustellen. Unter den lothringischen Schulen, an denen sich das reichste litterarische Leben entwickelte, übte auf Deutschlands Unterrichtsanstalten den bedeutendsten Einfluß die weltberühmte Lütticher Schule aus. Männer, die hier ihre Bildung erlangt hatten, sind im 11. Jahrhundert sehr häufig als hohe kirchliche Würdenträger in Deutschland zu finden, auch wurden solche in Stiftern und Abteien als Lehrer eifrig begehrt.“[2]

[1] Specht, Dritter Abschnitt, S. 296–394.
[2] Ebendas., S. 337.

In Westfalen wirkte der hl. Liudger, ein sehr gelehrter Mann, schon zu Karls des Großen Zeit als Bischof von Münster durch Lehre und Beispiel höchst segensreich. Ihm hat auch das Kloster Werden an der Ruhr den Ruf vorübergehender Gelehrsamkeit zu verdanken. Von dauerndem Einfluß war die Klosterschule zu Corvey, an welcher der hl. Ansgar, bevor er seine Missionsthätigkeit unter den Dänen und Schweden entfaltete, als Lehrer wirkte. Derselbe Mann hob Hamburg und Bremen zu Sitzen gelehrter Bildung empor.

Im östlichen Sachsen war die Domschule zu Hildesheim lange Zeit ein Hauptsitz der Gelehrsamkeit. Ein sehr gefeierter Lehrer dieser Schule war im 10. Jahrhundert Thangmar, aus dessen Schule Männer wie Bernward und Meinwerk hervorgingen, die wieder beide als Lehrer und Kirchenfürsten ausgebreitete Thätigkeit entwickelten. Noch ins 13. Jahrhundert hinein erstreckte sich die Blütezeit der Hildesheimer Gelehrsamkeit. Daneben ist die Domschule zu Magdeburg mit ihrem berühmten Lehrer Otrich, der ein zweiter Cicero genannt wurde, zu erwähnen.

Wenden wir uns nach Bayern, so treffen wir auf eine große Menge hervorragender Bildungsanstalten an Klöstern sowohl als an Kathedralen. Die Klöster im Chiemsee, in Benediktbeuern, Wessobrunn, Niederaltaich, Metten und viele andere erfreuten sich lange Zeit des Rufes besonderer Gelehrsamkeit. In Tegernsee entfaltete Froumund als Lehrer eine besondere Thätigkeit, und eine lange Reihe von Aebten und Mönchen dieses Klosters beschäftigte sich eifrigst mit Studien und Abschreiben von Handschriften. Unter den Domschulen Bayerns glänzte vor allem die in Freising hervor und stand im neunten Jahrhundert besonders wegen ihrer Leistungen auf dem Gebiete der Kirchenmusik in besonderem Ansehen. Später brachte der gelehrte Bischof Otto von Freising die dortige Schule dadurch zu besonderem Ansehen, daß er nach dem Muster der französischen Schulen das Studium der Aristotelischen Philosophie besonders pflegte. Auch am bischöflichen Hof zu Passau entwickelte sich reges geistiges Leben, besonders unter dem in Schulangelegenheiten sehr erfahrenen Bischof Altmann im 11. Jahrhundert. In Regensburg blühten bald neben- bald nacheinander die bischöfliche Schule und die Klosterschule von St. Emmeram, so daß die Stadt als das zweite Athen gefeiert wird.

Von Bayern aus werfen wir noch einen kurzen Blick auf das benachbarte Oesterreich, dessen Kloster- und Stiftsschulen den übrigen im Deutschen Reich nicht nachstanden. Unter dem Einflusse des eben erwähnten Bischofs Altmann von Passau hoben sich St. Florian,

St. Pölten, Kremsmünster, Melk u. a. zu bedeutenden Bildungsstätten empor, und „in dem von ihm gestifteten Kloster Göttweih befand sich von Anfang an eine stark besuchte und sehr berühmte Schule, deren Zöglinge zu den höchsten Kirchenwürden berufen wurden“.

Wollten wir alle Pflanzstätten geistiger Kultur im deutschen Reiche aufzählen, so dürfte wohl kein Bischofsitz, kein Kloster unerwähnt bleiben, da alle zu gewissen Zeiten und in gewissen Bildungsfächern Hervorragendes leisteten.

Nicht immer waren die Verhältnisse der Pflege der Wissenschaften und dem damit zusammenhängenden Unterricht der Jugend günstig. Abgesehen von den Kriegen, wodurch oft auf Jahre hinaus alle geistigen Bestrebungen in den Hintergrund gedrängt werden mußten, und von den Verwüstungen und der Einäscherung der Klöster und Städte durch auswärtige Feinde, gab es auch gewisse Bestrebungen innerhalb der klösterlichen Mauern, die von jeher den wissenschaftlichen Studien wegen ihres verweltlichenden Einflusses abhold waren und besonders gegen das Lesen heidnischer Autoren eiferten, weil der Inhalt derselben sittengefährlich erschien und deshalb dem Mönchtum gefahrdrohend werden konnte. Infolge des Einflusses der Kongregation von Cluny wurden in vielen der im 11. Jahrhundert reformierten Klöster die gelehrten Studien gänzlich verbannt und die Mönche auf das Lesen des Psalters fast ausschließlich beschränkt. Doch waren dies nur vorübergehende Hindernisse, und immer machte sich wieder das Bedürfnis nach höherer geistiger Bildung geltend. „Wurde aber im Widerspruch mit der Tradition der Väter irgendwo der Versuch gemacht, sie gänzlich beiseite zu schieben, so geriet bald die theologische Bildung in Verfall, und geistige Verrohung nahm überhand.“ [1]

Auch die Dom- und Stiftsschulen konnten sich diesem Einflusse streng asketischer Ansichten nicht ganz entziehen und ließen, unterstützt von einem gewissen Hang zur Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit, nicht selten den gelehrten Unterricht in Verfall geraten.

Insbesondere hatte zur Zeit der Kreuzzüge der Geist der Sinnlichkeit und Verweltlichung an manchen bischöflichen Sitzen so überhand genommen, daß man aus diesem Grunde gelehrte Beschäftigungen vernachlässigte oder sich vergeblich nach einem geeigneten Scholastikus umsah. Endlich trug auch die immer mehr aufkommende Sitte, im Auslande, namentlich in Paris, den höheren

[1] Specht, S. 57.

Studien obzuliegen, nicht wenig dazu bei, daß gegen das Ende des 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts viele Kloster- und Domschulen von ihrer früheren Bedeutung herabsanken oder auch gänzlich verfielen.

Es ist zu verwundern, daß trotz dieser mannigfachen Störungen und Unterbrechungen doch der gelehrte Unterricht in Deutschland nie gänzlich aufhörte, sondern immer wieder zu neuem Leben aufblühte. So geschah es z. B. nach den Zeiten der Karolinger unter dem Einflusse der sächsischen Kaiser. „Wie in den Tagen Karls des Großen“, sagt Specht S. 54, „strahlte unter den Ottonen wiederum vom Palaste des Kaisers ein helles Licht aus, wiederum wurden Meister der freien Künste an den Hof berufen, wo ein Mitglied des Kaiserhauses, Ottos des Großen jüngster Bruder, der Erzbischof Brun von Köln, durch sein reiches Wissen selbst die Gesandten des griechischen Kaisers mit Staunen erfüllte. Alle Schulanstalten des Reiches belebte damals ein neuer Geist, und das Studium der Alten fand eine Pflege wie niemals zuvor.“

Auch auf die Bildung der Frauen war diese Blüte des gelehrten Unterrichts nicht ohne Einfluß geblieben. Mathilde, die treffliche Gemahlin König Heinrichs I., wurde im Kloster Herford erzogen und unterrichtet und wirkte als Königin in den von ihr gestifteten Klöstern und Schulen zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen durch ihr Vorbild höchst segensreich. Die feingebildete Gerberga, Aebtissin des Klosters zu Gandersheim, erzog die berühmte Dichterin Hrotsuit und unterrichtete sie und andere Nonnen in den humanen Wissenschaften. Es war so weit gekommen, daß im 10. Jahrhundert fast alle vornehmen Frauen sich durch gelehrte Bildung auszeichneten. In ähnlicher Weise blühten zur Zeit der Hohenstaufen die Künste und Wissenschaften in Deutschland aufs herrlichste wieder auf, wozu der Einfluß der innigen Verbindung mit Italien nicht wenig beitrug.

Mit dem Emporblühen der Städte und dem Ueberhandnehmen des Wohlstandes unter den Bürgern wuchs auch das Bedürfnis nach neuen Schul- und Bildungsanstalten, so daß die bestehenden Dom- und Stiftsschulen nicht mehr genügten und sich das Verlangen geltend machte, an den Kirchen der einzelnen Pfarrbezirke besondere Pfarr- und Stadtschulen zu gründen. Dies geschah namentlich in den größeren Handelsplätzen des nördlichen Deutschlands. Diese Schulen befriedigten mehr das praktische Bedürfnis des besseren Bürgerstandes und beschränkten ihren Unterricht auf Unterweisung in Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. Allmählich verbreiteten sich diese Unterrichtsanstalten über das

ganze Reich und verdrängten zum Teil die immer mehr in Verfall geratenden Stifts- und Klosterschulen. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts befanden sich in allen Städten, auch in den kleinsten, Schulen, die der Laienwelt die elementaren Kenntnisse vermittelten.

Fragen wir nun, welches die Gegenstände des elementaren Jugendunterrichts an allen den verschiedenen Schulen des Mittelalters waren, so dürfen wir eine Bestimmung der Aachener Synode vom Jahre 789 als Antwort hinstellen: die Psalmen, die Schriftzeichen, der Kirchengesang, das Rechnen und die Grammatik. Galt diese Vorschrift auch zunächst bloß für den zu theologischen Studien vorbereitenden Unterricht, so ist bei dem Einfluß, den die Kirche in diesen Dingen das ganze Mittelalter hindurch übte, auch für den Laienunterricht eine andere Grundlage des Wissens undenkbar. Ist ja doch auch die Kontinuität und der Stillstand eine besondere Eigentümlichkeit der ganzen Zeit, von der wir handeln.

Die Sprache des Unterrichts war und blieb die lateinische. Es wird uns bestimmt überliefert, daß in einzelnen Schulen, mit Ausnahme der ganz kleinen Schüler, von Anfang an kein Wort deutsch gesprochen werden durfte, außer etwa zur Interpretation des lateinischen Ausdruckes. Mühsam lernte das Kind das Lesen und noch mühsamer das Schreiben dieser fremden Sprache. Gleichzeitig, ja sogar oft vor dem eigentlichen Schulunterricht lernte es die lateinischen Psalmen auswendig, was eine Sache unendlicher Mühe und Geduld war, da man dem Kinde doch Wort für Wort einen gewissen Grad des Verständnisses beibringen mußte. Um dann die Kinder bald beim Gottesdienst mitwirken lassen zu können, wurden sie frühzeitig im Singen unterrichtet, und einzelne Schulen erfreuten sich wegen ihres korrekten Kirchengesanges besonderen Rufes. Ferner wurden den Knaben und Mädchen die Anfangsgründe des Rechnens zunächst an den Fingern, dann mit Hilfe eines Rechenbrettes beigebracht.

Mit dem Unterricht in der Grammatik begann bereits eine höhere Stufe der Bildung, die über den elementaren emporführte. Das sinkende römische Altertum hatte nämlich den ganzen Kreis des encyklopädischen Wissens in sieben Disziplinen zusammengefaßt und dieselben die septem artes liberales genannt: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik. Die drei ersteren, welche sich auf sprachliche Bildung beziehen, bezeichnete man als das Trivium, die vier anderen, auf mathematischer Grundlage beruhenden, als Quadrivium. Diese sieben Disziplinen bildeten den Inbegriff dessen, was man wissen mußte,

um als doctus, eruditus zu gelten. Natürlich war nicht in allen Lehranstalten Gelegenheit gegeben, in allen diesen Disziplinen gleichmäßig gut unterrichtet zu werden; dies hing zu sehr von dem Vorhandensein geeigneter Lehrkräfte oder Lehrmittel ab. Es wurden dann wohl Lehrer von auswärts berufen oder die Schüler zur Vervollständigung ihres Wissens an andere Lehranstalten geschickt.

Als grundlegende, alles umfassende Disziplin galt die Grammatik. Es gab zahllose Kompendien dieser Wissenschaft, und in allen Klöstern und Kirchen wurden solche nach antikem Muster verfaßt oder abgeschrieben. Die Grammatiken des Donat und des Priscian waren die verbreitetsten; doch kannte man an manchen Lehranstalten auch andere aus dem Altertum überlieferte oder von Gelehrten des Mittelalters verfaßte Lehrbücher der Grammatik. Der Schüler lernte die Unterscheidung der Redeteile, Deklinieren, Konjugieren u. s. w., und gleichzeitig wurde die Lektüre lateinischer Dichter oder Prosaiker betrieben, Beispiele angeführt und besonders schwierige Stellen erklärt. Nicht alle alten Schriftsteller waren gleich beliebt und geachtet. Allen voran an Wertschätzung stand im ganzen Mittelalter Virgil; ihm zunächst kam Horaz, auch wohl Ovid. Von den historischen Schriftstellern wurden Sallust, Tacitus, Livius am meisten gelesen, von den oratorischen Cicero. Nicht immer war man den Schriften der alten Heiden wohlgesinnt; es gab erbitterte Gegner dieser Lektüre. Von diesen wurden die christlichen Dichter, wie Prudentius, Juvencus, Sedulius, und die Werke der Kirchenväter zum Studium der Grammatik gewählt. „Um die Fabeln des Avian und die Sittensprüche Catos aus dem Elementar-Unterrichte zu verdrängen, hatte Othloh von St. Emmeram seinen liber proverbiorum verfaßt, eine Sammlung von Sittensprüchen, die er zum größten Teile der heiligen Schrift entnahm, weil es viel passender sei für Schüler und Lehrer, die ersten Anfangsgründe aus christlichen statt aus heidnischen Schriftstellern zu erlernen. Aber trotz aller Bedenken gegen die Pflege der weltlichen Wissenschaften hielt man doch im allgemeinen während des ganzen Mittelalters an der altüberlieferten und von den Vätern der Kirche gebilligten Lehrweise fest.“ [1] Zum Studium der Grammatik gehörte auch die Berücksichtigung der Metrik, die man bisweilen sehr eingehend betrieb. Brachten es doch viele mittelalterliche Gelehrte zu großer Fertigkeit im Dichten in lateinischer Sprache, ja, die Versmaße vieler mittelalterlicher Produkte übertreffen an

[1] Specht, S. 52.

Kunstfertigkeit und Schwierigkeit nicht selten alles, was die alte Zeit darin überlieferte. Zum Verständnis der lateinischen Schriften brachte der Lehrer außer der grammatischen Erklärung die erforderlichen antiquarischen, mythologischen oder historischen Notizen vor, die man wohl auch an dem Rande der Bücher bemerkte. Desgleichen schrieb man oft zwischen die Zeilen des lateinischen Textes die Uebertragung einzelner Ausdrücke und Sätze in deutscher Sprache auf oder legte selbständige Glossen- und Wörtersammlungen an. Von allen diesen Experimenten sind uns aus den mittelalterlichen Bibliotheken zahlreiche Belege erhalten, die uns ein ziemlich deutliches Bild davon geben, wie man in jenen Zeiten die Lektüre der alten Schriftsteller betrieb.

Wenn von Grammatik die Rede ist, hat man natürlich bloß an die lateinische Sprache zu denken. Das Deutsche wurde noch nicht grammatikalischer Behandlung gewürdigt, und was die übrigen alten oder neuen Sprachen betrifft, so gab es im ganzen Mittelalter unter den Abendländern nur sehr wenige, die sich einer gründlichen Kenntnis der alten griechischen oder hebräischen Sprache erfreuten; denn meist beschränkte sich dieselbe auf einzelne Wortformen oder Spracherscheinungen. Dagegen zeigte sich nicht selten das Bedürfnis, die neugriechische Sprache, wie sie damals am Hofe zu Konstantinopel gesprochen wurde, kennen zu lernen, da zwischen den Höfen der beiderseitigen Kaiser ein mannigfaltiger Verkehr seit den ältesten Zeiten stattfand. Ueberhaupt war Kenntnis der auswärtigen modernen Sprachen im Mittelalter etwas sehr Seltenes, da ja das Lateinische die über das ganze Abendland verbreitete einheitliche Verkehrssprache für Kirche und Staat ausmachte.

Vom Studium der Grammatik schritt man vorwärts zu dem der Rhetorik. Jedoch wurde dieselbe, wenn man auch auf Ciceros Schrift de inventione oder die Bücher der rhetorica ad Herennium zurückging, nicht in solcher Weise gewürdigt, wie dies beim Unterricht der alten Römer und noch zur Kaiserzeit an den grammatisch-rhetorischen Schulen, namentlich in Gallien stattgefunden hatte. Man beschäftigte sich im Mittelalter mit Rhetorik zu dem Zwecke, um die wertvolle Kunst, in richtiger, untadeliger Weise Briefe, Urkunden und andere Dokumente geschäftlichen und rechtlichen Inhalts abzufassen, zu erlernen. Zu diesem Zwecke wurden ganze Sammlungen und Formelbücher angelegt, die als Muster und Vorbilder in ähnlichen Fällen verwendet werden konnten. Bisweilen erforderte diese Kunst ein ziemliches Maß praktischer und juristischer Kenntnisse, in deren Besitz sich jene setzen mußten, die als Kanzler oder Notare an den größeren und kleineren Höfen,

Klöstern und Herrensitzen ihre Beschäftigung suchten. Solche Männer waren zu allen Zeiten hoch geschätzt und sehr gesucht.

Die dritte Disziplin des Triviums, die Dialektik, stand in engem Zusammenhang mit der Rhetorik und wurde besonders mit Rücksicht auf Disputationen gelehrter Art betrieben. Zuweilen wurde auf diese Kunst großer Wert gelegt, besonders als von Paris aus die gelehrte Disputation sich über die Nachbarländer verbreitete. Da gewann die Logik und Dialektik in den Schulen ein solches Uebergewicht, daß selbst die Grammatik und Rhetorik stiefmütterlich behandelt wurden. Die Lehre von den Kategorien, den Gegensätzen, den verschiedenen Schlüssen, den Definitionen u. s. w. wurde eingehend behandelt und die lateinischen Uebertragungen Aristotelischer Schriften oder deren Kommentare als Lehrbücher benützt.

War das Trivium absolviert, so ging man über zur ersten Disziplin des Quadriviums, zu dem allenthalben nur begabtere Schüler zugelassen werden konnten, zur Arithmetik, worunter man nicht mehr jene elementare Arithmetik verstand, die schon dem Knaben im Anfangsunterricht beigebracht worden war, sondern die Beschäftigung mit schwierigeren arithmetischen Problemen, besonders aber die Kenntnis der christlichen Zeitrechnung, des Kalenders und der kirchlichen Feste. Bisweilen wurde darauf viel Zeit und Mühe verwendet, und nicht wenige Gelehrte des Mittelalters haben derartige Lehrschriften hinterlassen, so z. B. Alkuin, Rabanus Maurus, Hermannus Contractus u. a. Bisweilen verstieg sich diese Beschäftigung mit der Rechenkunst bis zu einer tiefsinnigen Zahlenmystik, wie wir aus Alkuins und Rabanus' Schriften erkennen. Mit der Berechnung des Kirchenkalenders stand die Kenntnis astronomischer Gesetze in innigster Berührung.

Wenn auch Astronomie nicht Gegenstand des regelmäßigen Unterrichts sein konnte, so widmete man doch in einzelnen Lehranstalten, namentlich bisweilen in den Klöstern, auch dieser Disziplin keine geringe Teilnahme. Schon am Hofe Karls des Großen wurden astronomische Studien eifrig betrieben, wozu der Kaiser selbst und Alkuin besondere Anregung gaben. Im 10. und 11. Jahrhundert gewann diese wissenschaftliche Beschäftigung einen bedeutenden Aufschwung dadurch, daß man von den Arabern in Spanien astronomische Instrumente und Lehrbücher kennen lernte. Besonderes Verdienst erwarb sich hierin der gelehrte Gerbert, der nachmalige Papst Silvester II. Aber auch aus dem Altertum waren astronomische Hilfsmittel überliefert und in den Schulen vielfach benützt worden, wie Hygins Astronomica, Arats Phaenomena u. a.

Das Studium dessen, was man im Mittelalter Geometrie nannte, unterschied sich nach Form und Inhalt wesentlich von unseren heutigen Begriffen über Geometrie. Man verstand darunter nach Martianus Capella, der Hauptquelle für dieses Fach, mehr das, was wir Geographie nennen, während von den Lehrsätzen der eigentlichen Geometrie nur sehr wenig bekannt war. Gerbert dehnte durch seine Studien auch den Kreis dieses Wissenszweiges aus, so daß man sich von da an mehr damit beschäftigte. Die geographischen Kenntnisse schöpfte man aus dürftigen Kompendien des Altertums, wie dem von Julius Solinus nach Plinius bearbeiteten Auszug, oder aus des Iren Dicuil über diesen Gegenstand verfaßtem Büchlein. Jedoch waren die Vorstellungen, die man sich von der Größe und Beschaffenheit unseres Weltkörpers machte, sehr unbestimmte und von der Wirklichkeit abweichende. Auch Weltkarten zeichnete man in einzelnen Klöstern, wie z. B. eine solche in St. Gallen vorhanden war.

An manchen Anstalten, wie in Fulda, wurde auch eine Art naturgeschichtlicher Unterricht neben dem geographischen betrieben, wozu man das Material im früheren Mittelalter vorzüglich aus Isidor von Sevilla oder aus des Rabanus Maurus Schrift „De universo“ schöpfte. Auch mit Tier- und Arzneikunde wurde bisweilen die lernende Jugend bekannt gemacht.

Mit großem Eifer wurde endlich an fast allen Lehranstalten des Mittelalters die Musik gepflegt, und zwar ebensowohl theoretisch als praktisch. Grundlegend für das Wissen in diesem Fache waren des Boëthius fünf Bücher „De musica“, nach welchen zahllose Kompendien und Lehrschriften gefertigt wurden. „Wer nur gut zu singen verstand oder es zu einer großen technischen Fertigkeit im Spielen verschiedener Instrumente gebracht hatte, galt deshalb noch nicht als ein Musiker. Nur derjenige wurde als ein solcher betrachtet, der im Quadrivium sich tiefere Kenntnisse von den Tonverhältnissen erworben, vorzüglich aber die Beziehungen der Musik zur Arithmetik erforscht hatte und mithin die Fähigkeit besaß, über Tonart und Rhythmus, über Klanggeschlechter und deren Vermischung, kurz über alles zu urteilen, was in den weiten Bereich der Tonkunst gehört.“[1] Für praktische Kirchenmusik waren die Bemühungen Karls des Großen grundlegend. Er ließ, um tüchtige Lehrer hiefür zu gewinnen, sowohl Sänger zur Ausbildung nach Rom reisen als auch von dort italienische Meister in sein Land kommen. In Metz wurde am

[1] Specht, S. 142.

Domstifte der Kirchengesang in besonders mustergültiger Weise getrieben. In St. Gallen unterrichtete Tutilo die Schüler der äußeren Klosterschule im Saitenspiel. An den Höfen der Herzoge, Grafen und Edlen spielte die Pflege der Musik eine bedeutende Rolle.

Ziel und Abschluß aller gelehrten Bildung war im Mittelalter das Verständnis und die Auslegung der heiligen Schrift. Wie wir gesehen haben, wurde schon in frühester Jugend mit dem Auswendiglernen des Psalters begonnen; daran schlossen sich Gebete, Formeln und Sprüche, und man kam bei jeglicher Art von Unterricht stets auf die Nutzanwendung für die Religion zurück. Alle übrigen Disziplinen wurden als dienende Handlangerinnen der Theologie angesehen, und das höchste Wissen hatte der erlangt, der mit Hilfe der Grammatik (natürlich der lateinischen, da man ja nur die lateinische Vulgata kannte), der Rhetorik, Dialektik u. s. w. zum dreifachen Verständnis der Bibel, nämlich zum historischen, moralischen und mystischen, gelangt war. Dieses Ziel wurde, soweit es möglich war, auch bei der Bildung der Laien angestrebt, wenn auch hier je nach Zeit und Umständen bisweilen ganz andere Verhältnisse in Betracht gezogen werden mußten.

Zur Zeit Karls des Großen und der Ottone ließen die Vornehmen ihrer Jugend eine ähnliche Bildung angedeihen, wie sie am königlichen Hofe erlangt wurde, indem die Anregung zu gelehrten Studien sich von dorther über den Adel des Volkes verbreitete. Damals unterschied sich Inhalt und Ziel dieser Bildung wenig vom klerikalen Unterrichtsziel. Doch zu Zeiten, die den gelehrten Studien weniger günstig waren, lag die Bildung des Adels vollständig danieder, indem man die Beschäftigung mit den Büchern und das Sitzen in der Schule für verweichlichend und entehrend hielt.

Als mit der Zeit sich ein gesonderter, mit Vorrechten ausgestatteter Ritterstand ausbildete, nahm man in diesem vor allem auf Ausbildung der körperlichen Kräfte, Führung der Waffen, Behandlung der Rosse und Uebung in gewissen ritterlichen Tugenden Bedacht. Nur auf Musik und Dichtkunst verwendete man allmählich mehr und mehr Eifer, indem man sich die französische, besonders die provençalische Ritterschaft zum Vorbild nahm. Aus diesem Grunde eignete man sich in diesen Kreisen auch die neueren auswärtigen Sprachen an und suchte durch Reisen sein Wissen zu vervollständigen. Wolfram von Eschenbach gesteht, keine gelehrte Bildung genossen zu haben und weder lesen noch schreiben zu können. Doch erwarb er sich durch sein vielgestaltetes

Leben mancherlei Kenntnisse in Astronomie, Naturgeschichte, Mythologie und Theologie und erfreute die Welt mit seinen herrlichen Dichtungen. Gottfried von Straßburg läßt den jungen Tristan, der Pflege seiner Mutter entwachsen, mit einem Erzieher auf Reisen gehen, sich die Liebe und Freundschaft aller Welt erwerben, Proben von Ritterlichkeit und von seiner Kunst im Harfenspiel ablegen, und stellt uns in ihm das Ideal ritterlicher Erziehung vor Augen. Der Unterricht an den Sitzen des Adels wurde verständigen, gelehrten Männern übertragen, die entweder selbst dem Ritterstande angehörten oder, als Geistliche gebildet, den kirchlichen Dienst im Schloß versahen. Daneben übten aber die Frauen einen tiefgehenden Einfluß auf das geistige Leben der Ritter.

Es war schon seit alten Zeiten Sitte, daß adelige Frauen an der gelehrten Bildung Anteil nahmen. Wir dürfen nur in den Geschichten über das Hofleben Karls des Großen oder der sächsischen Kaiser nachlesen, so werden wir überall gebildeten, ja gelehrten Frauen begegnen. Wem wäre nicht die Geschichte der schönen Herzogin Hadwig bekannt, die in ihrer Jugend Griechisch gelernt hatte und mit dem St. Gallener Mönch Ekkehart auf dem Hohentwiel Virgil und Grammatik studierte? In feiner Sitte und gesellschaftlichen Umgangsformen waren die Damen Lehrerinnen und Erzieherinnen der Ritter. Sie lernten Lateinisch und Französisch, fanden am Lesen der Ritterromane Gefallen, schrieben und empfingen zärtliche Briefe und vernachlässigten trotz alledem nicht die Beschäftigung mit der heiligen Schrift. In Isoldens Erziehung bei Gottfried von Straßburg lernen wir den Gang und das Ziel weiblicher Erziehung an den Höfen der Ritter kennen.

Allmählich ging der Wunsch nach besserer Erziehung und nach Aneignung feiner Bildung auch auf die Kreise des immer mehr sich hebenden Bürgerstandes in den Städten über, wo anfangs ebenfalls, wie auf den Ritterburgen, Privatlehrer den Jugendunterricht besorgten, bald aber die zu neuem Leben erwachsenden Pfarrschulen den Bildungsbedürfnissen entgegenkamen.

Wir kehren zum Schlusse noch einmal in die stillen Räume der Klöster und Domstifter zurück, um über die Einrichtungen, Sitten und Gebräuche an den dortigen Lehranstalten noch einiges zu erfahren.

Die Anordnung und Einteilung der Räume lernen wir aus den, dem Kloster St. Gallen entstammenden, von Specht auf S. 152 und 153 mitgeteilten Plänen sowohl der „inneren", für die dem Klosterverband angehörigen Zöglinge bestimmten als auch

der „äußeren", sozusagen öffentlichen Schule kennen. Beide lagen getrennt voneinander, wie auch der Unterricht ein getrennter war und die Angehörigen beider Schulen in keine nähere Berührung miteinander kamen. Wir dürfen annehmen, daß die Einrichtung anderer Klosterschulen von der St. Gallener wenig oder gar nicht verschieden war.

Dem Abt des Klosters lag das geistige und körperliche Wohl seiner untergebenen Mönche und Schüler am Herzen. Außer den Lehrern, zu denen man immer die fähigsten, gelehrtesten Klosterbrüder auswählte, hatten andere als Aufseher und Wächter bei Tag und Nacht streng über die Gespräche und Sitten der jungen Leute zu wachen. Die das Mönchsgewand tragenden Knaben der inneren Schule mußten sich in allen Stücken nach der im Kloster herrschenden Lebensordnung richten und hatten besonders auch an den gottesdienstlichen und häuslichen Verrichtungen der Mönche thätigen Anteil zu nehmen. Die anderen Schüler hatten meist ebenfalls Wohnung und Lebensunterhalt in den ihnen zugewiesenen Räumlichkeiten des Klosters, wofür von den Eltern genügende Gegenleistungen beansprucht wurden, während der Unterricht selbst unentgeltlich war. Armen Schülern wurden Unterstützungen und Erleichterungen gewährt oder sie mußten durch Abschreiben von Büchern und andere Dienstleistungen das Kloster entschädigen.

Sowohl während des Unterrichts als auch außerhalb der Schule spielte der Stock und die Rute eine große Rolle. Die Zucht war äußerst streng und die Strafen bisweilen sehr hart. Doch waren Ausschreitungen, Aeußerungen von Mutwillen oder Bosheit dadurch nicht ausgeschlossen. Ein Schüler des St. Gallener Klosters steckte einst aus Furcht vor Strafe mit einem Scheit Holz das Kloster in Brand; ein anderer erschlug im Kloster zu Corvey einen Mitschüler mit der Schreibtafel.

Auch die Zöglinge der Dom- und Stiftsschulen wurden gemeinsam erzogen und unterrichtet und lebten, wie die übrigen Kanoniker, von dem Einkommen des Stifts. Allerdings war dadurch die Aufnahme junger Leute von vornherein auf eine gewisse Zahl beschränkt, die nach den Pfründen eine verschiedene war. Im übrigen herrschten in Bezug auf Unterricht wie auf Zucht an diesen Lehranstalten ähnliche Grundsätze und Einrichtungen wie an den Klosterschulen.

Sehr angesehen war die Stellung des Scholastikus an den Dom- und Stiftsschulen, wozu man natürlich bloß die tüchtigsten Kanoniker verwenden konnte. Allmählich wurden dieselben mit immer besseren Pfründen belohnt und gelangten zu weitgehendem

Einfluß, der sich auch auf die übrigen Stifts- und Pfarrschulen der Stadt und des Sprengels erstreckte. Da von der Persönlichkeit des Scholastikers vielfach das Blühen und Gedeihen der Schulen abhing, so berief man bisweilen von Klöstern oder auswärtigen Stiftern tüchtige Kräfte zu diesem angesehenen Amte. Nächst ihm war der Kantor die angesehenste Persönlichkeit an den Domschulen, dem die Leitung des Chorgesanges und der Unterricht in demselben oblag, der aber bisweilen auch in andern Gegenständen Unterricht zu geben imstande war. Wo mehrere Lehrer zur Leitung einer Schule nötig waren, zog der Scholastikus Hilfslehrer zu seinem Dienste herbei, die dann vollständig von ihm abhängig waren, bald aber auch seine Stelle ganz vertraten, während der Scholastikus nur das Ansehen und die Pfründe seines Amtes genoß.

Da infolge dieser Verhältnisse der Ruf und Wert einzelner Schulanstalten ein sehr verschiedener war, so entstand von alters her die Sitte, daß Aebte und Bischöfe begabtere Schüler oft in weitentlegene Anstalten schickten, wo gerade berühmte Lehrer dieses oder jenes Faches vorhanden waren. „Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts wurde es mehr und mehr Sitte, daß junge Geistliche ihre höhere Bildung im Auslande holten und namentlich den berühmten Lehranstalten Frankreichs zuströmten, wo die theologischen Studien eine weitaus größere Pflege fanden als in Deutschland, so daß man sich hier sogar vieles von dem Einflusse Frankreichs erhoffte. Paris bildete damals den Sammelpunkt aller reichen und vornehmen Kleriker."[1] Aber auch arme, mittellose Schüler begannen ihre Heimat zu verlassen und singend und bettelnd von Ort zu Ort zu wandern, um entweder auswärtige Lehranstalten aufzusuchen oder auch ein müßiges, fortgesetztes Wanderleben zu führen. Sie nannten sich Goliarden, fahrende Schüler, Vaganten und begannen allmählich aus dem ursprünglichen Brauch einen Mißbrauch und Unfug zu machen, so daß mit Gesetzen und Maßregeln gegen sie eingeschritten werden mußte. Bis tief ins 16. Jahrhundert pflanzte sich die Sitte des Herumziehens solcher fahrenden Schüler fort, wofür wir in Thomas Plattners Leben (herausgegeben von Heinrich Düntzer, Stuttgart) einen anziehenden, lehrreichen Beweis haben.

Es verdient wohl auch noch lobende Erwähnung, daß trotz des Ernstes und des Fleißes, die im allgemeinen in den mittelalterlichen Lehranstalten obwalteten, doch auch Sinn für Erholung, für Spiel und Scherz der Jugend vorhanden war. Wenn es auch

[1] Specht, S. 195.

keine eigentlichen Schulvakanzen von bestimmter, längerer Dauer gab, so hatte die Jugend doch an allen Sonn- und kirchlichen Festtagen Schulfreiheit und durfte diese freie Zeit angemessen verwenden.

Die Spiele waren mancherlei Art: Ballspiel, Kreiselschlagen, Fangen, Laufen, Springen u. dergl., wozu geeignete Plätze vorhanden waren. Gern gab man sich einander Rätsel zum Lösen auf, improvisierte zur Unterhaltung lateinische Verse und ahmte die Sitten und Gebräuche der Aelteren nach. Das letztere fand besonders am Unschuldigenkindleintag in der Weihnachtszeit statt, wo es den Kindern gestattet war, einen Abt oder an Domschulen einen Schulbischof oder Schulkönig aus ihrer Mitte zu wählen und den Mönchen und Geistlichen gegenüber allerlei Freiheiten sich herauszunehmen. Wo Zucht und Sitte strenge gehandhabt wurden, gab dieser Brauch wohl viel Veranlassung zur Unterhaltung; bisweilen artete aber dieses Spiel derartig aus, daß geistliche und weltliche Behörden dagegen einschreiten mußten. Auch der Tag des hl. Gregorius gehörte der Jugend, in manchen Gegenden der des hl. Nikolaus, des Schutzpatrons der Jugend. Manche dieser Feste haben sich als Kinderfeste bis auf den heutigen Tag erhalten.

Wohlwollende Herren machten zu dem Zwecke Stiftungen, um der Jugend an gewissen Jahrestagen außerordentliche Genüsse, wie Wein, Fleisch u. dergl., zukommen zu lassen. „Im allgemeinen wurde man auch an den geistlichen Schulanstalten des Mittelalters der Kindesnatur einigermaßen gerecht. Bei vernünftigen Lehrern wenigstens fanden Knaben für ihren Drang nach Spiel und Freude stets ein Verständnis. Freilich in den ‚inneren‘ Schulen der Klöster, wo die Oblati erzogen wurden, die von frühester Jugend auf gleich den Mönchen strenge nach der Ordensregel zu leben hatten, unterbrachen gewiß nur sehr wenig heitere Stunden das ernste Einerlei, zumal wenn ein allzu strenger Geist in der Genossenschaft herrschend war. An den ‚äußeren‘ Schulen dagegen und an Dom- und Stiftsschulen ging es jedoch viel freier her. Hier schlug die Freude der Schüler an schulfreien Tagen nicht selten sogar in Ausgelassenheit um.“[1]

Vielleicht wird manchem aufmerksamen Leser dieser Zeilen das gänzliche Fehlen von Schularbeiten, Noten und Prüfungen, der Qualen der heutigen Schüler und Lehrer, aufgefallen sein. Davon hatte man in jenen Zeiten allerdings keine Ahnung, ob

[1] Specht, S. 216.

zum Vorteil oder Nachteil des Unterrichts, überlassen wir dem Leser zur Beurteilung. Ueberhaupt fehlte dem mittelalterlichen Schulwesen mit wenigen Ausnahmen fast jede Beeinflussung von seiten des Staates. Hierin, sowie in der damit zusammenhängenden Freiheit des Unterrichts beruht ein Hauptunterschied zwischen dem mittelalterlichen und dem modernen Schulwesen, der darauf zurückzuführen ist, daß die Bildung im früheren Mittelalter fast ausschließlich Eigentum der Geistlichkeit und des Adels war. Daher war auch die Unterrichtsmethode, wenngleich im ganzen an gewisse Traditionen gebunden und von übereinstimmenden Ansichten beseelt, doch eine persönliche und freie. Die Individualität des Lehrers übte auf die Schüler einen ungehinderten Einfluß; der Lehrer war zugleich Freund und Seelsorger der Jugend, und der innige Verband, in dem sie fast durchweg miteinander lebten, gereichte dem Unterricht selbst zum Vorteil. So kam es, daß in jenen Zeiten, die gewiß mit Unrecht als das dunkle Mittelalter bezeichnet wurden, die Wissenschaft und der Unterricht in denselben, wenn auch nur auf enge Kreise beschränkt, sich einer unausgesetzten Pflege erfreuten.

---

# Zur Geschichte des Grazer Studentenlebens in den Zeiten der Jesuitenhochschule 1586—1773.

Historische Skizze

von

F. v. Krones.[1]

## I.

In den südöstlichen Marken Deutschlands, auf dem Boden der innerösterreichischen Ländergruppe des Hauses Habsburg, welche seit 1564 ein eigenes Herrschaftsgebiet ausmachte und auch seit 1619, als die innerösterreichische Habsburgerlinie den Thron des Gesamtstaates einnahm, ein gesonderter Verwaltungskörper blieb, war innerhalb der Hauptstadt Steiermarks, zugleich des Mittelpunktes der innerösterreichischen Verwaltung, 1585/86 eine Hochschule erwachsen, die aus dem dortigen Jesuitenkollegium hervorging und als ihre Gründer Erzherzog Karl und Erzherzog Ferdinand (Kaiser Ferdinand II.), Vater und Sohn, die Hauptgönner der Gesellschaft Jesu, aufweist.

War allen Hochschulen jener Zeiten der streng konfessionelle Charakter aufgeprägt, so konnte er vor allem der Grazer Universität oder „Akademie" — d. i. a) vierklassiges Untergymnasium, b) „Humanioren", oder „Poesie" und „Rhetorik" und c) philosophische und theologische Fakultät — nicht fehlen, und so bildet denn auch die katholische Mission den Schwerpunkt der Aufgabe, die ihr der erzherzogliche Stiftungsbrief vom 1. Januar 1585 zuwies und

[1] Der Stoff dieser Skizze ist der ältesten Universitäts-Matrikel und den Akten des steierm. Statthalterei-Archives entnommen. Einzelnes findet sich als chronistische Notiz behandelt in Dr. R. Peinlichs Gesch. des akad. und 1. Staats-Gymnas. in Graz, 2. Per., abgedr. im Gym.-Progr. des J. 1870.

damit den schroffen Gegensatz zum Grazer ständischen oder landschaftlichen Gymnasium, einer Schöpfung des Jahres 1574 zu Nutz und Frommen des damals weit überwiegenden Protestantentums im Adel und in der Bürgerschaft, kennzeichnete.

Unser Aufsatz beschränkt sich auf eine Charakteristik des Studentenlebens an der Grazer Hochschule und hat vorzugsweise die Mittelzeit dieser Epoche, die Jahre 1650—1740, im Auge.

Versuchen wir es zunächst, uns die allgemeine Physiognomie des Grazer Studentenlebens in den 186 Jahren der Jesuitenepoche zurechtzulegen.

In der Landeshauptstadt der Steiermark war Jahr für Jahr ein in Landsmannschaft, Sprache, Rang und Lebensbedingungen verschiedenartiges Völkchen angesammelt, dessen Gesamtziffer im Durchschnitt jährlich auf 1200 veranschlagt werden darf, sobald man die ganze Hochschule, also auch deren Unterstufe, das vierklassige Untergymnasium, in Rechnung bringt und die zwei Humanioren (Obergymnasium) einbegreift, während die eigentlichen Hochschüler: Philosophen und Theologen, ziemlich die Hälfte — also 600 — ausmachten. Den Kern bildete allerdings der Inneröfterreicher, voran der Steiermärker und Grazer, aber auch der Nachbar in den beiden Oesterreich ober und unter der Enns, der Tiroler und Vorarlberger, Böhme, Mährer und Schlesier, Ungar und Kroate waren vertreten. Italiener und Slaven aus der venetianischen Küstenlandschaft, Welsche aus dem Po-Lande fehlten nicht, und auch der Deutsche „aus dem Reiche“, Bayer, Schwabe, Ostsachse und Westfale, Schweizer und Wallone, vom nordkarpathischen Lande der Pole fanden sich — allerdings vereinzelt — ein. Buntgemischt wie die Tracht war denn auch die Sprache des beweglichen Völkchens, aber eine Stadt beherbergte sie, eine vielzeilige Lehranstalt war ihre gemeinsame Bildungsstätte, wohl auch ihr geräuschvoller Tummelplatz; gemeinsames Streben, gemeinsame Freuden hielten sie zusammen, ein Gesetz, das akademische, welches nicht überschwer drückte, vor allem das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein, einen vielgliedrigen Körper auszumachen, den das gleiche Bewußtsein gleicher Pflichten und gleicher Vorrechte beseelte.

Der Deutschösterreicher gab als Hauptmasse den Ton an, die fremden Elemente bequemten sich bald den örtlichen Verhältnissen; Ungar, Kroate, „Illyrier“, der Pole und der Welsche so gut wie der Wallone fanden sich nach Thunlichkeit in die deutsche Verkehrssprache der Kommilitonen oder handhabten das Latein, die damals lebendige Schulsprache, als nächstliegenden Behelf für die gegenseitige Verständigung.

Aber nicht nur Abstammung und Sprache erschienen im Grazer Studentenkörper bunt gemischt, — die Verschiedenheit der Geburts- und Vermögensverhältnisse war, wo nicht mannigfaltiger, so doch ungleich wesentlicher.

Die eine Thatsache, daß innerhalb der 186 Jahre der Jesuiten-Epoche unserer Hochschule 296 Familien des höheren Adels, Grafen und Freiherren, abgesehen von einzelnen Fürstensöhnen, nachweisbar sind, daß während dieses Zeitraumes an 1180 Angehörige dieser vornehmen Häuser in Graz studierten und 4, 6—8 Jahre der Hochschule angehörten — ohne daß jene Ziffern als ausreichend angenommen werden dürfen — verknüpft sich mit der zweiten, wonach die Gesamtmasse und das Jahreskontingent der Sprößlinge des Adels zweiter und dritter Ordnung in der Studentenschaft ungleich größer war.

Eine ungefähre Abschätzung des Bestandes dieser Adelsklassen: landständischer Adel mit den Prädikaten: Herren, Ritter und Edle, Beamten- und Wappenadel inmitten des Bürgertums u. s. w. läßt die Ziffer der Nobilität zum mindesten auf das Zwei- und Dreifache im Verhältnisse zu dem höheren Adel veranschlagen.

Dazu tritt die Studentenschaft bürgerlicher Herkunft und bäuerlicher Geburt, dem Adel an Masse naturgemäß überlegen, und dies immer entschiedener, je tiefer der Drang zum Studium und Vorwärtskommen als Geistlicher und Beamter in die betreffenden Lebenskreise eindrang.

Und so zeigen sich denn auch die Lebensbedingungen der Akademiker äußerst verschieden.

Hier der von Hause aus reiche oder doch wohlhabende Adelige mit dem Präzeptor oder Hofmeister und mit dem Famulus, den nicht selten ein armer Studio darstellte; dort der reiche oder doch bemittelte Bürgerssohn, endlich der Sprößling des ärmeren Kleinbürgers, Bauers, Taglöhners u. s. w., aus denen das namhafte Kontingent der ärmeren Studenten, die nach „Konditionen“ als Lebensunterhalt rangen, und der eigentlichen Bettel- oder Klostersuppen-Studenten erwuchs, welche besonders bei den Kapuzinern, deren Gotteshaus sich als sogenannte Narren- oder Spitalskirche erhielt, und im Jesuitenkollegium, aber auch anderorts mit dem Schlage der Mittagsglocke anzusammeln pflegten.

Dazwischen flatterten ab und zu zweifelhafte Existenzen, Nichtimmatrikulierte, exkludierte und vorgebliche Studiosi, welche das nie bedeutungslose Sümmchen der sogenannten Vaganten oder fahrenden Schüler von ehedem ausmachten.

Doch auch sonst bietet die Physiognomie der damaligen Grazer

Studentenwelt ein verschiedenartiges Gepräge. In den Kollegien der „Akademi(ie)“ oder „Universität“ saß neben dem externen Laienstudenten der „Scholastikus“, d. i. der im Kollegium der Jesuiten behauste Jünger des Ordens, der dann selbst bald als „Repetent“ und „Magister“ unterrichtete, bevor ihn eine lange Probezeit zum eigentlichen Jesuitenpriester und Professor befähigte, — der zahlende und stipendiierte Zögling des landesfürstlichen Konvikts und Ferdinandeums, somit Studiengenossen, die drei verschiedenen in sich abgeschlossenen Hausständen unter geistlicher Leitung des Kollegiumsrektors, der zugleich Rektor der Universität war, und der diesem untergeordneten Regenten oder Superioren des Konvikts und Ferdinandeums, angehörten, den Studien oblagen und vorzugsweise adeliger Herkunft erscheinen, während die jüngste Stiftung dieser Art, das „Josephinum“ oder „Josepheum“ in der Grazer Murvorstadt ausschließlich arme Studenten beherbergte.

Doch müssen wir auch die damaligen Studentenverbände ins Auge fassen.

Von der Gliederung der Universitätsgenossen in „Nationen“, wie sie bei den großen Hochschulen älterer Gründung und anderer Entwicklung bestand, müssen wir bei der Grazer absehen, denn sie war aus dem Jesuitenkollegium hervorgegangen und beruhte auf Grundlagen, die eine solche Verfassung ausschlossen. Aber auch der Bestand der sogenannten Landsmannschaften entzieht sich unserer Kenntnis. Statt deren gab es religiöse Verbindungen oder Genossenschaften, deren Erstehen und Pflege der Jesuitenorden mit der ihm eigentümlichen Energie und Klugheit betrieb, die S o d a l i t ä t e n der Akademie und Universität, voran die kleine und große marianische Sodalität, in welcher wir die niedere und höhere Studentenwelt massenhaft vertreten finden. Bei all den häufigen kirchlichen Feiern spielten ihre Genossen eine Hauptrolle, namentlich bei den großen Umzügen oder Prozessionen, so vor allem beim Fronleichnamsfeste. Religiöser Sinn, aber auch Ehrgeiz und Eitelkeit wirkten zusammen, um ein Sichüberbieten der Andachtsübungen aller Art — namentlich in der Charwoche — hervorzurufen, einen Wetteifer in frommen und wohlthätigen Werken bis zur störenden Augendienerei, bis zum Kreuzschleppen und Selbstgeißeln in der Oeffentlichkeit groß zu ziehen.

Aber der Kern der externen Studentenschaft, den nicht die bleierne Lebensnot oder stumpfer Pennalismus drückten, hielt wie immer und überall das Banner der Lebensfreude, des überschäumenden Jugendmutes aufrecht, und in Wams, Mantel und Degen schritt er den Weg aus dem Kollegium und wohl auch um

dasselbe herum, munter und selbstbewußt in die Gassen und auf die Plätze ein, zu den Thoren hinaus und fehlte ebensowenig in der Abend- und Nachtschenke als dort, wo es Musik, Lustbarkeit und — Händel gab.

Seine geistlichen Professoren verstanden sich auf die Neigungen der akademischen Jugend, und war ihnen auch eine fromme, vor allem erzkatholische Studentenschaft willkommen, so gönnten sie ihr doch auch etwas Vergnügen und drückten da und dort ein Auge zu.

Bot ja doch das große Kollegiumsgebäude selbst mit seinem wohleingerichteten akademischen Theater, oder — bei großen Massenvorstellungen und geeigneter Witterung — mit seinem geräumigen Hofe, alljährlich einmal oder öfter Gelegenheit zu Studentenschauspielen, die allerdings häufiger religiös-erbaulich und lehrhaft als unterhaltend, vorwiegend kirchlich und allegorisch, ihre geistlichen Verfasser nicht verleugnen und dem Sinne der jugendlichen Darsteller aller Altersstufen, vom Knaben bis zum angehenden Manne wenig verwandt erscheinen, selten eine recht dramatische Ader verraten, nicht eben häufig einen Fastnachtsscherz bringen oder an Stelle der lateinischen Sprache die deutsche treten lassen, weil jene den geistlichen Verfassern eine geläufigere war, dennoch aber durch häufige Proben, bedeutenden Aufwand an Kostümen, Prunk und Maschinerie aller Art, Musik, Gesang und Tanz den vorwiegend adeligen und wohlhabenden Darstellern Vergnügen vollauf und reichen Beifall der dankbaren Zuschauer, ihrer Kollegen und der Grazer Honoratioren, eintrugen.

Das richtige Jugendvergnügen erblühte der Studentenschaft jedoch außerhalb des Kollegiums, im Weichbilde der Stadt und außerhalb desselben.

Versuchen wir nun den Grazer Studiosus der eigentlichen Hochschule, an welcher es kein juridisches und medizinisches Studium gab, und zwar den vom Laienstande, den Logiker und Physiker der philosophischen Fakultät, und seinen Nachbar aus der „Artistenfakultät", dem späteren sechsklassigen Gymnasium, in dessen beiden Oberstufen, den eigentlichen „Humanioren", also den Poeten und Rhetor in ihrem Verhalten zur Außenwelt zu skizzieren!

Bei dem Umstande, daß der Eintritt in die „Lateinschule", wie dieselbe zum Unterschiede von den „niederen" oder „deutschen Schulen" hieß, in der Regel damals später stattfand als heutzutage ins Gymnasium, hat man da bei Poeten und Rhetoren an junge Leute zwischen 16—20 Jahren, bei Logikern und Physikern von 20—24, wohl auch darüber hinaus zu denken, also an eine

junge Welt, in der der Most der Jugend am kräftigsten schäumte und gor.

Dieser Studentenheerbann, wie man die damaligen Akademiker auch füglich nennen darf, denn man gönnte ihm lange das Tragen der Seitenwaffe, dachte nicht immer an das Leben seiner Schutzpatrone, der heil. Katharina und des heil. Franz Xaverius, er wollte seiner Jugend vor allem froh werden.

Er fühlte sich auch als gefreite Körperschaft unter der Aegide des Universitätsprivilegiums und zählte etwas in einer Stadt, deren Bevölkerung damals der Studentenschaft numerisch nicht so überlegen war wie heutzutage. 500—600 erwachsene Akademiker, wie wir sie in der Mittelzeit unserer Epoche, 1650—1740, durchschnittlich anzunehmen berechtigt sind, machten sich im damaligen Graz fühlbar.

Gebirgs- und Badereisen waren der damaligen Zeit noch nicht so geläufig wie der Gegenwart. Doch war in den „Hundstagen" (Caniculares, Juliales) vom 22. Juli bis 25. August der Unterricht eingeengt, so daß auch da schon etwas Ferienluft wehte. Jeder Donnerstag des Schuljahres war regelrechter Freialltag. Aber auch sonst fehlte es wahrhaftig nicht an schulfreien Tagen. Wenn wir den damaligen Kalender mustern und mit dem der späteren, nachtheresianischen Epoche vergleichen, welcher letztere uns eine gewaltige Streichung von Feiertagen aufweist, so geraten wir in eine wahre Flut derselben, die selbstverständlich niemand höher hielt als der Studiosus. Dazu die Sonntage, die vielen Marientage, die Zeit von St. Thomas (21. Dezember) bis heil. Dreikönige (6. Januar) als Weihnachtsferien, der Faschingsschluß vom Freitag vor bis Freitag nach Aschermittwoch als Tage der Fastnachtsfreuden und der Karnevalsrast, die Charwoche und die Osterfeiertage, Pfingsten u. s. w. Fürwahr, ein Vergleich von damals und jetzt läßt die heutige so scheel betrachtete Ferienüppigkeit der Hochschule keineswegs in solcher Schwärze erscheinen.

Fünf Monate beiläufig, eher mehr als weniger, waren entschieden schulfrei; nur erscheint der damalige Studiosus als ein regelrechter Kirchengänger, der bei den zahlreichen Andachtsübungen der Hochschule an Sonn- und Feiertagen, in den großen Zeiten der Kirche, bei Trauergottesdiensten und Seelenämtern ebensowenig fehlen durfte als bei dem Veni sancte spiritus und bei dem Tedeum — zu Beginn und zum Schlusse des Schuljahres.

Zeit zum Abgehen der Stadt, deren damaliges Pflaster unserer Gegenwart jedenfalls ebenso unbegreiflich vorkäme als das heutige den vorzeitigen Vätern und Bürgern unseres Graz, gab es jedenfalls vollauf.

Aber es handelte sich nicht bloß um das Schlendern bei Tage; auch die Nacht traf den Grazer Studiosus in den Gassen und auf den Plätzen, welche bis tief in die theresianische Epoche jedweder öffentlichen oder städtischen Beleuchtung entbehrten. Noch im Jahre 1718 war die Grazer Stadtbeleuchtung ein neues und erfolgloses Projekt, das ein fortschrittliches Genie, der „reichsritterschaftliche Hauptmann“ Joh. Jak. von Seeland, ausgeheckt,[1] um mittels einer allgemeinen Besteuerung sämtlicher Privatbediensteten im Lande, einschließlich „der Doktores der Rechte und der Medizin“, aller Zureisenden, der Kaufleute, der Grazer Fleischhacker und sämtlicher Bürger und Meister in der Umgebung der Stadt — die Kosten der Gründung und Erhaltung eines solchen Unternehmens, zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit und wohl auch zu eigenem Besten aufzubringen. 1700 „Laternen“ sollten der Landeshauptstadt ihr „Licht“ spenden und sollten das „Unheil, Schaden, Raubereien“ u. s. w. durch eine beständige Illumination verhüten, was sonst sich erwiesenermaßen ereignen könnte. Die ganze Angelegenheit schleppte sich bis ins Jahr 1724 und verrann im Sande; Graz blieb im nächtlichen Dunkel, das nur der Mond oder die Laternen privater Lichtfreunde aufzuhellen vermochten.

Dem Studiosus war aber die mit Mauer und Wall umgebene Stadt viel zu enge. Verlockte ihn schon die fröhliche Schlittenfahrt ins winterliche Freie, so thaten dies noch mehr Frühling, Sommer und Herbst und drängten ihn zum Thore hinaus, abgesehen davon, daß die Vorstädte, woselbst ja auch Kollegen wohnten und abgelegene und doppelt bequeme Gasthäuser lagen, in einem stetigen Wechselverkehre mit der eigentlichen Stadt blieben.

Das „schwarze Buch“ der Grazer Studentenschaft, die Chronik ihrer „Insolenzien, Tumulte, Exzesse“ oder wie sonst das Ankämpfen jugendlichen Uebermutes wider Satzung und Obrigkeit aktenmäßig benamset erscheint, ist durchaus nicht arm an buntgemischten Daten. Vornehmlich stand er auf ewigem Kriegsfuße mit der städtisch-bürgerlichen „Quardi“ oder Rumorwache und mit dem Stadtrichter, mit dem Landprofoßen, mit den landesfürstlichen Wachtsoldaten und dem Stadtkommandanten. Daß in letzter Linie die innerösterreichische Zentralbehörde: „geheime Stelle“, „Regierung“ und „Kammer“ sein Thun und Lassen nicht immer löblich fanden, ist selbstverständlich. Aber auch im eigenen Hause erwiesen sich die Akademiker manchmal unbotmäßig, daß die

[1] Siehe die aktenmäßige Mitteilung in J. v. Zahns Steierm. Geschichtsblättern, Graz, I. Jahrg. 1880, S. 40 ff.

geistlichen Vorstände, Rektor und akademischer Senat, das akademische Gericht, mit einem Juristen aus dem Laienstande an der Spitze, einzuschreiten wiederholt Gelegenheit fanden, und die privilegierte Universitäts-Autonomie, jederzeit vom Rektorate gegen jeden fremden Eingriff beharrlich verfochten, in eine bedenkliche Zwangslage geriet, da sie gegen die Macht der Thatsachen nicht aufkam und in solchen Fällen die bewaffnete Hilfe der städtischen und landesfürstlichen Behörden, das „brachium militare“ notwendig hatte. Da nun aber Stadt- und Landesobrigkeit kein Behagen an der Universitäts-Autonomie fanden und diesfalls mit dem Jesuiten-Rektorate nur allzu häufig die Waffen kreuzten, so sahen sie dann auch manchmal mit verschränkten Armen zu, wenn die jungen Geister wider die Hausordnung ankämpften und zu ihrer Bannung die behördliche Hilfe angerufen wurde, um den akademischen Senat seine Hilflosigkeit in derartigen Fällen doppelt empfinden zu lassen.

Der vorliegende Aufsatz kann sich nur auf Stichproben aus der Geschichte der Grazer Studentenhändel beschränken.

Wir wollen den Anfang mit einer solchen machen, die uns die Akademiker als Rebellen wider die lehramtliche Behörde vorführt.

Im Jahre 1704 wollten die „Logiker“, der erste Jahrgang der philosophischen Fakultät, den Titel „Herr“ (Dominus) erzwingen, da ihnen die bisherige Ansprache mit „Ihr“ oder „Er“ als unzeitgemäß und abträglich erschien. Der Rädelsführer, Joh. Tulich, ein Dalmatiner, fand einen starken Anhang; rasch waren Konventikel, Zusammenrottungen auf dem Platze, Maueranschläge aller Art inszeniert, und der Krieg gegen die Schulordnung blühte.

Alle Gegenmaßregeln der akademischen Behörde, Ermahnungen, Verdikte, Vorladungen u. s. w. blieben wochenlang wirkungslos.

Die rebellischen Studenten erschienen wohl von Zeit zu Zeit vor der Universität, aber nur um Skandal zu machen, Thür und Fenster des gesperrten Hörsaales einzuschlagen oder zu erbrechen, um darin Tabak zu rauchen, die Bänke mit Schmer zu bestreichen u. s. w., oder wenn das Kollegium offen war und der Professor Kollegium halten wollte, letzterem mit Schreien, Poltern u. dergl. ein solches Vorhaben gründlich zu verleiden.

---

# Vittorio Alfieri.

Von

B. Erdmannsdörffer.[1]

In der Kirche Santa Croce zu Florenz, nicht weit von den Denkmälern Dantes, Machiavells, Michelangelos und Galileis, steht das Monument eines Mannes, der seiner Herkunft nach wie ein Fremdling erscheint in diesem toskanisch-florentinischen Ruhmestempel. Das Denkmal ist von der Hand Canovas, die Inschrift besagt: Vittorio Alfieri, gebürtig aus Asti.

Ein Piemontese mitten unter diesen Gestirnen des toskanischen Himmels. Es ist, könnte man versucht sein zu sagen, als ob auf der Akropolis zu Athen man das Standbild eines Böotiers fände.

Denn soweit wir zurückblicken mögen in der Geschichte italienischer Kunst und Litteratur, nirgends gewahren wir die Spur eines hervorragenden, schöpferischen Anteils, den diese Landschaft in dem westlichen Winkel von Oberitalien an dem reichen Kulturleben der Nation gehabt hätte. Die Ufer der Dora und des Tanaro haben nur einen schwachen Abglanz von dem Leuchten jener Sonnen erblickt, welche die Gelände am Arno und Tiber so hell bestrahlten. Von den Abhängen der Alpen bis zu dem letzten Vorgebirge Siciliens war einst Italien gleichsam eingetaucht gewesen in die Herrlichkeit der Renaissancekultur; aber von allen Stämmen der Halbinsel hat dieser eine fast keinen Anteil an jenen glorreichen Erinnerungen. Von den großen Namen der Renaissance im 15. und 16. Jahrhundert ist keiner, welcher Piemont angehört; wir wissen von keiner piemontesischen Kunstschule, keiner von den Dichtern und Denkern des Zeitalters hat dort seine Heimat oder seinen hauptsächlichen Wirkungskreis gehabt.

[1] Nach einem im Jahr 1884 gehaltenen öffentlichen Vortrag.

In dem Uebermut einer geisterfüllten und schönheitstrunkenen Kultur hat man in dem übrigen Italien sich schon früh gewöhnt, auf diese piemontesische Ecke vornehm und spöttisch herabzublicken als auf das Böotien Italiens, und nur wenige haben geahnt, daß hier nicht Böotien sei, sondern Macedonien, und daß der unverbrauchten Kräfte dieses Stammes noch hohe nationale Aufgaben auf ganz anderem Gebiete harrten, welche nur er zu lösen imstande war.

Aber in der That, auf allen Gebieten litterarischen und künstlerischen Schaffens blieb Piemont bis in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts weit zurück hinter allen anderen Teilen Italiens. Da erstand Vittorio Alfieri. Mitten hinein in ein Zeitalter entnervter Kultur, mitten in alle die faden Süßigkeiten und Trivialitäten eines verwässerten und verweichlichten Litteraturlebens tritt die Gestalt dieses piemontesischen Edelmanns: herb, schroff, ganz auf sich gestellt, eine glühend leidenschaftliche Natur in den Formen vornehmer Kälte, ganz erfüllt von dem hohen Ziele, das er nach langen Irrgängen als das seinige erkannt, der Schöpfer der neuen italienischen Tragödie. Mit ihm tritt Piemont in die Geschichte der italienischen Litteratur ein.

Aber die Bedeutung Alfieris liegt noch an einer anderen Stelle. Das heutige Italien hat manche seiner Dichtungen vergessen; er wird kaum noch zu den gelesensten Schriftstellern zu rechnen sein; aber unvergessen lebt in den Herzen seines Volkes der Gesamteindruck seiner geistigen Persönlichkeit und seines großen charaktervollen Wollens: eine starke, vollmännliche Natur in einem verkommenen, schwächlichen Zeitalter, ein Prophet der Freiheit, deren Namen ausgelöscht und vergessen war, der hochgesinnte Patriot, dessen dämmernde Ideen einer nationalen Wiedergeburt Italiens den Ausgangspunkt bilden für die neuere Geschichte dieses Landes und seines Volkes.

Durch keine persönliche und heimische Tradition war dieser Piemontese auf eine solche Rolle hingewiesen; er hat sie sich selbst geschaffen. Es ist der Zweck der nachfolgenden Blätter, den Lebens- und Entwickelungsgang des merkwürdigen Mannes in seinen Hauptzügen zu schildern.

---

Im Januar 1749 wurde Vittorio Alfieri geboren. Ein Altersgenosse Goethes also, der nur wenige Monate jünger ist. Aber die beiden großen Söhne dieses Jahres sind durchs Leben gegangen, ohne sich zu berühren oder zu beeinflussen. Alfieri hat

vielleicht kaum Goethes Namen gekannt; er nennt ihn nirgends. Goethe hat, mehrere Jahre nach Alfieris Tod, eine seiner Tragödien, den „Saul" in der Uebersetzung Knebels in Weimar auf die Bühne gebracht: „Wir haben uns genugsam an ihm herumgequält," schreibt er; aber der Versuch mißlang. Das Publikum ließ sich für den italienischen Dichter nicht erwärmen, und Goethe selbst hatte gegen die poetische Eigenart desselben und gegen seine dramatische Kunstform doch zu wesentliche Bedenken, als daß er seine Bemühungen mit Nachdruck hätte fortsetzen mögen.

In einer Aufgabe aber sind der Deutsche und der Italiener zusammengetroffen. In den Jahren abgeschlossener Reife haben sie beide das Bedürfnis empfunden, Rückschau zu halten auf die eigene Vergangenheit und das Gebilde ihrer geistigen Persönlichkeit sich selber und der Welt verständlich zu machen durch die Schilderung ihres Wachstums und ihrer Entwickelung. Die Selbstbiographie Alfieris, die er im Jahre 1790 zu schreiben begann, ist in Bezug auf ihren künstlerischen Wert mit „Dichtung und Wahrheit" in keiner Weise zu vergleichen, auch nicht mit Rousseaus „Konfessionen"; aber mit diesen beiden gehört sie unstreitig zu den anziehendsten und lehrreichsten Schöpfungen ihrer Art. Sie ist von allen die exakteste und rückhaltloseste, da besonders, wo der Verfasser Uebles von sich selbst zu erzählen hat, von der mitleidslosesten Offenheit. Dieser Selbstbiographie verdanken wir das meiste, was wir von Alfieris Jugend wissen, und wir dürfen uns der Quelle um so zuversichtlicher anvertrauen, als wir sie zum Teil durch erhaltene Tagebücher und Briefe kontrollieren und ihre Zuverlässigkeit konstatieren können.[1]

Alfieri stammt aus einem alten wohlangesehenen piemontesischen Adelsgeschlecht in Asti. Sein Vater, Graf Antonio, starb einige Monate nach der Geburt Vittorios. Seine Mutter, die vor dieser Ehe schon einmal Witwe gewesen war, verheiratete sich bald darauf zum drittenmal. Alfieri schildert sie als eine vortreffliche Frau und hat immer ein höchst pietätvolles Verhältnis zu ihr bewahrt; von bestimmendem Einfluß auf seinen Entwickelungsgang aber ist sie nicht gewesen, und die Lebenswege von Mutter und Sohn gingen bald weit auseinander.[2]

[1] Die beste Ausgabe der Vita ist die von Emilio Teza besorgte (Firenze 1861). Von besonderem Interesse in dem oben angedeuteten Sinn sind die daselbst S. 333 ff. mitgeteilten Tagebuchfragmente.

[2] Die Briefe Alfieris an seine Mutter vom Jahr 1782 an sind neuerdings herausgegeben in den „Lettere inedite" von Bernardi und Milanesi (Firenze 1864).

Im Alter von neun Jahren verläßt der junge Vittorio, der schon frühzeitig Proben eines ungewöhnlich leidenschaftlichen und starrsinnigen Temperaments gegeben, das elterliche Haus. Man bringt ihn nach Turin auf die dortige Akademie, eine Art von Ritterschule, wo namentlich die jungen Sprößlinge des einheimischen Adels für den Hof-, Staats- und Militärdienst vorbereitet wurden. Die Anstalt scheint ein gewisses internationales Ansehen gehabt zu haben; denn neben Zöglingen aus allen Teilen Italiens waren ihr auch zahlreiche Schüler aus Deutschland, England, Rußland anvertraut. Aber Alfieri ist voll davon, daß sie so schlecht wie möglich war. Ein geistloser, starr formalistischer Unterricht, meist von ziemlich unwissenden Geistlichen erteilt, ohne jede Anregung zu selbständiger Geistesthätigkeit: Latein und immer wieder Latein, die italienische Litteratur Contrebande, in den höheren Klassen dann eine ähnlich beschaffene Einführung in das Studium des römischen und kanonischen Rechtes — wieweit wir dem Urteil des mißvergnügten Zöglings auch trauen mögen, über das Resultat werden wir sein eigenes Zeugnis gelten lassen müssen, daß er das dürftigste Maß von Kenntnissen davontrug, und dazu eine gründliche, viele Jahre lang vorhaltende Abneigung gegen jede Art von Studium.

Es kam hinzu, daß er der Erbe eines ziemlich ansehnlichen Vermögens war und daß nach den geltenden gesetzlichen Bestimmungen er bereits mit vierzehn Jahren in den freien Nießbrauch desselben eintrat. Der junge Herr verfehlte natürlich nicht, alsbald an der Rolle der großen Herren Gefallen zu finden. Mit sechzehn Jahren hat er es bereits zu einem stattlichen Marstall und einer eleganten Karosse gebracht, exzelliert in erlesenster Kleiderpracht, ist am Hofe vorgestellt und führt mit reichen französischen und englischen Schulgenossen ein Leben eleganten Müßiggangs, wie es das herkömmliche war in den Lebenskreisen, denen er angehörte. In derselben Zeit verläßt er die Akademie, erhält ein Fähnrichspatent bei einem Regiment der sogenannten Provinzialtruppen, die in Friedenszeiten nur zweimal im Jahre auf kurze Zeit zusammengerufen wurden — von weiteren Studien, von Ergreifung irgend eines Lebensberufes ist nicht die Rede. „Müßiggang und Unwissenheit,“ sagt er selbst, „war damals der ganze Inhalt meines Lebens.“ Ein paar Jahre hindurch, versichert er, habe er kein Buch mehr aufgeschlagen, abgesehen von etlichen französischen Romanen und einigen von den Prosaschriften Voltaires.

Aber eines unterschied doch schon jetzt Alfieri von seinen

Genossen. Er hat, nicht das klare Bewußtsein, aber ein dunkles Gefühl von der gähnenden Leere seines Inneren, er langweilt sich inmitten alles fashionablen Genußlebens, er langweilt sich bei nichts mehr als bei der Betrachtung des eigenen Selbst und seiner völligen Inhaltslosigkeit. Nur eine positive Gedankenreihe bildet sich schon in dieser Zeit in starrer Frühfertigkeit bei ihm aus: es ist die wachsende Abneigung gegen die piemontesische Heimat und gegen die in ihr herrschenden politischen Zustände.

Man kann nicht sagen, daß dieses Königreich Sardinien unter seinem König Karl Emanuel damals wesentlich schlechter regiert gewesen wäre als die meisten anderen europäischen Staaten. Der straffe militärisch-bureaukratische Absolutismus im Stil des 18. Jahrhunderts, der hier früher als anderwärts zum Siege gelangt war, der den einst sehr rebellischen Adel schon längst zum Gehorsam des Hof- und Heerdienstes gebeugt, der eine tüchtige Administration und ein geschicktes Beamtentum geschaffen hatte und alle Klassen der der Dynastie treu ergebenen Bevölkerung in gehorsamer Unterwürfigkeit hielt, zeigt im ganzen die nämlichen Verdienste und ähnliche Mängel, wie sie uns an vielen Stellen in jener Zeit entgegentreten. Aber auch manche Eigentümlichkeiten finden sich hier, welche diese Entwickelung von anderen unterscheiden. Es ist diesem altpiemontesischen Wesen ein gewisser starrer pedantischer Zug eigen, welcher leicht zum Barocken und Lächerlichen führt. In der Nachahmung fremder, großer, imponierender Muster besonders kam dies mehrfach zur Erscheinung. So hatte man hier einst die Imitation von Versailles bis zur äußersten Lächerlichkeit getrieben. Nachmals kam, unter Vittorio Amedeo III., das preußische Muster in Mode. Es ist dies jener König, der bekanntlich einer der begeistertsten, aber wohl auch der wunderlichste unter den Nachahmern Friedrichs des Großen war; der sich nicht daran genügen ließ, preußisches Exerzitium und Reglement bis ins kleinste in seiner Armee durchzuführen, sondern daneben sich auch eifrig bemühte, den großen Preußenkönig persönlich so treu wie möglich zu kopieren in Gang und Haltung und namentlich auch die ihm in seinen späteren Lebensjahren eigentümliche Neigung des Kopfes auf die Schulter nachzuahmen. Es ist ein ergötzliches Bild, was von Zeitgenossen entworfen wird, wie bei den großen Paraden in Turin der König Amedeo an die Truppen heranzusprengen pflegte, Hals und Kopf in der gezwungensten Weise auf die Schulter gebeugt, so wie er es auf den Bildern Friedrichs des Großen gesehen, und wie die ganze glänzende Suite von Offizieren, die ihm folgte, dem königlichen Beispiel getreu, mit der gleichen

unbequemen Fridericianischen Kopfhaltung hinter ihm drein galoppierte.

Wenn solche Spielereien nun auch von unschädlicher Lächerlichkeit sein mochten, so hatte doch das Regime jener Zeiten in Piemont zugleich andere Seiten, welche schwerer zu ertragen waren, und durch welche unabhängige Naturen sich aufs feindseligste betroffen fühlen mußten. Eines vor allem fiel ins Gewicht: während wir sonst in diesen Zeiten des aufgeklärten Despotismus die Strenge des absoluten Regiments an vielen Stellen veredelt und gemildert sehen durch einsichtige Pflege litterarischer und künstlerischer Interessen, so fehlte dieses Element in dem jetzigen Piemont gänzlich. Eine strenge und bornierte Zensur überwachte alle Regungen des geistigen Lebens. Hof und Regierung verhielten sich hochmütig ablehnend, selbst mit einer gewissen banausisch rohen Mißachtung gegen Gelehrsamkeit und Litteratur, und die oberen Kreise der Gesellschaft folgten darin bereitwillig sowohl der eigenen Neigung als dem von oben her angegebenen Ton. „Penser c'est un tic, écrire presqu'un ridicule", so charakterisierte ein französischer Diplomat die herrschende Stimmung am Turiner Hofe. Man hatte einen Absolutismus ohne allzu große Härte, aber auch ohne jede Beschwichtigung und Gewinnung der Geister durch die Reize höherer Bildung und Aufklärung.

Jedenfalls fühlte die trotzig-unabhängige, undisciplinierbare Natur des jungen Alfieri sich bald im heftigsten Gegensatz gegen die ihm unerträgliche Tyrannei der Zustände, die ihn in der Heimat umgaben. Es wäre ihm unmöglich gewesen, sich als dienstbares Glied in diesen Organismus einfügen zu lassen.

Aber in der gärenden Unbefriedigtheit seines Geistes drängt es ihn zu irgend einer Leistung und Bethätigung; er weiß hier mit sich und seinem Leben nichts anzufangen. Da ergreift ihn eine unbezwingliche Neigung zum Reisen. Für einen Italiener eine ziemlich ungewöhnliche Passion, damals noch mehr als heute, und überdies sah man es am Hofe zu Turin sehr ungern, wenn die jungen Edelleute des Landes sich im Auslande umhertrieben; die besondere Genehmigung des Königs war für solche Reisen erforderlich, und die Erlaubnis pflegte nach Möglichkeit erschwert zu werden.

Alfieri indes wußte alle Hindernisse zu beseitigen. Im Herbst 1766 wurde er frei, und es beginnt nun in seinem Leben eine Periode unstäten, ruhelosen Reisens durch ganz Europa von einem Ende zum anderen, fast sechs Jahre hindurch. So lernt er zuerst Italien kennen, oder wenigstens er bereist die ganze Halbinsel. Dann treibt es ihn nach Paris, von dem er die höchste

Befriedigung erwartet; unbefriedigt und verstimmt zieht er nach etlichen Monaten weiter nach London, dann binnen kurzem nach Holland, dann in die Heimat zurück. Nach wenigen Monaten der Rast aber ergreift ihn die Unruhe von neuem. Nun geht der Zug in die nordischen Lande. Jetzt lernt er Deutschland kennen, verweilt eine Zeit lang in Wien, Dresden und Berlin; auch nach Dänemark und Schweden dringt er vor, endlich über Finnland selbst bis nach Petersburg. Dann wieder, in einem Zug reisend, über Belgien nach England zurück, wo nun ein etwas skandalöses Liebesverhältnis mit einer vornehmen englischen Dame ihn längere Zeit fesselte. Endlich reißt er sich los; noch einmal durchreist er Frankreich; dann geht der Weg nach Spanien, nach Portugal; im Sommer 1772 kehrt er nach Turin zurück.

Die Geschichte dieser Reisen, wie sie Alfieri in ziemlicher Ausführlichkeit in seiner Selbstbiographie erzählt, würde an und für sich kein hervorragendes Interesse erwecken können; denn seine Beobachtungen und Schilderungen aus den durchreisten Ländern sind meist sehr flüchtiger Natur. Nur der Reisende selbst fesselt unsere Aufmerksamkeit und die Beobachtung der wunderlichen seelischen Regungen, die er uns erkennen läßt.

Mit unerbittlicher Offenherzigkeit schildert Alfieri den Zustand geistiger Verwahrlosung und Oede, in dem er sich damals befand. Er kann sich selber kaum genugthun, um die Leere seines Kopfes, die Abwesenheit jedes höheren Interesses, die völlige Nichtigkeit seiner Bildung und seines ganzen Seelenlebens dem Leser so drastisch als möglich vorzuführen: ein unwissender, eitler Dandy, mit einem gewissen hochmütigen Trotz der Unwissenheit, voll von Eigensucht und von allerlei gesellschaftlichen Albernheiten und Absonderlichkeiten. Er reist von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, ohne eine Ahnung von dem, was da zu sehen, was zu lernen ist. Eine innere Unruhe treibt ihn immer weiter. Nicht das Ziel der Reisen lockt ihn am meisten; das Reisen selber, die ruhelose Bewegung fort und fort befriedigt ihn. Ganz allein mit sich selber eine Landstraße unter den Füßen zu haben und von Ort zu Ort zu stürmen, womöglich zu Pferde, das ist ihm der relativ höchste Genuß. Aber eigentlich hat er gar keinen vollen Genuß. Unablässig quält ihn doch, bewußt und unbewußt, das peinigende Gefühl geistiger Armut. Melancholisch und menschenscheu lebt er dahin; dann wieder einmal stürzt er sich in den Strom der Genüsse — er bleibt unbefriedigt, einsam hier wie dort, eine Existenz ohne Ziel und Inhalt des Lebens und ohne die Energie, um beide zu suchen oder zu schaffen.

Es hat einen eigentümlichen Reiz, diesen Selbstschilderungen Alfieris zu folgen. Denn durch alle diese Geistesqualen hindurch und in allen diesen Nichtigkeiten fühlt man doch die Bewegung einer groß angelegten Natur. Es ist eine Seele, die sich selber noch nicht kennt, die leidenschaftlich sich selber sucht; eine mächtige Potenz, die auf Handeln und Schaffen hindrängt, aber sich völlig ohne ein Material dazu sieht, ohne jede durch Naturell oder Erziehung sich von selbst ergebende Aufgabe. Himmelfern liegt ihm jede Ahnung von den dichterischen Kräften, die in seiner Seele schlummern.

Nur bisweilen sehen wir es wie ein fernes Wetterleuchten aufblitzen. So namentlich auf seiner Reise in Spanien, die er wundervoll beschreibt. Hier wie überall reist er als vornehmer Herr, mit einem gewissen Train, immer mit eigenen Pferden. Alfieri hatte, wie später Lord Byron, eine unwiderstehliche Neigung für schöne Rassepferde; „ich bin nur halb ich selber," schreibt er, „wenn ich nicht Pferde habe". So hatte er auch gleich beim Eintritt auf spanischen Boden ein Paar herrlicher Andalusier gekauft; mit ihnen macht er sich auf den Weg, von Barcelona aus über Saragossa quer über die damals wenig bereiste und wenig kultivierte kastilische Hochebene hin nach Madrid. Ein wunderlicher Zug. In weiter Entfernung voraus schickt er sein Gefolge, Wagen, Pferde, Maulesel. Dann folgt er selbst, meist zu Fuß gehend, den treuen Andalusier neben sich, folgsam wie ein Hund. Zu beiden Seiten der Straße streift sein Diener mit dem Gewehr durch Feld und Gebüsch und erlegt den Tag über die Beute an Hasen, Kaninchen und Geflügel, womit man die dürftig bestellte Tafel in den ärmlichen Städtchen und Dörfern aufbessert, in denen Quartier gemacht wird. So geht die Reise vierzehn Tage lang. Und merkwürdig, der Zauber dieser vollendeten Einsamkeit in einer großartigen, steril-monotonen Natur weckt in ihm zum erstenmal die schlummernden Seelenkräfte des Poeten zu einem flüchtigen Aufschlag der Augen. „Ich hatte auf diesem Wege," schreibt er, „die Fülle der Gesichte; Bilder aller Art drängten sich an mich heran, fürchterliche, heitere, närrische; melancholische Gedanken und moralische Reflexionen; hätte ich damals eine Idee davon gehabt, wie man einen Vers macht, hätte ich eine Sprache besessen, in der man dichten kann, ich hätte eine Sündflut von Versen von mir gegeben; da mir aber auch nicht im Traume der Gedanke kam, daß ich dies jemals thun könne oder dürfe, so würgte ich alles nur in mir selber auf und nieder und heulte und lachte abwechselnd vor mich hin, ohne zu wissen

warum — wenn man dies thut," fügt er hinzu, „und es folgt dann nichts weiter, so ist es eben pure Verrücktheit; hätte ich schreiben können, so wäre es Poesie gewesen." [1]

Aber diese Anwandelungen gingen vorüber und kehrten lange nicht wieder.

Inzwischen bringt nun der Verlauf dieser Reisejahre seinem Geiste doch mannigfachen neuen positiven Inhalt. Er beginnt zu lesen — systemlos, nach der Wahl des Zufalls, meist französische Bücher. Der werdende große italienische Schriftsteller kennt in dieser Zeit fast noch keine Zeile von Dante, von Petrarca, von Boccaccio, von Machiavell, von Ariost; erst jetzt treten sie allmählich an ihn heran. Aber stärker beeinflussen ihn noch immer die Franzosen: Montaigne vor allen wird sein steter Reisegenosse; die Lektüre Montesquieus macht ihm den tiefsten Eindruck, während Rousseau ihn abstößt und Voltaire ihn kalt läßt. Die stärkste Erregung aber kommt ihm aus einem anderen Kreise.

In einer französischen Uebersetzung fallen ihm die Lebensbeschreibungen des Plutarch in die Hände. Diese Schilderungen antiker Menschen- und Heldengröße haben auf frühere Generationen, und namentlich auf die Menschen des 18. Jahrhunderts, einen gewaltigeren Eindruck ausgeübt als auf uns heutige. Bei Alfieri machte die Lektüre Epoche; er wurde völlig bezaubert. Plutarch wurde ihm das „Buch der Bücher"; die Lebensbeschreibungen des Timoleon, Cäsar, Brutus, Cato, Pelopidas liest er vier- oder fünfmal hintereinander durch. — „Ich konnte mich," schreibt er, „nicht enthalten, dabei laut aufzuschreien und zu weinen; wer in dem Zimmer nebenan mich gehört hätte, hätte mich für verrückt halten müssen." Und nun liegt die Hauptwirkung, welche Plutarch auf die Menschen jenes Zeitalters ausübte, doch vornehmlich in dem Kontrast zwischen diesen eindrucksvollen Bildern antiken Heldentums und dem völligen Mangel an Erscheinung persönlicher Größe, den man rings um sich her gewahrt. Die Blicke Alfieris wenden sich von diesen blendenden Gestalten hinweg auf sich selbst, auf die eigenen Lebensbedingungen, auf die eigenen Leistungen. „Einmal ums andere," erzählt er, „mußte ich aufspringen, Thränen des Schmerzes und der Wut stürzten mir aus den Augen, daß ich nun in diesem Piemont geboren sei, in Zeiten und unter einer Regierungsform, wo große Thaten unmöglich und große Gedanken verpönt sind."

Mehr und mehr erfüllt sich Alfieri von hier an mit dem

[1] Vita, S. 117.

leidenschaftlichsten Haß gegen die bestehenden politischen Zustände. Er war der Tyrannei in seiner Heimat entflohen — er findet sie überall wieder in ganz Europa. Allein in England hat die Freiheit noch eine Stätte, daneben etwa noch in Holland. Aber sonst allenthalben absolute Gewalt der Könige und Fürsten, unfreie Völker, militärische Zwangsherrschaft. Ein ingrimmiger, abstrakter Tyrannenhaß bemächtigt sich seines Geistes; Monarchie und Tyrannei fallen ihm einfach zusammen; bei dürftigster Kenntnis der reellen Verhältnisse eine wesentlich inhaltlose Verneinung, ohne jedes positive Gegenbild dessen, was nun etwa zu erstreben sei. Aber das Gefäß dieses Hasses ist eine glühend leidenschaftliche Seele.

Eine ganz besonders heftige Abneigung widmet er dem preußischen Staate und seinem großen König Friedrich. Daß hier eine Größe der Thaten und der Gedanken leibhaftig vor seinem Auge stand, die der des Plutarch und seiner Helden wohl ebenbürtig war, kommt ihm nicht in den Sinn. Er sieht in Preußen nur den Musterstaat des Despotismus und des ebenso verhaßten Militarismus. Das ganze Land erscheint ihm wie eine einzige große Kaserne, und auf dem Schlachtfeld von Zorndorf, das er besucht, macht er bei dem Anblick der noch erkennbaren großen Massengräber seine Reflexionen über das Verbrechen des Krieges und über die Stupidität der Sklaven, die sich dazu mißbrauchen lassen. Trotz alledem kann er der Versuchung nicht widerstehen, den großen Tyrannen persönlich kennen zu lernen. Er wird dem König vorgestellt: „keine Regung von Bewunderung oder Respekt," erzählt er, „empfand ich dabei, nur Wut und Entrüstung." Im übrigen verlief die Audienz mit den üblichen formellen Phrasen; aber der junge Fürstenhasser will doch einen möglichst vollen Eindruck davon tragen: „ich bohrte ihm respektvoll meine Augen in die seinigen, ich suchte ihm auf den Grund der Seele zu schauen, und als ich von dannen ging, da dankte ich dem Himmel, daß er mich nicht als den Sklaven dieses Mannes hat geboren werden lassen."[1] Diesen Haß gegen Friedrich den Großen hat Alfieri durch sein ganzes Leben festgehalten, und noch in späten Jahren kommt er in einer seiner Satiren auf die Begegnung mit ihm zurück und macht seiner ungeschwächten Abneigung in einigen Blättern voll giftiger Terzinen Luft.

In dieser Gemütsverfassung nun kehrt er in die Heimat zurück. Er hatte die Welt kennen gelernt, aber das Geheimnis seines eigenen Innern war ihm noch immer verschlossen. Er

[1] Diese Audienz fand im November 1769 statt; vgl. Vita, S. 89, 95.

war von Neapel bis Finnland, von Petersburg bis Lissabon gereist, sich selber gleichsam zu suchen, und er hatte sich nicht gefunden.

Da endlich kam ihm der Tag der Erleuchtung. Die Wege aber, auf denen der Genius sich den Seinigen zu erkennen gibt, sind oft seltsam genug.

Alfieri hatte in Turin ein Liebesverhältnis angeknüpft mit einer vornehmen Dame, von der er selbst gesteht, daß er sie eigentlich weder liebte noch achtete, daß er aber aus ihren Fesseln sich nicht loszureißen vermochte. Es geschah, daß die Dame schwer erkrankte; der getreue Freund wachte an ihrem Lager, lange Tage vom Morgen zum Abend, in tiefstem Stillschweigen, wie der Arzt geboten. Da erfaßt ihn, in dieser tristen Situation, plötzlich der Drang, etwas zu schaffen. Ihm gegenüber hängt ein kostbarer Gobelin mit Darstellungen aus dem Leben des Antonius und der Kleopatra — ohne sich zu besinnen, wirft er im Flug eine Reihe von dramatischen Szenen in italienischen Versen aufs Papier — die Anfänge einer Tragödie *Kleopatra*.

Das ist der Moment gewesen, wo Alfieri seinen Dichterberuf erkannte. Er hatte bisher fast nichts in italienischer Sprache geschrieben, bis auf einige gelegentliche Knüttelverse für heitere gesellschaftliche Zwecke. Jetzt steht plötzlich — er weiß selbst kaum wie — dieses poetische Fragment vor ihm, und so fehlerhaft und unbeholfen es sein mochte, es war ihm das sichtbare Zeichen eines von ihm selbst bisher nicht geahnten Könnens, der Hinweis auf einen großen, sich jetzt erst offenbarenden Beruf.

Von diesem Moment an hat das Leben für Alfieri einen Inhalt, ein großes Ziel. Dieses Ziel aber ist von Anfang an in seinem innersten Kern, und mit Bewußtsein, ein nationales und patriotisches. Für die einstige Wiedergeburt dieses herrlichen großen Vaterlandes Italien, das jetzt so verstümmelt und entstellt daliegt, und welches er erst in der Ferne auf seinen Reisen lieben gelernt, muß vor allem die Litteratur die Wege bereiten. Er ist sich mit einemmale einer ungeheuren Kraft bewußt; er sieht eine Thätigkeit im großen Stil vor sich. Die Regeneration der italienischen Dichtung aber muß begonnen werden bei der erhabensten und wirkungsreichsten dichterischen Gattung, bei den Gesängen der tragischen Muse; und so wie jene Stunden der ersten schöpferischen Inspiration ihm den Weg gezeigt, so ergreift nun Alfieri diese Aufgabe, die höchste, stolz und ohne Schwanken — die königliche Kunst der Tragödie. Er hat im Verlauf seines Dichterlebens sich in manchen Gattungen versucht; seine Wirkung auf die Nation,

seinen Anspruch auf den Lorbeer hat er in erster Reihe immer nur von seinen Tragödien erwartet.

Und nun der allmähliche Uebergang zu einem neuen Leben. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen gelingt es ihm endlich mit einer mächtigen Kraftanstrengung, sich aus den Fesseln jener Frau — odiosamata signora nennt er sie — loszureißen. Die „Kleopatra" wird wiederholt umgearbeitet; im Sommer 1775 wird sie in Turin aufgeführt, erringt großen Beifall.

Nur nicht den Beifall des Einen, der sie geschaffen. Alfieri hatte den niederschlagendsten Eindruck. Er hatte erkannt, daß diesem Stück und seinem Dichter so ziemlich alles noch fehlte, was ihn berechtigte, nach der Palme zu greifen. Er untersagte weitere Aufführungen; er war inne geworden, daß er völlig von vorn beginnen müsse.

Ein höchst merkwürdiger Anblick. Indem der werdende große italienische Tragiker sein erstes Stück auf die Bühne bringt, macht er die Bemerkung, daß er noch nicht einmal italienisch versteht.

Seit Jahren hatte er fast nur französisch gesprochen, in Turin sowohl wie auf seinen Reisen. Er war aufgewachsen in dem Bereiche seines mißtönenden heimischen Dialektes, der unschönsten, unreinsten unter den hundert Mundarten Italiens. Er hatte noch nie die reinen Formen der schönen Sprache systematisch gelernt, grammatisch studiert. Er empfand, daß seiner dichterischen Sprache noch völlig das eigentlich italienische Kolorit fehlte. Seine Sprache ist piemontesisch, sein Stil französisch gefärbt. Damit kann man in Turin eine durchschlagende Wirkung erzielen; aber auch nur hier. Die feine Empfindlichkeit des italienischen Formsinnes in Sachen der Sprache wird bewirken, daß derselbe Dichter und dasselbe Stück in Rom und in Florenz ausgepfiffen wird, um seiner Sprache willen. Die Wirkung auf die Nation ist nur zu gewinnen in der durch die großen Florentiner zur klassischen Sprache Italiens erhobenen Mundart von Toscana.

Es ist rührend zu sehen, wie sich nun Alfieri an die neue Aufgabe begibt, sich zu „entpiemontisieren", wie er es nennt, und sich dafür zu „toscanisieren". Mit dem gewissenhaftesten Eifer zwingt er sich selber zu den primitivsten grammatischen Schulstudien. So macht er sich jetzt erst die Reihe der italienischen Klassiker zu eigen, die er bisher nur fragmentarisch gekannt. Zugleich nimmt er energisch das längst vergessene Latein wieder vor. Aber das beste ist nur auf dem klassischen Boden selbst zu lernen. Zu wiederholten Malen läßt er sich für längere Zeit in Toscana nieder, und da wohnt er nun monatelang in Florenz

oder in Pisa oder in dem durch seine Sprachreinheit vor allen berühmten Siena und lauscht entzückt der Musik der lingua parlata, studiert und bemerkt jeden kleinsten Zug und liest dazu die alten Klassiker des Trecento mit ihrer mannhaften, markigen Sprache, die noch nicht entnervt ist durch die Pedantereien der Sprachakademien und das weichliche Gewinsel der Arkadierpoesie der folgenden Jahrhunderte.

Nach Verlauf einer langen Probezeit voll heißer Mühen und ernster Studien aller Art sieht er sich endlich an dem ersehnten Ziel; er hat die klassische Sprache Italiens sich zu vollem Besitz angeeignet, und nun erst läßt er dem Drange des Dichtens und Schaffens freien Lauf.

Eine Reihe glücklicher Jahre beginnt für ihn. Eben jetzt trat eine wichtige Veränderung in seinen äußeren und inneren Lebensverhältnissen hinzu.

Alfieri hat wiederholt prinzipiell den Satz ausgesprochen, daß unter der Herrschaft tyrannischer Staatsformen der Mann, welcher sich selbst achtet und seine persönliche Unabhängigkeit über alles setzt, wohl daran thue, sich nicht zu verheiraten; der Besitz von Weib und Kind sei nur eine Handhabe, woran die Tyrannei der Machthaber auch den Mutigsten fassen, ihn zu Boden drücken und in die Unterwerfung zwingen könne. Es ist jene unerfreuliche Lehre von der Pflicht des patriotischen Cölibates, die weiterhin in den Köpfen der italienischen Radikalen der folgenden Generationen zu so manchen krüden Auswüchsen gediehen ist.

In der That ist Alfieri unverheiratet geblieben. Den größeren Anteil an diesem Entschluß hatte aber wohl das in eben jener Zeit angeknüpfte, einst vielbesprochene Verhältnis zu der merkwürdigen und liebenswürdigen Frau, welche fortan der Mittelpunkt seines Gemütslebens wurde.

Es war eine Frau deutscher Herkunft, von französischer Erziehung und die Trägerin eines hochberühmten englischen Namens, die Gräfin Luise von Albany, geborene Gräfin Stolberg, Gemahlin des letzten Stuart, des Prätendenten auf die Krone von England und Schottland. Im Jahre 1772 war Luise von Stolberg mit diesem vermählt worden.[1] Karl Edward Stuart, der in der Verbannung den Namen eines Grafen von Albany führte, war einst in jungen Jahren ein Fürst gewesen, an den sich bedeutende Erwartungen knüpften; der Stolz und die Hoffnung der englisch-

[1] Reumont, Die Gräfin von Albany (Berlin 1860), und desselben Kleine histor. Schriften (Gotha 1882), S. 401 ff.

schottischen Jakobitenpartei; er hatte den letzten Versuch unternommen, mit bewaffneter Hand die alte Krone der Stuarts dem Hause Hannover zu entreißen; er war mit persönlichen Ehren unterlegen in jener Schlacht von Culloden, die im April 1746 für alle Zeiten den Hoffnungen seines Hauses in England ein Ende bereitete. Als er jene Ehe mit der jugendlichen, schönen Luise von Stolberg schloß, war freilich aus dem jungen Helden von Culloden etwas sehr anderes geworden: ein früh gealterter Herr von 52 Jahren, von wenig einnehmender Erscheinung, mit den unverkennbaren Spuren einer starken Vorliebe für geistige Getränke auf dem Gesicht, gedrückt und mürrisch im Verkehr, dissolut in seinem Lebenswandel, argwöhnisch und brutal gegen jedermann — eine Persönlichkeit von durch und durch unerfreulicher Art. Die Ehe des ungleichen Paares, welches seinen Aufenthalt wechselnd in Rom und Florenz nahm, war bald eine höchst unglückliche. Im Herbst 1777 machte Alfieri in Florenz die Bekanntschaft der Gräfin von Albany. Die Leidenschaft, welche er für die schöne, geistvolle und unglückliche Frau faßte, blieb nicht ohne Erwiderung. Nach einiger Zeit trat eine Krisis ein. Die Gräfin vermochte die Brutalitäten ihres immer tiefer sinkenden, meist betrunkenen, jetzt auch mißtrauischen Gemahls nicht länger zu ertragen; sie verließ sein Haus und flüchtete sich in den Schutz eines Klosters, später nach Rom unter die Obhut ihres Schwagers, des Kardinals von York. In der Folge hat eine formelle Trennung der Ehe, unter Zustimmung des Papstes, stattgefunden. Der unglückliche Stuart starb einige Jahre darauf (1788). Zwischen Alfieri und der Gräfin von Albany aber bildete sich nun eines jener Verhältnisse, wie sie die nachsichtige Sitte des 18. Jahrhunderts leicht ertrug und duldsam anerkannte. Alfieri hat in demselben das volle Glück seines Lebens gefunden, soweit es seiner schweren, melancholischen Natur gegeben war, vollkommen glücklich zu sein. Er fand darin und in dem verständnisvoll teilnehmenden Sinn seiner hochbegabten Freundin vor allem auch die immer neue Begeisterung zum Schaffen und Dichten.

Ganz und ausschließlich will er fortan seinem hohen Berufe angehören. Er that den außerordentlichen Schritt, daß er sein gesamtes liegendes Vermögen in Piemont durch eine offizielle Zession an seine Schwester abtrat und sich nur eine mäßige Leibrente vorbehielt. Er löste mit diesem Schritt seine letzten Beziehungen zu der engeren Heimat; er will keinen König mehr als seinen Lehnsherrn anerkennen, keinem heimischen Zensurzwang mehr unterworfen sein; Italien ist sein Vaterland, und für Italien

und für die edle Frau an seiner Seite ist jedes Wort fortan geschrieben bis zu seinem letzten Atemzug.

In rascher Folge entstehen nun in den nächsten Jahren die wichtigsten seiner dichterischen Produktionen. Neunzehn Tragödien hat Alfieri im Verlauf seines Lebens veröffentlicht; drei sind nach seinem Tode erschienen; von diesen zweiundzwanzig Stücken sind vierzehn in den ersten sechs Jahren entstanden. Er selbst schildert uns genau, wie er arbeitete: es ist alles stürmisch leidenschaftlicher Impuls; Konzeption und Ausführung folgen rasch aufeinander; sobald er begonnen, zu schreiben, hat er keine Ruhe bis zur Vollendung; in sechs Tagen, erzählt er, hat er die meisten seiner Tragödien begonnen und zu Ende geführt.[1] Unter den Sujets bemerken wir zwei, in deren Wahl der Dichter sich mit Schiller begegnet: die Tragödie „Philipp II.", welche den Fall des Don Carlos behandelt; und eine „Maria Stuarda", in welcher allerdings nicht das Ende der unglücklichen Schottenkönigin, sondern die Geschichte ihrer Ehe mit Darnley den Gegenstand bildet. Alfieri selbst hat diese beiden Stücke immer als die wenigst gelungenen bezeichnet. Einige Stoffe sind der italienischen Geschichte entnommen, wie die „Rosmunda", die „Verschwörung der Pazzi". Einmal greift der Dichter in die Bereiche des Alten Testamentes mit der Tragödie „Saul", der einzigen, in welcher sich vielleicht gewisse Shakespearsche Einwirkungen erkennen lassen, und welche Alfieri für eine der vorzüglichsten hielt. Aber das Feld, auf dem seine tragische Muse sich doch am meisten heimisch fühlt, das sind die großen antiken Heldenmären aus Sage und Geschichte: da haben wir eine „Antigone" und eine „Virginia", einen „Agamemnon" und einen „Orest", einen „Agis" und einen „Timoleon", einen „Brutus den Aelteren" und einen „Brutus den Jüngeren"; wir haben in dieser Reihe auch das wunderbar unheimliche und erschütternde Seelengemälde der „Mirra", des unglückseligen Mädchens, welches, von dem Fluche der Aphrodite heimgesucht, den eigenen Vater liebt; jene Tragödie, mit deren Aufführung vor einigen Jahrzehnten die Ristori zum erstenmal auch auf deutschen Bühnen die Gewalt Alfierischer Tragik wirksam zur Anschauung brachte.[2]

[1] Vita, S. 183, wo er sich ausführlich über seine Methode zu arbeiten ausspricht; auf die drei ersten Stadien des ideare, des stendere und des verseggiare folgt dann, wenn die Tragödie „geboren" ist, freilich noch die lange gewissenhafte Arbeit des Feilens und Besserns.

[2] Eine geistvolle Analyse dieses merkwürdigen Stückes gibt Herman Grimm in seinem bei Gelegenheit jener Ristori-Aufführungen entstandenen Aufsatz über „Alfieri und seine Tragödie Mirra" (Fünfzehn Essays. N. F. S. 225 ff.)

Es ist nicht meine Absicht, hier eine Analyse und Beurteilung dieser Dichtungen im einzelnen zu unternehmen. Suchen wir auszudrücken, was in ihnen das Neue und Epochemachende war, so liegt dies offenbar nicht in der Wahl der Stoffe, sondern einerseits in der von Alfieri geschaffenen Kunstform und andererseits in der sie alle durchdringenden, energisch festgehaltenen praktischen Tendenz: der nationalpolitischen Erziehung des italienischen Volkes durch das Organ der tragischen Bühne.

Die gesamte Dichtung Alfieris ist ein leidenschaftlich ausgesprochener Protest gegen die herrschende Verweichlichung der poetischen Formen und des poetischen Gehaltes der italienischen Litteratur im 18. Jahrhundert. Was die fade Gespreiztheit Marinis und seiner Schule noch übrig gelassen hatte von gesunder Kraft und Natürlichkeit, war durch die süßlich antikisierenden Trivialitäten der „Arkadier" in der Zeit ihrer geradezu epidemischen Verbreitung über ganz Italien noch vollends korrumpiert worden. Es fehlte nicht an einzelnen Elementen lebensfrischer Reaktion; aber die Herrschaft der Arkadier und ihrer vielfältigen Ausläufer vermochten sie nicht zu brechen, und der Meister des italienischen Parnasses, der populärste Dichter der Nation war jetzt Pietro Metastasio, in dessen weit, selbst über die Grenzen Italiens hinaus, verbreiteten und bewunderten Schöpfungen die bisherigen litterarischen Aspirationen ihren Höhepunkt, allerdings nicht ohne manche eigentümliche und neue Wendungen, erreichten.

Weichheit der Formen, harmoniöser Klang der Sprache, musikalisch bewegter Rhythmus, Zartheit der Gedanken, sanfte Anmut der meist konventionellen Bilder, auch das Große zierlich und in maßvoll modulierter Bewegung, auch die Leidenschaft elegant und melodisch — das war das Programm, nach welchem Metastasio seine berühmten Melodramen schuf, die damals und noch lange das Entzücken Italiens waren, und in denen der Meister die seit den Zeiten der Renaissance vergeblich gesuchte nationale Form des Dramas gefunden zu haben vermeinte. Die mächtige musikalische Potenz des italienischen Volkes hatte die poetische völlig überwuchert. Der Vers wird zur Cantilene; der poetische Inhalt beugt sich vor den Forderungen musikalischer Harmonie; Melodie und Rhythmus sind die beherrschenden Elemente, welche tönend über dem Ganzen schweben.

Hier nun setzt Alfieri ein mit seiner bewußt und konsequent durchgeführten antimusikalischen Reaktion.

Seine Verse haben nichts von der schmelzenden Weichheit Metastasios. Sie sind streng gebaut, mit sorgfältigem Fleiß,

aber knapp, wortkarg, schmucklos, nur auf den Gedanken gerichtet, nur von diesem beherrscht und erfüllt. Ihr Klang ist für italienische Ohren hart, bisweilen rauh; es ist etwas Metallenes darin. Der nervöse Silvio Pellico pflegte zu sagen, wenn er Alfierische Verse höre, so habe er in den Ohren einen Nebenklang, wie von Trompetenstößen. Aber eben solcher Art war die Wirkung, die der Dichter erstrebte. Schon in dem Klang und Tonfall seiner Worte soll die Energie männlicher, kraftvoller Gedanken sich ankündigen, und seinen Kritikern, die daran Anstoß nahmen, hält er das schneidige Epigramm entgegen:

Was fremd meine Verse
und dunkel euch macht?
Sie sind nicht gesungen,
sie sind gedacht!

Und dieser äußeren Form entspricht Komposition und Inhalt seiner Tragödien. Nicht zierlich ergötzen, nicht weichlich rühren soll die Dichtung, in welcher das grausame Spiel des Schicksals und der Leidenschaften mit Menschenherz und Menschengeschick dargestellt wird. Alfieri stellt das Muster einer Tragödie hin, die mit den einfachsten Mitteln, mit Verbannung jedes ornamentalen Beiwerks, mit dem straffesten Zwang der Gedankenentwickelung das tragische Problem exponiert und seine Lösung herbeiführt; von der ersten Zeile bis zur letzten leidenschaftlich rapider Fortgang, nichts von Digressionen, nichts von entbehrlichen Nebenfiguren, kein Zug, der nicht mit Notwendigkeit zum Ganzen gehört — ein ehernes Gefüge.

Goethe hat diesen „Lakonismus in Anlage sowohl als Ausführung“ als einen Hauptgrund bezeichnet, weshalb es ihm nicht gelungen, sein Weimarisches Publikum für Alfieri zu gewinnen.[1] Die litterarhistorische Betrachtung wird vor allem die Gegensätzlichkeit vor Augen behalten müssen, aus der dieses lakonische Wesen mit Bewußtsein und Absicht entsprang. Und gewiß verlieh jene unerbittliche, streng gefügte Konzentration auf den Gedankeninhalt diesen Alfierischen Tragödien eine Macht der Gedankenwirkung, die als ein völlig neues, erweckendes und aufregendes Element in die erschlaffte schöngeistige Armut der damaligen italienischen Litteratur hineintritt. Alles ist hier vollatmende leidenschaftliche Kraft, alles ist Nerv, bloßgelegter zitternder Nerv, möchte man sagen — seit wie langer Zeit hatte Italien eine solche Sprache nicht gehört! Es ist, als ob zum erstenmal

[1] Goethe, Aufsätze zur Litteratur.

wieder ein Mann in die Kreise der weibisch entarteten italienischen Litteratur einträte, ein Mann, in dessen Adern das Blut Dantes und Machiavells fließt.

In derselben Zeit, in welcher für ihn die Epoche unablässigen dichterischen Schaffens begann, faßte Alfieri auch seine politischen Grundanschauungen zusammen in der merkwürdigen kleinen Schrift „Ueber die Tyrannis“. Auch sie ist wie in plötzlicher Inspiration eines Tages entworfen, dann im Fluge in kürzester Frist geschrieben. Man könnte sie ein politisches Vorwort zu den Tragödien nennen.

Wir haben sie gehabt, sagt er, ein paar Jahrhunderte nun, die Fürstentyrannei, die einst Machiavell gepriesen als das Zwangsmittel zur Einheit und Freiheit. Aber sie hat uns weder die eine gebracht, noch die andere, sondern nur Schmach und Entkräftung. Es ist jetzt Zeit, daran zu denken, wie ihr ein Ende zu machen ist. Maßvoll und besonnen führt er aus, wie Aufstände und Verschwörungen vor der Zeit ein übel gewähltes Mittel seien. Der Einzelne mag, wenn der Druck der Sklaverei ihm unerträglich ist, ein wertloses Leben durch freiwilligen Opfertod enden und durch solche männliche That erhebend auf die Zeitgenossen wirken. Aber die erste Aufgabe für das Ganze ist, daß die Masse des Volkes sich der Tyrannei bewußt werde, der es dient; ist dieses Bewußtsein erweckt, so ist auch der Wille da, die Fesseln zu brechen, und wo dieser Wille besteht bei allen oder auch nur den meisten, da *sind* sie gebrochen.

Dieses Bewußtsein zu wecken in der Nation, das ist nach Alfieris Meinung vor allem die hohe Aufgabe der Poesie. In einer Zeit, wo große Thaten noch unmöglich sind, muß man wenigstens in großen Gedanken leben, und die Tragödie besonders ist das berufene Organ, um die großen Gedanken der Freiheit zu pflegen, um Gesinnung zu wecken durch den Anblick hoher männlicher Charaktere, ungebeugter Kraft im tragischen Unterliegen, freier Seelen, die auch im Tode noch das Schicksal besiegen.

In diesem Sinne sind alle Alfierischen Tragödien (die „Mirra“ etwa ausgenommen) mehr oder weniger Tendenzstücke und wollen es sein. Man kann nicht leugnen, daß ihnen dies eine gewisse starre Monotonie verleiht. Die politischen Gedanken des Dichters, so leidenschaftlich sie empfunden und vorgetragen werden, sind doch ohne eigentliche Tiefe. Eine gründliche Kenntnis der realen Weltverhältnisse, ein vielseitiges, eindringliches Studium menschlicher Charaktere ist ihm nicht eigen. Sein Freiheitsbegriff wie sein Tyrannenhaß sind im Grunde doch nur Abstraktionen, ohne einen rechten konkreten, philosophisch oder historisch vertieften

Inhalt. Es ist schließlich eine ziemlich beschränkte Skala von Empfindungen, von Konflikten und von Lösungen, über welche er mit diesem Material verfügt. Er hat selbst vielleicht ein Gefühl von diesem Mangel gehabt; seine Studien, bekennt er, seien doch noch sehr ungenügend, seine Unwissenheit „gigantisch“ gewesen, als er zu schreiben begonnen: „aber das erste Requisit des tragischen Dichters ist die Leidenschaft, und die lernt man nicht.“[1]

Schon die früheste zeitgenössische Kritik nahm, wie an der Sprödheit seiner Form, so an der harten Monotonie seiner Gedanken Anstoß. Der Dichter Alfieri hat bei seinen Lebzeiten viele Anfechtung und verhältnismäßig wenige unbedingte Verehrer gehabt. Und selbst der Mann und der Charakter war doch der gewohnten Zahmheit der Empfindungen zu fremdartig und zu gewaltig, als daß er mit seinem Einfluß sofort in weiten Kreisen hätte durchdringen können. Ein gewisser kühler Respekt vor der eigenartigen, mannhaften, trotzig-unabhängigen Persönlichkeit ließ zu ihm emporschauen, als zu einer nationalen Größe; aber zu wirklicher Popularität ist er erst allmählich gelangt. Man darf sagen, diese allgemeine Anerkennung ist Alfieri überhaupt zuerst nicht sowohl um seiner poetischen Verdienste willen zu teil geworden, als wegen seiner politischen und nationalen Tendenz. Die schwache Seite des Dichters war die starke Seite des Patrioten und nationalen Propheten.[2]

Und nun trat in die späteren Zeiten seines Lebens die französische Revolution erschütternd und verwirrend herein.

Alfieri lebte in Paris, als sie ausbrach. Mit den lebendigsten Hoffnungen begleitete er ihre ersten Schritte; auf die Zerstörung der Bastille hat er eine begeisterte Ode gedichtet, die er freilich bald als eine „Entehrung seiner Feder“ bereute. Denn das Trugbild täuschte ihn nicht lange. Alfieri gehört zu den anfänglichen Bewunderern der Revolution, welche am frühesten in ihrer Stimmung umschlugen. Schon nach den ersten entscheidenden Schritten der Konstituante, wodurch diese die Summe der Staats-

[1] Vita, S. 175: „al far tragedie il primo sapere richiesto si è il forte sentire; il qual non s'impara.“

[2] Eine der frühesten publizistischen Aeußerungen, worin diese Wirkung von Alfieris Tragödien zu erkennen ist, finde ich in einer politischen Flugschrift vom Jahre 1797: Essai sur la forme de gouvernement, que la Nation italienne doit préférer. Par un des plus zélés républicains Italiens. Au mois de Juin 1797 (o. O. Septembre 1798). Hier findet sich S. 26 die Aeußerung: „Victor Alfiéri, ennemi de toutes les espèces de tyrannie, dont il a été le plus terrible fléau dans ses chef-d'oeuvres tragiques, qu'on jouera et qui seront compris et goûtés en Italie, quand il y naitra des hommes“ etc.

gewalt an sich riß, wendet er sich entrüstet von ihr ab; schon früh spricht er es aus, daß hier eine Tyrannei gebrochen worden sei, um einer anderen schlimmeren Platz zu machen. Alfieri hatte von jeher für die französische Nation geringe Zuneigung gehabt; jetzt erfüllt er sich mit dem leidenschaftlichsten Haß gegen sie. Nationalhaß, erklärt er, ist durchaus nicht eine verwerfliche, sondern eine berechtigte und notwendige Stimmung; für kleinere und schwächere Nationen ist er geradezu unentbehrlich als ein „Schutzmittel der Selbsterhaltung"; alle bewunderten Großthaten der Geschichte will er auf seine Wirkungen zurückführen;[1] die natürlich zu hassenden Feinde Italiens aber sind — ben altramente che i Tedeschi — die Franzosen. Alle Nationen Europas habe er auf seinen Reisen kennen gelernt; aber keine, die Moskowiter höchstens ausgenommen, ertrug den Despotismus mit größerer „disinvoltura", als die französische; jede Spur von Freiheit war diesem Volke untergegangen in freiwilliger Servilität.[2] Was anders als neue Sklaverei kann aus dem Wüten dieser freigelassenen Sklaven, dieser „parfümierten Barbaren" der Nationalversammlung hervorgehen?

Der Verlauf der nächsten Zeiten bestätigte seine Voraussicht. Ein paar Tage vor den Septembermorden des Jahres 1792 verließen Alfieri und die Gräfin Albany Paris, unter den größten Gefahren bereits, aber zu ihrem Heil; wenige Tage später würden sie wahrscheinlich beide dem Blutbade nicht entgangen sein. Jedenfalls wurde ihre Wohnung heimgesucht und geplündert; Alfieri verlor dabei seine wertvolle Bibliothek und den größten Teil der eben gedruckten Auflage seiner Werke.

Als Denkmal seiner Stimmungen und Erfahrungen über die französische Revolution stellte Alfieri die kleine Schrift zusammen, der er den bezeichnenden Titel gab: Il Misogallo, der Franzosenhasser. Es ist eine Sammlung von Prosa-Aufsätzen und Gedichten, welche in den Jahren von 1790 an bis 1798 entstanden; er widmet sie dem Italien, was einst war in den Zeiten der großen Vergangenheit, dem gegenwärtigen zerrissenen und erniedrigten, und dem Italien der Zukunft, welches zweifellos dereinst sich wieder erheben wird, virtuosa, magnanima, libera ed Una!

[1] Alfieri, Il Misogallo (Ausg. von 1806), S. 4 ff.: Parte anzi preziosissima del paterno retaggio, questi odj soltanto hanno operato quei veri prodigj politici, che nelle Storie poi tanto si ammirano.

[2] Ebendas. S. 19: I Francesi erano senza dubbio non solamente schiavi, ma schiavi contenti e degnissimi.

Ein Buch voll leidenschaftlichen Hasses und ingrimmiger Verachtung gegen „den Schwarm aufgeblasener Pygmäen, der sich die große Nation nennt“, und da der Ausdruck solcher Stimmungen der heißblütigen Muse Alfieris ganz besonders nach dem Herzen ist, so gehören manche dieser zornerfüllten Rhapsodien zu dem Wirkungsvollsten, was er geschrieben hat. Schritt für Schritt folgt er den Ereignissen mit seinen erbitterten Versen. Mit höhnischen Epigrammen feiert er die Kunde von den ersten französischen Niederlagen an der belgischen Grenze im Sommer 1792: man kann ohnmächtig und dabei bescheiden sein, oder auch stark und dabei anmaßend —

> ma l'esser fiacchi e impertinenti à un tratto,
> dote rara e novella è vostra affatto.[1]

Die beginnenden Siege der Franzosen steigern nur seinen Haß. Schon früh hat er ein Vorgefühl davon, daß das Ganze in dem monarchischen Ende eines Säbelregimentes seinen Abschluß finden werde. Aber als Bonaparte seinen Siegeslauf in der Lombardei beginnt, sieht er in ihm zunächst nur den lumpigen „Capitan Pitocco“, der nach Italien alles schleppt, was Frankreich von Spitzbuben hat, um das begonnene Raubsystem im großen weiter zu führen. Mit erregten Hoffnungen verfolgt er die Kämpfe um Mantua. Aber nach dem Frieden von Campoformio erkennt er resigniert, daß der Himmel gegen Italien ist und gegen die Sache der Freiheit; die Gegenwart ist verloren, nur die Hoffnung auf eine bessere Zukunft bleibt. Aber diese steht ihm fest; der Tag wird kommen, an welchem das italienische Volk, erweckt und neu belebt, die Waffen erhebt gegen die verhaßten Zwingherren, und dann wird der Geist des Dichters mit seinem Volke sein —

> al forte fianco sproni ardenti dui,
> lor virtù prisca ed i miei carmi, avranno.

Und erst von diesem Zeitalter der Erhebung erwartet Alfieri auch die allgemeine Anerkennung für das, was er dem Vaterlande ge-

[1] Doch frech zugleich und kraftlos sich zu zeigen,
Die edle Gabe ist nur euch zu eigen.

Misogallo, S. 55, vom 1. Juni 1792. Besonders charakteristisch sind dann im folgenden die zahlreichen Sonette vom September und Oktober 1792 auf die Mordscenen in Paris; desgleichen S. 53 das Gedicht auf den Tod Mirabeaus, S. 73 ff. eine fingierte Rede Ludwigs XVI. vor dem Convent, S. 125 ff. ein Gespräch zwischen dem König und Robespierre in der Unterwelt. Interessant sind auch die vielfältigen ergrimmten Auslassungen des Dichters über die Assignatenwirtschaft.

wesen und was er ihm sein wollte: der Prophet eines neuen Italien —

> Gli odo già dirmi: o Vate nostro, in pravi
> Secoli nato, eppur create hai queste
> Sublimi età, che profetando andavi! [1]

Wir dürfen schnell hinwegblicken über die letzten Lebensjahre des Dichters, die er seit seiner Flucht aus Paris an der Seite der Gräfin von Albany meist in Florenz verlebte. Alfieri hat sich niemals den trügerischen Hoffnungen hingegeben, die mancher wohlgesinnte Patriot damals auf die italienischen Sympathien Bonapartes setzte. Der Verfasser des Misogallo hat für seine Person mit den Franzosen keinen Frieden geschlossen. In der Zeit, wo französische Truppen Florenz besetzten, verließ er die Stadt und verbarg sich auf einem einsamen Landgut; dem General Miollis, der den Wunsch aussprach, den berühmten Dichter persönlich kennen zu lernen, erteilte er eine kühl ablehnende Antwort. Ernste Studien, neben manchen Spätlingen der Muse, beschäftigten seine Tage. Noch in diesen Jahren erlernte er die griechische Sprache, um Homer und die Tragiker im Original lesen zu können. Im Mai 1803 schloß er seine Selbstbiographie ab; einige Monate später, am 8. Oktober, ist er in Florenz gestorben.

Alfieri hat die letzte der von ihm veröffentlichten Tragödien, den „Brutus“, gewidmet „dem italienischen Volke der Zukunft“. Die kommenden Geschlechter haben die Widmung angenommen. Das italienische Risorgimento unseres Zeitalters ist ohne Alfieri nicht zu denken. „Eines von den Verdiensten dieses hohen Geistes“ — sagt Massimo d'Azeglio in seinen Lebenserinnerungen — „war, daß er Italien Metastasianisch vorfand und Alfierisch hinterließ; aber sein erstes und höchstes Verdienst war, daß er Italien gleichsam entdeckt und die Idee der italienischen Nationalität ins Leben gerufen hat.“ [2]

Von hier ab hat die geschichtliche Entwickelung allerdings einen anderen Weg genommen, als der Dichter vermeinte. Der Stein, den er verwarf, die piemontesische Monarchie, ist zum Eck-

[1] Misogallo, S. 167. Eine hübsche Uebersetzung des ganzen Sonettes gibt Reumont, Geschichte Toscanas II. S. 636. Dort lauten die letzten Verse:

> „Schon tönt sein Ruf: Mein Sänger, mir geboren
> In schnöder Zeit, die Zeit, die du verkündet,
> Dein ehern Lied hat sie heraufbeschworen.“

[2] Azeglio, I miei ricordi I. S. 88. Weiterhin S. 258 ff. charakterisiert dann Azeglio sehr treffend den nachteiligen Einfluß, den Alfieri andererseits auf die Entwickelung des politischen Denkens in Italien ausgeübt hat.

stein geworden. Dagegen hat die Einseitigkeit und Inhaltsarmut seiner politischen Begriffe um so schädlicher auf manche Kreise der folgenden Generationen gewirkt, je unwiderstehlicher das leidenschaftliche Pathos seines Vortrags die Gemüter hinriß und über die praktische Wertlosigkeit solcher Ergüsse täuschte. Wie viele seiner schneidigen, epigrammatisch zugespitzten Verse über Freiheit und Tyrannei, über Sklaventum und Opfertod sind zu geflügelten Worten im Munde des italienischen Volkes geworden und zu wirksamen Waffen im Arsenal des abstrakten, deklamierenden Radikalismus, der dem Geiste dieser Nation so nahe liegt und ihre Geschicke so schwer geschädigt hat. Von dem Politiker Alfieri geht der direkte Weg nicht zu Cavour, sondern zu Mazzini.

Aber vergessen wir nicht, welcher Epoche der Schriftsteller und seine Schöpfungen angehören. Mit dem Beginn der neunziger Jahre lagen die dichterischen Hauptwerke Alfieris, seine Tragödien, bereits abgeschlossen vor; alles Spätere ist nur Nachklang von ihnen; seine dichterische Kraft im großen Stil ist mit ihnen erschöpft. Durch diese Werke vornehmlich, Zeitgenossen unserer Sturm- und Drangperiode, hat er seine Wirkung geübt, ganz ein Sohn des 18. Jahrhunderts. Mächtiger aber, als die einzelnen verwirrenden und mißleitenden Impulse, die von ihm ausgingen, ist doch der erhebende und befreiende Eindruck des Ganzen seiner geistigen Persönlichkeit gewesen, und das Monument in Santa Croce, welches die trauernde Gräfin Albany dem Freunde durch Canova errichten ließ, wurde ein Wallfahrtsort, zu dem in den folgenden Zeiten der Unterdrückung Generationen gepilgert sind, schwermütig, aber mit den unauslöschlichen Hoffnungen im Herzen, für welche Alfieri zuerst den Mut und das Wort gefunden hatte.

---

# Der Zug nach Versailles in den Oktobertagen 1789.

Von

Richard Köhler.

## II. (Schluß.)

Bei der Bekanntmachung dieser Antwort in der Nationalversammlung erhob sich Mirabeau und sagte, er beantrage, daß man den großen Tag, welcher die Eintracht herstellen und deren Wohlthat bis an die Grenzen des Königreiches verbreiten müsse, durch die Annahme des Projektes auszeichne, welches sich mit der Leistung eines patriotischen Beitrages von einem Viertel des Einkommens beschäftigt hatte, und daß man in einer Adresse an die Bevölkerung der Provinzen dieser verkünde, daß das Staatsschiff sich rascher (vorwärts) stürzen würde als jemals.[1]

Gegen 1 Uhr mittags erfolgte die Abreise des Königs. Der lange Zug, der voranging und nachfolgte, stellte sich als ein Mittelding zwischen Triumphzug und Hexensabbat dar. Ungefähr in der Mitte fuhren die königliche Familie und 100 Abgeordnete in Wagen. Ihnen folgte die Artillerie; Pariser Megären saßen rittlings auf Kanonenläufen; es folgte ein Zug mit Mehl; die Umgebung bildeten königliche Gardisten, welche Nationalgardisten hinter sich auf den Pferden hatten; dann kam das Gros der Pariser Nationalgarde zu Fuß mit auf die Bajonette gespießten Broten; es folgten Pikenmänner und Frauen, letztere zu Fuß, zu Pferde, in Fiakern, auf Karren. Unter den Vordersten des langen Zuges wurden die Köpfe der zwei erwähnten Leibgardisten auf Piken ge-

[1] Die Fassung des Ausdruckes Mirabeaus, wie sie Rivarol gibt, der die Gelegenheit benutzt, Mirabeau einen Hieb wegen seines Stils zu versetzen, dürfte wohl die richtige sein.

tragen; in Sèvres zwang man einen Perückenmacher, die Köpfe zu pudern und zu frisieren,[1] und ließ sie sich dann zum Gruße verneigen. Man scherzte, aß und trank unterwegs und nötigte die königlichen Leibgardisten, mit anzustoßen. Diese waren meistens zu Fuß und zum Teil in bemitleidenswertem Aufzuge. Freudenschüsse knallten, und Männer und Weiber sangen und tanzten im Kote. So ungefähr war der ungeheuerliche Zug beschaffen. Die Nationalgarde zählte gegen 15 000 Mann; die Volksmasse aus Paris wird auf mehr als 12000 Seelen,[2] auch weit darunter angegeben. Wer konnte ihre Zahl und die Ordnung oder vielmehr Unordnung des Zuges genau kontrollieren? So zog die königliche Familie ihrem dunklen Verhängnisse entgegen.

Gegen 7 Uhr abends langte endlich der König in Paris an. Die Stadt war zu Ehren des Königs oder vielmehr zu Ehren des Triumphes des Volkes festlich illuminiert. Ehe der gequälte Monarch mit seiner Familie Ruhe in den Tuilerien fand, hatte er noch zweimal die Beredsamkeit des Maires Bailly auszuhalten, wobei dieser die Taktlosigkeit beging, den Tag mit unbeabsichtigter Ironie einen schönen Tag zu nennen.

Was ergibt sich aber nach einem Ueberblicke über alle Ereignisse des 5. und 6. Oktobers als Antwort auf die Frage: Wer war der direkte Anstifter, oder wer waren die direkten Anstifter der Massenerhebungen von Garde und Volk in Paris und der Züge beider nach Versailles? Zunächst kann von einer einheitlichen Oberleitung bei den verschiedenartigen Interessen, welche die Köpfe sowohl der großen Massen als der einflußreichsten Individuen beherrschten, nicht die Rede sein. Bei dem Proletariate von Paris lag der Gedanke zu nahe, daß die Anwesenheit des „Bäckers" und der „Bäckerin" in Paris zu einer materiellen Hilfsquelle werden müsse, als daß er ihm erst eingeflüstert zu werden brauchte. Kaum minder nahe lag der unruhigen Menge der Gedanke, daß bei der Weigerung des Königs, Konstitution und Menschenrechte anzunehmen, in Paris eine ganz andere Pression auf ihn ausgeübt werden könne als in Versailles. Auch die Befürchtung der Flucht des Königs nach einer Grenzstadt ließ dessen rasche Uebersiedelung nach Paris wünschenswert erscheinen. An den Gedanken der Ueber-

[1] Duval, Souvenirs de la Terreur, I., S. 78. „Douteux presque partout ailleurs, ici témoin oculaire; il dînait en face du perruquier près de la grille de St. Cloud" (Taine). Hieraus läßt sich zugleich entnehmen, daß die Köpfe nicht angesichts des Königs getragen wurden, wie teilweise behauptet worden ist.

[2] Natürlich waren viele noch nach dem Abgange des Hauptzuges nachgefolgt.

siedelung des Königs konnte sich leicht der der Uebersiedelung der Nationalversammlung knüpfen. Ließ sich doch leicht genug hoffen, daß sich der bisherige schleppende Gang der Verhandlungen derselben in Paris beschleunigen lassen würde. Es bedurfte nur der aufreizenden Nachricht von einer Gegenrevolution in Versailles, von einer Verhöhnung der Nation in ihrer Kokarde, um lange besprochene Gedanken öffentlich zum lautesten Ausdruck zu bringen, um lange gehegte Wünsche zu rascher That zu machen. Und man darf wohl annehmen, daß lange, ehe der Ruf: A Versailles! erschollen, von vielen der Gedanke: A Versailles! gedacht worden ist.

Dazu kam, daß ein Teil der schlechtesten Elemente der hauptstädtischen Bevölkerung durch einen Zug nach Versailles persönliche Vorteile zu erreichen hoffte, falls der Herzog von Orleans seine frevelhaften Zwecke erreichte. Daß dieser allerdings die Hand mit im Spiele hatte, dürfte kaum mehr zu bezweifeln sein, auch wenn nicht die Rufe: „Den Herzog von Orleans wollen wir zum Könige!" „Es lebe der König von Orleans!" erschollen wären,[1] auch wenn nicht reiche Geldspenden an flandrische Truppen verteilt worden wären,[2] und auch wenn man annehmen wollte, daß es ihm gelungen sei, sein Alibi am 5. Oktober nachzuweisen.[3]

[1] Nach den Verhandlungen vor dem Tribunale des Châtelet.

[2] Taine führt (I., S. 129) die Nummern von sechs hierfür gemachten Zeugendepositionen auf.

[3] Zum Nachweise seines Alibi in der Schreckensnacht führt er in einem aus Newmarket am 22. April 1790 geschriebenen Briefe an (Correspondance de Louis Philippe d'Orléans, publiée par R. [oussel]), daß er am 6. Oktober erst um 7½ Uhr morgens von Paris nach Versailles abgereist sei. In einer von ihm in London verfaßten schriftlichen Apologie gibt er die Zeit gegen 8 Uhr morgens desselben Tages an (Ferrières I., S. 468). Nun wäre es ja nicht undenkbar, daß vielleicht mehrere Personen, durch eine besondere Aehnlichkeit getäuscht, in einer anderen Person den Herzog von Orleans in Versailles zu erkennen geglaubt hätten. Malouet jedoch — von anderen Zeugen, die gegen den Herzog deponiert haben, ganz abgesehen — hat ihn bereits morgens um 7½ Uhr in der Galerie des Versailler Schlosses gesehen und ist von ihm gefragt worden, ob die Sitzung der Nationalversammlung schon begonnen habe (I., S. 346). An eine Verwechselung der Person ist hiernach gar nicht zu denken, und das Zeugnis eines Mannes von der Ehrenhaftigkeit Malouets bildet einen geradezu niederschmetternden Beweis gegen die Richtigkeit der von dem Herzoge gemachten Zeitangaben. Allerdings bemerkt Malouet mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit, daß die von ihm gegen den Herzog von Orleans deponierte Zeugenaussage nicht beweise, daß dieser, wie man behauptet habe, die Nacht in Versailles zugebracht habe; er fügt jedoch hinzu, daß, wenn der Herzog in Paris war, wie seine Anhänger behaupteten, er zu sehr früher Stunde von dort abgereist sein müsse. In die Gewissenhaftigkeit der Aussagen der Freunde eines Herzogs von Orleans, auf deren Zeugnis sich dieser beruft, dürfte aber schwerlich Vertrauen zu setzen

Schon das Billet, welches er am 6. Oktober 1789 von Passy oder Versailles aus an eines seiner Geschöpfe schrieb,[1] wirft ein Streiflicht auf seine Pläne, das hell genug ist, das Verbrecherische in ihnen erkennen zu lassen. Ging, wie sich hieraus ergibt, sein Lieblingswunsch dahin, den König aus der Welt geschafft zu sehen, so hegte er in zweiter Linie wohl mindestens die Hoffnung, denselben zur Flucht nach einer Grenzstadt zu veranlassen und sich dadurch entweder die Krone oder doch wenigstens die Regentschaft oder die Generalstatthalterschaft zu verschaffen.

Eine andere Frage ist die, in welchem Zusammenhange die Bewegung der Pariser Nationalgarde zu der des Volkes stand, und inwieweit Lafayette in jene Bewegung verwickelt war.

Man wird Sybel wohl darin zustimmen, daß die Forderung des Bürgerheeres, von Lafayette nach Versailles geführt zu werden, den Wünschen des Herzogs von Orleans zuwiderlief. Sieht man aber von den persönlichen Interessen des Herzogs ab, so lassen sich die Bewegungen von Volk und Nationalmiliz keineswegs ganz trennen; vielmehr zeigen sie wichtige Gemeinschaft in ihrer Basis. „Das Volk ist ohne Brot! Die Schändung der Nationalkokarde verlangt strenge Sühnung!“ Das sind Kardinalpunkte, auf welche der Sprecher der Weiber ebenso entschieden hinweist als derjenige der Pariser Nationalgarde, und dieser Hinweis beider zeigt, wie sehr sich im ganzen die Nationalgarde mit dem Volke, aus welchem sie hervorgegangen war, identisch fühlte und mit diesem fraternisierte. Zudem war es natürlich auch nur der kleinere und schlechteste Teil des Volkes, soweit er namentlich durch den Herzog von Orleans besoldet wurde, der den Tod des Königs und der Königin wünschen konnte. Für die Mehrzahl lag gewiß der Wunsch näher, den „Bäcker“ und die „Bäckerin“ lebendig in Paris zu haben, als beide tot zu wissen. Sybel sagt mit Recht, daß in der Bewegung der Pariser Nationalgarde keine orleanistische Ader lag, aber Volks- und Militärbewegung hatten trotzdem ihre starke gemeinsame Ader. Allerdings war die zuchtlose Masse der

sein, und bei der Unrichtigkeit seiner Behauptungen über die Zeit seiner Abreise kann man seiner Versicherung, daß er in der Nacht nicht in Versailles gewesen sei, schwerlich Glauben schenken. Uebrigens ist die Frage, ob er damals in Versailles war oder nicht, seit Réal das im nachfolgenden erwähnte Billet mitgeteilt hat, von keinem Belang mehr. Man wird schwerlich mehr daran zweifeln können, daß der Herzog lebhaften Einfluß auf einen Teil der Hefe der Pariser Bevölkerung geübt hat.

[1] „Laufen Sie schnell, mein Lieber, zum Bankier ...; er soll die Summe nicht herausgeben ...; das Geld ist nicht verdient; der Tropf lebt noch!“ (Ducoin, S. 72.)

Zivilbevölkerung eher zu gewaltsamen Exzessen geneigt; aber gemeinsamer Explosionsstoff lag so gut im Bürgerheere wie auch im Volke.

Darum dürfte wohl kaum die Annahme nahe liegen, daß Lafayette die Militärbewegung veranlaßt habe. Diese Veranlassung wäre doch ein zu gewagtes Spiel gewesen, als daß wir es Lafayette so leicht zutrauen dürften. Sybel meint, daß für Lafayettes direkte Einwirkung eine Stelle in Neckers Revolution[1] spreche. Dort sagt Necker allerdings, daß eine der zwei vorherrschenden Parteien in Paris, in welcher Lafayette hervorragte, direkten und dauernden Einfluß auf den Monarchen gewünscht habe, daß aber der Aufenthalt des Königs in Versailles diesem Bestreben entgegengestanden habe. Dagegen erklärt er jedoch kurz vorher,[2] daß der inmitten des Geschreies einer gärenden Bevölkerung erteilte Befehl des Kommunalrates an Lafayette, das Kommando über die tumultuierenden Kohorten zu übernehmen, keinen Charakter der Freiheit an sich getragen habe, daß es aber dennoch ein Akt der Weisheit gewesen sei, an die Spitze einer Bewegung, die man nicht habe hemmen können, den General der bewaffneten Macht zu stellen, der damals im Zenith seiner Popularität gestanden habe. Hieraus dürfte doch zu entnehmen sein, daß Necker die Militärbewegung nicht für eine künstlich gemachte hielt. Wenn ferner Vauvillers, worauf Sybel stärkeres Gewicht legt, schon gegen 10 Uhr in Versailles meldete, daß sich die Pariser Nationalgarde gegen Versailles in Bewegung setze, um den König nach Paris zu holen, so folgt daraus nicht, daß er dies auf Mitteilungen Lafayettes hin gethan habe. Nennt doch Sybel selbst die Botschaft eine (wohl besonders bezüglich der unbesoldeten Garde) lügenhafte Botschaft; warum sollte Vauvillers nicht überhaupt bezüglich der Nationalgarde gefabelt oder seine Vermutungen aus anderen Gründen als aus Mitteilungen Lafayettes kombiniert haben? Darf man doch wohl annehmen, daß die Ahnung von dem Zuge und das Gerücht davon in Paris, so zu sagen, in der Luft lagen.

Daß allerdings die Ueberführung des Königs nach Paris für Lafayette nicht unerwünscht war, dürfte sich schwerlich bestreiten lassen. Wurde ihm dadurch Gelegenheit geboten, mit der Rolle eines Bürgergenerals die eines praefectus praetorio zu ver-

[1] T. II., S. 70.
[2] T. II., S. 67—68.

binden, so mußte das seinen Einfluß bedeutend erhöhen. Aber man darf wohl annehmen, daß er sich scheute, einen gefährlichen Sturm gewaltsam heraufzubeschwören, und Rivarol, der von seinem Parteistandpunkte aus doch keineswegs Veranlassung hatte, Lafayette von dem Verdachte der Absichtlichkeit zu reinigen, hat wohl das Richtige getroffen, wenn er sagt: „Gewiß hegte Lafayette den Wunsch, daß der König nach Paris geführt werde; aber er fürchtete eine durch so viele wütende Tiere unternommene Expedition.“[1] Schwerlich aber dürfte man in den Vorwurf einstimmen, welchen Rivarol dem General darin macht, daß er die Kommune nicht über die Mittel, um das Volk auseinander zu treiben, habe beraten lassen. Nach den vorliegenden Schilderungen war die Gärung unter der Nationalgarde eine derartige, daß auf ein günstiges Resultat einer solchen Beratung nicht zu rechnen war. Rivarol bezeichnet ferner den Fall, daß das Heer dem Befehle, das Volk auseinander zu treiben, nicht gehorcht hätte, als eine schöne Gelegenheit für Lafayette, dem Kommando über die undisziplinierte Miliz zu entsagen. Würde aber diese Entsagung dem allgemeinen Interesse genutzt haben, und würde es besser gewesen sein, wenn die Garde einen Grenadier aus ihrer Mitte an ihre Spitze gestellt hätte?

Mit Recht dürfte man dagegen bezweifeln, daß Lafayette bei den Revolten um das Stadthaus rechtzeitig zur Stelle gewesen sei, um sie in ihrem Entstehen zu unterdrücken. Er selbst sagt freilich, daß er sich „in den ersten Augenblicken“ dahin begeben habe, daß er von 9 Uhr morgens an die Gärung zu beseitigen gesucht habe. Aber die Berichte anderer sprechen meistens gegen diese Zeitangaben und kein einziger dafür. Daß man ihn mit dem Tode am Laternenpfahle und durch Erschießen bedrohte, wofür auch andere Quellen sprechen, wird man ihm gerne glauben; aber man wird schwerlich seine Angabe, daß es der Macht seiner Worte gelungen sei, die Gärung von Volk und Heer acht Stunden hindurch zurückzuhalten, buchstäblich nehmen.

Wurden die Truppen bis gegen 5 Uhr abends vom Abmarsche zurückgehalten, so war dies wohl zum guten Teile dem Umstande zuzuschreiben, daß sich Lafayette lange Zeit hinter Kommune und Rathaus verschanzte.

Zu großem Vorwurfe hat man es Lafayette gemacht, daß er sich in der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober auf einige Zeit zur Ruhe begab. Auch Sybel meint: „Ueberblickt man den ganzen

[1] S. 264.

Verlauf des Ereignisses, so wird man nicht glauben, daß Lafayette die nahe an Königsmord streifende Banditenthat des 6. vorausgesehen oder veranlaßt habe. Schwerlich aber ist er von dem Verdachte zu reinigen, daß er nicht auch in diesem letzten Augenblicke, über die Weigerung des Königs erbittert, einen kleinen Schrecken für unschädlich erachtet und sich deshalb ohne Rücksicht auf den beginnenden Tumult zur Ruhe begeben habe." Hätte aber Lafayette diese Absicht gehabt, so würde sie nahezu ans Verbrecherische gestreift haben. Er kannte die Gefährlichkeit der Wutausbrüche des Pariser Pöbels und mußte sich sagen, daß aus einem leichten Schrecken furchtbarer Todesernst werden konnte. Bei Lafayettes Charakter dürfen wir nicht wohl voraussetzen, daß er den König, der ihm noch während des Marsches nach Versailles hatte sagen lassen, daß er seine Ankunft mit Vergnügen sehe und daß er soeben die (von Lafayette so sehr gewünschten) Menschenrechte angenommen habe, und der sich, erst kurz bevor Lafayette zur Ruhe ging, hilflos und arglos dessen ritterlichem Schutze anvertraut hatte, geflissentlich dem Schrecken eines Tumultes preisgeben wollte. Der übermüdete Lafayette wiegte sich vielmehr in dem trügerischen Vertrauen, daß sich die Menge während des Restes der Nacht ruhig verhalten werde. Dafür sprechen die bestimmten beruhigenden Versicherungen, welche er sowohl der königlichen Familie als der Nationalversammlung gibt, indem er diese wie jene einladet, sich der Nachtruhe nicht zu entziehen. Diese Versicherungen hätte er schwerlich gegeben, wenn er geahnt hätte, daß sie bald darauf so entschieden Lügen gestraft werden sollten. Freilich hatte ihm am Tage zuvor weder die Haltung des Pöbels noch die seiner Truppen, denen er selbst am vorhergehenden Abende noch nicht traute,[1] wenig Veranlassung zu solcher Unbesorgtheit geben können. Trotzdem äußerte er später: „Ich war ohne Mißtrauen. Das Volk hatte mir versprochen, ruhig zu bleiben."[2] Darum würde die Bezeichnung „Général Morphée" richtigere Anwendung auf ihn finden als das härtere Wort: „Il a dormi contre son roi." Es kommt aber in Betracht, daß bei dem langen Wachen Lafayettes, besonders nach den aufregenden und erschöpfenden Szenen des 5. Oktobers die menschliche Natur ihr Recht stark forderte und er daher eine mildere Beurteilung verdient.[3] Der Fehler, den Lafayette beging, ist vielmehr darin

[1] Nach der Note bei Mallet du Pan, I., S. 182.

[2] Note 1 bei Taine I., S. 136.

[3] Malouet I., S. 345. Nach Lafayettes eigener Angabe (II., S. 348) hatte er mehr als 20 Stunden des Schlafes entbehrt. — Malouets Enkel bemerkt von

zu suchen, daß er die Ruhe in seinem Hotel suchte, während, wie Lally-Tollendal[1] bemerkt, das Vorzimmer des Königs der Ort dafür gewesen wäre. Zu dieser Einsicht ist auch Lafayette später selbst gelangt. Necker erwähnt,[2] daß ihn Lafayettes intimste Freunde oft versichert hätten, daß sich dieser nicht darüber habe trösten können, nicht selbst im Inneren des Schlosses gewacht zu haben, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die Reue Lafayettes über die Unterlassung dieser Vorsichtsmaßregel eine aufrichtige war.

Von noch höherem Interesse ist die Frage, in welcher Beziehung die hervorragendste geistige Kapazität aus den ersten Jahren der Revolutionszeit zu den revolutionären Bewegungen jener Oktobertage stand. „Hier haben wir also das ganze Geheimnis der Mordthaten des 6. Oktobers entschleiert,“ sagt Ducoin mit Bezug auf die vorher angeführten Worte: L'argent n'est point gagné; le marmot vit encore.“ Dies wäre der Fall, wenn das Billet Ludwig Philipps ein ebenso klares Licht auf die Pläne Mirabeaus würfe als auf die des Herzogs, was Ducoin anzunehmen scheint. Allerdings tragen die von Mirabeau früher an Mounier gerichteten Worte: „Sancta simplicitas!“ („Bonhomme que vous êtes.“) „Ich hänge ja auch am Königtume; aber was liegt daran, ob wir Ludwig XVII. statt Ludwigs XVI. haben, und was brauchen wir eine Puppe, um uns zu regieren?“ ganz den Stempel der Sprache Mirabeaus. Auch folgende Aeußerung, die Mirabeau gegenüber Mounier, Bergasse und Duport that: mag man gerne als authentisch anerkennen: „Ich habe gestern abend den Herrn Herzog von Orleans getroffen, zu dem ich sagte: ‚Gnädiger Herr, Sie können nicht leugnen, daß wir bald Ludwig XVII. haben können, und wenn das nicht wäre, so würden Sie wenigstens Generalstatthalter des Königreichs werden.‘ Der Herzog von Orleans, meine Herren, hat mir sehr liebenswürdige Dinge zur Antwort gegeben.“ Man wird sich aber hüten müssen, auf einzelne Aeußerungen Mirabeaus, die manchmal sehr widersprechender Art sind, zu großes Gewicht zu legen. Man wird vielmehr den Grafen im einzelnen nach seinem Gesamtcharakter zu beurteilen haben.

Mirabeau war kein gemeiner Charakter, wie seine Gegner

La Marck: „Sein Zeugnis stimmt mit dem Malouets überein, mit der nämlichen Reserve in den Ausdrücken.“ La Marcks Reserve im Ausdrucke ist nicht dieselbe: I., S. 119 deutet er an, daß sich Lafayette nicht durch Schlafsucht hätte übermannen lassen sollen. Uebereinstimmender mit Malouet äußert sich Necker (II., S. 78).

[1] Weber, Mémoires I., S. 442.

[2] T. II., S. 78–79.

gerne annahmen; aber man wird auch, ganz abgesehen von den Exzessen seiner Jugend, keineswegs eine Persönlichkeit von skrupulöser Gewissenhaftigkeit in ihm finden können. Er war vor allem ein scharfblickender Realpolitiker, und nur ein solcher war geeignet, tiefgreifenden und dauernden Einfluß in der Revolutionszeit zu gewinnen. Mirabeau war Patriot, er wollte als solcher das Wohl der Gesamtheit; aber man wird schwerlich sagen können, daß er dabei in den Mitteln immer wählerisch gewesen sei. Namentlich war er auch darin Realpolitiker, daß er besonders dann eifrig bestrebt war, das allgemeine Beste zu fördern, wenn es sich mit seinem persönlichen Interesse vereinigen ließ. Er war sich seiner geistigen Bedeutung wohl bewußt, und die Befriedigung seines Ehrgeizes war ihm darum ein lebhaftes Bedürfnis. Mirabeau war nicht habsüchtig, aber er brauchte fortwährend Geld, und deshalb spielte der Finanzpunkt eine keineswegs untergeordnete Rolle in seinen Bestrebungen. Namentlich ist auch der Umstand nicht zu unterschätzen, daß Mirabeau Aristokrat war, wenn er sich auch noch mehr als Aristokrat des Geistes denn als Aristokrat des Blutes fühlte. Hatte er sich doch hauptsächlich, weil er sich, von der Aristokratie verschmäht, pikiert fühlte, der Volkspartei in die Arme geworfen. Allerdings war er bei seiner Einsicht und seinem Interesse für das Gesamtwohl von vornherein der Ansicht, daß die Lage des dritten Standes entschieden gefördert werden müsse; allerdings schmeichelte es seinem Ehrgeize, daß seine Stellung als Volkstribun ihm die allgemeine Bewunderung seines Geistes verschaffte; allerdings verschmähte er es nicht, mit dem Pöbel zu kokettieren,[1] aber innerlich blieb doch seine Gesinnung die des Dichters des Odi profanum vulgus et arceo. Wie wenig ihm die Rolle eines Volkstribunen auf die Dauer genügte und wie groß sein Respekt vor seinen Mandatgebern war, bezeichnen am besten seine eigenen Worte, wenn er sich, seinen Sarkasmus, der kaum jemand verschonte, gegen sich selbst richtend, einen der Kanaille, die ihn gewählt habe, würdigen Repräsentanten nennt.

Nach alledem läßt sich nicht annehmen, daß er jemals ernste und feste Pläne auf den Herzog von Orleans gebaut habe. Mirabeau kannte diesen Heros, und wenn er ihn später einen jeanfesse nennt und erklärt, er möge ihn nicht zu seinem Lakaien, geschweige denn zu seinem Könige haben, so darf man darin seine echte Herzensmeinung erblicken. Zwar kannte er ihn anfangs noch

[1] Darum erregte wohl auch das Verhältnis des Pariser Pöbels zu Mirabeau am 6. Oktober den Widerwillen Malouets gegen Mirabeau (Malouet I., S. 346).

nicht so gründlich wie nach dem 6. Oktober; aber der allgemeine Ruf des Herzogs war, besonders ehe sich dieser durch seine vorübergehende, aus unedlen Motiven entsprungene Freigebigkeit eine flüchtige Popularität erwarb, ein derartiger, daß ein Mann von Mirabeaus Scharfblick entschieden zweifeln mußte, ob derselbe auch nur die Rolle eines Strohmannes leidlich spielen werde. Solange aber Mirabeau noch keine Fühlung mit dem Hofe hatte, konnte er den Herzog immerhin wenigstens als Popanz gebrauchen und im Hintergrunde zeigen, um die Minister und seine sonstigen Gegner durch einen Kronprätendenten zu schrecken und dadurch seine eigene politische Bedeutung zu erhöhen. Weit näher aber lag für Mirabeau der Gedanke, sich durch seinen Rat und seinen Einfluß der Regierung unentbehrlich zu machen. Darauf weisen auch die eingehenden Mitteilungen Malouets und besonders La Marcks über Mirabeau entschieden hin. Darum läßt sich auch nicht denken, daß Mirabeau bezüglich der Attentate vom 5. und 6. Oktober mit dem Palais-Royal konspiriert habe. Kann man einmal Mirabeau die Teilnahme an einem so verbrecherischen Komplotte nicht zutrauen, so hätte sich auch diese Teilnahme mit seiner berechnenden Realpolitik nicht vertragen, da sein Interesse und das Ludwig Philipps entschieden auseinander gingen. Wäre es dem Herzoge gelungen, den König nach einer Grenzstadt wegzuschrecken, so wäre für Mirabeau die von ihm so heiß ersehnte Verbindung mit dem Hofe abgeschnitten gewesen. Wäre die Ermordung des Königspaares gelungen, so hätte er sich, um seine politische Rolle weiter zu spielen, ganz auf die mit dem Herzoge liierte Hefe des Volkes stützen müssen. Das aber wäre gewiß nicht in dem Sinne des Mannes gewesen, dem eine Verbindung mit dem schwachen aber gutmütigen Könige, dem er Dank schuldete und dem er seinen starken Arm zu leihen gerne bereit war, entschieden mehr galt als die mit dem durchaus verächtlichen Herzoge, und der den großen Haufen, soweit wenigstens dessen Wünsche über das allgemeine Interesse hinausgingen, von sich abzuschütteln wünschte, um seine Thätigkeit dem Wohle aller Stände, dem Heile der Nation im wahren Sinne, nicht aber der Nation im Sinne des Pöbels zu widmen. Dafür spricht sein Bestreben für die Erhaltung des absoluten Veto, wenn er auch Bedenken trug, dieselbe auf der Tribüne zu verteidigen, seine Abwesenheit in der Sitzung vom 4. August sowie seine Abneigung gegen die Erklärung der Menschenrechte. Dafür spricht auch die gemäßigte Haltung, die er im Gegensatze zu der Majorität der Nationalversammlung in der Sitzung vom 5. Oktober gegenüber der Antwort des Königs zeigt, einerlei ob

man mit Ferrières[1] annimmt, daß er um das Anrücken der Pariser Menge bereits gewußt habe, oder ob man La Marck glauben will,[2] daß Mirabeau erst um 6 Uhr abends, nachdem doch die Pariser bereits längst angekommen waren, Kunde davon erhalten habe. Bei seinem Widerwillen gegen die Erklärung der Menschenrechte braucht man in keinem Falle anzunehmen, daß er gegen seine Ueberzeugung gesprochen habe.

Aber wie verhält sich Mirabeau sonst dem bedrängten Königshause gegenüber? Sucht er das Gewicht seines Einflusses einzusetzen, um die Nationalversammlung zu veranlassen, soweit als möglich, den Schutz des Königs zu versuchen? Statt dessen erklärt er sich bereit, die Königin anzuklagen, ermutigt, wenn Ferrières recht berichtet ist, die Pariser Patrioten und erklärt es für unter der Würde der Nationalversammlung, im Schlosse mit dem Könige zu beraten, während es doch die erlauchte Versammlung nicht unter ihrer Würde gefunden hatte, mit Fischweibern und Pikenmännern zusammen zu tagen. Wie verträgt sich das mit Mirabeaus Worten: „Sehen Sie doch zu, daß man im Schlosse wisse, daß ich mehr für sie bin als gegen sie!"? Der Realpolitiker Mirabeau würde wohl gerne zum Schutze des ihm nicht unsympathischen Königs eingeschritten sein, wenn man, ohne daß der Einfluß der Minister ins Spiel gekommen wäre, mit dem Könige selbst hätte verhandeln können. Seit jedoch ein Versuch Malouets, eine Annäherung zwischen Mirabeau und Necker herbeizuführen, zu einem ebenso verunglückten als drolligen Resultate geführt hatte,[3] und nachdem sich die Versuche La Marcks, der sich einen weit größeren Einfluß bei der Königin zutraute als er in Wirklichkeit besaß,[4] als vergeblich erwiesen hatten, die Königin für Mirabeau zu gewinnen, war dieser ganz ohne Fühlung mit der Regierung. Wäre es ihm möglich gewesen und gelungen, den König aus seiner mißlichen Lage zu ziehen, so hätte er dadurch auch den ihm so unsympathischen Ministern aus einer großen Verlegenheit geholfen; das aber wäre sehr gegen seinen Wunsch gewesen. Der Zeitpunkt war noch nicht gekommen, von welchem Mirabeau gesagt hatte: „An dem Tage, an welchem die Minister einwilligen, mit mir zu beraten, wird man mich der königlichen Sache und dem Heile der Monarchie gewidmet finden." Vorläufig war er vielmehr darum

[1] I., S. 297. Mallet du Pan I., S. 181.
[2] Bacourt I., S. 115.
[3] Malouet I., S. 318.
[4] v. Stockmar in Sybels historischer Zeitschrift Bd. 39.

bemüht, seine Popularität nicht aufs Spiel zu setzen,[1] sie vielmehr noch zu erhöhen. Bedurfte er doch auch des Vertrauens des Volkes für seine zukünftigen Pläne mehr als zuvor. Mirabeau erkannte wie kaum ein anderer die Gefahren der Revolution und er sah ein, daß eine kräftige Stütze des Königtumes das Gegengewicht gegen diese Gefahren bilden müsse. Der Mann aber, der dem Königtume eine solche Stütze bieten wollte, mußte unbedingten Kredit beim Volke genießen.

Wenn Mirabeau auch bei seinem Angriffe auf die Königin die Absicht hatte, seine Gegner zur Zurücknahme ihres Antrages zu veranlassen, so darf man zugleich wohl auch eine captatio aurae popularis darin sehen. Darin, daß er am 5. Oktober einen blanken Säbel unter dem Arme trug, darf man wohl kaum etwas anderes als eine Komödie, und zwar eine nicht eben feine Komödie erblicken, da Mirabeau nichts zu fürchten hatte, aber man kann zweifelhaft sein, von welcher Seite her Mirabeau eine Gefahr für seine Person zu befürchten simulierte. Ich habe erwähnt, wie ferne es Mirabeau liegen mußte, am 5. und 6. Oktober die Pläne Ludwig Philipps mit zu betreiben. Daß er aber, wenn man annehmen wollte, Lafayette habe planmäßig gehandelt, was ich nicht glaube, mit diesem konspiriert habe, scheint mir gleichfalls nicht glaublich. Beide Charaktere und deren Interessen waren zu verschieden. Auch betrachtete Mirabeau den General als eine ihm geistig sehr untergeordnete Persönlichkeit, so daß man nicht annehmen kann, sie hätten sich zu einer geheimen Allianz verbunden, bei welcher Mirabeau, wenigstens vorläufig, nur die zweite Rolle zugefallen wäre. Daß aber für Mirabeau die Uebersiedelung des Königs nach Paris so gut wie für Lafayette angenehm sein mußte, läge nahe genug, auch wenn der Graf nicht geäußert hätte, das Staatsschiff sei in rascherem Zuge als jemals. Dabei darf man nicht vergessen, daß er früher bemerkte, es sei kein Mann am Steuer.[2] Wen er schon damals für den Mann hielt, der allein imstande sei, das Steuer zu führen, ist klar, auch wenn er zurückhaltend genug war, dies nicht direkt auszusprechen. In der hilflosen Lage in welcher sich nunmehr der König befand, sah sich dieser weit mehr darauf hingewiesen als früher, eine Stütze in der Nationalversammlung zu suchen, in welcher Mirabeau die gewichtigste Persönlichkeit war. Betrachtete dieser doch auch den Finanzminister längst als eine Persönlichkeit, die ihrer Stellung nicht gewachsen sei,

[1] „Risquer de perdre ma popularité qui est ma force.“
[2] Bacourt I., S. 91.

und war er doch von sich selbst überzeugt, daß er bei dem Reichtume Frankreichs an natürlichen Hilfsquellen nicht allein leicht imstande sein würde, das vorhandene Defizit zu decken, sondern auch die Einkünfte des Königreiches zu vermehren. Bei der neuen Wendung der Dinge ließ sich voraussetzen, daß es rascher offenbar werde, daß Necker und die übrigen Minister nicht imstande seien, für die dringendsten Bedürfnisse Abhilfe zu schaffen. Und bald genug trat Mirabeau mit seinen Versuchen, sich dem Hofe anzunähern, und mit seinen Reformplänen wieder hervor. Schmerzlich genug war es freilich für ihn, daß vorläufig der Löwenanteil an den Vorteilen, welche die Uebersiedelung des Königs bot, an Lafayette fiel, und als dieser den Herzog von Orleans auf gute Manier ins Exil schicken will, beklagt er sich bitter über die Willkür des „Majordomus“ und sucht das Verbleiben des Herzogs zu erzwingen, der ihm noch gut genug erscheint, als Gegengewicht gegenüber der überwiegenden Macht des Generals zu dienen. Lafayette aber setzt, ohne sich an Mirabeau zu kehren, seinen Willen durch. Wenn der Graf bei dem Konflikte mit Lafayette diesen zu denunzieren droht, so kann man daraus mit Sybel schließen, daß Mirabeau seinen Gegner ernsthaft habe kompromittieren können. Man kann aber auch aus dem Ende des Konfliktes den Schluß ziehen, daß Mirabeau keineswegs etwas für Lafayette Niederschmetterndes gegen diesen vorbringen konnte. Setzte doch der Graf der That Lafayettes nichts als drohende Worte entgegen, und von der Schuld der Passivität in ihrem Verhalten am 5. und 6. Oktober dem Könige gegenüber ist jener so wenig wie dieser ganz freizusprechen.

---

## Vom alten Zieten.

Am 26. Januar 1885 waren es hundert Jahre, daß Hans Joachim von Zieten, der erste preußische Husarengeneral, ein Held so recht nach dem Herzen der Deutschen, seinem großem Könige im Tode voranging. Zur Feier dieses Tages hat der Graf von Zieten-Schwerin seinem Urahn ein schönes Denkmal gesetzt. Kein ehernes und keines von Stein, denn deren gibt es schon würdige und stattliche in der Kirche zu Wustrau, am Zietenplatze und in der Garnisonskirche zu Berlin, sondern ein geistiges, an dem sich jeder erfreuen kann, mag er auch in den entlegensten Wohnsitzen unseres Volkes sein Heim haben: Die Geschichte seines Lebens und seiner Thaten. Ein von dem Meister deutscher Geschichtschreibung selbst für dieses Werk empfohlener Schüler Rankes, der auch unseren Lesern nicht unbekannte preußische Staatsarchivar Dr. Georg Winter, hatte vor fünf Jahren die schwierige aber wahrlich befriedigende und beneidenswerte Aufgabe übernommen, alles auf Grund einer aktenmäßigen Forschung festzustellen, was zur Gestaltung eines wahren und treuen Bildes des Menschen und Soldaten Zieten festgestellt werden mußte und konnte. Das Ergebnis der fleißigen, umsichtigen und durch eine echte patriotische Freude am Werke getragenen Arbeit dieses Gelehrten liegt nun in zwei Bänden vor uns, deren erster eine fortlaufende Lebensgeschichte enthält, während der zweite aus einer Sammlung größtenteils noch nicht veröffentlichter Briefe und Aktenstücke besteht, durch welche die im ersten Bande behaupteten Thatsachen und Ansichten, welche nicht selten der bis jetzt herrschenden Tradition geradezu entgegentreten, begründet und wissenschaftlich sichergestellt werden.

Diese Biographie des tapfersten der tapferen Brandenburger ist durchaus nicht für die militärischen Kreise allein berechnet, sie wird jeden Leser fesseln, der ein tiefer liegendes Interesse für den unvergleichlichen Kampf ums Dasein mitbringt, den der preußische Staat unter seinem größten Könige zum Heile der ganzen Nation durchgeführt hat. Was nahe an das Wunderbare zu grenzen schien, wird begreiflich, wenn man, wie in diesem Zieten, die Männer etwas näher kennen lernt, die dabei mitgewirkt haben. Schlicht und einfach, voll Hingebung für die Sache des Königs, nicht ohne Fehler, aber stets ohne Falsch thut der brave Husar seine Pflicht, die er selbst so hoch zu spannen gewohnt ist, als es menschliche Kräfte überhaupt zu ertragen vermögen, überglücklich, wenn er seiner Thatenfreudigkeit so recht die Zügel schießen lassen kann, wenn er seiner

raschen Erkenntnis dessen, was die Entscheidung auf dem Schlachtfelde, im großen und kleinen Krieg, am schnellsten und sichersten herbeizuführen geeignet ist, auch das überraschendste und verwegenste Reiterstück folgen lassen darf. Am richtigsten und verständlichsten hat ihn doch der König selbst beurteilt, wenn er von ihm sagt: „Ich habe meinen wachsamen Zieten; er hat Kraft und Kühnheit, Erfolge würden nicht imstande sein, ihn übermütig zu machen, Mißgeschick ihn nicht niederdrücken; er ist zufrieden, wenn er nur mit dem Feinde zum Schlagen kommen kann. Vor allem aber hat er eine ganz singuläre Eigenschaft: wenn er das Terrain nicht gesehen hat, ist er nicht imstande, eine einigermaßen ausreichende Disposition zu entwerfen, wenn er das Terrain aber gesehen hat, macht er ausgezeichnete Dispositionen, und zwar mit einer Schnelligkeit, Genauigkeit und Richtigkeit, welche in Erstaunen setzt. Er braucht nur einen Augenblick, um zu sehen und sich zu entscheiden." Die Kunst, alle sich irgendwie ergebenden Deckungen zu benützen, vom Feinde unbemerkt die überraschendsten Bewegungen auszuführen und dann mit einemmal wie der Sturmwind hervorzubrechen, durch sein Eingreifen zu verblüffen und Verwirrung anzurichten, hat ihm den Beinamen: „Zieten aus dem Busche" eingebracht und ihn bei den Oesterreichern so sehr gefürchtet gemacht. Dem Volke aber sagte diese Art der Kriegsführung ganz besonders zu, weil sie nicht so sehr auf Berechnung und Studium, als auf jener glücklichen Charakteranlage beruhte, ohne welche es sich seine Kriegshelden doch nicht vorstellen kann.

Von den vielen verwegenen Unternehmungen des schneidigen Reiterführers hat keine bei Freund und Feind so großes und begreifliches Aufsehen erregt wie der „Zietenritt nach Jägerndorf", den wir nach Winters Erzählung unseren Lesern mitteilen wollen.

Es war im zweiten schlesischen Kriege; im Mai 1745. Markgraf Karl stand mit elf Bataillonen und dreißig Schwadronen bei Jägerndorf, der König mit der Hauptmacht in Camenz. Wider sein Erwarten gingen die Oesterreicher gegen Schlesien vor und begannen sich zwischen der Stellung Friedrichs und des Markgrafen vorzuschieben. Der König hatte zu lange gezögert, den Markgrafen von Jägerndorf zurückzuziehen, und vermochte ihm nun auf einmal den Befehl zum Rückzuge nicht mehr zukommen zu lassen. Blieb der Markgraf in seiner Stellung, so mußte er in wenigen Tagen abgeschnitten und gefangen sein. Als kein Feldjäger mehr durchkommen konnte, auch ein Detachement von 120 Husaren unverrichteter Sache zurückgekehrt war, erbot sich Zieten, mit seinem ganzen Regiment den Ritt zu wagen.

Die Aufgabe Zietens bestand darin, dem Markgrafen, es koste, was es wolle, den Befehl des Königs zur Vereinigung mit der Hauptarmee zu überbringen. Der Befehl wurde in mehreren Exemplaren ausgefertigt: der König wollte auch für den Fall, daß Zieten persönlich unterwegs ein Unfall begegne, gesichert sein. Er soll diesem den Auftrag gegeben haben, jeden einzelnen Mann seines Kommandos mit dem Hauptinhalt seines Befehles bekannt zu machen, damit, wenn auch nur einer von dem Kommando durchkäme, der Markgraf den Willen des Königs erfahre. Man sieht aus diesen Maßregeln, für wie gefährlich der König selbst Zietens Aufgabe hielt, und man begreift es, daß der letztere doch Bedenken trug, dem Befehl des Königs in vollem Umfange nachzukommen:

selbst dem kecksten seiner Leute wäre doch eine Art von Verzagtheit angekommen, wenn er gemerkt hätte, daß man an die Möglichkeit der Aufreibung der ganzen kleinen Abteilung dachte.

Des Genaueren besagte der an den Markgrafen gerichtete Befehl, derselbe solle am 22. aufbrechen und, wenn irgend möglich, am 25. im Lager von Frankenstein eintreffen.

Am Mittwoch, den 19. Mai abends sechs Uhr machte sich Zieten mit seinem aus 550 Mann bestehenden Trupp von Gesässe aus auf den Weg; munter trabte er mit seinen Husaren vorwärts und gelangte um Mitternacht nach Polnisch Wette. Dort wurde gehalten und ein wenig gefüttert. Nach kaum einer Stunde ging es weiter in die dunkle Nacht hinein. Glücklich erreichte man morgens um sieben Uhr Neustadt. Hier hatte der tapfere Kapitän von Oesterreich, der mit 360 Mann die Stadt besetzt hielt, schon am Tage vorher die Nähe der feindlichen Truppen in unangenehmer Weise zu spüren bekommen. Sie hatten einen heftigen Angriff auf die Stadt gemacht und bereits ein Thor mit Kanonen eingeschossen, ein anderes mit Aexten eingeschlagen. Doch war es Oesterreich, der die Thore von innen mit Wagen verbarrikadiert hatte, trotzdem gelungen, die unbequemen Gäste zu verscheuchen. Er konnte also Zieten mitteilen, daß er schon unweit hinter Neustadt genauere Bekanntschaft mit den Feinden machen werde.

Wir erinnern uns hier jenes anmutigen alten Bildes, welches Zieten darstellt, wie er auf dem Neustädter Kirchturm stehend mit seinem klugen und scharfgeschnittenen Gesicht, mit den lebhaften großen Augen Umschau hält, nach allen Seiten genau die Stellung der Feinde erforschend.

Auf diese Orientierung und auf die Fütterung der Pferde wurden ein paar Stunden verwendet; dann ging es vorwärts, kühn hinein in das von den feindlichen leichten Truppen erfüllte Gebiet.

Und mit solcher Keckheit trabte er dann in geringer Entfernung bei dem feindlichen Lager vorbei, daß er hie und da von einem österreichischen Regiment als zu ihnen gehörig betrachtet wurde, da die Uniform seines Regimentes der eines österreichischen sehr ähnlich war. Die Feinde vermochten es kaum zu fassen, daß ein feindlicher General mit einer Handvoll Leute wagte, mitten durch ihre massenhaft umher schwärmenden Husaren, Dragoner und Panduren hindurchzureiten. Und eben die Ueberraschung und Verwirrung, in die die Feinde, als sie das gewahrten, gerieten, hat nicht wenig zum Erfolge des Unternehmens beigetragen.

Bei Dietersdorf wurde der kleine Bach Paudnik passiert. Der Ritt, der bisher noch immer in ziemlich gerader Linie genommen werden konnte, bewegte sich jetzt immer mehr in Zickzacklinien, indem man versuchen mußte, in dem koupierten Terrain hier diesem dort jenem feindlichen Regimente auszuweichen. Die Päße bei Meidelberg und Filstein waren so stark besetzt, daß Zieten nicht daran denken konnte, durch dieselben durchzukommen. Er wendete sich vor Hotzenplotz, wo er ein starkes Korps Oesterreicher von dem Detachement, welches Neustadt angegriffen hatte, antraf, rechts, und es gelang ihm, glücklich auch an diesem Korps vorbeizukommen. Er konnte deutlich wahrnehmen, wie dasselbe in geringer Entfernung von ihm nach Soppau und Meidelberg ins Lager marschierte. Ein

Dragonerregiment, welches ihn anfangs auch als zu den Oesterreichern gehörend betrachtet hatte, griff ihn dann, als es seinen Irrtum erkannt hatte, heftig an, doch gelang es Zieten, sich durch dasselbe durchzuschlagen und in einer nahen Waldung Schutz zu finden.

Durch den Wald westlich von Hotzenplotz hindurch erreichte er dann zunächst Nieder-Paulwitz und dann, „immer die Thäler und Waldung entlang", Roßwald. Er hielt sich dabei natürlich nicht auf den sonst üblichen Wegen und bequemen Fahrstraßen, sondern sprengte zumeist mit seinen Husaren mitten durch die Waldung hindurch, wo er den Blicken der spähenden Feinde am ehesten verborgen bleiben konnte. Gleichwohl gelang ihm das natürlich nicht überall. Als er, an Pilgersdorf vorüberreitend, das Dörfchen Dobersdorf erreichte, stieß er auf einen von dem ganz nahegelegenen Lager zu Soppau vorgeschobenen starken feindlichen Husarenposten, den er vertreiben mußte, um die dortige Brücke zu überschreiten. Wieder mußte er einen beträchtlichen Umweg machen und einen weiten Bogen nach links beschreiben, weil das Dorf Mockern und der dortige Wald mit 400 Dalmatinern zu Fuß und 200 zu Pferde besetzt war. Inzwischen aber hatten die in Dobersdorf vertriebenen feindlichen Husaren die Kunde von Zietens verwegenem Ritt nach den benachbarten Lagern in Soppau, wo Ghylani, und in Sanerwitz, wo Esterhazy stand, gebracht. Beide feindliche Führer säumten natürlich nicht, sofort ansehnliche Truppenabteilungen gegen Zieten zu entsenden, so daß dieser auch auf der neugewählten Route zwischen Mockern und Bratsch zahlreiche Kroaten und Husaren traf. Er wurde auf dem Weitermarsche, der ihn durch sumpfiges Terrain führte, das mannigfach die Schnelligkeit seiner Bewegungen hemmte, mit Kanonen und kleinem Gewehr häufig beschossen. Außerdem wurde er noch von feindlichen Husarenabteilungen, welche in Peterwitz und Türnitz standen und von dort herbeieilten, heftig angegriffen. Jetzt konnte nur größte Schnelligkeit die verwegene Reiterschar retten, und eben diese schien durch den ausgedehnten Morast, den man passieren mußte, unmöglich gemacht zu werden. Zum Glück mußten aber auch die feindlichen Truppen diesen Morast passieren und wurden daher an der erforderlichen Schnelligkeit des Nachsetzens verhindert. Gelang es aber einmal einer feindlichen Abteilung sich zu nähern, so ließ Zieten einzelne Züge oder ganze Eskadronen gegen sie ausfallen und sie „mit dem Säbel in der Faust" zurücktreiben. Und so wurde das Unmögliche möglich gemacht. Zieten erreichte glücklich die hinter Peterwitz gelegene Anhöhe, von der aus er das Ziel seines Rittes, Jägerndorf, im Thale vor sich liegen sah.

Der größte Teil der Gefahr war glücklich überstanden, aber noch war eine starke halbe Meile im Angesicht des weit überlegenen Feindes, der nun doch ganz nahe an Zieten herangekommen war, zurückzulegen. Noch konnte der Erfolg des beispiellos kühnen Wagnisses in Frage gestellt werden. Aber eins war doch bereits erreicht: man befand sich so nahe an dem Lager des Markgrafen, daß ein Sukkurs von dort her mit Bestimmtheit erwartet werden konnte. Es war kein Zweifel, der Markgraf mußte das Gewehr- und Geschützfeuer gehört haben; er wußte, daß Zieten unterwegs war; würde er ihm zu Hilfe eilen? Zieten glaubte, es annehmen zu müssen, zur Vorsicht schickte er aber noch seinen Adjutanten an den Markgrafen, um diesen von seiner bedrängten Lage zu unterrichten. Es

war nachmittags vier Uhr. Der Markgraf saß just in seinem Garten und spielte Tokadille, als er deutlich schießen hörte. Er vermutete sofort, daß Zieten mit einem Briefe von dem Könige unterwegs sei und vom Feinde angegriffen werde. Unverzüglich ließ er die Bronikowsky-Husaren und die Württemberg-Dragoner satteln, gab ihnen noch ein Regiment Infanterie bei und ließ das Regiment Geßler sich bereit halten, auf erhaltenen Befehl nachzurücken. Er selbst begab sich auf eine Anhöhe vor der Stadt, wo ihm Zietens Adjutant bereits entgegenkam. Bronikowsky eilte mit seinem Husarenregiment den anderen voraus, seinem großen Genossen und Nebenbuhler entgegen. Als der markgräfliche Sukkurs von den Feinden wahrgenommen wurde, wichen sie ein wenig zurück; nur die in einem Walde aufgestellten zahlreichen Dalmatiner und Panduren ließen noch nicht von dem Nachsetzen ab. Durch Bronikowsky verstärkt, führte Zieten ihnen eine Husarenabteilung entgegen. Er hieb wacker auf die Panduren ein und machte einige 30 von ihnen nieder; ja, es gelang ihm, den Hauptmann der Dalmatiner, Feiler, der soeben mit seinem Adjutanten und drei Husaren aus dem feindlichen Hauptquartier herbeigeeilt war, gefangen zu nehmen. Als sich Zieten so glücklich Luft gemacht hatte, hieb auch Bronikowsky noch wacker auf die Panduren ein. Vereint langten dann beide mit ihren Gefangenen glücklich im Lager an, von den Truppen, bei denen sich die Kunde von dem Zietenschen Wagnis mit Blitzesschnelle verbreitet hatte, mit Jubel empfangen.

Zieten hatte auf dem ganzen gefährlichen, zwölf Meilen weiten Ritt nur einen Unteroffizier und zwei Mann an Toten und einen Offizier, einen Unteroffizier und 19 Mann an Verwundeten eingebüßt. Sechs Pferde waren totgeschossen, 30 verwundet worden.

Gleich nach seiner Ankunft in Jägerndorf schrieb Zieten einen Bericht an den König über die glückliche Lösung seiner Aufgabe nieder, der ein prächtiges Denkmal soldatischer Kürze, Klarheit und Präzision und zugleich ein rührender Beweis von schlichter Einfachheit und Bescheidenheit ist. Wie sehr sticht dieser Bericht doch ab von den phrasenhaften Ausschmückungen, welche spätere Darstellungen des Zietenrittes verunstaltet und gefälscht haben! Alles ist schlicht, einfach und natürlich. Man merkt kaum, wenn man diese bescheidene Schilderung liest, daß man es mit einer Leistung von ungewöhnlicher Bedeutung zu thun hat. Alles erscheint, als hätte es gar nicht anders sein können.

Gleichwohl aber wußte der König den Inhalt des schlichten Berichtes wohl zu würdigen: er wußte, wieviel es für ihn bedeutete, daß Zieten sich mit solcher Geschicklichkeit und Tapferkeit seiner schwierigen Aufgabe entledigt hatte. Auf der Rückseite des Zietenschen Berichtes hat er in seiner bekannten Weise, als Grundlage für die zu entwerfende Antwort die wenigen aber bedeutsamen Worte vermerkt: „ich währe Sehr mit Seiner Klugen conduite So wohl, als so viel ertzeigter Bravour zufrieden."

Der „Rückzug nach vorwärts," wie man den durch Zietens Ritt veranlaßten Marsch des Markgrafen genannt, gelang vollständig, 9000 Preußen schlugen sich in einem volle 24 Stunden währenden Kampfe durch eine feindliche Macht von 14000 Mann durch und verloren dabei im ganzen an Toten und Verwundeten 300 Mann.

Daß es von höchstem Interesse ist, wenn Winter den Anteil seines Helden

an den großen Schlachten des Siebenjährigen Krieges, namentlich denen bei Prag, Kolin, Leuthen, Torgau feststellt, bedarf keiner Versicherung, doch möge die Bemerkung hier Platz finden, daß wir einer Uebertreibung des Verdienstes Zietens nirgends begegnet sind, sondern durch eine seltene Unbefangenheit des Urteils sehr angenehm berührt wurden. Was die Schlacht bei Torgau betrifft, die unstreitig nur durch Zieten gewonnen worden ist, der dabei ein vollkommen selbständig operierendes Korps kommandierte, so will es uns fast scheinen, als wenn der Verfasser sich etwas zu wenig für die Leistung desselben erwärmt hätte. Es läßt sich hier wohl nicht auf die Frage, ob Zieten den Sieg mit Ueberlegung und Bedacht herbeigeführt oder nur zufällig infolge der Unachtsamkeit Lascys gefunden habe, näher eingehen, da eine Darstellung aller Einzelheiten des Verlaufes vorausgehen müßte. Sicher ist nur, daß Friedrich die Schlacht verloren hatte und daß Zieten die vollkommene Niederlage in einen entscheidenden Sieg umgewandelt hat. Das hat auch der König auf dem Schlachtfelde selbst anerkannt. Später war er freilich geneigt, die Sache so darzustellen, daß seine eigene Niederlage hätte vermieden werden können, wenn Zieten früher eingegriffen hätte. Diese „Wenn" spielen in der Kriegsgeschichte jedoch eine Rolle von zweifelhafter Berechtigung; nur zu häufig vergißt man auch die „Aber", die sich ihnen thatsächlich entgegenzustellen pflegen. Im Grunde war es für Preußen jedenfalls entschieden günstiger, daß Zieten bei Torgau auf seine Weise gesiegt hat, als wenn er es überhaupt unterlassen hätte. So mancher andere General hätte an seiner Stelle den Rückzug angetreten, ohne die günstigen Umstände, die sich ihm darboten, auch nur zu erkennen.

Im Frieden war Zieten kein General nach seines Königs Wunsch; er war viel zu gutmütig, um jene stramme Disziplin aufrecht zu erhalten, welche die Schlagfertigkeit und den echten kriegerischen Geist einer Truppe allein zu wahren vermag. Bei Offizieren wie bei der Mannschaft ließ er Beweise von Lässigkeit und Liederlichkeit ungestraft, die schon weit über den Spaß gingen. Im Kriege verlangte er die heroische Hingebung und Kühnheit, im Frieden vernachlässigte er den Dienst so weit, daß ihm der König die Zuchtlosigkeit vorwerfen konnte, welche in seinem Regimente eingerissen war. Auf dieser Thatsache beruhte die Verstimmung, welche zwischen Friedrich und dem verdienten General während der Friedensjahre von 1746 bis 1756 wiederholt Ausdruck gefunden und der vielgeschäftigen Tradition Gelegenheit geboten hat, die Aeußerungen der königlichen Ungnade gegen Zieten als Ausfluß absichtlicher Ungerechtigkeit darzustellen. Dabei wurde dem volkstümlichen Helden nicht selten eine Art des Benehmens zugeschrieben, die er sich nicht zu schulden kommen lassen wollte, und die einem preußischen Könige gegenüber, selbst wenn er die Seelengröße eines Friedrich besitzt, überhaupt ganz unmöglich ist. Winter sieht sich daher genötigt, eine ganze Serie der beliebtesten und schnurrigsten Zieten-Anekdoten einfach in das Bereich der Fabel zu verweisen.

Kurz vor dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges erfolgte die Aussöhnung der beiden, und von da ab wurde das herzliche Verhältnis, das so recht den Charakter altgermanischer Blutsbruderschaft an sich trägt, nie mehr ernstlich gestört, und geradezu rührend und erhebend ist die Liebe und Sorgfalt, welche der König dem greisen Husaren in den letzten Jahren seines Lebens entgegenbrachte.

Er ließ ihm nicht nur erhebliche materielle Unterstützungen zu teil werden, die ihn in die Lage setzten, sein spärliches Erbgut, das er mit allem Verständnis eines biederen märkischen Landjunkers verwaltete, ansehnlich zu vermehren, er ehrte ihn auch vor aller Welt als seinen treuesten Diener und Freund. Als der 65jährige General 1764 seine zweite Ehe und zwar mit einem Fräulein einging, das nahe an 40 Sommer weniger zählte, wünschte ihm Friedrich „alles Glück und Vergnügen" und fügte die Versicherung hinzu, daß er selbst auf seine Hochzeit kommen würde „um auf solcher zu tanzen". Das ging nun zwar nicht an, weil der König am Trauungstage nicht in Berlin weilte, dagegen fuhr er zur Taufe des Zietenschen Stammhalters eigens von Potsdam in seine Hauptstadt, um im Hause des überglücklichen Vaters Patenstelle zu vertreten. Am folgenden Tage ernannte er den Neugeborenen zum Kornett in jenem berühmten Regimente, das heute noch den Namen des Vaters trägt, mit der Bestimmung, daß mit dieser Ernennung auch sofort der Bezug des vollen Gehaltes verbunden sein solle. Zieten war in seiner militärischen Gewissenhaftigkeit nahe daran, die Ernennung gar nicht anzunehmen, und hat dem Sohne nicht gestattet, das Offiziers-Portepee zu tragen, bevor er nicht wirklich Dienst thun konnte.

Wahrhaft ergreifend sind so manche Erzählungen von dem Auftreten des alten Haudegens bei den Revuen, zu welchen man bekanntlich aus allen Teilen Europas gereist kam, um die Armee des großen Fritz, von deren Thaten die Welt ertönte, in ihrem vollen Glanze zu sehen. Zieten ließ es sich nicht nehmen, noch in den Jahren 1772 und 1775 die ganze Kavallerie zu kommandieren. Das erste Mal, im Jahre 1772, soll sich der König, als Zieten den Säbel zog, um das Kommando zu führen, ehrfurchtsvoll den Hut vor ihm lüftend, mit den Worten an ihn gewandt haben: „Was soll das? Auf einem Exerzierplatz einen so kleinen Trupp Kavallerie zu führen, ist für Ihn zu klein. Stecke Er Seinen Säbel ja wieder ein. Ein Degen, der dem Vaterland so viel Dienste geleistet hat wie der seinige, muß nur auf dem Schlachtfelde gezogen werden. Ich nehme die einzige Gelegenheit aus, wo Er mir die Freude macht, das Regiment, welches die Ehre hat, Seinen Namen zu tragen, bei der Revue vorzuführen." „Komm Er zu mir", so hatte der König geschlossen und sich dann zu Krusemarck mit den Worten gewandt: „Krusemarck, kommandiere Er."

In der That habe dann Zieten eine Zeitlang neben dem Könige gehalten; als aber seine Husaren eine Schwärmattacke machten, habe es ihn nicht länger an der Seite des Königs geduldet, im Galopp sei er zu den Vordersten hingejagt.

Als der König dann nach dem Appellblasen an Zieten herankam, habe er zu ihm gesagt: „Mein Gott, Zieten, da hat Ihn der Teufel auch hinführen müssen," und Zieten habe geantwortet: „Ja, Eure Majestät, meine Husaren kann ich doch unmöglich im Stich lassen; ich muß ihnen doch zeigen, daß ich alter Kerl auch noch reiten kann." Darauf sei der König an das Husarenregiment herangeritten und habe demselben zugerufen: „Leute, wenn ihr jemals vergessen könnt, daß der Mann euer Chef gewesen ist, so seid ihr nicht wert, daß euch die Erde trägt."

Das Volk freute sich über die Freundschaft und Zuneigung des Königs zu seinem General, von der es stets neue Beweise erhielt. Mit Genugthuung las

man immer und immer wieder die Notiz in den Zeitungen, daß der König den alten General mit seinem Besuche beehrt habe. Selbst am Neujahrstage, an dem der König durch die Festlichkeiten des Tages gewiß sehr in Anspruch genommen war, hat er Zieten wohl einmal persönlich seine Glückwünsche zum neuen Jahre dargebracht. Und immer erging er sich dabei in Versicherungen seiner besonderen Freundschaft und Zuneigung. War der alte Herr leidend, so duldete der Monarch nicht, daß er ihn an die Thür seines Hauses geleite. Und wer gedächte nicht jener reizenden Szene, wie der König an der Tafel im königlichen Schlosse den losen Spöttern Schweigen auferlegte, welche sich über Zieten lustig machen wollten, weil er bei Tisch inmitten einer lebhaften Unterhaltung eingenickt war? „Laßt schlafen mir den Alten," so äußerte der König einmal, „er hat oft genug für uns gewacht." Die Szene wurde von einem Kupferstecher zum Gegenstande bildlicher Darstellung gemacht, die großen Absatz fand.

Solche und ähnliche Züge sind nicht zu übersehen. Es liegt eine tiefe Bedeutung in der Tradition eines Staates, ganze Geschlechter erstarken daran. Sie läßt sich nicht durch Verordnungen „einführen", sie kann auch von den geschicktesten Jugendbildnern nicht „gelehrt" werden, wenn sie nicht im Herzen des Volkes wurzelt. Leute, wie Zieten und Blücher hat man, oder man hat sie nicht, an dieser Thatsache kann auch die „strebsamste" Geschichtschreibung nichts ändern, sie kann mit aller Kunst und Gefügigkeit keine Tradition „entwickeln", wenn das Material dazu fehlt. Wo es aber von selbst und frei erwachsen ist, da wird es zum unveräußerlichen Gemeingute aller, da wirkt es mit elementarer Macht wie nach dem ersten, so ohne Zweifel auch noch nach einigen folgenden Jahrhunderten. Wenn heute noch preußische Husaren in die Nähe der Ruhestätte ihres ersten Generals kommen, die ihm von seinen Nachkommen auf dem Kirchhofe zu Wustrau errichtet wurde, so bringen sie den Manen desselben ihre Huldigung dar, und die Ruppiner Garnison macht, wenn sie an der Kirchhofmauer vorüberzieht, an dieser Stelle Halt und wird dann von ihrem Kommandanten auf die hohe Bedeutung des schlichten Helden, der da zum ewigen Schlafe gebettet ist, aufmerksam gemacht.

Und so fortan! Daß sich der „alte Zieten" in der Erinnerung seines Volkes nicht vereinsamt fühle, dafür hat auch unser Jahrhundert das Seinige gethan. Bis jetzt ist redlich dafür gesorgt, daß die Heldengreise in Preußen nicht aussterben.

---

## Neue Essays.

Wir wollen nicht versäumen, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß in dem verflossenen Jahre zwei Sammlungen deutscher Essays im Buchhandel erschienen sind, welche die Beachtung aller jener verdienen, welchen es Bedürfnis geworden ist, die Resultate des Denkens und Beobachtens eines reifen und reich entwickelten Geistes in einer anregenden und ästhetisch befriedigenden Form kennen zu lernen. Die erste dieser Sammlungen, in welchen wir unter anderen auch zwei Aufsätzen begegnen, die zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlicht worden sind,

bildet den siebenten Band von Karl Hillebrands „Zeiten, Völker und Menschen“, der mit dem Bildnisse des Verstorbenen nach Adolf Hildebrands Büste geschmückt ist. An die unseren Lesern bekannte Abhandlung „Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung“ reiht sich die Entwicklungsgeschichte der abendländischen Gesellschaft, welche wohl zu dem Bedeutendsten gehört, was aus Hillebrands Feder je hervorgegangen ist. Wir erhalten damit ein Kapitel der Kulturgeschichte, welches in diesem Zusammenhange von Historikern noch nicht behandelt wurde. Vorzugsweise politische Verhältnisse schildert der Aufsatz „Jungdeutsche und Kleindeutsche“ (1830—1860), doch leitet er bereits durch die darin notwendig sich ergebende Beschäftigung mit der bedeutenden Litteratur jener Epoche zur Litteraturgeschichte, welche durch die drei folgenden Essays „Die Werther-Krankheit in Europa“ — „Ueber die Konvention in der französischen Litteratur“ — „Vom alten und neuen Roman“ — vertreten ist. Die letzte Abteilung der ganzen Reihe ist England gewidmet und zwar fast ausschließlich der Besprechung von modernen Zuständen, die sich mit dem Titel „Kulturgeschichtliches“, welchen der ganze Band trägt, kaum mehr in Verbindung bringen lassen. Wir können auch einen leisen Zweifel daran nicht unterdrücken, daß Karl Hillebrand selbst diesen Titel gewählt habe. Er hatte doch einen zu feinen historischen Sinn, um die Grenze übersehen zu können, welche der Geschichte in der Richtung auf das Leben der Gegenwart gezogen ist. Wenn wir auch die Abhandlung „Ueber das religiöse Leben in England,“ welche ja doch als Produkt historischer Erscheinungen auftritt, trotz ihrer aktuellen Beziehungen als dem Gebiete der Geschichte nahestehend anerkennen wollen, so müssen wir hingegen die Essays „Ueber die Fremdensucht in England“ und „Der Engländer auf dem Kontinent“ davon ausscheiden, die weit eher ethnographisch genannt werden könnten. Dies hindert sie jedoch durchaus nicht, außerordentlich anziehende und naturwahre Schilderungen zu sein, die man mit inniger Freude liest. Alles in allem — den Charakter des „Nachlasses“ verleugnet dieser siebente Band nicht, trotzdem sich Frau Jessie Hillebrand ersichtlich alle Mühe gegeben hat, ihm einen gewissen inneren Zusammenhang zu verleihen: an die Bedeutung von „Frankreich und die Franzosen“, „Aus und über England“, „Profile“ reicht er nicht hinan.

Gustav Meyers „Essays und Studien“ zur Sprachgeschichte und Volkskunde eröffnen — wie wir erwarten zu dürfen glauben — eine Reihe, die in ihrer weiteren Entwicklung dem Wesen der Hillebrandschen Publikationen immer näher kommen wird, vorausgesetzt, daß der Verfasser, der die seltene Eigenschaft besitzt, mit echt deutscher akademischer Gründlichkeit eine Stilgewandtheit von französischer Feinheit zu verbinden, geneigt ist, in der Wahl seiner Stoffe noch etwas mehr auf das Interesse eines weiteren Leserkreises Rücksicht zu nehmen und die verschiedenen Abhandlungen auf breiterer Grundlage aufzubauen, aber kunstvoll zu gliedern. Bei einzelnen Aufsätzen, namentlich den drei letzten „Zur Kenntnis des Volksliedes“, und unter diesen wieder besonders in den „Studien über das Schnaderhüpfel“ ist ihm dies bereits vollständig gelungen, auch „Das heutige Griechisch“ steht auf derselben Höhe; während einerseits in der unseren Lesern ebenfalls schon bekannten Abhandlung „Ueber Sprache und Litteratur der Albanesen“ die wissenschaftliche Form noch zu entschieden hervortritt, und andererseits manche der kleineren Beiträge „Zur vergleichenden Märchenkunde“ ihre ursprüng-

liche Bestimmung für das Feuilleton von Tagesblättern nicht verleugnen können. Sobald Gustav Meyer sich bei der ersten Anlage sowohl, als bei der Ausarbeitung seiner weiteren Studien vor Augen halten wird, daß jede derselben ein in sich abgeschlossenes Ganze von vollendeter Formschönheit bilden muß, um dann, zu einer Kette gereiht, einen vollen und bleibenden Eindruck zu machen, wird seine Gestaltungskraft mit dem höheren Ziele wachsen und an der Stelle des Zufälligen die innere Notwendigkeit der Vereinigung von anfangs selbständig gedachten Aufsätzen jedem Leser klar werden. 3.

---

## Eine bürgerliche Mitgift vom Jahre 1632.

Der gräflich Stolbergische Eisenhütten-Handels-Verwalter und Pachtinhaber zu Ilsenburg, Hermann Arends, hat seine Tochter Anna Katharina, welche sich im Jahre 1632 mit dem Brauer und Landwirt Wilhelm Buchau vermählte, in folgender Weise ausgestattet, wie durch spätere, aus dieser unglücklichen Ehe entstandene Prozeßakten festgestellt ist. „Er gab seiner lieben Tochter zu der Heyratt mit Buchau 200 Rthlr., sambt 10 Melckenden Kühe pro dote, kleidung undt gereth (Gerät) bei der Hochzeit, auch sonst zu einer erforderlichen Hülffe alß jungen Eheleutten:

Ein schwarz Wullen Damasten Rock.
Türkisch grobgrün Mantell Vndt braune perpeluanen Schürtze.
Ein grün perpeluanen Rock Vndt Leibstücke. (?)
Ein Vierdraten Mantell.
Ohne Andere gemeine Alltags Kleyder, Weiß gerahtt vndtt Notturfft.
Etzliche Perlen Rosen auff einen bandtt,
Vndtt etzliche guldene Kronstifft.
Zwölff große Silberne Haken, Nebst
Silberne Schnüer Kette vonn 12 Ellen.
Einen großen gemahletten Brautkasten, Vndt Zwei Lahden, Kosten über 15 Rthlr.
Daß Brautbette Ist gemachett gewesen, Von 2 großen Newen Unterbetten mit bunten Bühren, 2 Newen Pfölen mitt buntten Bühren, 2 großen Parchen Daunen Küssen,
1 groß Parchen Daunen Deckbette.
Dabey Ist gewesen, An Leingerethe:
10 Pahr Bettelaken, 12 Tischtücher, 12 Handttücher, 8 Küssenbühren, 2 stiege Leinwandt Zur Andern Nottursft.
Außer Andern vndtt gemeinen Leinengerad An Ober- und Niederhembden, Schürtzen, Nasetüchern, Mützen, Schleyer, Kragen, Handtklappen vndtt deßgleichenn.
An Haußgerehtt Ist Ihnen Allerhandtt Notturfft gefolgett worden, An Zinnen, Schüsseln, Tellern, Eisern Töpffen, kuffern vndtt blechern Diegell, Pfannen vndtt Deckell. Item Ein Eisern Offenn Vndtt Ein große Eiserne feuerherdttsblahtt.

Da Gott der Allmechtige diese Ehelleutt mit Kindern gesegnett, Ist Ihnen an Wiegen- Vndtt Kinder-Zeugk von Hermann Arends Haußfraw, als Großmutter geliehen vndt gefolgett worden:

Bewirchte Gardinen mitt seidenen Plocken (?) vmb ein Sechswochennbett.
Ein Par Wiegen Tücher mitt kleinen bortten
Ein Spregeltuch (?) ober die Wiege mitt Strichwergk vmbher.
So viell kleine bette Als je eine Wiege mitt Parchen einleden.
Außer Allerhandtt sachen nachgehends denn Kindern Sehl. zur Kleidung."

(Zeitschr. d. Harz-Vereines f. Geschichte und Altertumskunde, 17. Jahrg. 1884.)

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

# Fastnachtsspiel und Fastnachtsscherz im 15. und 16. Jahrhundert.

Von

**Karl Meyer.**

## I.

Es ist wohl schwerlich ein Zufall, daß fast überall da, wo Menschen leben, der Eintritt der mildern Jahreszeit auf irgend eine Weise festlich begangen wird. Selbst in wärmeren südlicheren Ländern, in welchen sich der Winter in geringerem Grade fühlbar macht, herrscht diese Sitte. Sie herrschte z. B. in Griechenland und im alten Rom in noch ganz anderer Weise als bei uns, und ein guter Teil dessen, was im Mittelalter und zum Teil noch jetzt im mittlern Europa bei dieser Gelegenheit als Aeußerung der Festfeier sich geltend macht, verdankt seine eigentliche Ausbildung der über die Alpen gekommenen römischen Kultur.

Selbstverständlich ist diese Feier mehr eine heitere als eine ernste, ja sie geht häufig genug über das Gebiet des Heitern hinaus in die ausgelassenste, üppigste Freude über. Man begnügt sich nicht damit, den Frühling in allen Tonarten, vom einfachen Kinder- und Volksliede bis zu den erhabenen Klängen dithyrambischer Chöre zu lobpreisen; man beschränkt sich nicht darauf, als harmloser Spaziergänger Wald und Wiese zu durchstreifen und die ersten Blumen des Lenzes in Kränze zu winden. Die Frühlingsluft wirkt nicht bloß erheiternd und belebend, sie wirkt vielmehr oft geradezu berauschend auf die Menschen ein, namentlich auf diejenigen, deren Alter im Vergleich mit dem ganzen menschlichen Leben ebenfalls eine Art Frühling ist, also auf die Jugend. Im griechischen und im römischen Altertum hingen diese Lustbar-

keiten aufs engste mit dem Kultus des Weingottes Dionysos oder Bacchus zusammen. Im Blütenmonat, welcher in Griechenland in den jetzigen Februar fällt, wurden die Fässer angezapft und der neue gegorene Wein um die Wette getrunken. Im folgenden Monat aber, wenn das Meer nach allen Seiten wieder offen war und in Athen eine Menge von Fremden und Schaulustigen zusammenströmte, wurde das Bild des Gottes in feierlicher Prozession herumgetragen; dazu ertönten aus dem Munde jubelnder Chöre Dithyramben, welche von den ersten Dichtern der Stadt zur Feier des Tages und zu Ehren des Dionysos gedichtet worden waren, endlich wurden an zwei aufeinanderfolgenden Tagen Komödien und Tragödien vor einer ungeheuren Zahl einheimischer und fremder Zuhörer aufgeführt.

Durch die zahlreichen griechischen Kolonien in Unteritalien kam dieser Kultus auch nach Rom. Bacchus hieß hier Liber, sein Fest waren die Liberalien, welche auf den 17. März fielen und in der Stadt ebenfalls mit Schauspielen, auf dem Lande wenigstens mit lustigen Scherzen und fröhlichen Gesängen verbunden waren.

Nun kamen aber in den späteren Zeiten der römischen Republik auch eine große Zahl ägyptischer und orientalischer Gottheiten nach Rom, deren Verehrung dann namentlich in der Kaiserzeit ganz gewaltige Dimensionen annahm und die alteinheimischen Landesgötter häufig genug in den Hintergrund drängte. Unter diesen Gottheiten befand sich auch Isis, die vornehmste Göttin der Aegypter. Bei der Verehrung der Isis konnte sich die dionysische Festfreude um so leichter einstellen, als die Griechen in ihr Demeter, die Göttin des Ackerbaues, und in ihrem Gatten Osiris ihren Bacchus zu erkennen glaubten. Später aber erscheint Isis bei Griechen und Römern als Beherrscherin des Meeres; ihr Fest fiel bei den Anwohnern des Mittelländischen Meeres auf den 5. März, als den Tag, an welchem die während des Winters geschlossene See wieder als offen galt. Als Symbol der Göttin erscheint jetzt ein Schiff, das sogenannte Isisschiff, zu welchem die Bewohner der Seestädte an jenem Tage in bunter, karnevalartiger Prozession zu ziehen pflegten. In Städten, welche nicht am Meere lagen, bediente man sich des sogenannten Schiffswagens, eines auf Räder gestellten Schiffes, und zog mit diesem herum; dieser Schiffswagen hieß bei den Römern carrus navalis, woraus dann später mit Hinweglassung der beiden lateinischen Endsilben — us und — is Karneval geworden ist.

Der römische Geschichtschreiber Tacitus spricht in seiner Germania von einem ähnlichen heiligen Schiffe, dessen sich unsere

heidnischen Voreltern oder wenigstens einzelne Stämme derselben am Fest einer ihrer Göttinnen bedienten, und glaubte in demselben eine Verpflanzung des Isisschiffes und Isisdienstes in den Norden zu erkennen. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß die Germanen eine ihrer heimischen Göttinnen aus irgend einem uns jetzt nicht mehr erkennbaren Grunde auf diese Weise verherrlichten. Daneben ist es aber auch möglich, daß die Römer, nachdem sie einmal am Rhein und an der oberen Donau festen Fuß gefaßt hatten, ihren Isiskult nebst dem Isisschiff in die von ihnen okkupierten Länder brachten. Es ist ferner wahrscheinlich, daß die ausgebildete römische Festfeier an den Formen des späteren rheinischen Karnevals einen mindestens ebenso großen Anteil hat als der gewiß schmucklose Kultus der von Tacitus erwähnten germanischen Stämme. Wenigstens ist es auffallend, daß die Feier des Karnevals gerade in den Teilen Deutschlands am bedeutendsten war und es zum Teil noch jetzt ist, in welchen die Römer einst bleibend niedergelassen waren. Der Schiffswagen selbst taucht während des Mittelalters noch hie und da bei solchen Umzügen auf und ist noch jetzt nicht ganz verschwunden.

Während aber die Karnevalsfeier ursprünglich ein Frühlingsfest war und als solches auf einen oder mehrere bestimmte Tage fiel, trat in dieser Beziehung später aus Rücksicht auf die Kirche und ihre Feste eine Aenderung ein. Damit nämlich der Festlärm nicht mitten in die vierzigtägige Fastenzeit falle, welche dem Osterfeste vorangeht, verlegte man den Karneval in die Zeit unmittelbar vor den Fasten. Da aber Ostern selbst ein bewegliches Fest ist, wurde der Karneval infolgedessen ebenfalls ein solches; er fiel zugleich, wenigstens diesseits der Alpen, noch tiefer in den Winter, als es sonst der Fall gewesen wäre. Mit dieser Verlegung des Karnevals vor die Fasten hängt es dann auch zusammen, daß man das Wort selbst als eine Zusammensetzung von carne (Fleisch) und vale (lebe wohl) auffaßte. Weil man nämlich während der Fastenzeit dem Fleisch auf einige Wochen lebewohl sagen mußte, glaubte man, den Namen der unmittelbar vorhergehenden Zeit so erklären zu müssen. Doch klingt diese Erklärung des Wortes mehr fastnachtartig als ernsthaft oder wissenschaftlich.

Die deutsche Sprache besitzt zwei Ausdrücke, welche die Bedeutung des lateinischen Karneval haben, „Fastnacht“ und „Fasnacht“; der erste ist der in der jetzigen Schriftsprache herrschende, während der zweite nur mundartlich vorkommt. Diejenigen, welche sich für „Fastnacht“ als die richtigere Wortform entscheiden, nehmen an, das Wort habe ursprünglich bloß den letzten Abend vor dem

Beginn der Fasten bezeichnet und sei dann von diesem später auf den ganzen vorausgehenden Zeitraum übertragen worden. Wer hingegen der Form „Fasnacht" den Vorzug gibt, stellt das Wort mit „faseln" im Sinne von „spielen", „scherzen" zusammen. Wahrscheinlich verdient aber die Form „Fastnacht" und die zu ihr gehörige Erklärungsweise den Vorzug.

## II.

Was nun die Art und Weise betrifft, in welcher die Fastnacht während des Mittelalters und noch später gefeiert wurde, so dienten teils Aufzüge in den Straßen, teils dramatische Aufführungen zur Weckung oder Erhöhung der festlichen Stimmung. Mancherlei Vermummungen sowie das Tragen von Kleidern, welche ihren Träger als etwas anderes erscheinen ließen, als er im gewöhnlichen Leben war, konnten in beiden Fällen eintreten. Wir fassen zunächst die dramatische Seite der Fastnachtsfeier ins Auge.

Die dramatischen Stücke, welche in der Karnevalszeit, also vor Beginn der Fasten, aufgeführt wurden, heißen Fastnachtsspiele. Ihr Charakter ist der in der Fastnachtszeit herrschenden Sitte gemäß ein mutwilliger und ausgelassener; sie verhalten sich zu den gleichzeitigen Mysterien oder geistlichen Spielen wie das Lustspiel zum Trauerspiel. Während aber die geistlichen Spiele sich durch mehr als drei ganze Jahrhunderte des Mittelalters, durch das dreizehnte, vierzehnte und fünfzehnte, ziehen und auch nach der Reformation mit einigen Modifikationen als Schuldramen weiter leben, zeigt sich das Fastnachtsspiel sowohl örtlich als zeitlich auf viel engere Kreise eingeschränkt. Es wurde hauptsächlich in einigen süddeutschen Städten, und unter diesen namentlich in Nürnberg kultiviert; aber auch hier scheint es nur etwa zwei Jahrhunderte lang, vom Anfang des fünfzehnten bis zum Schlusse des sechzehnten, geblüht zu haben. Von norddeutschen Städten kommen nur wenige, unter diesen vorzugsweise Lübeck, in Betracht. Doch darf nicht übersehen werden, daß die auf unsere Zeit gekommenen Stücke ohne Zweifel nur die kleinere Hälfte der einst aufgeführten ausmachen. Haben wir es doch hier mit Gelegenheitsdichtungen im vollsten Sinne des Wortes zu thun, deren Verfasser nur den Augenblick, nicht aber die Nachwelt oder ihren persönlichen Ruhm bei denselben im Auge hatten. War ein solches Stück einmal aufgeführt, so kam es wohl nur in den seltensten Fällen zu

einer anderen Zeit oder an einem anderen Orte wieder zur Aufführung.[1]

Den Stoff zu den meisten Fastnachtsspielen liefert, wie es ja auch sonst beim Lustspiel Regel ist, das tägliche Leben. Die Stücke erheben sich indessen im 15. Jahrhundert beinahe nirgends über die allergewöhnlichste Nachahmung, und von künstlerischer Auffassung oder Verarbeitung des Stoffes kann kaum die Rede sein. Natürlich sah man es hauptsächlich auf diejenigen Personen und Zustände des Alltagslebens ab, welchen sich eine mehr oder weniger komische Seite abgewinnen ließ, also auf Verliebte, auf Eifersüchtige, böse Weiber, Prahlhänse u. dergl. m. Und neben den mehr individuellen Schwächen und Thorheiten dieser und noch anderer Personen liebte man es auch, ganze Stände und Berufsklassen wie den Krämer, den Bauer, den Priester, den Juden u. a. m. an den Pranger zu stellen.

Eine Quelle der Satire, welche immer wiederkehrt und ihren Dienst nie versagt, bietet u. a. das Leben und Treiben der Bauern; da ist nichts so gemein, so thöricht oder so schmutzig, daß es ihnen von den städtischen Dichtern nicht wäre angedichtet worden. Und während zweihundert Jahre später, z. B. in Nürnberg, Schäfer und andere Hirten bei den Dichtern als die idealsten Figuren erscheinen, müssen die Städter des 15. Jahrhunderts dem Landmanne gegenüber kein anderes Gefühl als das der souveränsten Verachtung gekannt haben. Die Dummheit der Bauern wird ins Unglaubliche ausgemalt; ich führe als Beweis hierfür folgendes Spiel an.

Ein Landstreicher sieht an einem Galgen einen Dieb baumeln und wünscht sich dessen Hosen anzueignen. Da aber diese festgefroren sind, schneidet er sie mit den Beinen des Gehenkten zusammen ab; hierauf bittet er bei einem Bauer Namens Kuonz um Herberge und erhält auch wirklich die Erlaubnis, die Nacht mit seiner Beute in einer warmen Stube zubringen zu dürfen. Am nämlichen Abend wirft die Kuh des Bauern ein Kalb, und dieses wird, damit es nicht friere, in dieselbe Stube gebracht. Der Landstreicher erwacht tags darauf sehr früh; er nimmt die

[1] Vgl. hauptsächlich die von A. Keller herausgegebenen Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert. (Bibliothek des litterar. Vereins Nr. 28—30 und Nachlese Nr. 46.) Archiv für Litteraturgeschichte, herausg. von F. Schnorr v. Carolsfeld, Bd. III, S. 1 ff. Mittelniederdeutsche Fastnachtsspiele. Mit Einleitung und Anmerkungen, herausg. von W. Seelmann. Norden und Leipzig 1885. Sterzinger Spiele nach Aufzeichnungen des Vigil Raber, herausg. von Oswald Zingerle. Wien 1886.

Hosen zu sich, verläßt, ohne von jemand bemerkt zu werden, das Haus und läßt nur die Diebsbeine zurück. Bald darauf betritt die Magd die Stube; sie sieht das Kalb, sieht die Beine und glaubt, das Kalb habe den Landstreicher bis auf die Beine aufgefressen. Kuonz und seine Frau erscheinen ebenfalls, erschrecken und wagen es nicht, die Stube zu betreten; Kuonz ruft:

> O Zetter Mordio, mordio,
> Deß schadens bin ich gar unfro,
> O hilff du lieber Herr S. Jeckel,
> Und du S. Wolff, mit deinem heckel,[1]
> Wir müessen sonst hie alle sterben
> Und schendtlich durch das Kalb verderben.

Nun läßt er sich Panzerhemd, Schwert und Hellebarde bringen und wappnet sich; sowie aber das Kalb zu brüllen anfängt, verliert er trotz seiner Bewaffnung den Mut. In seiner Herzensangst läuft er jetzt zum Schultheiß, und dieser gibt Befehl, Sturm zu läuten. Letzteres geschieht, die übrigen Dorfbewohner sammeln sich, und zwei derselben ziehen, den Schultheißen an der Spitze, Kuonzen zu Hilfe. Je mehr aber die Bauern unterwegs prahlen, desto größer wird ihre Mutlosigkeit beim Anblicke des Kalbes, bei dessen Gebrüll und seinen heftigen Bewegungen. Zuletzt, da sich kein anderer Ausweg zeigt, und da man besorgt, das vermeintliche Ungetüm möchte am Ende sämtliche Dorfbewohner verschlingen, beschließen sie, Kuonzens Wohnung anzuzünden, wobei natürlich das Kalb ebenfalls verbrennen würde, und ihm dann auf Gemeindekosten ein neues Haus zu bauen.

Unflätig ist das Benehmen der Bauern in zahlreichen Spielen, u. a. im Neidhartsspiel; und wo dieselben einmal ausnahmsweise klüger sind als die Städter und dieselben auf dem Markte durch alte faule Eier oder durch das Fleisch von gefallenem Vieh überlisten, scheint doch mehr ihre rohe Verschmitztheit als ihre wirkliche Klugheit hervorgehoben.

Natürlich werden aber auch die übrigen Stände vorzugsweise von der lächerlichen Seite aufgefaßt. Den Geistlichen wird vorgehalten, daß sie das Cölibat nicht halten. Auch der Ritterstand, welcher freilich im 15. Jahrhundert gleich dem Klerus tief von seiner früheren Höhe herabgesunken war, mußte sich jetzt parodieren lassen. Die Ritter legen jetzt nur noch auf schöne Haare und Locken und auf Uebung im Singen und Tanzen Gewicht; gilt es aber Ernst, so hat der eine ein geschwollenes Bein, der andere eine lahme Hand, der dritte einen verrenkten Rücken u. s. w.

[1] Wahrscheinlich S. Wolfgang mit seinem Attribute, dem Beil.

Oder sie bedingen sich aus, daß man sie im Kampfe zuhinterst aufstelle, oder erbieten sich, ihrem Brotherrn während des Krieges Küche und Keller zu hüten. Aber auch der Bürgerstand, aus dessen Mitte doch das Fastnachtsspiel hervorgegangen ist, kommt durchaus nicht überall gut weg, wobei dann seine Vertreter sowohl als typische Repräsentanten sittlicher Unvollkommenheiten wie als Repräsentanten ganzer Stände auftreten können; die Aerzte z. B. werden gar nicht selten als ganz gemeine Quacksalber dargestellt. Scheint es doch ein Zeichen echter Komik zu sein, wenn man nicht nur über die Thorheiten anderer, sondern gelegentlich auch über die eigenen zu lachen weiß! Daß endlich die Juden überall, wo von ihnen die Rede ist, schlecht wegkommen, versteht sich beinahe von selbst. Namentlich komisch ist es, mit welcher Naivität in einem solchen Stücke die getauften Israeliten ihre Freude darüber äußern, daß sie jetzt ebenfalls mit gutem Gewissen Schweinefleisch und Würste essen dürfen; ihre Freude wirkt hier um so drastischer, als sie dieselbe unmittelbar nach Empfang der Taufe aussprechen.

Manche Spiele haben allegorischen Inhalt und allegorische Figuren. So muß z. B. die Fastnacht selber als Personifikation auftreten und sich von den ebenfalls personifizierten Fasten ihr Sündenregister vorhalten lassen. Der Handel kommt vor Gericht; hier nehmen aber die Schöffen im ganzen für die Fastnacht und gegen die Fasten Partei, weil sie ungerne fasten und Frühmesse und Predigt ebenso ungerne besuchen. In einem andern Stücke treten die verschiedensten Stände, Adel, Bürger- und Bauernstand, das weibliche Geschlecht, alle durch Anwälte vertreten, gegen die wieder personifizierte Fastnacht auf und überhäufen sie mit Anklagen; allein der Richter gibt auch hier wieder der Angeklagten recht. In einem dritten streiten sich Christentum und Judentum oder, wie sie nach Analogie kirchlicher Schauspiele und kirchlicher Bilder heißen, Kirche und Synagoge über ihre Glaubenssätze; daß der Sieg der ersteren hier leicht gemacht wird, versteht sich im Grunde von selbst.

Noch weiter entfernen sich diejenigen Spiele von der herkömmlichen Art, deren Stoff der Geschichte, Sage oder Legende entnommen ist. Manche unter diesen hätten im Grunde eher als geistliche Spiele sollen bezeichnet werden, sind aber nichtsdestoweniger Fastnachtsspiele und sind wohl auch in der Fastnachtszeit aufgeführt worden. Die Sache ist an sich gar nicht so auffallend, wenn wir bedenken, daß noch jetzt an manchen Orten in der Karnevalszeit nicht nur Aufzüge von überwiegend satirischer Art, sondern auch völlig ernsthafte historische Umzüge stattfinden. Dazu kommt ferner, daß in Klöstern, namentlich in solchen, mit welchen

Schulen verbunden sind, durch die Klosterschüler unter Leitung der Mönche ebenfalls noch jetzt Schauspiele oder Opern aufgeführt werden, deren Charakter entweder ein ernsthaft weltlicher oder wenigstens ein scherzhafter ohne persönliche Ausfälle und ohne Unflätereien ist; ähnliche Aufführungen waren ja auch im 15. und 16. Jahrhundert möglich, noch ehe die eigentliche, den Terenz nachahmende Schulkomödie aufkam. Hierher gehört z. B. die Legende von St. Georg und dem Drachen und die Geschichte von Susanna und Daniel. Namentlich merkwürdig ist das Heiligkreuzspiel, ein sehr umfangreiches Stück mit starken Verstößen gegen Geschichte und Chronologie. Es schildert die bekannte Legende von der Auffindung des Kreuzes Christi durch die Kaiserin Helena, setzt aber seltsamerweise die Juden noch als Herren der Stadt Jerusalem voraus. Auch Begebenheiten und Züge, welche an das Zeitalter der Kreuzzüge erinnern, reihen sich an, z. B. die Eroberung Jerusalems durch die Heiden und die Wiedergewinnung der Stadt durch christliche Ritter. Das komische Element des Stückes bilden zum Teil die Juden, zum Teil auch Luzifer und seine höllischen Geister. Von verwandter Art ist auch das aus dem Jahre 1480 stammende Spiel von Frau Jutten, und hier ist uns überdies der Name des geistlichen Dichters überliefert; er hieß Theodorich Schernbek und stammte aus Mühlhausen in Thüringen. Das Spiel hat die bekannte Sage von der Päpstin Johanna zum Gegenstande, behandelt aber dieselbe im ganzen mit vielem Ernste, stellenweise sogar sehr tragisch, und nur in den Teufelsszenen bricht auch hier das komische oder fastnachtartige Element durch. Fastnachtsspiele von dem Tone des Heiligkreuzspiels und des Spieles von Frau Jutten unterscheiden sich von denjenigen Mysterien, welche komische Figuren und Szenen enthalten, beinahe nur noch durch die Zeit ihrer Aufführung.

In anderen Stücken treten Aristoteles oder König Artus mit den Rittern der Tafelrunde auf. Auch mittelalterliche Minnesänger wie Neidhart von Reuenthal und der Tannhäuser, ja sogar der Franziskanermönch und Wanderprediger Berthold von Regensburg kommen in Fastnachtsspielen vor. Freilich müssen es sich dann auch diese historischen oder sagenhaften Personen gefallen lassen, daß sie gelegentlich tief in den Strudel der Fastnachtskomik gezogen werden; Bruder Berthold z. B. tritt auf mit den Worten:

So haiß ich pruder Perchtolt;
Mir sein die schönen Frauen holt.

Und König Artus hat alle möglichen Potentaten an seinen Hof geladen, den König von Griechenland, den von England,

Frankreich u. s. w.; sogar ein König von Preußen erscheint bereits als Zeitgenosse des Artus. Nun läßt dieser sein Trinkhorn herumgehen; dieses Horn hat die wunderbare Eigenschaft, daß jeder Trinker, dessen Gattin keine Penelope ist, etwas Wein aus demselben verschüttet. Die Könige fangen an zu trinken, und jeder gießt Wein aus mit einziger Ausnahme des Königs von Spanien. Der Schwerpunkt der Komik liegt hier in der arglosen Zuversicht, mit welcher die Ehemänner das Horn an den Mund setzen, und der unmittelbar nachfolgenden Enttäuschung.

Sehr beliebt war in den Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts die Form einer gerichtlichen Verhandlung. Gerichtliche Verhandlungen haben, da in denselben eine Anzahl Personen für und gegen einander auftreten und sprechen, schon an sich ein dramatisches Element; sie konnten demgemäß ebensogut wie das Handeln zwischen Käufer und Verkäufer auf dem Markt auf das Schauspiel einwirken, ja man kann sie geradezu als natürliche Vorbilder desselben im wirklichen Leben bezeichnen. Dazu kam noch, daß sich gerade damals, begünstigt durch das Aufkommen der Universitäten, in den Städten das Gerichtswesen immer mehr auszubilden begann; doch begegnen wir im Fastnachtsspiel meist noch den sogenannten Schöffen, also den Vertretern des einheimischen Rechts, nicht den gelehrten Doktoren, wie sie bald darauf infolge der Einführung des römischen Rechts aufkamen. Natürlich fehlt es nun auch hier keineswegs an mancherlei komischen Einfällen und Situationen. Da figuriert etwa ein Anwalt, welcher sich bezahlen läßt, noch ehe er seine Verteidigung begonnen hat; oder ein Klient weigert sich, seinen Anwalt zu bezahlen, weil ihm dieser den Prozeß nicht gewonnen hat. Auch das Kostüm der als Richter verkleideten Spieler und ihr feierliches Auftreten mochte komisch wirken; denn nichts reizt bekanntlich den großen Haufen mehr zum Lachen als die Karikatur oder das Parodieren desjenigen, was den Leuten eigentlich ehrwürdig oder heilig sein sollte. Auch die Strafen nehmen sich oft seltsam und abenteuerlich genug aus, wenn z. B. einem Verurteilten der Genuß von Wildbret und Geflügel oder der Besuch von Bad und Tanzboden gerichtlich untersagt wird, oder wenn er verurteilt wird, am Katzentisch zu essen oder Narrenkleider zu tragen, barfuß oder an einer Krücke zu gehen.

## III.

Die äußere Form dieser Fastnachtsspiele ist nun freilich in der Regel noch eine sehr rohe und unvollkommene. Das Schau-

spiel ist in formeller Beziehung manchmal kaum zu erkennen; es fehlt an einheitlicher Handlung, oft an Handlung überhaupt, und das Ganze ist häufig nichts als eine bunte Häufung von Wechselreden und Klagen. Von dramatischer Gliederung ist meistens auch nicht die leiseste Spur vorhanden, und Stücke mit bestimmten Akten bilden viel eher die Ausnahme als die Regel. Natürlich fehlt es im einzelnen durchaus nicht an witzigen Einfällen, komischen Situationen u. dgl.; allein das Ganze entbehrt jeder Abrundung und jeder künstlerischen Vollendung; es sind bloße Skizzen, keine ausgeführten Gemälde. Und roh wie die Form des Ganzen sind auch Sprache und Stil im einzelnen; Derbheiten und Unflätereien jeder Art spielen eine hervorragende Rolle. Das weibliche Geschlecht, in zahlreichen Gattungen der Poesie und selbst im feineren Lustspiel von den Dichtern aller gesitteten Nationen bevorzugt, kommt hier sehr schlecht weg, und namentlich die alten Weiber werden als das non plus ultra von Zanksucht, Bosheit und Tücke dargestellt; sie stiften die Töchter gegen die Schwiegersöhne auf, und selbst der Teufel könnte noch bei ihnen in die Schule gehen und allerlei lernen. In einem Stücke, welches den Titel führt „Von dreien bösen Weibern", erscheinen die drei Weiber Weinzange, Harlire und Glattenkling vor der Hölle, um zu tanzen; der Höllenwirt Pinkepank bewirtet sie mit Wein, erhält aber statt der Bezahlung Schläge. Zuguterletzt treiben sie noch das Vieh des Teufels fort; die Teufel eilen ihnen zwar nach, werden aber von den Weibern in die Flucht geschlagen. Die ehelichen Verhältnisse erscheinen beinahe überall zerrüttet; wenn der Gatte hoffnungslos auf dem Krankenbette liegt, freut sich die Hausfrau auf baldige Erlösung, und jener benimmt sich im entgegengesetzten Falle genau ebenso.

Von feinerer Charakteristik einzelner Figuren finden sich schlechterdings keine Spuren. Zwei Spiele aus dem Ende des 15. Jahrhunderts behandeln z. B. einen mythologischen Stoff, das Urteil des Paris. An und für sich hätte es nun sehr nahe gelegen, die drei Göttinnen etwas verschiedenartig aufzufassen; Ch. M. Wieland hat es z. B. in seinem „Urteil des Paris", freilich in echt Wielandischer Weise gethan. Aber die Verfasser unserer Spiele unterlassen es in der denkbar unbefangensten Weise; doch wollen wir nicht verschweigen, daß selbst Lukas Cranach in seinem in der Karlsruher Kunsthalle befindlichen Gemälde genau ebenso verfahren ist und Juno, Minerva und Venus augenscheinlich nach einem und demselben Modelle gemalt hat.

Daß das Fastnachtsspiel Stoffe, welche vergangenen Zeiten,

z. B. dem Altertum oder dem hellenischen Mythus, angehören, in das Gewand seines Jahrhunderts kleidet, und daß es auch sonst an mancherlei Verstößen gegen Geschichte und Chronologie nicht arm ist, befremdet weniger, weil es diese poetische Lizenz sowohl mit anderen poetischen Gattungen als mit den bildenden Künsten teilt. So mögen denn Bühnenweisungen wie „an herren herrn Jupytter, ein gott der gotter detur litera", die Erwähnung des Königs Salomo oder des Christengottes durch Pallas Athene oder die in Jerusalem zur Zeit Konstantins und der Kaiserin Helena schon befindlichen Kreuzfahrer u. a. m. durch den Geist der Zeit, welche das Fastnachtsspiel hervorgebracht hat, entschuldigt werden. Aber die zahllosen Roheiten in Stoff und Ausdrucksweise finden im Geist und Geschmack des ganzen Zeitalters keine genügende Entschuldigung. Man fühlt sich vielmehr bei derartigen stereotyp wiederkehrenden Situationen unwillkürlich veranlaßt, zu fragen, ob denn das sittliche Leben in Nürnberg und anderswo im 15. Jahrhundert in der That so tief gesunken sei, wie es uns im Fastnachtsspiel entgegentritt. Nun wird man allerdings zunächst der Fastnacht ihr Recht lassen müssen, und man wird auch sonst nicht übersehen dürfen, daß das Lustspiel in allen seinen Zweigen, das rohe des ausgehenden Mittelalters wie das feine der französischen Klassiker, überhaupt mehr auf die Mängel und sittlichen Gebrechen der Menschen als auf ihre Vorzüge und Tugenden angewiesen ist. Zur Ehre der Nürnberger oder vielmehr ihres Rates wollen wir sogar noch darauf aufmerksam machen, daß letzterer im Jahre 1468 am Samstag vor Judica mit Beziehung auf die „zu vergangen vasnachten" bei den Spielen vorgekommenen Unsittlichkeiten in Worten und Gebärden beschloß, künftig derartige Vergehungen mit drei Gulden rheinisch zu bestrafen. Allein andererseits ist auch zu beachten, daß gerade im 15. Jahrhundert, also unmittelbar vor der Reformation, die Zustände allerdings schlimm genug waren, und daß die Reformation keineswegs nur mit den Dogmen und der Verfassung der Kirche, sondern auch mit dem Volksleben und mit seiner sittlichen Erneuerung vollauf zu thun hatte. Das Mittelalter befand sich in der That in dem Stadium der Auflösung, und so mußte es jetzt auch in sittlicher Beziehung diejenigen Früchte hervorbringen, welche man auch sonst in Zeiten des Uebergangs oder der Auflösung alter, unhaltbar gewordener Zustände findet. Der beste Beweis dafür, daß wir es keineswegs bloß mit Uebertreibungen zu thun haben, dürfte wohl darin liegen, daß das Fastnachtsspiel nach der Reformation bei Hans Sachs und Jakob Ayrer um ein Gutes ehrbarer und an-

ständiger erscheint, ohne übrigens dadurch seine komische Kraft einzubüßen.

Werfen wir endlich noch einen kurzen Blick auf die äußere Seite dieser dramatischen Dichtungen, so finden wir zum Teil die nämlichen Erscheinungen wie bei den Aufführungen der geistlichen Spiele. Es gab weder stehende Bühnen noch Schauspieler von Beruf; die Bühne war vielmehr eine improvisierte, und die Spieler waren Liebhaber. Man maskierte sich, soweit es nötig und möglich war, soweit ferner als die Gesetze es erlaubten, und zog nun in irgend ein bekanntes Bürgerhaus. Hier stellte man sich auf Bänke und Stühle und forderte die Anwesenden zum Zurücktreten und zum Schweigen auf. Nun wurde das in der Regel nicht sehr umfangreiche Spiel aufgeführt und zum Schluß erhielten die Spieler etwa Erfrischungen. War der Inhalt des Stückes ein schmutziger gewesen, so bat man im Epilog um Entschuldigung dafür, daß man „zu grob gesponnen" habe, versprach etwa auch, das nächste Jahr wiederzukommen. Sämtliche Rollen, auch die weiblichen, wurden von Männern, in der Regel wohl von jungen Männern, gespielt; unter den Zuhörern hingegen scheint das schöne Geschlecht ebenfalls vertreten gewesen zu sein. Wäre letzteres nicht der Fall gewesen, so hätte man sich schwerlich so regelmäßig entschuldigt; außerdem setzen einzelne Anspielungen in Prologen und Epilogen ganz entschieden die Anwesenheit von Frauen voraus.

Mit diesem improvisierten Charakter der Aufführungen hängt nun auch die mangelhafte Technik der Stücke zusammen. Es waren eben Improvisationen, welche ursprünglich nicht für den Druck und die Nachwelt, sondern lediglich für den Augenblick bestimmt waren; ihre Erhaltung dürfte daher in den meisten Fällen nur der Gunst des Zufalls zu verdanken sein. In den meisten Stücken fehlt ferner der Name des Verfassers, und nur ausnahmsweise pflegt sich ein solcher zu nennen. Namentlich zwei Nürnberger Dichter sind in dieser Beziehung namhaft zu machen, nämlich Hans Rosenblut, mit dem Beinamen der Schnepperer, d. h. der Schwätzer, um 1450, und etwas später, um 1480, Hans Folz. Letzterer stammte eigentlich aus Worms, lebte aber in Nürnberg als Barbier und war als solcher jedenfalls imstande, die Geheimnisse der Nürnberger Bürger zu kennen; er soll auch im Besitz einer Druckerpresse gewesen sein, und seine Stücke sind in formeller Hinsicht um ein weniges besser als die Rosenbluts. Trotz aller dieser Mängel aber sind diese Dichtungen eine Fundgrube, welche dem Sprachforscher wie dem Kulturhistoriker ein außerordentlich reiches Material liefern.

## IV.

Was die Stellung betrifft, welche die Reformation zur Feier der Fastnacht einnimmt, so konnte dieselbe natürlich nicht überall ganz dieselbe sein; im allgemeinen aber kann man doch behaupten, sie habe derselben an den meisten Orten früher oder später den Untergang gebracht. Allerdings fehlt es nicht an Ausnahmen; Niklaus Manuel aus Bern z. B. stellt in zwei Fastnachtsspielen vom Jahre 1522 den Papst und seine Priesterschaft und in einem dritten von 1525 einen päpstlichen Ablaßkrämer an den Pranger.[1] Allein im großen und ganzen lehrt schon der eine Umstand, daß sich die Karnevalsfeier fast nur in katholischen Gegenden bis auf unsere Zeit erhalten hat, daß die Reformation derselben nicht günstig war. Vorübergehend mochte sie sich derselben wohl, wie es in Bern geschah, zu kirchlich polemischen Zwecken bedienen; nachdem aber die Zeit des heftigsten Kampfes vorbei war, fand man alle möglichen Gründe, um dieselbe einzuschränken oder ganz zu beseitigen. In Ulm z. B. verbot man namentlich das Tragen von Masken und das Schwärzen der Gesichter,[2] was natürlich die althergebrachte Ausgelassenheit auf die Dauer in hohem Grade hemmen mußte. Trotzdem zieht sich die dramatische Fastnachtsfeier noch tief ins 16. Jahrhundert hinein, bis sie zuletzt ebenfalls, aus Gründen, von welchen später die Rede sein wird, allmählich abstirbt. Sie erreicht sogar ihre höchste Blüte erst nach der Einführung der Reformation, allein diese Blüte ist doch nur eine relative und bleibt weit hinter dem zurück, was aus dem Fastnachtsspiel unter günstigeren Umständen hätte werden können. Wohl aber verdanken wir es der neu erwachten, durch die Reformation ins Leben gerufenen Sittenstrenge, daß wenigstens die gröbsten Auswüchse am Baume der Dichtkunst verschwinden, und daß die Stücke des 16. Jahrhunderts in einem weit anständigeren Tone verfaßt sind als die des 15. Allerdings verschwinden die bisherigen Motive nicht plötzlich, und namentlich der der Sinnenlust ergebene Geistliche oder Mönch tritt, wie das bei lutherischen Dichtern kaum anders zu erwarten ist, auch bei Hans Sachs noch häufig genug auf. Auch Streitigkeiten zwischen Eheleuten kommen immer noch vor; es fehlt aber doch wenigstens das eigentliche Be-

[1] Niklaus Manuel, herausg. von Bächtold (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz, Bd. II), S. 29 ff.

[2] Jäger, Ulms Verfassungs-, bürgerliches und kommerzielles Leben im Mittelalter, S. 525.

hagen an groben und unflätigen Ausdrücken, das unaufhörliche Anbringen von Schimpfwörtern, welche früher oft ganze halbe Seiten anfüllen mußten u. a. m. Niklaus Manuel hat freilich, so leidenschaftlich er sonst auf der Seite des neuen Glaubens stand, an der durch diesen angebahnten Veredlung des Geschmackes keinen Anteil; er ist noch ziemlich tief in der alten groben Art stecken geblieben.

Die besten Fastnachtsspiele, welche der Mitte des 16. Jahrhunderts angehören, hat Hans Sachs verfaßt. Hans Sachs besaß gerade genug Witz und Humor, um auf diesem Gebiete mit Erfolg thätig sein zu können, und andrerseits genug bürgerliche Wohlanständigkeit und Ehrenhaftigkeit, um die Grenze des Anstandes, wenigstens nach damaligen Begriffen, nicht zu überschreiten.[1] Der Kontrast zwischen seiner sonstigen poetisch vielfach beengten Begabung, die nirgends über die Durchschnittsbildung seines Jahrhunderts hinausreicht, und den höheren Anforderungen, welche der Stoff in der Tragödie oder im ernsteren Schauspiel stellte, macht sich in seinen Fastnachtsscherzen viel weniger fühlbar als in den beiden andern genannten Gattungen. Eines seiner besten Stücke ist „der Eulenspiegel mit den Blinden“.

Eulenspiegel trifft auf einer Wanderung drei Blinde und verspricht denselben einen Thaler. Sie strecken sämtlich die Hände auf, bekommen aber nichts; da aber jeder infolge seiner Blindheit glaubt, einer der beiden anderen sei im Besitze des Thalers, so verlangen sie im nächsten Wirtshause auf gemeinsame Kosten Bier, Würste und Schweinsbraten. Wie sich nun herausstellt, daß keiner bezahlen kann, sperrt der Wirt das liederliche Kleeblatt in gerechtem Zorn in den Schweinestall. Nun tritt Eulenspiegel auf und erfährt von dem Wirte, was geschehen ist; er verspricht diesem, einen Bürgen zu suchen, welcher für die drei Blinden einstehen werde, und geht zum Ortsgeistlichen. Diesem macht er weis, der Wirt sei besessen und könne nur von ihm durch Beschwörungen geheilt werden; der Geistliche verspricht, nach zwei Tagen ins Wirtshaus zu gehen und den Wirt zu beschwören. Nun eilt Eulenspiegel ebendorthin und erklärt, der Pfarrer werde kommen und für die Blinden Bürgschaft leisten; der Wirt entläßt dieselben auf dieses hin aus ihrem Gewahrsam. Nach zwei Tagen erscheint der Geistliche wirklich im Wirtshaus in der Stola, mit Stab und Beschwörungsbuch. Der Wirt und seine Frau fordern

[1] Die Mehrzahl der Fastnachtsspiele von H. Sachs findet sich, herausg. von A. Keller, in der CXXV. Publikation des litterar. Vereins.

alsbald den Thaler; der Pfarrer, welcher von diesem nichts weiß, weigert sich, zu bezahlen. Nun stürmt jener mit dem Bratspieß heran, der Pfarrer seinerseits ruft die übrigen Bauern des Dorfes zu Hilfe, und der Wirt wird schließlich von diesen gepackt und geprügelt.

Das bekannteste der von Hans Sachs gedichteten hierher gehörigen Stücke ist wohl „das Narrenschneiden" vom Jahre 1557. Die verschiedenen leiblichen und geistigen Gebrechen, an welchen die Menschen vorzugsweise leiden, erscheinen hier, dem Geiste des Jahrhunderts entsprechend, als Narren personifiziert und werden als solche einem Kranken, der sie in ihrer Gesamtheit in sich vereinigt, aus dem Leibe geschnitten. Da erscheinen die Narren, selbstverständlich nur in der Größe von Marionettenfiguren, bei der Aufführung aber vermutlich doch an der Schellenkappe kenntlich, die Hoffart, der Geiz, der Neid, die Wollust, die Trunksucht, die Streitsucht; zuletzt aber wird noch ein ganzes Nest voll junger Narren zu Tage gefördert und nebst den schon erwähnten ausgewachsenen in die Pegnitz geworfen. Der Arzt verrichtet die ganze Operation umsonst.

In einem dritten Stücke, dem „Wildbad", wird das Prassen und Schlemmen lächerlich gemacht. Der Abt von Klingen ist infolge seiner Verdienste auf diesem Gebiet über alles Maß dick geworden und reist ins Wildbad, um dort sein überflüssiges Fett wegzubaden. Ein Edelmann lauert ihm unterwegs mit seinen beiden Knechten Schramfritz und Wursthans auf und schleppt ihn trotz seines Widerstrebens in sein Raubschloß. Hier erhält der Prälat einen Monat lang täglich nichts als Wasser und Brot nebst etwas Bohnen als Nahrung, erreicht aber so seinen Zweck ganz ebenso gut, als wenn er ins Wildbad gekommen wäre. Er sieht das auch ein und bezahlt daher dem Raubritter zum Abschied 100 Thaler Kostgeld.

Wieder in einem anderen Stücke handelt es sich darum, einem Bauer die Eifersucht zu vertreiben. Die Bäuerin hat nämlich ihren Mann wegen dieser Eigenschaft beim Abt von Certal verklagt, und dieser beschließt, eine Radikal-Kur anzuwenden. Sobald der Bauer wieder im Kloster erscheint, erhält er in seinem Wein einen Schlaftrunk; dieser wirkt, der Mann fällt in einen tiefen Schlaf und wird in diesem Zustande auf Befehl des Abts in das Klostergefängnis getragen. Beim Erwachen bemerkt er, daß er im Finstern liegt, und ruft verzweiflungsvoll:

> Potz Lung, potz Leber, wo bin ich doch?
> Was ist das für ein finster Loch?

Ich seh' und hör' nichts an dem End',
Ich greife nur vier steinerne Wänd'.
Wie bin ich nur gekommen herein?
Rufen will ich der Frauen mein.
Els, Els, mach' auf, laß mich hinaus.

Die Antwort lautet:

Schweig, du bist jetzt im Nobis Haus.[1]
Du wirst noch eine Weil' hier sitzen,
Mit andern armen Seelen schwitzen,
Mit ihnen leiden gleiche Pein.

Der Bauer ruft wieder:

Potz Leichnam Angst, wo mag ich sein?

Antwort:

Du bist im Purgatorium.

Der Bauer meint:

Ach sag' mir's deutsch, ich bitt' dich drum;
Denn ich verstehe kein Latein.

Er erfährt nun zu seinem Schrecken, daß er gestorben sei, sich bereits im Fegfeuer befinde und eigentlich nur noch eine Seele habe, während sein Leib schon tot sei. Nichtsdestoweniger erhält er darauf als Strafe für seine Eifersucht Rutenstreiche, dann aber Semmeln und Wein, welche sein auf der Erde zurückgebliebenes Weib für ihn geopfert habe. Dem Bauer geht es indessen ungefähr wie Papageno in Sarastros unterirdischem Tempelgewölbe, er findet den Wein zu sauer und das Lokal zu finster; seine Frau, meint er, habe wohl vergessen, für ihn eine Kerze zu opfern. Er erhält aber den Bescheid, letzteres sei freilich geschehen, die Kerze brenne auf dem Altar während der für ihn gehaltenen Seelenmesse. Damit ist aber der Eifersüchtige nicht zufrieden; er möchte vor allen Dingen aus dem Fegfeuer in den Himmel gebracht werden. Das, heißt es, könne nur durch die Fürbitte seines Abtes geschehen, und wenn dieser ihm nicht helfe, so müsse er wenigstens hundert Jahre hier bleiben; übrigens könne seine Seele auf die Fürbitte des Abtes hin auch wieder mit dem noch auf Erden befindlichen Leibe vereinigt werden. Auf dieses hin ruft der Bauer:

O sollt' ich wieder kommen auf Erden,
Wie wollt' der frömmste Mann ich werden u. s. w.

[1] Hölle oder Fegfeuer.

Jetzt erhält er einen zweiten Schlaftrunk, und beim Erwachen ist er wieder zu Hause. Von der Eifersucht ist er fortan gründlich geheilt.

Etwas später als Hans Sachs dichtete Jakob Ayrer ebenfalls Fastnachtsspiele, sechsunddreißig an der Zahl. Ayrer steht entschieden über seinem Vorgänger, und seine Stücke sind mit mehr Geschick entworfen und ausgeführt. Eines der gelungensten derselben spielt auf der Frankfurter Messe, sein Inhalt ist in Kürze folgender: Zwei Kaufleute bieten Tuch feil und beginnen, da sich lange kein Käufer findet, aus langer Weile miteinander zu spielen; während des Spieles stiehlt ihnen ein junger Taugenichts ein Stück Tuch. Der Jude Aaron weiß aus langjähriger Praxis, daß die Diebe das Gestohlene auf der Messe oft um weniger als die Hälfte des Preises wieder verkaufen, daß man also an Waren, die auf diesem Wege gekauft sind, einen großen Gewinn machen kann. Sowie er den Dieb mit dem gestohlenen Tuche sieht, macht er sich an denselben, um seine gewohnte Praxis wieder einmal auszuüben; zu seinem größten Erstaunen erhält er aber das gestohlene Tuch sogar geschenkt. Allein der Dieb ist klüger als Aaron; er geht nun zu den beiden Kaufleuten und zeigt ihnen den Juden als Dieb an; dann aber stiehlt er, während jene dem vermeintlichen Diebe nachsetzen, selber nach Herzenslust. Die Kaufleute haben unterdessen den Juden gepackt und unter seinem Mantel das Tuch entdeckt; da er den Diebstahl beharrlich leugnet, so prügeln sie ihn nach Herzenslust; zuletzt kommt ein Stadtpolizeidiener dazu, und dieser zeigt den ganzen Vorfall bei dem Bürgermeister an. Nun tritt Hieronymus Hagen, der Bürgermeister der Stadt Frankfurt, auf; der Jude wird verhört und, da er sich in seinen Aussagen widerspricht, verurteilt, den Kaufleuten das Tuch zurückzugeben und außerdem 200 Gulden Strafe zu bezahlen. Aber auch die beiden Händler werden gebüßt, jeder um 10 Thaler, weil sie den Juden mißhandelt und den Marktfrieden gestört haben. Zu guter Letzt wird Aaron, weil er, statt zu gewinnen, 200 Gulden verloren hat, von seiner bösen Ehehälfte noch mit dem Besenstiel mißhandelt.

Noch besser durchgeführt ist „Die ehrlich Beckin mit jren drey vermeinten Bulern". Der Bäckermeister Wilwalt hat eine schöne Frau, Charitas; drei andere Handwerker, der Goldschmied Hannibal, der Schneider Dietleib und der Schuster Endres, sind in dieselbe verliebt und verfolgen sie, während Wilwalt abwesend ist, mit zudringlichen Anträgen. Aber Charitas ist ebenso keusch als schön und klug obendrein. Sie stellt sich, als ob sie den An-

trägen der drei Werber Gehör schenken wolle, und bestellt alle drei auf 2 Uhr in der Nacht zu einem Stelldichein. Da aber gleichzeitig der Bäcker mit seinem Gesellen naht, so müssen die drei Buhler, um nicht ertappt zu werden, in drei große Mehlsäcke kriechen; in diesen stehen sie eine wahre Todesangst aus, da der Knecht sich anschickt, die drei Säcke in den stark geheizten Backofen zu schieben. Zuletzt wird beschlossen, den Morgen abzuwarten und dann die Säcke auf den Markt zu tragen und nebst ihrem Inhalte feilzubieten. Letzteres geschieht wirklich, und auf dem Markte fügt es der Zufall, daß dieselben gerade von den Ehefrauen der drei Delinquenten gekauft werden. Das Erstaunen der Frauen beim Oeffnen der Säcke ist natürlich groß, die Ehemänner erhalten Maulschellen und müssen obendrein bei Wilwalt und Charitas Abbitte thun.

Auch bei Ayrer fehlt es nicht an verbuhlten Geistlichen und Mönchen; ein solcher weiß sich z. B. bei einer Bäuerin, deren Mann schon bei Jahren ist, einzuschmeicheln, muß sich aber, als er gerade bei ihr ist und der Alte naht, in einen Käsekorb verkriechen. Der Gatte schlägt nun zuerst auf den Korb und dann auf sein untreues Weib los; der vom Knecht herbeigeholte Abt aber straft den nichtsnutzigen Klosterbruder mit Gefängnis.

Endlich hat Ayrer auch gerade wie die älteren Verfasser von Fastnachtsspielen allegorische Stücke verfaßt, in welchen Gestalten aus der griechischen Heroenwelt, zum Teil in höchst sonderbarer Umgebung, auftreten. In einem derselben — es führt den Titel „Comedischer Proceß, Action und Anklag wider der Königin Podagra Tyrannei" — treten König Priamus, Achilles, Ulysses und ein Bauer als Kläger gegen das Podagra auf; Kaiser Severus als Stellvertreter Jupiters leitet die Verhandlungen, Hans Sachs und Petrarca, letzterer in langem rotem Talar, vertreten die Angeklagte, und der Narr Jan Clam ergötzt in den Zwischenszenen die Zuschauer, indem er Bauern foppt und die Kläger auslacht. Schließlich wird die Königin Podagra, gerade wie die Fastnacht in den älteren Stücken, freigesprochen.

Von den Litterarhistorikern wird Hans Sachs durchweg als Dichter von Fastnachtsspielen über Ayrer gestellt. Bedarf es nun schon der Vorsicht, wenn jene unter sich uneinig sind, so dürfte dieselbe auch im entgegengesetzten Falle nicht ganz überflüssig sein. Sachs ist nicht nur seit dem Wiederaufblühen des Studiums der deutschen Vorzeit ein populärer Name, er ist überhaupt nie in dem Grade wie sein jüngerer Berufsgenosse verschollen gewesen; gerade aus dieser Popularität seines Namens erklärt es sich aber,

daß man nur ungerne auf dem Gebiete, auf welchem eines seiner Hauptverdienste zu liegen schien, einem andern die Priorität zuerkannte. Wer indessen vorurteilsfrei an beide Dichter herantritt, wer namentlich Stücke beider, etwa an einem historischen Lustspielabend, hat aufführen sehen, wird die bisher überall geltend gemachte Superiorität des älteren Dichters kaum mehr gelten lassen. Der kunstvollere Bau von Ayrers Spielen, die in dieselben verflochtenen Intrigen, der größere Figurenreichtum scheinen anzudeuten, daß das gleichzeitige englische Lustspiel nicht ganz ohne Einfluß auf ihn geblieben ist.

Gleichwohl sind auch Ayrers Fastnachtsspiele noch lange keine vollendeten Komödien, wenn schon der Dichter an und für sich ein Zeitgenosse Shakespeares war. Das nationale Lustspiel wurde eben in Deutschland das ganze 16. Jahrhundert hindurch meist nur von den nicht humanistisch Gebildeten gepflegt, während die Gelehrten, welche vom Geiste des Altertums erfüllt waren und an seinen Mustern sich geschult hatten, es vorzogen, lateinisch zu dichten. Die dramatischen Versuche der ersteren sind infolgedessen nie über eine gewisse volkstümliche Roheit und Formlosigkeit hinausgekommen, während die der letzteren in der Regel in einer mißverstandenen Klassizität stecken geblieben sind. Ein Litteraturzweig wie das Drama wird aber nur dann eine höhere Stufe künstlerischer Vollendung erreichen, wenn die beiden genannten Elemente, das volkstümliche mit seiner frischen Kraft und seinem Reichtum an Stoff und das gelehrte mit seinen auf Veredelung der äußeren Form gerichteten Bestrebungen, einträchtig zusammenwirken. Daß dieses im deutschen Drama des 16. Jahrhunderts nicht der Fall war, daß vielmehr jede der beiden Richtungen unbekümmert um die andere ihren eigenen Weg verfolgte, ist aus der Geschichte unserer Litteratur nur zu bekannt.

## V.

Werfen wir nun zum Schlusse noch einen Blick auf die zweite Feier der mittelalterlich-deutschen Fastnachtsfreuden, so haben wir es hauptsächlich mit Festzügen, Fackeltänzen, auch wohl mit dem Herumlaufen einzelner oder nur ganz weniger vermummter Personen zu thun. In Nürnberg, dessen Fastnachtsleben auch hier wieder am deutlichsten vor Augen liegt,[1] hieß ein solcher Fastnachtszug das Schönbartlaufen. Die Nürnberger nannten nämlich die Maske oder Larve Schönbart; der Schönbart war

[1] Nürnbergisches Schönbart-Buch und Gesellen-Stechen. Nürnberg 1765. 4⁰.

eigentlich wohl nur ein falscher Bart, welchen man trug, um von den Leuten, welche man neckte, weniger leicht erkannt zu werden; aus dem bloßen Bart aber scheint mit der Zeit ein ganzes Gesicht, eine Larve geworden zu sein. Das Schönbartlaufen aber, d. h. das öffentliche Herumziehen maskierter und auch sonst verkleideter Leute, war in Nürnberg seit der Mitte des 14. Jahrhunderts ein Vorrecht der Metzger und ihrer Zunft. Im Jahre 1349 nämlich hatten bei Gelegenheit von bürgerlichen Unruhen diese fest zum Rate gehalten und darauf als Belohnung ihrer Treue dieses Privilegium erhalten. Kaiser Karl IV., welcher zu Gunsten der vertriebenen Magistrate damals in Nürnberg intervenierte, bestätigte der Zunft dieses Vorrecht, und 1350 oder 1351 fand hierauf das erste Schönbartlaufen statt. Die Masken gingen in Samt und Seide und führten öffentliche Tänze auf, bei welchen sie sich mit ledernen Riemen hielten, welche ungefähr wie lange Leberwürste aussahen. Mit der Zeit wurden natürlich die Aufzüge immer kostbarer, und schließlich fingen sie infolgedessen an, den Handwerkern beschwerlich zu werden. Letztere waren daher froh, als etwa in der Mitte des 15. Jahrhunderts die jungen Patrizier ihnen das Recht des Schönbartlaufens abkauften. Die Sache selbst konnte dadurch, daß sie in die Hände der Reichen und Vornehmen übergegangen war, selbstverständlich nur gewinnen. Vom Jahre 1449 an gibt es dann förmliche Schönbartsbücher, eine Art Protokolle, in welche die wichtigsten Erscheinungen jedes Jahres, soweit sie sich auf das Schönbartlaufen bezogen, eingetragen wurden. Sehen wir uns ein solches Fest nach der noch vorhandenen Schilderung etwas näher an; wir wählen das des Jahres 1475.

Dem eigentlichen Zuge laufen einige Vermummte in Narrenkleidern voraus, welche die zuschauende Menge mit Kolben oder Pritschen zurückdrängen und dem nachfolgenden Zuge genügenden Raum schaffen. Dann kommt ein Narr zu Pferd, welcher aus einem großen Sack Nüsse unter die Gassenjungen wirft, um welche sich diese natürlich raufen und schlagen. Auf diesen folgt wieder ein Reiter; dieser trägt einen Korb mit Eiern, welche mit Rosenwasser gefüllt sind. Die Eier werden nun auf die Frauen und Jungfrauen Nürnbergs, welche dem Zug aus den Fenstern zuschauen, geworfen; sie sollen nach den Schönbartbüchern gar schön „geschmecket" haben. Nun kommen die Schönbärte selbst, alle gleich kostümiert, von ihrem Hauptmanne geführt und von einer Musikbande begleitet; es sind ihrer sechsundvierzig, in Rot und Grün gekleidet. Den Beschluß des Zuges bildet aber eine große von

Pferden auf einer Schleife gezogene Hölle. Letztere enthält eine Menge Figuren, z. B. einen Teufel, welcher böse Weiber frißt, einen Backofen, in welchem Narren gebacken werden, eine Kanone, aus welcher man böse Weiber schoß, Mönche, Nonnen u. s. w.

Auch an Anspielungen auf Ereignisse der Gegenwart oder auf bestimmte Persönlichkeiten fehlte es nicht. Im Jahre 1523 z. B., also beim Beginn der Reformation, lief einer umher, dessen Kleid aus lauter Ablaßbriefen zusammengesetzt war. Noch bekannter ist das letzte Schönbartlaufen vom Jahre 1539 geworden. Damals lebte der bekannte Doktor Osiander als Prediger in Nürnberg, und dieser hatte sich durch seine scharfen Predigten viele Leute zu Feinden gemacht. In der Hölle, welche in genanntem Jahre ein carrus navalis, d. h. ein Schiff auf Rädern, war, befand sich mitten unter den Teufeln und Narren ein dicker Geistlicher, dessen Gesicht mit dem Osianders unverkennbare Aehnlichkeit hatte; statt der Bibel trug jedoch derselbe ein Brettspiel in der Hand. Osiander beklagte sich auf dieses hin beim Rate; die Führer des Zuges wurden eingesperrt, das Schönbartlaufen selbst aber ward auf ewige Zeiten verboten. Der Pöbel stürmte zwar, um sich zu rächen, Osianders Haus, allein das ganze Fest blieb abgestellt und ist seitdem nicht wieder gefeiert worden. Statt dessen wurde hundert Jahre später auf den Aschermittwoch vom Rate „an statt der heidnischen Faßnacht" ein „Christlicher Buß-, Fast- und Bet-Tag" verlegt.

Einen ähnlichen Verlauf scheinen derartige Fastnachtsvergnügungen auch anderwärts genommen zu haben. In Ulm z. B., wo der Ausdruck Schem für Larve ebenfalls nachgewiesen ist, und wo auch von starker Beteiligung der Schulmeister bei der Aufführung von Possen die Rede ist, erschienen schon in den Jahren 1524, 1531 und 1532 wiederholte Verbote. In Luzern waren die beiden Gattungen der Fastnachtsfeier, Umzug und Schauspiel, in der Weise mit einander verbunden, daß letztere nicht in den Häusern, sondern auf den Hauptplätzen der Stadt auf Gerüsten gespielt wurden, und daß die jungen Bürger, welche als Spieler auftraten, vorher durch die Straßen zogen; die Gesellschaft, welche hier die Sache in den Händen hatte, hieß „zum Affenwagen". Die Narrenrollen waren hier ebenso gesucht, wie in den berühmten geistlichen Spielen der Luzerner die Rollen der Teufel.

# Neuere Darstellungen der römischen Geschichte.

Von

**Georg Winter.**

Seit lange haben wir uns daran gewöhnt, auf dem Gebiete der römischen Geschichte den genialen Forscher, dessen umfassende, tiefgelehrte und zugleich für jeden Freund wissenschaftlicher Auffassung doch so klar verständliche Arbeiten die Welt mit Bewunderung erfüllen, gewissermassen als den Alleinherrscher zu betrachten, neben dessen überwiegender Autorität die Forschungen anderer, welche sich zumeist nur auf speziellere Fragen bezogen, naturgemäß in den Hintergrund treten müßten. Man darf sagen, daß Theodor Mommsens klassische Arbeiten heut die Auffassung der gebildeten Welt vollkommen beherrschen, daß sich die großen Verfassungskämpfe Roms, die für alle Zeiten typisch geworden sind, ebenso wie die großen Heroengestalten, an denen sich die Jugend und das Alter seit Jahrhunderten immer wieder erhebt und erfreut, uns in allen wesentlichen Punkten in dem Lichte erscheinen, in welches sie Mommsens Meisterhand gestellt hat. Der ganz vereinzelte Widerspruch, der sich in gelehrten Kreisen gegen einzelne seiner Resultate erhob, drang kaum irgendwo über die engsten Kreise der Fachgenossen hinaus. Und über allen Zweifel erhaben ist es doch, daß diese allgemeine Anerkennung, welche dem großen Gelehrten gezollt wird, der noch heute in ungeschwächter Kraft weiter schafft, eine vollkommen berechtigte ist, daß der Ruhm, welchen sich Mommsen durch seine wissenschaftlichen Leistungen erworben hat, ein für alle Zeiten gesicherter ist.

Gleichwohl liegt in dieser wissenschaftlichen Alleinherrschaft eine gewisse und nicht zu unterschätzende Gefahr: das Gebiet, welches Mommsens vielseitige Thätigkeit umfaßt, ist doch ein zu

mannigfaltiges und großes, die Fülle einzelner Fragen und Probleme, welche namentlich infolge der fragmentarischen Gestalt unserer Ueberlieferung vorliegen, ist eine zu erdrückende, als daß nicht auch die eminenteste Begabung nicht nur in Einzelheiten, sondern auch in sehr wesentlichen Fragen dem Irrtum unterworfen sein sollte. Die Gefahr liegt nahe, daß unsere Auffassung jener für alle Zeiten bedeutsamen Verfassungskämpfe, welche sich auf Roms klassischem Boden abgespielt haben, eine einseitige werde, wenn wir uns allzu sehr daran gewöhnen, der überwiegenden Autorität des einen Forschers mehr oder weniger blindlings zu folgen. Ist es doch dadurch heute schon so weit gekommen, daß Mommsens großer Vorgänger auf diesem Gebiete, Barthold Georg Niebuhr, nur noch von den speziellen Fachgenossen gelesen wird, in weiteren Kreisen aber nur noch dem Namen nach bekannt ist, obwohl er es doch gewesen ist, welcher der Forschung über die Geschichte der römischen Republik zuerst in umfassendem Sinne neue Bahnen gebrochen hat, ja der an der Neubegründung unserer gesamten modernen Geschichtschreibung in eminentem Sinne beteiligt war. Auch für Mommsen sind Niebuhrs Arbeiten die Grundlage und Anregung seines eigenen Forschens gewesen, wenngleich er dann freilich in den meisten Grundfragen zu anderen Resultaten gekommen ist als sein nicht minder großer Vorgänger. Gerade dieser bewußte Gegensatz, in den Mommsen zu Niebuhr getreten ist, zeigte aber, von wie verschiedenen Gesichtspunkten aus sich das so fragmentarische Material, welches uns über die ältere Geschichte der römischen Republik vorliegt, betrachten läßt, und wie notwendig es daher erscheint, die eine Ansicht durch die andere zu kontrollieren und in jedem einzelnen Falle zu prüfen, welche von ihnen die richtige ist. Diese Prüfung aber ist jetzt zu unabweisbarer Notwendigkeit geworden, nachdem in neuester Zeit zwei der hervorragendsten Denker, welche die deutsche Geschichtschreibung überhaupt hervorgebracht hat, eine deutlich erkennbare Annäherung an die von Mommsen verlassenen Bahnen, welche Niebuhr der Kritik und der Darstellung der römischen Geschichte vorgezeichnet hat, vollzogen haben. Der eine dieser Denker ist kein geringerer als der unerreichte Meister der modernen Geschichtschreibung, Leopold von Ranke, der in der zweiten Abteilung seiner Weltgeschichte (in zwei Bänden) mit gewohnter Meisterschaft und originaler Einheitlichkeit ein Bild von der Entwickelung des römischen Staatswesens gegeben und in den Analekten auch zu einigen der kritischen Grundfragen Stellung genommen hat; der zweite ist der der Wissenschaft durch einen allzu frühen Tod entrissene Berliner

Professor Karl Wilhelm Nitzsch, aus dessen Nachlasse soeben durch die Pietät seiner Schüler umfangreiche Publikationen veranstaltet werden, unter denen die Geschichte der römischen Republik eine sehr hervorragende Stelle einnimmt. Beide Denker kommen nicht etwa in einzelnen Nebendingen, sondern in vielen grundlegenden Fragen zu einer von der Mommsens erheblich abweichenden Auffassung, die sich am schärfsten und eigentümlichsten in der Beurteilung der großen Gestalten des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, der Gracchen, eines Marius, Sulla, Cinna, Cäsar, Pompejus u. a. offenbart, und beide nähern sich in diesen ihren Resultaten wie in ihren kritischen Grundanschauungen wieder mehr Niebuhr, als dessen großem Nachfolger. Um diese Unterschiede verständlich zu machen und damit dem Leser einen Einblick in die großen, zugleich historischen, wirtschaftlichen und politischen Prinzipienfragen, um die es sich dabei handelt, zu eröffnen, dürfte es angemessen erscheinen, erst in einigen flüchtigen Zügen ein Bild von der eigenartigen wissenschaftlichen Bedeutung jenes Begründers der modernen Geschichtschreibung über die römische Republik, Barthold Georg Niebuhrs, zu entwerfen.

Man weiß, daß die Schöpfung der modernen exakt-kritischen Methode, durch welche sich die Geschichtschreibung unseres Jahrhunderts von der des voraufgegangenen unterscheidet, zeitlich zusammenfällt mit der Periode der Befreiungskriege und der denselben unmittelbar voraufgehenden Jahre tiefster nationaler Erniedrigung der Deutschen. Gerade die furchtbare Gefahr, in welche die historisch gewordenen nationalen Bildungen durch die universalmonarchischen Pläne des fränkischen Eroberers geraten waren, wurde die Veranlassung zu deren geistiger Wiedergeburt, zu einer nationalen Reaktion von furchtbarer Kraft und innerer Wahrhaftigkeit. Wie diese Reaktion auf politischem Gebiete eben in den Befreiungskriegen ihren grandiosen Ausdruck gefunden hat, so hat sie sich zugleich auch auf wissenschaftlichem Gebiete durch eine sehr intensive Erweckung des nationalhistorischen Sinnes, durch eine energische Versenkung in die nationale Vergangenheit, die jetzt in ihren Lebensnerven bedroht war, geltend gemacht. Eben indem diese nationalen Staatsgebilde durch die von außen andrängenden Pläne einer Universalmonarchie, die alles besondere staatliche Leben zu vernichten drohte, einen furchtbaren Stoß erlitten, fingen dieselben an, mit verdoppelter Kraft sich ihrer nationalen Wurzeln zu erinnern, durch eine Erforschung der Genesis ihrer Staatswesen deren eminente historischpolitische Bedeutung zu veranschaulichen. Eben weil der Umsturz einer ganzen Reihe

von Dynastien, wenn wir so sagen dürfen, eine Masse von historischem Material fortschwemmte, nahmen sich die Besten der Nation der noch vorhandenen Denkmäler der nationalen Vergangenheit um so eifriger an. Jakob Grimm sammelte die Reste des alten Volksglaubens, des Volksrechts und der Sprache, Eichhorn arbeitete an seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, und zugleich entstand in eben dem Manne, der für die politische Befreiung Deutschlands das Größte und Beste leistete, in dem Freiherrn vom Stein, der wissenschaftliche Plan einer Sammlung alles historischen Materials für die deutsche Geschichte, welcher dann in der Begründung der Monumenta Germaniae historica zur Ausführung gelangte.

Diese wissenschaftlichen Kräfte für die Wiedergeburt des Vaterlandes nutzbar zu machen, wurde im Jahre 1810 von Friedrich Wilhelm III. die Universität Berlin begründet, und hier war es, wo im Wintersemester von 1810 auf 1811 Niebuhr seine epochemachenden Vorlesungen über römische Geschichte hielt.

Denn es war doch nur natürlich, daß der gewaltige Impuls, der den historischen Studien durch die Reaktion gegen Napoleons Universalmonarchie gegeben wurde, nicht nur der deutschen Geschichte, sondern der historischen Wissenschaft überhaupt zu gute kam. Allgemeine geistige Erneuerung war es, deren das Vaterland bedurfte; jede wahrhaft große wissenschaftliche That, welche die Universität zu verzeichnen hatte, kam doch wieder dem nationalen Leben überhaupt zu gute. Beides ist untrennbar miteinander verbunden. Der römische Historiker Niebuhr war zugleich einer der Mitbegründer der Monumenta Germaniae historica. „Die unglückliche Zeit der Demütigung Preußens“, so hat er sich einmal geäußert, „hat Anteil an der Produktion meiner Geschichte. Wir konnten wenig mehr thun, als sehnlichst auf bessere Zeiten hoffen und auf diese vorbereiten. Was war mittlerweile zu thun? Ich ging zurück zu einer großen, aber längst dahin geschwundenen Nation, um meinen Geist und den meiner Zuhörer zu stärken. Es ging uns wie Tacitus.“

Suchen wir uns nun die eminente Bedeutung, welche Niebuhrs Arbeiten nicht nur für die Geschichte der römischen Republik, sondern für die moderne Geschichtschreibung überhaupt gehabt haben, zu vergegenwärtigen, so beruht sie vor allem auf zwei Momenten: einmal auf der Begründung einer neuen Methode der Quellenkritik, dann aber auf der Art, wie er, über die negative Seite der Kritik hinausgehend, auch aus dieser von ihm als verworren nachgewiesenen Ueberlieferung sich das Geschehene selbst, dessen Niederschlag jene Ueberlieferung ist, zu vergegenwärtigen sucht.

Wohl war man schon vorher auf die zahllosen Widersprüche aufmerksam geworden, welche sich bei einer kritischen Vergleichung der verschiedenen römischen Historiker untereinander ergaben; vor allem hatte Perizonius in seinen „Animadversiones historicae“ mit Nachdruck darauf hingewiesen. Aber entweder hatte man nur daraus den Schluß gezogen, daß mit dieser Ueberlieferung überhaupt nichts anzufangen sei, daß man also über die älteste Geschichte der römischen Republik oder gar über die Periode des sogenannten römischen Königtums überhaupt nichts wissen könne, oder man hatte die Ueberlieferung trotz jener Widersprüche einfach hingenommen wie sie war, und mit derselben Unbefangenheit von der Politik des Romulus gesprochen, wie etwa von der des Cäsar und Augustus.

In bewußtem und energischem Gegensatz hierzu stellte nun Niebuhr für die Forschung über die ältere römische Geschichte den Grundsatz auf, daß es versucht werden müsse, aus diesen uns vorliegenden, stark mit fabulosen Elementen durchsetzten Erzählungen eines Polybius, Livius, Dionys u. a. den wirklich historischen Kern herauszuschälen. Um dies möglich zu machen, ging er von folgender Erwägung aus: Die Darstellungen, die wir besitzen, sind Jahrhunderte nach den geschilderten Ereignissen entstanden; sie sind nicht Niederschläge der Ereignisse selbst, sondern reflektierte Bilder aus einer späteren Zeit; sie sind also durch die Anschauungen, von denen die späteren Autoren erfüllt waren, modifiziert worden. Aus diesem Eindruck des Ereignisses auf den späteren Berichterstatter muß erst das Bild des Vorganges selbst gefunden werden. Dafür haben wir aber in den uns erhaltenen Darstellungen bestimmte Anhaltspunkte; denn offenbar haben doch die Historiker des zweiten und ersten vorchristlichen Jahrhunderts, die uns erhalten sind, die älteren Ereignisse nicht aus freier Phantasie niedergeschrieben, sondern sie haben ältere, nicht mehr vorhandene Berichte, darunter namentlich die offiziellen Urkunden und die Annalen der Priesterschaften vor sich gehabt. Hier und da haben sie sich auf diese älteren Quellen, aus denen sie schöpften, ausdrücklich berufen. Wenn sie auf Grund derselben doch zu zahlreichen widersprechenden Ansichten gekommen sind, so liegt das nicht an der Art jener älteren Quellen oder doch nicht an dieser allein, sondern es beweist nur, daß sie, in anderen Anschauungen groß geworden und namentlich von den Anschauungen der sullanischen Zeit beeinflußt, jene älteren Quellen nicht mehr verstanden. Es gilt also, jene älteren Quellen aus den jüngeren herauszuschälen und sich aus ihnen dann ein Bild der älteren Verfassung zu bilden.

Indem er sich nun an diese ungeheure Aufgabe heranmachte, kam ihm dabei seine universale und staunenswerte Gelehrsamkeit und Belesenheit zu Hilfe, kraft deren er sich die schwer verständlichen Institute der untergegangenen römischen Verfassung durch verwandte Einrichtungen anderer Völker verständlich zu machen und so aus den widersprechenden Nachrichten das wahre Bild zu gewinnen suchte. Aus der Natur der Institute selbst heraus suchte er dann deren Genesis zu begreifen. In welcher Art er dabei vorging, möge ein besonders charakteristisches Beispiel veranschaulichen.

Von jeher hatte Wesen und Natur des römischen ager publicus (für welchen Mommsen den im allgemeinen das Wesen der Sache bezeichnenden Ausdruck „Staatsdomänen" eingeführt hat) den römischen Antiquaren große Schwierigkeiten gemacht; und doch liegt in der Erkenntnis dieses Instituts der Schlüssel zu der gesamten Agrargesetzgebung Roms von den Licinischen Gesetzen bis zu den Gracchen und ihren Nachfolgern, einer Gesetzgebung, für die ein genaues Analogon bei den meisten übrigen Kulturvölkern nicht vorhanden ist. Man war früher geneigt gewesen, die Einziehungen von Ackerland und die neue Verteilung desselben an die Plebs, wie sie das Charakteristische dieser Gesetzgebung bildet, einfach für eine socialistische Maßregel, für einen Eingriff in das Privateigentum zu erklären; später hatte man dann erkannt, daß dieselben sich nur auf den ager publicus bezogen. Es galt also nun, sich über dessen Wesen klar zu werden. Nun liegen aber gerade hierüber in unserer erhaltenen Ueberlieferung zwei einander diametral entgegengesetzte Anschauungen vor, deren eine (Plutarch) behauptet, vom ager publicus seien Steuern bezahlt worden, während die andere (Appian) sagt, der ager publicus sei verpachtet gewesen. Vor Niebuhr hatte man nun geschlossen: Das ist ein Widerspruch, also Unsinn, mit dem nichts anzufangen ist. Da entdeckte nun Niebuhr, daß eine dem römischen ager publicus verwandte Erscheinung sich in den indischen Grundbesitzverhältnissen finde; dort war die Sache so, daß der ager publicus Steuern bezahlte, die Einziehung dieser Steuern aber verpachtet wurde. Dadurch wurde Niebuhr nun zu der Ansicht gebracht, daß es im alten Rom ebenso gewesen sei und daß die hierüber in den älteren Quellen vorhandene Nachricht von den beiden späteren Berichterstattern mißverstanden sei; in beider Irrtum liege ein wahrer Kern; Plutarch habe recht, wenn er angebe, daß vom ager publicus Steuern bezahlt worden seien, Appian, wenn er behaupte, daß ein Pachtverhältnis dabei zu Grunde gelegen habe; es sei

eben eine Kombination beider gewesen, für welche der späteren Zeit das Verständnis verloren gegangen sei. So kommt Niebuhr durch die Heranziehung der Analogie Indiens über das rein negative Resultat seiner Vorgänger hinaus zu dem Schlusse: Aus dem Widerspruch der beiden vorliegenden Quellen folgt nicht, daß die ganze Nachricht unsinnig, d. h. falsch sei, sondern daß beide ihre ältere Quelle mißverstanden haben.

Von solchen Einzelbeobachtungen gelangte Niebuhr dann zu einem allgemeinen Gesetz der historiographischen Entwickelung: Jede historische Ueberlieferung beruht auf Fortpflanzung historischer Quellen, die späteren Berichte schreiben die früheren aus, ohne dabei wesentlich zu ändern; nur mißverstehen sie, weil sie eben einer anderen Zeit angehören, die Angaben der früheren Quellen. Es ist bekannt, welche glänzende Bestätigung diese Ansicht dann durch den Fortgang der Monumenta Germaniae historica erhalten hat, bei denen diese Ableitung der späteren Quellen aus den früheren mit voller Evidenz erwiesen werden konnte, weil auch die älteren im Original erhalten sind. Und wie hier für Altertum und Mittelalter, so wurde dasselbe Gesetz auch für die neuere Geschichte durch Rankes klassische Abhandlung „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" erwiesen, in welcher der mathematisch sichere Nachweis erbracht wurde, daß einer der bedeutendsten neueren Geschichtschreiber, Guicciardini, im wesentlichen nach derselben Methode gearbeitet hat, wie jene antiken und mittelalterlichen Historiker.

Nachdem so der Weg zu den älteren Quellen an einigen Punkten der Ueberlieferung klar gewiesen war, suchte nun Niebuhr die Art dieser älteren Quellen selbst zu erkennen und warf dabei die Hypothese auf, daß eine der hauptsächlichsten derselben die alten historischen Lieder gewesen seien, welche sich, wie bei anderen Völkern, so nach dem Zeugnis des Cato und Varro auch bei den Römern von Generation zu Generation bei den vornehmen Geschlechtern erhalten und in den bekannten Laudationen bei den Leichenbegängnissen ihren frühesten Niederschlag gefunden haben.

Nach solchen umfassenden kritischen Vorarbeiten, bei denen er, wie die Unterschiede der ersten und zweiten Auflage seiner römischen Geschichte zeigen, erst während der Arbeit selbst von Resultat zu Resultat fortschritt, ging Niebuhr dann daran, sich das Wesen der älteren römischen Verfassung selbst verständlich zu machen, indem er aus der trümmerhaften Ueberlieferung und den Instituten selbst den Gesamtorganismus zu rekonstruieren suchte. Natürlich war er hierbei, da genügende und exakte Vorarbeiten

nur in geringer Zahl vorlagen, im wesentlichen oft auf Kombinationen und Hypothesen angewiesen; er selbst hat einmal gesagt, er habe seine römische Geschichte mit der Kühnheit eines Nachtwandlers geschrieben. Aber die Bahn hatte er gebrochen, auf der man zu gesicherten Resultaten zu gelangen vermag, und viele seiner Resultate verdienen, so lebhaften Widerspruch sie anfangs auch gefunden haben, noch heute im höchsten Maße die Beachtung des Forschers; ja, man kann sagen, daß eben in der neuesten Phase der Entwickelung der römischen Historiographie die Neigung wieder in erhöhtem Maße aufgetaucht ist, in die seit einigen Jahrzehnten verlassenen Bahnen wieder einzulenken.

Nicht als ob dadurch den immensen Verdiensten Mommsens auch nur im geringsten die ihnen gebührende Anerkennung versagt werden sollte; im Gegenteil, niemand ist von diesen Verdiensten Mommsens fester und klarer überzeugt gewesen als der geniale Gelehrte, der zuerst in umfassendem Sinne Widerspruch gegen einzelne Resultate und Auffassungen Mommsens erhoben hat, Karl Wilhelm Nitzsch. Nur um die Frage handelte es sich für den letzteren, ob nicht auf den von Niebuhr eröffneten Bahnen noch neue, über die Mommsens hinausgehende Resultate gewonnen werden, ob nicht durch eine erneute Prüfung der vorhandenen Ueberlieferung Licht über manche Institute verbreitet werden könne, welche völlig aufzuhellen auch Mommsens Meisterhand vergeblich bemüht gewesen war.

Vor allem betonte Nitzsch immer und immer wieder die Notwendigkeit eines weiteren Ausbaues der von Niebuhr gewonnenen quellenkritischen Grundfragen, in denen sich Mommsen auf einen anderen Standpunkt gestellt hatte, indem er vor allem die Hypothese Niebuhrs von den in die späteren Darstellungen übergegangenen historischen Liedern verwarf.

Wenn nun das Hauptverdienst Mommsens vor allem darin lag, daß er durch eine tiefinnerliche Durchdringung des Geistes des römischen Staatsrechts und durch eine meisterhafte Handhabung der historischen Methode zum erstenmal ein Bild von der Geschichte der römischen Republik in ihrem ganzen Umfange entwarf, während Niebuhr nur bis zur Epoche der punischen Kriege gelangt war, so meinte Nitzsch immer wieder darauf hinweisen zu müssen, daß damit die Pflicht, zu den ältesten Bestandteilen der römischen Ueberlieferung emporzusteigen, doch keineswegs hinfällig geworden sei, daß durch eine umfassende Lösung dieser Aufgabe vielmehr gerade für die für alle Zeiten bedeutsame und typische Entwickelung der ältesten Verfassung noch manches neue Resultat

zu gewinnen sei, namentlich an den Stellen, an denen Mommsen zu einem positiven und sicheren Ergebnis nicht gekommen war, weil er an der Möglichkeit dieser Herstellung der ältesten Ueberlieferung verzweifelt war. Vor allem waren es die wirtschaftlichen Bewegungen, für welche Nitzsch überhaupt ein so feines Verständnis hatte wie kein zweiter Historiker, deren rätselhafter und eigentümlicher Gang ihm durch Mommsens Arbeiten noch nicht ausreichend gelöst erschien. Und gerade für diese hielt er eine Klarstellung der Geschichte der römischen Ueberlieferung für entscheidend und ausschlaggebend, indem er mit Nachdruck darauf hinwies, daß diese Vorgänge des wirtschaftlichen Kampfes uns darum bisher noch niemals völlig klar geworden seien, weil wir sie nur aus Darstellungen aus den Zeiten der Bürgerkriege kennen, in denen die Gegensätze der Parteien einen ganz anderen Charakter angenommen hätten. Eben weil es sich bei der gracchischen Bewegung und den anderen Reformversuchen, welche sich unter den Augen der Generation vollzogen, von der der Hauptstock unserer Ueberlieferung stammt, weil es sich im wesentlichen um den Gegensatz zwischen arm und reich handelte, seien den Historikern dieser Periode auch die älteren Kämpfe in demselben Lichte erschienen; nur so habe sich die völlig verkehrte Vorstellung bilden können, daß es sich bei dem Gegensatz zwischen Patriciern und Plebs in den ältesten Zeiten der Republik nur um den Gegensatz zwischen arm und reich gehandelt habe. Daß dies gar nicht der Fall sei, erkenne man vor allem aus der Natur der zur Ausgleichung dieses Kampfes gegründeten Verfassungs-Institute, die nicht wirtschaftlicher, sondern rein politischer Art gewesen seien. Wenn es sich, so argumentiert Nitzsch, bei der ersten plebejischen Revolution, der Secession auf den heiligen Berg, wirklich nur oder auch nur vorzugsweise um eine Linderung der aus den Schuldgesetzen hervorgegangenen Notstände gehandelt hätte, wie uns die späteren römischen Historiker glauben machen wollen und wie auch Mommsen noch bis zu einer gewissen Grenze hin annimmt, dann sei es nicht zu verstehen, wie dieser Gegensatz durch die Schöpfung rein politischer Institute wie des Tribunats und der Aedilität hätte gehoben werden können. Daß die Plebs ihren Kampf aufgab, als sie diese Konzessionen erlangt hatte, beweise eben, daß es sich um politische Gleichberechtigung einer minderberechtigten, aber durchaus leistungsfähigen, nicht aber um die wirtschaftliche Hebung einer verarmten Bevölkerungsschicht gehandelt habe. Auf diesem Wege, auf Grund einer Erklärung der fraglichen Bewegungen aus den Resultaten, die sie gezeitigt, kommt dann Nitzsch zu einer ganz anderen Auffassung

der Plebs, als sie bei den römischen Historikern der späteren Zeit und zum Teil auch noch bei Mommsen erscheint; er sieht, hierin eben sich Niebuhr nähernd, in ihr im Gegenteil die wirtschaftlich wohlfundierte ackerbauende Bevölkerung im Gegensatz zu einer altberechtigten Geschlechter-Aristokratie.

Und eben für diese seine Ansicht fand er Grundlage und Bestätigung in seiner quellenkritischen Auffassung über die Genesis der römischen Ueberlieferung, die er schon vor mehr als einem Jahrzehnt in seinem tiefdurchdachten und mit staunenswerter Gelehrsamkeit geschriebenen Werke über die „römische Annalistik" niedergelegt hatte. Denn hier kam er zu dem überraschenden und allen früheren Forschungen diametral entgegengesetzten Resultate, daß die ältesten kurzen annalistischen Notizen, denen wir neben den ausführlichen Darstellungen namentlich bei Livius begegnen, nicht von dem patrizischen pontifex maximus herrühren, daß sie nicht mit den annales maximi identisch, sondern plebejischen Ursprungs sind. Damit hatte er dann einen sicheren Ausgangspunkt gewonnen, von dem aus er die gesamte Ueberlieferung kritisch zu analysieren unternahm.

Nun haben allerdings die hier von Nitzsch gewonnenen Resultate mannigfachen Widerspruch erfahren, ja man muß einräumen, daß sie kaum irgendwo ungeteilte Zustimmung gefunden haben. Gleichwohl aber ist seine „römische Annalistik" ein epochemachendes Buch geworden: denn nicht nur hat sein Scharfsinn, die Umsicht seiner Methode sowie die Fülle seiner Gelehrsamkeit auch bei seinen Gegnern volle Anerkennung gefunden, sondern vor allem haben seine Untersuchungen die Anregung zu einer erneuten, umfassenden und intensiven Quellenanalyse gegeben.

Für Nitzsch selbst aber sind diese quellenkritischen Erörterungen der Ausgangspunkt und die Grundlage seiner eigenen, durchaus originalen und eigenartigen Auffassung der römischen Geschichte geworden. Schon früher hat er diese in seinem Buch „Ueber die Gracchen und ihre Vorgänger" (Berlin 1847) zur Darstellung gebracht; er hat hier ein nahezu erschöpfendes Bild von dem Verlauf und den Folgen der wirtschaftlichen Reformversuche des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts entworfen, in welchem sich jene feine Beobachtungsgabe für alle socialen Vorgänge der Geschichte in glänzendstem Lichte offenbart: in den jetzt vollendeten, im Druck vorliegenden Vorlesungen, in denen er bei seinen Lebzeiten im höchsten Maße anregend und befruchtend auf seine Schüler gewirkt hat, hat er dann die Summe seiner umfassenden Forschungen auf diesem Gebiete gezogen.

Wir vermögen hier nicht alle die einzelnen Fragen, in denen sich seine Auffassung von der Mommsens unterscheidet, hervorzuheben; auf den Unterschied in der Ansicht über den Charakter der ältesten Plebs haben wir schon hingewiesen; er offenbart sich namentlich in der Beurteilung, welche bei beiden dem Tribunat und der Aedilität, zu teil wird. Während alle früheren Forscher, auch Mommsen, den eigentlichen Schwerpunkt der Reform, welche nach der ersten Secession der Plebs durchgeführt wurde, in der Einführung des Tribunats sahen, behauptete Nitzsch umgekehrt, daß die Aedilität das bedeutendere Amt gewesen sei, während das Tribunat, wie er sich ausdrückt, nur als die „Faust" der Aedilität betrachtet werden müsse. Aber nicht nur in dieser allerdings schwerwiegenden Frage ist er zu anderen Resultaten gekommen als Mommsen; auch in der Auffassung der Bürgerkriege des ersten vorchristlichen Jahrhunderts und in der Beurteilung der einzelnen Persönlichkeiten, welche die Träger dieser Bewegungen waren, weicht er von Mommsen erheblich ab. Er macht mit Nachdruck darauf aufmerksam, daß unsere gesamte Ueberlieferung über den Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla sullanischen, über den zwischen Cäsar und Pompejus cäsarischen Ursprungs sei, daß wir so gut wie keine Quellen besitzen, welche den Standpunkt des Marius und Pompejus vertreten. Und durch diese einseitige Stellung und Parteilichkeit der Quellen habe sich die neuere Forschung, und mit ihr Mommsen, allzu sehr beeinflussen lassen; im Gegensatz hierzu müsse man die Thatsachen selbst zum Maßstab der Beurteilung machen und sich von den Urteilen der vorliegenden Quellen so weit als möglich emancipieren. Auf Grund dieser quellenkritischen Auffassung kommt er dann zu einer weit höheren Wertschätzung namentlich des Pompejus, dessen staatsmännischem Talent er weit größere Anerkennung zu teil werden läßt als Mommsen, der diesem großen Staatsmanne eigentlich jede Begabung abspricht. Und gerade hierin berühren sich die Resultate von Nitzsch sehr eng mit denen Rankes, der gerade von dem universalen Standpunkte aus, von dem er die römische Geschichte in den Zusammenhang der gesamten Kulturentwickelung einreiht, schon darum zu einer günstigeren Wertbeurteilung des Pompejus gelangen mußte, weil er in ihm mit Recht denjenigen Staatsmann sah, der für die Pacificierung des Ostens und dadurch für die Durchdringung der hellenischen Kultur mit dem römischen Geiste das Hervorragendste geleistet hat.

Aber nicht auf diesen Momenten allein, bei denen er nachweist, wie man die von Mommsen dargestellten Ereignisse und

Zustände auch von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachten könne, beruht die eminente Bedeutung des Nitzschschen Werkes, sondern auch und vor allem darauf, daß er dem römischen Staatsleben manche bisher völlig unbeachtete oder doch wenig berücksichtigte Seite abgewonnen hat. Hier erinnern wir vor allem an seine feinsinnigen und tiefdurchdachten Erörterungen über die Einwirkung der sich im Laufe der Welteroberung immer fester ausbildenden Kapitalwirtschaft im Gegensatz zu der rein bäuerlichen Kultur der älteren römischen Republik. Eben hierin erblickt er den hauptsächlichsten Schlüssel zu der allmählichen Abwandlung des Grundcharakters des römischen Staatsgedankens sowohl als der römischen Parteigegensätze, die eben erst nach dem Aufkommen eines Großkapitalistenstandes und der Sklavenwirtschaft jenen Charakter, den sie später tragen, angenommen haben. Mit außerordentlichem Scharfsinn hat er die einzelnen Phasen des Aufkommens dieses neuen Standes fixiert, ähnlich wie er in seiner „Geschichte des deutschen Volkes“ zum erstenmal mit genialer Klarheit auf die Bedeutung hingewiesen hat, welche der Uebergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft für das gesamte wirtschaftliche wie politische Leben der Nation gehabt hat. Als die Hauptvertreter dieser sich allmählich immer mehr geltend machenden Kapitalwirtschaft hat er die Mitglieder des Claudischen Geschlechts bezeichnet, deren eigentümliche und früher zumeist als rätselhaft bezeichnete Politik erst durch diesen Gedanken zu voller Klarheit und innerer Konsistenz gebracht wird. Als das eigentümlichste Produkt des römischen Staatsgedankens aber erkennt er mit Recht den römischen Legionssoldaten, der zugleich Bauer und Soldat ist. „Der römische Bürgerlegionar in seiner Stellung zum Offizier und zum eques, in seinem Charakter als kleiner Grundbesitzer und deshalb in seiner Abhängigkeit von seinem Jurisprudenten, mit jener Mischung von Wirtschaftlichkeit und militärischer Bravour, mit dem beschränkten, aber militärisch sicheren Blick, mit seiner Kenntnis von Männern und Pflichten, er ist das eigentümlichste Produkt der römischen Geschichte, und er ist die eigentliche Lösung dieses Rätsels,“ so äußert sich Nitzsch in seiner Rezension von Mommsens römischer Geschichte. Der Zusammenhang zwischen Heer und Volk, wie er sich namentlich in den Centuriatkomitien offenbart, ist es daher, auf den er stets sein Augenmerk gerichtet hält. Und mit unübertrefflicher Klarheit hat er hier nachgewiesen, daß es eben eines der Grundprinzipien der römischen Verfassung gewesen sei, daß das in den Centuriatkomitien versammelte Volk mit dem Heer identisch gewesen sei, daß die Autorität der diese großen Volksversammlungen

leitenden Beamten aber darauf beruhte, daß sie zugleich die Offiziere des Heeres waren, daß die militärische Disziplin so gleichsam in der Volksversammlung fortwirkte; daher eben trotz aller heftigen Kämpfe jene Stetigkeit und Besonnenheit der Entwickelung, welche die ersten Jahrhunderte der Republik auszeichnet und ohnegleichen in der Weltgeschichte dasteht.

Wir haben hier von der Fülle des Neuen und Originalen, welches das Nitzschsche Werk enthält, nur eine Seite hervorgehoben, um die eigenartige Bedeutung desselben klarzustellen; wir sind der Meinung, daß diese Bedeutung ganz unabhängig davon ist, ob einzelne der Resultate des Verfassers vielleicht durch eine weitere Forschung als irrig nachgewiesen werden. Denn diese Bedeutung beruht eben darauf, daß das Werk der Forschung völlig neue Gesichtspunkte eröffnet und neue Bahnen gewiesen hat.

Von ganz anderen Ausgangspunkten geht Ranke aus, der jedoch in den Resultaten mit Nitzsch fast übereinstimmt. Leider vermögen wir hier nicht des Genaueren auf eine geniale Auffassung der römischen Geschichte im zweiten Teil seiner „Weltgeschichte" einzugehen; es könnte das nur im Zusammenhange mit dem ganzen Werke, von dem die römische Geschichte nur einen Teil repräsentiert, geschehen; denn nicht um die letztere allein ist es Ranke hier zu thun; sein Blick ist hier wie in seiner ganzen „Weltgeschichte" vielmehr immer nur auf die Bedeutung gerichtet, welche die römische Geschichte für den Fortgang der Weltkultur gehabt hat, und von diesem universalen Standpunkte aus erscheint natürlich manches minder wichtig, oft bedeutungslos, was für das Verständnis des specifisch römischen Geistes von eminenter Bedeutung ist, und umgekehrt. Die unvergleichliche Objektivität, mit der Ranke auch hier an seine Aufgabe herangetreten ist, hat ihn zuweilen zu ganz anderen Resultaten kommen lassen als Mommsen, dem namentlich bei der Beurteilung der großen Gestalten der Bürgerkriege eine gewisse Subjektivität der Auffassung eigen ist. Sicher aber dürfen wir uns glücklich schätzen, daß wir nunmehr in der Lage sind, über dasjenige Volk des Altertums, welches für die staatenbildende Kraft aller Jahrhunderte die höchste Bedeutung hat, eine Reihe von Darstellungen zu besitzen, deren jede, so sehr sie von den anderen abweichen mag, doch mit allen anderen die geniale Größe und Einheitlichkeit der Auffassung gemein hat, welche ihr Studium für jeden Leser zu einem bleibenden Gewinn wissenschaftlicher Erkenntnis gestaltet.

---

# Frau Aja.

Von

Richard Maria Werner.

Wer an die beiden letzten Träger des Namens Goethe dachte, dem fiel gewiß der Vers ein: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" Der in ganz Deutschland, in der ganzen gebildeten Welt so hochverehrte Name war ihnen eher ein Fluch als ein Segen. Einem Wolfgang Goethe gegenüber gebraucht man ein anderes Maß, als einem Müller oder Meier entgegengebracht wird; als der Unglückselige mit Gedichten hervortrat, da scheuchte man ihn vom Parnaß mit Hohn und Härte, während man sonst vielleicht den anders genannten Dichter der „Erlinde" mit aufmunterndem Zurufe begrüßt hätte. Verschüchtert zogen sich die beiden Enkel Wolfgang und Walter zurück und vermieden es sorgfältig, irgendwie in die Oeffentlichkeit zu treten. Sie wohnten im Weimarer Goethehause, hüteten mit rührender Sorgfalt die vom Großvater überkommenen Schätze, aber — weh dir, daß du ein Enkel bist! Während man sonst das sorgfältige Bewahren der Familien-Ueberlieferungen Pietät nennt und rühmend hervorhebt, brachte den beiden Goethe auch dies nur Tadel und Anfeindung. Man wollte den Enkeln nicht zugestehen, daß sie sich als Erben ihres Großvaters fühlten, ganz Deutschland hielt sich für den Erben und verlangte dringend, oft sogar unverschämt, daß die beiden das Goethehaus öffnen und alle Schätze zugänglich machen sollten. Und die beiden? Wollte man sie aus ihrem Familienhause vertreiben oder verlangte man von ihnen, daß sie zu Kustoden in ihrem Eigentum herabsinken sollten? Oder hätten sie Kisten und Kasten öffnen und jedem Anklopfenden reichlich spenden sollen? Sie hatten einen Vertrauten von lange her, den auch schon verstorbenen Krakauer Universitätsprofessor Bratranek, welcher viel-

leicht manche Schuld daran trägt, daß so wenig und das Wenige so schlecht aus dem Goethe-Archiv gespendet wurde; hätten sie einen besseren Berater gehabt, vielleicht wären auch sie gleich der Enkelin Schillers gepriesen gewesen. Daß sie die Bedeutung des Namens Goethe völlig und in großartiger Weise zu fühlen imstande waren, haben sie durch ihre letztwilligen Verfügungen bewiesen, denn sie haben in hochherziger Weise das Weimarsche Land und das Weimarsche Herrscherhaus zu ihren Erben gemacht und dadurch die würdige Verwendung der von ihrem Großvater gesammelten und hinterlassenen Schätze vorbereitet. Und in der That zeigte sich sogleich der edle Sinn der Erben, die alles daran setzten, um das Goethehaus und Goethe-Archiv zu erhalten und auszunutzen. Eine Goethe-Gesellschaft wurde gebildet, welche den handschriftlichen Nachlaß öffentlich zugänglich machen soll, die hohe Erbin hat einen ausgezeichneten Gelehrten und flinken Arbeiter, Prof. Erich Schmidt aus Wien, als ihren litterarischen Beirat berufen, so daß wir eine des Dichters würdige Hebung der erhaltenen Schätze voraussehen können. Nun ist auch ein Mittelpunkt für alle Arbeiten über Goethe gefunden; neben der Shakespeare- hat nun die Goethe-Gesellschaft ihren Sitz in Weimar, und dieses kleine Städtchen bringt so den beiden größten Dichtern der Germanen die gleiche Sorgfalt entgegen. Vieles Zerstreute wird sich gewiß in Weimar sammeln und so der Stätte neuen Glanz zuführen, welche Goethes Wirksamkeit geweiht hat.

Als erster Band der Schriften, welche Erich Schmidt im Auftrage der Goethe-Gesellschaft und für ihre Mitglieder herausgibt, sind soeben mit Erlaubnis des Großherzogs Karl Alexander zu Sachsen-Weimar-Eisenach die „Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia“ erschienen, ein schön ausgestattetes Bändchen voll echter Poesie. Dadurch ist mit Recht das Ansehen der Mutter unseres Dichters, das sie schon seit lange genießt, neuerlich gekräftigt worden. Ihr ist, umgekehrt wie den Enkeln, der Ruhm Goethes zum Heile geworden und hat sie aus dem Dunkel gezogen, in welchem sie geblieben wäre wie alle die andern Mütter, die Gleiches geleistet, aber weniger Glück erlebt haben.

Das Verhältnis des Sohnes zur Mutter ist ja so typisch. Wie unendlich viel stilles Glück und stilles Leiden wiederholt sich ungezählte Male, wer erfährt etwas davon? Vom ersten Augenblicke an, da ein Menschenkindlein geboren wird, alle die Jahre hindurch, was durchzieht ein Mutterherz! In der Stille der Familie spielt sich so viel ab, Trauer und Freude, die Mutter kämpft und leidet, bangt und jubelt, niemand weiß es.

Die Mutter seht mit süßen Schauern,
Die auf dem Arm ihr Kindlein trägt:
So lange wird die Liebe dauern,
Solang ein Mutterherz noch schlägt!
O Mutterherz, du Born der Milde,
Du gottgeweihter, heil'ger Ort,
Haßt auch die Welt, die rauhe, wilde,
In dir weilt still die Liebe fort.

Dem Dichter ist es gestattet, dieses Verhältnis festzuhalten. Und dann sehen wir erst, wie typisch es ist. Welcher Sohn erkennt nicht in Hermanns Mutter, in ihrer Sorglichkeit und Sorgfalt, ihrer Liebe, Milde, ihrem Verständnisse gerührt sein eigenes Mütterchen und gedenkt des überquellenden Reichtums an Liebe, welcher sich ihm selbstlos entgegenbrachte?

Es war aber auch ein Wesen so recht aus dem Vollen, welches den Dichter zu seiner Schöpfung begeisterte. Wir vermögen uns ein recht anschauliches Bild von ihr zu machen, weil die zahlreichen Verehrer von Goethes Mutter, Zeitgenossen und Spätere, bemüht waren, alles zusammenzutragen, was geeignet war, ihr Bild zu erhellen; jeder fühlt aber wie jener Unbekannte, welcher unter einen Brief der damals Zweiundsiebzigjährigen die begeisterten Worte schrieb: „So hätte Gott alle Menschen erschaffen sollen!"

Still und ruhig verfloß ihr Leben. Man könnte mit der nötigen Veränderung das Lessingsche Epigramm: „Er ward geboren, nahm ein Weib und starb", auf sie anwenden. Aber in diesen äußersten Grenzen eines Menschenlebens ist Raum für so viel Erlebnisse, hat besonders Goethes Mutter gar viel erfahren. Sie stammte bekanntlich aus angesehenem Hause; ihr Vater, der damals Mitglied des Frankfurter Rates war, wurde 1743 ältester Bürgermeister; ihre Mutter, siebzehn Jahre jünger als der Vater, war die Tochter des Reichskammergerichts-Prokurators Dr. Cornelius Lindheimer in Wetzlar. Die Familie Textor, welche natürlich zuerst Weber hieß, läßt sich ziemlich weit zurückverfolgen und zeigt uns eine Reihe von Juristen in angesehener Stellung. Der Rat Dr. Johann Wolfgang Textor und seine Frau Anna Margareta hatten bereits den Verlust zweier Knaben zu beklagen, als ihnen am 19. Februar 1731 das erste Töchterlein auf die Namen Katharina Elisabeth getauft wurde.

Der Vater Textor war ein merkwürdiger Mann, ruhig, würdevoll im Auftreten, streng regelmäßig, vormittags im Rat, abends bei den Akten, des Nachmittags womöglich im Garten, wie eine Figur von einem Stiche Chodowieckis, mit langem Schlaf-

rock und der runden Schlafmütze. Textor und sein Nachbar liebten seltsame, komische Okulierungen, z. B. eines Pfirsichs auf einen Weinstock, einer Rose auf einen Apfelbaum; das Sonderbarste an ihm war jedoch seine Sehergabe, von welcher Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ einige Züge selbst erzählt. Der Stadtschultheiß Ochs von Ochsenstein war gestorben; um das Eingreifen des Kaisers zu verhindern, wurde noch um Mitternacht für den folgenden Morgen eine Ratssitzung angesagt. Der Gerichtsdiener bittet sich ein Lichtstümpfchen aus, da das Licht in seiner Laterne zu verlöschen droht; der alte Textor ruft: „Gebt ihm ein ganzes! er hat ja doch die Mühe um meinetwillen.“ Und so war es wirklich; für seinen Repräsentanten blieb, obwohl er als letzter zu ziehen hatte, die entscheidende goldene Kugel auf dem Grunde des Beutels zurück. 1741 sagte Textor einen großen Brand, 1743 die unerwartete Ankunft des Kaisers Karl VII. voraus; er hatte weissagende Träume, welche er zum Teil mit Chiffern zu notieren pflegte. Was dabei interessant, ist, daß weder er selbst noch Goethe diese Gabe besonders mystisch nahmen, sondern als etwas ganz Natürliches und Glaubwürdiges.

Der alte Textor war streng bürgerlich; als ihm vom Kaiser Karl VII., welchem er große Dienste geleistet hatte, der Adel angeboten wurde, da lehnte er dankend mit der Begründung ab, er habe Töchter, welche wohl keine Männer bekämen, wenn sie Fräuleins würden, bürgerliche Bewerber würden sich keine mehr einstellen, und für adelige fehle ihm die nötige Mitgift, sein Sohn aber, so hoffe er, werde sich auch ohne Adel mit Gottes Hilfe durch die Welt finden.

Elisabeth Katharina wurde von ihren jüngeren Geschwistern wegen ihres Abscheus vor häuslichen Verrichtungen und wegen ihrer Vorliebe für Kleiderpracht und Lektüre „Schwester Prinzeß“ genannt. Sie war ein munteres, frisches Ding. Aus ihrer Jugend ist bekannt ihre platonische Liebe zum unglücklichen Kaiser Karl VII., welcher längere Zeit in Frankfurt lebte und alles durch seine Schönheit, besonders aber durch seine melancholischen Augen entzückte. Einige köstliche Bilder: Da der Kaiser vorüberfährt, springt die eine Schwester auf einen Prellstein und schreit dem verehrten Kaiser ein jugendfrisches „Vivat!“ zu; der Kaiser kehrt sich um, lächelt der älteren Schwester zu, winkt mit dem Taschentuche zurück, so daß die Jungfer Textorin sich rühmen konnte:

Mein Kaiser hat mich angelacht
Und mir sein Kompliment gemacht.

Eine andere Szene: Es ist offene Tafel, die beiden Textor-mädels drängen sich durch die Wachen in den Saal, wo diniert wird. Beim Gesundheittrinken jauchzt Elisabeth Katharina dem Kaiser aus nächster Nähe zu, so daß er den Becher ergreift, ihr zunickt und zutrinkt. — Wenn der Kaiser beim Hause des Bürgermeisters vorüberfuhr, lächelte er dem frischen Mädchenantlitze zu, das ihn gewiß von oben anblickte, und als er am 17. April 1743 Frankfurt frühmorgens um 4 Uhr verließ, da warf er ihr, die wieder zum Fenster geeilt war, Kußhände zu und winkte so lange mit dem Taschentuche, bis er die Gasse hinaus war. Elisabeth Katharina fiel aber damals auf die Diele und schlug sich an einem Nagel eine tiefe Wunde ins Knie, sie hat sich den Tag und die Stunde bis ins höchste Alter genau gemerkt und behielt auch die Narbe in Form eines sehr feinen, regelmäßigen Sterns. Furchtbar war der Eindruck, welchen der Tod des armen Kaisers, 22. Januar 1745, auf sie ausübte; das Einläuten, das früh und abends je eine Stunde währte, klang ihr noch lange nach.

Sonst wissen wir über ihre Mädchenzeit nichts; die Erziehung des weiblichen Geschlechtes bewegte sich damals noch in sehr engen Schranken, man sah auf strenge Zucht, echte Gläubigkeit; wenn daneben noch Lesen und Schreiben und Musik erlernt wurde, so kümmerte man sich nicht um mehr; die häuslichen Arbeiten mußten natürlich der künftigen Hausfrau ganz geläufig sein. Im engen Kreise der Familie spielte sich das Leben ab, darum wurden aber Festlichkeiten, wie die Kaiserkrönungen, mit doppeltem Vergnügen genossen. Man lebte damals in Frankfurt, das eine ansehnliche Stadt von 30 000 Einwohnern war, am liebsten abgeschlossen in seinen burgartigen Familienhäusern, aber das frohe Naturell steckt in der Luft, aus dem Main steigt die Munterkeit auf, und aus den Weinbergen erglüht der heitere Sinn.

Das Jahr 1748 entschied das Geschick des jungen Mädchens. Es bewarb sich der wirkliche kaiserliche Rat, Dr. jur. Johann Kaspar Goethe, um die Hand der Siebzehnjährigen, er stand im achtunddreißigsten Jahre, war unabhängig, reich, ein ansehnlicher Mann, obwohl sich seine Familie mit den Textors nicht messen konnte. Sein Vater war als der Sohn eines Hufschmieds aus Artern in Thüringen nach Frankfurt gekommen in der Eigenschaft eines — Schneidergesellen, hatte 1687 auch ins Handwerk geheiratet, indem er die Tochter des Schneidermeisters Lutz zur Frau nahm, nach ihrem Tode aber verband er sich 1705 mit der wohlhabenden Witfrau Kornelia Schellhornin, der Besitzerin des Gasthauses „zum Weidenhofe“. Johann Kaspar Goethe, Ende

Juli 1710 geboren, hatte die gelehrte Laufbahn eingeschlagen, in Leipzig Jura studiert, in Gießen mit Ehren promoviert, dann war er über Wien nach Italien gereist, wo er sich Begeisterung und das jedem Menschen nötige Endchen Idealismus für sein ganzes Leben holte; über Frankreich und Holland nach Frankfurt zurückgekehrt, wollte er ein subalternes Amt gegen Verzicht auf die Emolumente, jedoch ohne Ballotage erlangen; als ihm das im Hinblick auf die Gesetze verweigert wurde, verschaffte er sich den Titel eines kaiserlichen Rates und lebte hinfort unabhängig als wohlhabender Mann von seinen Renten. Um seinem Hause neuen Glanz zuzuführen, freite er die Tochter des Schöffen Textor, er wußte was er wollte. Am 20. August 1748 reichte ihm Elisabeth Katharina Textorin die Hand und folgte nach dem Wunsch ihres Vaters dem nicht geliebten, aber von ihr geachteten Manne in das Haus seiner Mutter auf dem großen Hirschgraben.

Johann Kaspar Goethe war eine Natur, welche so recht in das pädagogische Jahrhundert hineinpaßt, seine Lehrhaftigkeit ließ er zuerst seine junge Frau fühlen, hielt sie zum Schreiben, zum fleißigen Klavierspielen und Singen an und brachte ihr einiges Italienisch bei. Er war trocken, pedantisch, ordentlich, strenge, sparsam, fast übertrieben genau, hielt auf Ansehen, lebte zurückgezogen seinen Lieblingsbeschäftigungen, der Vermehrung seiner schönen Bücher-, Mineralien- und Antiquitätensammlung; er arbeitet an der Beschreibung seiner italienischen Reise, welche er italienisch abfaßt; er dilettiert in vielem oder allem, hat künstlerische Neigungen und ist ein Kunstmäcen im kleinen. Seine Erscheinung war ansehnlich, seine Statur stattlich:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen.

Neben diesem prächtigen, aber etwas knorrigen Eichenbaum erblühte nun das schöne Röslein immer holder. Ihre Munterkeit war ein Gegengewicht gegen ihres Mannes Strenge, ihr froher Lebensmut gegen seine Weltabgeschlossenheit, ihre frische Jugendlichkeit gegen sein ernsteres Alter, ihr poetischer Sinn gegen seine nüchterne Prosa. Sie lernte von ihm, wurde an seiner Seite eine tüchtige Hausfrau, erreichte jedoch mit Milde leicht, was ihm mit Strenge nicht immer gelingen wollte.

Bald verklärte heller Sonnenglanz ihr etwas einförmiges Leben. In der Mittagsstunde des 28. August 1749, an einem Donnerstage, wurde ihr ein Sohn geboren, welcher am folgenden Tage nach seinem Großvater Textor Johann Wolfgang getauft

wurde. Er kam als tot zur Welt, Madame Müller, welche während ihrer 41jährigen Wirksamkeit 10 000 Kinder in die Welt befördert haben soll, war diesmal nicht glücklich, man verzweifelte bereits an des Knaben Leben. Aber plötzlich schlug er die Augen auf, und die Großmutter rief: „Rätin, er lebt!“ „Da erwachte mein mütterliches Herz,“ so erzählte später die 75jährige Greisin, „und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde.“ „Schon in der Wiege,“ pflegte sie zu sagen, „war er den Menschen eine Wohlthat, denn seine schwere Geburt war für den Großvater Textor der Anlaß, einen Geburtshelfer für die Armen einzusetzen. Frau Rat Goethe war überzeugt, ihr Söhnlein sei zu hohen Dingen bestimmt, worin sich aber nicht etwa die vom Vater ererbte Gabe zu prophezeien äußert — welche Mutter dächte wohl von ihrem Erstgeborenen anders, freilich trifft es nur bei den wenigsten so herrlich ein, wie bei der Frau Rat.

Die Erziehung, welche Wolfgang im Vaterhause fand, ist bekannt und aus dem Charakter der Eltern völlig begreiflich; sie war jedenfalls nicht mustergültig rationell. Die Verhältnisse sind auch wieder typisch, der Vater überaus strenge, voll pädagogischer Pedanterie, ja Schrullen, mit einem fest vorgezeichneten Plane, welcher das Leben des Sohnes bereits zum voraus bis — man könnte fast sagen — zur Frankfurter Bürgermeisterwürde festgestellt hatte. Die Mutter gut bis zur Schwäche, sie vermag ihrem schönen Lieblinge nichts abzuschlagen, vertuscht manchen Streich, um Strafe zu vermeiden, thut manches hinter dem Rücken ihres Mannes dem Sohne zuliebe und steht zu ihm, wie sie später wohl selbst scherzte, sie hätte schon ihrem Alter nach mehr zu ihrem Sohne als zu ihrem Manne halten müssen. Bei Wolfs Eulenspiegeleien lachte ihr Mutterherz; selbst wenn es über die Töpfe in ihrer Küche herging, vermochte sie ihrem Hätschelhans nicht zu zürnen, sondern war glücklich über sein vergnügtes Gesicht. Sie hatte das Prinzip, niemanden zu „demoralisieren“, immer die gute Seite auszuspähen, und überließ die schlimmen dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen. Noch in späteren Jahren gestand sie bei der Geburt ihres Urenkels Johann Georg Eduard Nikolovius: „Die Urgroßmutter kann keine Kinder erziehen, schickt sich gar nicht dazu, thut ihnen allen Willen, wenn sie lachen und freundlich sind, und prügelt sie, wenn sie greinen oder schiefe Mäuler machen, ohne auf den Grund zu gehen, warum sie lachen, warum sie greinen“ — das Greinen konnte sie nun gar nicht leiden, lieber charakterfesten Trotz, an welchem es freilich ihr Wolfgang nicht fehlen ließ.

Etwas aber konnte sie vortrefflich: ihren Sohn lieb haben, sich seiner herzlich freuen und vor Gott seiner oft und viel gedenken. Diesen Segen hat Goethe sein ganzes Leben dankbar empfunden; sie hatte ihm, wie sie im Alter selbst sagte, ihre Jugend mit in den Kauf gegeben, darum konnte sein Herz nie veralten.

Den Menschen Goethe hätte also Frau Rat höchstens zu verziehen gewußt, für die Erziehung sorgte schon der Vater ausgiebig. Aber Frau Rat hat den Dichter Goethe erzogen:

Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren .....

Frau Rat Goethe war eine wunderbare Märchenerzählerin. „Ich besitze einen Schatz von Anectoten, Geschichten u. s. w., daß ich mich anheischig mache, acht Tage in einem fortzuplaudern," schreibt sie einmal. Und hierbei hatte sie die rechte Erziehungsmethode gefunden; wie wunderbar verstand sie es, Wolfgangs Phantasie zu wecken und zu bilden. Bettina hat uns in ihrem phantastischen und doch so schönen Buche, „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", diesen Zug, wie noch vieles Aehnliche aus Goethes Jugend, erzählt; ganz mit Unrecht wird in pedantischer Kleinkrämerei vieles davon angezweifelt, während doch die Wahrscheinlichkeit so groß ist und solche Vorfälle schwerlich erfunden werden. Hätte wohl Goethe sonst mancherlei für Dichtung und Wahrheit benutzt?

Bettina erzählt, die Mutter habe geglaubt, sich einen Anteil an seiner Darstellungsgabe zuschreiben zu dürfen, „denn einmal," sagte sie, „konnte ich nicht ermüden zu erzählen, so wie er nicht ermüdete zuzuhören; Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor, und alles, was in der ganzen Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald selbst fester glaubte als meine Zuhörer, und da wir uns erst zwischen den Gestirnen Straßen dachten und daß wir einst Sterne bewohnen würden, und welchen großen Geistern wir da oben begegnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern wie ich, ja ich war im höchsten Grad begierig, unsere kleinen, eingebildeten Erzählungen weiterzuführen, und eine Einladung, die mich um einen solchen Abend brachte, war mir immer verdrießlich. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirne schwoll und wie er die Thränen verbiß. Manchmal griff er ein und

sagte, noch eh' ich meine Wendung genommen hatte: ‚Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt?' Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt; wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: ‚Du hast's geraten, so ist's gekommen!' da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen sollte, und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den andern verriet; so hatte ich die Satisfaktion, zum Genuß und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu bekennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall."

Welche rührende Güte spricht sich darin aus: selbst eine so kleine Enttäuschung wie den unerwarteten Ausgang eines Märchens suchte Frau Rat ihrem Hätschelhans zu ersparen. Immer glänzte Frau Rat durch ihr Erzählertalent, wer einmal davon profitiert hatte, vergaß den Genuß nicht; Klinger, der geniale Jugendgenosse Goethes, konnte stundenlang wie angenagelt auf dem Bänkchen vor ihrem „Märchenstuhle" sitzen und ihren Erzählungen lauschen, ebenso später Bettina. Am 6. Oktober 1807 schreibt Frau Rat selbst an ihren Sohn, während der Messe seien eine Menge Professoren zu ihr gekommen, welche glaubten, sie müsse etwas dazu beigetragen haben, daß er ein so außerordentlicher Mensch geworden sei. Aber — „das Lob, das mir nicht gebührt, nehme ich nie an" — sagte sie, zu einem brauchbaren Menschen könne man einen erziehen, darüber hinaus könnten alle Philanthropine der Welt nichts. „Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, Großes und Kleines, Wahrheit und Märchen u. s. w. Sowie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle. Also erzählte ich den Professoren, und sie gingen und gehen vergnügt weg. Das ist das

ganze Kunststück. Doch noch eins gehört dazu: ich mache immer ein freundlich Gesicht, das vergnügt die Leute und kostet kein Geld, sagte der selige Merck."

Ihr Darstellungstalent ist außerordentlich groß, ihre Briefe sind wahre Muster echt dramatischen Stiles. „Jammerschade, daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihre blauen Wunder sehen"; volkstümlich spricht sie, wie sie ihr ganzes Leben den Frankfurter Dialekt beibehielt; wie sie spricht, schreibt sie: lebendig, in einem Zuge fort, immer drauf los. Sie nennt das Kind gern beim Namen, „ohne alle den Schnick Schnack", sie scheut sich nicht, mitten in einem Briefe etwa ein echt volkstümliches „Potz Fischen" oder „Potz Fickerment" herauszuplatzen, auch ein derbes Fluchwort ist oft ganz köstlich gebraucht. Für Freude wie Rührung, für Ernst und Scherz, für Jubel und Aerger hat sie bezeichnende Worte, sie ist nicht verlegen, und auch einen „Wischer" vermag sie mitunter in das entsprechende göttlich grobe Gewand zu kleiden. „Göschen — so heißt es einmal — ist ein Lumpenhund, da schickt er den achten Band wieder in Papier gebunden wie die vier ersten Teile — was ihn nur vor ein Narr gestochen hat, den fünften Teil so prächtig einbinden zu lassen? Aber er soll sein Fett kriegen." Sie ist resolut, frisch von der Leber weg. Ein prächtiges Bild entwirft uns der Musikus Kranz von ihr, welcher 1777 mit Wieland einige Tage in der casa santa bei Goethes Eltern zu Gast war: „Der Herr Rat war immer stille, doch, wie ich glaube, innerlich vergnügt, nur daß es nicht zum Ausbruch kam, sagte aber doch einigemal: ‚O, das ist gut! O, das ist gar gut!' Sie saßen mir gegenüber als die Großmächtigste. So viel Sie auch in dem Gespräch interessiert sein mochten, so entschlüpfte Ihnen doch nichts, was außerdem im Zimmer vorging. Unter währenden Reden einen tiefen Blick auf den Hrn. Rat, und immer wieder fortgesprochen. Ihre Servante mochte ein paarmal im Auftragen was vergessen haben, Schnups! — kriegte die einen Hieb, und immer wieder fortgesprochen! . . . ."

Frau Rat traf aber das richtige Wort, weil sie einen gesunden Blick hatte, sie merkte den Kern der Sache sogleich und ließ sich kein X für ein U vormachen; sie konnte rasch den Charakter eines jeden erfassen und ihn darnach behandeln; in jeder Gesellschaft fand sie das passendste Benehmen, man nannte sie darum wohl Chamäleon, aber eigentlich war sie immer dieselbe, nur hatte sie für jeden das, was ihm behagte. War sie von etwas überzeugt, so ließ sie sich nicht irre machen; sie ging ihren Weg gerade aus, war keine Geschmäcklerin und haßte Grimassen,

Ziererei und alles unnatürliche Wesen. Sie war eine Art Zuflucht der Bedrängten, welche bei ihr Trost suchten, und ihr ganzes Predigen ging immer aus dem Tone: „In der Ungenügsamkeit, da steckt der ganze Fehler". Genügsam muß der Mensch sein, „wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist und daß die Sonne jetzt — im Oktober — nicht so warm macht wie im Julius — nur das gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht dran gedacht, daß es anders seyn könte; so komt mann am besten durch die Welt — und das Durchkommen ist doch (alles wohl überlegt) die Hauptsache." Wie schön stimmt ihre Philosophie mit Goethes ethischen Grundsätzen überein! „Erfahrung macht Hoffnung," lautete ihr Wahlspruch.

Das gute Herz der Frau Rat bricht überall durch, sie möchte gern alles vergnügt und froh machen: „Gesund, vergnügt, lustig und fröhlich," das wünscht sie für sich selbst und für alle andern; wo sie helfen kann, thut sie es rasch, sie gibt freudig und reichlich, man wollte sie sogar in ihren alten Tagen wegen Verschwendung unter Kuratel stellen, dem widersetzte sich jedoch Goethe auf das entschiedenste. „Freut euch des Lebens, so lang noch das Lämpchen glüht," war ihr Lieblingslied; „'runter mit dem Teufel, ohne ihn lange zu begucken!" sagte sie mit Gevatter Wieland. „Man genieße die kleinen Freuden und prätendiere keine großen. Ich suche keine Dornen, hasche die kleinen Freuden; sind die Thüren niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege thun, so thue ich's, — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum, und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut."

Und das war gut für sie, denn bald wurde es recht einsam um sie. Ihr Hätschelhans, welcher sich schon immer in die Ferne gesehnt hatte, zog fort. Es hatte eine Zeitlang den Anschein gehabt, als wenn er sich in seiner Vaterstadt häuslich einrichten würde; doch damals begann sein Dichterruhm die Blicke von ganz Deutschland auf ihn zu ziehen; Frau Rat war stolz, sich als Götzens Frau Elisabeth zu erkennen, und nahm regen Anteil an dem bewegten Treiben, welches die vielen Besuche mit sich brachten; sogar der wie ein Gott verehrte Klopstock kehrte in dem Hause auf dem großen Hirschgraben ein. Bekannt ist die lustige Szene während der Anwesenheit der beiden Grafen Stolberg, welche ihr den Namen „Frau Aja", nach der Mutter der Haimonskinder, eintrug; sie führte diesen Spitznamen ihr ganzes Leben mit Vorliebe. Die lustige Zeit für Frau Aja währte jedoch nicht lange; gerade was ihren Sohn endgültig an Frankfurt fesseln sollte, *eine* Heirat, trieb ihn fort; zwar überraschte sie Goethe

einmal schon dabei, wie sie unter den Wiegen Umschau hielt, aber aus der Verbindung mit Lili Schönemann wurde nichts, Goethe folgte der Einladung des jungen Herzogs von Weimar und zog am 7. November 1775 als Gast in die kleine sächsische Residenzstadt, die er nicht mehr verlassen sollte.

Auch Goethes einzige Schwester Cornelia hatte schon 1773 das Vaterhaus verlassen und lebte mit ihrem Manne Schlosser in Emmendingen, starb auch schon 1777. Frau Aja war nun ganz allein in dem großen Hause neben ihrem alternden Manne, welcher sie mit seinen Launen plagte; sie lebte nur mehr, wie der alte Ritter, welchen Geron der Adelich in Wielands Epos antrifft, von den guten Nachrichten, welche ihr über ihren Sohn Wolf zukommen. Alle Mitglieder des Weimarischen Kreises treten nach und nach in persönliche und briefliche Verbindung mit Frau Aja, allen imponierte sie durch ihr originelles Wesen, besonders Wieland, dann die Herzogin Anna Amalia und deren lustige Hofdame Frln. von Göchhausen, Thusnelda genannt, zählten zu den lebhaftesten Verehrern und fleißigsten Korrespondenten der Frau Rat.

An dem Treiben in Weimar nahm sie aus der Ferne natürlich den lebhaftesten Anteil und ließ sich durch das Geschwätz der Leute nicht irre machen. Mit Begeisterung erhielt sie die Nachrichten über Dr. Wolf und konnte nie genug hören, obwohl man ihr ausführlich Kunde gab. Sie findet sich rasch in den Genieton hinein, welchen man besonders in den sogenannten Matinées anschlug. Eine ganze Reihe von köstlichen Briefen in Knittelreimen nach Hans Sachs' Vorbild hat sie an Frln. von Göchhausen gerichtet. Einer aus dem Februar 1778 sei citiert mit allen seinen Freiheiten in Orthographie und Interpunktion:

Dein guter Wunsch auf grün papier
Hat mir gemacht sehr viel pläsir,
Im Verse machen habe nicht viel gethan
Das sieht mann diesen Warlich an
Doch hab ich gebohren ein Knäbelein schön
Das thut das alles gar trefflich verstehn
Schreibt Puppenspiele kutterbunt
Tausend Alexandriner in einer Stund
Doch da derselbe zu dieser Frist
Geheimdter Legations Rath in Weimar ist
So kan Er bey bewandten sachen
Keine Verse vor Frau Aja machen
Sonst solldest du wohl was bessers kriegen
Jetzt mußt du dich hieran begnügen
Es mag also dabey verbleiben
Ich will meinen Danck in prosa schreiben.

Die Poeten, Wieland voran, halten viel vom Urteil der Frau Rat; sie weiß auch immer ein trefflich Wörtlein als Kritik zu sagen. So schreibt sie ihrem Sohne über die „Bekenntnisse einer schönen Seele“: „Meine Rezension ist die, Psalm 1, Vers 3: Auch seine Blätter verwelken nicht.“ Ihre Briefe sind voll von solchen prägnanten Worten. Besonders aus der Bibel holt sie einen Schatz von köstlichen Sprüchen; und die Bibel war ihr auch immer ein wahres Erbauungsbuch, ja mehr, die Bibel war ihr Stechbüchlein, aus welchem sie sich in zweifelhaften Fällen Rat, Trost, Kräftigung holte. Als ihr Wolf z. B. 1768 krank zum Tode war, da schlug sie in der äußersten Not ihres Herzens ihre Bibel auf und fand den Spruch Jeremias 31, 5: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen.“ Sie fand für den Augenblick Trost und in der Folge manche Freude an dem Spruche; noch kurz vor ihrem Tode, am 3. Juni 1808, citiert sie ihn ihrem Sohne. Ihr Gottesglaube war überhaupt unerschütterlich, wiederholt predigt sie: Auf Gott vertrauen! sie sagt wohl auch, das Schicksal lasse sich nicht in die Karte gucken, es spielt nun so sein Spiel im Verborgenen fort, und tausend gegen eins gewettet, am Ende müssen wir doch gestehen, daß es das Spiel aus dem Grunde versteht! Gott hat es immer am besten gemacht, wer nur den lieben Gott läßt walten ... Ihr Summa Summarum, wie sie zu sagen pflegte, war: Kindersinn!

Sie liebte daher auch Gemütsruhe, verarbeitete gerne das Unangenehme, wenn es nötig war, in sich und sprach nicht darüber, ganz wie ihr Sohn. Wenn sie eine Magd oder einen Bedienten aufnahm, so lautete, wie uns Falk berichtet, eine Bedingung: „Ihr sollt mir nichts wiedererzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sei es nun in meinem Hause, oder in der Stadt, oder in der Nachbarschaft, vorfällt. Ich mag ein- für allemal nichts davon wissen. Geht's mich nah an, so erfahre ich's noch immer zeitig genug. Geht's mich gar nicht an, bekümmert's mich überhaupt nicht ...“ Als Goethe 1805 lebensgefährlich krank war, wagte niemand in ihrer Umgebung davon zu sprechen, erst als er außer Gefahr war, fing sie selbst an. Goethe hat es ganz ebenso gemacht.

Leid suchte sie sich vom Leibe zu halten, aber Freude wollte sie aussprechen; „ein Vergnügen, das man niemand sagen kann, bleibt allemal nur halb,“ pflegte sie zu sagen. Erhält sie z. B. ein Geschenk, das sie mit Jubel erfüllt, dann muß es die halbe Stadt bewundern, alles soll sich mit ihr freuen, und sie wird

nicht müde, die Szenen auszumalen. Da ihr Urenkel in Frankfurt ist, zeigt sie ihn von der Loge nach allen Seiten, denn sie ist stolz auf ihn.

Seit Goethe Frankfurt verlassen hatte, waren nun fast vier Jahre verstrichen; die Weimaraner Verhältnisse gestatteten ihm die Reise nach Frankfurt nicht — das war damals eine Reise von 2—3 Tagen! — man kann sich daher das Entzücken der Frau Aja vorstellen, als er ihr 1779 seine Ankunft meldete; er zog mit seinem regierenden Freunde in die Schweiz, wo er ihn das Leben des einfachen Mannes kennen lehren wollte, damit er losgelöst von Vorurteilen seinen Unterthanen ein guter, verständnisreicher Herr sein konnte.

Und nun erst muß Frau Aja den Besuch schildern, ihre naive, tiefrührende Darstellung in einem Briefe an die Herzogin Anna Amalia kann unmöglich übertroffen werden und zeigt das Dramatische ihres Stiles in ganzer Pracht. Sie schreibt: „Jhro Durchlaucht, unser gnädigster und Bester Fürst, stiegen (um uns recht zu überraschen) eine strecke vor unserm Hause ab, kamen also gantz ohne geräusch an die Thüre, klingelten, traten in die blaue Stube u. s. w. Nun stellen Sich Jhro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubenthüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Häschelhanß ihr um den Hals fält, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betruncken auf den besten Fürsten zuläuft, halb greint, halb lacht, gar nicht weiß was sie thun soll, wie der schöne Cammerherr von Wedel auch an allen antheil an der erstaunlichen Freude nimbt — Endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war Angst er stürbe auf der stelle, noch an dem heutigen Tag, da Jhro Durchlaucht schon eine ziemliche Weile von uns weg Sind, ist er noch nicht recht bey sich, und Frau Aja gehts nicht ein Haar beßer ........ Wüsten Jhro Durchlaucht wie oft wir mit Freudenthränen an Jhnen dachten, von Jhnen redeten, wie Frau Aja den Tag segnete da die Beste Fürstin Jhrem glücklichen Land einen Carl August gebohren hat, Der, wie es nun am Tage ist, nicht Seinem Land allein zum Heil gebohren worden, sondern auch dazu, um auf unsere Tage Wonne, Leben und seeligkeit zu verbreiten — Wie dann ferner Frau Aja sich nicht mehr halten konnte, sondern in ein Eckelgen ging und ihrem Hertzen Luft machen mußte; so weiß ich gantz gewiß, die Beste Fürstin hätte Sich unserer Freuden gefreut — dann das war kein Mondschein im Kasten, sondern wahres Hertzens-

gefühl. Dieses wäre nun so ein kleiner abriß von denen Tagen, wie sie Gott (mit dem seeligen Werther zu reden) seinen Heiligen aufspart, mann kan hernach immer wieder was auf den Rücken nehmen und durch diese Werckeltag Welt durchtraben und sein Tagewerk mit Freuden thun, wenn einem solche erquickungsstunden zu theil worden sind."

Mit dieser Lebhaftigkeit erfaßte sie alles. Sie konnte vor Begeisterung außer sich geraten, im Sturm und Drang ihres Herzens kann sie z. B. im Hamlet „vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem schnappen," und eine „Wollust" ist es ihr nun gar, „große Männer" zu sehen; das ist ihr Herzensgaudium. Sie bleibt aber auch ihnen gegenüber die echte, rechte, unverfälschte Frau Rat, man erinnere sich nur ihres Benehmens gegenüber dem König von Preußen, dem Herzog von Mecklenburg u. a. m. Wie frohgemut sucht sie den beiden Prinzessinnen von Mecklenburg, nachmaligen Königinnen von Preußen und Hannover, die Lust ungestört zu ermöglichen, sich im Hofe des Goetheschen Hauses am Brunnen satt zu pumpen, die arme Gouvernante wurde von ihr sogar rücksichtslos ins Zimmer eingesperrt, damit sie das Vergnügen der Prinzessinnen nicht jählings ende. Frau Rat bewegt sich ungezwungen auch in der Gesellschaft von gekrönten Häuptern, obwohl ihr vielleicht der feinere Weltton gefehlt hat. Aber wie der Mensch zum Menschen redet, das wußte sie ganz genau.

Ihre Wonne ist dann auch das Theater; schon dem jungen Goethe verschaffte sie das Billet fürs französische Theater, jedenfalls weil sie selbst Gefallen an der Welt des schönen Scheines hatte. Viele Schauspieler wurden in ihrem Hause gastfrei aufgenommen, erfreuten sich ihres Rates, ihrer Freund- und Gevatterschaft. Mit Großmann, mit Unzelmann stand sie lange Jahre in regem brieflichen Verkehre. Von ihrem Logenplatz aus soll sie manchmal einen Dialog mit den Künstlern aufgeführt haben. Ihrer Wonne wußte sie sich nicht Maß, wenn nun gar ein Werk ihres Sohnes über die Bretter schritt, da konnte sie wohl in Mutterstolz ausrufen: „Und den hab' ich geboren!" Wer wird ihr das verübeln?

Ende Mai 1782 starb der alte Goethe, nachdem er in den letzten Jahren sehr gealtert war und sein Gedächtnis verloren hatte. Nun war Frau Aja ganz allein in Frankfurt, trotzdem konnte sie sich nicht entschließen, den wiederholten dringenden Einladungen ihres Sohnes zu folgen und nach Weimar zu ziehen. Auch als die Schrecken des Kriegs über die freie Reichsstadt

hereinbrachen, als sie oft in Frankfurt ihres Lebens nicht sicher war, floh sie höchstens bis Offenbach und kehrte sobald als möglich in ihre Vaterstadt zurück. 1795 hatte sie das Goethesche Haus verkauft und wohnte nun an der Hauptwache, wo sie mit großem Ergötzen die militärischen, oft recht kriegerischen Aufzüge bewunderte; auch da verließ sie ihr guter Humor nicht, sie betrachtete auch das nur als ein Schauspiel, welches zu ihrer Belustigung aufgeführt wurde, sie suchte eben überall den Sachen die beste Seite abzugewinnen.

Vier Steckenpferde ließ sie galoppieren, wie sie sagte, zuerst das „Brabanter Spitzenklöppeln", sie möchte wetten, die erste Urgroßmutter zu sein, die Spitzen an ihres Urenkels Kindszeug geklöppelt hat, und ... nicht etwann lirum larum, sondern ein sehr schönes Brabanter Muster; zweitens das Klavier, besonders Mozart hat ihre Sympathie, sie singt und spielt, ihr Leiblied ist der übermütige Sang Mephistos: „Es war einmal ein König, der hatt' einen großen Floh", sie wird nicht müde, es zu wiederholen, und der Chorus muß den Schluß mitsingen; drittens das Lesen und endlich das Schachspiel. War sie so in Gesellschaft oder hatte sie ihre Samstagsmädeln um sich, da fühlte sie sich in ihrem Elemente.

Nur dreimal hatte sie die Freude, ihren Doktor in Frankfurt zu beherbergen, das eine Mal kam er in Begleitung seiner Frau und seines Sohnes, und da sie selbst einem Stammbuchverse zufolge „dieses zu beherzigen" bat: „Wähl dir ein Mädgen, keinen Engel", so fand sie Gefallen an ihres Sohnes „Bettschatz" und setzte sich, da sie ihren Wolf an der Seite des Weibes, das er zu sich erhoben hatte, glücklich sah, über alles hinweg, was anderen ein Dorn im Auge war.

Frau Aja war ihr ganzes Leben lang gesund; sie war „von Person ziemlich groß und ziemlich korpulent, — hatte braune Augen und Haar — und hätte sich getraut, die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. „Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das eben nicht finden, — doch muß etwas daran seyn, weil es schon so oft ist behauptet worden." In der That zeigt Goethes Gesicht ein merkwürdiges Gemisch von Vater und Mutter.

Bis zum Tode hat Frau Rat ihre gute Laune nicht verlassen. Die Beschwerden des Alters trug sie mit Tapferkeit. Auf die Frage nach ihrem Befinden, erwiderte sie einer Freundin: „Gottlob, nun bin ich wieder mit mir zufrieden und kann mich

auf einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleidlich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt wie ein klein Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt' ich es nicht länger mit mir ansehen; da hab' ich mich selbst recht ausgescholten und zu mir gesagt: ‚Ei, schäm dich, alte Rätin! Hast gute Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die bösen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit dir vorstellen, daß du so ungeduldig und garstig bist, wenn der liebe Gott dir ein Kreuz auflegt! Willst du denn immer auf Rosen gehen und bist übers Ziel, bist über siebzig Jahre hinaus!‘ Schauen's, so hab' ich zu mir selbst gesagt, und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser geworden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war.“

Als sie fühlte, daß ihr Tod herannahe, ordnete sie als gute Hausfrau ihr Haus und sorgte für alles genau, sie bestimmte für ihr Leichenbegängnis die Weinsorte und die Größe der Bretzen, womit die Begleiter erquickt werden sollten, und schärfte den Mägden ein, ja nicht zu wenig Rosinen in die Kuchen zu thun, das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können, sie würde sich noch im Grabe darüber ärgern. Von ihrem Bette aus hörte sie die Stimme eines Tischlers, welcher sich für die Anfertigung des Sarges empfahl, worauf sie bemerkte, es thue ihr leid, daß er so spät komme, da sie alles bereits angeordnet habe, doch ließ sie ihm zur Entschädigung ein Geldgeschenk reichen. Von ihrem Neffen und Hausarzte, Dr. Melber, ließ sie sich genau sagen, wie viel Stunden sie noch zu leben habe, und gab nicht eher nach, als bis er die Wahrheit verkündete. Man hielt ihr Unwohlsein für nicht so gefährlich und lud sie am Morgen ihres Todestages zu einer Gesellschaft, da soll sie wohlgemut haben antworten lassen, die Frau Rat könne nicht kommen, denn sie müsse alleweile sterben. Gefaßt und ruhig erwartete sie den Tod, welcher sie um die Mitternachtsstunde des 13. Septembers 1808 von der ihr so lieben Erde abrief. Sie hatte das 77. Lebensjahr überschritten.

Goethe hat sie tief betrauert, er wollte ihr eine Aristeia schreiben, doch kam er nicht dazu; aber im Götz von Berlichingen, in Hermann und Dorothea, im Wilhelm Meister und in der Athene seines herrlichen Fragmentes einer Achilleis hat er ihr Denkmale gestiftet. Nach ihrem Tode faßte er ihr Wesen in die Worte zusammen:

„Sie hatte Kopf und Herz zur That wie zum Gefühl.“

---

# Zur Geschichte des Grazer Studentenlebens in den Zeiten der Jesuitenhochschule 1586—1773.

Historische Skizze

von

F. v. Krones.

II. (Schluß.)

Am 29. März, also mehr als einen Monat nach dem Ausbruche der Studentenrebellion, erschien ein Regierungserlaß infolge der Eingabe des Rektors. Es solle, „da nicht das ganze corpus studiosorum, sondern deren nur Ein Class, nemblichen die Logici, vndt zwar auch diese nicht alle, sondern nur certa pars davon interessiert, die delicta, theilß auch nur scholastica, theilß aber nemblichen die coniuration, die provocation ad arma vnd die so skandalos als Infame Zetlschreib- und Affigirung criminal zu sein sich befinden, — der Zeith noch mit der von Vorhöchst-ernenter Kays. Maj. angetrohten Aufhebung deren Privilegien nicht fuergegangen, sondern nur die Conjuranten und Rädlführer von Ihro Regierung manu forti mit souill immer möglich absque tumultu mit sattsamber praecaution in Arrest gefiehrt, der Procurator camerae gegen Sye ad formandum processum excitieret, von Ihro Regierung vndt Cammer aber nicht minder origo et causa Ihrer Endtböhrung vntersucht alß auch die delicta von gedachtermaßen vndterschieden et ex continenti causa maturato processu vndt nach befundt der sachen denen Verbrechen gemessene Vrthaill zwar geschöpfft, darnach aber solche ante executionem zu Ihrer K. M. weitheren gnedigsten approbation und disposition sambt actenmässiger Ihr Relation vndt guettachten gehorsamst eingeschicket, vbrigens aber auch die Eltern dieser studiosorum zu Tragung mehrerer Absicht vndt Schärffe gegen dieselbe vnd

mithin zu verhiettung derley Ihnen nachthailligen Excessen ganz nachtrukhsamb vndt mit scharffer antrohung adhortiert werden".

Die Verkündigung dieses Regierungsmandates habe wohl, bezeugt der Rektor P. Rescalli in seiner neuen Eingabe vom 9. April 1704, einige zum Gehorsam gebracht; etliche von den Logikern setzten jedoch „ihre Tumulte und Infamitäten fort", das schon in die siebente Woche währe; ja, diese Halsstarrigen hätten sich sogar „unterstanden, theils in, theils außer der Schule Waffen zu tragen, mit betrohung, sich wider die wollgesündte, ihrer Fraktion entgegengesetzte zu rechnen (rächen)." Er habe daher die Schulen geschlossen und 4 der Haupträdelsführer: Dom. Prugmayer, Karl Liechtenhaimb (S. des Kellergerichtssekretärs Dr. Joh. L.), Ambros Tervisani und Joh. Andr. Cäsar — „proskribirt". Er bitte nun um Einschreiten „manu forti" gegen sie. — Nun kam es denn auch zum Regierungserlasse vom 12. April an die Stadtbehörde, mit bewaffneter Strenge einzuschreiten, der die Sachlage besserte. Immerhin finden wir nach dem 21. Juni die Nachzuckungen des verwickelten Handels nicht ganz erloschen, wenn es auch nicht wie früher häufige Zusammenrottierungen der Studenten während der Nachtzeit, Einwerfen der Kollegiumfenster u. dgl. absetzte. Der Rektor bittet um Aufrechthaltung der Universitätsfreiheiten, aber zugleich auch um Anwendung des „brachium militare". Den Abschluß der leidigen Angelegenheit, die den akademischen Senat nahezu ein halb Jahr in Atem hielt und den Unterricht fast ebenso lange lähmte, brachte der k. Erlaß vom 28. Juni. Doch hatten die meisten der Unruhstifter längst das Weite gesucht. Die 4 Haupträdelsführer wurden allerdings relegiert, einige büßten im Karzer, andere wurden zu öffentlicher Abbitte verhalten, — und selbstverständlich war von der Gewährung des verhängnisvollen Titels „Dominus — Herr" an die Logiker nicht die Rede, — aber man enthielt sich aus naheliegenden Gründen einer nachdrücklicheren Strenge.

Dieser ganze langatmige Handel läßt einen tiefen Blick in die vorhandenen Gegensätze behördlicher Richtung, andererseits in den Geist des Widerspruches bei den Akademikern gegen ihre geistlichen Lehrer werfen und legt auch einen Krebsschaden der akademischen Selbstverwaltung bloß, indem hier einerseits auf die gerichtliche Autonomie gepocht, andererseits wieder bewaffnete Schutzmaßregeln bei der Stelle privilegiengerecht begehrt wurden, die jener Autonomie durchaus abgeneigt war.

Den zweiten gleichartigen Vorfall des Märzmonats 1717, von geringerer Ausdehnung als die früheren, lernen wir am besten

aus dem akademischen Strafurteile vom 27. April (13. Juli) 1717 kennen, das wir hier verdeutschen wollen. Allerdings war es der Abschluß eines in aktenmäßiger Richtung nicht minder langatmigen Handels. Die akademische Sentenz lautet in ihrem wesentlichen Teile:

„Das Gemeinwohl und die Ruhe der Universität verlangen mit bestem Rechte, daß Wir gegen die Störer beider mit pflichtmäßiger Strenge vorgehen. Deshalb wurde von dem h. P. Rektor Magnifikus und von dieser h. kraft erzherzoglicher, kaiserlicher und päpstlicher Urkunden errichteten und bestätigten Universität gegen Dich, Ferdinand von Retzenheimb, Metaphysiker; Ant. Jos. Paumbgartner, Metaphysiker; Jak. Neuhold, Metaphysiker; Wolfgang Grabner, Physiker; Georg von Allin, Logiker; Jos. Hoedl, Logiker, als vorgeladenen Urhebern der Störung der Akademie, nämlich weil Ihr aufrührerische Tumulte in der gefreiten Aula zur Zeit des Wochenmarktes und auch sonst in gefährlicher Weise erregt, zu deren Fortsetzung die übrigen Akademiker mittelst Aufruf angestachelt, Professoren, Priester sowohl durch Verschließung der Thüren als auch durch körperliche Gegenwehr vom Zugange der Schulen häufig abgehalten und es gewagt habt, wie Einige von Euch, Waffen mit sich zu führen, Drohungen auszusprechen, den Professoren die Ehre abzuschneiden, deren Katheder zu besteigen, die Stühle herabzuwerfen und zu zerschlagen und acht Tage hindurch darin und bei anderen Ausschreitungen zu verharren, — obschon derart große Vergehungen schwerere Strafen erheischten — das Urteil gefällt, daß Ihr nach vorangegangener akademischer Haft und nach Einhaltung der gebotenen Fastenstrafe vor der akademischen Versammlung die öffentliche Rüge empfanget“.

Wir erfahren überdies, daß das bereits am 27. April geschöpfte Urteil, „zu dessen sicherer Exekution das brachium militare imploriert“, mit einem Regierungserlasse vom 13. Juli verstärkt wurde (da es „zum wirklichen Vollzuge nie habe gelangen mögen“) — aus welchem wir nun folgende Hauptstelle wörtlich hervorheben:

„Solchem nach dann ist S. kays. Maj. allergnedigster Will vndt Meinung, daß die eingesetzte Studenten zur Straff Ihres verbrechens über die bereits verfloßene Arrestzeit annoch 14 Tag lang in selbigem Arrest aufbehalten vndt in mitelst dieser Zeit dreitägig, so der senatus academicus zu determinieren hat, mit Wasser und Brot abgespeiset, vndt sodann gegen Vorstellung Ihrer straffbaren Ungebühr vndt erfordersam nachdruckhlichen Ihrer dehortation von dergleichen Tumult vndt widersetzlichkeiten Sich bey

der meydtung höchstderselben künfftigen landsfürstlichen scharpfen Bestraffung zu enthalten, nach ausgestandtenem 14täg. Arrest (so a die diser gnädigen Resolutions-Intimation anzurechnen) des Arrests entlassen werden sollen; übrigens aber nur allenfals zur abwendtung fernerer Insolentien vndt beybehaltung guter Disziplin mittelst Verabfolgung des brachii militaris: alß wozu die J. Oe. Hofkriegsraths-Stell bereits instruiert worden |: Eye geheimbe Räthe auf S. H. P. Rectoris anlangen nach erscheinender Noth und Umbständen alschon besorget seyn werden" ....

Dies war der Ausgang eines Handels, der, abgesehen von der Relegierung zweier am schwersten beinzichtigter Rädelsführer und der ziemlich langen Haft der vier anderen, für die Schuldtragenden leidlich ablief, aber die Schatten, welche sich über der akademischen Gerichtsbarkeit sammelten, in den Augen der Orts- und Landesbehörden noch schwärzer gestalten mußte.

Es war dies gewissermaßen eine Genugthuung der Statthalterei für das Jahr 1713, in welchem der Prozessions-Rangstreit zwischen Studenten und Bruderschaft wieder auflohte, und die vom innerösterreichischen geh. Rate den Jesuiten erteilte Rüge zum Komplotte der Studenten, insbesondere der Logiker, führte, von den Prozessionen überhaupt in demonstrativer Weise fern zu bleiben.

Allerdings hatte sich die Spitze der weiteren Auflehnungen gegen die Universitätsleitung selbst gekehrt, indem die Studenten über das Ansinnen, künftighin zwischen dem Spalier der Bürgermiliz auf dem Hauptplatze und in der Herrengasse einherziehen zu sollen, erbost waren und dies das Wegbleiben vieler von der Prozession und Verhöhnungen der Bürger am Lugeck zur Folge hatte, wobei es aber nicht blieb, da trotz der Senatsdrohung am schwarzen Brette vom 17. Juni die Demonstrationen so bedenklich wurden, daß der Rektor die Stadtwache in Anspruch nehmen mußte. Die Aufhebung der Spaliermaßregel auf Einschreiten des Rektorates wirkte schließlich am besten.

An Maueranschlägen der Studentenschaft hat es selbstverständlich auch da nicht gefehlt. Charakteristisch lautet der Schluß des einen: „Ein altes Sprichwort: Wenn man den Kindern ihren Willen thut, so pflegens nicht zu weinen: so müssen wir auch den Bürgern und Faßziehern ihren Willen lassen, ergo werden sie auch nicht weinen, als wie die kleinen Kinder."

Die bedauerlichsten Vorfälle ergaben sich gemeinhin aus den Konflikten zwischen Studenten und Soldaten. Die Jahre 1668 und 1699 verzeichnen solche, deren Aktenbestand die Taktlosigkeit und Leidenschaft der Befehlshaber als Quelle des Uebels erkennen

läßt. Dort hatte der Oberstleutnant Ferd. Zechetner, Frhr. von Zechetgrueb als Werber von Soldaten für das Regiment Gonzaga die Studenten: „Hunde, Bernhäuter, Winkelstudenten" geschimpft, wo doch von seinen Werbern der Streithandel ausgegangen war, und dann, als im Gefechte zwischen ihnen und dem Militär letzteres den kürzeren zog, alles aufgeboten, um sich rein zu waschen, die Studenten anzuklagen, sie hätten sogar „Viva la Francia!" gerufen; hier war es der heißblütige Kapitän der neugebildeten und bei den Akademikern sehr mißliebigen „Regierungsmiliz" (an Stelle der unzulänglich befundenen Stadtwache), G. Frie. Salakhowitsch, den die Litt. S. J. z. J. 1699, mit Fug und Recht als „fürwahr herrlichen Verweser und Hüter des Friedens (preclarus sane pacis procurator et custos)" ironisieren, — welcher zweimal, am Abende der Sonnwendfeier (24. Juni) und tags darauf in unverantwortlichster Weise seine Leute zum Schießen befehligte, so daß drei Studenten tödliche Verletzungen, andere Verwundungen davon trugen, und eine ungeheure Aufregung der ganzen Stadt sich bemächtigte. Der Stadtrichter mußte den Kapitän und seinen Leutnant in Eisen legen lassen, da Bürgerschaft und Studenten in einer Massendeputation (27. Juni) darauf bestanden."

Den Schluß unserer Skizze soll der bedauerliche „Depositions-Tumult" in der Faschingszeit des Jahres 1726 bilden.

Der allen Hochschulen des Mittelalters und der Folgezeit, des 16. und 17. Jahrhunderts, ziemlich allgemein geläufige Brauch der akademischen „Deposition", d. i. der zunftgerechten Aufnahme des Neulings in die Studentenschaft, war auch der Grazer Universität seit ihrer Eröffnung nicht fremd und erscheint in den gedruckten Jahrbüchern der Universität, die bis 1641 reichen,[1] zunächst zum Jahre 1587 verzeichnet.

Im Laufe der Zeit war für die Studentenschaft nicht das im Schulgebäude selbst verlaufende Ceremoniell der Deposition, sondern der spektakelreiche Aufzug zur Deposition und insbesondere der Umzug nach derselben in der Vorstadt, wobei es auch Trunk und Tanz, ein ziemlich langes Gelage, abzusetzen pflegte, die Hauptsache. Die Chronik der Depositions-Auf- und Umzüge sollte nun im Jahre 1726 einen gewaltsamen Abschluß finden.

Der damalige Rektor P. Staindl wollte der ihm stets bedenklicher werdenden Depositionsfeier ein Ende machen und zwar in unauffälliger Weise, indem er weder den Tag noch den Depositor (d. i. den die Deposition vornehmenden Akademiker) be-

[1] Almae ac celeberrimae Universitatis Gracensis Lustrum primum, verf. v. P. Ant. Sporenus. (Graz 1719, 16⁰.)

kannt gab. Die Studenten wandten sich nun an die Statthalterei, die sie allerdings wieder an den Rektor verwies, letzterem jedoch nahe legte, den Umzug mit Musik zu gestatten, damit das plötzliche Verbot des alten Brauches die Sache nicht noch schlimmer mache; für die Verhinderung der Wirtshaustumulte und Maskentumulte werde man schon Sorge tragen. Mit der Deposition selbst, als einer Quelle böser Händel, könne es der Rektor nach seinem Ermessen halten. P. Staindl blieb jedoch bei seinem Vorsatze; um so mehr blieben aber auch die Studenten auf die altgewohnte Hetze erpicht und brachten mittels zahlreicher Anschläge und Laufzettel ein förmliches Programm des Depositionszuges (Ingressus studiosorum) zur Kenntnis, der den Friedensschluß des damals regierenden Kaisers Karl VI. mit König Philipp V. von Spanien darstellen würde und in der Murvorstadt um 2 Uhr nachmittags stattfände. Man bekäme da den auf einem Thron sitzenden Kaiser im Triumphwagen, zwei spanisch gekleidete Knaben mit Palmzweigen in den Händen zu sehen, überdies eine Kompanie von Dragonern und Kürassieren vor dem Triumphwagen und zwölf Trabanten mit „bloßem Gewehr"; ferner eine Kompanie Janitscharen, einen sechsräderigen Musikantenwagen mit „zwei französischen Schleifern" (auf den zwei letzten Rädern), welche „ein lustiges Zwischenstück" (intermedium) aufführen würden, und schließlich ein altes Weib, bedeckt mit einem „griechischen Hute", das seinen Kropf als Blasebalg anbieten würde.

Das Programm enthielt noch eine Schlußbemerkung, daß man nämlich noch viele andere „sehr lächerliche intermedia" zu sehen bekäme, so vor allem einen Schneider, der in Gestalt eines Bockes zu Gericht geführt, schließlich aber „mit einem curiosen conduct bekleidet und begraben" würde.

Halb Graz war nach dem Mittagessen auf den Beinen, um der Murvorstadt zuzuströmen, woselbst, und zwar in der „Prankergasse", die nicht unter städtischer, sondern gräflich Prankhscher Gerichtsbarkeit stand, die Studentenansammlung zum Aufzuge begann.

Allerdings hatte der Statthalter noch im letzten Augenblicke den Versuch gemacht, der akademischen Jugend durch den Sekretär Simbinelli ihr Wagnis ausreden zu lassen. Selbst ein Cicero hätte dies nicht zustande gebracht, denn schon waren auch die Zöglinge des Ferdinandeums im Anzuge, und die Zuschauermassen wälzten sich jubelnd vor und hinter dem rasch geordneten Aufzuge einher, welcher vom „Schwendtner" in der Prankergasse ausging, am gräflich Gleispachschen Hause vorbei bis zum Brückenthore

der Murvorstadt sich bewegte, dann zur Lend hinüberschwenkte und wieder zurück den Weg durch das Andreägassel auf den Griesplatz und durch die Griesstraße zurück beim „Ochsen"-Wirtshaus und auf den Murvorstadtplatz beim „Mohren" vorüber einschlug.

Der Stadtmagistrat, nie sonderlich gut auf die „Jesuiterstudenten" zu sprechen, wollte nun Alarm schlagen und die Bürgerwehr ausrücken lassen, was die Statthalterei jedoch nicht zuließ, die vielmehr anbefahl, das kaiserliche Stadtkommando möge das äußere Murthor, genauer gesprochen das Brückenthor gegen die Mur-Vorstadt, zeitlich sperren und mit verstärkter Thorwache versehen.

Das geschah denn auch, und 24 Mann Musketiere wurden hinter die emporgehobenen Schranken und die aufgezogene Fallbrücke gelegt. Inzwischen sammelte sich auf der drübigen oder Stadtseite, beim inneren Murthore, eine Menschenmenge, darunter auch Studenten an, welche den Depositionszug nicht mitgemacht hatten, und harrte der Dinge, die da kommen würden.

Wie aus dem Aktenbestande erhellt, sollen die Studenten des Depositionszuges gar nicht die Absicht gehabt haben, die innere Stadt zu betreten, da die Dämmerung bereits angebrochen war, und sie es, wie auch sonst, vorgezogen haben würden, in einem der Gasthäuser der Murvorstadt lustige Fastnacht zu halten. Aber das verschlossene Thor, in dessen Nähe sie gekommen waren, mit seiner verstärkten Besatzung verdroß sie, es war eine Art von Herausforderung; die verstärkte Thorwache, mit den Studenten jeden Augenblick auf dem Kriegsfuße, war ihr mehr denn je verhaßt, und nicht minder verdrießlich erschien diese Vorkehrung den Zuschauer- oder Begleitermassen, die in der inneren Stadt wohnhaft waren und zurückwollten.

Der berittene Student an der Spitze des Vortrabes begehrte nun die Oeffnung des Thores, und viele andere Kehlen wiederholten schreiend diese Aufforderung; der Lärm verhundertfachte sich. Denn schon ist auch die Hauptmasse des Depositionszuges mit dem Musikantenwagen herangekommen, und alles wogt nun tobend ans Thor heran, das unzugänglich bleibt, die Besatzung der 24 Musketiere schußfertig hinter Fallbrücke und Schranken, Aug' in Aug' mit der schimpfenden Volksmasse und den Studenten, die ihre Degen wohl auch nicht in der Scheide ließen.

Drüben aber, auf der Stadtseite, am inneren Thore hatte sich, wie bereits gesagt, auch eine Menschenmasse, alarmiert durch den vorzeitigen Verschluß des vorstadtseitigen Thores, baldigst angesammelt und ließ es an Lärm nicht fehlen.

Eine unselige Uebereilung des wachhabenden Offiziers, eines

Herrn von Krieger, — denn das Thor war vorderhand wie gesagt nicht leicht zugänglich, — führte zur Katastrophe.

Schimpfworte und Steinwürfe hatten den hitzköpfigen Befehlshaber und die Soldaten erbittert, das Geschrei von vorn und rückwärts, von der Vorstadt- und Stadtseite ihre Aufregung gesteigert, und so kracht denn bald eine volle Gewehrsalve in den dichten Menschenknäuel, dem sich nur wenige beim Anlegen der Gewehre unter den Rufen: „Lauft! Lauft!" beizeiten entwunden hatten, während die große Masse unter Wehrufen und Toben im entsetzlichen Gedränge auseinander klafft.

Auf der nun etwas gelichteten Walstatt liegen sieben (nach späterem Berichte fünf) Personen von den Schüssen getroffen, einer — ein „uninteressenter" Mann, wie es im damaligen Deutsch des Regierungserlasses vom 9. März hieß, — tot, drei schwer, die anderen drei leichter verwundet. Andere, die auch ihren Teil, aber ungefährlichere Streifschüsse davon trugen, oder die im Gedränge Verletzten machten sich weg und später auch kein Aufhebens mit ihren Verletzungen, um der gerichtlichen Untersuchung zu entgehen. Von den Studenten war nur einer schwer verwundet und zwar der vor kurzem erst eingeschriebene Theologe Martin von Criviz; von dem Musikantentroß der Paukenträger Hans Stramer, ein Hufschmied von Gewerbe, der, als der Tumult losging, rasch mit den anderen vom Musikwagen heruntersprang, seine Pauke und Perücke in ein nahes Taschnergewölbe unterbrachte und ans Thor eilte, um dort als einer der Vordersten mitzuthun.

Wie dies leider meist der Fall ist, kam aus Neugierde auch eine Weibsperson zu schwerer Verwundung durch eine Musketenkugel, und der einzige Tote war einer der unbeteiligtsten Zuschauer, der Warenaufseher der orientalischen Handels-Kompaniefiliale in Graz, Joseph Schauer.

So nahm der lustige Depositionstag ein trauriges, blutiges Ende, und nun begann die Vielgeschäftigkeit der Behörden zur Ermittelung des Sachverhaltes, der Rädelsführer des Tumultes; aber auch ein zäher Federkrieg zwischen der Statthalterei und dem Rektorate, dem man vorwarf, es habe durch ein unzeitiges Verbot die Studenten zu einem absichtlichen Spektakel aufgestachelt, der so verhängnisvoll ausschlug. Der Rektor möge nun seines akademischen Untersuchungs- und Strafamtes walten.

Für den Pedell kamen nun heiße Stunden, während andererseits das Stadtgericht und dessen Rumorsoldaten, als stetige Konkurrenten der akademischen Jurisdiktion, auf die „Studenten-Malefikanten" zu fahnden begann.

Der Pedell machte zwei „Komplices", die Studenten Jakob Decrinis und Andrä Lorger, handfest, sie wanderten zur Untersuchungshaft in den Karzer.

Unter den Studenten, welche dem Stadtgerichte in die Hände fielen, war auch ein „fremder" Studiosus, Salzburger von Herkunft.

Hatte in der Grazer Studentenschaft der böse Handel vom 19. Februar erbitternd nachgewirkt, so war auch die übrige Bevölkerung voll Aufregung über die hitzköpfige Voreiligkeit des Soldatenkommandanten, über den Starrsinn des Jesuitenrektors und feuerte durch solche Aeußerungen den raschen Entschluß der Studenten nur noch mehr an, gegen die Vergewaltigung der akademischen Freiheiten Verwahrung einzulegen und den Rektor aufzufordern, für die Loslassung des vom Stadtgerichte eingefangenen Salzburger Studenten einzutreten.

Da diesfalls — auch bei bestem Willen — der Rektor nicht intervenieren konnte, denn jener Studiosus war nicht immatrikuliert, also außerhalb der akademischen Gerichtsbarkeit, so benützten dies doch die kopfscheu gewordenen Wortführer unter den Akademikern, den 27. Februar einen Aufruf an den Straßenecken anzubringen, dessen Verfasser sich aber weder auf sein Latein, noch auf seine Orthographie etwas zu gute halten durfte. Er lautet in wortgetreuer Verdeutschung:

„Den Lesern Gruß. — Da denn die Jesuiten als unsere Vorgesetzten die Privilegien der Studenten mehr zu unterdrücken als hochzuhalten auf jegliche Weise bestrebt sind, so hören sie auch auf, die Studenten als ihre Untergebenen zu schützen. Wir alle insgesamt und jeder für uns als des Namens Studenten Würdige erachten daher, von dem Besuche der Schulen abzulassen, damit dies Uebel, das dem auf dem Stadthause Gefangenen drohte, nicht auch uns gegenwärtige Studenten gefährde. Bei dieser Sachlage könnte, so gut wie jenem der Groll gegen das Jesuitenhabit verhängnisvoll wurde, jedweder von uns aus den Schulen geschlossen und folgerichtig auch dem Stadtgerichte ausgeliefert werden, eine Schlußfolgerung, welche, wie ich annehme, alle Theologen und Philosophen verneinen werden. Heute also wollen wir vom Kollegienbesuche ablassen. Dieser unschuldig Verhaftete ist ja mit guten Salzburger Zeugnissen versehen. Er ist so schmählich behandelt, und leisten wir nicht Widerstand, so steht uns das Gleiche bevor!"

Der Rektor drohte nun mit Militärassistenz, mit dem „brachium militare", und endlich legten sich die Wallungen der Studentenschaft.

Inzwischen hatte jedoch der erste Statthaltereibericht, an den Wiener Hof über die Vorgänge vom 19. Februar bereits am 20. Februar erstattet, den Weg nach Wien gemacht, und ihm folgte dann ein zweiter umständlicher vom 9. März, worin sich der Stand der Jesuitendisziplin an der Hochschule äußerst ungünstig dargestellt findet. Das bedauerliche Ereignis sei nichts als deren schlimme Frucht. Die Leitung der Hochschule habe die Deposition, welche an sich mehr eine Fastnachtsposse als ein Universitätsakt sei, von allem Anfange her nicht gestatten sollen. Die langjährige Gewährung habe der Sache eine Art von Freibrief erteilt, und das urplötzliche Verbot doppelt erbitternd auf die Jugend wirken müssen. Seit einem vollen Jahrhundert wäre die Regierung nicht in der Lage gewesen, einzugreifen, denn sie durfte nur im äußersten Falle mit dem „brachium (militare)“ „succurrieren“. Die Zustände an der Hochschule, was für „Fortschritte“ und welche Exzesse von manchen Tollköpfen verübt worden, seien der Regierung verborgen geblieben. Man rate, diesen Handel als öffentlichen Friedensbruch (crimen fractae pacis publicae) anzusehen und „ein strenges Exempel zu statuieren“.

Auf ersteren Bericht der Grazer Statthalterei, dem sicherlich auch eine Darlegung des Sachverhaltes seitens der innerösterreichischen Kriegsbehörde das Geleite gab, erfolgte zunächst, datiert vom gleichen Tage, an welchem jener Studentenstrike vorgefallen, vom 27. Februar, ein kaiserliches Mandat, das den Depositionsaufzug ein für allemal verpönte und bezüglich der akademischen Deposition selbst die Anordnung traf, sie werde für die Zukunft nur in der Universität (in domo academica) mit zulässiger Lust- und Ehrbarkeit zu halten gestattet, „wobei nur einige kleine leicht passierliche Interludia intra scholasticos parietes (Zwischenspiele innerhalb der Schulmauern) unterlaufen könnten.“

Der Rektor mußte den 10. März diesen kaiserlichen Erlaß bei Anwesenheit des Regierungskommissärs in allen Schulen verlesen, die landesfürstliche Unzufriedenheit mit den häufigen Studententumulten kundgeben und verschärfte Strafen in Aussicht stellen. Außerdem wurde dies gedruckte Patent an der schwarzen Tafel der Universität, an der kaiserlichen Burg und am Thore des Landhauses angeschlagen.

Wenn die Statthalterei die ganze Last der Verantwortung des bösen Handels dem Rektorate und der Universitätsleitung überhaupt zuschob und die Angelegenheit dem Forum der akademischen Gerichtsbarkeit durchwegs entwinden wollte, so war dementgegen der akademische Senat fest entschlossen, den Spieß umzu-

drehen und die Jurisdiktion der Universität unentwegt aufrecht zu halten.

Man lieferte keinen Studenten an das Stadtgericht aus, was auch die eingesetzte Regierungskommission, die Herren Bierwaldt, Schober und de Apostolis oder Apostelen urgieren mochten, sondern setzte das eigene judicium academicum in Thätigkeit und behandelte den Thatbestand mit Rücksicht auf die beteiligten Studenten so mild als möglich, was jeder Unbefangene auch billigen mußte.

Rektor Staindl richtete aber (18. März) an die Statthalterei und den Kaiser auch eine ausführliche Verwahrung zu Gunsten der Haltung der Universität und ihrer Freiheitsbriefe.

Er suchte an der Hand eines protokollarischen Auszuges, einer „Specificatio principalium causarum criminalium ad judicium academicum deductarum ex Protocollo extracta“ den Nachweis zu führen, daß innerhalb der Jahre 1639—1717 die Hochschule in 17 schweren Studentenhändeln krimineller Natur, ihres Amtes kraft der Stiftungsurkunde von 1585 und anderer Freiheitsbriefe gewaltet habe. Es war ihm aber auch leicht, durch die aktenmäßige Skizze der Depositionsgeschichte den Beweis zu erbringen, daß die Statthalterei selbst in den Jahren 1709, 1717 den verhängnisvollen Umzug, im letzteren Jahre gegen das Rektoratsverbot, genehmigt hatte.

So wurde denn weiter „repräsentiert, deklariert, urgiert, inhibiert und kommissioniert.“

Den 9. April richtete das akademische Gericht eine Vorstellung an den Kaiser, es möchten die zum Behufe der von Regierung und Kammer abzuführenden Kriminaluntersuchung beim Pedell schon lange inkarzerierten Studenten (Dccrinis und Lorger) denn doch einmal schon von der Behörde zum Verhöre übernommen werden.

Wir dürfen nämlich zu erwähnen nicht vergessen, daß die k. Resolution, deren wir oben gedachten, auch eine Rüge über die Unvollständigkeit der Untersuchung als Nachhang aufwies, und Regierung sowohl als Magistrat die Inquisition nun mit doppeltem Eifer in Angriff nahmen. Die Untersuchungskommissionen der Regierung gelangten jedoch nicht recht vorwärts.

Dazu kam nun noch eine Note des Wiener Hofkriegsrates vom 18. Mai, worin auf gebührender Genugthuung für die „violierte Wacht“, d. i. für die am 19. Februar mit Schimpfworten und Steinen begrüßte Thorwache, und auf dem Vollzuge eines strengen Strafbeispieles bestanden wurde.

Die Sache aber verlief denn doch ziemlich im Sand, was

aus dem überaus langsamen Tempo der Untersuchung doppelt erklärlich wird. Noch anfangs Juni äußerte sich die Regierung über die neu zu Tage tretenden Schwierigkeiten wegen sicherer Stellung der zwei beim Universitätspedell „noch verarrestierten" Studenten an den Ort der Kommissionsverhandlung.

Den beiden Akademikern Decrinis und Lorger, die durch Monate bereits als Verhörsobjekte im Karzer aufbewahrt blieben, war denn doch die Zeit überlang geworden, und sie entwichen aus der Haft des Pedellen, wie er den 17. Juni bänglich meldete. Allerdings gebot das k. Mandat vom 6. Juli, sie sollten sich bei Androhung des Strafurteils in absenti („in Abwesenheit") binnen 6 Wochen in Person wieder zur Haft stellen, aber wir hören nichts weiter von ihnen.

Das ist die Historie von dem Depositionstumulte in der Murvorstadt. Die Deposition selbst fristete nunmehr ein bescheidenes Dasein innerhalb der Schulräume noch ein paar Dezennien, aber sie hatte sicherlich auch ihren alten Reiz für die Studentenschaft eingebüßt und verschwand allgemach ganz in der Epoche der theresianischen Universitätsreform.

---

# Doktor Alexander Sytz.

## Ein Lebensbild aus der Reformationszeit.[1]

Von

**Gottlieb Linder.**

Alexander Sytz wurde ums Jahr 1470 geboren, wohl in seinem Heimatorte Marbach am Neckar in Württemberg, dem nachmaligen Geburtsorte des Dichters Friedrich Schiller. Allem Anschein nach hat er später die Universität Tübingen besucht, wo damals der berühmte Johannes Widmann, welcher zuerst in Deutschland über die Lustseuche schrieb, Professor der Medizin war. Nachher setzte Sytz seine medizinischen Studien in Italien fort, wahrscheinlich in Como, sicher in Padua und Rom, und erwarb sich eine höhere Bildung, so daß er nicht allein Doctor medicinae, sondern auch Philosophus genannt wird. In Marbach begann er dann seine ärztliche Praxis und erwarb sich großes Ansehen. Im Jahre 1509 schrieb er seine Schrift über die Lustseuche: „Ein nutzlich regiment wider die bosen frantzosen mit etlichen clugen fragstücken beschriben durch meister Alexander Sytzen zu Marckbach. Pforzheim 1509". Diese Schrift, welche er auf Veranlassung der Aebtissin des Klosters Lichtenstern, Elisabeth Schott, und zwar, abweichend von der bisherigen Uebung, in deutscher Sprache geschrieben, reiht sich unter die ersten und bedeutendsten Schriften über denselben Gegenstand, nämlich unter die von Johannes Widmann (1497), Otto von Roth aus Ulm (1501), Grunbeck (deutsch) und Paracelsus (deutsch, 1528); es wird ihr auch eine klare und richtige Auffassung der Sache nachgerühmt, zu der sich dem jungen Mediziner die erste Gelegenheit in Padua und Rom geboten hatte.

[1] Wir geben dieser auf sorgsamer Detailforschung beruhenden Monographie in unserer Zeitschrift Raum, nicht als ob uns die darin geschilderte Persönlichkeit an und für sich einer besonderen Beachtung würdig erschiene, sondern nur aus dem Grunde, weil darin einige sehr interessante Züge aus dem Privat- und öffentlichen Leben angeführt sind, denen man sonst nicht häufig begegnet, obwohl sie zum Verständnisse so mancher Erscheinung der vielbewegten Reformationszeit sehr förderlich sind. Das kleinbürgerliche Treiben in schwäbischen und schweizerischen Städten, der Einfluß, welchen die religiöse Erregung auf dasselbe genommen, treten hier recht anschaulich hervor. D. Red.

Diese Schrift ist mit einer kurzen Einleitung zum erstenmal veröffentlicht worden von Dr. Albert Moll, Distriktsarzt in Neuffen: „Doktor Alexander Seitz aus Marbach und seine Schrift über die Lustseuche vom Jahre 1509". [1]

Nach mehrjähriger ärztlicher Wirksamkeit beteiligte sich Doktor Alexander Sytz vom Jahre 1514 an lebhaft an den politischen Bewegungen seiner Zeit, indem er den Bestrebungen des „armen Konrad" beitrat, welcher dem Herzog Ulrich von Württemberg die Annahme des Tübinger Vertrags verweigerte. Neben anderen Führern spielte Sytz eine hervorragende, von Energie und Autorität zeugende Rolle. Auf dem Wasen zu Marbach vor dem Rennhause — zu Marbach war eine herzogliche Pferdezüchterei — wurde eine große Volksversammlung gehalten, die sich dem Widerstande gegen den Herzog anschloß; in Wildbad trat Dr. Alexander Sytz als Volksredner auf und reizte zum Aufruhr gegen den Herzog. Ungefähr in diese Zeit fällt seine gegen den Adel gerichtete Schrift: „Der thurnier oder adeliche Musterung", die er selbst in seinem Traktat vom Traum citiert. Infolge des Aufruhrs wollte ihn der Statthalter von Neuenbürg gefangen nehmen, doch Sytz konnte entweichen und verließ sein Vaterland. Er wandte sich zuerst nach dem Nachbarlande Baden, dann in die Schweiz, wo er das Haupt der zahlreichen württembergischen Flüchtlinge wurde und mit denselben der eidgenössischen Tagsatzung, die stets von dem Herzog Ulrich um Auslieferung der Verbannten angegangen wurde, viel zu schaffen machte. Sytz gewann bald als beliebter Badearzt zu Baden im Aargau großes Ansehen, und wir glauben seine Sprache zu hören, wenn der Sprecher der „armen vertriebenen Würtemberger" vor der Tagsatzung erklärt: „Man erfind, daß der Herzog in seiner Geschrift noch heut zu Tag verstopft ist in seiner Härtigkeit, indem so er vorbehalt und nicht einlassen will, all die so Capitenger und Sächer gewesen sind. Das uns armen Leuten nicht anzunehmen ist, wann wir sind all Capitenger und Sächer gewesen; aber nicht zu keiner Büblichkeit, sondern zu handhaben unser alt Herkommen, wie dann der Eidgenossen Eltern Stapfacher und Wilhelm Dell auch gethan haben, welcher Tapferkeit und Handhabung die ganz Eidgenossenschaft noch heut zu Tag sich billig tröſten soll, ungezweifelt wo man dem Fürsten und Adel glauben sollt, sie sagen deßgleichen, dieselben zween Biedermann auch verrätherisch Böswicht gewesen seyn" u. s. w. Die gütlichen Verhandlungen, von der Tagsatzung empfohlen und von einem Gesandten Ulrichs, Jakob von Anweil, begonnen, zu denen sich auch Dr. Alexander Sytz als Sprecher der Ausgetretenen eingefunden hatte, zerschlugen sich, es kam sogar zu Streithändeln, und Doktor Sytz konnte kaum noch in seine Wohnung entrinnen. Jakob von Stein, der bernische Vogt zu Lenzburg, meinte sogar, zwei oder drei wären geneigt, den Doktor totzuschlagen, diese solle der Herzog dann begnadigen, er wolle dazu helfen. Später konnten doch viele der Vertriebenen zurückkehren, aber Doktor Sytz und ein Ulrich Wirtemberger agitierten weiter gegen den Herzog, mit dessen Beschwerden sich die eidgenössische Tagsatzung vom Mai 1514 an während mehrerer Jahre zu befassen hatte.

Die „eidgenössischen Abschiede" geben darüber zuerst folgende allgemeine

[1] Die Kenntnis dieser Schrift sowie des Buches von Heyd über Herzog Ulrich verdanke ich der Güte des Hrn. Dr. Prof. Schott, Bibliothekar in Stuttgart.

Auskunft, 1514: „Der Herzog von Würtemberg hat seine Botschaft vor uns gehabt, auch lag ein Schreiben desselben an Zürich vor des Inhalts, es seien Etliche in seiner Landschaft aufrührerisch und ungehorsam.“ Daher bat der Herzog, nachdem er selbst einen Landtag in Sachen anberaumt, auch die Eidgenossen, daß sie auf diese Umtriebe „ein Aufsehen haben“ möchten. Aehnliche Klagen und Anforderungen erließ der Herzog an die eidgenössischen Stände im Jahre 1515, indem er auf Flüchtlinge aufmerksam machte und die Eidgenossen aufforderte, sich ihrer nicht anzunehmen.

Auf dem Tag zu Freiburg sodann am 18. Oktober 1516 nahmen die Klagen bestimmtere Gestalt an, und ein Gesandter des Herzogs brachte dessen Klagen persönlich vor die Tagsatzung; die eidgenössischen Abschiede berichten darüber: „Eberhard von Rischach zeigt im Namen seines Fürsten, des Herzogs von Würtemberg, an, es seien neuerdings Knechte aus der Eidgenossenschaft zu beiden Theilen, zu Kaiserlicher Majestät und zum Herzog von Würtemberg gezogen, wodurch wir leicht in einen langwierigen Krieg könnten verwickelt werden. Das, sowie sein Begehren, daß wir auf seinen Herrn getreues Aufsehen haben möchten, soll jeder Bote heimbringen.“ Als einer derjenigen, die sich wegen Aufwiegelung verantworten mußten (23. Juni 1517) wird auch Jakob Stapfer genannt.

Der Tag zu Baden am 21. Juli 1517 hatte folgendes Ergebnis: „Auf Begehren Eberlis von Rischach im Namen des Herzogs von Württemberg ist eine Botschaft von Schwyz und Basel zur Vermittlung zwischen ihm und seinen Widersachern abgeschickt worden.“

Und noch im August 1518 gab Eberhard von Rischach der Tagsatzung Kenntnis von den Mandaten des Kaisers gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg und erklärte, Krieg verhüten zu wollen, wozu die Eidgenossen behilflich sein möchten.

Unter den „Aufrührern“[1] nahm auch Dr. Sytz eine hervorragende Stelle ein, der durch wissenschaftliche und gelehrte Bildung wie auch durch seine Popularität einflußreiche, schon genannte „Doktor“ zu Baden, Doktor Alexander Sytz. Dieser hatte sich damals in Baden,[2] den weitbekannten „Thermis Helveticis“, einen guten Ruf als Arzt erworben; er war auch als Schriftsteller hervorgetreten. Eine Abhandlung von 1516 führt den Titel: „Oberbaden im Ergöw (Aargau) der Eydgnoschafft, Erstlich Menschlichs lebens Art vnd Vrsprung, und wie man das befristen soll durch die Wilbäder, beuor zu Oberbaden . . . Basel. Durch Adam Petri (Buchdrucker), 1516. (Wiederherausgegeben durch Leonhard Strübin, Decan, Anno 1576.)“ (Der Abdruck befindet sich in Baden.)

Nach Art der damaligen Mediziner schwankt er in dieser Schrift zwischen Naivität und Wissenschaftlichkeit. Wohl in dieselbe Zeit fallen zwei andere noch

[1] Zu denselben gehörte wohl auch Fuchssteiner, der dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Herzog Ulrich von Württemberg so viele Sorge bereitete, und um dessenwillen „Eberhardus a Reischach“ in die Schweiz gekommen war. (Siehe die Briefe in Zwinglis Werken VIII. S. 684 u. 686, d. d. 8. März 1531.)

[2] Die Mitteilungen über des Sytz Wirksamkeit in Baden verdanke ich hauptsächlich der Freundlichkeit des Hrn. Bezirkslehrers Bartholomäus Fricker in Baden, des Verfassers der Schriften: „Geschichte der Stadt und Bäder zu Baden“. Aarau, Sauerländer, 1880 (697 Seiten) und „Anthologia ex Thermis Badensibus. Eine Blumenlese“. Aarau, Sauerländer, 1883 u. a.

bekannte **Schriften**: 1) „Ein schöner Tractat, darin begriffen ist die Art und Ursach des **Traumes**“, worin auch politische Gegenstände besprochen werden; 2) „**De hominum vi et natura**“. Dieselben waren eben erst veröffentlicht worden, als ihren Verfasser um seiner politischen Umtriebe willen die Verbannung traf. Die Eidgenossenschaft hatte wohl dem stürmischen Verlangen des Herzogs Ulrich von Württemberg nicht länger widerstehen können und hatte im Jahre 1516 die Ausweisung des Dr. Alexander beschlossen.

Als diese Kunde nach Baden gelangte, war am meisten die Frauenwelt erregt und bestürzt, da Dr. Sytz als Geburtshelfer sich ausgezeichnet hatte. Ohne langes Besinnen ließen „Vwer Gnaden willige all schwanger und ander ersam frowen zu Baden im Ergöw“ eine „Supplication“ an die acht eidgenössischen Stände abgehen, in welcher sie bitten, die Verbannung des Dr. Sytz aufzuheben; sie sagen unter anderem: „Wir werdent bericht, wie dann der hochgelert Her Alexander Zitz uß dem Lannd Wirtemberg Doctor der Artzny, so ettliche Jar by unns gewonnet, vnd unns vil Guts bewist vnd erzeigt gegen üwern gnaden in ungunst vnd widerwillen gefallen sye.“ Sie erklärten dann, daß Dr. Sytz nichts gethan habe, weswegen ihm ein Eid, die Verbannung zu halten (Urfehde), abzunehmen gewesen wäre, und erzählen: „Ward der Landvogt derselben halben stund (zu welcher Sytz zur Eidesleistung erschienen war), von einer jungen ersamen frowen so in großen Kindsnöten war gebetten vnd angerufft dem bemelten doctor uß der fryheit zu bewilligen, damit vnd er zu ire komen vnd ire geholffen möchte werden“ u. s. w., und der Doktor habe in Gegenwart vieler Frauen herrlich geholfen. So bittet denn „das fröwlich geschlecht“ um Sytzens Begnadigung inständig „durch der mutter gots willen vnd durch aller schwangern frowen, von denen ir vnd wir alle geporen sind“; die Frauen stellen auch vor, wie beklagenswert es sei, „ein sölichen nutzlichen vnd kunstrichen gelerten man also ußer der eydgnoschaft ze laßen, sonnder bedunkte vnns besser ze sin, ime darin ze kouffen“. Auch glauben die Frauen, daß Sytz nicht unverhört sollte verurteilt werden, daß man ihn wenigstens zur Verantwortung ziehen und, wenn er gefehlt, ihm verzeihen solle. „Wir wennd ouch mit im sölicher maß ze reden verschaffen, damit er fürohin sölicher vnd annderer hanndlungen müßig stande, vnd siner sach der artzny wartte vnd acht habe.“ Diese ihre Supplikation ließen die Frauen besiegeln durch den Abt des Gotteshauses Wettingen „uff zinstag vor galli anno 1516“.[1]

Wir können nicht ersehen, inwieweit diese von der Dankbarkeit eingegebene Fürsprache der Frauen von Baden dem Dr. Sytz eine Milderung der Strafe verschafft habe; es scheint jedoch aus den späteren Lebensschicksalen des Dr. Sytz[2] hervorzugehen, daß er Baden und die Eidgenossenschaft verlassen mußte

[1] Fricker („Ex Thermis Badensibus“) gibt den ganzen Wortlaut der Supplikation.

[2] Sytz ist ein so seltener und origineller Name, daß man sich fragen darf, ob vielleicht der „große Sytz“, der gleichzeitig Berufsmann in Rheineck im Toggenburg war und dessen Name in den Eidg. Abschieden vorkommt, und der um 1510 genannte Heinrich Sitz, Bürger zu Frauenfeld, Verwandte des Dr. Alexander Sytz gewesen seien; doch fehlen hierfür alle Anhaltspunkte außer dem gleichlautenden Namen. Die ältesten Kirchenbücher der Pfarrei Knonau im Kanton Zürich, wo der Name Sytz eingebürgert ist, weisen auf: 8. Oktober 1554 kopuliert: Hans Heinrich Syz mit Agnes Knüsli; als deren Kinder, mit der Bezeichnung „wahrscheinlich“, werden genannt: Jakob Syz und Hans Syz (letzterer kopuliert 1607): 26. Februar 1561 getauft: Elisabeth,

und sich wahrscheinlich — nachdem Herzog Ulrich aus Württemberg flüchtig geworden war — in seinem Heimatlande niederließ, wo er die ersten Anfänge der reformatorischen Bewegung erlebte.

Als ein leidenschaftlicher Anhänger der neuen Lehre trat er mit Zwingli, den er von der Schweiz aus kannte und als vertrauter Freund begrüßen durfte, in schriftlichen Verkehr. Schon wenige Tage vor Martini 1525 schrieb Sytz von Reutlingen aus und, da er vermutete, der Brief sei nicht an die Adresse gelangt,[1] Dienstag nach Martini 1525 ein zweites Mal von Straßburg aus an Zwingli. Die Veranlassung und dementsprechend der Inhalt des Briefes[2] war folgendes: Der evangelische Pfarrer des Dorfes Oberhusen, eine halbe Meile von Reutlingen, ein treuer Diener des Evangeliums, war unversehens durch den Fürsten von Urach gefangen genommen und gefoltert und, als er nichts bekannt hatte, nach Stuttgart geführt worden; dort war er in einem scheußlichen Gefängnis, der sogenannten Räuberhöhle, gestorben und hing nun zugleich mit einem an demselben Tage gehenkten Pfarrer an einem Baume. Darauf war ein Aufruhr in Reutlingen entstanden, in dessen Folge Sytz abermals zur Flucht aus der Heimat genötigt war. Er begab sich nach Straßburg und genoß dort den Umgang mit Wolfgang Capito und anderen ihm Vertrauten. Weil aber in Straßburg viele Aerzte waren, konnte Sytz nicht hoffen, dort als Arzt seinen Unterhalt zu erwerben; deswegen wendet er sich brieflich an Zwingli und bittet ihn um Verwendung für eine Anstellung in Bern oder Solothurn; er verspricht dagegen, daß er Zwinglis Vertrauen rechtfertigen werde, indem er sich darauf beruft, sich allerwärts einen guten Leumund erworben zu haben durch Sorgfalt im Berufe sowohl bei den Aermsten um Christi willen als auch bei den Reichen um des Geldes willen. Gleichzeitig bittet Sytz um Zwinglis Verwendung für den jungen Ueberbringer des Briefes, der als Diener eine Stelle zu finden wünscht und dem Sytz das Zeugnis gibt: es ist nichts Nachlässiges an ihm.

Nicht ohne Grund hat Sytz, da Zwingli wußte, wie Sytz in Baden nicht nur „des Amtes gewartet", sondern auch politische Umtriebe geleitet, vorsorglich treue Pflichterfüllung für die Zukunft versprochen. Zwinglis Bemühungen waren von Erfolg begleitet; Sytz fand in Zürich Verwendung, rechtfertigte jedoch das Vertrauen seines berühmten Gönners nicht, sondern ließ — wie aus dem an einen ungenannten „Medicotheologus" gerichteten Briefe Zwinglis hervorzugehen scheint — hinsichtlich seines Lebenswandels mancherlei zu wünschen übrig, so daß Zürich ihn als einen „vnrüwig müden mann" verwies.

Im Jahre 1529 lebte Sytz schon in Basel; doch es dauerte auch dort nicht lange, so gab sein unruhiges Wesen zu Streitigkeiten Anlaß. Die bezüglichen Akten im Staatsarchiv Basel-Stadt füllen 45 Folioseiten, sind aber teils vom Wasser beschädigt, teils auch mit so unleserlicher Konzeptschrift geschrieben, daß es nicht mehr möglich ist, ihren ganzen Inhalt zu eruieren; auch ist nicht überall das Datum beigegeben. Das noch Erkennbare, das im folgenden dargestellt

Kind des Heyni Sitzen; später kommt der Name ständig vor bis auf die Gegenwart. — Diese Angaben verdanke ich der Freundlichkeit des Hrn Pfarrer Rud. Egg in Knonau.

[1] Dieser erste Brief des Dr. Sytz an Zwingli fehlt auch in der Sammlung von Zwinglis Werken und Briefen.

[2] Zwinglis Werke von Schuler v. Schultheiß VII. S. 434.

werden soll, **wird uns** über Dr. Seitzs Weise des Auftretens nicht im Unklaren lassen.

Wir orientieren uns zunächst über die theologischen und religiösen Divergenzen des „Dr. Alexander", denen wir übrigens auch bei seinen politischen **Händeln** noch begegnen werden. Er hatte nämlich über den freien Willen des Menschen eigentümliche Ansichten, wie ja auch die Auffassungen Luthers und Zwinglis über diesen Lehrpunkt differierten, der damals ein viel benutzter Tummelplatz der Spitzfindigkeiten war. Ein kleines, von Dr. Alexander selbst geschriebenes Heft gibt Auskunft über seine Anschauungen in dieser Frage, die wir im folgenden kurz andeuten wollen: Adam hat nicht so völlig den freien Willen gehabt, wie etliche jetzt meinen, Adam hätte Macht gehabt, Gott aus dem Himmel zu stoßen; hätte Gott dem Adam einen freien Willen gegeben, so hätte Gott ihm nicht verboten, von der Frucht zu essen. Die Ebenbildlichkeit Gottes in Adam besteht nicht im Leibe, sondern im Geiste; der Geist macht den Leib zu seinem Werkzeuge, so gut er kann. Gott verbot, die Frucht zu essen, nur um Adams Gehorsam zu erproben. „Sihe, disen fryen willen Adams, in den apffel zebysen oder vnderlassen hat noch hut des tags der (aus väterlichem und mütterlichem Stoffe gebildete) mensch nit minder dan wie (der aus Erde gebildete) Adam," da Gott dem Menschen nicht eine viehische Seele eingegossen, sondern eine vernünftige Seele, die unterscheiden kann. „Es ist auch im grund die sunde nicht anders, dan die gwisse in dem herzen oder seele, die wider das gepott gottes handlet." Also ist nicht die äußerliche That die Sünde (sonst müßte Gott beim Totschlag den toten Körper strafen), sondern die Sünde ist nichts anderes als eine mutwillige Verachtung in der Seele gegen das Gebot Gottes. Also in der Seele und nicht in der äußeren That findet Gott die Sünde; die Sünde ist schon vollbracht im Herzen, ehe die That begonnen ist. Beispiel: Abimelech sündigte an Abraham wegen Sara unwissentlich, daher ist's ihm auch nicht Sünde trotz der äußeren That. Wer sagt, die Seele habe nichts Gutes an ihr, der lästert Gott; die Seele des heutigen Menschen ist im gleichen Falle wie Adams Seele, d. h. neu nach Gottes Bild geschaffen; nicht etwa Adams Seele rein, unsere Seele durch den Sündenfall ganz verdorben; wo wäre denn auch die Verderbnis zu suchen: im Körper oder in der Seele? Im Körper doch nicht, denn derselbe ist nicht selbst verantwortlich, so wenig als der Wolf, der einen Menschen frißt; aber auch nicht in der Seele, denn mit dieser Behauptung würdest du Gott lästern; aber auch nicht im ganzen Menschen, „dan jedes zusamengemachet ding naturelet nur vff die art der zusamengesetzten stucken". („Du tappest in der schrifft, von der menschlichen natur zereden, wie ain hungriger ratte in ainem leren brotkorb, der nit waist, wohinuß.") Adam hat aus seiner eigenen Natur gesündigt, und des Teufels Einblasen hätte ihm nichts anhaben können, „wo Adam sinen kopff hett geschuttelet, darin nit verwilliget noch angenommen, vnd die gepot sins gottes nit verachtet. Sihe do ligt der Eckstain der ganzen hoptsache: got hat die menschlich natur erschafft vnd dieselb gar wyt vnderschaidenglich gegen dem vihe, dz do abstirbt mit lyb vnd seele, aber den menschen begabt mit ayner iemer ewig werende seele, nit aber dz sie iemer vnd stetz streben vnd zaberen soltte in disem ellendenn jamertale, sonder aber wider ze werden mit wider abgeworff(enem) corpel ain pur bildniß gottes, ain

iemer ewig werende gaiste mit stettem pryß vnd lobe gegen got irem schopffer in onußsprechlich(en) fröden sins angesichtes, ain ersettigung alles lustes."[1]

Die politischen Händel des „Dr. Alexander Sytzen von marpach", soweit sie Basel betreffen, fallen in die Jahre 1529 bis 1534. Folgen wir denselben nach ihrer zeitlichen Reihenfolge, so begegnen wir zuerst dem Streit Dr. Alexanders mit „Hans Jacob Wild, dem alten Substituten" zur Zeit als die Baseler den Zürichern zu Hilfe zogen. Es liegen darüber mehrere Zeugenverhöre oder „Kundschaften" vor, ebenso einige Aktenstücke von Dr. Alexanders Hand. Sie bieten jedoch nur lokales Interesse; es geht eine gewisse Gereiztheit und Händelsucht des Doktors aus ihnen hervor; als die Basler zum ersten Kappelerkrieg auszogen, zuckte nämlich Doktor Sytz den Degen gegen Hans Jakob Wild.

Der zweite Handel, im Jahre 1533, entstand aus einigen Aeußerungen Dr. Alexanders über religiöse Dinge; zunächst aus einer von Klemens Keller dem Wechsler, auch dem Kornschreiber und dem neuen Kaufhausschreiber gehörten „Aeußerung zu Herr Jacob Breitschwert vor ‚her hansen lomparten seligen' laden" (vor Lomparts Laden); Breitschwert fragte nämlich den Dr. Alexander, was er Neues wisse, wo der Kaiser sei; da antwortete Dr. Alexander, der Kaiser sei in Spanien, er werde aber in 1½ Jahren wieder ins deutsche Land kommen. Im Anschluß nun daran entspann sich ein Gespräch wegen der Taufe, indem Breitschwert sagte, er wisse, daß er, Breitschwert, getauft worden sei und daß Christus Jesus, unser Seligmacher, sei Gott und Mensch gewesen. Darauf sagte Dr. Alexander, „ob er glaubte, daß Christus . . ."; „was er aber witer daruff gerett", weiß Keller nicht, nur hat er gehört, daß Breitschwert geflucht und gesagt hat: „Pfüw, bist du ein doctor, treist ein rot baret, du solltest nit ein doctor sein, sonder ein Süehirt." Bei einer Begegnung am Kornmarkt mit Klemens Keller fragte Dr. Alexander den letzteren, ob er wisse, daß er getauft sei; und als letzterer (wie vorher Breitschwert) es bejahte und unter Berufung auf die allgemeine Sitte und im besondern auf die Rechtschaffenheit seiner Eltern und auf seine Taufzeugen bewies, sprach der Doktor: „er wüß nit"; und auf mehrfache Beteuerung Kellers fragte Keller den Doktor, ob er glaube oder wisse, „das er toufft wer"; da antwortete der Doktor, „er wüße es nit"; Keller beteuerte, seine (Kellers) Eltern seien doch nicht Juden gewesen, und verbat sich die Insinuation, als ob sie ihn nicht hätten taufen lassen. Da fragte der Doktor den Keller noch einmal, ob er, Keller, glaube, daß Christus Jesus der Sohn Gottes sei; Keller antwortete: „Ja, er gloubt's wieder"; aber erzürnt fluchte er dem Doktor („wie er aber geflucht ist im jetz vergessen"), indem er sprach: „Wer hat dich geheißen ein doctor sin vnd ein rot baret vfftragen, du soltest gar der suwen hütten." Da lief der Doktor von ihm weg.

Noch in demselben Jahre 1533 kam ein dritter ähnlicher Fall vor. Ein

[1] Das Baseler Staatsarchiv enthält noch zwei Handschriften aus der Feder des philosophischen Mediziners, wovon eine die Wichtigkeit der Arzneikunst behandelt und die Obrigkeiten ermahnt, Aerzte und Apotheker zu bestellen, während die andere in elf Thesen sich über gewisse eigentümliche geschlechtliche Beziehungen namentlich zwischen einem geschiedenen Witwer und einer geschiedenen Witwe (solutus et soluta) verbreitet und von einem an das Widerliche grenzenden Cynismus des Verfassers Zeugnis gibt.

Zeuge erzählt, am 9. Mai 1533 habe ihn „by rudolff buchbinders laaden vnder dem schlüssell“ [1] Doktor Alexander angetroffen. Zeuge fragte ihn: „Wann soll ich min büchlin?“ Alexander antwortete: „Ich hab warlich uwer huß nitt gewyßt, ich hette eß üch sunst geschickt.“ Da sprach der Zeuge: „Wie gefalt och die meynung Augustini von dem fryen wyllen?“ Alexander antwortete: „Daß werden ir wol inne, mögen ir mir beyten.“ [2] (Dann folgt noch etwas nicht mehr Verständliches über die „wörtlin solutus und soluta“.) Ferner sprach Dr. Alexander: „Es wird ein Daniel kommen, der wirt Susannam wecken (retten?), was wändt ir wörter?“ Als dann die Rede auf das Schwören kam, sprach der Zeuge: „Deß schwörens nemm ich mich nütz an, ich red' aber daß, wo ir uff üwerm fürnämen werdind beharen, über daß ir mitt göttlicher geschrifft überzüget, so red ich: ir sind ein Ketzer, dorümb wyll ich üch ston vnd halte [3] vor der gantzen Kilchen.“ Darauf gab Dr. Alexander zur Antwort: „Ja ir hand wol geredt, ir wüßend wol dorumb waß ein Kätzer ist, was welt eß och sagen; Ir sind selber noch nitt eins; besäch man Zwinglin vnd Oecolampadium, vwer patronen, wie glych sy reden von der erbsünd; hand kein vnmut, ir sollend wol inne werden, wie ich's verstaud. Eß wirt ein Daniel kommen, der wirt Susannam retten, was wölt ihr wötten ich.“

Schon am 28. Mai desselben Jahres 1533 wurde Dr. Alexander Sytz über einen anderen Punkt ernstlich befragt, wie schon acht Tage vorher, nämlich über sein Verhalten nach einer mit ihm wenige Tage vorher gehaltenen Disputation „der Ledigen halben, zu lutus, solutus, insolutus genannt“. Da sei er ja von den Gelehrten mit der heiligen Schrift überwunden worden, habe seine Meinung als irrig widerrufen und revoziert; warum er denn nun „am trucker laden“ geredet: „Ja habend die predicanten recht geschworen, so habe er geyrrt, vnd es werde ein Daniel vfferston, der werde Susannam retten.“ da doch solche Reden der Revozion zuwider laufen? Darauf antwortete Dr. Alexander, „er sye nit ab, das er am trucker laden gerethb, habend sy recht geschworen, so habe er dick gesündiget; das rede er noch, dann er solche handlung nie für Sünd gehept, wie auch Brentius vnd andere Gelerte diser meinung syendt; Er habe aber damit weder die prädicanten irer Eyden, als ob sy nit recht geschworen nit angehegen (?), noch auch nutzit wider sin revocacion gehandlet.“ Er habe nicht auf Anhang getrachtet, allein auf seine Schriften, die er an die Kaiserlichen geschrieben. Bei diesem Anlaß kam auch der Handel mit Breitschwert wieder zur Sprache. Und als dritte Anmaßung wird dem Dr. Sytz Schuld gegeben, daß er gesagt habe, es seien noch etliche im Rat, welche „myner Herren Revocacio nit hielten“. Und als man in ihn drang, sich bestimmter auszusprechen, sprach er: „Ja es ist Einer, — und den genempt — der hatt sich noch nit mit den Rathen verglichen in des Herrn nachtmal vnnd sitze zu offentlicher Köp . . .“

Noch in den Jahren 1534 und 1535 ruhen die Händel des Dr. Sytz nicht,

[1] Wohl die „Schlüsselzunft“, ein Eckhaus am Schlüsselberg und an der Freienstraße In diesem Hause hält dermalen die historische und antiquarische Gesellschaft in Basel ihre Sitzungen.

[2] Beyten, mundartlich = warten. Die ganze Redensart hat einen abweisenden, wegwerfenden Sinn.

[3] ston vnd halte = Rede stehen und Wort halten (es Wort haben).

und er selbst scheint es gewesen zu sein, der sie wach erhalten; denn es sind aus diesen zwei Jahren einzig noch von Dr. Sytz selbst verfaßte Eingaben vorhanden, denen aber keine weitere Folge scheint gegeben worden zu sein. Nur noch eine Klage Dr. Alexanders, die gegen Wolf Gerster, scheint Gestalt gewonnen zu haben, indem Junker Lorentz Stirle bezeugte, daß in Gegenwart des Jakob Scherer und des Velte Becherer, als von den Bädern die Rede war und Wolf Gerster eingeladen wurde, „im Blumen“[1] (wo Dr. Alexander zu speisen pflegte) mit zu speisen, Wolf gesagt habe (mit verächtlichem Bezug auf Dr. Sytz), er esse mit keinem „Schelmen“. Doch auch hierüber fehlt uns weiterer Bericht.

Aus allem geht hervor, daß Dr. Alexander Sytz mehr noch im Charakter als in der Lehre zu Extravaganzen geneigt war. Es scheint aber auch, daß Dr. Sytz seiner Herkunft wegen im Verdacht der Heterodoxie stand und daß er zu Zeiten gereizt wurde; vielleicht hielt man ihn für einen Ungetauften, einen Juden, und die unbestimmte Art seiner Antworten bestärkte noch den Verdacht. Sein Verhalten am Vorabend des Auszugs der Baseler zum ersten Kappelerkrieg, wie auch seine Aeußerung über Zwingli und Oekolampad lassen auch Opposition gegen Zwingli und dessen kriegerisches Vorgehen erkennen. Vielleicht auch gab Sytz Neigung zur Wiedertäuferei (vgl. das Schwören, die öfteren Fragen über die Taufe und sein Wahlspruch von dem Kommen des Daniel) kund; und da er ohnehin reizbaren Gemütes war, verwickelte er sich leicht in Streitigkeiten, die den sonst wohl begabten Mann auf eine schiefe Bahn brachten. Ueber sein späteres Leben und seine Todeszeit und -art ist uns nichts bekannt. Vielleicht gelingt es noch, aus neuen Quellen (etwa in Württemberg) das Leben dieses seltsamen Mannes, der mit den Männern der Reformation in so nahen Beziehungen stand, der aber den „Ultras der Reformation“ beigezählt werden muß, mehr aufzuhellen und ihm selbst völlig gerecht zu werden.

Fürjetzt genüge es, die Umrisse seines Lebensbildes aus den Akten in den lebendigen Strom der Geschichtsforschung eingeführt zu haben.

[1] Gasthaus zur Blume am Blumenrain, nun Gasthaus „Zu 3 Königen“.

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

# Aus dem Salbuche eines österreichischen Klosters.

Von

Otto Kaemmel.

Wenn die erzählende Ueberlieferung des Mittelalters uns oft wenig befriedigt, weil den Berichterstattern häufig zwar nicht die Kenntnis der Thatsachen, wohl aber der Scharfblick und die Fähigkeit abgeht, in den Zusammenhang der Dinge einzudringen, oder die Freiheit des Geistes, sie zu erfassen, so fließen um so reichlicher und zuverlässiger die Urkunden, eben weil sie gar nicht die Bestimmung haben, zu erzählen, sondern weil sie Rechtshandlungen in ihrem objektiven Verlaufe für die Teilnehmer oder für die Nachkommen fixieren sollen. Soweit wir auf die Historiker angewiesen sind, bleiben uns Zusammenhänge und Beweggründe oft dunkel, die handelnden Personen schattenhaft; wo wir uns an die Urkunden halten können, tritt das, um was es sich handelt, oft mit greifbarer Deutlichkeit, jedenfalls in festen Umrissen heraus. Schwerlich wird sich nun betreffs des äußeren Verlaufs der Ereignisse über das weit hinauskommen lassen, was sich aus den kritisch herausgegebenen und gesichteten erzählenden Quellen bis in die Hohenstaufenzeit hinein entnehmen läßt; aber trotz hochbedeutender Forschungen auf dem Gebiete der Verfassungs-, Rechts- und Kirchengeschichte bleibt für die Kenntnis der inneren Entwickelung und ihres Zusammenhanges mit den großen politischen und kirchlichen Aktionen, noch immer viel zu thun übrig. Wie es im einzelnen herging in einer bestimmten Landschaft, am Fürstenhofe und in der Bischofspfalz, im Kloster und im Pfarrsprengel, in Stadt und Dorf, unter welchen Bedingungen die Masse des Volkes und die einzelnen Stände lebten, das ist doch noch vielfach verhüllt und darüber wird erst die sorgsamste Einzelforschung Licht verbreiten können.

Sie wird dabei aber wesentlich auf den Urkunden fußen müssen. Die einzelne Urkunde freilich ist wie ein Stift aus einem zerfallenen Mosaik, anderes eine längere, zusammenhängende Reihe. Geht eine solche von einer Person aus, dann allerdings ist der Zusammenhang oft nur ein äußerlicher, wie etwa bei den Kaiserurkunden, welche auf die verschiedenartigsten Verhältnisse sich beziehen und heute in Utrecht, vier Wochen später in Passau, nach weiteren vierzehn Tagen in Verona ausgestellt, immer nur einzelne Punkte erhellen, als Ganzes betrachtet, nur das ruhelose Wanderleben unserer Könige klarlegen. Eine längere Reihe von Urkunden dagegen, die eine Körperschaft betreffen, beleuchtet zwar örtlich nur einen beschränkten Kreis, diesen aber scharf und oft Jahrzehnte hindurch. Solche sind allerdings fast nur von geistlichen Stiftungen erhalten, weil nur sie entsprechend der überlegenen Kultur, deren Erbe sie waren, und die sie inmitten einer barbarischen Welt vertraten, auch um die urkundliche Sicherung ihres Besitzstandes sich bemühten, und die wichtigsten darunter sind die Codices traditionum, die Salbücher, die Verzeichnisse der ihnen gemachten Schenkungen.

Wenn wir nun hier von dem Salbuche eines österreichischen Klosters ausgehen, so geschieht das nicht etwa deshalb, weil es erst kürzlich herausgegeben worden wäre — es ist seit dreißig Jahren veröffentlicht — sondern aus anderen und inneren Gründen. Göttweih ist eines der ältesten und bedeutendsten Klöster des deutschen Südostens, sein Salbuch überaus reichhaltig, über ein Jahrhundert durch (1083 bis ca. 1220) fortgeführt und seiner Zeit von einem Mitgliede des Stiftes musterhaft ediert.[1] In Oesterreich kamen dann weiter die Bewegungen der tief erregten Zeit besonders energisch zur Geltung: der Investiturstreit, die Kreuzzugsbegeisterung, die von allen deutschen Landen eben Oesterreich am frühesten ergriff, die reißend schnelle Ausbreitung der deutschen Kolonisation in einem wilden, eben erst eroberten Lande, das bald trotz seiner jungen Kultur die Pflegestätte der aufblühenden, mittelhochdeutschen Litteratur werden sollte. Sollte sich da nicht der Versuch lohnen, an der Hand jener Aufzeichnungen die Zustände dieses Gebietes sich klarzulegen, indem wir dabei andere Quellen so weit mit heranziehen, als es zum Verständnis notwendig ist? Am einfachsten dürfte sich der Stoff gliedern, wenn wir drei Fragen zu beantworten suchen: Wer sind die Stifter? Was stiften sie? Weshalb machen sie die Stiftung?

[1] Von W. Karlin in den Fontes rerum Austriacarum II. 8 (1855).

Auf weitumschauendem Bergkegel schimmern heute noch die mächtigen Fronten und Türme des Stiftes Göttweih in die weite Stromebene hinein, durch welche die Donau, nachdem sie bei Mautern aus dem Engthale der Wachau herausgetreten ist, zwischen waldreichen, niedrigen Inseln und Ufern ihre grünlich-weißen Fluten majestätisch einherrollt. Hier auf den Trümmern eines römischen Kastells legte Bischof Altmann von Passau im Jahre 1072 den Grundstein des Augustiner-Chorherrenstiftes zu St. Marien und weihte es im Jahre 1083 zu einer Burg desselben Geistes, den der eisenköpfige Westfale selber mit zäher Energie zeit seines Lebens vertrat, des hierarchischen Systems Gregors VII., jenes „Gottesstaates," den Augustinus im Zusammenbruche altrömischer Herrlichkeit als das Ideal der Zukunft geschaut hatte. Als Verfechter dieses einseitig großartigen Gedankens und als geschworener Gegner Heinrichs IV. von seinem Bischofssitze damals verjagt und 1085 wirklich entsetzt, hat er nur in der Ostmark sich zu behaupten vermocht, deren Markgrafen Leopold II. (1075 bis 1096) aber im Jahre 1081 vollständig für Gregor VII. gewonnen und ihn bei dessen Sache festgehalten, auch als die furchtbare Niederlage bei Mailberg am 12. Mai 1082 Oesterreich der böhmischen Verwüstung preisgab. Auch die Aussöhnung Leopolds mit König Heinrich IV., etwa im Jahre 1084, hat dessen persönliches Verhältnis zu Altmann nicht geändert und unter seinem Schutze ist er auf österreichischem Boden in Zeiselmauer im August 1091 gestorben. In Göttweih wurde er bestattet.

Bei dieser Gründungsgeschichte des Stiftes ist es selbstverständlich, daß unter seinen Wohlthätern die Könige so gut wie gar nicht erscheinen. Von den ungeheuren königlichen Domänen, die im 10. und 11. Jahrhundert noch den größten Teil der Ostmark bedeckten, insbesondere alles Waldland umfaßten, aber allerdings um die Mitte des 12. Jahrhunderts sehr zusammengeschwunden erscheinen, erhielt es fast nichts. Dafür stattete es Bischof Altmann selber reichlich aus, zumeist aus den österreichischen Gütern des Bistums Passau. Bald folgten die Laien aller Stände, an ihrer Spitze die Babenberger, deren einer dem Gründer so nahe gestanden hatte. Seit Ende des 10. Jahrhunderts nach der Ostmark verpflanzt, aber nicht fränkischen, sondern schwäbischen Ursprungs, verdankte dies ritterliche Geschlecht, unter dem Oesterreich einer glänzenden Blütezeit entgegenging, seinen dortigen Grundbesitz vorwiegend königlicher Gnade. Den Grund dazu legte jene großartige Schenkung Heinrichs II. vom Jahre 1002, die dem Markgrafen Heinrich I. den ganzen Landstrich zwischen

der Liesieg und Triesting am Ostabhange des Wiener Waldes unweit von Wien überwies und die dann 1035 durch eine Vergabung von 50 Königshufen zwischen Triesting und Piesling noch erweitert wurden. Aus derselben frühen Zeit stammt der Babenbergische Besitz im Marchfelde (um Weikendorf), dem sich dann wahrscheinlich der 1045 an Siegfried, den Grafen der nur kurze Zeit, etwa 1043 bis 1058, bestehenden „Neumark Oesterreich" verliehene umfängliche Besitz (z. T. um Stillfriedt) angeschlossen hat. Andere Güter erwarb das Geschlecht seit 1048 im Norden um Raabs und im Raabser Walde, daran im Südosten anschließend 1051 um Grafenberg. Nicht minder war es gegen 1100 um den unteren Kamp (Gobelsburg, Zöbig) angesessen; es gebot an der oberen Traisen, wo vor 1083 Leopold II. die Herrschaft Wilhelmsburg seiner Tochter Elisabeth bei ihrer Vermählung mit Ottokar IV. von Steiermark als Heiratsgut mitgab, an der Bielach (Schalaburg) und in ihren Seitenthälern. So sind es wesentlich die entlegenen Wald- und Berglandschaften, welche der landesfürstlichen Stellung des Geschlechts ihre Grundlage geboten, seine zivilisatorische Thatkraft herausgefordert haben. Und wie die Babenberger vom Westen her ins Land kamen, so erwarben auch die großen Familien des bayerischen Adels Grund und Boden im Koloniallande jenseits der Enns; aus dem alten Stamme verzweigten sich hierhin frische Aeste und nannten sich dann wohl nach den österreichischen Gütern. So haben die Grafen von Ebersberg an der Sempt, ein uraltes Geschlecht, das bis in die Karolingerzeit zurückreicht und unter Heinrich I. sein Stammschloß in ein Benediktinerkloster umwandelte, schon im 10. Jahrhundert in der Ostmark das Schloß Persenbeug bei Ips erworben; hier fand Richlindis, die Gattin des letzten Besitzers Adalbero, der ihr im Tod vorausgegangen war, ihren Untergang beim Zusammenbruche eines Söllers, als sie den Kaiser Heinrich III. auf seiner Fahrt nach Ungarn im Mai 1045 aufgenommen hatte, und die Volksmeinung sah darin eine Bestätigung jener charakteristischen Warnung, die einst ihr Schwiegervater Udalrich sterbend seinen Söhnen hinterlassen: „Empört euch niemals gegen den König, ladet ihn aber auch niemals in euer Haus, denn dann wird euer Hab und Gut zu Grunde gehen." Persenbeug fiel dann an das Familienkloster. Andere Grafengeschlechter Bayerns treten dann gegen 1100 in Oesterreich auf. Ein Zweig derer von Burghausen am Inn nannte sich nach der Schalaburg bei Melk, die erst die Babenbergerin Sophie, die Schwester Leopolds III., dem Hause zugebracht hatte. Vom Inn her kamen auch die Form-

bacher nach der Ostmark; doch den Kern ihrer österreichischen Güter und einen neuen Namen brachte ihnen erst die Vermählung Mathildens mit Eckbert von Pütten um 1094, aus dem Hause jener Grafen von Lambach, die lange in der steierischen Mark geboten und das ganze Gebirgsland vom Semmering bis zur ungarischen Grenze besaßen, das damals zur Steiermark, nicht zu Oesterreich gehörte, aber 1090 in ihrer männlichen Linie erloschen. Als Grafen von Pütten hat dieser Zweig bis in die Zeiten Friedrich Barbarossas geblüht. Aus der Gegend von Passau stammten die Grafen von Rattelnberg, daher mit Altmanns Stiftung Göttweih als Erbvögte derselben von altersher in Verbindung, aus der unmittelbaren Nachbarschaft Salzburgs die Grafen von Plaien. Weit verzweigten sich die Neuburg-Falkensteiner von der Mangfall im sumpfigen Vorlande des bayerischen Hochgebirges; in Hörrnstein an der Piesting gründete einer dieser Familie, Herrand, einen neuen Sitz und nannte ihn nach seinem Namen. Unbekannt ist es dagegen, woher die Grafen von Poigen gekommen sind. Ihr wahrscheinlicher Stammvater, Graf Karl, erscheint schon 1049 als Eigentümer von Horn, einem alten Zentralsitze österreichischer Landeskultur im Norden der Donau; in dieser Gegend breitete sich sein Geschlecht auch weiter aus, nannte sich aber nach dem Dorfe Poigen nordwestlich von Horn. Mit seinen Gütern hat es 1144 das Kloster Altenburg dotiert.

Nächst den Grafen stehen die zahlreichen edlen Geschlechter, deren Mitglieder als nobiles oder ingenui bezeichnet werden und sich nach ihren Besitzungen nennen. Gewiß sind auch sie überwiegend aus Bayern eingewandert, doch ist es selten möglich, ihren Ursprung näher zu bestimmen. Da sitzen rechts der Donau die Edlen von Erla, welche schon um 1050 das gleichnamige Kloster stifteten, an der oberen Bielach die von Hofstätten, die, mit Altmann in nahen Beziehungen stehend, zu den ältesten Schenkgebern für Göttweih gehören, im weinreichen Gelände am linken Ufer der unteren Traisen die von Kuffarn und ihnen benachbart die von der Traisen, die Begründer des Klosters St. Andrä. Ueber ein weites Waldgebiet nördlich der Donau verfügen die Edlen von Grie und Ranna zu Gunsten Göttweihs; am unteren Kamp saß ein Geschlecht, das sich nach ihm benannte; weiter nordwärts am Abhange des Manhartsberges treten die Herren von Schleinitz schon um 1074 auf, wenig später (1083) im Retzer Weinlande ganz im Norden die von Nalb, und ostwärts von ihnen unweit der mährischen Grenze, wo die Pulka der Thaja zufließt, die Edlen von Mailberg und Seefeld. Doch auch abgesehen

von Geschlechtern dieser Art, welche über größere Besitzungen zu verfügen hatten, treten in den Aufzeichnungen unseres Salbuches als Stifter von Schenkungen oder auch als Zeugen bei solchen zahlreich Freie auf, die nur einen mäßigen Besitz ihr eigen nennen. So ergiebt sich die interessante Thatsache, daß es hier in der Ostmark neben den großen Grundherren auch einen Stand mittlerer Besitzer gab, wenngleich von einem freien Bauernstande im engeren Sinne nicht wohl die Rede sein kann. Doch sind auch diese Freien nicht immer ganz unabhängig, sondern oft durch ein Lehensverhältnis an ein geistliches Stift oder einen größeren weltlichen Herrn, wie den Markgrafen oder auch wohl direkt an den König gefesselt. Dabei gilt, entsprechend dem Lehensgesetz König Konrads II. von 1037, ihr Lehen als erblich, so daß der Lehnsherr nur bei erblosem Tode des Inhabers oder auch sonst iustis de causis darüber verfügt. Selbst vornehme Herren, wie Markgraf Dietrich von Vohburg, leisteten z. B. dem Bischof von Passau den Lehnseid für österreichische Güter, dieser für den Besitz der kirchlichen Zehnten zwischen Fischa und Leitha.

Doch die kriegerische Zeit des Investiturstreites, welche die großen weltlichen Herren wie die Bischöfe und Aebte zwang, freie Besitzer als Vasallen, als milites in immer steigender Zahl an sich zu fesseln, hat auch noch eine andere soziale Bildung hervorgetrieben, den Stand der Ministerialen. Von den milites als ursprüngliche Hörige stets streng unterschieden bildeten sie im Kriegs- und Hofdienst die alltägliche Umgebung ihrer Herren und wurden, um ihn leisten zu können, mit Lehen ausgestattet, denen sich zuweilen, auch etwa durch Erbschaft, Allodialgut hinzufügte. Nicht nur der Markgraf, sondern auch der Bischof von Passau und jedes Kloster, so auch Göttweih, ja jeder größere Grundbesitzer, verfügte über diese schlagfertigen Gefolgsleute. Bedeutende Geschlechter sind aus ihnen zuweilen hervorgegangen, wie die Kuenringer, babenbergische Ministerialen, die Stifter von Zwettel (1135).

Was alle diese Grundherren und Ministerialen zusammenhielt, das war nicht die Standesgleichheit — denn der Ministeriale war kein Edelmann — sondern der Beruf, der Kriegs- und Verwaltungsdienst. Scharf hebt sich deshalb von ihnen die unkriegerische Masse der Bauern ab. Wie gesagt, ein geschlossener Stand kleiner freier Grundbesitzer hat schwerlich existiert, aber zahlreich sind die Zinsbauern, die, persönlich frei, ihrem Herrn nur einen Jahreszins von fünf Denaren zahlen, unbeschadet natürlich dessen, was sie von ihren Grundstücken zu leisten hatten, deren Stellung eine sehr verschiedene sein konnte. Ihre Lage galt als so günstig,

daß z. B. um 1160 eine Leibeigene, Mathilde, die ihr Herr von ihrer bisherigen Verpflichtung freigekauft hatte und der er die Wahl freistellte, in welche Stellung sie nun eintreten wollte, mit voller Zustimmung ihrer Verwandten jene Zinspflicht, nicht die volle Freiheit wählte, da keine Freiheit wertvoller sei als diese Zinspflicht (nullam libertatem potiorem quam censum V denariorum esse). Offenbar war eben die Leistung unbedeutend, der Schutz, den sie verbürgte, sicher. Die Hauptmasse des Bauernstandes aber bildeten unzweifelhaft die Leibeigenen, die mancipia. Zuweilen in größerer Zahl, zu 20, 30 und mehr werden sie veräußert, entweder mit der Scholle, auf der sie angesetzt sind, oder ohne sie, dann also zu häuslichen Diensten (in proprium servitium). Es ist sehr bemerkenswert, daß unter den hunderten von Namen solcher mancipia kaum ein oder der andere slavische vorkommt, sehr im Unterschiede etwa zu Kärnten oder Steiermark; auch in ihren untersten Schichten also ist die Bevölkerung Oesterreichs damals bereits im wesentlichen eine deutsche gewesen.

Nun tritt uns in diesen Aufzeichnungen eine soziale Bewegung von großem Interesse entgegen, von um so größerem, als man zunächst das Gegenteil zu erwarten geneigt ist, statt des Herabsinkens nämlich von der Freiheit zur Unfreiheit das Aufsteigen von der Unfreiheit zur Freiheit, oder mindestens zu einer besseren Lage. Es fehlt natürlich nicht ganz an Beispielen jenes Prozesses, doch sind sie selten. So erklärt z. B. zwischen 1140 und 1160 eine gewisse Willibirch, daß sie sich, zum Asyl des Königs der Könige vor den Drängern Aegyptens ihre Zuflucht nehmend (ad asylum summi regis ab exactoribus Egypti confugiens), dem Kloster Göttweih zum Zins von 5 Denaren übergebe. Doch die Regel bildet das Aufsteigen von Leibeigenen zur Zinspflicht, zuweilen sogar zur Ministeralität. Unser ganzes Salbuch ist voll von Verträgen der ersteren Art; unter etwa 360 Nummern, die hier berücksichtigt sind, beschäftigen sich 56 mit ihnen. Die Uebertragung an ein geistliches Stift war also in diesem Falle gleichbedeutend mit einer wenig beschränkten Freilassung. Viel seltener ist naturgemäß die Erhebung eines Leibeigenen zum Ministerialen, wie z. B. um 1138 einige mancipia ministerialium iure an Göttweih vergabt werden.

So erscheint die Bevölkerung Oesterreichs nach Recht, Besitz und Beruf scharf gegliedert in die Edlen, die großen Grundherren, unter denen die Grafengeschlechter voranstehen, die aber oft genug in ein Vasallenverhältnis getreten sind: in mittlere Besitzer freien Standes, in Ministerialen, Zinsbauern und Leibeigene. Aber diese Stände schließen sich nicht kastenmäßig gegeneinander ab, ge-

statten vielmehr Tiefergestellten den Eintritt und erhalten sich dadurch frisch. Nicht zum wenigsten hat dieses Verhältnis die Energie des Einzelnen herausgefordert und so jene wirtschaftlichen Kräfte bilden helfen, die im Verlauf von anderthalb Jahrhunderten ein weites und wüstes Wald- und Sumpfgebiet in ein lichtes Kulturland umgewandelt haben.

Wir stehen damit vor der zweiten Frage: Was haben diese Grundbesitzer so verschiedenen Standes dem Kloster geschenkt? Wenn wir die Antwort darauf versuchen, so entrollt sich vor uns ein Bild von der extensiv wie intensiv rastlos fortschreitenden Landeskultur. Gewiß hatte mit ihr die Karolingerzeit schon einen vielversprechenden Anfang gemacht, aber mit dem Jahre 907 war das Land an die Magyaren verloren gegangen,[1] und obwohl die deutschen Ansiedelungen nicht völlig zu Grunde gerichtet worden, so mußte die deutsche Kulturarbeit vielfach doch wieder von vorn anfangen und konnte das in den verschiedenen Teilen des Landes nur zu sehr verschiedenen Zeiten. Denn nur schrittweise erfolgte nach der Lechfeldschlacht, 955, die Wiedereroberung. Bis 972 war erst die Traisen erreicht, um 1000 der Wiener Wald. Erst 1043 erkannte Ungarn die March- und Leithagrenze an und wahrscheinlich erst im Frieden von 1041 wurde die mährische Grenze, die sich bis dahin nicht weit vom Nordufer der Donau entfernt gehalten hatte, bis an die Thaja zurückgeschoben.

So bildete die Ostmark um das Jahr 1000 im wesentlichen noch ein ungeheures Waldland bis an die Donau heran, in dem nur hier und da wie kleine Inseln die Lichtungen der Menschen auftauchten oder ein Zeidler den wilden Bienen nachging oder Pechsieder die hochstämmigen Tannen ritzten. Ist doch das sagenberühmte Bechelaren dicht am Strome, die Burg des edlen Rüdeger, das urkundlich zuerst 1043 erwähnt wird, zunächst nichts weiter gewesen als eine Niederlassung von Pechsiedern. Rechts der Donau dehnte sich noch um 1049 der Ennswald längs des Flusses, von der Enns bis zur Url und Ips, ja bis zur Erlaf um Wieselburg, wo heute nur noch einzelne Waldstücke von kleinem Umfange sich finden. Wie es gegen Ende des 10. Jahrhunderts in dieser Gegend noch aussah, zeigt eine Urkunde vom Jahre 979, die es zweifelhaft läßt, ob bei Wieselburg zwischen Erlaf und Ips 6 mansi regales arabilis terrae zu finden seien. Um Mautern bestand um dieselbe Zeit (977) die silva Palta und sie ist auch ein Jahrhundert später noch nicht ganz verschwunden; dort liegt um 1083 bei Fucha ein desertum. Tiefer ins Land hinein nach

[1] Vgl. meine „Entstehung des österreichischen Deutschtums“ (1879) I, 238 ff.

dem Gebirge hin, das noch jetzt zusammenhängende Waldmassen bedecken, haben sich ausgedehnte Waldbestände natürlich noch viel länger erhalten. Um 1100 erfüllt die silva Houperg nicht nur, wie noch heute, das ganze Gebiet östlich der oberen Traisen bis an die damalige steierische Grenze, welche noch auf dem Rücken des Wiener Waldes bis an die Piesting nordwärts lief, sondern auch den Raum am Oberlaufe der beiden Perschlingbäche, und von den Höhen dieses Gebirges hinab nach Osten hin erstreckte sich der Wald tief hinunter bis in die Striche, die heute vom wimmelnden Leben der Großstadt Wien erfüllt sind. Noch länger hat sich der Wald nördlich der Donau in dem Landesteile erhalten, der, mit steilen Uferrändern zum Strome oder kleinen angeschwemmten Vorlanden abfallend, ostwärts bis nach Krems hinreicht. Ihn bedeckte die Nortica oder Bohemica silva. Als „Teil des Nordwaldes“ wird um 1083 der Strich von der Donau landeinwärts bis an den Oberlauf der großen und kleinen Krems bezeichnet, das desertum ad Grie, ebenso um 1135 die Umgegend von Zwettel, d. i. Lichtenthal, am oberen Kamp, und so sehr steht noch um 1125 die Besiedelung dieser Gegenden in den ersten Anfängen, daß der Wald an den Quellen der kleinen Krems als Grenze gegen Böhmen bezeichnet wird. Was darüber nach Nordwesten zu hinauslag, war also ungerodetes Waldland, in das erst allmählich mit Axt und Pflug die bayerischen Kolonisten vordrangen, an sich noch ein wertloses Gebiet, deshalb noch ohne wirklich feste politische Grenze, etwa wie im vorigen Jahrhundert die nordamerikanischen Hinterwälder oder heute das Innere von Neu-Guinea. Selbst das heute fast baumlose Marchfeld bedeckte um das Jahr 1000 noch dichter Wald, die silva Hart. Was weiter einwärts lag bis zur Thajagrenze, ist erst 1041 deutsches Gebiet geworden, war aber auch von den Slaven nur in schwachen, weitverstreuten Ansiedelungen bevölkert, die besonders an der Schmida und Göllers, längs des Manhartsberges und um die mittlere deutsche Thaja, auftreten. Da ist denn die silva Ruogacs, der Raabser Wald, noch um 1077 so umfänglich, daß Walkenstein, etwa 3 Meilen südöstlich von Raabs, noch mitteninne liegt; daran schloß sich östlich die silva Mouriberg um Mailberg (1055), und um dieselbe Zeit war weiter nach der March zu, unweit der untern Zaja um Ketlasbrunn, die Kultur so wenig vorgeschritten, daß dort nulla alia nisi lignorum utilitas invenitur, also Ackerbau überhaupt noch nicht bestand, und die Grenze gegen die Böhmen so wenig sicher, daß König Heinrich III. dem Bistum Passau 1056 eine Landschenkung in dieser Gegend übergibt cum omni

utilitate, quae contra Boemos quoquomodo haberi et conqueri poterit. Noch heute deuten die zahlreichen deutschen Ortsnamen auf -schlag und -reuth und einzelne slavische Bezeichnungen ähnlichen Sinnes auf die ehemalige Waldnatur dieser Gegenden hin. Mit vollem Rechte dürfen also heute die Deutschen Oesterreichs das Wort Stauffachers im „Tell“ auf sich anwenden:

„Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiß.“

Denn hier handelt es sich nicht um die Unterwerfung und Ausbeutung einer zahlreichen einheimischen Urbevölkerung, die dann erst allmählich durch deutsche Zuwanderung oder deutschen Kultureinfluß germanisiert wird, wenn dies überhaupt geschieht, etwa wie in den Ländern zwischen Elbe und Oder und in Preußen oder in Livland, auch nicht um Ansiedelung geschlossen einwandernder Bauernschaften, die von einheimischen Grundherren ins Land gerufen werden, wie in Schlesien oder in Ungarn, denn hier an der Donau war von Anfang an eine slavische Bevölkerung nur vereinzelt und in schwachen Beständen seßhaft; vielmehr haben wir hier einen Kulturprozeß vor uns, wie er auf slavisch-deutschem Boden sonst etwa noch in dem ungeheuren Waldgebiete des Sudetenzuges von den Saalequellen längs des Erzgebirges, der Lausitzer Berge und des Grenzwalles zwischen Schlesien und Böhmen sich abgespielt hat, oder weiter nordwärts im Weichseldelta, das erst die geschulte Thatkraft des Deutschen Ordens dem Sumpfe und dem tückischen Strome abgerungen hat; hier begann überall die Kulturarbeit im wesentlichen erst mit der deutschen Besitzergreifung; Germanisierung und Kultivierung waren also hier identisch und sie haben sich in Oesterreich mit, man möchte sagen, amerikanischer Schnelligkeit vollzogen, durchschnittlich ein Jahrhundert vor der Zeit, in der sie im Norden begannen. Ihre Fortschritte bilden damals überall die Voraussetzung jeder wirtschaftlichen Thätigkeit. So wird 1025 das Zehntrecht in omnibus locis constructis et construendis an Passau verliehen, dasselbe Recht um 1120 im Umkreis villarum cultarum et colendarum an Göttweih geschenkt, ebenso um 1104 um Wieselburg an der Erlaf die decima omnium exstirpatorum foresti et quidquid foresti nondum exstirpatum est in omni utilitate sua von König Heinrich IV. an das Regensburger Bistum vergabt.

So sieht man den Großgrundbesitz an der Arbeit, und nur er konnte in größerem Umfange sie leisten, nicht der einzelne

selbständige Bauer, dessen Kräfte eben nur der Bestellung des eigenen Ackers, nicht größeren Rodungen gewachsen waren, die ja zunächst auch keine Früchte trugen, ihn also nicht ernähren konnten. Anders die Grundherrschaft geistlichen wie weltlichen Standes. Sie verfügten über große und wohlgegliederte Arbeitskräfte, die sie in hofrechtliche Genossenschaften zusammenfaßten und planmäßig in Thätigkeit setzen konnten.

Wenn aber dem Großgrundbesitz dies Verdienst in erster Linie gebührt, so kommt den Königen in ihrer Eigenschaft als größte Grundbesitzer daran nur ein geringer Anteil zu. Für eine Weiterbildung der großartigen Villenverfassung Karls des Großen ist in den Südostmarken nichts geschehen; was die Krone schenkt, das ist überwiegend ungerodetes Waldland; es urbar zu machen, das bleibt den Empfängern, der geistlichen und weltlichen Aristokratie überlassen, und es ist da schließlich kein Wunder, wenn diese, welche die wichtigste Kulturarbeit der Epoche leistete, das Königtum auch politisch am Ende schlug.

Wie nun bei der Kultivierung im einzelnen verfahren worden, ist nur im großen und ganzen zu erkennen; bedeutende Vorarbeiten sind dafür noch notwendig und können nur an Ort und Stelle erledigt werden. Ob die Anlage als Einzelhof oder sofort als Dorf erfolgte, hing nicht nur von den vorhandenen Arbeitskräften, sondern mindestens ebensosehr von der Beschaffenheit der Gegend ab; bot sich eine leicht urbar zu machende größere Fläche, so konnte sofort ein Dorf nach festem Plane entstehen; im Gebirgs- und Waldland war wohl in den meisten Fällen der Einzelhof die natürliche Form. Ein Gegensatz zwischen beiden Systemen bestand insofern nicht, als aus dem Hof durch Parzellierung oder Neubrüche allmählich eine kleine Ortschaft (Weiler) hervorgehen konnte. Aber noch heute überwiegt in einzelnen Strichen Nieder-Oesterreichs, insbesondere rechts der Donau, der Einzelhof. Daß aus anderen Orte entstanden sind, ergibt der Name oder ein sonst bekannter Umstand, das erstere z. B. bei Dörfern wie Höflein in der Nähe von Bruck (1083 Hovilin), oder Hofstätten an der oberen Bielach (1083 Hovistat), oder Neuhofen (996 Nivvanhova), während z. B. Ollern am Wiener Wald 1033 ausdrücklich als curtis Alarun bezeichnet wird und Gleiß an der obern Ips urkundlich aus der Rodung eines einzelnen slavischen Bauern, Gluzo (daher Gluzengisazi), auf königlichem Grunde um 993 entstanden ist. Wie einzelne Ministerialen eines größeren Grundherrn im Waldlande solche Höfe gründeten, das zeigen z. B. die Orte Wolfenreith, ca. 1100 prata Wolfperti, Ottenschlag, predium Ottonis, Bertholz, predium Bertholdi, beide

von babenbergischen Ministerialen angelegt; doch das Ueberwiegen der mit -dorf zusammengesetzten Ortsnamen im größten Teile des Landes liefert den Beweis, daß die andere Form der Niederlassung, die planmäßige Begründung eines geschlossenen Ortes, in den offenen Strichen die Regel bildete. Den grundherrlichen Ursprung verraten sie sofort in ihrer Zusammensetzung mit Personennamen; ja es läßt sich zuweilen bei ihnen wie bei anderen Ortschaften ein bestimmter Gründer oder mindestens der Zusammenhang des Ortes mit einem bestimmten grundherrlichen Geschlechte nachweisen. So geht z. B. Altmannsdorf in der Nähe von Pira (1083) unzweifelhaft auf den Stifter von Göttweih zurück, der diesen Strich dem Kloster schenkte; Arnsdorf (ca. 890) im Tullner Becken heißt nach dem großen Salzburger Erzbischof Arno, dem Freunde Alkuins und Karls des Großen; Markersdorf, zwischen St. Pölten und Melk, gehört um 1100 einem Edlen Markward, wahrscheinlich dem Begründer, und Hörrnstein an der Piesting, der Sitz eines Grafengeschlechts, 1120 Herrandistein, ist nach Herrand genannt, ein Name, der in der Familie regelmäßig wiederkehrt.

Weit schwieriger ist die Frage zu beantworten, nach welchem Systeme die Dorffluren aufgeteilt wurden. An sich war die Anlage in Gewannen oder in Königs- oder Waldhufen möglich. Jene Weise zerlegt die Flur in eine Anzahl von möglichst gleichgroßen oder gleichwertigen viereckigen Stücken (Gewanne) und mißt jedem Hofbesitzer in der Art seinen Anteil zu, daß seine Hufe aus einer Anzahl einzelner Ackerstücke besteht, welche sich gleichmäßig durch alle Gewanne verteilen (Gemenglage). Diese Anlage ist die ältere, beruht auf dem ursprünglichen Gemeinbesitz an der Flur, gestattet eine allmähliche Vergrößerung des Ackergrundes durch Rodung neuer Gewanne und ist also für neue Anlagen die bequemere, setzt aber Flurzwang, d. h. die Bewirtschaftung der Flur nach einem gemeinsamen Plane, voraus. Die zweite Form mit möglichst gassenförmiger Dorfanlage zerlegt die Flur in lange, schmale, parallellaufende Streifen, welche von jedem Hofe aus bis nach der Dorfgrenze laufen, so daß jede Hufe ein zusammenhängendes Ganze bildet. Sie ist zuerst auf den fränkischen Königsgütern in Anwendung gekommen (daher mansus oder hoba regalis, Königshufe), davon im 12. und 13. Jahrhundert allgemein bei der Kolonisation im Osten, im ungerodeten Waldlande, wie z. B. das ganze Erzgebirge von dieser Flurteilung überzogen ist. Sie setzt eine größere anbaufähige Fläche voraus, aber nicht notwendig den Flurzwang, gestattet also eine größere Selbständigkeit der Einzelwirtschaft. In welchem Verhältnis nun auf österreichischem

Boden diese Feldsysteme zu einander stehen, ist im einzelnen noch nicht untersucht worden und könnte nur aus dem sorgfältigsten Studium der Flurkarten mit Sicherheit geschlossen werden. So viel aber steht fest, daß beide nebeneinander vorkommen. Denn nicht nur erfolgen die Schenkungen an Königsgut stets nach Königshufen, sondern diese werden auch sonst häufig erwähnt. Andererseits kommt die Gewanneinteilung und Gemenglage nicht nur in sehr alten bayerischen Dorfanlagen vor, sondern sie läßt sich oft aus der Anlage der Ortschaften selbst mit ziemlicher Sicherheit erkennen und jedenfalls war sie vor der modernen Zusammenlegung der Grundstücke in Oesterreich noch weit verbreitet, so daß der Besitz eines einzigen Bauern aus 10—50 Parzellen bestand.[1] Fortgesetzte Rodung war bei beiden Systemen möglich. Ein Beispiel solcher in einer längst bestehenden Dorfflur (Hundsheim) und zwar zur Anlage eines neuen Mansus gibt Nr. 191 des Salbuchs, wo Bischof Ulrich von Passau (ca. 1100) silvam unam ad mansum unum an Göttweih für einen halben Mansus an einem anderen Orte überläßt.

Wie nun die Fortschritte der Kolonisation im einzelnen sich gestalteten, das läßt sich wenigstens zuweilen erkennen. Die Gegend um Göttweih war schon im Anfange des 12. Jahrhunderts dicht bewohnt, die meisten der jetzt vorhandenen Orte bestanden schon an den sonnigen Gehängen des Dunkelsteiner Waldes im Osten und Süden. 1083 ist Fucha z. B. im Nordosten des Stifts noch eine Wüstung (desertum), 1162 eine Ortschaft, deren Gründung unzweifelhaft ein Werk des Klosters war. Es war das der Sprengel der Pfarre Mautern, die um 1050 gegründet, 1083 dem Stifte geschenkt wurde und später in acht Pfarreien zerfiel. In der silva Houperg rechts der oberen und mittleren Traisen legte Bischof Altmann noch vor 1083 eine Pfarre an für einen Bezirk, der mindestens 20 Stunden im Umfange hatte. Ob cuius latitudinem trennte Bischof Reginmao (1121—38) den südlichen Teil als Sprengel der neuen Pfarre Michelbach ab, wo eine Kirche schon vorher vorhanden war. 1161 hat innerhalb dieser Grenzen das Gölsenthal schon zwei Kirchen aufzuweisen, in Hainfeld und St. Veit, Stiftungen wohl der steierischen Ottokare, welche den Grund und Boden noch vor 1083 als Heiratsgut von den Babenbergern erworben hatten.

Noch genauer läßt sich der Fortschritt des Anbaus in dem Landstrich am Oberlauf der beiden Kremsbäche und der Zuflüsse

[1] Blumenbach, Landeskunde (1835) II, S. 19, 23.

des Spitzer Grabens erkennen, der um 1083 als desertum ad Grie, als ungerodetes Land, dem Stift Passau und mehreren Edlen gehörte. Als Leopold III. (1096—1136) den ehemals passauischen, bereits 1083 von Bischof Altmann für Göttweih bestimmten Teil wirklich dem Stifte übergibt, war dieser, das Gebiet um Kottes, noch eine divisio silvae Nortwalt und sein Umfang wird noch durch z. T. unbestimmte Naturgrenzen bezeichnet, von Orten werden nur Chotansriuti, jetzt Kottes, als novale und Leopolds (predium Liupoldi) genannt, deren Anlage also in der Zeit der babenbergischen Okkupation (seit 1083) gehört. Als die östlich und nordöstlich davon gelegene silva Chotiwalt um 1100 an Göttweih und an Markgraf Leopold überging, waren in dem Anteil des Klosters erst drei Orte vorhanden, Voitsau, Wolfenreith und Sigisreith; in dem babenbergischen entstanden erst nachher Dankholz (Dancholfi predium), dann noch vor 1125 Ottenschlag und Bertholds durch zwei Ministerialen des Markgrafen, um dieselbe Zeit Burg und eine Kirche daselbst durch Gerberga, eine Schwester Leopolds III. Einen gewissen Abschluß bildete dann die Gründung der Pfarre Kottes, welche Abt Nanzo von Göttweih stiftete († 1125).

Weiter abwärts an der großen Krems haben die Babenberger noch weit früher die Pfarre Meißling auf ihrem Grund und Boden gestiftet, für die schon im Jahre 1111 Bischof Ulrich von Passau eine neue Kirche weihte, wahrscheinlich an Stelle einer hölzernen. Die Stadt Krems wird 995 als urbs, d. h. als ummauerter Ort erwähnt, aber erst 1014 schenkte König Heinrich II. dem Bistum Passau außerhalb derselben einen Platz zur Kirche und zum Priesterhaus und noch gab es damals kein aratum predium zur Ausstattung des Priesters; der König mußte ein solches in der Nachbarschaft anweisen. 1083 ist Krems Sitz einer Pfarre und in der ganzen Umgebung war schon damals und in den nächsten Jahrzehnten der Weinbau so in der Zunahme, daß Bischof Altmann, als er die Pfarre dem Kloster Göttweih schenkte, die Hälfte des Weinzehnts offenbar als eine Quelle erheblicher Einkünfte ihm übertrug und das Stift ebendeshalb mit Bischof Reginmar (1138 bis 1148) einen langen Streit darüber zu bestehen hatte. Auch Fischfang und Schiffahrt waren hier im Aufblühen; schon vor 1137 erwarb der Ort das Marktrecht, die Grundlage städtischer Gemeindebildung, und sah zuweilen den Markgrafen zu großer Versammlung seiner Edlen und Ministerialen in seinen Mauern erscheinen.

Es liegt auf der Hand, wie sehr, wenn wir nun die einzelnen Produktionszweige, die intensive Entwickelung der Volkswirtschaft, ins Auge fassen, die Okkupationsgewerbe, Fischfang und Wald-

nutzung, in der ersten Zeit der Kolonisation überwiegen mußten. In der Donau wie in ihren Nebenflüssen, in der Ips, Url, Bielach und Fischa, wie in den Gebirgsbächen des Wiener Waldes stellten die Deutschen eifrig ihre Netze zum Fange der geschätzten Fastenspeise, und noch kamen damals die gewaltigen Hausen (Störe), welche jetzt auf die untere Donau beschränkt sind, bis nach Oesterreich (Tulln) hinauf, so daß z. B. der Abt Gozbert von Tegernsee (982—1001) in seinen naiven Bettelbriefen hochgestellte geistliche und weltliche Herren um diesen Fisch besonders angelegentlich anfleht. Deshalb gelten günstige Stellen für den Fischfang (loca piscationum, arichsteti) für besonders wertvoll und werden bei Schenkungen von Grund und Boden oft ausdrücklich mit aufgeführt, das Recht zum Fang besonders verliehen. Göttweih erhielt um 1160 eine solche Stelle bei Krems. Weit wichtiger erscheint die Waldnutzung, nicht nur die Jagd, ursprünglich ein königliches Regal, das von Privaten nur durch Verleihung erworben wird, sondern vor allem Weide (pastus, saginatio) und Holzschlag. Auch sie müssen besonders vergabt oder, wo sie es nicht sind, durch Zins dem Eigentümer des Waldes vergütet werden, wie z. B. einen solchen bis gegen 1130 Göttweih für seinen Besitz in Meiers bei Gars an den Markgrafen bezahlte, der hier als Rechtsnachfolger der Krone auftritt. Für die herrschende Wirtschaftsweise war die Waldnutzung in ausgedehntestem Maßstabe gar nicht zu entbehren, insbesondere für die Viehzucht, bei der wieder wenigstens in der älteren Zeit die Schweinemast im Vordergrunde stand, denn sie lieferte ursprünglich für die herrschaftliche und namentlich für die königliche Tafel die wichtigste Fleischnahrung, so daß beispielsweise um 1029 zu einer Pfründe in Brixen u. a. jährlich 5 porci gehören, und um 1000 ein slavischer Edler für den Unterhalt seines ebendorthin als clericellus entsendeten Sohnes und eines ihm zugeteilten Dienstmannes u. a. auch 12 Frischlinge sich ausbedingt, und noch erinnern einzelne Ortsnamen in Nieder-Oesterreich an die Zeit, wo im Eichenwalde die erdaufwühlenden Eber unter ihrem halbwilden Hirten im dämmernden Halbdunkel der hohen Stämme einhertrotteten. Denn die Dreifelderwirtschaft und ihre Vorstufe, die wilde Feldgras- (Egarten-)Wirtschaft kennt keine Stallfütterung, sondern nur den Weidegang auf der Brache und die Waldmast. Die Dreifelderwirtschaft aber, die noch vor 50 Jahren den österreichischen Landbau fast vollständig beherrschte, läßt sich schon in dieser Zeit an deutlichen Spuren erkennen, nicht nur zuweilen an der Zahl der geschenkten Joche, die durch Drei sich teilen läßt, also offenbar den drei Schlägen der Ackerflur ent-

sprechen, sondern auch aus einer direkten Angabe (ca. 1100 kauft Göttweih in Hetzmannsdorf bei Wullersdorf predium tribus partibus excellens). Von der Egartenwirtschaft ist mir bis jetzt kein direktes Zeugnis entgegengetreten, doch muß sie in den weniger ertragsfähigen Gegenden um so mehr auch für diese Periode vorausgesetzt werden, als sie in Oesterreich wie in Steiermark bis tief in unser Jahrhundert hinein weite Strecken beherrscht hat. Schon aber strebt die Wirtschaft über die ursprünglichen Schranken des Feldersystems hinaus. Jemehr die Bevölkerung naturgemäß anwuchs, desto wertvoller wurde der Grund und Boden, desto unzuträglicher mußte es erscheinen, etwa die Hälfte der ganzen Flur als Weide- und Waldland liegen zu lassen. Schon seit dem Ende des 10. Jahrhunderts begann der Wiesenbau, besonders in den Flußthälern der Url, Ips, Bielach, Donau u. a. m., die rohe Weide umzugestalten, aber auch im Waldlande wurden Wiesen angelegt (prata Wolfperti = Wolfenreith bei Kottes, Wisenrut am unteren Kamp), wohl ganze Orte nach ihnen genannt (Burgerwiesen, ca. 1100 Purchartiswisin bei Horn), frühzeitig der Umfang des Wiesenlandes zu dem des Ackerlandes in ein bestimmtes Verhältnis gesetzt (ca. 980 gehören zwei Joch Wiesen zu 18 Joch arabilis terrae). Aber auch der Gemüse- und Obstbau machte Fortschritte und neben dem hortus, dem Gemüsegarten, erscheint der Obstgarten, das pomarium, nicht selten im Zusammenhang mit dem Weinbau. Denn seit der Karolingerzeit war dieser in Oesterreich einheimisch, in der Wachau mit der Umgebung von Hollenburg bei Mautern, am Wiener Walde mit der Gegend von Tulln. Im 11. und 12. Jahrhundert hat er schon von einem weit größeren Gebiete Besitz ergriffen. Das Hauptweinland Oesterreichs ist damals der Strich von Melk bis über Mautern und Krems hinaus, die Wachau, z. T. selbst ihre Nebenthäler, wie der Spitzergraben bei Ranna, die ganze Umgebung von Mautern bis an die Traisen hinan, auf dem anderen Ufer Krems und die sonnigen Hänge bis an den Kamp, weiter landeinwärts rechts der Donau die Ost- und Südseite des Dunkelsteiner Waldes; selbst im oberen Bielachthale fehlte es an Versuchen nicht. Aber auch östlich der Traisen gedieh die Rebe, nicht bloß am offenen Tullnerfelde, sondern bis in die erst später gerodeten Thäler, die in die obere Pärschling münden, und der Klosterneuburger kann seinen Stammbaum bis ans Ende des 11. Jahrhunderts zurückverfolgen. Nur vereinzelt tritt dagegen die Weinkultur im ganzen Norden und Nordosten des Landes auf.

Von den Gewerbebetrieben hat die Mühle immer in einem besonderen Zusammenhange mit der Landwirtschaft gestanden. Zuweilen

gehörte sie zum Herrenhofe; öfter noch steht sie selbständig und ist dann wohl mit etwas Ackerland und Wiesen ausgestattet; sie gilt für so wertvoll, daß Plätze zur Anlage besonders geschenkt werden. Im übrigen ist das Gewerbe durchaus an den Gutshof gebunden und tritt deshalb wenig hervor. Immerhin müssen die Ueberschüsse des Handwerks und des landwirtschaftlichen Betriebes so bedeutend gewesen sein, daß sie einen nicht unbeträchtlichen Handel hervorriefen.

Da indes für die Kenntnis desselben unser Salbuch wenig ergibt und also hier fast nur aus anderen Quellen ein Bild zu gewinnen wäre, so soll hier weiter nicht darauf eingegangen werden. Nur das sei noch bemerkt, daß die Erteilung der ältesten Marktrechte noch vor die Gründung Göttweihs fällt, denn schon im Jahre 1058 gewährt König Heinrich IV. das Marktrecht in St. Pölten (forum in Sto Ypolito), in dem alten Aelium Cetium, einst der blühendsten römischen Gemeinde im Lande zwischen Enns und Wiener Walde, dem dort längst bestehenden Stift; das Kloster Göttweih trat also in einen schon ziemlich entwickelten wirtschaftlichen Zustand ein und es hat wacker dazu beigetragen, ihn weiter zu entwickeln. Mit berechtigtem Selbstbewußtsein schildert deshalb um 1130 der Biograph des Begründers, des Bischofs Altmann, den Zustand des Landes, als er froh des reichen Besitzes und seiner Kultur von der Höhe des Göttweiher Berges hinabschaute, der ehemals, so schildert er ihn, mit schattigem Walde bedeckt war, jetzt mit Weingärten und Fruchtbäumen bepflanzt ist, früher durch seine Weiden, jetzt durch Gebäude berühmt ist. Er preist weiter die sieben Kirchen, welche er trage, darunter auf dem höchsten Gipfel die der Maria, der Schutzheiligen des Stifts, und das Donaugelände, das allerorten mit Weinbergen und Ackergefilden prange.

Doch in welcher Weise ist nun ein solcher großer Grundbesitz wie der, über welchen Göttweih verfügte, organisiert gewesen, um solche Kultur zu zeitigen? Wir sind darüber hinsichtlich geistlicher Grundherrschaften weit besser unterrichtet als in Bezug auf weltliche Dominien. Bei jenen stand an der Spitze der Verwaltung ein Vogt (advocatus), waren die Güter sehr ausgedehnt, wohl auch mehrere Vögte, einer etwa für ein politisches Territorium. So bekleideten beispielsweise für die bayerischen Güter des Chorherrenstifts zu St. Nikolai bei Passau die Vogtei die Grafen von Formbach, für die österreichischen der Markgraf von Oesterreich. Für Göttweih lag die Vogtei seit der Begründung des Klosters in den Händen der Grafen von Rattelnberg; doch war sie für manche Güter den Herren von der Traisen vorbehalten; ja es

kommt (1161) einmal vor, daß der Geber einer einzelnen Hufe sich für dieselbe das Amt wahrt. Bei Klöstern, die auf der Stiftung eines edlen Geschlechts beruhen, pflegte dieses sich die Erbvogtei zu reservieren, z. B. für Altenburg die Grafen von Poigen (1144). Dem Vogte lag nach außen die Vertretung der geistlichen Grundherrschaft in weltlichen Dingen, gegenüber ihren Angehörigen die Rechtspflege ob. Daher fungieren z. B. die Grafen von Rattelnberg bei Gütererwerbungen oder -Vertauschungen, wenngleich dies nicht immer ausdrücklich bemerkt wird. Ihre gerichtliche Thätigkeit tritt in dem Saalbuche natürlich nicht weiter hervor, war aber für die familia weit wichtiger als jene; denn der Vogt hegte das Gericht als Stellvertreter des königlichen Grafen, dessen Thätigkeit eben das Immunitätsprivilegium ausschloß, und zwar fanden den Spruch am „Hofgericht" bei den besser gestellten Klassen der Herrschaftsunterthanen, den Vasallen, Ministerialen und Zinsbauern stets die Standesgenossen des Beklagten. Ueber geringere Vergehen richteten die Meier (villici, majores). So gewährten diese hofrechtlichen Genossenschaften ihren Angehörigen, der familia, d. h. dem größten Teile des deutschen Bauernstandes, eine Rechtssicherheit, wie sie außerhalb derselben in dieser gewaltthätigen Zeit nicht zu finden war.[1] Aber diese Selbstverwaltung macht sich nicht nur in der Rechtspflege geltend.

Denn die am höchsten in dieser Genossenschaft Gestellten, die Ministerialen, gewannen mit den milites zusammen für ihren Herrn bald größere Bedeutung nicht nur als seine Zeugen bei Beurkundungen, sondern bald auch als Berater bei Geschäften aller Art. So beendigt z. B. Bischof Reginbert von Passau einen Streit mit Göttweih coram fratribus et suis ministerialibus (1138—1148); so bestätigt Herzog Heinrich II. Jasomirgott von Oesterreich eine Schenkung an das Kloster ebenfalls coram ministerialibus suis, und als um 1120 der Edle Waldo erblos zu sterben fürchtet, verfügt er über seine Güter und seine Eigenleute zu Gunsten Leopolds III. nur consilio et rogatu fidelium suorum, qui sibi et rebus suis post eius obitum metuebant, und sie zeugen dann gegen ihn, als er später diese Verfügung wieder umstoßen will. Vollends wo es sich um die Aufnahme eines neuen Mitgliedes in die Genossenschaft der Ministerialen handelt, ist ihre Mitwirkung gar nicht zu umgehen. So heißt es in einer Aufzeichnung aus den Jahren 1157—1163, daß die Passauer Ministerialen Dietrichs von Algersbach im Chor des Domes in

[1] Vergl. Nitzsch, Ministerialität und Bürgertum, S. 82.

consortium ministerialis nominis et justicie consono ore atque favore receperunt. Ebenso waren sie gegenwärtig, als Bischof Ulrich zwischen 1094 und 1114 das Lehen eines seiner Ministerialen gegen ein anderes Grundstück an Göttweih gab, und welche Rolle überhaupt die bischöflichen Ministerialen bei den Wahlen gespielt haben, ist allbekannt. So streng geschlossen sind diese Genossenschaften, daß Zwischenheiraten zwischen den Ministerialen verschiedener Grundherren wenn nicht geradezu verboten, so doch mit der Ausstoßung aus dem ganzen Stande und dem Eintritt in die Klasse der Zinsbauern bedroht wurden.

Noch geschlossener erscheinen diese grundherrlichen Genossenschaften, wenn man ihre wirtschaftliche Organisation ins Auge faßt. Die Straffheit derselben ist ebenso einleuchtend wie merkwürdig; denn größere zusammenhängende Komplexe haben in diesen Südostmarken, wie auch sonst fast überall, nur die Landesherren, also hier die Babenberger, und die Bistümer zur Verfügung; in Oesterreich speziell sind auch die letzteren gegenüber der festgewurzelten markgräflichen Gewalt nicht zu der großen Bedeutung gelangt, die sie in Steiermark, Kärnten und Krain gewonnen haben. Bei den Klöstern dagegen herrscht der sog. Streubesitz; ihre Güter sind über ein weites Territorium zerstreut und bestehen sehr oft nicht einmal aus ganzen Dörfern, sondern aus Dorfanteilen, ja aus einzelnen Hufen oder noch kleineren Grundstücken. Göttweihs Beispiel ist dafür sehr lehrreich. Seine Güter erstrecken sich von der March und Leitha bis nach Bayern hinein, von der Thaja bis an die steierische Grenze. Darunter liegen auf österreichischem Boden 25 ganze — meist kleine — Dörfer, von denen 11 zur ursprünglichen Ausstattung gehören, 14 später erworben sind. Diese ersteren liegen alle im Kreise Oberwienerwald und zwar in der Nähe von Göttweih, von den letzteren 4; die übrigen 10 verteilen sich auf die drei anderen Kreise des Landes (Unterwienerwald 1, Obermanhartsberg 5, Untermanhartsberg 4). Sonst besteht das ganze Besitztum aus lauter einzelnen Hufen, Hufenteilen, Weinbergen u. dgl., und diese verteilen sich auf nicht weniger als 146 Dörfer (die nicht mehr nachweisbaren ungerechnet), von denen die große Hälfte, 82, dem Kreise Oberwienerwald angehören, 12 dem Unterwienerwald, 17 Obermanhartsberg, 33 Untermanhartsberg, 2 auf das heutige Oberösterreich, doch auf Teile der damaligen Ostmark, entfallen.[1] Der Kern des Besitzes,

[1] Nach Prozenten entfallen auf Oberwienerwald 56.1, Unterwienerwald 8.5, Obermanhartsberg 11.7, Untermanhartsberg 22.1, Oberösterreich 1.3 Prozent.

15 ganze Dorfschaften und Anteile an 81 Dörfern, konzentriert sich allerdings auf den Kreis, in dem Göttweih selber liegt, und zwar wesentlich auf den östlichen Teil desselben, aber auch hier ist von größeren, zusammenhängenden Komplexen kaum die Rede, wenn man nicht die silva Houperg und die possessio Rategasth (ca. 1110) als solche gelten lassen will. Wie groß die Zersplitterung im einzelnen war, mögen einzelne Beispiele lehren. In Blinddorf bei Böheimkirchen gehörten dem Kloster 1 Hufe, 1 Herrenhof und 5 Bauernlehen (beneficia), in Rassing bei Herzogenburg ½ Hufe mit einem Obstgarten und einem Weinberge, 15 einzelne Joche (etwa ⅓ Hufe), 1 mansus mit Obstgarten und Weinberg, 1 vinea mit 2 Jochen und 1 Bauernlehen. Wie ist es nun möglich gewesen, einen solchen Streubesitz wirtschaftlich leistungsfähig zu organisieren?

Das Vorbild hat wohl die Villen- (Domänen-) Verfassung Karls des Großen dargeboten; doch wird die ganze Organisation von den Verhältnissen selbst derartig bedingt, daß eine andere sich überhaupt schwer denken läßt.

Es waltet deshalb ein fundamentaler Unterschied zwischen dieser mittelalterlichen Organisation und der höherer Kulturstufen. Diese letztere pflegt eine zentralisierte Latifundienwirtschaft zu sein, welche Scharen unfreier Arbeiter oder Tagelöhner von einem Mittelpunkte aus verwendet, aber sie in keinen inneren Zusammenhang mit dem Grund und Boden setzt, den sie bearbeiten, also in ihnen auch kein Interesse an diesem aufkommen läßt. So im alten Italien, so im modernen Nordamerika, nicht nur in den ehemaligen Sklavenstaaten mit ihrer Plantagenwirtschaft, sondern auch auf den Riesenfarmen des Weizenlandes Dakotah, und im kleineren Maßstabe bei dem neueren Betriebe unserer großen Rittergüter. Das Mittelalter dagegen arbeitet gemäß der herrschenden Naturalwirtschaft mit dezentralisierten Kräften, d. h. der Grundherr behält sich nur einen kleinen Teil seines Besitzes zu eigener Bewirtschaftung vor, den größeren überläßt er unter verschiedenen Bedingungen an abhängige Leute, welche ihm einen Teil des Ertrages abliefern oder ihm gewisse Dienste leisten, oder er verleiht, wenn der Umfang seines Besitzes zu bedeutend ist, größere Teile desselben an Vasallen und Ministerialen, die nun im kleinen ebenso verfahren, wie er selbst. So wird der Arbeiter in die engste Beziehung zum Grund und Boden gebracht, an ihn wohl geradezu gefesselt, jedenfalls für ihn interessiert. Es verband also dies System gewissermaßen die Vorteile der Zentralisation — die Einheitlichkeit der Leitung — mit den Vorzügen des dezentralisierten Betriebes — der Selbständigkeit der Glieder.

Sehen wir uns diese Verhältnisse etwas genauer an. Abgesehen von den Lehen der Vasallen und Ministerialen, welche nicht sowohl zu wirtschaftlichen, als vielmehr zu politischen und militärischen Leistungen verpflichtet sind, zerfällt der gesamte Besitz z. B. von Göttweih in Herrenhöfe (dominicalia) und abhängige Grundstücke der allerverschiedensten Art. Ein Herrenhof wird gewöhnlich von einem Meier (villicus) mit Leibeigenen bewirtschaftet, zuweilen auch also mit ihnen veräußert. Sie sind außerhalb der Ortschaften, welche vollständig dem Kloster gehören, nicht so sehr zahlreich: in den 146 Dörfern nämlich werden nur 12 ausdrücklich genannt. Der größte Teil des Besitzes besteht aus abhängigen Grundstücken. Die Regel bilden hier die Hufen (mansi), nach ihrem Verhältnis zum Grundherrn als beneficia im engeren Sinne, selten geradezu als beneficia rustica, d. i. Bauernlehen, bezeichnet. Gewöhnlich wurden sie wohl von Zinsbauern (Censuales) bewirtschaftet, doch sind sie auch oft in den Händen von Leibeigenen (mancipia) gewesen. Nicht auf die rechtliche Stellung ihrer Besitzer, sondern auf die dingliche Verpflichtung der Hufen beziehen sich die Benennungen mansi liberales und serviles. Aber auch halbe Hufen und einzelne Joche (iugera), von denen 40 bis 45 durchschnittlich auf die Hufe gehen, werden nicht selten erworben und sind dann entweder an ein größeres Bauerngut zum Betriebe angeschlossen oder selbständig bewirtschaftet worden. Ganz verschieden von diesen reinen Bauernwirtschaften sind noch kleinere Güter, die als curtilia oder curtalia, Hofstätten bezeichnet werden. Sie sind mit nur wenig Ackerland ausgestattet, wofür das Durchschnittsmaß 3 Joch gewesen zu sein scheint, zuweilen auch mit einem Obstgarten und mit Wiesen. In Weinbaugegenden entwickelt sich so das Weingut, ganz ebenso wie noch etwas früher in Frankreich unter ähnlichen Verhältnissen.[1] Denn ein Weinberg allein konnte eine Familie unmöglich erhalten; er bedurfte deshalb einer Ausstattung mit Ackerland, das entweder direkt als solches, oder als appendicia bezeichnet wird. Die Bewirtschaftung war meist Leibeigenen überlassen (vinitores, mancipia), die deshalb oft mit dem Weingut zusammen verschenkt werden. Es liegt auf der Hand, daß sich der Weinbau mit dem Flurzwange der Dreifelderwirtschaft schlechterdings nicht vertrug. Denn dieser duldete keine Abweichung von dem gemeinsamen Plane des Bodenanbaues. Ein Weinberg konnte also nur außerhalb der in Hufen geteilten Dorfflur, als Bifang oder novale

[1] K. Lamprecht, Beiträge zur Geschichte des französischen Wirtschaftslebens im 11. Jahrhundert (1878), S. 43 ff. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von G. Schmoller, I, 3.)

angelegt werden, und in der That deuten darauf gelegentliche Bemerkungen unseres Salbuchs. So verzichtet z. B. Bischof Reginbert von Passau (1138—48) nach längerem Streite zu Gunsten von Göttweih auf den Weinzehnten eines bestimmten Bezirkes bei Krems cum ipsa silvatica terra, quae incolitur, d. h. auch auf den Zehnt von den eben auf gerodetem Waldboden entstehenden Weinbergen. Wenn einmal um 1130 in Mampasberg, nördlich von Melk, eine Hufe vergabt wird cum vineis in eadem hoba plantatis, so muß hier der Flurzwang durchbrochen worden sein, oder es ist dem Weinbau ein besonderer Schlag eingeräumt worden. Gewiß hat das aber zu den selteneren Ausnahmen gehört, da es selbst in dieser kurzgefaßten Aufzeichnung einer besonderen Erwähnung für wert gehalten wird.

Später, vielleicht auch schon in dieser Zeit, wurden die Güter des Stifts gruppenweise in Aemter, officia, zusammengefaßt, die zuerst im Jahre 1302 aufgezeichnet wurden, so das Amt Drasdorf im Tullnerfelde mit 7, Rottersdorf bei Göttweih mit 45, Ranna und Kottes mit 33, Rappersdorf mit 4 Ortschaften. Eine ähnliche Gruppierung der abhängigen Grundstücke um bestimmte Herrenhöfe hat jedoch wohl immer bestanden. Es ist nicht zufällig, daß schon in der Zeit, von der hier die Rede ist, eben in jenen Orten das Stift Herrenhöfe besitzt.

Die Wirkungen dieses großherrschaftlichen Betriebes treten klar zu Tage. Sie äußern sich nicht nur intensiv in der Ausbreitung der Bodenkultur, sondern auch intensiv in bedeutenden Verbesserungen derselben und wirken auflockernd sowohl auf das alte Hufensystem wie auf den Flurzwang der Dreifelderwirtschaft. Denn mit dem letzteren vertrug sich, wie schon hervorgehoben, die sehr ausgedehnte Weinkultur gar nicht; das Hufensystem aber wurde nicht nur durch sie, sondern auch durch die Ausbreitung des Curtile, das ja allerdings mit dem Weinbau oft zusammenhing, die Teilungen der Hufe und in kleinerem Maßstabe auch durch das Mühlengrundstück aufgelöst. Das alles aber erleichterte ein anderer wirtschaftlicher Prozeß, die zunehmende Mobilisierung des Grundbesitzes. An ihr hat die Kirche einen sehr wesentlichen Anteil, denn eben sie regte die Laien zu Veräußerungen von Grundstücken an, und sie gewann aus ihrem im ganzen besseren Betrieb auch die Mittel, um Grundeigentum durch Kauf oder auch durch Tausch zu erwerben, der in unserem Salbuche schon eine ganz erhebliche Rolle spielt. So ist das ganze alte System der Flurteilung und der Wirtschaft in der Auflockerung begriffen, zum Teil schon zerstört, eine größere Selbständigkeit der Einzelwirtschaft und damit des Individuums angebahnt.

So gewährt das Salbuch tiefe Einblicke in die Entwickelung der wirtschaftlichen Verhältnisse, indem es die Erwerbungen von Land und Leuten aufführt. Doch nicht nur Land und Leute werden veräußert, sondern auch Dinge, die nach modernen Begriffen durchaus der Gesamtheit vorbehalten bleiben, befinden sich nach den privatrechtlichen Anschauungen des Mittelalters im Besitz von Privaten, so ganze Kirchen, selbst Pfarrkirchen und Zehnten. War doch die Anlage der Kirchen und ihre Ausstattung mit Land (dos, gewöhnlich ein Mansus, zuweilen mehr, so z. B. bei Haindorf an der Sirning) und Hörigen (mancipia) sehr oft das Werk größerer Grundbesitzer, so daß sich ihnen weder die Kollatur noch ein Anteil an den Zehnten streitig machen ließ, so sehr dies auch der kirchlichen Auffassung widersprach.[1] So begründete ein Graf Karl (von Poigen?) um 1049 die Kirche in Horn, deren Zehnten dann noch im 12. Jahrhundert die Grafen von Poigen zu zwei Dritteln besitzen, um sie dann 1144 dem Familienkloster Altenburg zu überlassen; ebenso sind die Pfarrkirchen von Nalb (1083) und Nappersdorf (bis 1133) im Besitz edler Geschlechter, erstere sogar als bischöflich passauisches Lehen, bis sie an Göttweih übergehen, und von nicht weniger als 13 Pfarren, welche die Babenberger mit Ausnahme von zweien im Lande nördlich der Donau angelegt hatten (Eggendorf am Wald, Gars, Hollabrunn, Leis, Meißling, Mistelbach an der Zaya, (Alt-) Pölla, Groß-Pulkau, Nußbach, Walkenstein, Wiederfeld bei Schrems, Alland, Klosterneuburg), überträgt Markgraf Leopold III. 1135 die Zehnten an Passau. Umgekehrt kommt es wohl vor, daß ein Kloster auf sein Zehntrecht verzichtet, um dafür einen anderen Besitz einzutauschen, wie z. B. um 1100 Göttweih die possessio Rategasth an der oberen Bielach (Gegend Tradigist bei Kirchberg) gegen Ueberlassung von einem Drittel der Zehnten von Hofstätten erwarb.

Durch dies alles wurde natürlich die kirchliche Organisation als solche nicht weiter berührt. Von alters her waltete der Krummstab der Bischöfe von Passau über dem Lande unter der Enns. Nach der Wiederherstellung der deutschen Herrschaft infolge der Lechfeldschlacht 955 wurden seine Rechte zunächst für die Gegend bis zum Wiener-Walde auf den zwischen 983 und 991 gehaltenen Diözesansynoden wieder anerkannt, 1025 von König Konrad II. auf das nördliche Donauufer ausgedehnt. 1051 verlieh Heinrich III. das Zehntrecht für den Strich zwischen Fischa, Leitha und March, das den Ungarn

[1] Seculari consuetudine, non canonico iure 1135. Meiller, Babenberg. Reg. 20, 52.

erst 1043 endgültig entrissen worden war, der neugegründeten Propstei Heimburg, doch war es schon 1083 mindestens im Gebiete zwischen Fischa und Leitha in Passaus Händen, für welches dann Bischof Altmann zu Gunsten Göttweihs verfügte. Die Pfarren entstanden erst allmählich, je nach dem Bedürfnis der erst anwachsenden und sich ausbreitenden Bevölkerung, und wurden nicht selten klösterlichen Stiftungen inkorporiert, d. h. übertragen. So gehörten zur Ausstattung von Göttweih (1083) sieben Pfarren (Krems, Külb, Mautern, Mühlbach, Nalb, Petronell, Pira), zu denen es bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts noch sieben andere erwarb oder gründete (Groß, Haindorf an der Sirning, Hürm, Kottes [gegründet 1121—25], Mauer, Michelbach, Nappersdorf).

Zieht man nun in Betracht, daß diese Kirche, gegründet auf eine uralte, konsequent entwickelte, daher eisenfeste Tradition und Organisation, das gesamte sittlich-religiöse Dasein und die geistige Bildung unbedingt beherrschte, daß sie allein die Barmherzigkeitspflege übte, daß sie weiter eine direkte Besteuerung des ganzen Volkes in der Form des Zehnten durchzusetzen vermochte, was dem Staate niemals gelang, daß sie endlich nicht nur dadurch, sondern auch durch ausgedehnten und straff organisierten weltlichen Besitz zu sicheren und reichen Einkünften gelangte und zugleich über bereite militärische Kräfte verfügte, das alles aber im wesentlichen unabhängig von der Staatsgewalt verwaltete, daß sie also als Erbin einer höheren Kultur inmitten einer barbarischen Umgebung die Vertretung aller höheren Interessen mit den reichsten weltlichen Mitteln verband, dann wird sofort klar, zu welcher untergeordneten Rolle ihr gegenüber doch der Staat damals verurteilt war, und warum, solange dies Verhältnis fortdauerte, das Kaisertum dem Papsttume unterliegen mußte. Die Thätigkeit des Staats beschränkt sich auf die Wahrung einer ziemlich dürftigen inneren und äußeren Sicherheit. So sehen wir auch in unserem Salbuche zuweilen die Markgrafen, wie sie etwa in Krems, umgeben von den Edlen und Ministerialen des Landes, Streitigkeiten schlichten, oder Besitzveränderungen genehmigen, und insofern ist auch unser Kloster von ihnen abhängig. Ebenso hat es das sogenannte Burgwerk (urbanum opus) von seinen Besitzungen zu leisten, d. h. die Verpflichtung, für die Instandhaltung der landesfürstlichen Burgen aufzukommen, die z. B. Heinrich IV. 1038 dem Bistum Freisingen gelegentlich einer großen Landschenkung an der Leitha in Bezug auf das damals eroberte Wieselburg in Ungarn ausdrücklich auferlegte, Leopold III. um 1130 wahrscheinlich für Gars dem Kloster Göttweih von dessen predium Myrsi (Meiers) erließ.

Es entspricht ganz diesem Verhältnis zwischen Kirche und Staat, wenn die geistigen Interessen dieses Volkes ganz überwiegend kirchliche sind. Deutlich tritt dies hervor, wenn wir an dritter Stelle fragen: Welche Motive bestimmen die Schenkgeber zu ihren Stiftungen? Das ganze innere Leben der Epoche thut sich da vor uns auf. Im allgemeinen ist es natürlich die Sorge um das eigene Seelenheil oder um das der nächsten Angehörigen, welches die Stiftung veranlaßte, besonders im Angesichte des Todes. Doch sind die Fälle im einzelnen sehr mannigfaltige. So stiftet z. B. um 1130 einer wegen eines Diebstahls und einer Brandstiftung, die er auf dem Gewissen hat, einen Acker nach Göttweih. Häufig gibt die Veranlassung der Wunsch, eines Begräbnisses im Frieden des Klosters teilhaftig zu werden, der Edle und Ministerialen, einmal auch eine Gräfin von Plaien, beseelt, und beständig bewerben sich Männer und Frauen der höchsten Stände um den Eintritt ins Kloster, oft nur als Laienbrüder (conversi), ebenso oft aber auch, indem sie die Gelübde vollständig auf sich nehmen; dann machen sie eine Schenkung an Land oder Leibeigenen, die gewissermaßen als eine Kapitaleinzahlung für den eigenen Unterhalt erscheint. So ist selbst eine Schwester Leopolds III., verwitwete Herzogin von Böhmen, Gerberga, im Jahre 1142 als Nonne in Göttweih gestorben. Nicht selten werden auch Knaben und Mädchen den Schulen des Klosters zugeführt, um dann wohl in den geistlichen Stand einzutreten; doch Kinder aus den ersten Geschlechtern des Landes befinden sich nicht darunter.

Das sind Ereignisse und Beweggründe des privaten Lebens. Diese Ostmark war ja aber von den Wirren des Investiturstreites gewaltig ergriffen. Ein Jahrzehnt nur nach der Gründung des Stifts und seitdem über ein Jahrhundert hindurch sahen die Mönche von Göttweih auf der großen Donaustraße und auf dem Strome selber an ihrem Berge vorüber die Scharen der Kreuzfahrer nach dem heiligen Grabe ziehen, die Heere Gottfrieds von Bouillon, Konrads III., Ludwigs VII. von Frankreich, Friedrich Barbarossas, der in Wien sein letztes Turnier gefeiert hat, und beständig, auch abgesehen von diesen großen Zügen, fuhren Scharen friedlicher Pilger „die liebe Reise“ nach dem Osten. Auf der anderen Seite führten die Kaiser die ritterliche Mannschaft auch Oesterreichs über die Alpen, deren ferne Vorberge nach Göttweih herüberschauen, gen Italien zur Romfahrt. So schlugen die Wellen des bewegten Zeitenstromes oft genug an die stillen Mauern des Klosters, und ein leiser Nachhall davon zittert auch in unserem Salbuche fort. Als in der Schlacht bei Mailberg am 12. Mai 1082

die Blüte der österreichischen Ritterschaft gegen die Böhmen gefallen war, da stiftete Graf Ulrich von Ratteluberg, der Vogt von Göttweih, dorthin eine Hufe pro suis militibus, qui Mauribergensi bello succubuere, zur Abhaltung von Seelenmessen. Von der Kreuzzugsbegeisterung wurde vielleicht keine deutsche Landschaft so früh und so tief ergriffen, wie Oesterreich. Schon an dem großen deutsch-italienischen Zuge vom Jahr 1100 nahm Markgräfin Ida von Oesterreich, die Mutter Leopolds III., teil und ging mit ihm zu Grunde. Eben die Gefährlichkeit der weiten Fahrt trieb solche, die sie unternahmen, zu frommen Stiftungen, so den Burggrafen von Regensburg, der 1102 in Jerusalem starb, oder Ortwin von Kamp, der um 1140 Göttweih zum Erben seiner Habe einsetzte und im heiligen Lande starb. Kam einer glücklich zurück, wie etwa der Edle Adalbert von Werth um dieselbe Zeit, so blieb ihm wohl als Ehrenname die Bezeichnung des „Mannes von Jerusalem“ (Hierosolymitanus). Auch wer dem Heere des Kaisers nach Italien folgte gegen die trotzigen Bürger der Lombardenstädte, der that gut, für sein Seelenheil durch eine fromme Stiftung zu sorgen. So schenkte Graf Eckbert (III.) von Pütten-Formbach im Jahre 1158, cum Friderico rege in expeditionem iturus, sein Gut in Krottendorf (Frohsdorf) nach Göttweih. Noch in demselben Jahre, am 24. Juli, ist er, als er nach dem Uebergange über die Adda, dem kaiserlichen Heere weit voran, eigenmächtig mit seinen Reitern bis an die Thore von Mailand vordrang, im heftigen Kampfe, wie ein Löwe fechtend, gefallen, der letzte männliche Sproß seines einst blühenden Geschlechts, in seiner kirchlichen Gesinnung und seiner ritterlichen Tapferkeit so recht der Typus jenes österreichischen Adels, der die Grenzwacht gegen die wilden Ungarn hielt.

Eben diese Ungarnkämpfe, die freilich zu der Zeit, als Göttweih gegründet wurde, schon beendet waren, aber mehr als anderthalb Jahrhunderte hindurch die Ostmark in Spannung gehalten hatten, und aus denen sie hervorgegangen war, haben das meiste dazu beigetragen, in ihrer Bevölkerung das beste Erbe der heidnischen Vergangenheit lebendig zu erhalten und weiter zu bilden, gegen dessen Pflege die Kirche seit ihrer Begründung in Deutschland vergebens ankämpfte, die deutsche Heldensage, vornehmlich denjenigen ihrer Kreise, deren Gestalten und Ereignisse in den Ungarnkämpfen ihre Anklänge zu finden schienen, den ostgotisch-hunnischen. Selbst der sehr kirchlich gesinnte Göttweiher Mönch, der um 1130 das Leben des Bischofs Altmann beschrieb, berichtet von jenem Schwerte Attilas, das, auf geheimnisvolle Weise gefunden, ihm

überall den Sieg verliehen habe, nur daß seine klassische Bildung ihn veranlaßt, es als ein Werk des Vulkan und als früheres Eigentum des Mars aufzufassen. Etwa 60 Jahre zuvor, 1071, erhielt Otto von Nordheim, als er den jungen König Heinrich IV. nach Ungarn begleitete, aus der Hand der Königin-Witwe Anastasia dies sagenhafte Schwert zum Gastgeschenk, obwohl es seinem Besitzer Unheil bringen sollte; so fest haftete die Sage im Volke. Da nimmt es nicht wunder, wenn in nicht wenigen Personennamen unseres Salbuches die Gestalten der Sage wieder aufleben, noch vor der Zeit, ehe das Nibelungenlied durch einen Oesterreicher seine letzte Gestaltung erhielt. Da begegnet uns oft genug Siegfried, einmal auch daz starke getwerc Alberich, dann seine burgundischen Gegner Gunther (Gundachar ca. 1130) und Gernot (ca. 1160) und wenigstens in einem Ortsnamen verborgen (Hagininbrunnin 1083) der grimme Hagen. Auch dessen Neffe, Ortwin von Metz, fehlt nicht; auch nach ihm ist ein Dorf genannt (Ortvinesdorf 1058, jetzt Rotweinsdorf). Außerordentlich beliebt ist der Name Dietrich, und der seines Geschlechtes lebt wenigstens fort in einem Amalung (ca. 1156), daneben sein Waffenmeister Hildebrand. Nach dem edlen Rüdeger von Bechelaren ist eine ganze Anzahl Leute getauft, nach seinem Sohne Nuodung wenigstens einer. Der schreckliche Klang des Namens Etzel ist natürlich seiner Verwendung hinderlich gewesen; aber nicht nur sein Sohn Ortlieb hat Namensvettern in Oesterreich gefunden, sondern auch seine Gemahlin, und zwar in der Bezeichnung, die ihr das Waltharilied des 10. Jahrhunderts gibt: ca. 1130—1140 heißt eine Leibeigene Ospirin. Von der Nordsee her sind die Namen der Gudrunsage nach der Donau gewandert: neben Herwig (ca. 1100) und Hartmut (ca. 1120) stehen Hettel (Hëttilo ca. 1125) und Horant (Hërrand); der letztere lebt fort im Namen der Burg Hörnstein, die ein Zweig der Grafen von Neuburg-Falkenstein erbaute. Aus anderem Sagenkreise klingt der Name Wieland herüber, der einmal auch zur Bezeichnung eines Dorfes benützt worden ist (Wielantisdorf ca. 1120, jetzt Wöllersdorf an der Piesting). Durch alle Schichten des Volkes sind diese aus der Sage entlehnten Namen verbreitet.

So steigt aus den dürren Aufzeichnungen über nüchterne Rechtsgeschäfte eines Klosters das Bild eines ganzen Jahrhunderts und einer ganzen Landschaft empor, kurz zuvor, ehe sie die Heimat des Nibelungendichters und des größten Lyrikers wurde, den das deutsche Mittelalter hervorgebracht hat.

# Ein Nationalökonom des 17. Jahrhunderts.

## Wolf Helmhard Freiherr von Hohberg.

Von

Adalbert Horawitz.

Unbillig verkennen die meisten die Bedeutung des 17. Jahrhunderts, nicht minder die der ersten Hälfte des achtzehnten. Wohl hat der entsetzliche deutsche Krieg unendlich viel zerstört und verwüstet von dem schönen behäbigen Leben, das am Ende des sechzehnten Säkulums sich allüberall in deutschen Landen erhob.[1] Dennoch blieb viel bestehen, woran sich anknüpfen ließ, und des ehrlichen Micrälius pessimistische Klage, daß es bald keine Deutschen mehr geben werde, ist Gott sei Dank nicht zur Wahrheit geworden. Im Gegenteile, in Wissenschaft und Kunst erwiesen die Deutschen inmitten des Krieges, nach demselben und weiters unter den nicht minder entsetzlichen Heimsuchungen durch die „Träger der Zivilisation" ihre lebenskräftige, unzerstörbare Art. Als man in Pommern den Fortbestand der deutschen Nation in Frage zog, als Kroaten und Panduren, Franzosen und Spanier, Iren und Italiener sich in die deutsche Habe teilten, sah einer aus diesem Volke, das dem Untergange geweiht schien, empor zu den leuchtenden Gestirnen, zu jener Welt der Harmonie, und bestimmte die Bewegungsgesetze der Planeten. Und nach ihm — nach Johannes Kepler erstand die Faustnatur von Gottf. Wilh. Leibniz, welche die deutsche Wissenschaft, wie später A. v. Humboldt, bei Franzosen und

[1] Vergl. darüber K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert; G. Freytags prächtige Bilder aus der deutschen Vergangenheit, dazu als Berichtigung mancher zu weit gehenden Schilderung Fraas, Geschichte der Landwirtschaft.

Engländern zur Geltung brachte. Geknickt schien das innere Leben des deutschen Volkes, da träufelte auf die absterbende Pflanze Spener die erfrischende Stärkung wahrer Glaubensinnigkeit, religiösen Trostes. — Selbst die Gebildetsten hatten ihre eigene Sprache verlernt — Christian Thomasius lehrte sie das Deutsche wieder verstehen und schreiben, Wolf begann zu zeigen, daß man auch in Deutschland philosophieren könne, und brachte die Ergebnisse der Weltweisheit ins Volk. Die religiöse Erhebung, wie sie der Pietismus nicht bloß auf den Lippen, sondern auch im Herzen trug und zu wahrhaften Thaten der Nächstenliebe entwickelte, ward verstärkt und erhoben durch die weihevollen großartigen musikalischen Leistungen des Thomaner Kantors Sebastian Bach, neben dem stets der große Oratorienmeister Händel zu nennen sein wird. Auch die Poesie suchte man zu heben, wer kennt sie nicht, die sprachreinigenden Gesellschaften, welche gegen die Ausländerei mit mehr oder minder Erfolg arbeiteten? Trat auch auf diesem Gebiete kein wahrhaft großer Geist auf, so hatten Opitz und dessen Strebegenossen doch das Eine erreicht, daß sie die Dichtung wieder courfähig machten, daß sie den Adel deutscher Nation dafür interessierten, daß sie edleren Beschäftigungen Mäcenaten und Mitarbeiter schufen. Und noch eines vergesse man nicht! Die Analogie ist gar nicht abzuweisen. Wie in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Gebrüder Grimm und die Germanisten sich in die ruhmvolle Vergangenheit der Deutschen flüchteten, um der Gegenwart zu vergessen oder um ihrem Volke einen Spiegel einstiger Größe und Kraft vorzuhalten, so geschah es auch damals. Es ist gewiß kein Zufall, daß Lohenstein den „durchlauchtigsten" Arminius zum Helden seines Romans macht. — Wir haben bei ihm und bei anderen die tastenden Anfänge einer Richtung, die in Klopstock, Grimm, teilweise in den Romantikern, in Scheffel, Freytag, R. Wagner und Dahn ihre Fortsetzer findet. — Wie aber stand es mit der so sehr zerrütteten Wirtschaft des deutschen Volkes? — Auch hier zeigen sich in erfreulicher Weise Lebensmut und Lebenskraft, das Zerstörte wird wieder aufgebaut, den Ruinen entsprießt bald neues Leben. Mit zu denen, welche dies theoretisch und praktisch versuchten, gehört der österreichische Landsmann, den man in seiner Heimat beinahe vergessen hat, von dessen Schicksalen und Leistungen hier eine kurze Skizze gegeben werden soll.

Wolf Helmhard Freiherr von Hohberg[1] stammte aus einem uralten Geschlechte. Zwar ist es nicht zweifellos berichtet,

[1] So schreibt er sich selbst, er wird aber auch häufig als Hohenberg zitiert.

daß ein Hohberg schon um 938 sich ausgezeichnet, aber im mittelalterlichen Adel, wie im Klerus finden wir Hohbergs, Hohabergs, Hohenburgks, Hubergs, auch einen Bischof von Würzburg, welcher diesem Geschlechte entstammt. Um 1300 werden sie Freiherren — sie gehören dem schlesischen Adel an. Unser Helmhard stammte aus der sog. Gutmannsdorfschen Linie, war Herr auf Rohrbach, Klingenbrunn, Siessenbach und Oberthumritz, in welchem Orte er am 20. Oktober 1612 geboren ward.[1] Seine Mutter war Frau Sophie, Herrn Wilhelm Bernhards von Fridesheim zu Lengenfeld und Mittelberg, Regimentsrats in Oesterreich, und der Frau Genoveva Leysserin zu Kransegg und Schiltern Tochter. Sie, deren Andenken er sehr hoch hielt, war auch seine Lehrerin im Latein.[2] Seine Erziehung muß überhaupt eine vortreffliche gewesen sein, dafür zeugen die echte warmherzige Religiosität, der ehrenhafte Charakter und die Masse seines reichen und gründlichen Wissens. Der große Krieg riß ihn — wenn auch nicht für lange — in seine Wirbel, er erzählt selbst, daß er im Colloredoschen Regimente gedient habe,[3] bezeichnet die Zeit auch einmal näher, in welcher er in der kaiserlichen Armee verwendet ward, u. a. nennt er das Jahr 1633, „als der General-Feldmarschall Holka in Meißen eingefallen, Zwickau erobert und Leipzig mit Akkord eingenommen“.[4] Doch scheint er nicht gar zu lange geblieben zu sein, er erzählt nichts von großen Waffenthaten — war er ja überhaupt eine friedlich gestimmte Natur! Am 9. Februar 1650 vermählte er sich mit Anna Margaretha von Puecheimb, 1664 verkaufte er, da für ihn, den Protestanten, die Verhältnisse in Oesterreich, das damals zu seinem schwersten Schaden zur Glaubenseinheit gezwungen wurde, unerträglich geworden waren, alle seine Güter und übersiedelte nach Regensburg, woselbst er seinen poetischen Neigungen und gründlichen Studien mit eminentem Eifer nachging. Er war seit 1652 Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen des „Sinnreichen“; wie so viele unter dem österreichischen Adel, u. a. sein Freund v. Stubenberg,[5] gehörte er ihr mit allem Eifer an. Auch mit Phil. Jakob Spener in Dresden ist er in Verkehr gekommen, beide verband das gemeinsame Interesse an der Genealogie, und Spener bekannte, er sei bei seinen heraldischen Studien durch

[1] Andere lassen ihn zu Lengenfeld in Niederösterreich geboren werden.

[2] Georgica curiosa tom. I, S. 281.

[3] Ebendas. I, 151 a. II, 137.

[4] Ebendas. II, 138 b.

[5] Er besang ihn in einem lateinischen Gedichte, das tom. II, S. 127 ff. in der Georgica curiosa abgedruckt ist.

Hohbergs Mitteilungen über die genealogischen Verhältnisse der österreichischen Adelshäuser sehr gefördert worden. Ueberhaupt war Hohberg nach den verschiedensten Richtungen — u. a. auch als Uebersetzer — thätig. Im Jahre 1688 starb er zu Regensburg in einem Alter von 75 Jahren[1] und hinterließ eine Tochter, Anna Genoveva, die an Otto Freiherrn von Frisen auf Kotha verheiratet war. — Seine dichterischen Versuche sollen hier nicht näher besprochen werden, auch konnte ich nicht alle erhalten, so ist z. B. ein Werk „das sizilianische Wasserfräulein" (vielleicht eine Sirene), auf das er sich beruft, nicht zu finden gewesen. Dagegen lag mir sein großes Epos u. d. T. der „Habspurgische Ottobert" vor (in Verlegung Joh. Barth. Oelers, gedruckt zu Erfurt im Jahre 1664). Frei bekenne ich, daß ich es nicht ausgelesen, ja daß ich überhaupt nur einige hundert Verse davon kennen gelernt. Die Behandlungsweise ist für uns Verwöhnte doch gar zu langatmig und schwerfällig, den Zeitgenossen aber schien damit das Höchste erreicht, man nannte Hohberg von nun ab den österreichischen Orpheus. Das Epos sollte vor allen das habsburgische Haus verherrlichen, der Dichter brachte es dabei bis zu 39 570 Alexandrinern. Mit Recht sagt Gervinus (G. d. d. N. L. III, 243): „Hohberg hatte doch den Mut zu einem erdichteten Epos von großem Umfange." Außerdem erschienen noch „Die unvergnügte Proserpina", Regensburg 1661, mit Vorrede „dem ehr- und tugendliebenden Frauenzimmer", eine Sammlung auserlesener Gedichte als Beitrag zum schlesischen Helikon (erst Sorau 1773). Der „Lust- und Artzneygarten Davids" 1675 ist mehr für Gebet als für Gesang hergerichtet, zeigt übrigens den feinen Geschmack des Herausgebers, der allüberall recht hübsche Blumenbilder mit Versen und Musiknoten anbringen ließ. Die Historia passionis Mortis Jesu Christi carmine heroico delineata, Zerbst 1725 (herausgegeben von Wächter), habe ich nicht zu Gesichte bekommen. Die Zeitgenossen schätzten auch die „unvergnügte Proserpina" sehr hoch, sie jubelten, Ariost und Tasso seien erreicht. Wir können in dem ebenfalls sehr weitmaschigen Gedicht, dessen Stoff die antike Mythologie bildet, allerdings nichts besonders Anziehendes finden, Gervinus, der gründliche Kenner, bemerkt aber: „So wertlos diese Reimereien sind, so können sie sich doch ohne Scheu neben alles andere stellen, was im Dienste der fruchtbringenden Gesellschaft geschrieben ist. Außer diesem protestantischen Dichter hat Oesterreich damals nichts aufzuweisen, als was dient, es lächerlich zu machen."

[1] Nach Zeltners Lexikon starb er 76jährig.

Man sieht, auch heutzutage vermag der Dichter Hohberg selbst einem bekannt strengen Kritiker noch eine gute Seite zu zeigen, wohl aber thut man dem wackeren Manne nicht unrecht, wenn man in der Poesie nicht seine stärkste Seite findet. Seine beste Kraft liegt auf einem anderen Gebiete. Unbestritten ist nämlich seine Bedeutung als landwirtschaftlicher Schriftsteller, als hervorragender Vertreter der sog. Hausväter-Litteratur.

Man vergegenwärtige sich die Epoche, in der Hohberg lebte und schrieb. Er war ein sechsjähriges Kind, als der große Krieg begann, seine Knabenzeit, nicht minder das Jünglingsalter verging, während die Stürme dieses unheilvollen Kampfes Deutschland durchbrausten — als Mann hat er selbst mitgekämpft. — Aber ihm ward das Glück zu teil, in den besten Jahren noch des Friedens genießen zu können, dessen Segen und Wonne ihn um so freudiger stimmten, je mehr er desselben entbehrt hatte. Und Hohberg, der Soldat, wurde nun eifriger Landwirt, Familienvater, Hausvater im kleinen und großen Kreise. Die gründlichen und reichen Erfahrungen eines rastlosen Lebens legte er zu Nutz und Frommen der Nachwelt in einem Werke nieder, das in der Geschichte der Wissenschaften schon jetzt nicht mehr ignoriert werden kann, in Oesterreich aber auch bei der Intelligenz nicht einmal dem Namen nach bekannt ist. Und das ist ein Unrecht! Der ehrliche wackere Mann hätte es wohl verdient, daß man ihm volle Beachtung schenke. Er war der maßgebendste Autor im Reiche der empirischen Landwirtschaft. Wohl hat man mit Recht gesagt, Hohberg illustriere seine Zeit wie wenige; sein Werk, wie das Bechers, das 1702 erschien, sind allein von hervorragender Bedeutung, durch hundert Jahre finden sie stets Leser und werden immer wieder von neuem aufgelegt.

Hohbergs Werk trägt auf dem Titelblatte, das mit Personifikationen einzelner landwirtschaftlicher Verrichtungen geziert ist, die Aufschrift: Georgica curiosa oder Adeliches Landleben Herrn von Hohberg. Der zweite Titel ist in der Weise der Zeit sehr ausführlich und eingehend und gibt ein erschöpfendes Inhaltsverzeichnis der Bände des Werkes. Das Buch erschien zuerst 1687, dann 1695, 1701 — gewöhnlich wird nach der „Georgica curiosa aucta“, die „durch ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft zum fünften Mal ans Licht gegeben“ ward, vom Jahre 1716 (Nürnberg In Verlegung Martin Endters) zitiert.

Allerdings hatte Hohberg Vorgänger, unter seine nächsten gehören Böclers Haus- und Feldschule (1666, 1683 u. s. w.),

Chr. Hermanns schlechtes und gerechtes Haushaltungsbuch (Nürnberg 1674 und 1677), J. Agricolas Schauplatz des allgemeinen Haushaltens, Feld-, Acker- und Gartenbaues in 4 Teilen (Nördlingen 1676. 4. Frankfurt 1678). Doch die meisten standen noch zu nahe an Astrologie und Alchymie. Die Landwirtschaft „blutete übrigens aus tausend Wunden, war vom Feudalverband gefesselt und von der Naturwissenschaft nicht erhellt".[1] Um so dankenswerter ist die so fleißige, aus gründlichen Forschungen, eminenter Belesenheit und reicher Erfahrung hervorgegangene Arbeit Hohbergs. Gewissenhaft gibt er seine Quellen und Hilfsschriften an. Nicht bloß gedruckte Werke aller Nationen (wie Carrichters deutsche Speisekammer, Tilkowski de re agraria, O. de Serres Hausbuch, Chr. Schorrer, de regulis sanitatis, D. Joh. Joachim Bechers Diskurs von den Ursachen des Aufnehmens der Städte ꝛc., Rauwolfs orientalisches Reisebuch, H. Digby, auserlesene und bewährte Arzneimittel, Herzogin Leonoras v. Würtemberg zu Erfurt 1618 gedrucktes Arzneybuch, Verulam, Novum Organum Scientiarum, dessen Sylva experimentalis, Simon Schulzius, Miscellanea curiosa, J. Schmidt, Kriegsarzney, Jul. Cäsar Baricelli, Hortulus, P. Schott, Physica curiosa u. v. a.), sondern auch Handschriftliches findet sich vor, z. B. seiner Eheliebsten Einmachbücher, die er ebenso wie ihre mündlichen Mitteilungen benützt hat, oder Philipp Jacob von Grünthals geschriebenes Hausbüchlein, kurz alles, was er an Erfahrungen sammeln konnte, selbst Volksaberglauben und Sprüche notierte der klassisch gebildete Mann, für dessen große Belesenheit in der römischen, ja selbst der griechischen Litteratur jedes Blatt Zeugnis gibt. Ist ja schon der Titel eine Erinnerung an Virgil, und hatte er doch sogar vor, das Werk in Versen herauszugeben,[2] was er glücklicherweise sein ließ; nur ziemlich schwerfällige lateinische Gedichte, die als Prodromus zu jedem Buche gegeben wurden, blieben von jenem Vorhaben übrig. Doch betrachten wir das Riesenwerk, das nicht weniger als 3 Folianten ausmacht und in den zwei ersten von Hohberg selbst herrührenden Bänden 1776 Seiten zählt (ohne die sehr gründlichen und umfangreichen Register). Das Werk ist den „hochlöblichen beider Erzherzogtum Oesterreich Unter- und Ob der Enns gesamten Herrn Ständen" gewidmet. In der Dedikation bemerkt er „die geschicklich Wissenschaft, recht Hauß zu halten, sey nach der himmlischen Seelen Nahrung, die allernöthigste". Er sieht die christliche

[1] Fraas, Geschichte der Landwirtschaft.
[2] Vergl. Vorrede an den günstigen Leser.

Liebe in der Einigkeit und darin, daß wir uns nicht beleidigen, unterdrücken oder übervorteilen. Nach seiner Ansicht wäre es wohl zu wünschen, daß statt der Rechtsgelehrsamkeit eine billige Rücksicht darauf vorherrschend werde, was man selbst gern oder ungern hat, und daß wir keiner Aerzte, sondern nur der Mäßigkeit bedürften. Voll echter Religiosität und mit dankbarem Sinne gegen Gott, von dem das Ganze durchdrungen ist, schließt Hohberg seine Vorrede, indem er auch auf seinen Abgang aus Oesterreich zu sprechen kommt. Gerade, weil er Oesterreich verlassen habe, habe er dennoch durch diese Widmung bezeugen wollen, „daß obschon itzund mit dem Leib abwesend, ich gleichwol mit der Lieb Affection und Angedenken mit unvergeßlicher Treu und allerschuldigstem Gehorsam gegen meinen allergnädigsten Landsfürsten und werthesten Vatterland die Zeit meines Lebens beständig verharren werde". In der „Vorrede an den günstigen Leser" zeigt sich Hohberg als gelehrten Mann, der über eine Zitatenfülle gebietet, und bespricht in einer geschichtlichen Uebersicht über seine Wissenschaft die wichtigsten Schriften seines Faches.[1] An den „gar alten Graecis, Punicis et Romanis" nur vorüberstreifend beginnt er mit dem Kaiser Constantinus Pogonatus, bespricht den Pietro di Crescentiis, dessen Werk d'Agricoltura 1602 ins Deutsche (Straßburg, erschienen bei Laz. Zezner) übersetzt wurde, und die ihm folgenden Italiener, geht sodann zu dem auch als Philologen rühmlichst bekannten Conrad Heresbach über, sowie zu den zwölf Büchern des Neapolitaners Joh. Bapt. Porta, gedenkt des Praedium rusticum von Carolus Stephanus und der französischen Bearbeitung desselben von Jean Libault „Maison Rustique", des Theatre d'Agricolture von Olivier de Serres, des Don Gabriel Alfonso de Herrera, der litterarischen Erscheinungen bei den Niederländern und Engländern, worauf er auf die deutschen Autoren eingeht. Sehr zu loben ist die Genauigkeit, mit der er von Quellen erzählt, deren Gebrauch ihm zu teil geworden, u. a. wie er die Manuskripte des kgl. Statthalters von Holstein Heinrich von Ranzau habe benützen können. „Als die Unseren in dem Dänischen Kriege Anno 1627 das Ranzauische Schloß Bredenberg

[1] Sehr gut eifert er gegen die Plagiatoren: „Was sonsten andere Teutschgedruckter Raplaturen und Centones sind, die aus andern alten und neuen Büchern, sonderlich aus Jugelio, Colero, Crescentio, Carolo Stephano, dem holländischen Gärtner und vielen anderen zusammengeraspelt, von Wort zu Wort abgeschrieben, und cum suppressione nominis veri Authoris, mit einer falschen Larve (tanquam cornicula Aesopica) sind bekleidet und dem Leser obtrudirt worden, solche sind der Mühe nicht werth, daß man ihrer gedenken, sondern vielmehr ihr Plagium detestiren und straffen solle."

in Holstein eingenommen und geplündert, hat Hr. Veit Kitzing, damals Stuck-Hauptmann, naachmalen Obrister von der Artigleria, dieses Buch unter andern aus der Bibliotheca daselbst genommen und habe ich solches von seinem Tochtermann Hrn. Hanns Georg Vogten, damals des Knöringischen Regiments Obristen Wachtmeistern, als er Anno 1645 mit etlichen commandirten Völkern in Trossendorff an der Teya, im Viertel Ob Mainhardsberg, im Unter-Oesterreich gelegen, zu leihen bekommen und weil wir vor diesem im Feld gute Freunde und Cameraden gewesen, auch seiner Verwilligung, wie gedacht, mit Fleiß, theils copirt und theils copiren lassen." Dazu kamen die fürstl. Liechtensteinischen Pfleger-Instruktionen, Monat-Register oder Jahres-Memoriale und die einzeln mit Dank genannten Adeligen, die ihm Mitteilungen machten, oder Freunde, die ihm Bücher liehen. Der Verfasser ist sich der Schwierigkeit seines Werkes, aber auch der Verdienstlichkeit desselben völlig bewußt, er nennt es „gleichsam einen Ocean, in welchen von allen Facultäten und Wissenschaften die Canales, Ströme und Bäche von sich selbst einfliessen und von dannen wieder in ihre Ursprünge dort und da perpetua quasi periclosi von einem in das andere sich einleiten und austheilen". Hohberg, der sein Werk in zwölf Bücher teilte, kommt dem Einwurfe entgegen, dieses Wirtschaftsbuch wäre nur für Oesterreich zu brauchen, — dies gelte höchstens für einige Singularia im ersten Buche, das übrige sei dagegen ein Universal-Werk, das man in Deutschland und den benachbarten Ländern „darinn die Elevatio Polium vier- oder fünf Gradus das höchste nicht unterschieden ist" überall gebrauchen könne.

Die ersten Kapitel des ersten Buches betreffen eigentlich privatrechtliche, überhaupt juristische Begriffe vom Eigentum, und handeln sodann über die Gebäude. Bezeichnend für die Zeit ist die Betrachtung, ob es einem Landmanne ratsam sei, seine Behausung zu befestigen (I, S. 37) und mit Besatzung, Munition und Proviant zu versehen. Bei dem Abschnitte, in dem er von den Kirchen spricht (S. 49), macht er die gute Bemerkung, es sei nicht wünschenswert, daß sich die Pfarrer zu viel mit Feldern, Wiesen, Gehölz, Korn und Wein befassen, sondern daß sie lieber in den Stand gesetzt würden, um ihre anvertrauten Schäflein sich mehr *bemühen* zu können. Denn durch die Ausstattung mit *bäuerlichem* Eigen übernehmen sie bäuerliche Pflichten und werden *selbst zu* Bauern. Sehr hübsch definiert er die Schule als „eine *Werkstatt*, darinnen die Jugend von aller lasterhaften Häßlichkeit *abgezogen* zu allerhand löblichen Tugenden zu GOTTES Ehren

und der gemeinen Wolfahrt gewohnet, informirt wird". Er wird sehr eifrig und begeistert, indem er die Bedeutung der Schulen zu schildern unternimmt: „Die Schulen," schreibt er, „sind ein Bronnen, daraus alles, was gut und nützlich ist, hervorquillt; sie sind ein Schatzkästlein, darinnen die edelsten Kleinodien der Tugenden verwahret werden." Der sorgsame Hausvater und gebildete Edelmann richtet sein Auge auf die verschiedensten Erscheinungen des Staates und der Gesellschaft, er handelt von Spitälern und Siechenhäusern, von Wegen und Landstraßen, von Regalien, Landgerichten, von der Wildbahn, vom Roßgejaid, von Ueberlanddiensten, von den Grundbüchern, Grundrechten, Vogteien, Zehnten, Robothen, Urbarien, Waisenbüchern, Unterthanen und Dienstbotenregistern, von Bräuhäusern, vom Malzhause, Weinschenken und Wirtshäusern. Bei letzteren bemerkt er, die Obrigkeit habe ein scharfes Auge auf dieselben und übe nicht zuviel Konnivenz gegen die Wirte. Die Pflichten derselben sind allerdings auch für unsere Zeit ideal gehalten. Gute „christliche" Wirtsleute sollen freundlich sein, den Trunk nicht verfälschen, durch Kost und Bedienung zum baldigen Wiederkommen veranlassen, dem Hofsgesind und Unterthanen nicht allzuviel borgen, vor allem aber auf Reinlichkeit sehen. Bei den Jahrmärkten eifert er gegen die „Winckel-Däntz, dieses rechte Lasterzunder, dabey manche Anreitzung, Verführungen, Anschläge, wo nicht alsobald vollbracht, doch zugeschnitten werden, da die Weibsbilder selten so fromm wieder heimkommen, als sie sind hingegangen, sie begehren und werden begehrt". Die christliche Obrigkeit sehe aber auch auf die Güterverteilung. Sie soll gegen das Zerreissen, Verkaufen und Verschleudern der Güter ebenso, wie gegen deren Cumulirung eintreten, denn durch das Zusammenkaufen von Mehreren Gütern, auf denen sonst zwei oder drei leben konnten, wird der Feldbau nicht gebessert und die Mannschaft verringert. Nicht ohne Interesse ist das Kapitel von den Juden. Ob die Juden zu dulden oder als Gotteslästerer und Feinde des Herrn Jesu Christi gänzlich abzuschaffen seien, wird von vielen in Zweifel gezogen. So beginnt Hohberg seine Erörterungen und stellt dann sieben Bedingungen, unter denen die Juden zu dulden wären. Wofern sie diesen nachzukommen versprechen, scheint es unbillig, ihnen das Unterkommen zu verbieten oder zu versagen — werden sie aber den Bedingungen entgegenhandeln, hat man schon (wo Geldstrafen nicht helfen) Galgen, Schwert und Rad, die Ungehorsamen zu zwingen und den übrigen eine Furcht einzujagen, sich daran zu spiegeln und behutsamer zu gehen. Wie auch Hohberg von den herrschenden

Ansichten über die Juden erfüllt ist, zeigt aber vornehmlich der Satz: „Ist also auf ihr Thun und Lassen ein wachendes Auge zu haben, indem unzehliche Exempel und erschreckliche Historien hin und wieder von ihnen zu finden sind, daß sie die H. Hostie verunehrt, Christen Kinder grausamlich gemartert, Bronnen und Quellen vergiftet, Städte und Länder verrathen, dem Türken und Erb-Feind Kundschaften (zu Schaden der Christenheit) zugebracht, zu Kupplerei, Ehebruch und anderen abscheulichen Lastern den Christen geholfen, unter dem Schein und Vorwand der Medicin, viel ehrliche Leute, die sich ihnen vertrauet haben, ums Leben gebracht, große Diebstahl entweder selbst begangen oder doch solche den Thätern verhehlen und vergartiren helffen." Ueber die Wiedertäufer berichtet er aus eigener Beobachtung: „Ich bin etliche mahl in Ungarn zu Schützen, das gantz nahe an der österreichischen Gräntze auf Marchfeld benachbart ist, gewesen, auch selbst in ihrem Bruder-Hof einmal eingekehrt und über Nacht geblieben, auch sehr hoch über ihrer Sauberkeit, guter Ordnung und wirthschaftlicher Anstalt verwundert, ihre Felder, Baum und Obst-Gärten sind auf das allerbeste gewartet und verpflogen .... es darf sich keiner weder um Nahrung noch um Kleider sorgen, es gehet Alles aus gemeinem Beutel, den die Aeltesten verwalten und austheilen .... also haben sie .... eine schöne Ordnung und Policey, dabei kein Haß, Widerwillen, Gezänk oder Händel gehört, sondern von allen und jeden ihnen gebührende Arbeit in der Still mit Ruh und Frieden unablässig und fleißig verrichtet wird .... sie arbeiten das ganze Jahr durch ohne Unterlaß" u. s. w. Kurz, er spricht dasselbe Lob aus, das ihnen allgemein gezollt wurde.[1] Sehr heftig äußert er sich gegen die Zigeuner, die viel von ihrer Ankunft aus Aegypten lügen, er hält sie durchaus für Betrüger, gegen die man scharf auftreten müsse. Ebenso rechnet er mit Recht die Bettler und Gastbrüder zu den Landplagen Oesterreichs, wider solche — von denen er die wirklich Bedürftigen sorgsam unterscheidet — dienen die Zuchthäuser, darinnen man dieser losen Vögel Krankheiten und erdichtete Schäden trefflich kurieren kann. Scharf erklärt er sich — was in seiner Zeit wohl Beachtung verdient — gegen die Alchymie, vor der er jeden Hauswirt auf das entschiedenste warnt, da sie nur den Fürwitz und Verlangen reicher zu werden erweckt und jede Hoffnung täuscht. Er ist überhaupt gegen alles, was Gefahr bringt und das Maß überschreitet, warnt vor den *fünf Stücken*, die in die Armut bringen können: vor dem Spielen,

[1] Vergl. Beck, Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Oesterreich-Ungarn in den Fontes Rerum Austriacarum, II. Abteilung, XLIII. B.

der Alchymie, zanksüchtigen Prozessen, Pracht und Verschwendung in Essen und Trinken und dem unnötigen Bauen. Er spricht sodann von Steuern, Anlagen, vom Landhause, Gülten, Ziegelhütten und Oefen, Kalkbrennen und Gips, von den Hofhandwerkern, Glashütten, Dörrstuben zum Obst, Eisgruben, Tiergarten, Königlein, Meerferklein, Schneckengarten, Wassergebäuden, Brücken, Mühlen, Papier, Polier- und Schleifmühlen u. s. w., Bleichstätten, Salinehütten und Pulvermühlen, Steinbrüchen, Marmorsteinen, Salzwesen. Ueber das letztere gibt er ganz interessante Notizen, z. B. über die Salinen von Ebensee und Ischl (I, 108—109). Dabei bespricht er die Bergwerke, wie sie gesucht und gerichtet werden müssen, und ihre Hervorbringungen (109—127), wobei er der Eisengewerkschaft in Oesterreich und Steiermark ein eigenes Kapitel widmet. Er handelt sodann von den Grundstücken und ihrer Vermessung, und spricht vom Lande Oesterreich, den kaiserlichen Erblanden und Königreichen. Er findet es nämlich angemessen, von seinem Vaterlande zu reden, gibt seine Ausdehnung und Grenzen an, verweilt bei dessen Privilegien (nach der alten Auffassung), rühmt die Fruchtbarkeit, besonders den „Weinwachs“ in Oesterreich: „Wer aus Bayern biß nach Wien und Preßburg reiset, der wird, wenn er an der Donau hinabfährt, die schönsten Schlösser, Märkt und Städt in der Höhe, von Krembs aus edles Weingebirg und auf der Ebene die holdseeligsten Auen, die trächtigsten Getrayd und Waytzfelder beederseits zehlen und sehen können.“ Er gibt sodann eine kurze oro- und topographische Uebersicht, Aufzählung der Prälaten, rühmt den „großen und weitberümten Adel von stattlichen alten Geschlechten, die den Forastieren mit leutseliger Höflichkeit und gutem Willen jederzeit begegnen. Die Stadt Wien ist auch sonderlich wegen ihrer alten vortrefflichen Universität schon vor alten Zeiten bekannt, wo allzeit in allen Facultäten praesertim in Mathematicis große und gelehrte Leute florirt haben“. Er rühmt weiter das in ganz Europa bekannte und belobte warme Wildbad Baden, den Prater, Laxenburg und Ebersperg, wo die Hofjagden stattfinden, „davon Ihre Majestät der Kayser Abend allerzeit wieder in die Residenz kehrt“. — Im nächsten Kapitel freilich findet Hohberg Anlaß davon zu sprechen, wie viel sich in dem Wohlstand Oesterreichs geändert, erstlich durch die Einfälle des türkischen Bluthundes, wobei er mit Dank gegen Gott der Wiener Belagerung gedenkt, sodann gibt er statt eigenen Raisonnements einen Auszug aus einer anonymen Schrift, die ihm nicht übel gefallen, aus (P. Wilh. v. Hörnigk) „Oesterreich über alles, wenn es nur will“ (1684 erschienen). Dieser

Auszug hat aber eine Tendenz und zwar eine echt patriotische, „daß man wisse, es mangle unsern Ländern an nichts, was zu äußerem Wolstand gehört, außer an der Art und Wissenschaft, will nicht sagen am Willen, unser Heyl und Wolfahrt recht und vernünftig zu gebrauchen." — Damit schließt das erste Buch. Das zweite nennt Hohberg „Paterfamilias". Es ist aber auch der eigentlich patriarchalische Kanon für Haus und Familie. Recht und billig nach der guten alten Sitte beginnt der Verfasser das Buch mit der Vorschrift, wie sich ein Haus-Vatter gegen Gott zu verhalten habe. Im Eingange des Kapitels klagt Hohberg über die vielen Atheisten seiner Zeit, mahnt zum Gottvertrauen und rät, den Aberglauben nirgends zu dulden. Bei der Betrachtung des Verhältnisses der Ehegatten geht er von einem wirtschaftlichen Bilde aus. „Ebenmässig ist es mit der Hauswirthschaft übel bestellt, wann die Ehleute das Joch nicht einträchtig einander tragen helfen, eines dort, das andere da hinaus will, Uneinigkeit, Zank, Widerwillen, Laster und Feindschaft den Himmel ihres Ehestandes mit finstern schweflichten und Pechschwartzen Wolcken überziehen: Was ist da anders als Ungestüm, Sturm-Wind, Hagel, Blitz und Donner in selbigem Hause zu gewarten?" Die Wahl sei deshalb eine sehr ernste Angelegenheit. Wer in seiner Wahl allein Schönheit sucht, der kann auch einen Teufel finden, weil sich dieser in einen Engel des Lichts verstellen kann. Ein vernünftiger Mann wird die Gegenliebe seiner Frau durch Liebe zu erhalten suchen, er muß mehr gelind als scharf, mehr ernsthaft als tyrannisch und mehr wohlgewollt als gefürchtet zu sein sich befleißen. Sehr bezeichnend sind dabei die Worte: des Mannes Herrschaft über das Weib ist gleichsam ein kleines Conterfait der Herrschaft Gottes über die Menschen. Gott wirkt durch seine unendliche Güte, sein väterliches Erbarmen, er gewährt uns seinen Schutz und unzähliche Wohlthaten. Er hat Geduld mit unserer Schwäche — so soll auch der Mann sein Oberrecht über das Weib nicht mit gewaltthätigem Poltern, sondern durch gute Beispiele, ernstliche Sanftmut, gelinde Warnungen, geduldige Zügelhaltung, billige und treue Versorgung sie zu seinem Willen bewegen. Wohl ist also in seiner Auffassung wie geziemend der Hausvater auch der Herr des Hauses, doch mildert er selbst die schroffe Theorie durch sehr vernünftige praktische Vorschriften. „Woferne sich ein Mann allen Einfällen und guten Meynungen des Weibes halsstarrig und ohne Vernunft widersetzet, allein daß er glaubt, ihm gebühre der Vorzug des Geschlechtes, so verliert er denselben mit samt der Liebe und wenn eine Frau gantz nicht

dörfte zu Zeiten ihres Mannes Meynung vernünftig und sanftmüthig mit beweglichen Ursachen widersprechen, so wär zwischen ihr und einer Dienstmagd kein Unterschied." Vortrefflich und vielfach noch für unsere Tage völlig anwendbar sind die Worte über das Verhalten des Vaters den Kindern gegenüber. Hier gilt es vor allem den Eigenwillen zu brechen und den willigen Gehorsam „wol einzubinden". Den Wärterinnen und Kindsweibern soll man verbieten, mit ihnen zu lallen und mit Fleiß kindisch zu werden, da die Kinder dadurch eine Menge Unarten annehmen, ebenso sollen die Wärterinnen nicht mit Gespenstern, Wauwau, Gockelmann ängstigen, da sie die Kinder dadurch nur furchtsam machen und ihnen abergläubische Meinungen beibringen. In beredter Weise dringt er darauf, beim Lehrer nicht zu sparen, indem er daran erinnert, wieviel man für das Zureiten eines Pferdes, das Abrichten eines Hundes zahlt,[1] was man für den Verwalter ausgibt, der doch nur mit dem Gesinde und den Bauern der Herrschaft zu verkehren hat. Und beim eigenen Fleisch und Blut, bei den Kindern, diesem Pfande Gottes, diesem Paradiesessegen, dieser Verewigung unserer Sterblichkeit, diesem Hilfsstab unseres Alters, von denen man gleichsam wiedergeboren wird und entweder Ehre, Ruhm oder Schand und Schmach zu gewarten hat — an ihnen spart man. Hohberg führt in einem Beispiele diesen Widersinn vor. Man nehme zwei ganz gleiche Stücke Porphyr oder sonst eines Stoffes, gebe das eine einem berühmten Statuario, das andere einem unerfahrenen Stümpler, „so wird man von dem ersteren einen zierlichen Mercurium, eine schöne Diana oder dergleichen Kunstwerk, von dem letzteren aber einen ungestalten Thersiten oder unförmliche Medusa bekommen." Es folgen sodann die recht gescheiten Maximen für den Pädagogen. Sie gipfeln in der Mahnung, nichts zu übereilen, die Grundbegriffe klar und gründlich zu erörtern, alles oft zu wiederholen und die Studien, welche die Jugend ja anfangs weder liebt noch begreift, nicht durch allzu schwere Arbeiten, die man ihr auflädt, verhaßt zu machen, nicht allzu tiefes Stillschweigen von der natürlich heitern Jugend zu verlangen. Auf den lateinischen Unterricht gibt er mit Recht viel, es werde vom Anfange an gut ausgesprochen, nach klarer Einprägung der Grammatik gehe man gleich an die Lektüre, das Vertieren und Imitieren, vor dem 15. Jahre werde keine andere fremde Sprache gelernt als griechisch. Dann erst lerne man französisch, italienisch, fechten, reiten. Wiewohl der Lehrer die

[1] Ein Gedanke, den H. von Erasmus haben dürfte, der ihn an vielen Orten seiner Werke erwähnt.

Jugend von schlechter Gesellschaft ferne halte, soll er ihr doch unter seiner Aufsicht Springen, Laufen, Spielen, Kegelschieben gestatten, wobei ein vernünftiger Lehrer durch Beobachtung große Einblicke in ihren Charakter gewinnen kann. Vor allem aber sei er selbst ein Muster ordentlicher Lebensführung! Hohberg bespricht sodann die weitere Erziehung der adeligen jungen Herren, wozu natürlich das Reisen gehört; für dieses gibt er recht verständige Instruktionen nach eigenen Erlebnissen und Erfahrungen, auch Hausmittel für alle Eventualitäten fehlen nicht. Aber dabei wird auch nicht darauf hinzuweisen vergessen, Ratschläge zu erteilen, wie ein junger Edelmann studieren soll. Vorerst gibt er die Tageseinteilung an: 7 Stunden schlafen, 3 Stunden beten, 2 essen und trinken, 2 ausgehen, 10 studieren oder arbeiten, spricht sodann von den Exerzitien für den jungen Adel und von der Art der Versorgung der Söhne in verschiedenen Berufsarbeiten. Interessant ist es dabei zu sehen, wie Hohberg für die Errichtung einer adeligen Akademie eintritt, in der Art des Theresianums in Wien oder der Neustädter Militär-Akademie. Der Verfasser, der dort auch im Hinblicke auf die Türken-Invasionen die Minier- und Artilleriekunst gelehrt wissen will, wendet sich nunmehr zur wichtigen Lebensfrage der Eheschließung. Wie Luther spricht auch er gegen allen Zwang bei „Heyrathssachen, wo allein die hertzliche Zuneigung und Lieb Platz haben und Heyraths Stifterin seyn solle", und gibt Ratschläge, wie ein junger Ehemann die Liebe seiner Ehegenossin zu erhalten sich befleißen soll, denn wo die Liebe und Treue zwei Eheleute verbindet, da werden alle Begebenheiten und widerwärtige Zufälle desto leichter ertragen. Wohl eines der wichtigsten Momente ist dabei die Kinderzucht; Hohberg hat leider recht, wenn er sagt, das Allerbetrübendste sei, daß die Eltern an den Fehlern ihrer Kinder selbst Schuld tragen, indem sie ihre Kinder nicht in der scharfen Zucht auferziehen, sondern sie in ihrem eigenen Mutwillen lassen erstarken und zunehmen, bis sie endlich aus einem krummen Holz kein gerades mehr machen können. Milde und stets human soll sich der Hausvater gegen das Gesinde benehmen, durchaus von ethischem Standpunkt ist das ganze Verhältnis betrachtet, allerliebst besonders die Bemerkung, daß man alten Dienstleuten schon manches zu gute halten dürfe, wenn es „nur nicht allzugrob" sei. Auch gegen die Unterthanen soll er sich gut verhalten, er soll sie wie seine Kinder lieben, alle ihre Klagen und Beschwernisse selbst anhören, in Kriegsgefahr soll er sich für sie einsetzen. Indem Hohberg angibt, was man nicht soll, zeigt er, was man zu thun ge-

wohnt war. Er sagt da unter anderem, er soll keine unbilligen, übermäßigen Anschläge und Extraktionen ihnen zumuten oder durch andere einbringen lassen unter dem Schein, als ob es die Landes-obrigkeit forderte. Man mag wohl den Schäflein die Wolle nehmen, so hat man sie jährlich zu genießen, aber nicht die Haut gar abschneiden, daran sie sonst zu Grunde gehen. „Er soll gegen seine Arbeiter nicht Hinterlisten gebrauchen, ihnen einige Kreuzer abzuzwacken, sondern sie redlich und aufrichtig bezahlen." — Wie der Hausvater überhaupt sein soll, wird eingehend besprochen: „Ein wahres Sprichwort ist: Wo kein Mann ist, da ist auch keine Meisterschafft, wo die Meisterschafft mangelt, da ist auch keine Forcht; wo keine Forcht ist, da thut jedes was es will; wo dieß geschieht, folget nicht leicht eines des anderen Rath, wo dieß mangelt, wird selten was Gutes entstehen."

Daher soll ein Hausvater erstlich und vor allen Dingen gottesfürchtig, ehrbar und redlich sein, Weib, Kinder und Dienstboten zum Gebet und Kirchengehen halten, nichts Böses gestatten, ihnen mit gutem Beispiel vorgehen und sie mit aller billigen Notdurft versorgen .... Den Dienstbotten, Handwerckern, Taglöhnern soll er das Ihrige treulich geben, nicht kleine Lumpen-Vortheile suchen, indem er dort und da etwas abbricht. Er gibt ferner Anweisungen für spezielle Fälle, z. B. für Kauf und Verkauf, Viehzucht, Arbeitseinteilung, Neuerungen u. s. w., und vergleicht den Hausvater mit einer Hausuhr, darnach sich jederman mit Aufstehen, Schlafengehen, Arbeiten, Essen und allen Geschäften richten muß. „Wann nun die Uhr wohl ist eingerichtet, mit gleichen weder zu schweren noch zu leichten Gewichten versehen, auch zu rechter Zeit aufgezogen wird, so ist es alles wohl bestellt, wann aber eins aus diesen vermangelt .... so stockt alles und kann niemand sich eigentlich in die Zeit richten ...."

Lebhaft beschäftigt sich Hohberg mit der Frage, was ein Haus-Vater in theueren Zeiten zu thun habe. Unsere Oesterreicher, sagt er, haben ein Sprichwort: „Ein vernünftiger Haus-Vater soll drei Fechsungen, das ist dreyer Jahr Einkommen im Vorrath haben, eine auf dem Kasten, die andere im Stadel oder in der Scheuer und die dritte im Beutel, damit man allezeit Reserve habe, denn es gäbe gar viele Gattungen von Theuerung, die aus göttlicher Verhängnuß zur Strafe unserer Sünden herrühren, ihnen vermag man mit Vorsicht und durch Genügsamkeit zu begegnen. Mit Recht preist er die Mäßigkeit: der Tisch ist ein heimlicher Dieb, Naschen macht leere Taschen, wer ißt und läßt etwas über, der hat zwei Malzeiten." Drakonische Mittel wünscht er gegen die

„muthwilligen Theuerungen“ durch Korn-Juden und Vorkäufer, wie es z. B. in der Türkei der Fall sei. Aber auch an Epidemien — wie er sagt „Sterbensläuffte“ — denkt Hohberg und wünscht im Hinblicke auf die Krankheiten an allen Orten Hausapotheken. Als Präservativ gegen die Pest aber sieht er vornehmlich eine gute Ordnung und Fürsorge, Abschaffung der ungesunden Sachen als Branntwein, Tabak u. dergl.; auch ist viel daran gelegen, daß reines Wasser und gesunde Luft durch Säuberung der Häuser und Gassen, Verschaffung tüchtiger Nahrungsmittel, durch Schlachtung guten gesunden Fleisches und recht gut gebackenes Brot erhalten werden. Denn wo gesunde Nahrung und Trank mit geziemender Mäßigkeit und Verhütung aller Völlerei gebraucht wird, da kann nicht leicht eine Ansteckung erfolgen. Uebrigens fehlt es nicht an eingehenden mehr oder minder richtigen Grundsätzen über die Behandlung und Wartung der Kranken, sowie an Verhaltungsmaßregeln für die Gesunden. In dem nächsten Kapitel stellt sich Hohberg die Frage, was ein Hausvater zu thun hat, wenn Krieg im Lande ist. Es gewährt eine sehr unheimliche Perspektive bezüglich der herrschenden Unsicherheit, wie man, wenn Türk und Tartar drohen, nicht lange warten kann, sondern gleich in eine wolbefestigte Stadt fliehen muß. „Ist der Feind christlicher Nation und Glaubens, so sollte man sich zwar solcher Grausamkeit und tyrannischen Hausens zu ihnen von Rechtswegen nicht zu versehen haben; jedoch, wer die Weise und die Handlungen der jetzigen christlich genannten Soldatesca will examiniren, der wird vielmal zwischen Christen und Türcken, des Raubens, Plünderns und Uebelhausens halber, einen geringen Unterschied finden, weil die gottlose Gewonheit, die losen Exempel, die ungestraften, ja wol befohlenen und vertheidigten Laster, gleich einem Sauertaig, die Gemüther der meisten in jetzigen Kriegen sich befindenden Soldaten dermaßen eingenommen, daß es schier unmöglich scheint, eine rechte Disciplin weiter bey ihnen einzuführen“ .... Auf die Barmherzigkeit dieser Soldateska sich zu verlassen, hält er nicht für ratsam. Den Schluß dieses Kapitels bildet ein Gebet um Siege über den Erbfeind, den türkischen Bluthund.

Ich übergehe seine Betrachtungen über den Kalender, über die Einteilung der Haushaltung von Monat zu Monat, wobei die sehr artigen Bildchen freilich unsere Beachtung verdienten,[1]

[1] Das Januarbild stellt eine recht nett ausgeführte Winterlandschaft vor mit Dreschern, bei denen Hühner Körner aufpicken und Holz gehackt wird. Februar zeigt im Vordergrunde Baumschneiden, ein Mutterschwein samt Ferkeln beim Tränken; der März führt in einen Garten mit Baumpflanzungen und Lusthäusern ein; der April zeigt Gärtner am Staket beschäftigt und Gänse rupfende Mägde;

über das Verhalten gegen die Nachbarschaft, vom Kastner und Kellner u. dergl., und gehe auf die recht guten Bemerkungen über die Erhaltung der Gesundheit über. Es ist gewiß sehr vernünftig, wenn Hohberg von einem Hausvater medizinische Kenntnisse verlangt, außerdem die Selbsterkenntnis als den Anfang alles Gedeihens hinstellt und den Zusammenhang zwischen Körper und Geist wohl beachtet. Der Mensch soll seine Natur und die Ursachen seiner Indisposition kennen; die Beschreibung und Benennung der Gliedmaßen ist sehr amüsant, ebenso die Erklärung, warum der Mensch ein *μικρόκοσμος* oder von Plato ein umgekehrter Baum genannt werde. Hierauf geht er auf die Mittel über, die man aus Stoffen des menschlichen Körpers brauchen könne, und zitiert dabei Becher und Lonicerus. Freilich findet er selbst die daraus verwendeten Medizinen „grauslich und der Natur unverständig“ (233), aber für die Geschichte der Medizin ist dieses Kapitel gar nicht uninteressant. Der Verfasser verfolgt sein medizinisches Thema auch weiter, er schreibt vom Gehirne, dem Herzen, der Lunge u. s. w. und spricht sehr gut über die Ursachen der Krankheiten. Als oberste Medizin erscheint ihm das Vertrauen zum Arzt, vortrefflich erkennt er die Wirkung der Gemütsbewegungen auf den Organismus, den Einfluß der Traurigkeit und Furcht als Lebensverkürzerinnen. „Die vornehmste Stütze und Erhaltung der Gesundheit ist ein frölich Gott trauendes und das Beste hoffendes Gemüthe.“ Dieser Satz charakterisiert Hohberg, dessen beneidenswertes Vertrauen auf die Vorsehung wohl alle seine Worte durchdringt.

In sehr verständiger Weise tritt er für die Leibesübungen ein, goldene Worte äußert er über die Mäßigkeit (249), wobei er den geizigen Herren zuruft: „Wer seinem hungerigen und arbeitsamen Gesinde von dieser unserer Mässigkeit viel predigen und sie zum wenig Essen anmahnen oder ihnen deswegen wenig auffsetzen lassen wollte, der würde schlechten Dank von ihnen verdienen und mehr eines filtzigen Geitzhalses als eines vernünftigen Gesundheits-Erhalters Namen verdienen.“ In mehreren Kapiteln behandelt er die Frage der Mäßigkeit und beweist sehr gut und richtig, daß die meisten Menschen sich selbst das Leben abkürzen. Genaue Vor-

im Mai wird begossen und werden Früchte gepflückt; das Junibild weist Pflanzende und Lämmer-Scheerende auf; Juli: Badende, Jäger und Erntewagen; August: Garbenbinden, Getreideeinführen; September: Hopfenernte, Obstpflücken; Oktober Kohlernte, im Hintergrunde Weinberge. November führt uns in einen stattlichen Föhrenwald, durch den eine Jagd dahersaust und in dem Holz gefällt wird. Der Dezember läßt uns Eishauer, Schneeballen werfende Buben, Eberjagd und Schweinschlachten schauen.

schriften gibt er auch für die Lebensordnung eines Alten und etliche Regeln, die Gesundheit zu erhalten, vortrefflich sind besonders die Bemerkungen über die Medizinierererei, der man nicht zu viel huldigen soll. Hohberg führt dabei das Beispiel des Holländers Nicolaus Grudius an, der einem Mediziner auf die Frage, warum er seine Dienste nicht gebrauche, geantwortet: Weil ich noch nicht sterben will. — Neben sehr vernünftigen Ansichten, die Hohberg äußert, findet sich allerdings mitunter auch Ungereimtes, z. B. in dem Artikel über Feuerspritzen und die Art, Feuer zu löschen. In den letzten Kapiteln des zweiten Buches wird dem Hausvater geraten, sein Gesinde gut kennen zu lernen, Kenntnis der Preise zu haben, die Nachbarschaft kennen zu lernen und sich um die Gunst hoher Herren, z. B. der Minister, zu bewerben, denn große Herren sind wie große astreiche Bäume, darunter man in der Hitze Schatten und im Regen Unterstand und Dach findet. Den Schluß des Buches macht die Interessen-Tabelle.

Besonders wertvoll und interessant ist das dritte Buch, Hausmutter betitelt. In höchst galanter Einleitung macht der Verfasser dem weiblichen Geschlechte das Kompliment, es sei nicht wie Adam aus gemeiner Erden, sondern aus eines Mannes Rippe gebildet worden. Einen Vorzug der Frauen sieht Hohberg auch darin, daß die wildesten und blutgierigsten Tiere dieses „holdseligen Geschlechtes in mancherley Begebenheiten geschont und ihren sonst reissenden und bissigen Rachen mit diesem unschuldigen zarten Blut nicht sättigen". Treffender als diese Bemerkung ist wohl die Ausführung, in welcher Hohberg eine Haushaltung ohne Weib schildert. Das sei wie ein Tag ohne Sonnenschein, ein Garten ohne Blumen, ein Wasser ohne Fische. Die Sorgfalt der Hausmutter erhält nicht bloß, was des Mannes Fleiß erwirbt, sie vermehrt es auch. Der Wandersmann, der von der Reise zurückkehrt und nach allen Gefahren endlich seine Gegend und sein Haus erblickt, wird allzeit mit größeren Freuden eingehen, wenn er ein treues und liebes Weib darin zu finden verhofft, die seine Mühe erquicken, sich mit seinem Unglück betrüben, mit seinem Glück erfreuen, seiner treulich pflegen und warten und was er erworben, zu Rat halten möge. Mit vollem Recht verlangt Hohberg in erster Linie von den Frauen Gottesfurcht. — Das Bild, das die gemeinsame Hausandacht zeigt, hat trotz technischer Schwächen etwas ungemein Anheimelndes, echt Deutsches an sich: die deutsche Familie ist es, die wir hier erblicken in ihrer Hingabe an den Höchsten. Im 3. Kapitel handelt Hohberg von den Pflichten der Hausmutter gegen ihren Ehemann — es sind noch immer

köstliche Regeln, die da gegeben werden. Wie warm legt der biedere Edelmann den Frauen ans Herz, sich in die Art ihres Mannes zu schicken, ihren Mann, wenn er zornmütig ist, nicht weiter anzuhetzen. Wenn er grimmig und etwas sauer sehend nach Hause kommt, kann ihm sein Weib durch Geduld und Stillschweigen viel benehmen, bis der anfeuernde Verdruß nach und nach exhaliert und verraucht ist, dahingegen, wenn sie ihn mit bösen Worten anfährt, sie das Uebel ärger machen und aus einem kleinen Funken ein großes Feuer anzünden kann.[1] „Die Frau soll sich — und dies ist besonders gut — einen rechten echten Mann verlangen, keinen einfältigen Hafengucker oder Siemann, das letztere wäre ja, als wenn sie einen blinden Führer lieber haben wollen als einen sehenden.“ Es ist selbstverständlich, daß ein so ehrbarer und mäßiger Mann wie Hohberg gegen den Modeteufel eifert, ebenso, daß er bei der Erziehung der Töchter das Beispiel der Mutter als die Hauptsache hinstellt. Was hülfe es, meint er, wenn eine Mutter die besten Regeln lehren und sie selbst verletzen würde, das wäre nichts anderes, als wann eine Katze ihre Jungen abmahnen sollte, der armen unwehrhaften Mäuslein zu verschonen, und finge sie täglich selbst, in der Jungen Gegenwart. Arbeitsamkeit, Reinlichkeit und Sittenreinheit sind natürlich die Tugenden, die Hohberg in erster Linie beim weiblichen Geschlechte fordert, aber er eifert auch und ganz mit Recht gegen das unnötige Geschrei und Gelächter, das so häufig in Frauengesellschaft zu hören ist. Daß eine Mutter ihre Kinder selbst säuge, wird aus zahlreichen wichtigen Gründen verlangt und gegen die Eitelkeit jener Mütter zu Felde gezogen, die den „heiligsten Bronnen“ aus Rücksicht auf ihre Schönheit austrocknen läßt, das sind nur halbe Mütter, sagt Hohberg. Und nicht minder eifert er gegen die auf ihr Geld und ihre Kleider Hoffärtigen, „halten viel davor,“ schreibt er, „daß dergleichen Pfluntzlerinen und Spiegel-Docken mehr ihre Zeit mit dem Krausen, Schminken und Aufbutz als mit wolanständiger Arbeit zubringen, daher faul, unfleißig und verdrossen und des Mannes Gehülfinnen sind, **nicht** in der Haus-Sorg und den Geschäfften, sondern sein Einkommen zu schmälern, sind auch meistentheils solche Pfauen in fremden Häusern, unflätige Widhöpfe und Kothlerchen in ihren eigenen.“ Wahre Worte äußert er mehrfach gegen die „Spiegel-Docken“. Indem er aber das weibliche Geschlecht gegen ein damals im Schwange gehendes Wort verteidigt, das ihre Zugehörigkeit zu den Menschen bestreitet, führt ihn der

[1] Auch hier erinnert Hohberg stark an Erasmus in den Colloquien (Conjugium).

Gedankengang zur Erinnerung, was er demselben verdanke. Seiner Ehefrau gedenkt Hohberg gar oft, auch seiner liebsten Mutter, die ihn im Latein unterrichtete, der er seine wenige Wissenschaft verdanke. Doch gegen die studierten Frauen erklärt er sich und meint, daß unter 100 Männern sich kaum einer befinde, der nicht lieber ein Weib verlangte, das ihm in der Hauswirtschaft treulich und vernünftig an die Hand ginge und auf dessen Fleiß und Verwaltung er sich verlassen, als die ihm „100 Madrigal, Canzoni, Sonett aus dem Desportes, Ronsard, Petrarca oder Marini vorsetzen oder selbst erdichten könnte". Ich übergehe eine Reihe von Kapiteln und guten Aussprüchen und will nur erwähnen, daß Hohberg als eine allgemeine Meinung äußert, die Frauen seien karg und geizig und viel knapper als die Männer, er mahnt sie, den Schandfleck der Filzigkeit zu vermeiden, mit dem sie ihren und den Namen ihres Mannes durch so schäbiges Wesen beflecken. — In den Vorschriften für gute Frauen verrät sich der Dichter, er kann sich nicht genug thun in Vergleichen: die Frau soll gleich einem Bienenweisel sein, sie soll einer Schnecke gleichen, die gerne zu Hause bleibt, keiner Schwalbe, die allenthalben herumstreicht, keinem Maikäfer, der sich an alle Bäume anhängt und der großen Gesellschaft nachfolgt. Sie soll gleichen einer Nachtigall, die ihren Jungen den holdseligen Frühlingsgesang der Gottesfurcht und Tugenden oftmals vorsinge und unterweise, einer fleißigen Ameise, die auf des herannahenden Winters Notdurft ihr Haus, ihre Kisten und Kästen mit emsiger Vorarbeit versehe, und einer treuen Gluckhenne, die alle hin und wider gefundenen und zusammengeklaubten Notkörnlein den Ihrigen nach Billigkeit fleißig und sorgfältig austeile. Im Hause bleibe die Frau, hier sind — kann man wohl mit dem Dichter sagen — hier sind die rechten Wurzeln ihrer Kraft, hier ist für sie der Antäusboden, der sie fest und sicher macht. Soviel eine Frau gute Freunde außer dem Hause erwirbt, soviel Feinde und Nachsteller erwirbt sie den Ihrigen, im Hause bringen die Weiber Hilfe und Beistand, außer dem Hause aber nichts als Verhinderungen, ihr Thun und Lassen kann fremden Anwesenden keine Lust geben, ohne Unlust dessen, deren sie dahin gebracht u. s. w. Gegenüber diesem Gesellschafts- und Vergnügungsteufel verweist Hohberg die Frauen in ihr eigentliches Reich, in ihre Kinderstube, in ihre Küche, an die Seite ihres Gatten. Und wahrlich, jetzt noch erfaßt uns jenes Gefühl, das uns etwa in Boz' herrlichen Schilderungen des englischen Home erwärmt, wenn wir Hohbergs Ausführungen des adeligen Landlebens lesen. Welche Behaglichkeit,

welche Fülle ohne Luxus, ohne Schwindel, ohne sich frechblähenden Hochmut! Fülle ohne Prahlerei, aber auch ohne den stets mit dieser vermählten gemeinen Geiz und die unchristliche Hartherzigkeit gegen andere.

Die Bilder, die beigegeben sind, vervollständigen den Eindruck, den uns die Beschreibung dieser ausreichenden, groß angelegten Wirtschaft macht, deren Spezialitäten in Küche, Speisekammer, Backstube, Apotheke uns vorgeführt werden. Bei Besprechung der Nahrungsmittel, die ebenso gründlich vorgenommen wird, führt Hohberg einzelnes auf, das gerade uns Oesterreicher speziell angeht. Er erzählt u. a., das Pariser Gebäck werde als das beste in der Welt gerühmt, doch stellt er ihm die „Meddlinger Küpfel und Semmel" als ebenbürtig gegenüber. Er lobt überhaupt die Wiener Küche, die ja als Hausküche noch immer ihren Ruhm genießt; unser Land Oesterreich, sagt er, ist wegen guter, wohlschmeckender und delikater Zurichtung der Speisen vor vielen Ländern hochberühmt. Hohberg führt uns weiter auf den Markt und bringt da ganz brauchbare Notizen. Wir erfahren u. a., daß in Wien und Krems Oel vom Gardasee durch italienische Hausierer verkauft werde, daß Zucker aus Portugal und Spanien komme, der Kaffee in Paris (um 1675) in den Läden getrunken werde, was in dem Journal des Savans besprochen sei; auch England, Dänemark, Schweden hätten ihn schon probiert (I, 350). Im Verfolge werden auch die Hausmittel aufgeführt, es sind sehr ekelerregende und furchtbar grausame Prozeduren — der gegenwärtigen Vivisektion vergleichbar — (vgl. I, 375, 382, 386, 432, 435, 438) — darunter.

Das vierte Buch, „Vinea et Pomarium" genannt, enthält in 64 Kapiteln des ersten Teiles für die damaligen Kenntnisse der Oenologie bezeichnende Angaben, die ich hier um so leichter übergehen kann, als aus der Feder des ersten Oenologen unserer Tage (des Freiherrn A. von Babo) eine Charakteristik dieses Buches zu erwarten ist. Der zweite Teil des vierten Buches behandelt in 57 Kapiteln die Pomologie. Er rühmt im Eingange die edle Gartenwissenschaft, welche von großen Potentaten und auch von vernünftigen, tapferen und gelehrten Leuten getrieben werde. Ja, selbst Gott habe den Garten des Paradieses gepflanzt, und Jesus Christus sich am liebsten in Gärten aufgehalten. Seine sachlichen Erörterungen aber, die sehr eingehend und auf den damals besten Hilfsmitteln basiert sind, verhalten sich, wie mir ein Fachmann mitteilt, zu dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft so, daß sie sich noch immer als sehr brauchbar erweisen. Im

fünften Buche, das den Titel Hortus Olitorius et Medicus (Küchen- und Arznei-Garten) führt, wird in 126 Kapiteln von den Gartenarbeiten, Werkzeugen, den schädlichen Tieren und den verschiedenen Pflanzen gehandelt, das sechste, Cultura florum (Blumengarten) genannt, beschäftigt sich in 122 Abschnitten mit den Blumen und ihrer Pflege. Hohberg kann den Dichter nicht verleugnen, wenn er in der Einleitung zum Panegyriker der Blumen wird — natürlich im Geschmacke seiner Zeit, z. B. „das gelinde Hauchen des Westenwindes, mit den gütigen Einflüssen des Himmels vermehrt, bekröne unsere Erde mit diesem von ihren früchtigen Thautröpflein und erwärmenden Sonnenschein entspringenden Geschenke." Der Mensch könne und solle, fährt er fort, von den Blumen, diesen kleinen und holdseligen Schulmeistern, lernen, weiser zu werden und „mit tieferem Nachsinnen an seine eigene Sterblichkeit zu eigener Wohlfahrt gedenken oder aus ihrer jährlichen Verneuerung einen beständigen glaubigen Trost seiner Auferstehung weislich schöpfen".

Den II. Band seines großen Werkes eröffnet Hohberg abermals mit einer Dedikation an die Stände Oesterreichs und bemerkt darin, er habe diese geringe Arbeit mehr aus Verlangen und gutem Willen, es zu versuchen, als aus Einbildung oder Vertröstung etlicher Vollkommenheit angefangen .... „Das hohe Alter, indem ich nunmehr mein siebzigstes Jahr erreicht und zurückgelegt habe, wird auch zum Theil für mich advociren." Er habe nach Varros und Aug. Gallus' Beispiel, die beide im hohen Alter „Haußwirthsschaffts-Anstellungen" beschrieben hätten, sein Werk fortgesetzt, auch um den Müßiggang zu meiden. Es sei ja doch besser, unter der Arbeit, „als ganz im Müssiggang erfaulend, sein Leben zu beschließen, sonderlich wann ein Fleiß dem gemeinen Vatterland zu dienen angelegt wird. Also will ich mit des alten Propertii folgenden Versen

Exiguo quodcunque e pectore Rivi
Fluxerit, hoc patriae serviat omne meae.

beschließen."

In der Vorrede an den „großgünstig geneigten Leser" rühmt Hohberg vor allem den Feldbau. „Dann wo kan man einige Handthierung finden, die redlichern Gewinn, unschuldigern und ehrbarern Vortheil und gewissern Wucher und Ueberfluß ohne Betrug, Uebersatz und Beleidigung eines Menschen geben oder leisten könnte .... Ja selbst unser Heyland und treuer Erlöser Jesus Christus hat ein sonderbares hohes Belieben getragen, seine Gleich-

nüssen und Lehren aus der Oeconomie zu nehmen und sich bald wie einen Haußvatter, bald wie einen Säemann, wie einen Hirten, wie einen Weingärtner und in dergleichen seinen Zuhörern fürzustellen." — Im siebenten Buche beschreibt Hohberg in 110 Kapiteln den eigentlichen Ackerbau, wobei auch die angrenzenden Verrichtungen, z. B. Bierbrauen und Branntweinbrennen, ihre Besprechung finden. Sehr treffend sind die Worte, mit denen Hohberg den Großgrundbesitzern anrät, sich mehr um den Ackerbau zu kümmern; ja er verlangt noch mehr, er wünscht eigene landesfürstliche Kommissäre, welche jährlich das Land bereisen, der fleißigen oder nachlässigen Haushalter Gebiet besichtigen und Gnade und Mißfallen aussprechen sollten. Mit Recht tadelt er, daß es Sitte der Gutsbesitzer geworden, sich lieber in die Städte hineinzuziehen und das Bauernleben zu verachten. Hierauf gibt er eine kurze historische Uebersicht, den Landadel und die Bauern betreffend, und spricht (c. III) von den Freyheiten der Ackersleute und Bauren, so sie bey den Alten gehabt haben. Er geht sodann auf alle Verrichtungen des Landbaues ein und verweilt mit besonderem Abscheu beim Tabak, dessen Schaden für die Lunge und Gesundheit überhaupt und dessen Feuergefährlichkeit er schildert. In 120 Kapiteln wird (im achten Buch) die Pferdezucht (Equile) beschrieben; der Autor beginnt mit einem großen Panegyrikus auf das „edelste Tier", das den Menschen am meisten Nutzen bringt, ohne das man keinen Einzug anstellen, keine Schlacht gewinnen, keine fernen Reisen machen noch Turnier errichten, durch die Posten keine Zeitung haben könnte, das Tier, von dem die Cavallieri und die Cavallerie ihren Namen haben. Ueberhaupt ist das ganze Buch mit sichtlicher Freude und Sachkenntnis geschrieben, Hohberg war offenbar ein eifriger Hippologe, wie sein Freund Stubenberg, der ja selbst eine „Hippologia" geschrieben hat, auf die oft hingewiesen wird. Ungemein ausführlich ist Pathologie und Therapie der Pferde behandelt, allerdings für Pferdebesitzer, welche entfernt von den Städten wohnten, sehr dankenswert. Das neunte Buch Villa (Mayerhof) genannt, hat es mit der Viehzucht zu thun, es hat 126 Kapitel und geht von dem Satze aus, daß Ackerbau und Viehzucht zusammengehören. Das zehnte Buch (Apum et Bombicum Cura) beschäftigt sich in 66 Kapiteln mit der Bienenzucht und in 42 Kapiteln mit den Seidenwürmern, das elfte (Wasser-Lust) bringt (in 123 Kapiteln) sehr Verschiedenes; es spricht von Baumanlagen, Wasserleitungen, Teichen, Dämmen, Fischen und Krebsen, Wasservögeln, aber auch von Seehunden, Walrossen und Krokodilen. Der letzteren erwähnt er, weil sie

in Deutschland tot oder „ausgeschopt in vielen Apotheken gesehen und gezeigt werden.“ Das Schlußkapitel hat den Titel: Von denen, die im Wasser ersaufen, und bespricht unglaubliche Wiederbelebungen Ertrunkener. Das zwölfte Buch, Nemora et Venatio, hat in 163 Kapiteln Holz- und Weidwerk zum Gegenstande, im Verlaufe der Darstellung bringt Hohberg nach einer förmlichen Kynologie auch Schilderungen exotischer Tiere, z. B. des Löwen (II, S. 702), ja sogar des Drachen! (707).

Doch genug von dem reichen Inhalte; einige Worte noch über Sprache und Form des Gebotenen, das in der That eine Reichhaltigkeit des Wissens und einen Eifer der Beobachtung zeigt, wie sie sich selten finden mögen. Die Sprache des Buches ist im ganzen nicht geziert und gespreizt, es ist eine wohlthuende Wärme in ihr, die Anlage methodisch, freilich die Manier nicht zu verkennen. Alles wird — und das ist auch heute noch gute deutsche Art — vom Standpunkte der Religion, der antiken Bildung und wissenschaftlichen Begründung betrachtet. Oder um es deutlicher zu sagen, Hohberg strebt stets danach, für seine „Materie“ zureichende Gründe vorzubringen. Erstlich will er zeigen, wie eine Sache in den Aussprüchen der Bibel begründet ist, sodann forscht er danach, ob die alten hochverehrten römischen und griechischen Autoren für dieselbe eintraten, weiter aber will er die neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse vorführen. Sehr gut hat ihn Fraas gekennzeichnet, mit dessen treffenden Worten diese bescheidene Skizze — die nur zur näheren Kenntnis des wackeren Hohberg anregen will — beschlossen sein mag. Fraas schreibt:[1] „Der alten Hausväterlitteratur lag der Kultus der Familie vor allem zu Grunde und nicht wie zur Zeit der — Reinertrag! Damals hieß es, die Aufgabe der Bewirtschaftung eines Meierhofes sei: gut hauszuhalten, in Gottesfurcht und Ehren die Familie zu erhalten, jetzt aber ist das Ende und Ziel, den höchst möglichen Reinertrag aus dem Grundbesitz zu ziehen.“

Gewiß! der alte Hohberg mit seiner tiefen Religiosität, seiner sittlichen Kraft und seinem hilfsbereiten, christlichen Herzen muß jedem wahren Menschen sympathischer und achtungswerter erscheinen, als unsere spekulierenden und im Egoismus verkommenden höchsten Fruktifizierer!

[1] Geschichte der Landwirtschaft, S. 88 f.

# Die letzten Tage der Benediktiner in Isny.

Von

J. von Güntheri.

Nachdem die französische Republik im Jahre 1795 den Frieden mit Preußen zu Basel unterzeichnet hatte, bereitete das Direktorium einen zweifachen Angriff auf Oesterreich vor; einerseits durch die italienische Armee unter Bonaparte und dann durch die beiden Armeen Jourdans und Moreaus in Deutschland, welche in den Jahren 1796, 1797, 1799 und 1800 Süddeutschland überschwemmten. — Ende April 1800 ging Moreau mit vier Korps über den Rhein, drängte im Mai die Oesterreicher unter Kray durch eine Reihe glücklicher Gefechte bei Stockach, Engen, Mößkirch und Biberach vom Bodensee bis nach Ulm zurück, warf sie dann aus ihrer Stellung im Lager von Ulm, drang über die Donau und bahnte sich durch die Siege bei Höchstädt, Nördlingen und Neuburg den Weg bis zum Inn, worauf die Oesterreicher den 15. Juli mit ihm den Waffenstillstand zu Parsdorf schlossen. Als sich die Friedensunterhandlungen zerschlugen, erfocht Moreau den entscheidenden Sieg bei Hohenlinden, der schließlich den Frieden von Lüneville (9. Februar 1801) herbeiführte.

Die traurige und beschämende Lage, in welcher sich Süddeutschland während dieser französischen Invasionen befand, ist vielfach beleuchtet worden. Machtlos lag es von Anfang vor den brutalen Fremdlingen am Boden: die Kleinstaaterei, die hier in souveränen Fürstentümern, geistlichen Reichsständen und reichsunmittelbaren Städten ihre üppigsten Blüten trieb, machte jeden mannhaften Widerstand unmöglich und erleichterte den Franzosen die Zertrümmerung der österreichischen Heeresmassen, die, zeitweilig Sieger und Besiegte, nicht minder große Anforderungen an die

unglücklichen Bewohner der vom Krieg betroffenen Landesteile stellten, als die französischen Republikaner. Hier vor allem benutzte man die Schwäche des Deutschen Reichs, seine Zersplitterung, die Uneinigkeit und Treulosigkeit seiner Fürsten und erfuhr, was Preußen erst mit 1806 kennen lernen sollte, welcher Art die freiheitlichen Segnungen der überrheinischen Volksbeglücker waren.

In den Jammer und das trostlose Elend der französischen Invasionen von 1796 und 1800 führt uns das Tagebuch des Amtmanns des Benediktinerklosters in Isny, eines freien Reichsstiftes (im jetzigen württembergischen Algäu), ein, das jede Einquartierung, jede Requisition, jedes don gratuit an die sich auf derlei verstehenden französischen Kommandierenden verzeichnet und in seiner Kleinmalerei ein überaus anschauliches Bild jener unglückseligen Zeit gibt, in welchem aber auch mannigfache Episoden heiterer Art nicht fehlen. Denn einen erheiternden Eindruck macht es gewiß, wenn z. B. die Frau oder Geliebte eines französischen Offiziers Dumas in einem der Zimmer des allerdings abwesenden Abtes ihr Kindbett abhält und der Prälat in durch Humor gemildertem Unmut die unliebsame Thatsache einer solchen Klosterschändung glossiert.

Ehe wir aber den Amtmann des Klosters selbst reden lassen, bemerken wir noch in aller Kürze zur Orientierung für den Leser, daß das Benediktinerkloster Isny (heutigen württembergischen Oberamts Wangen) 1090 gegründet wurde, Stadt und Kloster 1387 die Privilegien der Reichsunmittelbarkeit erhielten und nach manchen Drangsalen, die sie im Bauern-, schmalkaldischen und dreißigjährigen Krieg, aber auch sonst noch genug erfuhren, endlich das Schicksal aller jener Reichsstifter und Städte, die Säkularisation, teilten.

Jetzt aber lassen wir das Tagebuch teils in seiner ursprünglichen Form, teils für die Zwecke unserer Darstellung zugerichtet, sprechen.

Es beginnt mit dem 4. August 1796.

Am Ende des vorangegangenen Monats hatte der schwäbische Kreis nach dem Vorgang Württembergs und Badens mit Moreau einen Waffenstillstand unter der Bedingung geschlossen, innerhalb 80 Tagen als Kriegskontribution die Summe von 12 Millionen Livres zu bezahlen; außerdem sollte die Geistlichkeit des Kreises noch 7 Millionen entrichten.

Ferner sollten geliefert werden: 8400 Pferde, nämlich 4000 Reit- und ebenso viele Zugpferde, 5—8jährig, darunter 2000 von 8—9, 2000 von 9—11 Zoll, 400 aber auserlesen. Dann

5000 Ochsen, jeder zu 5 Ctr. gerechnet. Weiter 150 000 Ctr. Getreide, $^{2}/_{3}$ Korn oder Weizen, $^{1}/_{3}$ Roggen, 100 000 Säcke Hafer, 100 000 Ctr. Heu; endlich 100 000 Paar Schuhe.

Da diese Leistungen für die betroffenen Landesteile unerschwinglich waren, sah sich Rupertus, der Abt des Reichsstiftes Isny, genötigt, sich nach auswärtiger Hilfe umzusehen, und begab sich mit seinem Kammerdiener, Joseph Braun, nach St. Gallen, um bei dem dortigen Stift ein Anlehen von mehreren tausend Gulden zu negoziieren und von dem schon früher dorthin geflüchteten Kirchen- und Haussilber alles Entbehrliche einschmelzen und in Geld umsetzen zu lassen.

Tags darauf wurden alle „Unterthanen" ins Kloster berufen und ihnen die Ursachen der Abreise Sr. Hochwürdigen Gnaden mit dem Ansuchen kund gethan, ihren etwaigen baren Geldvorrat dem Gotteshause als ihrer eigenen Herrschaft auf Zins anzuleihen.

Da ritten am Sonntag unter der Vesper 400 Condéer [1] in die Stadt. Vicomte Clermont, ihr Oberst, schlug sofort im Gotteshaus das Quartier auf, und „den Herrn Oberst mit den übrigen in den diesseitigen Quartieren sich befindlichen 8 Herrn Offiziers bat man auf heut (Montag) zu Mittag und Abend zur Tafel, wozu sich einige Offiziers aus der Stadt angeschlossen, die sich selbst zu Gast geladen haben."

Es waren galante Herren, diese den französischen Patrioten besonders verhaßten Condéer, welche mit Anstand zu verschwenden, aber auch mit Tapferkeit sich zu schlagen wußten. [2]

Das alte Frankreich spiegelte sich in seinem vor der neuen Sonne der Freiheit verblassenden Glanze nochmals in ihnen ab, und der Umgang mit den ritterlichen Kämpfern für die Legitimität, wenn er auch namhafte Opfer kostete, war doch ein ganz anderer, als jener mit ihren feindseligen Landsleuten, den Citoyens, welche befahlen, wo die Messieurs baten, welche raubten, wo jene wünschten. Während nun an der reichbesetzten Klostertafel jubiliert wurde, rückte das von der aufgelösten schwäbischen Reichsarmee entlassene Kontingent des Stiftes ohne Sang und Klang, zerlumpt, müde, hungrig ein; es bestand aus zwei Mann: Jakob Rudhard und Melchior Neher.

Aber die Freude der Condéer war kurz; noch vor dem nächsten Sonnenaufgang verschwanden sie, ohne Abschied und ohne Zahlung!

[1] Die Condéer waren als Anhänger des Königtums die erbittertsten Feinde der französischen „Patrioten".

[2] Vergl. den kleinen Aufsatz „Aus den Franzosenkriegen" in diesem Heft, S. 311.

Grob schlug der Pförtner hinter den Chevaleresken die Klosterthüre zu; zugleich vergnügt darüber, endlich Ruhe zu bekommen — auch vor den Galanten. Doch, o Schrecken! nach dem Metteläuten tönt die Einlaßglocke wieder, und drei Reiter vom Regiment Dauphin begehren Oeffnung der „Porten“ unter dem Vorgeben, daß sie einen geistlichen Herrn brauchten, weil einer ihrer Kameraden schwer verwundet sei.

Sie stiegen von den Pferden, und indes einer solche am Zügel hielt, drängten sich die anderen zum Thor herein und verlangten, den Vorgesetzten des Klosters „eiligfertig“ zu sprechen. Der Pater Prior kommt herbei, und einer der Reiter eröffnet diesem, daß sie von dem Kloster im Namen ihres Generals 50 Louisd'or zu verlangen und vor deren Entrichtung nicht von der Stelle zu weichen hätten. Zur Bekräftigung seiner Worte wurde von ihm gegen den Prior der Säbel „halb gezucket“, welcher ihm „sampft“ die Unvermögenheit des Gotteshauses, aber auch das Unglaubliche seines Anbringens vorstellte.

Der Sprecher versetzte barsch darauf: „er werde nun alsbald mit 50 Mann erscheinen und alsdann das Geld schon bekommen.“

Auf einmal verbreitete sich die Kunde, daß der republikanische General Tolemais im benachbarten Schlosse Rimpach Mittagsmahl befohlen habe. Der Prior fuhr hinaus, um ihn bei seiner Ankunft dorten zu bekomplimentieren. Die Stadt folgte mit ihren „Deputationen“ nach; und so wartete man bis nach 2 Uhr mit der Tafel auf den hohen Gast, als ein Eilender meldete, die Patrioten seien bereits in Jsny eingeritten. Flugs kehrten die Abgesandten von Rimpach in die Stadt zurück und fanden bereits die gefürchteten roten Husaren mit gespannten Pistolen bei dem „Thorr“ Wache haltend.

Oberst Marula hatte mit seinen Leuten und Pferden vom Gaststall im Kloster Besitz genommen, unter dem Mittagessen gleich Extrawein verlangt und den Ordonnanzen Rhein- und Burgunderwein einzuschenken befohlen. Die Thore wurden geschlossen, ohne Paß durfte niemand weder aus noch ein; für eine Abteilung von 300 Mann, die auf freiem Felde vor dem Lindauer Thor kampierte, mußten in einer Stunde 600 Pfd. Brot, 150 Maß Wein, 300 Maß Bier, 28 Maß Branntwein und einige Käslaibe hinausgeschafft werden. Wie sich die Stadt und das Gotteshaus über diese Lieferung in der Verteilung miteinander benehmen wollten, sei dem requirierenden Offizier gleichgültig.

Um Mitternacht marschierten diese Truppen, nachdem sie

empfangen, was sie gefordert, und etliche Maß Wein u. a. darüber, „unvermerkt“ ab.

Sonntag den 14. ließ sich General Tarreau mit etwa 20 Personen durch den Husaren-Oberst auf Mittag im Kloster ansagen. Der Prior empfing ihn im Mantel am Wagen, der Konvent machte Spalier im Gange. So ward er in das „Mangoldzimmer“ begleitet; „dort empfahl der Prior ihm und der französischen Republik hiesiges Reichsstift zur Protektion und Großmut.“

Die Bedienung geschah mit 12 Speisen, roten Klingenberger und weißen 84er offerierte man zuerst. Hierauf verlangte Tarreau Rheinweine, dann Burgunder und zum Braten Champagner, welcher sogleich präsentiert wurde. Zum Konfekt wurde Malaga aufgetragen, und „so ward die Tafel serviert, von welcher der Herr General samt den Offiziers dem Anschein nach ganz wohlzufrieden aufgestanden und nach eingenommenem Kaffee mit Kirschwasser — auf Verlangen — bedient worden sind.“ Dabei wurde den Patres wie auch der gleichfalls anwesenden städtischen Deputation gesprächsweise beigebracht, daß der Herr General allerorten gewöhnt sei, beschenkt zu werden; Stadt und Gotteshaus möchten über eine raisonnable Summe sich einigen. Auch wäre des Aide de Camp, sodann des Offizier-Korps „fürzudenken“. Für den General Tarreau mußten 200, für dessen Aide de Camp Lepousse 25 und für das Offiziers-Korps 56 neue Louisd'or à 11 fl. akkordiert und bar geschossen werden.

Der General ging nach 5 Uhr mit allen Herrn officiers wohlzufrieden ab.

Indessen warteten schon wieder 700 Mann vor der Stadt und forderten 700 Maß Wein und 700 zweipfündige Brotportionen und Käse.

Donnerstag den 18. kehrte Herr Rupertus, der Abt, glücklich aus der Schweiz zurück und durfte sich bald darauf dem wieder eingetroffenen Tarreau vorstellen, der fort und fort sich in zahlreicher Gesellschaft den Freuden der Tafel überließ und mit Strenge auf den Vollzug seiner Forderungen achtete; sein gewaltiger Herr Kammerdiener aber noch mehr.

Wegen nicht gelieferter Naturalien muß sich der Bürgermeister von Eberz, der würdige Nachkomme eines verdienstvollen Geschlechts, bei dem Kammerdiener verantworten, zu dem er mit der Wache abgeholt wurde; später kommt Herr Ell, der Stadtquartiermeister, wegen unterlassener Bereithaltung von Boten „in Prison“.

Der Krieg mit seinen Schrecken macht sich stets fühlbarer;

in die Umgegend müssen „vivers“ geschickt werden; in der Stadt treffen Verwundete aus den Gefechten bei Immenstadt ein.

Tarreau geht; für ihn kommt der Divisionsgeneral Delaborde. Sofort beginnen die Zudringlichkeiten von seiten seines Aide de Camp „wegen Beschenkung“. Nach mehrtägigem Feilschen wurde beschlossen, dem General eine Ehrengabe von 175 Louisd'or mit folgender „Nota“ zu übergeben:

„L'Abbaye impériale d'Isny et la Ville impériale d'Isny ont l'Honneur de présenter à Mons. Delaborde, Général de Division de la République française une Marque de Reconnaissance le priant d'en régaler aussi ses deux adjudans généraux, son Aide de Camp et les autres officiers de sa Suite. Nous recommandons de plus l'Abbaye et la Ville à sa Protection et bonne grâce.“

Am 17. September meldet eine Ordonnanz, daß die Kaiserlichen angegriffen haben, worauf Tarreau, der bereits wieder hier ist, zu den mitgebrachten 4 Pferden 2 Klosterpferde spannen läßt und eilends nach Kempten zurückfährt; „wird also im Konvent gespiesen und zum erstenmal Fleisch am Samstag im Refektorio, weil es für die Herrn Offiziers gekocht war.“ Nach 3 Uhr kommt eine Ordonnanz, daß die Oesterreicher in Kempten eingerückt und die Franzosen aus Stift und Stadt vertrieben seien.

„Tarreau mußte, um einen Furt zu durchwaten, den ihm ein Bauer gezeiget, ein hohes Ufer passieren, wozu er nicht reiten konnte; stieg also vom Pferde und salvierte seine Person durch Umwege zu Fuß so lang, bis er jemand von seinen Leuten und ein Pferd antraf, auf welchem derselbe Sonntags in der Früh unter dem Mettenläuten im Kloster ankam und sich angekleidet, mit Stiefel und Sporen, auf das Bett hinlegte. Inmittels kamen immer mehr Offiziers, und Marula forderte für die nachrückenden Truppen 1200 Maß Bier, 400 Maß Branntwein nebst Brot...“

Andern Tags konnte man ruhig ins Bett gehen. Aber vor 10 Uhr wurde der Amtmann „von einem Stadtsoldaten geweckt mit einem Kompliment von dem Geheimen Rate, der wirklich auf dem Rathause versammelt seie, und mit der Anzeige, daß der k. k. Generalfeldmarschall-Lieutenant Frölich mit 2 Generals — Klingling und Kempf — nebst 10 000 Mann in der Stadt bereits eingerückt und verschiedene Requisitionen angewachsen seyen, wegen welchen der Amtmann sich auf das Rathaus verfügen möchte.“

Ein Korporal verlangte vor allem 8 gesattelte Pferde für Ordonnanzen.

Dies besorgt, will der Amtmann dem Kommandierenden von der befohlenen Befolgung die persönliche Anzeige und zugleich die Anfrage machen, „um welche Stunde es Sr. Exzellenz morgen gefällig wäre, von seinem gnädigen Herrn die unterthänige Aufwartung anzunehmen. Allein Se. Exzellenz schliefen sampft.“

In der Nacht wurden in das Lager abgegeben: 944 Pfd. Brot, 345 Maß Wein, 619 Maß Bier. Weiter aus der Klosterkellerei: 40 Maß Extra- und 46 Maß Konventwein.

Früh um 1½ Uhr begann das Plänkeln bei den Vorposten, welches bald näher gehört wurde. Später fing man von beiden Seiten zu kanonieren an.

„Die Franzosen gerieten auf beiden Seiten ins Gedränge, worauf sich selbe gegen 9 Uhr zur Retirade anschickten und die Flucht auch wirklich ergriffen haben.“

178 gefangene Franzosen wurden unter einer kaiserlichen Bedeckung von 26 Mann in den Klosterhof herein verlegt, welchen über Mittag je 1 Maß Bier und 1 Pfd. Brot, zur Nacht aber eine Erbsensuppe nebst sauren Spatzen und jedem 1 Schoppen Wein gereicht wurde.

Das Kommando erhielt ebenfalls im Kloster Verpflegung; daneben kamen fort und fort Soldaten und Weiber mit Feldflaschen und bettelten um Wein und Essen, auf welche Rubrik allein noch 20 Eimer ausgeteilt wurden. Von 12—5 Uhr kann man sicher 60 Offiziere annehmen, welche im Kloster bewirtet wurden; an der Nachttafel waren es 19.

In das Lager hinaus verlangte General Frölich 4 Ochsen; ferner wurden geliefert: 315 Maß Wein, 340 Maß Bier, 1 Sack weißes Mehl, 8 Viertel Erbsen; ferner 200 Pfd. Brot, 100 Maß Bier, 50 Pfd. Fleisch, 24 Heu-Rationen u. s. w. Für den General: 12 Flaschen Ortenberger, 12 Maß Extrawein von anno 1784, 4 Viertel Hafer, Mittagessen, Brot u. s. w.

Den 28. rückt alles vorwärts.

Mit einemmale blasen die Trompeten; ein Kommando Lothringer Kürassiere rückt schon wieder ein! Darnach folgt die zurückgebliebene Bagage samt Reserve-Artillerie und Munition: über 100 Wagen mit 500 Pferden; kaum hat es sich dieser Convoi bequem gemacht und der Feldpater im Kloster gastfreundliche Aufnahme gefunden, so muß er abziehen; die Kanonen, welche von morgens bis abends von Ravensburg herüber donnern, geben ihm das Geleite.

„Darauf kommt von Weingarten der Reichsprälat Anselm

mit einem Lakai unverhofft auf der Flucht. Er erzählt, daß gestern bei Schussenried gekämpft worden, glücklich für die Kaiserlichen; das halbe Kloster sei zusammengeschossen. Heute jedoch habe sich das Gefecht bei Weingarten erneuert, und da bei der ersichtlichen Uebermacht der Franzosen ein Rückzug der Kaiserlichen vorauszusehen, habe er sich bewogen gefunden, die Flucht noch in der Zeit zu nehmen. Wie er gegangen und gestanden, habe er einen Spaziergang zu machen vorgegeben und dem Lakai mit der Chaise nachzukommen befohlen, in welcher Hochderselbe den Weg nacher Wolfegg ergriffen, daselbst im Schloß übernachtet und heut die weitere Flucht anher genommen. Er habe weder Bagage noch etwas anderes bei sich, nicht einmal eine Schlafhaube."

Diese Erzählung verursachte große Bestürzung bei allen Zuhörern.

Von Weingarten überbringt ein Reitknecht die Nachricht, daß im Kloster und Flecken geplündert worden, weil beim Einrücken der Franzosen Sturm geläutet worden sei.

Um Gewißheit darüber zu erhalten, wurde der Amtsschreiber nach Wangen entsendet und, wenn es die Position des Feindes zulasse, in die Gegend von Weingarten.

Der Bote gelangte jedoch nur bis Wangen, wo er den Amtmann des Klosters Weingarten antraf, der ihn vom weiteren Vordringen abhielt und nach Isny zurückbegleitete, um seinem gnädigen Herrn, dem Reichsprälaten, die totale Plünderung des Gotteshauses, des Fleckens Altdorf, der Stadt Ravensburg und einiger Ortschaften auf dem Lande, mit der dem Stift Weissenau noch bevorstehenden gleichen und zum Teil bereits zur Wirklichkeit gebrachten Gefahr zu schildern.

Da war kein Schrank in der Reichsabtei Weingarten ununtersucht und keine Thüre uneröffnet geblieben, die Pferde sollten abgeführt, Küche und Keller ausgeraubt — mit einem Wort, alles dahin sein! Seiner eigenen Person wurde „nachgespurrt", weil von den enormen Requisitionen 3 im Anstande geblieben; im Falle man ihn auskundschaftet, würde er der „erschrecklichsten" Mißhandlung sicher gewesen sein. Er habe also, nachdem alle Vorstellungen nichts verfangen, zumal durch vorangegangene Plünderung und Raub fernere Dienstleistungen unmöglich geworden, „aufgepackt und sei entflohen".

Morgens darauf kamen 2 Patres aus Weingarten, Roman und Hieronymus, „eilenden Fußes" über Wolfegg; die sagten aus: daß zwar der Flecken Altdorf und die Stadt Ravensburg Haus für Haus ausgeplündert worden, daselbst die meisten Leute die

Flucht ergriffen hätten, die meisten Pferde abgeführt worden, was dem Hornvieh noch bevorstehe, die Gotteshaus- und Landschaftskasse bis auf den letzten Heller ausgeraubt wäre — doch in der Kirche und Sakristei keine Plünderung vorgegangen, auch im Konvent und Refektorio nur wenige silberne Löffel hinweggekommen seien!

Gleich darauf führt Moreau seinen berühmten Rückzug durch das Höllenthal aus, wo sodann „Reverendissimus", die eingetretene Stille benützend, „nacher Ochsenhausen abfährt, um sich bei dem Herrn Directore über die politische Lage des hohen Colleg, nicht weniger über die dermaligen Kreisangelegenheiten und Zahlung an Frankreich zu erkundigen."

Kanzler[1] von Schott ward sogleich nach der Ankunft dorten berufen, „welcher Gott dankte, daß er die Reise nach Paris, die er nach dem Weingartener Konferentialschluß innerhalb 14 Tagen unternehmen sollte, noch nicht angetreten habe, mit der weiteren Erklärung, daß bei dem für Oesterreich eingetretenen Waffenglück die an Frankreich zu machenden Zahlungen von selbsten aufhören und das hohe Kollegium also, wegen der der Geistlichkeit besonders aufgelegten 7 Millionen Livres, außer aller Verlegenheit sein könne. Unterdessen sehe der Kaiser — als Erzherzog von Oesterreich — Schwaben für ein erobertes, den Franzosen abgenommenes Land an, und werde vermutlich von daher eine bedeutende Zeche an Geld- und Fourage-Lieferungen zu erwarten und hiervon in einigen Abteien bereits Beispiele vorhanden seyn! Hiebei wurde vernommen, daß Ochsenhausen allein für das Kloster seinen Schaden auf 40 000 fl. berechne und daß die Condéer am meisten Unfüge getrieben: 18 Pferde aus dem Stall, 22 Stück silberne Besteck vom Tisch, Leilach zc. und 2 Kutschen mit sich fortgenommen hätten."

Das Tagebuch vom 4. August bis 21. September 1796 „mit anzeige der Französischen und Kaiserlichen Kriegserleidenheiten und Quartierlasten" endet hier, am 1. Mai 1800 wird es fortgesetzt; „das ist am Tage des Ueberganges der Franzosen bei Stein am Rhein."

Die Flucht wird allgemein; zuerst bei den geistlichen Herren, bei Frauen und Kindern. Am 8. Mai wird sie auch „auf morgen bei unserem gnädigen Herrn vorbereitet."

Am 12. reitet der erste französische Offizier durch, ohne abzusteigen, sagt, daß bald mehrere nachkommen werden, und tags darauf wünscht der französische General Laval auf den Abend: 6000 Portionen Fleisch, 6000 Portionen Brot und 6000 Bou-

[1] Kanzler = der Vorgesetzte der Kanzlei.

teillen Wein. Zwar ließ er ein Drittel an dieser Forderung nach, verlangte aber im Namen des Generals Vandamme 300 Louisd'or Brandschatzung, welche zwar auf 100 Louisd'or „herabgebettelt" wurden, es mußte jedoch die Zahlung noch selbigen Abend geschehen.

Dann ging man zur Tafel.

Um 1 Uhr nachts fing schon „das Treppeln" an und dauerte bis 6 Uhr in der Frühe, um welche Zeit Laval mit seinem Korps nach Kempten abmarschierte. Abends traf dagegen der General de France mit Stab und dem 12. Husarenregiment ein, blieb in Isny über Nacht und ritt wohlgestärkt nach Bregenz weiter; es folgten Chasseurs, sodann Infanterie nach. Alles geschah ruhig und in der Stille. Im Tafelzimmer war Musik. Die Franzosen spielten vortrefflich.

Während es bei diesem Mahl hoch und in Freuden herging, der Amtmann mit Pater Georg und dem Kammerdiener Braun mitspeisten und zugleich servierten, schien Gaulois, der Kommandant von Isny, beunruhigende Nachrichten erhalten zu haben. „Die Thore wurden nachts geschlossen und ihm die Schlüssel überbracht."

Den 20. Mai wurden die Soldaten in 3 gemeinschaftliche Quartiere zusammengezogen; während des Nachtessens sprengten 2 Ordonnanzen einher, und die Bewegung unter den Offizieren nahm zu.

„Ein Gerücht will von einer Niederlage der Patrioten bei Mindelheim wissen. Das Kloster verehret dem Herrn Platzkommandanten die neugemachte, 4sitzige, gelbe, halbgedeckte Kutsche.

„Es wird eines Anlaufs der Bauern im Begrenzer Wald befürchtet, die sich mit Waffen versehen haben. General Vandamme wechselt Vorspann, nimmt im Kloster Wasser und Zucker; dem Vernehmen nach hat ihn Moreau seiner Prellerei und eigenmächtigen Kontributionen halber nach Paris gesendet."

Die Platzkommandanten wechseln, die Lieferungen werden erhöht. Auch von auswärts treffen Requisitionen ein: nach Mindelheim, in sein Hauptquartier, verlangt Lecourbe 12 Pferde.

Kaufmann Laubfried macht sich anfangs Juni auf, um sie dorthin zu bringen. Da er jedoch bei Illereichen und Ochsenhausen Kanonendonner vernimmt, kehrt er unterwegs um und wird für seinen gescheiten Einfall mit 8 Brabanter Thalern vom Stift beschenkt.

Seit 24 Tagen regnet es anhaltend; naß bis auf die Haut rückt Oberst Pajol mit 500 Husaren und — einer Mademoiselle

ein, welche im Kloster übernachtet. Das war ein „kostbarer“ und zugleich bis in die Nacht unruhiger Tag. Zur Tafel ließ Pajol seine Trompeter blasen, nachdem vorher ein Quartett von Pleyel durch die geistlichen Herren mit Beifall aufgeführt worden.

Auf die Husaren folgten Grenadiere; zugleich Requisitionen für die Lazarette in Memmingen, Leutkirch und Lindau, unter Androhung von Exekution, was alles durch die geschickte Fürbitte des Kammerdieners Braun bei General Molitor abgewendet wurde.

Doch scheint weniger Milde als Klugheit, nämlich Rücksicht auf die erregte Stimmung im Algäu, diesen General zu solcher Nachgiebigkeit bestimmt zu haben.

Auch befiehlt gleich darauf Molitor in sein Hauptquartier Lindau 3000 Pinten Wein.

Sofort schickte das Stift einen Boten an den Pfarrer S. Mangold Wagner nach Unter-Reitnau mit dem Ersuchen, „daß er gleich morgen circa 6 Eimer Wein, etwas mehr als mittlerer Gattung, nacher Lindau zugehen lasse und sich mit ebenso viel vorbereits halten solle.“

Am 9. Juli speisen 69 Offiziere im Kloster mit 79 Domestiken; 148 Rationen Hafer und ditto Heu wurden im Hof verfüttert.

Die später eintreffenden Herren mußten „mit einem wenigen Nachtessen und Glas Wein, sowie mit einem Strohlager auf 'm Boden vorlieb nehmen.“

Dann versaust der Sturm.

Am 17. überbringt ein Kurier von Moreau an Lecourbe die Nachricht von dem Waffenstillstand bei der Rheinarmee.

Das Kloster soll an der Kontribution, welche dem schwäbischen Kreise mit 6 Millionen Franken und 100 000 Paar Schuhen aufgelegt wurde, 4346 Fr. bezahlen und 62 Paar Schuhe à 5 Fr. liefern.

Acht Wochen hindurch herrschte vollständige „Drockene“ in der Gegend, welche allerorten schädlich wirkte und dazu beigetragen haben mag, daß die Brunst, welche in der Stadt am 13. August entstand, sogleich eine große Ausdehnung gewann.

Sie brach am Oberthor aus, und binnen 4 Stunden waren 21 Häuser nebst 15 Stadeln vernichtet. Die sogen. Stephansbäckerin hatte ihren Backofen ausgekehrt und den „Floder“ oder Kehrwisch an des Rößleswirts Stadel „geleinet“, worauf sie davon ging. Am Floder müssen aber glühende Kohlen hangen geblieben und durch die Luft angefacht worden sein, so daß der Ofenwisch Feuer gefangen und des Rößleswirts Stadel „unvermerkt“

angezündet hat. Wegen solcher Nachlässigkeit wurde die Bäckerin auf unbestimmte Zeit ins Zuchthaus nach Ravensburg geschickt. Die Franzosen zeichneten sich beim Löschen und Abbrechen der Häuser durch mutvollen Eifer aus, weshalb die Munizipalität dem Platzkommandanten, Kapitän Fert, 10 Louisd'or für die Mannschaft behändigte. Letztere verweigerte die Annahme des Geldes und überließ solches den verunglückten Bürgern. Auch am 15. entstand Feuer=Alarm; das Moos zu Rengers war in Brand geraten; erst gegen das Ende des August erlöste ein starker Gewitterregen das verschmachtende Land von seinem Ungemach. Isny aber schmachtete nach dem Frieden; am 26. August war die dritte Dekade der Kontribution mit 617 fl. 13 kr. nach Augsburg abgegangen.

Zur selben Zeit gefallen dem zweiten Adjutanten Molitors die Tafelleuchter von englischem Steingut. „Wird mit Versprechung — 4 derlei zu verschreiben — beruhiget."

Die Soldaten aber lebten auf Unkosten des Landes; sie erhielten am 30. August die Löhnung auf 4 Monate zurück, d. i. Frimaire, Nivose, Pluviose, Ventose. Restiert also: Germinal, Floréal, Prairial, Messidor, Thermidor — ganz.

„Vom 13. Mai bis 31. August haben Offiziere im Kloster an der Tafel gespiesen:

| | |
|---|---|
| Mittag . . . . . . . . . . | 574 |
| Abend . . . . . . . . . . | 618 |
| | 1192 Offiziers." |

Und wohl bekommen war es ihnen allen! —

Der Domestiken, Ordonnanzen, Wachen und was sonst sich dazu geschlagen hat, übersteigt die Zahl jener der Offiziere merklich, und waren viele unter ihnen „impertinent".

„Von denen Generälen und Adjutanten, Chefs de Brigade und Bataillon, auch übrigen Offiziers kann der Amtmann als Augenzeuge entgegensagen, daß ihre Aufführung sehr honett und höflich gewesen —."

Der Monat September verfloß ruhig.

Doch brachte der erste Tag gleich als Bescherung die Uebersicht der Lieferungen, welche dem schwäbischen Kreis für die französischen Magazine in Mindelheim, Memmingen, Dillingen, Donauwörth, Nördlingen, Augsburg und Lindau angesetzt wurden: im ganzen 34 000 Ctr. Korn, 11 000 Ctr. Roggen, 30 000 Ctr. Heu, 18 000 Ctr. Hafer und 2400 Ctr. Fleisch; auch verlangte der neue Platzkommandant, Kapitän Cabot, daß man ihm einen neuen Rock machen lasse, wozu dem Edlen 4 Louisd'or bewilligt wurden.

Am 1. Oktober hatte das friedliche Zusammenleben mit den kriegerischen Gästen ein Ende. „Beim Abendessen äußerten die Hrn. Offiziers ein stürmisches Verlangen nach Vögeln und Hühnern."

Die wackeren Benediktiner hatten bis jetzt über ihre Kräfte gethan, um sich Dank und Zufriedenheit zu verschaffen. Die Gäste — Offiziere wie Gemeine — wurden zu Mittag mit 8, abends mit 6 Speisen bedient, und es hatten sich, um solche Leistungen möglich zu machen, die Mönche den größten Entbehrungen unterzogen; nun bekamen sie statt des Dankes und der Zufriedenheit auf einmal Beleidigungen und unverschämte Forderungen zu hören.

Sie beschlossen daher, Widerstand zu leisten, und zuvörderst fand eine Konferenz mit der Stadt wegen Ueberlast der Offiziere bei der Tafel im Kloster statt. „Es bleibt aber alles im Alten." Am nämlichen Tag saß wiederum ein General mit 18 Offizieren an der Tafel, und da die Verdrießlichkeit der Mönche nicht unbeachtet gelassen wurde, so mußten die Schieber im Nebenzimmer aufgemacht werden, um das Benehmen derselben leichter beobachten zu können.

Beim Abgang des Generals paradierte die Leibkompanie in den neuen blauen Röcken, welche auf Kosten des Klosters in der Sommerabtei angefertigt worden waren.

Am 7. kommt abends General Thomas von Lindau und fordert von der Stadt für seine Absenttage: 3 Louisd'or für jeden Tag; er verspricht dagegen andern Morgens abzuziehen. Die Stadt hat sich mit 25 Louisd'or „überhaupt" abgefunden. Der General reist andern Morgens wirklich ab, retourniert jedoch abends wieder.

Der Chef de Brigade, Grandeau, speist mit ihm zu Nacht; „macht Anfälle, daß ihm das Kloster ein schönes Pferd verehren solle. Nach einer ernsthaften Unterhandlung begnügte er sich mit 10 Louisd'or." Die Generale zwar entfernen sich darauf, aber „ein ganzer Schwarm von Offiziers ist noch da".

„Mittags speisten 18, nachts 13 hierinnen. Auch der Kriegskommissär Picot erhebt neue Forderungen für die Lazarethe, und vergebens sucht sie der vielgewandte Braun hinwegzubetteln ...."

Die Lieferungen nehmen ihren Fortgang, wobei es oft zugeht „wie auf dem polnischen Reichstag".

Am 23. November kommt auf Mittag der Divisionsgeneral Molitor recte aus Frankreich mit einem Doktor und 2 Frauenzimmern. Abends dessen Bagage, welche 26 Vorspannpferde braucht.

Auch die „Insinuationen“ erneuern sich; Kommissär Picot hat Wagen und Rosse nötig; der unermüdete Braun handelt die Forderung auf einen Wagen herab, doch muß er dem Kommissär für jedes erlassene Fuhrwesen einen blanken Louis in die Hand drücken. Der Platzkommandant, Kapitän Dupont, aber bedarf einen blauen Mantel.

Der Waffenstillstand wird gekündigt.

Ein Munitionstrain braucht am 29. 52 Vorspannpferde. —

Die Siege Moreaus im Dezember gestatteten jede Ausschreitung; „zwischen dem Inn und der Salza sind die Kaiserlichen miserabel von den Franzosen geschlagen worden. Erstere retirierten an der Seite Salzburgs vorbei in der Nacht und schonten also die Stadt auf eine rühmliche Art. Welches Beispiel auch Moreau beobachtet hat.“

„Reverendissimus hatte sich nach Salzburg geflüchtet und verblieben ruhig dorten. Denselben war kein Leid geschehen.“ Sie schrieben: „Aus allen Briefen sehe ich, daß eben das Elend in Isny besonders durch die Viehseuche noch immer zunimmt, und wenn die Requisitionen an Naturalien auch nachgelassen, solche doch dem Fuhrwerk wiederum erwachsen. Gott gebe, das in Zeit des 4 wochentlichen Waffenstillstandes der Friede zu stand komme, sonst ist alles, gar alles, verloren. Das auch bei diesem Waffenstillstand (von Steyr, zwischen Moreau und Erzherzog Karl, welcher das Kommando über die kaiserliche Armee auf der Retirade übernommen hatte) Würzburg, Braunau, Linz, Passau und Kuefstein den Franken en Depot überlassen worden, werden Sie schon wissen. Will gerne sehen, ob die Tiroller sowohl die Einräumung dieser letztern Festung als ihre Entwaffnung so gelassen annehmen.

„Niemand gieng gewis so gerne nach Hause als ich, aber dermalen ist es ausserordentlich gefährlich, zu reisen. Es stehen noch zwischen Wasserburg und Salzburg viele 1000 Franken und Marodeurs ohne Zahl. Wer nicht lediglich muß, bleibt, wo er ist. Viele hieher geflüchtete Landeseinwohner getrauen sich noch nicht nach Hause; über das kann man von hier bis München keinen Brocken Brot bekommen. Das Elend ist in diesem Distrikt über allen Glauben.

„Gesezt aber, es wäre durchzukommen, wo werde ich zu Hause für mich ein pläzgen finden? wenn alle zimmer von Franken angefüllt sind? und noch dazu welche neue zumuthungen? und mit welchen Mitteln dieselben bestreiten? ꝛc.

„Heute wird hier der Obergeneral Mauro (Moreau) erwarthet, ob er weiters gehen, oder hier bleiben wird, ist noch unbekannt. Auch

nimmt hier die Theurung von Tag zu Tag zu, sowie die verschiedenen Requisitionen sich täglich anhäufen. Das Schloß oder Festung wird ganz geleert, alles Eisen, Kupfer 2c. muß bis München franco geliefert werden; man rechnet die Fracht auf 30 000 C. 2c. Der Geldmangel reißt ebenfalls ein. Die ersten 2 Millionen Livres sind zwar bezahlt, aber jetzt ist Stockung und noch dazu große Unzufriedenheit über den Erzbischoff, weil er seinen und den Domschatz fortführen und flüchten ließ, ja lautes Murren der Bürger 2c.

Gott gebe uns Friede! Rupert."

Viehseuche, Requisitionen, vom 13. Mai bis ultimo Dezember: 2765 Offiziere an der Tafel — und Frauen im Kloster, darunter eine in interessanten Umständen, ja, die Zeit lastete schwer auf den frommen Benediktinern, und alles weissagte, wenn nicht den Untergang der sündigen Welt, doch den Untergang der heiligen „Stifter": die Säkularisation.

1801. „Das neue Jahr ging mit einem heiteren Tag ein. Unterdessen war die Tafel mittags und abends mit Offiziers gespickt."

Am 16. wird dem Kloster ein profanes Christkindlein beschert.

„Nachts 11 Uhr kommt Madame Dumas in Nr. 2 — Wohnzimmer des gnädigen Herrn — mit einem jungen Französchen nieder. Was lassen uns die revolutionären Zeiten doch alles erleben!"

Am gleichen Tag schreibt Reverendissimus zufällig:

„Wenn die Französische Frau Wöchnerin einmal abzieht, so tragen Sie Sorge, daß sie auch ihr Kind mitnimmt. Vorsicht schadet niemals."

Sodann weiter:

„Hh. von Ow aus Kempten sagte, das die contribution nicht so sehr betrieben werde, ich bitte in dieser Sache nicht zu voreilig zu seyn und zuzuwarten, was auch andere Stände thun. Die Salzburgschen Geld-Negozianten finden überall Hindernisse, weil man, wo sie hinkommen, an der ferneren Existenz dieses Hochstiftes zweifelt.

„Indessen betreiben die Franken die Bezahlung der 6 Millionen. Die Stadthalterschaft sagte ihnen dieser tagen: wenn Sie, meine Herrn, unsere fernere Existenz garantiren, so sollen Sie in 4 Wochen 4 Millionen Livres haben. Die Antwort war: dieses gehet unsere Regierung an, worin wir uns nicht mischen können.

„Es sind große Anzeigen da, sagte gestern der Fürst von

Kiemsee, daß Salzburg leider zwischen Bayern und Oesterreich getheilt werde. Auch wollten Hochdieselben wissen, daß Moreau aus Verdruß quittiren wolle, weil Bonaparte wegen dem Waffenstillstand unzufrieden seye und jener bis Wien mit der Armee hätte gehen sollen. Hier halten die Franken häufige Märkte: jetzt sind Ochsen — jetzt Pferde — jetzt Kutschen — jetzt Haber — jetzt Mehl feil, und so giebt jeder Tag etwas anders; auch gehen sie vielfältig auf die Jagd, aber in hiesiger Gegend sind schon alle Wälder leer u. s. f.

„Auf die Sprache der Hrn. Offiziers über Säkularisation gebe ich gar nicht acht.

„In Isny wollen sie alles säkularisirt wissen, und in Weingarten sagen sie, daß man von dieser Gesinnung abgegangen und ein ganz anderes System ergriffen habe. — Die Erstern wollen schrecken, die andern schmeicheln, beyde, um das, was sie gerne hätten, ehend zu erhalten.

„Der Drang der zeiten — und der genius säculi bestimmen mein Urtheil, welches aber für Stifter nichts gutes vorsagt, besser als obige aussagen.

„Die Briefe, welche ich nicht beantwortet, habe ich auch nicht erhalten. Die neueste Zeitung ist, daß Prinz Carl hieher kommen soll, aber nicht, um Frieden zu schließen, welcher von Luneville ausgehe. Man glaubt, er werde wegen Besetzung des Tirolls eine Abänderung zu treffen suchen, weilen die Tiroller keinen Franken hineinlassen wollen, es seye denn, das die kayserlichen abziehen.

„Es heiße Franzosen oder kayserliche — am liebsten keine von Beyden.

„Ich wünschte, das der Reichsfrieden mit dem österreichischen zugleich geschlossen würde, den wenn sich erwahret, daß Bayern wirklich Friede gemacht und der östreich. gleich darauf ohne Reichs-Frieden folgen sollte, so würden die Franken ihre Truppen aus diesen Ländern zurückziehen müssen und Schwaben ꝛc. hingegen neuerdings überschwemmen.

„Hier sind dermalen alle ersten Generale der Französischen Armee mit 1500 Offiziers in der Stadt, ohne die unzählbaren Gemeinen. Obergeneral Moreau logirt in der Winter- und Lecourbe in der Sommer-Residenz mit den Ersten ihres Hauptquartiers, und weil diese 2 Herrn nicht mehr zusammensehen, führt Jeder mit den seinigen gleich große Tafel.

„Alle Residenzen und Häuser sind voll, alle wollen gut und prachtvoll leben, alle auf Kosten des Landes und der hiesigen Bürger. Der Aufwand ist schröckbar. Wenn es noch ein paar

Monat so fortgeht, stirbt Salzburg am Schlag — wie Schwaben an der Auszöhrung!

„In ganz München sind 4 Monstranzen und in jeder Kirche 1 Kelch — — — —

„Das die Franken in Oestreich noch ärger als hier und in Bayern gehauset, erwahret sich leider! Wo sie kein Gold noch Silber mehr fanden, nahmen sie alle Arten von Kupfer und Eisen, verbrannten Karren, Fuhrwagen 2c. und schleppten das Eisen hieher, wovon die Franziskaner Kirche, welche zur Verwahrung der österreichischen Gefangenen jetzt nicht mehr nöthig ist, angefüllt ist" 2c.

Im nächsten Schreiben klagt Reverendissimus: „Ich sehe, daß es eben bey uns immer gleich fortgehet ohne alle Linderung. Wohin wird es noch kommen? — und wo wird man Lebensmittel, Geld für so viele so lange noch auftreiben?

„Wenn doch der Sache nur einmal ein Ende wäre! es möchte dann aussehen wie es wollte! Ich muß aufrichtig gestehen, Ihre üble Berichte und Vorsagung von 30 000 zurückbleibenden Truppen in Schwaben nehmen mir allen Appetit, sobald nach Hause zu reisen, so ungern ich immer Hier bin.

„Vorgestern kam Hh. Statthalter Basil v. Ow aus Kempten hier an, er wendete sich an den General Lecourb in seinen geschäften und war so glücklich, daß die Einlegung des Lazareths in den dortigen convent auf der Stelle abgeschafft wurde. Er soll noch mehrere Tröstungen über Erleichterung ihrer Leiden mit sich genommen haben.

„Man zweifelt aber sehr, ob sie in Erfüllung gehen werden. Auch H. P. Mathemat. war beordert, nomine Ottobeyern bey dem Obergeneral Moreau eine Supplik um Verminderung der neuen Kontributionen einzugeben, ward aber semper pro semper mit deme abgewiesen: die Armee muß ihren Sold haben.

„Tiroll hat keine Umschmelzung zu befürchten — die Hauptplätze Reuthe—Scharniz—Küffstein, paß Lueg 2c. sind von den Franzosen besetzt, und als Sauvegarden sind nicht mehr als 300 Mann in das übrige Tiroll eingerückt, und zwar solche ausgewählt worden, von welchen man glaubt, daß sie die tractabelsten in der Armee seyen, um allen Unordnungen vorzubeugen." —

Am 30. Jänner werden dem Stift von Moreau als monatliche Geldcontribution 967 Francs und für die Monate Brumaire. Frimaire und Nivose zurück 2901 Fr. aufgelegt.

Zu diesem ist noch das Schwadroniren des Capitän Cambourg hinzunehmen, welcher an der Tafel viel von Republicanisi-

rung Schwabens spricht und dessen Einverleibung mit der Schweiz, was herwärts der Donau und dem Lech gelegen ist.

Diesen Gedankengang verfolgt übrigens auch das Schreiben von Reverendissimo, dat. Salzburg den 24. Jänner:

„Glück zu der Frau Dumas, deren Entbindung ich in einem andern Zimmer lieber gesehen hätte, und noch mehr glück auf eine hoffentliche baldige Abreise mit ihrem Kinde.

„Dem Generalspreller wird man hoffentlich mit Leinwand nicht entsprochen haben. Er soll sie in Rothenbach suchen.

„Hätte ich hingegen gelegenheit, wo es immer ist, auf den General Molitor zu stoßen, so würde ich ihm für die geleistete Freundschaftl. Bemühungen persöhnlich danken.

„Daß der Haber von den Lehenbauern reichlich eingieng, ist freilich gut, aber Böse, wenn er immer abschlägt, Schmalz und Butter hingegen im Aufschlage steigt, für unsere Wirthschaft.

„Daß dermalen wenige Truppen in der gegend liegen, ist gut, noch besser aber wäre es, wenn sie schon über den Rhein wären.

„Daß der Reichsfrieden schon mit dem Oestreich zu stand kommt, glaube ich auch nicht. — Vogel friß oder stirb, wird das kurze Loß des Reiches seyn.

„Heute Frühe schickte Moreau seinen Adjutanten nach Wien an den Prinzen Carl ab; man fürchtet, sein Auftrag seye nicht mehr und nichts weniger als die Aufkündung des Waffenstillstandes — ich meines Orts glaube es nicht.

„Uebrigens werden Sie recht wenige aufzählen können, welche im Ernste glauben, daß der Entschädigungs- und Säcularisations-Plan verstumme. Ich versichere Sie, daß die Franken und Generals sehr laut davon sprechen, nur sagen sie, daß die Säcularisation von Preußen noch mehr als von Ihnen betrieben werde. Selbst die hiesigen Grossen weltlichen und geistlichen Standes denken sich keine gute Zukunft."

Ferner im Februar:

„Hier fangen nun die Französischen Generale auch allgemach an von Frieden zu sprechen. ‚Wenn einmal,' sagen sie, ‚der Frieden mit Oestreich, an dem Niemand mehr zweifeln darf, geschlossen ist, so wird es mit dem Reichsfrieden wenig für uns zu thun geben. Bayern soll wirklich Frieden haben — mit Würtemberg soll der vorige erneuert werden — Baden hat schon lange Frieden. Wir behalten das linke Rheinufer, vom rechten verlangen wir nichts und gehen ruhig nach Hause. Der Kayser und der König von Preußen kennen vom übrigen schon den Austheiler machen und die Beschädigte auf dem linken Rheinufer mit einigen

Ländern vnd Herrschaften auf dem rechten Ufer entschädigen ꝛc. Das Bisthum Konstanz wollte und sollte mit aller Gewalt erhalten werden, aber die Lage der Besizungen dieses Bisthums ist so, daß es nicht gerettet werden kann ꝛc.' Auch predigen sie den Salzburgern von der Glückseligkeit, wenn sie Oestreichisch werden, nach der Länge und Breite, aber diese hören es nicht gerne, obschon sie ihnen aus der französisch. Behauptung Egyptens ihrem Handel die größte Ausbreitung prophezeihen, weil von Egypten her nach Teutschland alles über Salzburg gehen müsse ꝛc.

„Hier ist übrigens alles noch bei dem, wie es letzthin war, nur hört man, daß da und dort eine zu todt — — — — Weibspersohn auf dem Schinderkarren fortgeschafft werde."

Daß Reverendissimus bei Annäherung des Feindes nach Salzburg ausgewichen, hatte seinen guten Grund. Es war nicht allein die Scheu vor der stürmisch erregten profanen Welt, die ihn dazu bewogen, es war mehr noch die Scheu vor der Gefahr, die französischen Anmaßungen zu steigern, und vor persönlicher Verantwortung.

Der Abt kehrte zwar Ende Februar unter Voranschickung der Klosterköchinnen Bärbel und Judith ins Kloster zurück, retiriert sich aber gleich darauf wieder nach Eisenbach, einem benachbarten Ort am waldigen Aufstieg zu der Adelegg.

Am 3. März reitet eine Eskadron Husaren vom 6. Regiment in den Klosterhof ein.

„Der Offizier Deverini eröffnet dem Klosterbeamten, daß er Befehl habe, die Rückstände an der monatlichen Geldkontribution exekutiv einzutreiben, worüber er schriftliche Ordre von seinem Chef de Brigade vorgezeigt und dem Prälaten, Oeconome und Baillif, sogleich nachgefragt hat."

Da Reverendissimus nicht anwesend war, wurde dem P. Großkeller, P. George und Amtmann der Arrest angekündigt, bis die Requisition für 5 Monate: Brumaire, Frimaire, Nivose, Pluviose und Ventose ganz bezahlt sein werde.

Jedem wurde ein Husar an die Seite gegeben, ohne welchen keiner mehr das Tafelzimmer verlassen durfte. Die Nacht über mußten sie auf dem Stroh mit ihren 3 Schutzengeln in einer gleichen Linie und Höhe zubringen.

P. Augustin wurde nach Kempten geschickt, um sich zu erkundigen, von wannen diese Husaren?

„Die 3 armen Sünder brachten die Nacht auf dem Strohlager ruhig durch.

„Nach 6 Uhr lasen beede H. Capitulares Messe, wohin sie 2 Husaren begleiteten, die der Messe lautlos beiwohnten.

„Am Mittag kam der Chef de Brigade, Pajol, an. Vor der Tafel rufte der Exekutionskommandant Pajol die Arrestanten zu sich und wiederholte die von seinem Rittmeister gestern verkündigte Ordre mit der Beisetzung, daß alle 5 Monate nebst Exekutionsgebühr bis abends bezahlt sein müßten, sonsten würde er morgen ein Exekutionskommando von 25 Mann mit Verpflegung auf Diskretion und täglichen 25 Louisd'or zurücklassen.

„Auf Vorstellung, daß zum Beibringen dieser unerschwinglichen Summe ein auswärtiger Kredit notwendig sei, wurde zu Sr. Hochwürden und Gnaden, welche sich in Eisenbach aufhielten, der P. Augustin Rugel abgeschickt, der abends mit 1000 fl. zurückkam, welche die Frau Hofrätin v. Schmidsfeld auf den verlängerten Glashüttenbestand vorgeschossen.

„Da sie nun die Exekutionssumme vollstrecken konnten, meldeten die Beamten solches nach 6 Uhr dem Chef Pajol, welcher sie mit der Zahlung an seinen Quartiermaitre Picard wies, dem sie nach längerem Warten den für jene 5 Monate aufgerechneten Rückstand mit 1439 fl. zahlen und einen Aufschlag von 21 fl. 4 kr. wegen der Reduction der Livres in Francs beilegen mußten.

„Für Exekutionskosten setzte er 40 Louisd'or an, id est 440 fl., welche mit einem abermaligen Agio von 5 fl. 30 kr. unerbittlich zu bezahlen oder 25 Mann auf Exekution beizubehalten wären — 1905 fl. 30 kr.

„Es war also außer der Zahlung der ganzen Summe kein Rettungsmittel. Der Chef de Brigade stellte darauf eine förmliche Quittung für den Betrag von 5 Monate, nicht aber für die Exekutionsgebühr aus. Mit diesem Geschäft hatten sie bis gegen Mitternacht zu thun, wornach die Gequälten mit leerem Beutel wiederum nach Hause gegangen sind.

„Noch vor Mitternacht fertigten sie eine Estafette an das Comité in Augsburg ab, mit der Anzeige solcher gewaltthätigen Behandlung.

„Molitor bemerkte gegen den Unterhändler Braun: „Mon intention est de vous faire remettre le frais d'Exécution si elle a outrepassé les bornes de la modération, d. i. 3 Francs für den Tag.

„Der an Pajol bezahlte 5. Monat wurde zurückvergütet mit Trost auf die von ihm über die Gebühr erhobene Exekutionssumme.

„Pajol verstand sich aber nur auf die Rückvergütung von 11 Louisd'or, die der Quartiermaitre endlich an Braun, den Tausendfüßler, herausgab. Er habe 25 Mann Exekutionstruppen,

3 Offiziers und 6 Unteroffiziers pro Tag angesetzt, ad 3 Pfd., 12 Pfd. und 6 Pfd. täglich — behauptete der Schelm; und da es Braun nach der Rechnung doch noch weit mehr herausgetroffen hätte, weiter, daß ihm mehrere falsche Thaler bei der Nacht im Schuß gegeben wurden ꝛc."

Der Abt besuchte das Kloster und hatte noch den Schmerz, das junge Französlein mit seinen Eltern auf Nr. 2 anzutreffen.

Erst am 24. März marschieren die Ueberlästigen ab, welche seit dem 9. Dezember im Kloster waren. Ihren Hund, den kleinen, unartigen „Chapeau", machten sie werten Freunden in dem nahen Trauchburg zum Geschenk.

Doch auch der Abt hält es in den entweihten Räumen nur kurze Zeit aus; „am 27. März fahren Sie wieder mit der einsitzigen, mit 4 Pferden bespannten Kutsche nach dem geruhigen Eisenbach ab."

„Alle Vor- und Rückwärts, Rechts und Links sind voll Soldaten;" abends veranstalteten die Offiziere Tanzmusik im „Rheingarten" des Bürgermeisters von Eberz, wozu das Kloster Wein, Bier und Konfekt liefern mußte. „Wurden lauter Stadtmädgen requirirt."

Endlich, am 17. April, kommt der Brigadegeneral Demont und sagt, daß er der letzte, das Kloster belästigende französische General sein werde, auch nach ihm keine Truppen mehr kommen würden.

„Schickt von Wangen 4 Federthaler ein, um solche den zwei ärmsten Familien von den abgebrannten Bürgern zu behändigen," und löst so durch eine Thräne des Dankes den finstern Bann, welchen der Krieg allzu lange auf das alte Isinun gelegt hatte.

---

Bald darauf verfiel das Stift Isny der Säkularisation. Durch den Reichsdeputationsrezeß von 1803 kam es samt der Stadt an den Reichsgrafen Otto von Quadt zur Entschädigung für dessen überrheinische Besitzungen. Am 2. März 1803 erfolgte die Besitzergreifung, am 12. April verließ Rupert, der 48. und letzte Prälat, die Benediktinerabtei. Die Milde der gräflichen Regierung gestattete der Herrschaft, sich wieder etwas zu erholen. Doch infolge der rheinischen Bundesakte wurde der Reichsgraf mediatisiert, Isny am 10. September 1806 durch einen französischen Kommissär an Württemberg übergeben, das nun auch des Stiftes Einkünfte bezog.

---

## Zur Geschichte der Bürger- und Bauern-Vornamen.

Die „Allgemeine Zeitung" brachte vor nicht langer Zeit in Nr. 10 ihrer Beilage eine von Professor Thudichum in Tübingen ausgehende Anregung zur Erforschung der Geschichte der bürgerlichen und bäuerlichen Vornamen und zwar nach den Gesichtspunkten hin: Seit welcher Zeit und unter welchen Einflüssen die Führung neutestamentlicher Namen und die Benennung nach Heiligen insbesondere in Deutschland Platz gegriffen habe und welche landschaftlichen Verschiedenheiten sich in dieser Hinsicht zeigten.

Diese Anregung erscheint alsbald als eine Aussaat, die nicht auf Felsboden gefallen, denn schon wenige Wochen später in Nr. 41 desselben Blattes veröffentlicht E. Wernicke seine Beobachtungen über die Entwickelung solcher Namen in Schlesien.

Die Anschauungen bezw. Beobachtungen der beiden Forscher gehen in mannigfacher Beziehung auseinander. Während z. B. Thudichum im allgemeinen die Anschauung ausspricht, daß es in Deutschland wohl schwerlich einem Bürger oder Bauern eingefallen sein dürfte, seinen Kindern alttestamentliche Namen wie Isaack, Moses, Benjamin, Sara, Rebekka u. dgl. beizulegen, ist Wernicke in der Lage, für Schlesien wenigstens das Vorkommen der David, Elias, Esaias, Jeremias, Samuel u. s. f. in ziemlicher Anzahl — zumeist aber allerdings vom Ende des 15. und zunehmend im 16 Jahrhundert — nachzuweisen.

Welchen Schluß nun ziehen wir aus der Verschiedenheit dieser Anschauungen und Beobachtungen? Einmal wohl mit Sicherheit den, daß ihnen eine Verschiedenheit der Verhältnisse zu Grunde liegt und da diese Verschiedenheit vorzugsweise territorialer und lokaler Natur ist, so ergibt sich daraus weiter, daß die ganze hier gestellte Aufgabe nicht die Arbeit eines Forschers bilden kann, sondern nur durch Zusammenwirken einer Reihe von Kräften gedeihlich zu fördern ist. Die Vielgestaltung der territorialen und lokalen Verhältnisse ist in der angegebenen Richtung genau zu prüfen; erst dann kann die Aufgabe gelöst werden und aus dem Stadium eines stets ergänzungsbedürftigen Stückwerks heraustreten.

Es rechtfertigt sich damit zugleich, wenn ich versuche, jene von Thudichum gegebene Anregung auch auf diese Zeitschrift zu übertragen, denn mehr als irgendwo dürfte gerade in der vorliegenden Frage — wenigstens rücksichtlich der vorbereitenden Thätigkeit — das Gebot der Arbeitsteilung am Platze sein.

Namentlich an die Lokalgeschichtsforscher wäre die Mahnung zu rüstigem Mitwirken in Sammeln und urkundlicher Feststellung der in ihren engeren Kreisen gewonnenen Beobachtungsergebnisse zu richten, um es einer späteren Zeit und einer alsdann vielleicht eingreifenden kundigen Hand zu überlassen, aus dem in solcher Weise gewonnenen Baumateriale ein systematisches Gefüge herzustellen.

Anknüpfend hieran möchte ich deshalb an dieser Stelle einige Momente hervorheben, die mir selbst bei meinen archivalischen Arbeiten untergekommen, von Thudichum und Wernicke jedoch nicht berührt sind. Vielleicht eignen sich dieselben, im Zusammenhalte mit den Beobachtungen der genannten Forscher, eine Reihe von Ausgangspunkten für die Forschungen anderer zu bilden.

Eine feste, etwa an ein gegebenes äußeres Ereignis gebundene Zeitgrenze für den Uebergang von den alten germanischen Namen zu denen der christlichen Heiligen läßt sich natürlich im allgemeinen nicht bestimmen. Dagegen habe ich an der Hand eines nach tausenden zählenden Urkundenmaterials bezüglich der mir bekannt gewordenen fränkischen und bayerischen Territorien, der Hochstifter Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Passau, Regensburg, Speier u. s. w. ziemlich sicher festzustellen vermocht, daß im allgemeinen der Uebergang vom 14. zum 15. Jahrhundert als die hier maßgebende Zeit anzusehen ist, oder — etwas weiter greifend — daß die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts die Zeit ist, in welcher sich die mehr und mehr in Gebrauch kommenden christlichen Heiligennamen auch dauernd eingebürgert haben.

Fast für das ganze 14. Jahrhundert habe ich die entschiedene Wahrnehmung gemacht — übereinstimmend mit dem, was Thudichum bezüglich der von ihm erwähnten Gebiete Württembergs und der Wetterau angibt — daß die alten germanischen Namen auch in den Kreisen der Bürger und Bauern noch weitaus vorherrschen. Die Zeugenreihen der Urkunden, auch die Namen ihrer Aussteller und Ausstellerinnen geben uns hier die sichersten Anhaltspunkte, weil wir ja gerade für die Bauern noch keinerlei anderes Quellenmaterial, wie für den Adel die Stammbäume oder für die Bürger Steuerrollen und Bürgerverzeichnisse, besitzen. Da spielen die: Deginhard, Seyfrit, Fridreich, Braunwart, Gerweich, Eberhard, Chunrad, Heinrich, Dietreich, Burkhard, Berchtold u. s. w. noch eine Hauptrolle und nur ganz vereinzelt erscheint ein Hans, ein Steffan, ein Jakob. Unter mehreren hundert von bürgerlichen und bäuerlichen sogen. Bestandsbriefen des Regensburger Stifts Niedermünster z. B. fand ich im ganzen 14. Jahrhundert einen Simon, einen Steffen und einen Jakob; alle übrigen Urkundenaussteller, Teidinger, Siegler ꝛc. tragen altgermanische Namen.

Eine auffallende Erscheinung möchte ich nun mit dem eben Gesagten in Verbindung bringen, die, wenn auch nicht unmittelbar auf die Bürger- und Bauernvornamen sich beziehend, doch nicht bedeutungslos ist in Bezug auf die Charakterisierung der Namenentwickelung überhaupt. Selbst in den Reihen der Geistlichen nämlich, und zwar der Welt- wie Klostergeistlichen, finden sich in allen den von mir in Betracht gezogenen Territorien gleichfalls durch das ganze 14. Jahrhundert noch überwiegend die alten germanischen Namen. Egilbertus und Adelhartus, Reginaltus und Odalricus, Heroldus und Gotefridus, Gozwinus und Giselbertus, Manegoltus und Gerbaldus, Frumoldus und Meingerus, Gernodus und Gumbertus, Dietricus und Egilbertus, und wie sie sonst noch

alle lauten, kehren in den langen Zeugenreihen der Urkunden immer wieder und die Träger dieser Namen sind Bischöfe und Aebte, Kanoniker und Klosterleute in allen Stufen und Arten.

Um nur ein bestimmtes Beispiel hierfür anzuführen, greife ich aus der Reihe meiner Aufzeichnungen die Aebte und Pröpste der Klöster Fürstenfeld bezw. Indersdorf, deren Geschichte neuerdings vom Grafen Eberhard von Fugger bearbeitet wurde, heraus. Es heißen nämlich die Aebte von Fürstenfeld vom Jahre 1262 bis 1402 — also in der hier in Rede stehenden Zeit — Anselm, Adelbert, Eberhard, Hermann, Volkmar, Johannes, Chunrad und Otto. Die Pröpste von Indersdorf führen vom Jahre 1126 bis 1389 folgende Namen: Rupert, Ortwein, Dietrich, Richard, Heinrich I., Berchtold, Fridreich I., Heinrich II., Wernher, Chunrad I., Udalrich I., Heinrich III., Fridreich II., Chunrad II., Udalrich II. und Udalrich III.

Mit Ausnahme eines einzigen Johannes — und auch dieser begegnet uns erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts († 1362) — sehen wir hier durchweg alte germanische Namen und gewiß läßt sich ein ähnliches Ergebnis für diese Zeit auch rücksichtlich anderweiter Stifter, Klöster und sonstiger geistlicher Körperschaften gewinnen. Nur einzeln eingestreut in die große Menge der alten germanischen Namen, die im Gebrauche der Geistlichkeit dem Herkommen gemäß latinisiert sind, jedoch in deutschen Urkunden des 14. Jahrhunderts auch ebensogut in ihrer deutschen Form erscheinen, finden sich auch bei den Geistlichen vor dem 15. Jahrhundert schon Namen wie: Johannes, Andreas, Petrus, Paulus, Jacobus, Mychael, Jodocus. Aber ihr Erscheinen ist so selten, daß sie nur um so lauter für die Regel zeugen, daß der Gebrauch der christlichen Heiligennamen bis zum Ende des 14. Jahrhunderts auch in den mit der Heiligenwelt in engerer Berührung stehenden Kreisen der Geistlichkeit noch keineswegs Platz gegriffen hat, wogegen das allseitige und stets zahlreichere Hervortreten des ganzen christlichen Heiligenhimmels namentlich seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sich unschwer nachweisen läßt.

In voller Uebereinstimmung hiermit stehen auch die Einträge in den alten Klosternekrologien; auch hier tritt das Gros der christlichen Heiligennamen erst im 15. Jahrhundert auf, während im 14. Jahrhundert nur einzelne Vorläufer dessen Erscheinen ankündigen. Ja solche vereinzelte Namenserscheinungen nicht altgermanischen Ursprungs finden sich bisweilen in derartigen Nekrologien noch viel früher, ohne daß hierdurch die Regel umgestoßen würde. Der bekannte Bleidenstadter Codex des königl. allg. Reichsarchivs in München dürfte seinen sämtlichen äußeren und inneren Merkmalen nach rücksichtlich seiner Entstehung in den Anfang des 12. Jahrhunderts zu versetzen sein. Er zeichnet sich außer anderem durch eine Fülle von Namenseinträgen aus, wie kaum ein zweiter ähnlicher Codex. Ich führe hier einen kleinen Teil derselben an, um zugleich auf den merkwürdigen Reichtum alter germanischer Namen überhaupt zu verweisen.[1] Da findet sich nun: Gebino, Eribo, Gerlachus, Luzmanns, Frumoldus, Richdahc, Gerbaldus, Dencherieus, Dietbertus, Egeno, Dimar, Wolbero, Nantwigus, Hezechinus, Hartberdus, Rûstein, Wideroldus, Berthradis, Gernodus, Thiedilo,

[1] Ich bemerke hierzu, daß meine Sammlung altgermanischer Namen, die mir in Urkunden, Codices ꝛc. vorgekommen sind, das siebente Hundert bereits überschritten hat.

Meingerus, Ernbricho, Bezelinus, Hezil, Dûdo, Bardo, Werinbaldus, Gumbertus, Snello, Erinberdus, Albnngus, Hûzmannus, Druberdus, Frowischa, Berowardus, Erinc, Hadeburg, Asmundus, Dankelinus, Hedilolfus, Brûggo, Rendewigus, Albhardus, Isanricus, Radolfus, Folpertus, Herelonc, Adeluolc, Gisilbrat, Erlof, Widecho.

Unter diesem und dem nicht genannten, aber wohl noch dreifach größeren Teil der übrigen Namen finden sich nun z. B. eine Elisabeth, eine Christina, dann Aurelia, Laudilia, Sophia und einige andere nicht germanischen Ursprungs. Derartige frühzeitig vorkommende Namen nicht germanischen Ursprungs haben für die in Frage kommende Zeit mit dem christlichen Heiligenkalender nichts gemein. Das zeigt sich deutlich beispielsweise bezüglich des Namens Elisabeth. Die heilige Elisabeth kann hier aus historischen Gründen nicht gemeint sein, da aber auch die Schrift des Eintrages unzweifelhaft dem 12. Jahrhundert — sicher keiner späteren Zeit — angehört, so kann hier nur das gleichfalls vereinzelte Auftreten der alttestamentlichen Elisabeth interpretiert werden. Namen griechischen Ursprungs, wie z. B. Sophia geben wieder anderen Erklärungsgründen ihres Erscheinens Raum.

Nach diesem Vorbilde, seitens der Geistlichkeit ist es in Anbetracht der Zeitverhältnisse überhaupt erklärlich, daß man sich auch im Bürger- und Bauernstande bis dahin bei der Wahl der Taufnamen noch nicht den christlichen Heiligen zuwandte. Daß aber die Geistlichen bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts überhaupt noch gar nicht daran dachten, den Gebrauch der Heiligennamen in ihren eigenen Kreisen zu verallgemeinern, beweist der weitere Umstand, daß sogar die Eigenleute der Klöster und die für die einzelnen Klöster durch gegenseitige Verheiratung ihrer Eigenleute in deren Nachkommenschaft gewonnenen neuen Eigenleute, die also doch innerhalb des klösterlichen Lebens selbst ihre Namen beigelegt erhielten, in dieser Zeit noch durchweg die alten germanischen Vornamen tragen, wofür sich zahlreiche urkundliche Belege erbringen lassen.

Gilt dies nun zunächst für die Männernamen, so habe ich andererseits bezüglich der Frauen die Beobachtung gemacht, daß diese um eine geraume Zeit — wohl mindestens ein halbes Jahrhundert — früher zur Benennung nach christlichen Heiligennamen übergingen. Vielleicht daß die größere Neigung der Frauen zur Frömmigkeit und ihr dem stillen seelischen Verkehr mit den Heiligen mehr zugekehrtes Gemüt sie früher veranlaßte, sich unter den Schutz einer besonderen Heiligen zu stellen, die sie durch Annahme ihres Namens zur Patronin erwählten. Weibliche Namen, wie: Agnes, Juliana, Katherey, Euphemia, Christina, Anna, Margareta, Elisabetha, Sophia, Petrissa haben schon im ganzen 14. Jahrhundert bei den Bürger- und Bauernfrauen ein gewisses Uebergewicht, während auf den Adelssitzen noch mit Vorliebe alte germanische Namen wie: Hadewigis, Berchta, Hiltegundis, Erintrudis, Hildegardis, Ediltrudis u. a. gepflegt werden. Aber immerhin begegnen wir auch bei den Bürger- und Bauernfrauen da und dort einer: Gerhus, Gertrud, Dyemud, Gysela, Irmengard 2c. Nur scheint sich, fürs 14. Jahrhundert wenigstens, das umgekehrte Verhältnis zu ergeben: Die alten germanischen Frauennamen bilden im Bürger- und Bauernstande nicht mehr die Regel, sondern die Ausnahme. Vielleicht mag in diesen Ständen damals schon die Kenntnis der oftmals hochpoetischen Bedeutung der alten

germanischen Namen mehr und mehr abhanden gekommen sein, während sie unter den Gebildeten noch fortlebte, und Veranlassung zu längerer Erhaltung der alten Namen bot.

Es ergibt sich somit in der Bewahrung der alten germanischen Namen ein entschieden dauernder Zug. Eigentümlich ist dabei, daß dieser konservative Zug sich aber auch im besonderen in Bezug auf einzelne Namen geltend macht. Daß ein Name in einer Familie von Generation zu Generation sich fortpflanzt, ist ja auch heutzutage keine Seltenheit. Auch daß ein Name des christlichen Heiligenkalenders in einer ganzen Gegend, wo eben der betreffende Heilige als Kirchenpatron eine religiöse oder historische Bedeutung hat, besonders vorherrscht, wie dies seit dem Auftreten der christlichen Heiligennamen bald allgemein Sitte wurde, so daß man für einzelne Namen genau begrenzte Landstriche verzeichnen könnte, auch dies ist nichts Auffallendes. Ehedem ging man aber in der Vorliebe für einzelne Namen noch weiter; sie erscheinen in der gesamten Bevölkerung eines Landes, besonders in bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen, in einer geradezu an Monotonie grenzenden Häufigkeit und es dürfte sich daraus der Schluß ergeben, daß man in diesen Kreisen, sei es nun infolge alter Tradition oder aus Bequemlichkeit oder aus sonst einem Grunde, trotz des großen Reichtums an vorhandenen Namen, im Gebrauche derselben sich über eine verhältnismäßige Dürftigkeit nicht emporheben konnte. Der einmal zur Sitte, man kann wohl sagen Landessitte, gewordene Name bleibt fortbestehen in der ganzen Bevölkerung, man kümmert sich gar nicht um die Vielheit und Schönheit anderer Namen; der Vater, der Sohn und der Enkel trägt diesen bestimmten Namen und in der Familie des Nachbars spielt der gleiche Name die gleiche Rolle. Höchstens in Rechtsdokumenten gibt man den Trägern solcher Namen zur Vermeidung von Mißverständnissen die Beisätze „der Alt“, „der Jung“, oder man bezeichnet ihn nach seiner Wohnungslage. Dabei zieht sich dieser Gebrauch einzelner Namen durch Jahrhunderte hindurch, ohne im mindesten durch andere verdrängt zu werden.

In den von mir oben angeführten Landesgebieten kann ich dies vor allem konstatieren bezüglich des Gebrauches des Namens: Chunrad. Durch volle Jahrhunderte hindurch steht er an der Spitze aller Namen. Kaum e i n e Urkunde kann man zur Hand nehmen, in der nicht wenigstens e i n Chunrad vertreten ist; in vielen Urkunden aber, die am Ende eine längere Zeugenreihe führen, trägt gleich ein halbes Dutzend derselben den gleichen Namen: Chunrad. Ihm reiht sich Heinrich ebenbürtig an und auch die weiblichen Namen Agnes und Elisabeth haben wenigstens im 14. und 15. Jahrhundert eine gleiche Bedeutung.

Bezüglich der altbiblischen Namen sind die Meinung Thudichums und die Aufzeichnungen Wernickes nicht übereinstimmend. Letzterer konstatiert aus Quellenmaterial des Bunzlauer Ratsarchivs das Vorhandensein einer großen Anzahl altbiblischer Namen, freilich was hier nicht ohne Bedeutung zu sein scheint, fast durchweg dem 16. und 17. Jahrhundert angehörig. Vereinzelte derartige Namen findet er allerdings auch zurückgehend bis ins 13. Jahrhundert, aber da sind es dann eigentlich nicht Glieder des Bürger- oder Bauernstandes. Thudichum äußert sich, wie bereits oben erwähnt, im entgegengesetzten Sinne.

Für die fränkischen und bayerischen Lande habe ich gefunden, daß die alt-

biblischen Namen bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts bei Bürgern und Bauern sicherlich nicht in ausgebreitetem Gebrauche waren. Auch in den höheren Ständen kommen sie nicht allzu häufig vor, wenngleich uns wohl bisweilen ein Ritter Abraham und eine Frau Sara begegnen können. Im 16. und 17. Jahrhundert werden die altbiblischen Namen neben den christlichen Heiligennamen häufiger, aber ihr Gebrauch findet mehr Eingang in Bevölkerungskreisen, nach deren sonstigem Leben man schließen darf, daß die Führung altbiblischer Namen einem Modebedürfnis entspricht. Kreise, die derartigen Einflüssen ferne stehen, so also namentlich die Bauern, halten sich auch den modegewordenen altbiblischen Namen ferne und ein Bauer Moses, Josua, Abraham oder eine Bäuerin Rebekka, Sara ꝛc. sind gewiß Erscheinungen von äußerster Seltenheit.

Die Frage, welchen Einflüssen es vorzugsweise zuzuschreiben ist, daß die Heiligennamen an die Stelle der alten germanischen Namen traten, mag wohl je nach den besonderen territorialen und lokalen Verschiedenheiten einer Fülle verschiedener Gründe begegnen, die sich zwischen den beiden äußersten Grenzpunkten, der Heiligenverehrung einerseits und dem Modebedürfnis andererseits bewegen. Namentlich wird das abnehmende Verständnis der Bedeutung der alten Namen und das dagegen zunehmende Bedürfnis, sich möglichst enge an einen christlichen Heiligen als Schutzherrn anzuschließen, überhaupt also der über alle Verhältnisse des Lebens mit immer intensiverer Macht sich ausbreitende Einfluß der Kirche in dieser Hinsicht hervorzuheben sein. Nicht ohne wesentliche Bedeutung für den Uebergang zum Gebrauch der Benennung nach christlichen Heiligennamen mag schließlich hier noch der Umstand hervorgehoben werden, daß schon eine geraume Zeit früher die christlichen Heiligennamen im bürgerlichen Rechtsleben zu vielseitigem Gebrauch kamen. Nicht nur daß sich allenthalben bestimmte Heiligentage als Zinstermine einbürgerten, auch die Datierung der Rechtsinstrumente, die früher nach der römisch-julianischen Tagesberechnung geschah, erfuhr im 13. Jahrhundert eine totale Umänderung dahin, daß man zur Tagesberechnung nach christlichen Festen und Heiligentagen griff und diese Datierungsweise bald ganz allgemein, ja die alleinige überhaupt wurde. Es liegt darin die Beiziehung der Heiligennamen in ein Gebiet, wo sich die einzelnen Stände näher berührten und wo darum auch Wandlungen dieser Art rasch und leicht einen Einfluß auf bestehende Gebräuche des Volkes gewinnen konnten.

München. F. Leist.

## Aus den Franzosenkriegen.

Ueber die Condéschen Reiter berichtet ein zeitgenössischer Chronist (Dr. Fregouneau in Eichstetten am Kaiserstuhl) in seinen Aufzeichnungen über die Geschichte des Dorfes Eichstetten:

„Eine Anzahl aus Frankreich geflüchteter Adeliger bildete ein kleines Heer unter dem Befehle des Prinzen Condé, wozu noch die Reste einiger übergegangener französischer Reiterregimenter kamen. Im Jahre 1796 nun lag ein Reiterregiment unter dem Oberstleutnant von Ganville von diesem Heere hier in unserem Orte. Da nun viele Adelige unter diesem Regimente als Gemeine dienten und diesen reichliche Mittel zu Gebote standen, brachten sie viel Geld an Mann, allein auch Sittenlosigkeit und Liederlichkeit. — Das in Eichstetten liegende Regiment zeichnete sich durch Exzesse aller Art, Diebstahl jeder Gattung, in Häusern und Feld, und Mißhandlung der Einwohner aus, so daß die Bürger bewaffnet ihre Felder und die darauf wachsenden Früchte hüten mußten. Die erbitterten Reiter drohten mit Anzünden des Dorfes, und als in der Nacht vom 27. auf 28. Mai 1796 ein Reiter, der gegen das strenge Verbot, nachts sein Quartier zu verlassen, nach 11 Uhr furagierte, von dem wachenden Bürger einen Schuß in den Unterleib bekam, entstand ein großer Lärm, und Bauern und Soldaten standen sich bewaffnet gegenüber. Doch ging es aber noch ohne Blutvergießen ab. Dienstag, den 29. Mai, aber, als ein betrunkener Soldat einen Bürger, Namens Döbelin, ohne alle Veranlassung beohrfeigt hatte, kam es zu blutigem Kampfe, in welchem auf beiden Seiten Verwundungen vorkamen. Es gelang den Bemühungen Ganvilles mit Hilfe des Vogtes Zwahl und des Pfarrers Greiner, endlich die Ruhe herzustellen; da aber der Oberstleutnant Reiter in den Theninger Wald abgesendet hatte, um auf verbotener Furagierung befindliche Soldaten zurückzutreiben, glaubten die Bürger, es geschehe dieses, um Unterstützung herbeizuholen, und schickten Feuerreiter in die umliegenden Orte um Hilfe. Die Neuershauser und Buchheimer machten sich fertig, nach Eichstetten abzurücken, in Freiburg wurden Freiwillige aufgeboten, und die Bauern in der ganzen March erklärten offen, jetzt gehe es hinüber nach Eichstetten, um die ‚Ganveischen‘ totzuschlagen. — Es blieb nichts übrig, als das vornehme Regiment sobald als möglich zu verlegen.“

Der Eichstetter Pfarrer erzählte eine ergötzliche Episode aus seinen Erlebnissen desselben Jahres, welche sich auf einen französischen Offizier bezog, in welchem der Pfarrer den kommandierenden General Moreau selbst erkannt haben will. Pfarrer Greiner hatte eine junge Frau und zwei Bäschen bei sich, und der Herr General wünschte dieselben bei Tische zu sehen. Der Pfarrer fand aber für gut, seine Frauenzimmer ins Nachbarhaus in Sicherheit zu bringen. Der General, im höchsten Grade erbost, ängstigte den guten Pfarrer mit Drohungen, wenn er seinem Wunsche nicht willfahre. Mittlerweile war es dunkel geworden. Der General, der im oberen Stock des Pfarrhauses wohnte, von wo aus man gerade die Eichelspitze mit ihren Waldungen vor Augen hat, war aus

Fenster getreten und bemerkte viele Feuer auf den Bergen. Diese Feuer rührten von den geflüchteten Einwohnern der Orte Eichstetten und Bökingen her, die, da es schon empfindlich kalt war, Feuer angezündet hatten. Auf die Frage, was diese Feuer bedeuteten, erwiderte der schlaue Pfarrer schnell gefaßt, er könne zwar keine genaue Auskunft geben, er glaube jedoch, daß vorgeschobene Abteilungen der Oesterreicher dort biwakierten, die den Franzosen den Rückzug nach Breisach abschneiden wollten. Durch Zufall erhielt der General fast gleichzeitig die Nachricht, daß starke Abteilungen von Riegel und Endingen aus im Anrücken seien, weshalb er schleunigst den Befehl zum Abmarsch gab. — Die Damen des Herrn Pfarrers blieben vor den französischen Galanterien bewahrt.

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

# Kurfürstin Adelheid von Bayern.

Von

Gustav Heide.

Die Regierung des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern (1651—79) ist dadurch denkwürdig geworden, daß in dieselbe ein Umschwung der äußeren Politik dieses Landes fällt, der der Weltgeschichte angehört. Nachdem nämlich mehr als hundert Jahre jene habsburgisch-wittelsbachische „Entente“ bestanden, die aus der übereinstimmenden Haltung beider Häuser in der kirchlichen Frage hervorgegangen und durch mehrere Wechselheiraten befestigt, in der den dreißigjährigen Krieg überdauernden Waffengemeinschaft ihren bekanntesten Ausdruck gefunden, tritt in den sechziger Jahren des 17. Jahrhunderts an die Stelle der freundschaftlichen Beziehungen zu Oesterreich plötzlich eine überraschende Intimität des Kurstaats mit Frankreich; es kommt in Bälde zum Abschluß geheimer Allianz- und Subsidienverträge und zur Errichtung bourbonisch-wittelsbachischer Ehepakten; kurz, es wiederholt sich das Schauspiel der vergangenen hundert Jahre, aber mit gewechselten Rollen, indem an die Stelle Oesterreichs nunmehr Frankreich getreten ist. Wie früher den Inspirationen von der Wiener Hofburg, so folgt nun die bayerische Politik den Winken von St. Germain, und während die älteren Kurfürsten für die Prärogative Oesterreichs gekämpft hatten, treten die folgenden gegen die habsburgischen Ansprüche mit nicht geringerer Streitlust in die Schranken.

Mit diesem Umschwung, der für das Land eine neue, aber im Vergleich zur vorhergegangenen auch nicht glücklichere Aera einleitete, hat man nun von jeher die Gemahlin Ferdinand Marias aus dem Hause Savoyen in Verbindung gebracht, und zwar mit gutem Fug. Denn sie erscheint nicht bloß als die Patronin dieses

Systems, sondern es ist ihr Geist, der, übergegangen auf ihre Söhne und Enkel, dasselbe trägt und hält, nachdem sie längst vom Schauplatz der Thaten abgetreten: ihren unruhigen Ehrgeiz, der sich jeder Berechnung seiner Mittel entschlägt, ihre ungezügelte Selbstsucht, ihren verblendeten Kultus französischen Wesens und ihre Entfremdung und Illoyalität gegen das eigene Volk erkennen wir wieder an Max Emanuel und Karl Albert, die das Erbe ihrer Mutter und Ahne mit Unglück und Verbannung, mit der Armut des Landes und dem Blute ihrer Unterthanen heimzahlten.

Es sind nun gerade zweihundertundfünfzig Jahre verflossen, seit Adelheid Henriette als die jüngere Tochter Herzog Viktor Amadeus' I. von Savoyen das Licht der Welt erblickte. Ihrem Biographen Claretta [1] zufolge, an dessen Angaben wir uns bei der nachfolgenden Darstellung großenteils halten werden, verlebte sie nach dem frühen Verluste des Vaters ihre Jugendjahre in den Hochthälern von Chambery und Monmegliano, wohin sich die herzogliche Familie bei den damaligen Kriegsläufen geflüchtet hatte. Adelheid war aus den Kinderschuhen noch nicht heraus, als — bei Gelegenheit der westfälischen Friedensverhandlungen — Kurfürst Maximilian I. von Bayern um ihre Hand für seinen Sohn, den Kurprinzen, werben ließ. In einer Zeit, wo Eheschließungen unter regierenden Häusern stets eine größere oder geringere politische Tragweite zuzukommen pflegte, konnte auch dieser Schritt des Kurfürsten nicht verfehlen, einiges Aufsehen zu erregen; und was lag näher, als ihn für ein Symptom der Annäherung an Frankreich [2] und einen Schachzug gegen Spanien zu deuten, zu dem sich Maximilian seit einem Lebensalter in einem latenten und oft einem Konflikte nahen Gegensatz befunden hatte? Denn das Haus Savoyen war, infolge enger verwandtschaftlicher Beziehungen und durch Verträge gebunden, Frankreich völlig ergeben, und auch ohne das hätte es sich auf die Dauer nicht erwehren können, in dessen antispanische Politik hereingezogen zu werden, seit Pinerolo und damit die wichtigste Alpenstraße nach Piemont in französischen Besitz übergegangen. Welche Absichten aber auch den Kurfürsten bei der Anstrebung dieser Verbindung geleitet haben mögen, so steht doch fest, daß man savoyischerseits auf die gegebene Anregung mit Begierde einging, indem man sich davon für die eigenen alten,

[1] Gaud. Claretta, Adelaide di Savoia e i suoi tempi. Torino 1877.

[2] So schrieb auch nach Unterzeichnung der Ehepakten die Herzogin von Savoyen an den Grafen Scarnafigi: „Crediamo che questo vincolo di matrimonio unisce e lega maggiormente gli animi di tutta quella Casa elettorale al servizio di Francia.“ Clar. a. a. O. S. 21.

auf die Erlangung gewisser reichsständischer Attribute gerichteten Bestrebungen eine mächtige Förderung versprach. Als solche erscheinen seit den Zeiten Karl Emanuels I. die Bewerbung um Zuerkennung des Königstitels oder auch einer Kurstimme; so hatte noch auf den westfälischen Friedensverhandlungen der savoyische Gesandte Instruktion erhalten, bei den Ständen des Reiches unter Hinweis auf die, allerdings sagenhafte, sächsische Abstammung der Grafen von Maurienne die Aufnahme Savoyens in das Kurkollegium anzuregen, mit der Begründung, daß es sich empfehle, durch Errichtung einer neunten Kur für alle Eventualitäten eine Majorität zu ermöglichen und den zwei bayerischen Stimmen zwei sächsische an die Seite zu stellen. Der Plan ward zwar damals zu Wasser, doch blieb für Savoyen ein gewisses Interesse bestehen, als Reichsstand zu einiger Geltung zu kommen; war es doch noch gar nicht lange her, daß aus dem Reiche heraus das Angebot nicht bloß der böhmischen, sondern sogar der Kaiserkrone an einen Herzog von Savoyen erfolgte.

So vielversprechend und willkommen aber die bayerische Werbung auch erscheinen mußte, so griff man in Turin doch nicht so ohne weiteres zu. Es blühten dort nämlich zwei Prinzessinnen heran, Jolanta Margherita, der man nachsagte, daß sie olivenfarbenen Teint und einen etwas hohen Rücken habe, und die jüngere und durch Schönheit ausgezeichnete Adelheid. Ihre Mutter Christine, eine Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, scheint nun — mit wieviel Grund, läßt sich nicht feststellen — des Glaubens gewesen zu sein, daß man am französischen Hofe auf eine ihrer Töchter für den Dauphin, ihren Neffen, antrage, und da sie nicht zweifelte, daß dabei die Wahl auf Adelheid fallen würde, so hätte sie die Unterhandlungen mit Bayern gerne auf ihre ältere Tochter Margherita gelenkt. Erst als Mazarin, um eine unzweideutige Aeußerung angegangen, die Erklärung abgab, daß man französischerseits den Absichten des bayerischen Kurhauses nicht entgegenzutreten gewillt sei, fügte sich die Herzogin Christine und es kam im Sommer 1650 zur Unterzeichnung der Ehepakten durch die beiderseitigen Bevollmächtigten, der noch im Herbste desselben Jahres zu Turin die Vermählung durch Prokuration folgte.

Obgleich es dem Ehrgeiz Christinens unleugbar mehr geschmeichelt hätte, Adelheid auf dem Throne der Bourbonen als die Gemahlin Ludwigs XIV. zu wissen, so gereichte es doch auch zu ihrer Befriedigung, daß man München, den zukünftigen Aufenthalt derselben, als die schönste und mit den prunkvollsten Kirchenbauten geschmückte deutsche Landeshauptstadt pries, deren erste

Zierde damals die nach den Plänen des Pierre de Witte gebaute und mit Wandgemälden desselben Meisters ausgestattete Residenz war. Was aber den kurprinzlichen Bräutigam betraf, so hatte der savoyische Gesandte, Graf Romis, der dessen Bild gesehen, berichtet, daß, wenn das Original dem Bilde gleiche, er ein Engel sei, den man auf den Altar stellen könnte. Andere Nachrichten bezeichneten den Kurprinzen, der damals allerdings erst vierzehn Jahre zählte, als groß und stark, wohlgestaltet und von hübschem Wuchs, überhaupt als vor dem gewöhnlichen Alter ungemein entwickelt.

Ein Jahr war seitdem vergangen, da starb im Herbste des Jahres 1651 Kurfürst Maximilian, und da der Kurprinz noch nicht das für die Uebernahme der Regierung erforderliche Alter erreicht hatte, so wurde eine Regentschaft errichtet, in deren Namen die Kurfürstin-Witwe Maria Anna landesherrlich signierte. Zugleich wurde die Uebersiedlung der Prinzessin-Braut nach München ernstlich in Aussicht genommen und für das kommende Frühjahr festgesetzt. Im Mai 1652 holte sie Graf Kurz in ihre neue Heimat ab; sie begleitete dahin ihr piemontesischer Hofstaat, der aus einem Beichtvater, einem Leibarzt, mehreren Kammerdienern, einer Amme samt deren Angehörigen, Garderobier, Koch mit Bursch, Kellermeister und Bäcker, zusammen vierundzwanzig Personen, bestand. Der Abschied der Prinzessin von ihren Angehörigen, an denen sie mit zärtlichster Liebe hing, war überaus schmerzlich, und die Aufregung über die Trennung von denselben zittert noch lange in ihren Briefen nach, über die ein unsägliches Heimweh einen melancholischen Grundton breitet. Statt aber ihren Zustand zu schonen, reizte man sie zum Ueberflusse noch durch allerlei an sich gerade nicht tadelnswerte, aber unter jenen Umständen jedenfalls unzeitige Maßregeln; so, indem man sie von ihrem piemontesischen Gefolge trennte und bayerische Hofdamen zu ihr in den Wagen setzte, die sie weder damals noch später leiden mochte.[1] Ein Sonnenblick, der in ihre düstere Stimmung fiel, war ihre erste Begegnung mit dem Kurprinzen zu Kufstein, wohin er ihr in Begleitung mehrerer Herren aus dem Adel entgegengeeilt war. Jene Szene ist ziemlich bekannt. Ferdinand Maria wollte zuerst sein Inkognito bewahren und schloß sich daher einer Depu-

[1] Adelheid an Margherita: „Hier la comtesse de Belchensey me demanda pourquoi je demeurais si mélancolique. Je lui dis que je pleurais de me voir toujours seule sans personne de mes piémontais . . . Je lui dis que je ne désirais rien autre qu'elle me laissa seulement pleurer." Clar. a. a. O. S. 48.

tation an, welche der Prinzessin im Namen der Kurfürstin-Mutter ein Begrüßungsschreiben überreichen sollte. Allein Adelheid erkannte gleichwohl den Kurprinzen, errötete, begann zu zittern und vermochte in ihrer Verlegenheit nicht, das ihr übergebene Schreiben zu entsiegeln, das dann eine dabeistehende Hofdame öffnete. Später aber kam er allein in ihr Gemach. „Es war mir unmöglich," schrieb sie darüber der Herzogin Christine, „die Thränen zurückzuhalten; er hat mich geküßt, aber ich zitterte so heftig, daß ich kaum der Sprache fähig war. Kurz, ich habe mich nie in einer solchen Verlegenheit befunden. Er ist schöner als sein Porträt, doch hat er dieselben Züge!" [1] In Wasserburg begrüßte die Kurfürstin-Mutter, umgeben von der ganzen kurfürstlichen Familie, die Prinzessin-Braut, dann bewegten sich die vereinigten Hofstaaten der Landeshauptstadt zu. Als vom Schlosse Schwaben aus die Türme von München zum erstenmal sichtbar wurden, hatte Adelheid, wie ihr Beichtvater mit vielsagender Wendung berichtet, die Geistesgegenwart, darüber lebhafte Freude zu bezeigen, was auf ihre neuen Verwandten nicht ohne Eindruck blieb. Am 22. Juni fand der feierliche Einzug in München statt; auf den Türmen der Frauenkirche und den Fortifikationen der Stadt wurden die Stücke gelöst, berittene Truppen in Gala markierten den Weg, den der Zug zu nehmen hatte, und zahlloses Volk füllte trotz des strömenden Regens die Straßen und Plätze, sich demütig verbeugend oder auch auf die Kniee werfend, wenn die von sechs Rappen gezogene Prachtkarosse mit der fürstlichen Verlobten sich nahte. Der Zug bewegte sich zuerst nach der Hauptkirche und dann zur Residenz, wo die prachtvollsten Räume, die sogenannten Kaiserzimmer, in Stand gesetzt worden waren, um die Prinzessin aufzunehmen. Zwei Tage vergingen noch unter rauschendem Festgepränge, am Abend des 25. Juni aber fand dann in aller Stille, nur in Anwesenheit der Kurfürstin-Mutter und weniger Zeugen, die Vermählung des kurprinzlichen Paares in einer geheimen Schloßkapelle statt.

Inmitten dieses allgemeinen Jubels — so verlautet aus gutverbürgter Quelle — soll nun sie, die den Gegenstand herzlichster Aufmerksamkeit und ungeheuchelter Huldigung für ihre neue Umgebung bildete, eine Schwermut an den Tag gelegt haben,

[1] Adelheid an Christine: „Il m'a été impossible de retenir les larmes; il m'a baisé, mais je tremblais si fort que je ne pouvais quasi parler. Enfin je ne me suis jamais trouvée dans une pareille peine. Lui est plus beau que son portrait, mais il a pourtant son air." Clar. a. a. O. S. 48.

die weder die mütterliche Güte und Zärtlichkeit der Kurfürstin-Witwe noch die abwechselungsreichen und sinnigen Feste, welche die verschiedenen Glieder der kurfürstlichen Familie ihr zu Ehren veranstalteten, zu verscheuchen im Stande waren. Der Schatten, der sich über die Züge Adelheids legte, seit sie die milden Lüfte Italiens und den heimatlichen Boden verlassen, hatte sich in der letzten Zeit noch mehr verdüstert und keine menschliche Kunst vermochte ihn zu bannen. Es war die Wolke, die den drohenden Sturm anzeigt. Was aber hatte denselben heraufbeschworen?

Im Alter unterschieden sich die fürstlichen Gatten allerdings nur um wenige Tage, die Adelheid mehr zählte, dagegen war sie als ein Kind des schneller-reifenden Südens in ihrer Entwicklung dem Kurprinzen weit voraus. Nur zu bald waren daher die täuschenden Eindrücke der ersten Begegnung verwischt, und sie sah sich mit Unmut einem Knaben vermählt. „Quello ragazzo“ pflegte sie ihn nur mit gutmütigem Spotte zu nennen. Sie klagte, daß er nichts rede; wenn sie nicht immer spreche, so habe die Konversation rasch ein Ende.[1] Sie fand ihn gar nicht à la mode, das will wohl sagen, wenig weltmännisch und galant; sie tadelte an ihm seine trotz des hohen Wuchses gebückte Haltung; die eine Schulter sei höher als die andere, er lasse den Kopf hängen und öffne den Mund zu weit, dazu sei er kurzsichtig und von unschönem Teint.

Wo war da nun das „Engelsangesicht“, das einst das Entzücken des Grafen Nomis erregt hatte? Bedauerlich war aber nur, daß die satirische Stimmung, der diese unverkennbar verzerrte Zeichnung entflossen, keine vorübergehende Anwandlung übler Laune, sondern bereits ein habitueller Zustand an ihr geworden, und es war bald ein offenes Geheimnis, daß der Kurprinz von ihr mehr gemieden als aufgesucht wurde. Wie weit die Entfremdung zwischen beiden bereits gediehen, dafür haben wir ein bezeichnendes Symptom daran, daß die Kurprinzessin im August eine Wallfahrt nach Altötting machte und dort zu den Füßen der Gottesmutter um die Kraft flehte, ihren Gemahl lieben zu können.

Allein auch für sie wurde die Zeit der beste Arzt. Die unverändert treue und innige Zuneigung des Prinzen gegen sie blieb auf die Dauer nicht ohne Gegenwirkung; sie bemerkte, daß er aufs

[1] Wie aber jedes Ding seine zwei Seiten hat, so legten die Jesuiten diesen Zug am Kurprinzen so aus, daß er vom Worte sparsamen Gebrauch mache, um sich eine gewisse Erhabenheit zu verleihen; denn „oracula non nisi ab iis expectanda qui multum tacere consuevissent“ (Brunner Theatr. Virt. et Glor. Boic.).

tiefste betrübt war, wenn ihr das Geringste zustieß, daß er nichts suche, als sie zufrieden zu stellen und ihre Neigung zu gewinnen, indem er keinen Tag hingehen ließ, ohne ihr ein Geschenk zu machen. Da sie im Grunde doch ein gutes Herz hatte, so wäre bei ihrem lebhaften Wesen ein Rückschlag wohl nicht zu lange ausgeblieben, wenn nicht zugleich andere Verhältnisse eine unversiegliche Quelle des Verdrusses für sie gebildet hätten.

Als nämlich Adelheid bemerkte, daß auf Anordnung der Kurfürstin-Mutter die piemontesischen Kammerfräulein aus ihrer Nähe entfernt und dafür Damen aus dem Adel des Landes zu ihrem persönlichen Dienst befohlen wurden, — eine an sich ganz berechtigte und wohl angebrachte Maßregel, mit der man die allmähliche Nationalisierung der zukünftigen Landesfürstin einleiten wollte, — so empfand sie diese Zurücksetzung ihrer Landsleute als eine ihr zugefügte Beleidigung. „Die Kurfürstin haßt meine Leute und das kann ich ihr nie vergeben," pflegte sie zu sagen. Dagegen betrachtete sie die beständige Anwesenheit der bayerischen Kammerfräulein, die „auf jeder Schwelle und hinter jeder Thüre standen", als eine schlecht verhehlte Spionage. Darum forderte sie eines Tages den Kurprinzen kurzweg auf, alle Deutschen aus ihrem Dienste zu entlassen; er aber half sich damit, daß er dieser unerfüllbaren Zumutung eine heitere Wendung gab, indem er erwiderte, daß in diesem Falle auch er ihre Zimmer verlassen müsse. Da sie einsah, daß sich durch den Kurprinzen, den die Kurfürstin-Witwe „da ragazzo" behandelte, nichts erreichen lasse, so beschloß sie, bei nächster Gelegenheit ihre Rechte selbst zu reklamieren. Dieselbe bot sich, als einer ihrer italienischen Pagen, der das von ihr während der Messe benützte Gebetbuch zurückbringen sollte, infolge der Nachlässigkeit eines Hoffräuleins im Dienste bis in ihre inneren Gemächer gelangte, dort überrascht und sofort aus dem Dienst entlassen wurde. Diesen Vorfall nahm sie nun zum Anlaß, um andern Tags während der Messe der Kurfürstin-Mutter eine Szene zu machen, wobei freilich ihr Ungestüm an der unerschütterlichen Ruhe und dem imponierenden Auftreten derselben kläglich Schiffbruch litt.

Seitdem war der Bruch zwischen den beiden Frauen vollendet.

Die Kurfürstin Maria Anna, eine Habsburgerin, besaß resoluten Willen und männliche Energie. Nach dem Tode ihres Gemahls, des Kurfürsten Maximilian, trat sie an die Spitze der Regentschaft und wußte, auch nachdem der Kurprinz die Großjährigkeit erlangt hatte, ihre tonangebende Stellung beizubehalten. Den Einfluß auf die äußere Politik des Landes teilte sie mit

dem Grafen Kurz, den neben unbestreitbarer Tüchtigkeit seine ausgesprochene österreichische Gesinnung in dem dauernden Besitz des obersten Staatsamtes erhielt. Dem Hofstaat aber stand sie allein mit ungeteilter Autorität vor, die sie mit Würde und Entschiedenheit handhabte.

Die öfteren Versuche der Kurprinzessin, eine etwas selbständigere Stellung am Hofe zu erringen, hatten nur die Wirkung, daß diese die Abhängigkeit, in die sie sich zurückverwiesen sah, um so drückender empfand; ihre Briefe an Mutter und Schwester behandelten mit Vorliebe das Thema, unter welch unerträglichem Absolutismus sie leide. Von Hause aus gewöhnt, daß alles und jedes sich ihren Wünschen fügte, sah sie sich als Gemahlin des Kurprinzen dem Willen einer Dritten und einer tyrannischen Ordnung sklavisch unterworfen; „ich muß," berichtete sie, „um 6 Uhr früh aufstehen, und wenn ich nicht aufwache, weckt man mich; um 9 Uhr abends habe ich mich zu Bette zu legen; eine dieser Stunden zu verfehlen, würde als Sakrilegium angesehen werden;" sie klagte, daß, wenn sie in den Garten gehen wolle, sie gezwungen werde auszufahren; wolle sie schreiben, so gestatte man es ihr nicht u. s. f. „O," schrieb sie an ihre Schwester Margherita, „ich würde gut thun, wenn ich dir riete, nie zu heiraten; denn ich glaube, daß es nicht eine einzige gibt, die sich nicht tausendmal in ihre frühere Lage zurücksehnt, zumal wenn man verheiratet ist, wie ich." Alles in allem fand Adelheid, daß sie an diesem Hofe zu einer ihrer unwürdigen Stellung verurteilt sei und nicht für das angesehen werde, wofür sie sich zu halten berechtigt glaubte. Darüber empörte sich begreiflicherweise ihr natürlicher Stolz, sie blickte mit Geringschätzung auf die sie umgebenden Verhältnisse und verglich wie zum Hohn die Einfachheit und Pedanterie des Münchener Hofes mit dem lebenslustigen Treiben in Turin, woher mit jeder Woche neue Nachrichten von glänzenden Festen einliefen, die oft aus den allernichtigsten Anlässen gefeiert wurden. Die üble Wirkung solcher Berichte ward selbstverständlich bemerkt, und es ging dem Beichtvater der Kurprinzessin der Auftrag zu, einen Wink nach Turin zu geben, daß man von dergleichen Zeitungen sparsameren Gebrauch machen möge. Es liegt aber im Wesen heißblütiger Naturen, wie Adelheid eine war, daß ihrem sonst so sympathischen Naturell, wenn es sich im gesteigerten Affekte äußerte, sich leicht häßliche Züge beimischten. Als solche erscheinen bei ihr im Zustande der Gereiztheit eine thörichte Ueberhebung und kindische Spottlust, für welch letztere namentlich die Kurfürstin-Mutter herhalten mußte.

Die Beschäftigung mit den höchsten Staatsaufgaben, denen sie ebensoviel Verständnis als Interesse entgegenbrachte, hielt diese nämlich durchaus nicht ab, sich zugleich um die geringfügigsten Details des kurfürstlichen Haushalts zu bekümmern, dessen Kontrolle sie bis auf Küchenangelegenheiten und die Haltung des Viehes auf ihren Gütern ausdehnte. Diese Küchen- und Stallpromenaden der Kurfürstin-Witwe versäumte die kurprinzliche Schwiegertochter selbstverständlich nicht nach Turin zu berichten und dieselben im Tone überlegener Ironie zu kommentieren. Der Biograph Adelheids bemerkt hierzu mit Recht, daß dieser Tadel im Gegenteil nur zum Lobe der Kurfürstin spreche, da die Sorge für häusliche Dinge, wenn mit Würde bethätigt, auch die höchstgestellten Frauen nur ehre, und wir können ebenso seiner weiteren, anderwärts geäußerten Meinung nur zustimmen, daß Adelheid das Leben heiterer verlaufen wäre, wenn sie sich auf die Dauer irgend einer Sorge hätte hingeben können, und daß nur ihre Unthätigkeit schuld war, wenn so viel Verdruß und Klagen ihr Dasein verdüsterten.[1]

Ein Gebiet gab es nun allerdings, auf dem sie, wenn man sie nicht entschieden davon ferne gehalten hätte, eine nur allzu eifrige Thätigkeit entfaltet haben würde: die Politik. Auch darin verleugnete sie ihre Herkunft nicht; ihre Mutter Christine hatte nach dem Tode Viktor Amadeus' I. mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung geführt, und mit dem Namen der Maria von Medici, ihrer Großmutter, ist einer der ereignisreichsten Abschnitte der französischen Geschichte verknüpft. Indes, solange die Kurfürstin-Mutter Maria Anna am Leben und Graf Kurz im Amte waren, konnte Adelheid, obwohl seit 1654 Kurfürstin, bei ihren erklärten Sympathien für Frankreich und ihrer Abneigung gegen die Spanier nicht daran denken, einen Einfluß auf die Regierung zu gewinnen. Ja, als sie einmal bei dem Empfang eines fremden Gesandten eine an sich harmlose Aeußerung politischer Natur fallen ließ, hatte das sogleich ernstliche Vorstellungen seitens des Grafen Kurz zur Folge, und auch die Kurfürstin-Mutter hielt mit ihrem Tadel nicht zurück. Allein diesmal konnte es die Kurfürstin doch nicht über sich bringen, dem auf sie geübten Drucke zu gehorchen, weil sie wohl wußte, daß ihre Gegner nicht über die Mittel verfügten, um in diesem Punkte ihren Willen durchzusetzen. Daher suchte sie nunmehr um so geflissentlicher in geheimen Umtrieben eine Befriedigung ihres Ehrgeizes. Die Ziele,

[1] Clar. a. a. O. S. 57: l'ozio era per lei fatale etc.

die sie dabei im Auge hatte, faßte sie selbst bezeichnend in die Worte zusammen: Erhöhung der Häuser Bayern und Savoyen. Dieses strebte seit einem halben Jahrhundert nach Erweiterung seines Gebietes poabwärts und nach der Küste hin, wie nach Zuerkennung des Königstitels, und obwohl in eine andere Sphäre der Interessen verpflanzt, umfaßte Adelheid doch die Aspirationen ihres Hauses mit ganzer Seele. Was sie sich aber unter der Erhöhung Bayerns dachte, das zeigt uns eine Stelle des Briefes, in dem sie die Nachricht vom Tode des römischen Königs an die Herzogin Christine meldete (2. August 1654), wo sie, auf die Frage anspielend, wer wohl Kaiser werden möchte, schrieb: „Wolle Gott, daß sie einen dazu machen, den ich mir wünsche, und der, wie ich sicher bin, auch Eurer Königl. Hoheit nicht unangenehm sein würde.“ Seitdem aber das Symbol der höchsten aller Ehren, die die Welt an eine Frau zu vergeben hat, wieder frei geworden, da begannen alle die tausend kleinen Wünsche, die dieses unzufriedene Herz durchwühlten, zu schweigen vor dem einen sehnsüchtigen Verlangen nach dem kaiserlichen Stirnschmuck. Welche Pein hatte es ihr bereitet, als sie das Jahr zuvor (1653) bei dem Besuche der kaiserlichen Familie in München den Gliedern derselben, darunter auch dem Knaben, der damals der erwählte römische König war, Hand und Mantelsaum küssen mußte! Wie hatte sie die gnädige Herablassung, die sie in dem Benehmen der Kaiserin wahrzunehmen glaubte, in ihrem Innersten verwundet, und klingt nicht der gepreßte Ton ohnmächtiger Wut der in ihrem Geschlechtsstolz gedemütigten Frau aus den damals von ihr niedergeschriebenen Worten: „Je suis plus qu'elle; ich bin mehr wie sie; sie ist ja doch nur eine Gonzaga! ...“ „Und diese Habsburger,“ höhnte sie ein anderes Mal, „waren sie mehr als armselige Grafen vom Elsaß, ehe sie auf den deutschen Königsthron berufen wurden?“ Ja, im kaiserlichen Purpur hätte sie dann mit Geringschätzung jener fehlgeschlagenen Hoffnungen auf den Thron der Bourbonen gedenken können, mit denen einst die Mutter ihr kindliches Herz erfüllt hatte.

Nun starb wirklich im April 1657 Ferdinand III., ehe er seinem Hause die kaiserliche Würde hatte sichern können. Als dann bald darauf bekannt wurde, daß Frankreich unter allen Umständen das ganze habsburgische Haus vom Kaisertum ausgeschlossen sehen wolle und sich sehr für die Wahl Ferdinand Marias bemühe, so geriet die Kurfürstin in eine fieberhafte Unruhe, und in kurzem hatte sie unter Mitwissen ihres Gemahls und des Beichtvaters eine geheime Korrespondenz zu Agitationszwecken angeknüpft, deren

Fäden nach Frankfurt, Turin und dem französischen Hoflager liefen.[1] Inzwischen aber hatte bereits die Kurfürstin-Mutter, die sich noch immer in ihrer maßgebenden Stellung fühlte, dem österreichischen Gesandten bezüglich des bayerischen Wahlvotums die bündigsten Versicherungen gegeben. So ausgemacht war jedoch der Standpunkt der Regierung, das heißt in diesem Falle des Grafen Kurz, keineswegs. Im Gegenteil hatte derselbe die vertrauliche Anregung aus der Mitte der geistlichen Kurfürsten, wie sich Bayern gegenüber einem eventuellen Angebot der Krone verhalten würde, mit der Frage erwidert, wie man seinem Herrn die Annahme derselben zu ermöglichen gedenke, da die eigenen Mittel zur Führung eines kaiserlichen Hofstaats nicht ausreichten. Ein Spezialgesandter wurde insgeheim zur Entgegennahme der begehrten gutachtlichen Antwort an einige der rheinischen Kurhöfe abgeordnet. Als aber die geistlichen Kurfürsten, in deren Namen jene erste Anregung ergangen war, die Taktlosigkeit begingen, jene Bitte um weitere Aufklärung unbeantwortet zu lassen, so wirkte das auf die bayerische Regierung so ernüchternd, daß Graf Kurz sich entschlossen auf die Seite Oesterreichs schlug und Ferdinand Maria bewog, demselben seine Stimme durch Vertrag zuzusichern. Das war aber alles geschehen, ohne daß die Kurfürstin die geringste Kenntnis davon hatte.

Mittlerweile war auch schon eine französische Gesandtschaft in Frankfurt eingetroffen und hatte eine Anzahl Kurfürsten und deren Räte, die nach deutscher Art la main tendue Politik zu machen pflegten, für die Erhebung Bayerns zum Kaisertum gewonnen, so daß man, um des Erfolges sicher zu sein, nur mehr einer kategorischen zustimmenden Erklärung seitens des Kurfürsten zu bedürfen glaubte. Um diese zu erlangen, sandte Mazarin einen Geheimagenten namens Atto Melani, der seines Zeichens ein Sänger war und auch einen Bruder an der erzherzoglichen Kapelle in Innsbruck hatte, mit vertraulichen Schreiben nach München. Graf Kurz hatte davon Wind bekommen und spottete, daß nun auch Kapaunen ins Spiel gebracht werden,[2] ließ aber im übrigen der Sache ihren Lauf. Melani wurde von der Kurfürstin und

[1] Claretta behauptet S. 113, daß die Aspirationen der Kurfürstin derselben den ernstlichsten Tadel seitens der Herzogin Christine eingetragen hätten. Bei Chéruel, Hist. de France sous Mazarin T. 3 dagegen ist ein Schreiben Mazarins an die französischen Gesandten in Frankfurt aufgeführt, aus dem hervorgeht, daß die Herzogin im Gegenteil für die bayerische Wahl mit Hochdruck gearbeitet hat.

[2] Mit Beziehung darauf, daß Melani Kastrat war.

dann vom Kurfürsten in Audienz empfangen und überreichte die Handschreiben Ludwigs XIV. und Mazarins mit dem Anerbieten einer Jahrespension von mehreren Millionen und der Leistung von Subsidien zum Unterhalt einer stehenden Truppe, wenn Ferdinand Maria sich zur Annahme der Krone entschlösse. Umsonst! Er war gebunden. Doch sollte es niemand wissen, und so verlegte er sich aufs Temporisieren. In Frankreich aber vermochte man der wahren Gesinnung des Kurfürsten um so weniger auf den Grund zu sehen, als die Briefe der Kurfürstin zwischen dem Tone fester Zuversicht und völliger Verzagtheit wechselten. Da machte sich einer der eifrigsten deutschen Diplomaten, die es mit Frankreich hielten, von Frankfurt auf, um durch persönliche Intervention jene Zustimmungserklärung zu erlangen; „er wolle mit dem Kurfürsten einmal deutsch reden," hatte er sich vernehmen lassen. Allein was er aus München heimbrachte, wurde gleich darauf durch die bayerische Gesandtschaft desavouiert. So entschloß sich endlich das Haupt der französischen Gesandtschaft in Frankfurt, der Herzog von Gramont, der unerträglichen Ungewißheit ein Ende zu machen; er begab sich nach München und setzte nochmals Ferdinand Maria in beredten Worten die Vorteile auseinander, die ihm und seinem Hause aus der Annahme der Krone erwachsen würden. Der Kurfürst wies ihn achselzuckend an den Grafen Kurz, und dieser bemerkte dem Herzog in lakonischer Bündigkeit, er solle sich keine weitere Mühe machen, Frankreich habe auf ein Eingehen Bayerns in seine Absichten unter keiner Bedingung zu rechnen. Nun wußte der Gesandte wenigstens, wie er daran war. „Ich glaube nicht," schrieb er damals in seiner bekannten Malice, „daß der bayerische Kurfürst sich wegen vermessenen Ehrgeizes die Verdammnis zuzieht, noch daß der Eifer, auf den Thron der Cäsaren zu gelangen, ihm den Hals brechen wird." [1]

Somit war der kurze, schöne Traum Adelheids, „dieses kleine Komplott weiblicher Eitelkeit", wie es Lemontey nannte, in nichts zerronnen. Sie hat es dem Grafen Kurz niemals vergeben, daß sie nur una semplice duchessa di Baviera geblieben. Auch der Kurfürst selbst hat nach Jahren unverhohlen erklärt, daß es ihn sein Leben lang reue, damals die Krone nicht angenommen zu haben. Da nun in diesen seinen Worten eine schwere Anklage gegen jene Männer enthalten ist, die ihn zu derselben Zeit berieten,

[1] „Je ne crois pas qu'il soit damné pour une ambition démésurée ni que la précipitation de monter sur le trône des Césars lui fasse rompre le col." Chér. a. a. O. S. 87 Anm. 2.

so ist es die Pflicht der Spätergeborenen, dieselben, wenn sie es können, dieses Vorwurfs zu entlasten. Und so läßt sich denn mit Bestimmtheit sagen, daß das treffende Wort eines jener bayerischen Bevollmächtigten zum Frankfurter Wahltag, des Geheimen Rates Oexle: es sei auf die Kurfürsten bei ihrer Proteusnatur nicht der geringste Verlaß, durch den Gang der Wahlverhandlungen glänzend bestätigt, und es außer Zweifel gestellt ist, daß der Kurfürst die Krone niemals bekommen haben würde. Im Gegenteil hat die Politik des Grafen Kurz, dem die Geschichte wohl noch einst das Prädikat eines ebenso wackeren Patrioten als treuen und weisen Dieners seiner Dynastie zuerkennen wird, seinen Herrn damals vor dem Lose bewahrt, das fast hundert Jahre später seinem weniger gut beratenen Enkel Karl Albert zu teil ward, der am Tage nach seiner Kaiserkrönung sich „krank, ohne Land und ohne Geld", wie er war, mit Hiob, dem Mann der Schmerzen, vergleichen konnte.

Die Vorkommnisse in der verflossenen Wahlperiode zogen aber allerlei Folgen für Adelheid nach sich. Zunächst mußte ihr Beichtvater P. Montonaro „aus Gesundheitsrücksichten" den Abschied nehmen. Sein Anteil an der heimlichen politischen Korrespondenz seiner Herrin hatte ihm den Unwillen des Grafen Kurz zugezogen. Betrübender mußte für ihn sein, daß ihn auch die Kurfürstin fallen ließ. Die ungeschminkte Wahrheitsliebe in den ihm zur Pflicht gemachten Berichten an die Herzogin Christine, in denen er die Schattenseiten im Charakter und Leben der seiner geistlichen Obhut anbefohlenen Prinzessin schonungslos aufdeckte, und aus denen die Herzogin wiederholt Veranlassung nahm, der Tochter nachdrückliche Vorhalte zu machen, hatte ihm nach und nach die Gunst Adelheids entzogen; dazu kam, daß er sich über unnötige und hohe Ausgaben derselben dann und wann ein mißbilligendes Wort erlaubte und ihre Berufung auf die im Hause Savoyen traditionelle Generosität und Freigebigkeit nicht gelten ließ. Vielleicht zu streng war es von ihm, wenn er ihre Freude am Singen, Musizieren und Tanzen rügte. „Was mich betrifft," rechtfertigte sie sich einmal der Mutter gegenüber, „so geschieht von mir alles, was mir für die Ehre Gottes und meinen Ruf zu thun obliegt; ebenso folge ich in politischen Dingen seinem Rate. Aber wenn er zürnt, daß die Damen ihre Reitbeinkleider vergessen, so kann ich darüber nur lachen." Die Kurfürstin empfahl ihn übrigens noch angelegentlich der Huld der Herzogin Christine, als er in seine piemontesische Heimat abreiste.

Die ohnehin schon gespannten Beziehungen zwischen der Kur-

fürstin und dem Grafen Kurz hatten durch die bekannten Vorgänge bei der Wahlkampagne eine weitere Trübung erfahren, die zu den heftigsten Konflikten führen sollte. Daß es so weit kam, läßt sich eben nur aus den eigentümlichen Verhältnissen am bayerischen Hofe erklären. Denn wir haben von Adelheid den handschriftlichen Beweis, daß, obwohl sie mit dem System des Grafen Kurz sehr unzufrieden war und ihm manches nicht vergeben konnte, sie doch seine Verdienste achtete und ihm das Zeugnis eines ebenso klugen als erfahrenen Ministers gab. Dieser hinwiederum begnügte sich, dem nach seiner Ueberzeugung gefährlichen Eingreifen der Kurfürstin in Regierungshandlungen einen Damm entgegenzusetzen, war aber viel zu loyal und zu klug, um dabei über die distance respectueuse hinauszugehen. Auch hütete er sich wohl, seiner Gegnerin irgend eine Handhabe zu seinem Sturze zu bieten. Anspielungen auf seine allmächtige Stellung wies er mit der Bemerkung zurück, daß er nur der Diener seines Herrn sei, dessen Befehlen er in Treue nachkomme. Es waren also die unmittelbaren Beziehungen zwischen der Kurfürstin und dem Grafen Kurz nicht darnach angethan, in ein völliges Zerwürfnis auszuarten. Vielmehr kam der Anstoß dazu von dritter Seite.

Das piemontesische Gefolge Adelheids war für den ganzen Hof der Gegenstand unausgesetzten Verdrusses: für die Kurfürstin, indem sie ihre Landsleute nicht, wie sie es gerne wünschte, behandelt zu sehen glaubte, für den bayerischen Hofstaat aber, sofern sie gegen denselben ein unerträglich anspruchsvolles und herausforderndes Benehmen an den Tag legten. Dazu kam aber noch, daß dieses leichtfertige Völklein seine ganz besondere Freude am Skandal hatte und mit ebensoviel Bosheit als Verlogenheit die kompromittierendsten Nachrichten über die Glieder der kurfürstlichen Familie, darunter auch über die Kurfürstin selbst, in Umlauf setzte. Ein besonders eklatanter Fall veranlaßte den Grafen Kurz, die leicht ermittelten Schuldigen in den Turm werfen zu lassen. Allein trotz der gravierenden Momente, welche die eingeleitete Untersuchung zu Tage förderte, ließ sich die Kurfürstin nicht abhalten, sich auf die Seite ihrer Landsleute zu stellen, und als sie die Freilassung der Verhafteten nicht zu erwirken vermochte, brach sie in die heftigsten Schmähungen gegen den Grafen aus. Ja, sie betrachtete sich als das Opfer einer schmählichen Kabale, die derselbe gegen sie angezettelt haben sollte, und beschuldigte ihn nicht bloß des Einverständnisses mit den Eingekerkerten, sondern sogar der direkten Urheberschaft des Skandals. Nicht genug damit, verdächtigte sie ihn, daß er aus Furcht, seine Autorität zu

verlieren, gefordert habe, sie strenger zu halten, ja, wenn sie sich nicht füge, auch noch einzusperren. Schließlich wurde sie noch vollends vom Wahne ergriffen, daß man ihr nach dem Leben trachte, und sie bat die Herzogin Christine alles Ernstes, ihr Gegengift jeglicher Sorte zu schicken. „Sie würde nicht die erste bayerische Fürstin sein," begründete sie unter anderm ihr seltsames Verlangen, „die unter dem Mordstahl oder an Gift sterbe; obwohl sie den Tod nicht fürchte, den sie im Gegenteil als das größte Glück betrachte und von Herzen ersehne, so würde es doch," — bemerkte sie naiv — „ihrem Rufe sehr schaden, wenn sie an Gift stürbe." Wenn wir auch heute über solche Exaltationen den Kopf schütteln mögen, so ist doch wahr, daß sich die Kurfürstin tief unglücklich fühlte; sie erschien sich als das Schaf in der Gewalt der Wölfe, und es wird erzählt, daß sie nicht selten, wenn sie mit ihrem Lehrer musizierte, in einem Anfall von Schwermut die Laute von sich schleuderte und ihren Thränen freien Lauf ließ.[1]

Nachdem aber die Dinge so weit gediehen, war der Weg zur gegenseitigen Verständigung abgeschnitten. Sollte der Friede wieder in das kurfürstliche Haus zurückkehren, so mußte eine höhere Macht eingreifen. Und sie ließ nicht allzulange auf sich warten. Schon 1662 wurde Graf Kurz zu seinen Ahnen heimberufen und drei Jahre darnach ging auch die Kurfürstin-Mutter zur ewigen Ruhe ein. Die ihr angeborene Herzensgüte verleugnete Adelheid auch bei diesem letzten Trauerfalle nicht; in dem Schreiben, womit sie ihren Bruder, den regierenden Herzog von Savoyen, von dem Ereignis benachrichtigt, konnte sie sich zwar die Genugthuung nicht versagen, an die vielen Leiden und Kümmernisse zu erinnern, die ihr die Verstorbene bereitet, doch bekannte sie zugleich, — und es ist auch von Zeugen bestätigt — daß sie über ihrem Totenbette reichliche Thränen aufrichtigen Schmerzes vergossen habe.

Damit war für Adelheid eine neue Zeit angebrochen. Sie hatte nun wieder, was sie seit ihrer Mädchenzeit nicht mehr kannte: den freien Willen. Mit der lästigen Ueberwachung und Bevormundung ihres Privatlebens war es vorbei. Wer wollte es ihr nun wehren, wenn sie mit ihren Landsleuten, auch denen, die im Range tief unter ihr standen, vertraulich that? Wer wagte

[1] Vgl. Simeoni an die Herzogin Christine: Da qualcho tempo in qua si osserva la serenissima duchessa elettrice oppressa da tanta mestizia che le viene tolto quasi affatto il dormire e il mangiare, e sebbene in certi giorni si dimostri meno melanconica, in altri però così mesta ed afflitta se ne sta che non desidera che di essere sola e piangere continuamente. Clar a. a. O. S. 122.

ihr von Verschwendung zu reden, wenn sie die frühere Knickerei und Unbilligkeit gegen ihre Günstlinge mit verdoppelter Generosität ausglich, wenn sie Halsgeschmeide, die sie nur einmal getragen, an ihre Courtisanen verschenkte? Wer endlich durfte sie schweigen heißen, wenn sie in den Fragen des Landes ein Wort mitzusprechen begehrte? Und nun trieb auch das bayerische Staatsschiff mit vollen Segeln in das Fahrwasser Frankreichs. Graf Hermann Fürstenberg, ein Bruder der als französische Parteigänger berüchtigten Grafen Egon und Wilhelm, führte das Steuer, und es beginnt die Reihe der Allianz- und Subsidienverträge, durch die sich der Kurstaat zur Vertretung der französischen Interessen auf allen Reichstagen und Konventen, zu einer bewaffneten Neutralität zum Vorteile dieser Macht und bei der nächsten Kaiserwahl zur Abgabe seiner Stimme für Ludwig XIV. verpflichtete. Ja, es ließ sich der Kurfürst am Gängelbande französischer Staatskunst dahin bringen, im Jahre 1675 in einem geradezu nationalen Kriege dem schwedischen Reichsfeinde gegen Brandenburg Hilfe zu versprechen.

Daß der Kurfürstin an diesem Systemwechsel ein ziemlich reicher Anteil zugemessen werden darf, steht außer Frage.[1] Wer anders als sie konnte den Kurfürsten z. B. veranlassen, dem Herzog von Savoyen zur Unterwerfung der aufständischen Waldenser, wie später zum Kriege mit Genua militärischen Sukkurs zu schicken? Ist es doch bekannt, daß Ferdinand Maria, was Gefügigkeit und Lenksamkeit des Willens betrifft, von keinem seiner Vorgänger oder Nachfolger übertroffen wurde. Was liegt da näher, als daß er nach dem Tode seiner Mutter und des Grafen Kurz — unter deren Leitung, wie ein französischer Memoirenschriftsteller sich mit beißendem Witz einst ausdrückte, er so wenig irren zu können glaubte, wie der Papst — sich völlig dem Einfluß seiner Gemahlin hingab, deren geistige Ueberlegenheit er neidlos anerkannte und die er abgöttisch liebte, besonders seitdem sie nach Jahren anhaltender Unfruchtbarkeit ihn mit Nachkommenschaft beschenkte? Als das freudige Ereignis zum erstenmal eintrat, schrieb es die Bigotterie jener Zeit der Wirkung eines gemeinschaftlich zur selben Zeit gesprochenen Gebetes der Kurfürstin und eines frommen in Bologna lebenden Theatinerbruders zu, und die im schwülstigen Barocko, doch im Innern nicht ohne vornehme Pracht gebaute Theatinerkirche in München ist das aus jenem Anlaß errichtete Kolossal-

[1] Chapuzeau in seiner Rélation de l'estat etc. versichert bestimmt: l'Electeur est souvent très-aise d'écouter ses sentiments.

denkmal fürstlichen Dankes gegen einen Orden, der sich in so reichem Maße der göttlichen Gnade erfreute. Vermutlich dürften aber die von der Kurfürstin fleißig gebrauchten Heilbrunner[1] Mineralbäder zu jenem Erfolg mehr als dergleichen religiöse Uebungen beigetragen haben.

Aus demselben Anlaß hatte ihr der Kurfürst ein großes Grundstück zum Geschenk gemacht, und sie beschloß nun, darauf ein Schloß zu erbauen. Da um jene Zeit ihr Bruder, der Herzog Karl Emanuel, nach dem Vorbild von Fontainebleau das berühmte Jagdschloß la Venaria hatte aufführen lassen, so bestellte sie bei dem Baumeister des letzteren und anderen Architekten Pläne und wählte davon den des Agostino Bonello zur Ausführung. So entstand Nymphenburg. Hier wie in Schleißheim und Dachau erschien sie dann auch mit ihren Damen zu den Jagden auf Hirsche und Wildschweine, ein Sport, dem sie anfänglich unüberwindlich scheinende Abneigung, später dagegen wahre Leidenschaft entgegenbrachte. Die glänzendsten Jagdfeste aber veranstaltete der Hof auf dem Würmsee, an dessen Ufer das Schloß Berg sich erhob, von dem ein über und über vergoldetes, mit springenden Fontainen und reichstem plastischen Schmuck ausgestattetes Prachtschiff, der von dem Venetianer Santurini erbaute „Bucentaur“, die Gäste auf den See hinausführte. In der Residenzstadt vergnügte sich der Hof an Maskenfesten, italienischen Singspielen und Balletts, die in dem nach Palladios Theater zu Vicenza erbauten Opernhaus aufgeführt wurden; ein geräuschvolleres und blendenderes Schauspiel aber boten die je nach der Jahreszeit zu Wagen oder im Schlitten veranstalteten Korsi und die in dem gewaltigen, für zehntausend Zuschauer berechneten Turniersaal abgehaltenen Ritterspiele und Karussells. Zu den Unterhaltungen, welche nur den engsten Kreis der kurfürstlichen Familie vereinigten, gehörten vor allem häusliche Konzerte, bei denen Ferdinand Maria das Spinett spielte, sein Bruder Maximilian die Querpfeife blies und Adelheid den Gesangspart übernahm; von zerstreuenden Spielen wurde namentlich das Trucco, eine Art Billard, getrieben. „Suonare, leggere e lavorare con allegria“ waren, wie der Biograph Adelheids berichtet, im ganzen und großen ihr Zeitvertreib. Von der letzteren Seite ihrer Thätigkeit haben wir noch ein Andenken in den Oelmalereien auf Pergament, die das bayerische National-Museum aufbewahrt. Was ihre Lektüre betrifft, so hatte

[1] Noch gegenwärtig ein Mineralbad, zwischen Tölz und Penzberg gelegen, mit der „Adelheidsquelle“.

sie zwar ausgesprochene Vorliebe für Werke leichteren Genres, wie z. B. die Metamorphosen, doch las sie auch asketische Schriften, von denen die Philothea ihre Lieblingslektüre bildete. Sie war aber auch selbst litterarisch thätig, dichtete Madrigale und schrieb kleine Komödien, die sie durch Herren und Damen vom höheren Adel vor dem Kurfürsten aufführen ließ. Zwei Schriften von ihr, ein Lobgedicht auf die heilige Klara von Agolanti und eine Gebetssammlung, beide in italienischer Sprache verfaßt, sind in den Jahren 1661 und 1670 zu München im Druck erschienen.

Einen Wunsch aber trug sie noch ungestillt in ihrem Herzen: die Heimat vor ihrem Tode noch einmal zu betreten. Zwar zeigte der Kreis der Ihrigen schmerzliche Lücken; ihre Mutter, die Herzogin Christine, war seit Jahren tot, desgleichen, nach einem kurzen und unglücklichen Eheleben, ihre mit einem Herzog von Parma vermählt gewesene Schwester Margherita, in deren teilnehmenden Busen sie seit den Tagen der Trennung die ganze Fülle ihrer großen und kleinen Leiden zu versenken gewohnt war. Nach dem Hinscheiden beider vereinigte sie die treue Liebe, mit der sie an ihrer Familie gehangen, auf ihren Bruder, den regierenden Herzog Karl Emanuel II., mit dem sie die zärtlichsten Briefe wechselte. Oft sprach sie darin von der Hoffnung des Wiedersehens. Ihre Sehnsucht wuchs, als Herzog Maximilian, der Bruder des Kurfürsten, nach seiner Rückkehr von einer Italienreise ihr über seine Aufnahme am piemontesischen Hofe und die dort erhaltenen Eindrücke berichtete. „Er erklärte hoch und teuer," schrieb sie in freudigem Stolze an ihren Bruder, „daß selbst der kaiserliche Hof dem von Savoyen nachstehe, und daß er lieber in Piemont Edelmann, als in einem andern Lande Fürst sein wollte. Ich würde einen Band voll zu schreiben haben, wenn ich das Lob erschöpfen wollte, das er Euch und Eurem Hofe zollte ... Es ist darum eine ungemeine Freude für mich, daß mein Schwager das bestätigt, was ich so oft gesagt habe, ohne daß man es mir glauben wollte. Ich wünschte nur," schloß sie mit einer malitiösen Wendung, „daß die Kurfürstin-Mutter noch am Leben wäre, denn sie würde es nicht aushalten können bei den Erzählungen ihres Sohnes, so sehr würde ihr dabei die Galle aufsteigen." — Es sollte kein erfreulicher Anlaß sein, der ihr Verlangen der Erfüllung nahe brachte. Die Kurfürstin kränkelte nämlich und die Aerzte rieten dringend den Gebrauch der Bäder von Battaglia bei Padua an. Dorthin begleitete sie der Kurfürst im Sommer 1667 zu mehrmonatlichem Aufenthalte. Von da aber nach Piemont zu reisen, wollte ihr der Kurfürst nicht gestatten, den der bevorstehende

Krieg zwischen Spanien und Frankreich zur beschleunigten Heimreise bewog. Die günstige Wirkung der Bäder von Battaglia äußerte sich bald auch im Familienstand des kurfürstlichen Hauses, der sich immer übers Jahr, zuerst mit Prinz Joseph Clemens, dann mit der Prinzessin Giovanna Violante vergrößerte. Von den sieben Kindern aber, die sie im Lauf der Jahre geboren, blieben ihr nur vier am Leben, die beiden letztgenannten, nämlich Joseph Clemens, später Erzbischof von Köln, und Violante, die sich mit Ferdinand, dem Sohne Cosimos III. von Medici, vermählte; dann die erstgeborene Anna Maria, an der Adelheid die Freude erlebte, sie zu dem einst ihr verkündeten Lose einer Braut des Dauphins von Frankreich bestimmt zu wissen, und endlich Max Emanuel, der populärste der bayerischen Kurfürsten und das geistige Ebenbild seiner Mutter. Ueber diesen teilte sie, als er erst einige Jahre zählte, einen reizenden Zug mit, der das ihm eigene ritterliche Wesen schon im Keime zeigte; als sie nämlich einst aus einer leichten Wunde blutete, und dies der Kleine sah, habe er nach dem Degen gegriffen und den zu töten verlangt, der Mama bluten gemacht.

Die häufigen Entbindungen hatten aber die ohnehin nicht sehr feste Konstitution der Kurfürstin fühlbar geschwächt und auch das rauhe Klima der bayerischen Hochebene, wo sie bald hier bald dort eines der exponiert gelegenen Schlösser bewohnte, mag seinen Teil dazu beigetragen haben, ihre Gesundheit zu untergraben. Verhältnismäßig früh bildete sich bei ihr ein Herzfehler aus, verbunden mit einem Nervenleiden, dessen Symptome bereits in dem krankhaft überreizten Zustand der Kurfürstin in jenen Jahren sich zu erkennen geben, die man in Anwendung eines modernen Ausdrucks ihre Konfliktszeit nennen möchte. Im Jahre 1664 traten zuerst Herzmuskelkrämpfe an ihr auf, die von da an in beängstigender Häufigkeit sich wiederholten. Seelische Erschütterungen jeder Art mußten daher für sie im höchsten Grade nachteilig werden. Wider Erwarten leicht überstand sie den Schrecken aus Anlaß des Brandes der Residenz (1674), wobei sie nachts, nur halb bekleidet, mit ihren Kindern durchs Freie in das gegenüberliegende Stift der Theatiner flüchten mußte. Dagegen ergriff sie es aufs tiefste, als das Jahr darauf mit dem Tode ihres Bruders, des regierenden Herzogs von Savoyen, das letzte Glied der Kette brach, das sie mit ihrem Hause verbunden. Sie sollte sich von diesem Schlage nicht mehr erholen. Am 18. März 1677 hauchte sie ihr junges Leben aus, nachdem in der letzten Zeit sich ihre Krampfanfälle in so rapider Folge eingestellt hatten, daß

man von einem Tage zum andern ihr Ende erwartete. Ihre irdische Hülle nahm die Gruft bei den Theatinern auf, wo seitdem die Glieder des bayerischen Kurfürsten- und Königshauses ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Kurfürstin Adelheid war keine Frau von mehr als gewöhnlichen Eigenschaften, obwohl sie deren Eigenart zu einer anziehenden und interesse-erweckenden Persönlichkeit machte; was sie gewissermaßen heraushob, war die Unbedeutendheit ihrer Umgebung und die Verhältnisse, die ihrem Dasein zur Folie dienten. Immerhin war sie aber ein Charakterbild von festem Gepräge, das sich von ihr auf Sohn und Enkel in unverwischter Reinheit vererbte: wir meinen ihr weiches, liebebedürftiges und großmütiges, aber auch grenzenlos egoistisches, von unruhigem Ehrgeiz verzehrtes und den unberechenbarsten Stimmungen unterworfenes Herz, ihre Freude an bestechendem Prunk, verschwenderische Generosität und Leutseligkeit, ja sogar warme Teilnahme gegenüber der näheren Umgebung, dabei aber — ganz dem Geiste der Zeit entsprechend — völlige Unempfänglichkeit und Verständnislosigkeit für die Fürst und Volk verbindenden sittlichen Pflichten. Als persönliche Vorzüge rühmten alle, die der Kurfürstin nahetraten, ihre Schönheit, ihre lebhafte und anmutige Konversation, ihr kunstvolles Lautenspiel. Dagegen gingen die Urteile der Zeitgenossen über ihre politischen Fähigkeiten und „Praktiken" sehr auseinander; während ein französischer Memoirenschriftsteller (Chapuzeau) ihr das schmeichelhafte Zeugnis erteilt, daß, wenn sie geboren gewesen wäre, um allein zu regieren, sie nicht weniger Aufsehen gemacht haben würde als eine Elisabeth, vergleicht sie Graf Kurz auch mit einer Elisabeth, nämlich der Gemahlin des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, „der sie an Vermessenheit gleiche," und ein venezianischer Gesandtschaftsbericht vom Jahre 1658 fällt über Adelheid das strenge Urteil: Bayern habe seinen Feind im eigenen Hause, das sei die regierende Kurfürstin, die nicht zufrieden mit ihrem Lose nach Neuerungen begierig und Frankreich gänzlich ergeben wäre.[1] Gewiß wird, auch wenn wir das, was in diesen harten Worten auf Rechnung des Parteistandpunktes kommt, abziehen, noch ein gutes Korn Wahrheit übrig bleiben; allein einer Frau, die in der Lage ist, Politik zu treiben, sollte es doch wiederum nicht zu schwer angerechnet werden, wenn ihr das Herz mit dem Verstande durch-

[1] Relazione di Batt. Nani bei Fiedler, Font. rer. Austr. T. XXVII: „(Baviera) habbi il Nemico in Casa, ch'è l'Elettrice Regnante, non contenta della sua Sorte, avida di novità, alla Francia totalmente inclinata."

geht. Und wenn ihr, namentlich aus ihren jüngeren Jahren, sonst noch allerlei zum Vorwurf gereicht, so ist ebenfalls wieder anzuerkennen, daß sie aus den vielen Kämpfen, die sie zum guten Teil durch eigene Schuld heraufbeschworen, nicht ohne Läuterung hervorgegangen, daß sie im Laufe der Zeit so manches Unreine als Schlacke ausgeschieden, und die späteren Jahre ihres Lebens Metall von gutem Klange sind. Hat sie doch selbst am wenigsten sich der Erkenntnis verschlossen, daß sie gefehlt, und wir dürfen es neben dem nicht selten von ihr geäußerten unumwundenen Bekenntnis ihrer Schwächen doch auch ein wenig gelten lassen, wenn sie unter Hinweis auf ihre Unvertrautheit mit den Sitten eines fremden Landes und dem in ihm herrschenden Geiste einige Entschuldigung beansprucht.[1] Wollen wir überhaupt die geistige Eigenart der Kurfürstin gerecht würdigen, dann dürfen wir ihre physische Konstitution nicht unberücksichtigt lassen. Und hier drängt sich uns sofort die Wahrnehmung auf, daß sich an ihr das Schillersche Wort auf das zutreffendste erfülle: es biege sich die zarte Fiber des Weibes wie schwaches Schilfrohr unter dem leisesten Hauche des Affekts. In der That war ihr eine so gesteigerte Sensibilität, eine so reizbare Empfindlichkeit eigen, daß sie unvermittelt von einer Stimmung in die gerade entgegengesetzte verfallen konnte. Dieser rasche Wechsel der seelischen Zustände beruhte bei ihr auf einer krankhaften Disposition, an der ein Nerven- und ein Herzleiden konkurrierten. Es ist eigentlich etwas Ergreifendes in dieser Beobachtung, die wir täglich zu machen Gelegenheit haben: dieselben Kräfte, deren geschäftiges Spiel ein anmutiges und reiches geistiges Leben erzeugen, zerstören derweilen unbemerkt dessen physische Wurzeln.

Im Bayerlande ist das Fürstenpaar Ferdinand Maria und Adelheid in den weiteren Schichten des Volkes so gut wie unbekannt; diesen Kurfürst traf eben das Mißgeschick, zwischen einen großen Sohn und einen größeren Vater zu stehen zu kommen und von beiden verdunkelt zu werden. Und doch sollten gerade einige der großartigsten Monumentalbauten in der Landeshauptstadt selbst wie in deren nächster Umgebung das Andenken an ihn und seine Zeit beständig wach erhalten. Wie viele aber von den Besuchern des stillen Schleißheim wissen, daß hier Ferdinand Maria die Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin freudlos verlebte?

[1] Clar. a. a. O., S. 115: „Si sur le commencement j'étais avec lui un peu sauvage, ma jeunesse et l'être dans un pays étranger où les coutumes et les humeurs sont fort différentes des nôtres, me rendaient un peu excusable.“

Oder wieviele von den Tausenden, die das Jahr über in dem weitangelegten Park von Nymphenburg lustwandeln, vermögen den Namen der Kurfürstin zu nennen, deren lieblichste Schöpfung dieser reizende Erdenfleck ist? In der Residenzstadt selbst aber haben sich beide in dem prunkvollen Bau der Theatinerkirche mit seiner hochaufragenden, nicht unschön profilierten Kuppel ein pompöses Denkmal gesetzt. In derselben Kirche ist Adelheid zweimal in Oel gemalt zu sehen: das eine Mal auf dem Stifterbild über dem Hauptaltare, mit lebensfrischen Wangen, heiterer Stirn und lebhaften Augen; das andere Mal in der Sakristei auf einem kleineren Bilde in Habit und Schleier der von ihr gegründeten Kongregation der Sklavinnen der Mutter Gottes, das Cingulum mit dem Totenkopf um die Hüften geschlungen; ihr Antlitz erscheint hier tiefbleich, der Blick niedergeschlagen wie einer Büßerin. Auf diesen beiden Gemälden ist das geistige Wesen dieser Kurfürstin in seinen bedeutsamsten Zügen zur Darstellung gebracht; wie hier im Bilde, so kontrastierten an ihr Weltlust und Entsagung, heitere Lebensfreude und verzehrende Melancholie.

---

# Eine Staatengeschichte Nordamerikas.

Von

Anton E. Schönbach.

War es mir vor einiger Zeit vergönnt, in diesen Blättern über ein Werk zu berichten, das die Staatsmänner Nordamerikas in einer Folge von Biographien schildert, so möchte ich diesmal die Aufmerksamkeit der Leser auf eine ähnliche Sammlung lenken, welche beabsichtigt, die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Staaten der Union in zwanglosen Bänden darzustellen. Zwar fehlt es ihnen durchaus nicht an Spezialgeschichten, ja über manche Staaten gibt es bereits eine ganze Litteratur, aber diese Bücher sind meistens für beschränkte Zwecke, wohl auch pamphletartig geschrieben und überdies bei den eigentümlichen Verhältnissen des amerikanischen Buchhandels schon nach einiger Zeit so schwer zugänglich, daß die neue, von Houghton, Mifflin und Comp. in Boston veröffentlichte, durch den bekannten Erzähler Horace E. Scudder redigierte Reihe, welche zugleich die vorhandenen Forschungen verständig zusammenfaßt, sofort auf dankbare Teilnahme des Publikums zählen konnte. Sechs Bände sind bis jetzt erschienen, von denen der erste, Virginia, schon in fünfter Auflage vorliegt, Maryland, Kentucky, Michigan und Oregon erreichten die zweite, eben ist Kansas hinzugefügt worden. Wenn der Nordosten der Union, die Neu-Englandstaaten, bisher noch nicht in der Sammlung berücksichtigt wurden, obgleich sie durch geraume Zeit die politische Führung besaßen und die eigentlichen Kulturzentren enthielten, so mag dies sich wohl daraus erklären, daß eben ihre Vergangenheit verhältnismäßig am genauesten bekannt ist, sie daher hinter den Staaten des Südens und Westens an allgemeinem Interesse zurücktraten. Wie es kaum anders sein kann, sind die bisher

erschienenen Bände der „American Commonwealths“ ziemlich verschiedenartig angelegt. Gemeinsamer Grundzug des Planes scheint nur, daß auf die Vorgeschichte jedes einzelnen Gebiets bis zu seiner Aufnahme in die Union das Hauptgewicht gelegt wird; in ein paar Fällen schließen die Bände mit Schilderungen der gegenwärtigen Zustände ab, einmal (Kentucky) nehmen die Schicksale des Staates während des Bürgerkrieges den Eifer des Darstellers vorwiegend in Anspruch. Nicht minder unterscheiden sich die Verfasser nach ihrer Haltung in Bezug auf den Stoff: dem einen sind die offiziellen, dem anderen private Quellen wichtiger, jenem Politik, diesem Kultur; klare, nüchterne Berichterstattung und lebhafte Ausschmückung bis zu romantischer Spannung umschreiben die weiten Grenzen, innerhalb deren sich die Bearbeiter mit Freiheit bewegen. Gewiß ist diese Verschiedenartigkeit kein Mangel, vielmehr zum Teil schon in der Sache begründet, denn die historischen Stoffe selbst liegen sehr weit von einander ab und fast jeder begehrt für sich eine gesonderte Behandlung. Das wird eine kurze Uebersicht und Besprechung der Bände erweisen.

Virginia von John Esten Cooke macht den Anfang der Serie. Dieser Platz gebührt ihm auch, wie schon das alte Staatssiegel andeutet, welches unter allen Schildzeichen der Union vielleicht das einzige ist, dessen Anblick einem geschulten Heraldiker nicht Entsetzen erregt. Virginia ist die älteste Kolonie Englands auf amerikanischem Boden, es war die Vormacht im Freiheitskampfe, es hat der Union eine große Zahl bedeutender Staatsmänner geliefert und noch im Bürgerkriege, nachdem längst von der weiten Landmasse Kentucky abgetrennt war, der Staat selbst sich in zwei Teile, East- und West-Virginia getrennt hatte, ist Richmond die Hauptstadt der Konföderation gewesen und sind die Virginier in vorderster Reihe gestanden. Die Anfänge waren freilich klein, die Umstände der ersten Ansiedlung sehr ungünstig, so daß mehr denn einmal alles aufgegeben schien. 1584 war die Südküste Nordamerikas zuerst von einem englischen Schiff berührt und das blühende, halbtropische Land „Virginia“ getauft worden, schon 1585 sendete Sir Walter Raleigh mit einem von der Königin Elisabeth verliehenen Kolonisationspatent ein Schiff aus, das, durch Sir Richard Grenville geführt, zunächst die Insel Roanoke im Albemarle Sund besiedelte. Ein grauenhaftes Rätsel verhüllt uns, was aus diesen Kolonisten geworden ist, denn als der Gouverneur White aus England zurückkehrte, waren alle Ansiedler, seine eigene Familie und das erste Kind Amerikas, Virginia Dare, mit eingeschlossen, spurlos verschwunden. Konnte man dies als ein

schlimmes Omen für die künftige Geschichte der Union auffassen, so erging es auch den nächsten Ansiedlungen übel genug. Fieber an den sumpfigen Ufern des Jamesflusses, auf denen die erste virginische Stadt, Jamestown, stand, Indianer, Zwistigkeiten unter den Kolonisten selbst, drohten die Unternehmung zu ersticken. Am ungünstigsten wirkte es, daß unter den nach Virginia Eingeschifften sich immer eine große Menge ganz Arbeitsuntüchtiger befand, herabgekommene Gentlemen, Taugenichtse, die sich nicht mit Axt und Pflug plagen wollten und über den Ozean gegangen waren, um irgend ein unerhörtes Glück zu erhaschen. Gefüttert mußten diese Drohnen doch werden, sie waren nur lästig und gefährlich. Doch der Abenteuergeist der Zeit spornte die Unzufriedenen in England immer wieder zu neuen Fahrten an und die Energie eines hervorragenden Menschen überwand alle Hindernisse siegreich und legte den festen Grund für die koloniale Gemeinschaft. Das war Kapitän John Smith, ein Soldat des Glücks, furchtlos und kühn, scharfen Blickes, praktisch und nie um ein Auskunftsmittel verlegen. Am 13. Mai 1607 landeten drei englische Schiffe in der Chesapeakebai und die nach dem König benannte Stadt wurde gegründet, von der heute nichts mehr übrig ist, als die epheuumrankte Ruine eines Kirchturms und etliche zerfallende Grabsteine. Smith gelang es, was zur Sicherung der Kolonie unbedingt notwendig war, durch List und Klugheit freundliche Beziehungen zu den benachbarten Indianern zu knüpfen, besonders zu deren Herrscher, dem mißtrauischen, alten Powhatan. Ohne Gefahren ging es dabei nicht ab; schon mußte der gefangene Smith sein Haupt über den Opferstein beugen, als die Tochter des Indianerkaisers, die schöne, gescheite und herzensgute Pocahontas, dazwischen trat und ihn errettete. Dieses treffliche Mädchen, dessen feine Züge uns in mehreren Bildern überliefert sind, erwies noch mehrmals den Kolonisten wesentliche Dienste und gewöhnte sich so an ihre englischen Freunde, daß sie sich schließlich auch mit einem Ansiedler, John Rolfe, verheiratete; der virginische Staatsmann John Randolph of Roanoke war stolz auf seine Abstammung von ihr. In traurigem Abstich zu diesen friedfertigen Anfängen hat sich die Politik der Vereinigten Staaten gegen die Indianer während der Folgezeit entwickelt, erst vor kurzem ist ihr durch die jüngst verstorbene Mrs. Helen Jackson in der Schrift „A Century of Dishonour“ (Ein Jahrhundert der Schande) ein Spiegel vorgehalten worden. Als Smith nach England zurückgekehrt war, verfiel die Kolonie abermals, hauptsächlich infolge innerer Zwietracht, und eben noch begegneten die Schiffe, welche die verzwei-

felnden Ansiedler wegführen sollten, den vier aus England ankommenden, mit denen Lord Delaware die Reise angetreten hatte, der erste königliche Gouverneur von Virginien, am 9. Juni 1610. Nun war wenigstens die Autorität des Gesetzes sicher gestellt. Während der nächsten Jahrzehnte gediehen die Ansiedlungen vortrefflich, 1616 begann der Bau des Tabaks, der in kurzer Zeit ein reiches Erträgnis abwarf und bald zur Haupteinnahmsquelle sowie zum gewöhnlichen Zahlmittel wurde. Dem Mangel an Frauen wurde durch Schiffsladungen heiratsfähiger Mädchen aus England abgeholfen und bald erschienen auch als Cargo eines holländischen Kauffahrers die ersten kriegsgefangenen Neger, welche als Sklaven an die Pflanzer verhandelt wurden und allmählich ganz an die Stelle der armen weißen Einwanderer traten, die sich bisher ihr Ueberfahrtsgeld und das Niederlassungsrecht durch mehrjährigen Knechtdienst hatten erkaufen müssen. 1619 brachte Gouverneur Yeardley eine Konstitution von König Jakob I., und am 30. Juni desselben Jahres trat zu Jamestown die erste Versammlung von Volksvertretern auf amerikanischem Boden zusammen. Von nun ab bewegt sich die Geschichte Virginias besonders in den Kämpfen zwischen der Assembly und den Gouverneuren; die erstere suchte die gewährleisteten Rechte und Freiheiten der Bürger zu erhalten und strebte danach, sie zu erweitern, die letzteren vertraten die königliche Gewalt und leisteten in deren Interesse verstockten Widerstand. Und doch bedurfte der neue Staat dringend eines guten Einvernehmens der Exekutive und der Bürgerverordneten (Burgesses) schon wider die äußeren Feinde. Denn mit den Indianern gab es Krieg, und seit dem großen Massakre, welches Fürst Opechancanough 1622 in den Pflanzungen der Weißen unternommen hatte, wurde es nicht mehr ruhig; man mußte beständig auf der Hut sein. Die Bewegungen, welche in England den Thron der Stuarts umstürzten, erschütterten auch die Kolonie jenseits des Meeres. Zwar hatte Karl I. zunächst die Konstitution Jakobs bestätigt und erweitert, da er die Einkünfte der Tabakproduktion brauchte, aber in den ausgewanderten Puritanern stand ihm doch eine Opposition gegenüber, die viel schärfer und nachdrücklicher als die königstreuen Hochkirchler aus der ersten Epoche gegen den entfernten Herrscher auftrat. Schon 1635 wurde durch ihren Einfluß Gouverneur Harvey abgesetzt, und in Clayborne erhielten sie durch längere Zeit einen klugen und hartnäckigen Führer. So wurde auch 1652 trotz des Widerstandes der „Kavaliere“ unter den Pflanzern das Regiment an das Cromwellsche Gemeinwesen übergeben, freilich schon 1660 waren die Königsleute wieder oben.

Auch den Wechsel der Systeme verstanden die Abgeordneten der Pflanzer zu benutzen und trieben mittels des Geldbewilligungsrechtes immer mehr auf unabhängige Selbstverwaltung hin. Da kann es nicht verwundern, daß es einmal zu hartem Zusammenstoß kam. Der Gouverneur Berkeley war im allgemeinen gewiß gerecht und wohlwollend, ein ehrenhafter alter Aristokrat, jedoch stolz und rechthaberisch. Allerlei Gravamina häuften sich unter seiner Administration, besonders drückend war das Handelsmonopol des Mutterlandes, dessen Schraube der lustige König Karl II. immer stärker anzog, und als Berkeley, besorgt über die Aufregung der Bürger, die Entwaffnung eines Heerhaufens befahl, der sich zu einer Züchtigung der mörderischen Indianer gesammelt hatte, brach der Aufruhr aus, 1676, die sogenannte Bacon-Rebellion, denn Nathaniel Bacon, ein junger Engländer von vornehmer Familie, leidenschaftlich, begabt, ungemein volkstümlich, stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Nach verschiedenen Kämpfen zwischen den Soldaten Berkeleys und den Scharen Bacons, bei denen der Gouverneur den kürzeren zog, fand die Empörung durch Bacons Erkrankung und Tod ein rasches Ende. Aber Berkeley selbst fiel in Ungnade, und so stand es doch um die Volkspartei so ungünstig nicht; dieses Vorspiel des Abfalles von England stärkte den Unabhängigkeitssinn der Puritaner. Die kurze Herrschaft Jakobs II. brachte es in Virginia nur zu Versuchen der Störung, Williams und Marys Thronbesteigung wurde von der Masse der Kolonisten mit Freuden begrüßt, die Staatshauptstadt Williamsburg genannt, und die schicksalsvolle virginische Universität begründet. Die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die eigentliche Blütezeit der Kolonialepoche, jene Zeit, auf welche sich das Lieblingswort der Virginier für ihren Staat bezieht „The Old Dominion“. Sie ist auch von der Dichtung, z. B. in den Erzählungen von Byrd, Carruthers, G. P. James, Thackeray, zum Hintergrunde romantischer Begebenheiten gewählt, als das goldene Zeitalter Virginiens. In Wahrheit gedieh das Land vortrefflich. Zwar kam es nicht zur Entwicklung größerer Städte, aber alles war überstreut mit kleineren Farmen und mit den umfangreichen Pflanzungen, in deren Mitte das wirtliche Haus des Besitzers sich aufthat. Zu hungern brauchte niemand, ein substantieller Wohlstand entfaltete sich. Nicht gerade daß viel bares Geld vorhanden gewesen wäre, denn weil alles, was über die einfachsten Bedürfnisse des Haushaltes hinausging, mit Tabak von England gekauft werden mußte, so gab es nicht viel klingende Münze. Aber die Nahrung war reichlich und in der Sorge um

den Import guter Getränke zeichneten sich die Virginier bald aus. Ein heiteres, geselliges Leben herrschte, jeder Anlaß zu festlicher Lustbarkeit wurde gerne benutzt. Aus jenen Tagen stammt die Vorstellung der virginischen Pflanzer, wie sie lange auch in der deutschen Poesie spukte. 'Die Lebensfreude, der feine gesellschaftliche Ton, die aristokratischen Manieren bildeten sich damals aus, welche sich von Virginien auf die nächstliegenden Staaten verbreiteten, den Charakter des „Southern Gentleman" ausmachten und zuletzt nicht wenig beitrugen, die Stimmung gegen den habgierigen Kaufmann der Nordstaaten, den Yankee, zu verbittern. Das Bild wäre unvollständig, wenn man nicht des dunklen Schattens gedächte, den die Sklaverei hineinwirft, die allerdings den vielen Tabak- und Reisbauern, Baumwolle- und Seidezüchtern dieses Behagen des Lebens erst ermöglichte. Die kleinen Farmer leisteten gewiß in Virginien nicht weniger als anderwärts. Weiter und weiter nach Westen dehnten sich die Ansiedlungen aus, Expeditionen wurden unternommen, um fruchtbares Land zu finden, wie schon Alexander Spotswood, dem Virginia so vieles verdankt, 1716 die „blauen Berge" überschritt. So wurde das Shenandoahthal besiedelt, vornehmlich durch Deutsche und Irländer, nicht ohne harte Kämpfe mit den Indianern, dort hatte auch der alte Sonderling, Lord Fairfax, seine ausgedehnten Besitzungen. Von Virginien aus zog im englisch-französischen Kriege der bornierte General Braddock nach Fort Duquesne, seinem Untergange entgegen (8. Juli 1755). Der junge Washington hatte dabei Gelegenheit, die Schwerfälligkeit, den Starrsinn und Hochmut britischer Feldherren kennen zu lernen. Bald sollte er selbst gegen sie kommandieren. März 1765 unterzeichnete Georg III. die berüchtigten Stempelakte und legte damit den Kolonien Steuern auf, ohne ihre Zustimmung einzuholen, also mit Verletzung des Rechtes, welches für Virginien Karl II. 1676 verbrieft hatte. Das Land befand sich ohnedies in starker Erregung durch den Sturm, welchen die Dissenters, voran die Baptisten, wider die etablierte englische Hochkirche unternahmen, die von ihnen dieselben Giebigkeiten forderte wie von ihren eigenen Mitgliedern und Verfolgungen gegen diejenigen einleitete, die sich weigerten, zu zahlen. Der Angriff, welcher heute in England selbst vorbereitet wird, gelang unter eifriger Mithilfe des großen Volksredners Patrick Henry. Nun aber wendete sich die Leidenschaft gegen England. Der neue Gouverneur Lord Dunmore war persönlich äußerst unbeliebt, das erleichterte die Sache. Die Politiker Virginiens von allen Schattierungen, Konservative wie Pendleton, Liberale wie Henry, radikale Doktri-

näre vom Schlage Masons, Lees und Thomas Jeffersons, vereinten sich zu Protesten, die Extremen trieben vorwärts, 1774 wurde die Verbindung mit dem bedrängten Massachusetts und den anderen Kolonien eröffnet. Ein Jahr später war der Krieg unvermeidlich; an die Stelle des Gouverneurs trat das Sicherheitskomitee, Patrick Henry wurde der erste republikanische Verwaltungschef. Am 15. Mai 1776 erklärte sich Virginia als unabhängiger Staat. — Nach diesem Ereignis erzählt Cooke nur summarisch und schließt seine Darstellung mit einem Gemälde des modernen Virginia, das einer neuen gesunden Blüte entgegengeht. Diese scheint um so gesicherter, als erst vor einigen Monaten der Staat sich aus dem eisernen Netz losgerungen hat, welches die Berufspolitiker über ihn geworfen hatten: die Wahlniederlage des Generals Mahone bedeutet auch für Virginia den Sieg der anständigen Leute, reinliche Verwaltung, Gedeihen und Aufschwung.

Bin ich hier ausführlich gewesen, weil die Geschichte Virginias ein typisches Beispiel der Erlebnisse der alten Kolonien des Ostens bildet, so darf ich mich bei Maryland, dessen Entwicklung William Hand Browne unter dem Nebentitel „The History of a Palatinate" beschrieben hat, kürzer fassen. Vielleicht erinnern sich einige Leser an des seligen Zschokke Novelle „Die Gründung von Maryland". In Wirklichkeit ist die Sache etwas weniger romantisch und sentimental verlaufen, wenn auch auf eigene Art. Sir George Calvert, ein Minister Jakobs I., nach seinen irischen Besitzungen Lord Baltimore, hatte zuerst einen Rechtstitel auf Neufoundland vom König erwirkt. Diese Erwerbung war bei näherem Zusehen von geringem Wert, da das unwirtliche Klima des Landes die Kolonisation aussichtslos machte. So begab sich Calvert nach Virginia und verschaffte sich und seinen Nachkommen durch eine Urkunde vom 20. Juni 1632 das Eigentumsrecht des Landes um die Chesapeakebai herum, in einer Ausdehnung, welche die Grenzen des heutigen Staates Maryland weit überschreitet und noch den Staat Delaware, den Süden von Pennsylvanien und gegen die Alleghanies hin ein Stück des jetzigen West-Virginia umfaßt. Noch vor Ausfertigung des Dokumentes starb der erste Lord Baltimore und sein Sohn Cecil wurde der erste Besitzer (Proprietary lautete die offizielle Bezeichnung) von Maryland, das nach der Königin Henrietta Maria getauft worden war. Am 25. März 1634 gingen Calverts Schiffe, die „Arche" und die „Taube", in der Chesapeakebai vor Anker, das nächstgelegene Land wurde unter die Kolonisten ausgeteilt, und nachdem ein dauerndes Freundschaftsverhältnis zu den benachbarten Indianern

hergestellt war, das Werk der Besiedelung begonnen. Fast noch günstiger gestaltete sich alles denn in Virginia. Ein großer Teil der ersten Pflanzungen lag an der Bai selbst, aber auch die nach innen zu sich erstreckenden Farmen hatten in den zahlreichen großen und kleinen Wasserläufen die natürlichsten und leichtesten Verkehrswege, mühelos konnten also die Feldprodukte (auch hier hauptsächlich der Tabak) zu den Stapelplätzen gebracht werden. Untereinander besuchten sich die Farmer zu Pferde, denn Wagen erlaubten Wasser und Wege nicht. Sehr bald gedieh Maryland aufs beste. Das ganze Ansiedelungsgeschäft war hier nicht dem Zufall überlassen, sondern wurde zweckmäßig durchgeführt. Lord Baltimore schaffte die Kolonisten auf seine Kosten in die „Pfalzgrafschaft" (wie es in der Urkunde geheißen hatte), verlieh ihnen dort durch einen Gouverneur Land in reichlichem Ausmaß und verlangte davon eine bestimmte geringe Zinsung, zuerst in Weizen, dann in Tabak. Mit der größten Klugheit und einem wahrhaft staatsmännisch weiten Blick ordnete der Proprietor die Verwaltung. Schon die erste Urkunde stellte fest, daß über die Landesgesetze die Kolonisten selbst beraten und durch eine Vertretung unter Zustimmung des Besitzers beschließen könnten. Bald gewann diese allgemeine Ordnung die Form, daß aus den „Großgrundbesitzern" und den kleinen Farmern zwei Kammern gebildet wurden, denen gegenüber der Gouverneur mit einem Staatsrate die Interessen des Proprietors wahrte. Wo nicht ausdrückliche Bestimmungen der kolonialen Gesetzgebung vorhanden waren, dort galt das common law of England als rechtskräftig. Man sieht, daß den Ansiedlern so viel Freiheit und Selbständigkeit gewährt wurde, als sich irgend mit der Sicherung der Rente für den Besitzer vertrug. Da war nun allerdings ein bedenklicher Umstand: die Baltimores waren Katholiken und schon unter den ersten Ansiedlern bekannten sich die wolhabenden, aus der englischen Gentry stammenden, ebenfalls zur katholischen Religion, während die große Mehrzahl der Handwerker und Feldarbeiter, die dann später zu Farmern wurden, dem Protestantismus angehörte. Die Katholiken erhielten in der Folgezeit wenig Nachschub, um so mehr die Protestanten. Da suchte schon der erste wirkliche Besitzer dem drohenden Konflikte nach Kräften vorzubeugen. Die Religion wurde in Maryland für frei erklärt, Tadel oder Beschimpfung eines christlichen Bekenntnisses wurden mit scharfen Strafen geahndet. Man könnte diese Toleranz Baltimores vielleicht aus dem Umstande erklären, daß in England selbst die protestantische die Staatsreligion, dagegen die katholische rechtlos und nur geduldet war, doch läßt

eine andere Thatsache erkennen, daß der Besitzer mit Absicht und vollem Bewußtsein diese Politik gegenüber den Religionen verfolgte. Denn als die mitgekommene Jesuitenmission Grundbesitz für das katholische Kirchenwesen, als für die tote Hand, erwerben wollte, setzte es Baltimore beim Papste durch, daß diese Besitztitel für null und nichtig erklärt wurden, und er traf zugleich Bestimmungen wider jede Erneuerung dieses Versuches. Das hat bis auf die Gegenwart nachgewirkt und Maryland, diese katholische Gründung, ist merkwürdigerweise der einzige Staat der Union, in welchem keinerlei Grund und Boden einer religiösen Körperschaft geschenkt oder für religiösen Gebrauch gewidmet werden darf ohne ausdrückliche Zustimmung der Legislative; kein Priester oder Prediger irgend welchen Glaubens kann Mitglied der Abgeordnetenkammer werden. Alle Maßregeln Baltimores für die Kolonie zeugen von einer tiefen Einsicht, ja Weisheit. Er sorgte aber auch dafür, daß sie durchaus mit Rücksicht auf die lokalen Verhältnisse durchgeführt wurden, und zwar indem er seinen jüngeren Bruder Leonard Calvert zum Gouverneur bestellte, der ganz in seinem Sinne wirkte. Aber alles dies konnte Wirrnisse und Kämpfe nicht verhindern. Da war zunächst die Eifersucht Virginias, welches Maryland nur als Annex des eigenen Staates wollte gelten lassen, verschärft durch den Haß und die Verachtung, mit welchen die virginischen Hochkirchler auf die papistischen Nachbarlande herabblickten. Diese Stimmung benutzte der schon früher erwähnte Clayborne, um seine Prioritätsansprüche auf ein Stück Land innerhalb der Grenzen von Maryland geltend zu machen. Ueber zwanzig Jahre dauerte der Streit, der ein paarmal zu blutigen Kämpfen ausartete. Die Dinge spitzten sich zu mit dem entschiedenen Siege des puritanischen Parlamentes in England. Zeitweilig wurde auch in der That mit Unterstützung der Virginier der Gouverneur abgesetzt und virginisches Regiment eingeführt, aber Cromwell entschied für Baltimore und Virginia mußte die Beute fahren lassen. Während der sechs Jahre eines puritanischen Regimes wurde Baltimores Toleranzedikt aufgehoben, die Toleranz sollte bloß für die Puritaner gelten, aber mit Baltimores Sieg trat auch sein Dekret wieder in Kraft. 1675 starb Lord Baltimore. Seiner Klugheit war es gelungen, Maryland durch alle Schwierigkeiten, Grenzstreitigkeiten, kleinen Balgereien mit den Volksvertretern unversehrt hindurch zu steuern. Schlimmer erging es seinem Erben, der nach erbittertem Hader von dem mächtigen William Penn in der Grenzbestimmung Marylands gegen Norden arg übervorteilt wurde, und als im Zusammenhange damit eine

Partei unzufriedener Protestanten unter dem Vorwande einer Abwehr der Papisten- und Jesuitengefahr gegen ihn rebellierten, seinen Besitztitel völlig verlor, im August 1691 nahm König William Maryland als Krongut in Besitz und entsandte Sir Lionel Copley als seinen Gouverneur. Nun wurde die Episkopalkirche zur Staatskirche erklärt, welche die Toleranz auf sich selbst beschränkte, alle Rechte den Katholiken aberkannte und sie nur insofern duldete, als sie von jedem 40 Pfund Tabak jährlich als Zinsung für den Kirchendienst verlangte. Das war die anglikanische Toleranz, welche 80 Jahre währte. Die Lage der Katholiken verschlimmerte sich später noch, weil man während des englisch-französischen Krieges sie, wie es scheint, ganz ungerecht im Verdacht hatte, es mit dem Feinde zu halten. 1715, unter Georg I., kam der fünfte Lord Baltimore wieder in den Besitz von Maryland, nachdem die Familie protestantisch geworden und somit das Haupthindernis der Rückerstattung weggeräumt war. Macht und Einfluß des Proprietors sind jedoch durch die königliche Zwischenherrschaft gebrochen gewesen. Eine kleine Genugthuung gegenüber den sonst wenig belohnten Verdiensten der Familie um das Land lag darin, daß die neue, 1730 gegründete Stadt am Patapskoflusse und an einem guten Hafen „Baltimore" benannt wurde, jetzt mit fast einer halben Million Bewohner eine der schönsten Städte Nordamerikas. Der sechste Lord, zugleich der letzte seines Namens, ein entarteter Wüstling und Verschwender, erleichterte den Marylandern die Trennung, welche sich ähnlich wie in den anderen alten Kolonien vollzog. Nur daß die Anzeichen hier vielleicht etwas früher wahrzunehmen waren, indem schon in den fünfziger Jahren die Geld- und Truppenbewilligungen für den Krieg gegen Franzosen und Indianer von der Legislatur lebhaft bestritten und spärlich geleistet wurden. Das Ungeschick der letzten Gouverneure beschleunigte den Lösungsprozeß, die Stempel aus London wurden in Baltimore nicht angenommen, die Theekisten verbrannt, und ohne daß die loyale Partei — trotz der Katholiken — etwas dawider gethan hatte, nahm die Konvention von Maryland am 26. Juli 1775 das Regiment in die Hand. Sie verfuhr klug und mäßig, fertigte am 3. Juli 1776 die Unabhängigkeitserklärung aus, einige Zeit später die neue Konstitution. Den Erben des letzten Proprietors mußte der englische Staat für sein von Maryland konfisziertes Privateigentum mit 100 000 Pfund Sterling entschädigen. — Lebensweise und Charakter der Bewohner von Maryland waren nicht wesentlich verschieden von denen Virginias. Bis weit ins 18. Jahrhundert herauf gab es keine

größeren Städte, die Farmer wohnten inmitten ihres Besitzes, hie und da rückten sie zu kleinen Weilern aneinander. Auch hier herrschte bald, durch die Fruchtbarkeit des Landes und den Fleiß der Ansiedler hervorgerufen, ein behäbiger Wohlstand, die Aufzeichnungen und Inventare aus der Kolonialzeit überzeugen uns leicht davon. Auch in Maryland wurden Sklaven importiert, aber da die Beschaffenheit des Bodens die späteren großen Kulturen des Südens nicht zuließ, hat die Sklaverei nicht recht Wurzel gefaßt, und wenn auch die Meinungen zu Beginn des Bürgerkrieges geteilt waren und es zu einzelnen Exzessen der Sklavenhalter kam, so hat doch der Staat als solcher fest zur Union gehalten und im Oktober 1864 eine neue Konstitution entworfen, welche die Sklaverei abschaffte und die Rebellen des Bürgerrechtes beraubte. Früh schon war den Marylandern kaufmännischer Geist eigen, sie waren als geriebene Schlauköpfe bekannt, wie die komische Erzählung von „Ebenezer Cook Gent." etwa um 1700 in holprigen Versen berichtet. Diese Eigenschaften haben heute in den großen Industrie- und Handelsunternehmungen Frucht getragen, deren Mittelpunkt Baltimore ist.

Während in diesen beiden ersten Bänden die Geschichte der Staaten mit dem Unabhängigkeitskriege endigt, beginnt die von Kentucky, welche der bekannte Geologe Professor N. S. Shaler geschrieben hat, erst nach demselben. Das langgestreckte Gebiet von etwa 40000 englischen Quadratmeilen, welches den heutigen Staat Kentucky ausmacht, ist zumeist durch natürliche Grenzen, im ganzen Norden und Westen durch den Ohiostrom, im Süden und Osten durch Bergketten und den Fluß Big Sandy eingeschlossen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begannen einige Jäger und Forscher, von Virginien aus die Gebirgslinien zu überschreiten, und fanden das weite von Hügeln durchzogene Gebiet menschenleer. Es war nämlich nach hartnäckigen Kämpfen zwischen nördlichen und südlichen Indianern von beiden erschöpften Teilen frei gelassen worden, nur einmal des Jahres gewöhnlich unternahmen die Indianer des Nordostens eine große Jagdfahrt. So wurden denn auch die frühen vereinzelten Ansiedler nicht gestört. Die Indianer empfanden erst Besorgnis, als größere Haufen von Weißen sich niederließen, Straßen bauten, Aecker rodeten und so den Jagdgrund allem Anscheine nach endgültig verdarben. Da begann ein erbittertes Ringen, welches durch mehrere Jahrzehnte dauerte und von dem Kriege zwischen Frankreich und England, sowie von dem Unabhängigkeitskampf recht genährt wurde, da sich dann weiße Truppen mit den Indianern verbündeten.

Für Kentucky war die Gefahr durch den Sieg des Generals Anthony Wayne am Miami vorbei, die großen Indianerkriege im Nordwesten fanden erst 1811 mit dem Gefechte bei Tippecanoe, wo der Häuptling der Shawnees, Tecumseh, fiel, ein gutes Ende. Die zahllosen kleinen Streifzüge und Scharmützel, die Belagerungen der pallisadierten Forts, der Wetteifer an Schlauheit und Kühnheit, welche die Kriegsjahre erfüllen, haben Kentucky zum idealen Schauplatz des Indianerromanes gemacht, besonders der Darstellungen von Armand (Strubberg), einer deutschen Erzählung von Sealsfield und vieler Nachahmungen, während Cooper die Ufer der nördlichen großen Seen zum Hintergrunde wählte und Gabriel Ferry im Südwesten, im Felsengebirge, seine Geschichten spielen läßt. Als Typus des „Squatter", d. i. des bewaffneten Ansiedlers, der sehr vom „Trapper", dem wandernden Jäger und Fallensteller zu unterscheiden ist, erschien Daniel Boone, der anfangs der siebziger Jahre die ersten größeren Scharen von Kolonisten über die Berge führte und bis in den Beginn unseres Jahrhunderts unermüdlich im Vorwärtsdrängen und in gefahrvollen Landerwerbungen war. Wenn auch seine historische Rolle nicht so bedeutend ist, als sie lange durch romantische Verklärung scheinen mochte, so hat er doch das Land der Einwanderung wirklich erschlossen und dem Gemeinwesen den Namen des „Pionierstaates" verschafft. Die Charaktereigenschaften, welche das Leben auf dem Kriegspfade erforderte, brachten bei den Ansiedlern eine ungemeine Steigerung des Bedürfnisses nach Unabhängigkeit und Selbstverwaltung hervor. Das heiße Blut, das leidenschaftliche Wesen der Kentuckier wird wohl kaum der Reinheit angelsächsischer Rasse zuzuschreiben sein, deren sie selbst sich rühmen. Diese Eigenschaften, verbunden mit einer an sich sehr ehrenwerten aber übertrieben geäußerten Liebe zum heimatlichen Staate, wie sie im Süden der Union überhaupt stärker zu finden ist als im Norden und Westen, verzerren sich bei aller Tüchtigkeit doch öfters zu einer aufschneiderischen, rodomontierenden Art, die Sealsfield in mehreren seiner Romane, als die der Gascogner in den Vereinigten Staaten, möchte man sagen, vortrefflich schilderte. In der Politik führten diese Eigentümlichkeiten zu wenig erfreulichen Resultaten. Professor Shaler lobt es zwar, daß seine Landsleute immer zuerst Fehler machen, dann aber bei ruhiger Stimmung sie wieder verbessern, die Neigung jedoch, allerwärts Reugeld zu zahlen, ist kaum ein günstiger Faktor im politischen Leben. So haben die Kentuckier schon 1784 und 85 sich als unabhängigen Staat aufthun wollen und in den folgenden Jahren waren sie nahe daran, eine Secession einzuleiten, die mit der von 1860—61

ziemliche Aehnlichkeit gehabt hätte. Bereits 1798 und 99 wurden gegen die Partei, welche die Union ernst nahm und als Bundesstaat auffaßte, die berüchtigten Kentucky-Resolutionen beschlossen, welche die bedingungslose Selbständigkeit der Einzelstaaten aufs schärfste betonten und diesen das Recht zusprachen, Bundesbeschlüsse zu nullifizieren und allenfalls zu secedieren. Es waren die ersten drohenden Vorzeichen des ununterdrückbaren Konfliktes der Zukunft. Noch nicht sechs Jahre gehörte Kentucky der Union an und es führte schon eine so herausfordernde Sprache. Zunächst waren das freilich nur Worte, denn das junge Gemeinwesen, welches erstaunlich rasch anwuchs, 1790 über 70000 Bewohner zählte (jetzt weit mehr als anderthalb Millionen), hatte mit den Schwierigkeiten seiner Existenz genug zu thun. Kentucky wurde von den Schrecken einer schlechten Finanzwirtschaft, denen kein Staat der Union während seiner Jugend entging, überaus hart betroffen. Die schnell entwickelte Prosperität führte zur Gründung zahlreicher Staats- und Privatbanken (wild-cat banks), die in großen Massen Papiergeld fabrizierten, die Landspekulation dadurch in einen wahnsinnigen Taumel jagten, aber sofort zusammenbrachen, wenn irgend eine industrielle oder Handelskrisis die Einlösung der Scheine durch Bargeld nötig machte. So geschah es in Kentucky 1824 und später nochmals 1837. Nur war es mit dieser Erfahrung, welche die unbelehrbare Menschheit in kleinen Zwischenräumen immer wieder von neuem macht, insofern schlimmer bestellt als die Kentuckier sich bei ihren ungeheuren Verlusten nicht beruhigen wollten, sondern einige Zeit lang den ganzen Apparat von Staatsautorität, Gesetzgebung und Gerichtshöfen in Bewegung setzten, um ihre wertlosen Bankozettel zu verteidigen. Natürlich vergebens, was sie freilich bald einsahen. Seither hat Kentucky ein geordnetes Geldwesen, fast keine Schulden, aber jene Katastrophe scheint den Gemeinsinn doch auch so gründlich abgetötet zu haben, daß ein ursprünglicher Mangel in der Konstitution heute noch besteht, nämlich daß für das Unterrichtswesen keine Fürsorge von Staats wegen getroffen wurde. Die einzelnen Gemeinden und private Hilfe sollten und mußten dafür eintreten, woher es denn kommt, daß es mit den Schulen Kentuckys noch immer übel bestellt ist. Das Herannahen des Bürgerkrieges brachte Kentucky in die schwierigste Lage. Wie anderswo so waren hier die fruchtbarsten Teile des Landes von Sklavenhaltern besetzt, während die minder ergiebigen, besonders die Bergregionen durch weiße Farmer bewirtschaftet wurden. In dem Zwiespalt der Union wandten sich jene zur Secession, während diese bundestreu blieben. Nicht sofort

vermochte man sich zu entscheiden. Man versuchte es zunächst als Grenzstaat mit Neutralität. Sehr schnell erwies sich diese unhaltbar und nun erklärte sich eine starke Majorität des Volkes für die Union, was nach allem Früheren wunder nehmen mußte, denn Kentucky war stets mit Vorliebe demokratisch gewesen. Auch jetzt befanden sich die Staatsämter in den Händen der Sklavenhalter, selbst das Staatsmilitär (State Guards) hielt zu diesen und trat daher sogleich in die konföderierte Armee ein. Es wurde den Unionisten sehr schwer, Widerstand zu leisten, aber sie haben ihre Schuldigkeit reichlich gethan. Von beiden Kriegsparteien wurde die wehrfähige Mannschaft des Staates in Anspruch genommen, mehr als ein Zehntel der Gesamtbevölkerung stand unter Waffen. Der Staat hatte arg vom Kriege zu leiden, er war der Schauplatz vieler Gefechte und besonders den verheerenden Streifzügen der Rebellenkavallerie ausgesetzt, die unter so ausgezeichneten Führern wie Morgan sich unaufhörlich wiederholten. Erst im letzten Kriegsjahr, als der Kampf sich im Süden konzentrierte, bekam Kentucky Ruhe. Seither hat sich der Staat von seinen Wunden rasch erholt. Auch der heutige Kentuckier hat noch manches von dem traditionellen. In der reichen Blaugrasregion zieht er die ausgezeichneten Pferde, deren Fähigkeit als Traber (trotters) bisher unübertroffen ist. Pferderennen sind daher Volksfeste in Kentucky, wo überhaupt der Geschmack an lärmender Lustbarkeit sehr entwickelt ist. Eine offene, ehrliche, gastfreie, zuweilen ein bißchen allzu lebhafte und geräuschvolle Art ist die des Kentuckiers. Daß Kentucky sein Teil an der aufbauenden Arbeit der Vereinigten Staaten vollauf leistet, beweist die lange Reihe hervorragender Staatsmänner, die es seit Henry Clay gestellt hat, und die der Feldherren, welche mit Anthony Wayne beginnt. Auch in der Gegenwart, wo die Städte und die stärkeren Wasseradern schon alle von der Industrie mit Beschlag belegt sind, ist Kentucky vornehmlich ein Agrikulturstaat. Es steht jetzt in der Erzeugung von Tabak und Hanf zu oberst und wetteifert mit den meistproduzierenden Staaten in Bezug auf Mais, Weizen, Buchweizen, sowie in der Zucht von Pferden, Maultieren und Schweinen. Die fremde Einwanderung ist an sich gering, am stärksten noch von Deutschen und Irländern, die überwiegende Mehrzahl des Volkes ist englischer Abstammung.

Unter einen ganz anders beschaffenen Himmelsstrich führt uns der nächste Band, die Geschichte Michigans von Thomas Mc. Intyre Cooley. Das Staatswappen halten der Damhirsch und das Elentier, See und Halbinsel sind in das Bild aufge-

nommen, hinter ihnen steigt die Sonne empor. Michigan besteht in der That aus zwei Halbinseln, welche die Seen Superior, Huron, Erie und Michigan trennen, daneben noch aus einer Anzahl von Inseln verschiedener Größe. Im Norden und Osten stößt es an Kanada, im Süden an Ohio und Indiana, im Westen an Wisconsin, soweit nicht die Grenze von den Seen gebildet wird. So gehört es zu dem Nordwesten, der zuerst von den Franzosen in Besitz genommen war, dann einen Bestandteil des britischen Kanada ausmachte und endlich nach dem Frieden von 1783 nur mit Widerstreben an die Vereinigten Staaten abgetreten wurde. Diese Thatsachen sind zugleich die Marksteine der Vorgeschichte von Michigan. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts drangen französische Forschungsreisende im Norden vor, aber erst 1641 gründeten Jesuitenmissionäre die ersten Stationen für die Chippewäer und Huronen. Pater Marquette war der unternehmendste der Bekehrer. Bis 1759 waren die Franzosen Herren in allen den nördlichen Territorien, aber sie haben dieselben nicht wirklich besetzt, kolonisiert, sie haben sich begnügt, militärische Posten aufzustellen, kleine Forts zu errichten und gute Beziehungen mit den Indianern zu pflegen. Einsichtige Offiziere wie Cadillac, der Kommandant von Detroit, und Vaudreuil, der Gouverneur von Kanada, haben oft und dringlich ihrer Regierung dargelegt, wie notwendig ein stärkerer Zuzug von Einwanderern aus Frankreich sei, aber sie vermochten die Abneigung ihrer Landsleute gegen das Emigrieren nicht zu überwinden. Eben nur die östlichen Teile Kanadas sind allgemach besiedelt worden und diese sehr spärlich, für den Westen blieb kein Menschenmaterial übrig. Die Pelzhändler und ihre Auftraggeber in Frankreich wirkten den Kolonisationsbestrebungen direkt entgegen, denn sie fürchteten die Ausrottung der kostbaren Tiere durch den Fortschritt der Ansiedler. Und so sind die fruchtbaren Gegenden der großen Seenplatte, heute dicht mit Farmen besetzt und von Eisenbahnen nach allen Richtungen durchkreuzt, die Heimstätten gewaltiger Industrien, durch geraume Zeit nur von coureurs de bois und voyageurs durchstreift worden, welche die gefährliche Konkurrenz wohlfeiler englischer Waren im Tausch gegen die jährliche Pelzernte bekämpften und ihren indianischen Kunden das scheußliche Feuerwasser (zwei Maß Spiritus auf ein Faß Wasser und ein Quantum Tabaksaft als betäubender Beisatz) verhandelten. Das wurde nicht besser, als nach der Erstürmung der Höhen von Quebec durch General Wolfe Kanada englisch wurde, denn auch die nicht gerade zahlreiche englische Einwanderung hielt sich lieber im Osten dieser kalten Gefilde, der

Westen besaß nur die militärischen Niederlassungen. Die Indianer wurden karg und unfreundlich behandelt, durch die Händler übervorteilt, den Engländern entfremdet. Von dem Haß, der da entstand, zeugt der blutige Kampf, den Pontiac 1763 gegen die englischen Besatzungen führte. Aber trotzdem paktierten die Indianer lieber mit den hochmütigen Rotröcken, als daß sie den Amerikanern freundlich begegneten; in diesen witterten sie mit sicherem Instinkt die erbarmungslos vordrängenden Feinde, das Verhängnis. Darum besannen sie sich auch nicht und stellten sich zu den englischen Fahnen, als der Unabhängigkeitskrieg ausbrach. Schon waren aus den östlichen Staaten, besonders aus New York, dann aus Massachusetts und anderen, vereinzelte Ansiedler weit in den Nordwesten vorgerückt, sie fielen als erste Opfer der grausamen indianischen Kampfweise. Ohne die bewunderungswürdige Kriegsfahrt des Kentuckiers George Rogers Clark, der mit zweihundert Squattern im Winter 1778 die englischen Forts einnahm, wäre das ganze Gebiet nordwestlich vom Ohio den Engländern verblieben und hätte ihnen erst spät in blutigem Kriege wieder abgerungen werden müssen. So fand der Friede von Versailles die Amerikaner als die Besitzenden vor und ließ ihnen das Land, wenn auch noch ein paar Jahre vergingen, ehe die Engländer sich von der traurigen Notwendigkeit überzeugten, die festen Plätze zu räumen. Erst 1796 wurde in Detroit die amerikanische Flagge aufgezogen. Auch erstarben die Feindseligkeiten keineswegs sogleich, sie glimmten fort, durch die englische Eifersucht angeblasen, die Indianer befanden sich fortwährend auf dem Kriegspfad, bis in dem zweiten Kampfe zwischen Amerika und England die Flamme wieder furchtbar emporzuckte. Der Friede von Gent schuf Ruhe auch für die Heimstätten von Michigan. Nachdem durch Thomas Jefferson, der unter allen Politikern den weitesten Blick für das zukünftige Ausdehnungsbedürfnis der Vereinigten Staaten besaß, die allgemeinen Grundlagen des Verhältnisses der nordwestlichen Territorien zu der Union festgestellt waren, regelte die berühmte Ordonnanz des Kongresses von 1787 Gesetz und Recht dieser entlegenen Gebiete in der freiesten und für die Entwicklung günstigsten Weise. Besonders wichtig war es, daß dadurch von vornherein die Sklaverei aus den neuen Territorien verbannt war; indem diese kultiviert wurden, ergaben sie für die weitere Zukunft unabwendbar eine Majorität sklavenfreier Staaten in der Union. Es wurden zwar Versuche gemacht, trotzdem jenseits des Ohio Sklaven einzuführen, aber sie scheiterten an der ablehnenden Haltung des Kongresses, das letzte Mal 1807, zu der John Randolph of Roanoke, der später vielen

als ein Typus des Sklavenbarons erschien, eifrig mitwirkte. Schon 1805 wurde Michigan als Territorium mit selbständiger Verwaltung aus dem ungeheuern Gebiete, welches damals den Namen Indiana trug, ausgesondert. Der erste Gouverneur, General Hull, war nicht glücklich gewählt und seine Schuld war es hauptsächlich, wenn Michigan in dem zweiten englischen Kriege so schlecht wegkam. Dafür war Lewis Caß nach 1815 ein vortrefflicher Administrator, der die Einwanderung durch geschickte Verteilung der Staatsländereien, durch Wegebauten und allgemeine Sicherung der Zustände sehr förderte. Schon 1823 wurde dem Gouverneur eine Anzahl gewählter Ratmänner an die Seite gesetzt, und als die großen Einwandererzüge die erforderliche Bewohnerzahl beistellten, nach einigen Grenzstreitigkeiten mit Ohio das Territorium zum Staat erhoben, als 26. der Union, am 26. Januar 1837. Auch das junge Michigan ist dem Bankenschwindel nicht entgangen, besonders da eine thörichte Legislatur das System freier Bankengründungen zuließ, mit Berufung auf die bekannten „unerschöpflichen Hilfsquellen". Zu Dutzenden sprangen die Banken aus dem Boden, oft auf einsam gelegenen Farmen oder in einem Dorfwirtshaus, und erzeugten eine wahnsinnige Preissteigerung des Grundbesitzes. Das dauerte nicht lange, und als bei der Krisis die Staatsorgane den ordnungsmäßigen Barvorrat kontrollierten, fiel alles über den Haufen, trotzdem die Bankdirektoren durch allerhand schlaue Mittel der unangenehmen Skontrierung zu entkommen trachteten, Bücher und Papiere fälschten, die kleinen vorhandenen Barbestände heimlich bei Nacht von einer Bank zur nächsten transportieren ließen, damit die Goldrollen dort wieder Dienste thäten, ja zuweilen noch einfacher Fäßchen mit Nägeln produzierten, denen durch ein paar obere Lagen von Silberstücken der Schein einer ansehnlichen Barsumme verliehen worden war. Diese Bankenmanipulation fand zu einer Zeit statt, wo das Land nur ganz dünn bevölkert war, in den ersten Stadien der Kultur sich befand, Bär und Wolf über die neuangelegten Aecker und in den bloß ausgesteckten Straßen der Städte streiften, es noch keine rechten Fahrwege im Inneren gab, die Post zweimal wöchentlich in die Hauptstadt gelangte. Die Leute von Michigan prägten sich die bittere Lektion nicht aufs erste Mal tief genug ein. Sie waren von der unbegrenzten Entwicklungsfähigkeit des Landes überzeugt, ein wohlwollender Gouverneur bestärkte sie darin, und so machten sie wiederum wohlfeiles Geld, diesmal für innere Verbesserungen, öffentliche Anstalten und Bauten, also Gründungen im engeren Sinne des Wortes. Und da auch diese Luftblase zerplatzte, mit dauerndem Schaden für

viele, war's noch nicht zu Ende: das Eisenbahnfieber ergriff die Nüchternsten. Jedes Städtlein, jedes Dorf wollte eine Eisenbahn haben und bewilligte ein paar tausend Dollars dazu; die massenhafte Einwanderung und Prosperität, die dann kommen mußte, würde die Auslagen schon decken. Alle sollten Staatsbahnen sein. Der Rückschlag auf diesen Wahn war der schmerzlichste und seither hat sich Michigan zu gesunden finanzpolitischen Grundsätzen bekehrt, mit der neuen Konstitution von 1850 der Legislatur die Hände gebunden und sie an allen Tollheiten des Budgets verhindert. Im Bürgerkriege war der Staat von allem Beginn an stramm unionstreu. Michigan ist dann die riesige Einwandererflut der siebziger Jahre zu gute gekommen, aber es hat auch die verfügbaren Mittel für ein wohlorganisiertes System von Staatsschulen vortrefflich angewendet und braucht in Bezug auf den Elementarunterricht den Vergleich mit den am meisten vorgeschrittenen östlichen Staaten nicht zu fürchten, wie es auch in Ann Arbor eine Hochschule besitzt, welche über den Durchschnitt amerikanischer Universitäten bedeutend emporragt.

Noch weiter westlich und an die Ufer des Stillen Ozeans versetzt uns die Geschichte Oregons, erzählt von einem der ältesten Kolonisten, William Barrows. Die Weltmächte Europas, Deutschland ausgenommen, haben sich nacheinander von verschiedenen Punkten aus um das große Land bemüht, welches auf der Abdachung der Felsengebirge bis zum Meer sich lagert; zuerst Spanien von Mexiko und den Mississippimündungen aus, dann Frankreich über Kanada her, Rußland, welches seine Pelzjäger aus dem Norden Asiens so weit östlich entsendet hatte, und schließlich England als Siegerin über Frankreich und Inhaberin Nordamerikas. Für Oregon kam nun freilich nicht einmal England hauptsächlich in Betracht, sondern die Hudsons Bai Company, eine Aktiengesellschaft, deren Gründungsdekret von König Karl II. am 16. Mai 1670 ausgefertigt worden war. Sie bestand zunächst aus 18 Personen, an der Spitze Prinz Rupert, und erhielt das Privilegium der Herrschaft und Kolonisation in den nördlichen Gegenden Amerikas mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie einen Weg zur Südsee suchen solle. Die Kompanie hat in der ersten Zeit wirklich Versuche gemacht, welche auf die Gewinnung einer solchen Durchfahrt abzielten (erst 1793 gelangte Alexander Mackenzie von Kanada aus an den Stillen Ozean), aber sie hat das nie recht nachdrücklich betrieben, denn ihre Gerechtsame erwiesen sich so sehr einträglich, daß deren Ausbeutung in den Vordergrund trat und endlich alles andere Interesse verschlang. Je

seltener nämlich die pelztragenden Tiere in Europa selbst wurden, desto wertvoller mußte es sein, daß hier, im Norden Amerikas, ein fast unerschöpflicher Reichtum an Rauchwerk erschlossen wurde. Die Kompanie errichtete Posten, befestigte Stationen, über ganz Kanada hin, setzte überall Agenten ein, besoldete weiße und rothäutige Jäger. Der Fang wurde meistens mit starken stählernen Fallen betrieben, und alle Felle an die Gesellschaft zu einem von ihr festgesetzten Preise abgeliefert, während auch alle Lebensbedürfnisse, außer der Wildnahrung, von der Kompanie wieder zu ihren Preisen beigestellt wurden. So gewährte beides Gewinn: Ware und Preis. Man bekommt ungefähr eine Vorstellung von den Summen, welche das Monopol der Gesellschaft eintrug, wenn man erwägt, daß das ursprüngliche Kapital nur etwa 200000 Mark betrug, daß es sich binnen 50 Jahren auf zwei Millionen Mark erhöhte, trotzdem fortwährend 10 Prozent und mehr als Interessen und Dividende jährlich ausbezahlt, kein Pfennig aber neu einbezahlt wurde. Diese Beträge sind zudem im Wertsatze des 17. und 18. Jahrhunderts gerechnet, nicht im gegenwärtigen. Alle Konkurrenzgesellschaften wurden von der Hudsons Bai Company ausgekauft, 1821 machte ihr Kapital, ohne irgend welche Zuzahlung, durch bloße Steigerung des Aktienwertes, acht Millionen Mark aus. Eine Aktie dieser Gesellschaft war ein Vermögen, eine Familie konnte, auch nach englischen Begriffen, reichlich davon leben. Aber die Papiere befanden sich alle in festen Händen, besonders in denen einer Gruppe von schottischen Kaufleuten Londons, welche bekanntlich die besten und rücksichtslosesten Rechner sind. Während unseres Jahrhunderts betrug der durchschnittliche Wert des jährlich von der Gesellschaft eingeführten Pelzwerks über eine halbe Million Mark. Da ist es denn begreiflich, daß die Kompanie ihre Goldquelle zu behüten trachtete. Sie beherrschte ein Gebiet, das um ein Drittel größer war, als ganz Europa, ihre Trapper legten Fallen in Kanada, am oberen Missouri, in Nordkalifornien, um den Salzsee, am Columbia, Yukon, auf der Insel Vancouver. Auch ist klar, daß es das oberste Interesse der Gesellschaft war, diese Gebiete den Pelztieren ungeschmälert zu erhalten, etwa noch den wenigen Indianern, die ohnedies alle in ihren Diensten standen. Sie verhinderte daher nach Kräften alle Entdeckungsfahrten, legte den Reisenden unübersteigliche Hindernisse in den Weg, schreckte vor List und Gewalt nicht zurück. Noch mehr aber war sie natürlich jenen Waghälsen feindselig, welche es unternehmen wollten, sich bleibend anzusiedeln. Die Kompanie konnte nur die Wald- und Wasserwüste brauchen, wo der Biber und der Silberfuchs ungestört gedeihen.

Damit vertrugen sich Ackerordnung und Blockhausbau nicht, diese mußten also davon bleiben. Solange es anging, trieb die Kompanie alle Kolonisten durch Lügen über die Rauheit von Gegend und Klima zurück, sie bediente sich jedoch auch der ihr ergebenen Indianer, um nötigen Falls durch den Tomahawk die Störrigen über ihr Privilegium belehren zu lassen. So wurde durch sie Astoria ruiniert, eine Niederlassung, die der New Yorker Kaufmann Johann Jakob Astor, bekanntlich von deutscher Abstammung, 1810 an der Mündung des Columbiaflusses begründet hatte. Nirgends in der Welt ist die Kulturfeindlichkeit eines großen Handelsmonopoles so deutlich geworden wie hier. Mit eiserner Faust, durch Geld oder Waffen, hielt die Kompanie das fruchtbare Land fest und verdammte es zur Einöde; keiner ihrer Beamten und Jäger durfte heiraten, dafür waren ihnen indianische Weiber erlaubt, denn die Mischlinge blieben doch im Brote der Gesellschaft. Diese Verhältnisse änderten sich weder durch den Frieden von Versailles noch den von Gent, trotz aller theoretischen Bestimmungen. Ja die Kompanie warf sehnsüchtige Blicke nach dem Mississippithal und wurde dabei von der englischen Regierung aufs beste angeeifert. Das war erfolglos, doch blieb anderenteils der Gesellschaft das Monopol auch in den an die Vereinigten Staaten abgetretenen Gebieten. Es gab allerdings im Genter Frieden einen Passus, welcher das Land nordwestlich vom Felsengebirge bis zum Stillen Ozean den weißen Ansiedlern, sowohl von Kanada als von den Vereinigten Staaten, zuerst für 10 Jahre eröffnete. Ueber diesen Paragraph ist die Hudsons Bai Company schließlich auch gestolpert. Sie hat zwar mit Erfolg englische Einwanderung hintertrieben, aber trotz aller ganz unskrupulös in Bewegung gesetzten Mittel konnte sie die amerikanischen Niederlassungen nicht auf die Dauer verhindern. Und da der endgültige Besitz des Gebietes davon abhing, von welcher der beiden Mächte es am stärksten kolonisiert gewesen war, so ist es in der That die Hudsons Bai Company gewesen, welche für das Linsengericht ihres Pelzmonopoles England um all die großen Lande gebracht hat. Selbst in Bezug auf die religiösen Interessen bemühte sich die Gesellschaft gar nicht, ihren Dividendendurst irgend zu verbergen; sie verhinderte sogar die Missionäre an der Bekehrung der Indianer, weil diese als Christen dann nicht mehr so barbarisch ausgenutzt werden konnten. Kein Wunder, wenn die Armen sich selbst Rat zu holen trachteten, und es ist rührend zu lesen, wie die Weisen der Flatheads im Jahre 1832 vier ihrer Leute von Oregon über 3000 Meilen Weges nach St. Louis in Missouri

schickten, um dort zu erkunden, was es eigentlich mit dem Gott der Weißen auf sich habe und seinem Buch, der Bibel. Aber auch die Hudsons Bai Company vermochte dem Rade geschichtlicher Bewegung nur zeitweilig in die Speichen zu fallen, nicht jedoch es aus dem Geleise zu treiben. Amerikanische Missionäre waren es, welche alle Schranken niederbrachen und in Oregon eindrangen. Dr. Marcus Whitman und sein Freund Spalding unternahmen, und zwar mit ihren Frauen, die gefährliche Reise im Frühling 1836. Sie schlossen sich der Expedition der amerikanischen Pelz-Kompanie von St. Louis an und erreichten im September das Fort Walla Walla in Oregon. Alle Hindernisse und Schwierigkeiten, welche die Hudsons Bai Company in den Weg legte, wurden überwunden, die Reisegenossen bogen keineswegs, wie man bei Fort Hall von ihnen wollte, nach dem oberen Kalifornien ab, Dr. Whitman hatte sogar einen Transportwagen mitgenommen und so den schlagenden Beweis geliefert, daß Einwanderer mit aller Ausrüstung über das Felsengebirge kommen könnten. Nun wurde der Kompanie wahrhaft angst. Sie suchte ihrerseits von Kanada her, wenigstens auf Zeit, etliche Ansiedler herbeizuschaffen, damit ihr das Gebiet zuletzt verbleibe, aber sie war zu schwach dazu. Für ein paar Jahre gewann sie an einigen Abgeordneten des amerikanischen Kongresses Verbündete, die auf englische Berichte hin das nordwestliche Land jenseits der Rocky Mountains als ganz rauh und wertlos, eine Steinwüste, schilderten. Es waren die klügeren Politiker, welche zögerten und in den noch immer geführten Verhandlungen mit England über die Absteckung der Nordgrenzen Oregon vorläufig aus der Diskussion lassen wollten. So kam es, daß Dr. Whitman beim Besuche eines Patienten in dem englischen Fort Walla Walla davon erfuhr, die Hudsons Bai Company habe neuerdings 140 Ansiedler herbeigeschafft, der Traktat mit England, über den Ashburnham und Webster verhandelten, sei dem Abschlusse nahe und die Engländer glaubten, sich Oregon bereits gesichert zu haben. Am nächsten Tage, 3. Oktober 1842, saß Dr. Whitman im Sattel, um nach Washington zu reiten. Im Winter wagte er diese Reise, nur von einem Gefährten begleitet, kaum schien es möglich, daß er sein Ziel lebend erreichen werde. Unter unsäglichen Mühen und Gefahren, vielmals dem Tode nahe, wurde die kühne Fahrt durch Felsen, Schnee und Eis vollbracht. Whitman schlug die Richtung nach Süden ein, um auf die alte Handelsstraße von Santa Fé nach dem Mississippi zu gelangen. Am 3. Januar kam er in St. Louis an, dort blieb der erschöpfte Genosse zurück, ein paar Wochen später trat Dr. Whit-

man, in Häute und Pelze gehüllt, mit Mokassins an den Füßen, Nase und Ohren durch Frost beschädigt, vor den Staatssekretär Daniel Webster, um ihn über Oregon zu belehren und von Uebereilungen abzuhalten. Der Vertrag war nun freilich schon geschlossen, aber klüglicherweise fand sich Oregon darin nicht erwähnt. Leicht ließen sich der Minister, der Präsident Tyler und die Kongreßmitglieder von dem einzigen wirklichen Kenner Oregons über den Wert des Landes unterrichten und bald war der Beschluß gefaßt, die Ansprüche der Vereinigten Staaten darauf mit allem Nachdruck aufrecht zu erhalten. Diese Ansprüche bestanden darin: Die Küste Oregons war zuerst von Amerikanern erforscht worden; in dem Kauf von Louisiana war das Gebiet bis 54° 40′ begriffen; auf dem Landwege hatten zuerst Amerikaner Oregon besucht; die ersten Niederlassungen daselbst waren amerikanische. Mit der größten Zähigkeit verteidigten die Engländer ihren Besitz, und erst als die Vereinigten Staaten (nachdem es fast zum Kriege gekommen war unter dem populären Feldrufe: „54° 40′ or fight!") sich mit der Linie des 49. Grades begnügten, wurde das Einvernehmen erzielt. Der Oregontraktat von 1846 sprach das Gebiet südlich dieser Grenze den Amerikanern zu. Schon früher, sofort nach seiner Mission in Washington, hatte Dr. Whitman große Einwandererzüge arrangiert, den ersten, 200 Wagen stark, mit 875 Leuten und 1300 Stück Vieh führte er selbst im Sommer 1843 über die Rocky Mountains und traf ein Jahr, nachdem er von Waülatpu abgegangen war, bei den Seinen wieder ein. Man darf sagen, daß es nur Dr. Marcus Whitman zu danken ist, wenn Oregon und die nächstgelegenen Territorien sich im Besitz der Vereinigten Staaten befinden. Sein Opfermut, seine Vaterlandsliebe haben die Bedingungen für die Aktion der Regierung in Washington geschaffen. Er hat wenig Vorteil davon gehabt, denn er ist schon am 29. November 1847 von Indianern, die wahrscheinlich aufgereizt waren und in ihm den Chef der amerikanischer Landräuber sahen, grausam ermordet worden. Die Hudsons Bai Company gab ihre Handelsposten südlich des 49. Grades nur zögernd, Schritt für Schritt auf; ihr Landmonopol behielt sie in Kanada bis 1859, ihr Pelzmonopol sogar bis 1870. So lange währte es auch, ehe die Grenzfragen zwischen England und Amerika völlig geordnet wurden. Sie sind es jetzt endgültig, indem beide Streitende an den Schiedsspruch des deutschen Kaisers appellierten, der am 21. Oktober 1872 zu Berlin gefällt wurde. Dadurch kam auch noch die immergrüne Insel Vancouver an die Vereinigten Staaten. Oregon ist am 14. Februar 1859 als Staat in die Union auf-

genommen worden. So rasch fand die Besiedelung statt, heute zählt es bereits 200000 Bewohner, ist einer der ersten weizenbauenden Staaten, der erste in der Holzproduktion, und versorgt die halbe Welt mit eingelegtem Lachs. Seit unser Landsmann Villard die Northern Pacificbahn vollendet hat (vom Lake Superior, den Ufern von Wisconsin bis zum Puget Sound waren es noch 1800 Meilen), seit der Columbia und seine Nebenflüsse mit Dampfern befahren werden, liegt das ungeheure Absatzgebiet des Stillen Ozeans für Oregon offen und macht es für die Zukunft zu einem der wichtigsten Handelsemporien der Welt.

Manche Leser werden sich noch an die Stürme erinnern, die sich um die Mitte der fünfziger Jahre über Kansas erhoben hatten, die furchtbare Ouverture zu dem vierjährigen Trauerspiel des Bürgerkrieges. Der diese Dinge erzählt, ist Leverett W. Spring, Professor der englischen Litteratur an der Staatsuniversität von Kansas zu Lawrence, derselben Stadt, welche während jener Wirren geplündert und beinahe zerstört worden ist, derselben, welche der Missourier Quantrill, um bestialische Rache an den Unionisten zu nehmen, am 20. August 1863 großenteils verbrannte, der er dadabei fast 200 Bürger schlachtete. So wandelt sich die Zeit! Die Devise des Staatssiegels von Kansas „Ad astra per aspera“ erzählt summarisch seine Geschichte. Sie dreht sich während der ereignisvollen Jahre 1854—59 hauptsächlich darum, ob in dem neuen Territorium die Sklaverei eingeführt werden solle oder nicht. Das schien zwar bereits ausgemacht zu sein, denn das Kompromiß von 1820, welches mit Gesetzeskraft zwischen den Vertretern des Nordens und den Sklavenhaltern aus Anlaß der Aufnahme Missouris geschlossen worden war, bestimmte, daß alle neuen Staaten, die aus dem ungeheuren Ländergebiete von Louisiana geschnitten wurden, dann die Sklaverei nicht einführen durften, wenn ihre Südgrenze nördlich von der Linie 36° 30′ lag. Die Abmachung von 1850, welche den Sklavenhaltern neue Zugeständnisse bewilligte, setzte doch die Rechtsgültigkeit des Missouri-Kompromisses voraus. Dezember 1853 wurde im Senat der Vereinigten Staaten die Bill eingebracht, welche für die Schaffung eines neuen Territoriums unter dem Namen Nebraska Sorge trug, und alsbald durch eine andere des Demokratenführers Douglas ersetzt wurde, die vorerst das ganze Gebiet in zwei Hälften zerschnitt, die nördliche Nebraska nannte, die südliche Kansas, und beide als „Territorien“ bezeichnete. Die Gründe für dieses Vorgehen lagen offen. Die Existenz der Sklaverei in den Südstaaten beruhte auf der raschen Ausbeutung des Bodens, auf Raubbau

in den Plantagen, wo Zucker, Baumwolle, Tabak und Reis kultiviert wurden. Bei der schnellen Erschöpfung der Ackerkrume war es notwendig, immer mehr neue Ländereien dieser Kultur zu unterwerfen. Gelang das nicht, war es den Sklavenbaronen nicht möglich, das Gebiet der Negerarbeit zu erweitern, dann ging es mit der Latifundienwirtschaft und mit der Sklaverei selbst zu Ende. Die intensive Bewirtschaftung auf kleinen Hofgütern verträgt sich nur mit freier Arbeit. Die Grundlagen des damaligen Besitzes der Sklavenhalter waren also nur zu retten, wenn der Sklaverei die weiteren Landerwerbungen im Südwesten der Union preisgegeben wurden. Das war denn auch der Sinn der Bestimmung, welche Douglas seiner Bill einfügte, daß in den neuen Territorien die Entscheidung darüber, ob sie Sklavenstaaten werden sollten oder nicht, den Einwanderern selbst zustehen sollte. Der alte Grundsatz, wonach die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten in diesen Dingen zu verfügen hatte, wurde durch das neue Prinzip der Ansiedlersouveränität (squatter sovereignty) verdrängt. Die Sklavenhalter und mit ihnen der nordstaatliche Douglas, welcher sich um die Stimmen des Südens für die nächste Präsidentenwahl bewarb, rechneten so: das Territorium Kansas grenzte im Osten an einen Sklavenstaat, Missouri, es war auch sonst vom Süden aus viel leichter zu erreichen als vom Norden. Kein Zweifel daher, es würde nicht schwer fallen, besonders aus Missouri so viele Parteigänger der Sklaverei und Sklaven binnen kurzer Zeit nach Kansas zu werfen, daß bei der gesetzlichen Organisation des Territoriums eine starke Majorität in demselben sich für die Sklaverei erklärte. Diese Rechnung war richtig und doch falsch. Sie setzte nämlich voraus, der Süden habe Menschen genug übrig, um die erste Massenbesiedelung von Kansas aus eigenen Mitteln vorzunehmen. In Wirklichkeit aber vermochte der Süden dieser Forderung nicht nachzukommen, er war zu schwach, sogar an Sklaven selbst, weshalb denn die südlichen Pflanzer ganz offen nach Wiedereinführung des Sklavenhandels und Sklavenimports aus Afrika riefen, damit der unentbehrliche Nachschub nicht fehle. Da war der Norden dem Süden an Menschen und Kapitalkraft enorm überlegen, und wenn er nur einmal zur Einsicht gebracht wurde, daß es sich hier um eine Lebensfrage der Union handle, dann konnte es nicht zweifelhaft sein, er werde auch trotz der äußeren Hindernisse und des Widerstandes der Sklavenhalter Kansas zum freien Staat machen. Das geschah nun gerade durch den Uebereifer des Südens und besonders des Staates Missouri. Noch während die Kansas-Nebraska-Bill unter Diskussion war, zogen

die Missourier in hellen Haufen über die Grenze, nicht, um sich wirklich niederzulassen, sondern nur, um so lange zu bleiben, bis durch die Volksabstimmung Kansas ein Sklavenstaat geworden sein würde. Ja noch mehr, oftmals kamen am Tage vor einer Abstimmung 2 bis 3000 Strolche, bis an die Zähne bewaffnet, aus Missouri, gaben nach Einschüchterung der Wahlkommissionen ihre Voten ab, fälschten sie auch bisweilen um einige Hunderte, und kehrten dann nach sonstigen Randalen über die Grenze zurück. Auf diese Weise ist die erste Legislatur von Kansas zustande gekommen, die dann einfach die Gesetze des Staates Missouri in Bausch und Bogen für Kansas übernahm und nur ein Dutzend Paragraphen beifügte, welche in geradezu lächerlicher Weise den Kriminalkodex der Sklavenhalter darstellten. Gegenäußerungen oder Vorstellungen wurden mit Drohungen, dann mit Gewaltthaten erwidert. Diese Vorgänge versetzten allmählich auch den Norden in fieberhafte Aufregung. Indes die ersten Ansiedler aus den Nordstaaten nichts weniger als sklavereifeindlich waren, wurden jetzt Gesellschaften gegründet, welche ganze Heereszüge von Abolitionisten ausrüsteten, mit Waffen versahen und nach dem „blutenden“ Kansas schickten. Und diese Leute machten sich sogleich seßhaft, sie kamen mit Weib und Kind und allem Hausrat, sie kehrten nicht nach geschehenen Wahlen wieder zurück. Nun wogte ein mörderischer Kampf. Der Präsident, sein Kabinett, die Mehrheit des Senats, der ganze Süden standen auf der einen, die Mehrheit des Repräsentantenhauses und der Norden auf der anderen Seite. Die Regierung schickte eine ganze Reihe von Gouverneuren nach Kansas, jeder kam mit der Absicht, für die Sklavenhalter einzutreten, und mußte sich nach kurzem davon machen, da er Gesetz und Recht doch nicht so mit Füßen treten konnte, wie es die Grenzstrolche (Border-ruffians) von Missouri forderten. Ihrerseits errichteten die Freibodenleute eine selbständige Legislatur, wählten einen Gouverneur, gaben sich eine Konstitution, und wendeten sich an den Kongreß. Das Land war in einem furchtbaren Zustande, schlimmer als Krieg, in wildester Anarchie. Täglich größere und kleinere Kämpfe, Raubzüge und Mordfahrten, unter denen die That John Browns von Osawattomie, des späteren Helden von Harpers Ferry, eine der grausigsten war. Aus dem Süden rüstete man ganze Expeditionen, nirgends war die Bundesautorität aufrecht zu erhalten. Aber fortwährend strömten aus dem Norden die Freibodenmänner nach, Hunderte, wohlbewaffnet, sie kamen und blieben, und so entschieden sie auch, nachdem alles des Blutvergießens satt war, bei der Wahlurne den Kampf. Am

2. August 1858 wurden über die Sklavereifrage in Kansas 13000 Stimmen abgegeben, 11000 derselben dafür, daß Kansas ein freier Staat werden solle. Der Süden empfand den Schlag tief, erkannte deutlich, daß damit der große Krieg eingeleitet sei, und benutzte die Frist bis zur Wahl des nächsten Präsidenten (Lincoln) aufs beste, um sich darauf vorzubereiten. —

Die besprochenen Bände erzählen die Geschichte von nur sechs Staaten der Union, und doch, welche Mannigfaltigkeit, welche Verschiedenheit natürlicher Bedingungen und Entwicklungen! Man sieht, die Uniformierungstendenz, welche der modernen Kultur Amerikas, teilweise mit Recht, nachgesagt wird, findet ein heilsames Gegengewicht in der Eigenart der Staaten, welche die Elemente des Bundes ausmachen. Es ist hinwiederum fürs nächste kaum zu fürchten, daß diese Sondereigenschaften sich in zentrifugalen Neigungen ausbreiten werden, vielmehr ist zu erwarten, daß die Art der Zivilisation, welche schließlich aus diesem bunten Völkergemisch aufsteigt, sich in einheitlicher Originalität entfalten wird.

---

# Der Feldzug nach Rußland.

## Aus der Selbstbiographie des Malers Adam.[1]

### I.

Schon seit Anfang des Frühjahrs waren die Straßen Deutschlands von den ungeheuren Truppenmassen überschwemmt. Die schönste Armee, welche das Jahrhundert gesehen, drängte sich mit Hast und Eile ihrem entsetzlichen Untergange entgegen. Franzosen, Italiener, Deutsche, Polen, Holländer, Spanier, in einer kompakten Masse vereinigt, mit den bedeutendsten Männern an ihrer Spitze, richteten alle ihre Blicke auf den einen Mann, auf den sie mit unbegrenztem Vertrauen ihre Hoffnungen bauten. Sieggewohnt, mutvoll und von Ehrgeiz beseelt, trugen sie alle das Bewußtsein eines glücklichen Erfolgs in der Brust; den gefährlichsten Feind, die Elemente, brachte niemand mit in Rechnung.

Der Abschied von meiner Gemahlin war ein sehr heroischer: keine Thräne wurde vergossen, wir setzten beide einen Wert darein,

[1] Albrecht Adam (geboren den 16. April 1786 zu Nördlingen) hat sich durch eigene Kraft, Talent und Ausdauer vom Konditorlehrlinge zum Hofmaler des Vizekönigs von Italien, Eugen Beauharnais, emporgeschwungen, dessen Aufmerksamkeit er durch die gelungenen Porträts französischer Generale und Offiziere auf sich gelenkt hatte, die er während der Anwesenheit der Franzosen 1809 in Wien gemalt hatte. In Mailand und Monza waren nebst vielen kleineren Gemälden seine zwei ersten großen Schlachtenbilder „Das Gefecht bei St. Michael an der Mur“ und „Die Schlacht bei Raab“ entstanden. Vier Monate nach seiner Vermählung mit Magdalena Sander, die er in Mailand kennen gelernt, brach der russische Krieg aus und Adam, der sich durch sein dem Vizekönige gegebenes Versprechen gebunden ansah, auch den Krieg und seine malerischen Szenen leidenschaftlich liebte, verließ die kaum gegründete neue Heimstätte in München, um im Gefolge Eugens, der das 4. Armeekorps kommandierte, den Feldzug nach Rußland mitzumachen. Dieser Teil seiner überaus anziehenden Lebensbeschreibung, die in diesen Tagen aus dem Cottaschen Verlage hervorgeht, scheint uns ganz besonders geeignet, das Interesse der weitesten Kreise anzuregen.

uns stark zu zeigen. Es lag dies damals in der Zeit. Bevor ich zu Pferde stieg, reichte ich ihr noch einmal die Hand und sagte: „In acht Monaten, wenn ich noch am Leben bin, komme ich zurück!“ gab dann dem Pferde die Sporen und jagte davon.

Die erste Strecke des Marsches von München bis Bayreuth machte ich zu Pferde in kleinen Militäretappen. Aus dem königlichen Marstall wurden dem Prinzen Eugen auf seinen Wunsch sechs gute Reitpferde mit allem Zugehör und dreizehn Maultiere mit zwei Fourgons verabreicht und sechs junge Leute aus dem königlichen Stallpersonal und ein alter Tierarzt mitgesandt. Der Adjutant des Vizekönigs, Méjean, welcher mir den Befehl zum Abmarsche überbracht hatte, beging die Indiskretion, mich mit diesem Transport reisen zu lassen. Dem königlichen Oberstallmeister, Baron von Kesling, war dieses jedoch sehr angenehm, er stellte den ganzen Zug unter meine Aufsicht und räumte mir eine große Vollmacht ein. So zog ich zum zweitenmale als funktionierender Stallmeister von München in den Krieg, diesmal jedoch unter glänzenderen Verhältnissen als drei Jahre früher.

Den ersten Tag ging alles gut von statten; das junge Volk war sehr vergnügt, der Stallluft und dem maschinenmäßigen, strengen Dienste entronnen zu sein; es sang und jubelte. So schlenderten wir sieben Stunden dahin und kamen frühzeitig in das Quartier zu Schwabhausen.

Die nächsten Tage der Reise waren nicht mehr so heiter. Die Route ging überhaupt äußerst langsam nach den uns vorgeschriebenen Stationen vorwärts. In Donauwörth fand ich meinen Bruder Ferdinand und meine guten Eltern, welche mich zu sehen bei schlechtestem Wetter, sieben Stunden weit, zu Fuß von Nördlingen herübergekommen waren. Bei einem gutbesetzten Tische und unter traulichen Gesprächen saßen wir bald recht fröhlich beisammen bis spät in die Nacht. Wären meine Eltern nicht gar so ermüdet gewesen, so hätten wir uns gar nicht zur Ruhe gelegt. Sehr frühe wurde ich wieder wach, und sobald sie mich hörten, verließen sie das Lager, wir nahmen ein kräftiges Frühstück, plauderten noch ein Stündchen, wobei ich von meiner Frau nicht genug erzählen konnte; um 6 Uhr mußte ich die Reise jedoch fortsetzen.

Die Trennung von meinen Eltern griff mich weniger an als ihr Wiedersehen, das Reisen hatte solchen Reiz für mich, daß gar manches Gefühl zurücktrat, wenn es sich darum handelte, mich von etwas lossagen zu müssen, was mir lieb und teuer war.

Unser Weg führte über Monheim, Weissenburg, Roth nach

Nürnberg, wozu uns drei Tagemärsche vorgeschrieben waren. In Nürnberg hatten wir sogar einen Rasttag, welchen ich gehörig ausnützte, um alle meine alten lieben Freunde und Bekannten wiederzusehen. Es gewährte mir großes Vergnügen, daß fast niemand mich mehr erkannte; der arme Zuckerbäckerjunge, welcher vor acht Jahren nach Nürnberg gekommen, erschien jetzt als schmucker, eleganter italienischer Offizier. Selbst in der lieben Familie des würdigen Direktors Zwinger wurde ich nicht gleich erkannt. Dem alten Herrn wollte übrigens meine Metamorphose nicht besonders gefallen, sie vertrug sich nicht recht mit seinem echt patriotischen Sinne. Er that etwas fremd, und es kostete Mühe, die alte Zutraulichkeit, die ich an ihm gewohnt war, wieder hervorzurufen.

Recht vielen Spaß machte mir das Zusammentreffen mit meiner früheren Prinzipalin, der Frau des Konditors Braun: ich begab mich in ihren Laden, kaufte einiges Zuckerwerk und Schokolade, ließ mich mit der Frau, die sehr gerne plauderte, in ein Gespräch ein, und da noch mehrere von meinen früheren Kunstarbeiten im Laden gleichsam als Schaustücke aufgestellt waren, lenkte ich das Gespräch auf diese und ihren Urheber, wobei ich einige spitzfindige Bemerkungen gegen diesen mit einfließen ließ, was Veranlassung zu manchen gegenseitigen komischen Erörterungen bot.

Anderthalb Tage verweilten wir in dem mir früher schon so lieb gewordenen Nürnberg. Am 18. Mai wurde die Reise über Eschenau, Pegnitz, Bayreuth fortgesetzt, wozu uns abermals drei Tage vorgeschrieben waren. Zu Pegnitz traf ich auf der Post einen bayerischen Offizier, welcher von der Armee als Kurier nach München gesandt wurde. Als dieser von mir vernommen hatte, ich sei angewiesen, mit diesem Transporte mich im Hauptquartier des Vizekönigs zu Glogau einzufinden, sagte er: „Lieber Freund, wenn Sie Ihre Reise auf diese Weise fortsetzen, so werden Sie den Vizekönig treffen, wenn der Krieg bald zu Ende ist. Von Glogau kann gar keine Rede sein, der Vizekönig befindet sich gegenwärtig schon mit seinem Armeekorps im Herzen Polens.“ Diese Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag, es wurde mir klar, wie unrecht ich gethan, mich auf diese Art zu reisen einzulassen. Dieser Offizier hatte ganz richtig geurteilt: erst zu Surash an der Düna stieß der Pferdetransport zum Hauptquartiere, nachdem die wichtigen Schlachten von Ostrowno und Witebsk und andere bedeutende Ereignisse vorüber waren.

Nach einer unruhigen Nacht, welche mir die erhaltene Kunde verursachte, brachen wir bei Sonnenaufgang nach Bayreuth auf.

Hier saß ich in einem angenehmen Quartiere der Post gegenüber eben bei einem guten Mittagsmahle, als ein französischer Kurier rasch auffuhr. Ich lief, was ich konnte, hinüber und fragte ihn: „Woher?“ — „Von Constantinopel.“ — „Wohin?“ — „Ins Hauptquartier des Kaisers.“ — „Wollen Sie mich mitnehmen?“ — „Haben Sie Papiere?“ — „Ja.“ Er maß mich einen Augenblick mit raschen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann: „Ich nehme Sie mit, wenn Sie schnell reisefertig sind.“ — „Können Sie mir eine halbe Stunde Zeit geben?“ — „Ja, wenn es sein muß, aber nicht eine Minute länger.“ Diese knappe Art zu reden und zu handeln lag ganz im Wesen dieser Leute, es waren äußerst energische, thatkräftige, verwegene Menschen, die oft in ihrem Dienste das Außerordentlichste leisteten. — Mein Gepäck war auf einen der Fourgons geladen, welche wir bei uns hatten; ich eilte dorthin, ließ alles abpacken, übergab dem Tierarzte meine Vollmacht und die übrigen, diesen Transport betreffenden Papiere. Nach einer halben Stunde war ich fertig und reiste mit dem Kurier ab. Es ging freilich anders vorwärts: die Meilenzeiger flogen an uns vorbei und wir kamen nach Dresden, ohne daß ich recht wußte, wie. Ich unterhielt mich unterwegs sehr gut mit dem Kurier, er hatte große Reisen durch ganz Europa gemacht und war ein lebendiges Erzählungsbuch.

Napoleon befand sich schon seit einigen Tagen in Dresden und mit ihm ein Teil der deutschen Fürsten, militärische Größen, Diplomaten und Notabilitäten aller Art. Auch Marie Luise mit vielen hohen Damen war anwesend; Feste folgten auf Feste, es war ein ungeheures reges Treiben.

Napoleon ermangelte nicht, die anwesenden Fürsten seine Macht und Größe fühlen zu lassen, besonders soll der gute König Friedrich Wilhelm von Preußen wahre Demütigungen erfahren haben. Ich traf zufällig mit diesem unglücklichen Fürsten auf der königlichen Gemäldegalerie zusammen und fand, daß man ihm nur zu deutlich den Gram ansehen konnte. Ebenso hörte man über das hochmütige Betragen der Kaiserin Marie Luise bittere Klagen; auch die Umgebungen Napoleons ließen es nicht fehlen, in ihrer voreiligen Siegestrunkenheit auf alles andere mit Geringschätzung herabzublicken. — Dadurch und durch andere Fehler fingen schon hier die Grundfesten, auf welche Napoleons Macht gebaut war, zu wanken an: erst wurden einzelne Persönlichkeiten verletzt und später ganze Nationen, bis diese, von dem tiefgekränkten Ehr- und Nationalgefühle auf das Aeußerste gebracht, bei dem ersten Anlasse die Waffen gegen Napoleon kehrten und ihn vom Throne stürzten.

In Dresden mußte ich mehrere Tage auf eine günstige Gelegenheit warten, um weiterzukommen, denn ich erfuhr, daß Prinz Eugen sich zu Thorn an der Weichsel befinde. Zufällig machte ich die Bekanntschaft eines Kapitäns der kaiserlichen Garde, welcher in Geschäften zu Dresden zurückgeblieben war und nun mit Extrapost zu seinem Regiment befördert wurde. Mit diesem reiste ich bis Thorn. In Eilmärschen, einigemale auch die Nacht hindurch, durchwanderten wir die unschönen Gegenden von Polen und einen Teil von Preußen, ohne daß diese Reise mir viel Angenehmes geboten hätte. Mein Reisegefährte entsprach nicht meinem Sinne, die große Lieblosigkeit, mit der er die armen Bauern behandelte, welche uns unentgeltlich fahren mußten, gab mir manchen Anlaß zum Aergernis.

In Thorn angelangt, trafen wir die kaiserlichen Garden, den Generalstab und den Marschall Berthier. Hier ging es wieder recht toll her. Alles fand ich, nur nicht den Prinzen Eugen. Ich verlor zwei Tage, bis ich endlich in Berthiers Bureau erfuhr, er sei in Plock an der Weichsel. Ich mußte nun mit Postpferden, die ich nur mit Mühe und durch besondere Begünstigung erhielt, auf meine Kosten nach Plock reisen, aber auch hier erreichte ich mein Ziel noch nicht: der Prinz war wieder mehrere Tagmärsche voraus. Bei der Abreise von Thorn nach Plock hatte ich das Unglück, meinen getreuen Cerberus in einem großen Gedräng bei dem Uebergang über die Weichsel zu verlieren. Trotz aller Mühe konnte ich ihn nicht wieder finden und sah mich genötigt, ohne denselben von Thorn einen schmerzlichen Abschied zu nehmen.

In Plock saß ich in der peinlichsten Lage, weil ich den Prinzen nicht getroffen: mein Geld war auf der Neige, ich kannte keinen Menschen und stand eben im Begriffe, eine wertvolle goldene Repetieruhr, die ich 1810 von der Vizekönigin zum Geschenke erhalten hatte, an einen Juden zu verkaufen, als ich auf der Straße einen Diener des Prinzen traf, dieser erzählte mir, daß er mit einigen kranken Leuten vom Hauspersonale hier habe zurückbleiben müssen. Ich klagte ihm meine Not, und er riet mir, mich an den General Plauson zu wenden, welcher in Plock in Geschäften für den Prinzen zurückgehalten worden sei. Ich begab mich sogleich in sein Quartier, die Adjutanten wiesen mich aber im Vorzimmer ab, der General sei sehr beschäftigt und für niemand zu sprechen. Ich ließ mich jedoch nicht abschrecken. Gefragt, was ich denn von ihm wolle, teilte ich mein Anliegen mit. Ein Adjutant machte Meldung und der General trat aus seinem Zimmer auf mich zu mit den Worten: „Haben Sie Papiere?“ Nachdem ich

mich legitimiert hatte, fuhr er fort: „Sie treffen den Prinzen in Willenberg; wenn Sie sich nicht verweilen und mit Postpferden die Nacht hindurch reisen, können Sie morgen dort sein. Hier haben Sie vier Louisd'or, schreiben Sie darüber eine Quittung und geben Sie dieselbe meinem Adjutanten. Reisen Sie glücklich!" Mit diesen Worten legte er das Geld auf den Tisch und entfernte sich. Wie nun Glück und Zufall oft im Leben ein wunderliches Spiel mit uns treiben, so wurde mir innerhalb einer Stunde eine doppelte Hilfe. Als ich von Plauson wegging, mußte ich über einen großen Platz, um nach meiner Wohnung zu gelangen. Schon von ferne sah ich einen italienischen Kurier gerade auf mich zueilen. Ich blieb wie gefesselt stehen, und als er mich erkannte, schrie er laut auf vor Freude. Ich war das erste Gesicht vom Hofe, welches ihm nach einem Wege von 450 Stunden begegnete, und solche Begegnungen unter solchen Umständen in einem wildfremden Lande machen immer Freude. Lambert (so hieß der Kurier) kam direkt von Mailand. „Sie müssen mich mitnehmen," sagte ich, „in einer Viertelstunde bin ich mit meinem Gepäcke an der Post." — „Abgemacht!" Gerne hätte ich nun dem General Plauson sein Geld zurückgestellt, aber es hätte nur Zeitverlust mit sich gebracht. In raschem Laufe ging es nun ohne Aufenthalt in das Hauptquartier des Prinzen. Lambert war ungemein vergnügt, einen Gesellschafter zu haben, es gab gegenseitig viel zu erzählen, und so schien uns diese letzte Strecke gar nicht lange, obschon wir mit Kurierpferden noch einige 20 Stunden brauchten, sie zurückzulegen.

Am 10. Juni gegen 11 Uhr vormittags kamen wir zu Willenberg in Ostpreußen an und trafen dort das Hauptquartier des vierten Armeekorps, welches Eugen befehligte, und die Bayern, welche zu demselben gehörten.

Meine Ankunft wurde freudig aufgenommen, Oberst Bataille sagte mir: „Der Prinz hat gerade vor einigen Stunden den Auftrag gegeben, ein Schreiben an alle Kommandantschaften auf der ganzen Militärroute ergehen zu lassen, damit diese Sie aufforderten, Ihre Reise zu beschleunigen." Daß ich selbst diesem Befehle zuvorgekommen bin, konnte daher nicht verfehlen, einen guten Eindruck zu machen. Jetzt erfuhr ich auch, daß Mr. Méjean beauftragt war, mich in seinem Wagen von München aus mitzunehmen. Dies schien ihm übrigens nicht bequem, und so ließ er mich mit dem Pferdetransport reisen. Prinz Eugen empfing mich ungemein liebreich; er übergab mir ein schönes Portefeuille in rotes Saffianleder gebunden, das in Gold seinen Namen trug

und das er eigens von Paris für mich mitgebracht hatte, um es als bildliches Tagebuch dieses Feldzuges zu benützen. Recht herzlich lachte er, als ich ihm meine Reiseerlebnisse und meine Geldverlegenheit erzählte. — —

— — Am 11. Juli schrieb ich aus Olszany in Russisch-Polen an meine Frau: „Ich fange an, den Mut sinken zu lassen, zwei volle Monate auf dem Marsche und für was? und durch welche Länder? Es macht mir Herzweh, daß ich die mir von Gott geschenkte Zeit so elend vergeuden muß. Krieg! das ist ein entsetzliches Wort! da gilt keine Rücksicht auf das Wohl oder Verderben ganzer Nationen, und wehe dem, welcher sich mit dieser Furie bekannt macht und noch ein Herz hat, das für die Menschen schlägt. Was ich seit vierzehn Tagen für Elend gesehen, ist unbeschreiblich: die meisten Häuser stehen leer und sind ohne Dach. Man hat in den Gegenden, welche wir durchzogen, meistens Strohdächer, und dieses alte Stroh diente den Pferden zur Nahrung. Die Wohnungen sind ruiniert oder ausgeplündert, die Bewohner entflohen oder so arm, daß sie sich kaum vor dem Hungertode retten können; viel mehr lassen ihnen die Soldaten nicht. Alle Straßen liegen voll toter Pferde, welche bei der jetzt eingetretenen Hitze weithin einen fürchterlichen Geruch verbreiten, und das Fallen der Pferde wird noch immer ärger. Das ist ein abscheulicher Krieg. Der Feldzug von 1809 scheint nur ein Spaziergang im Vergleich mit diesem; wenn es so fortgeht, weiß ich nicht, wie es enden soll. Trotz des elenden Lebens und des beschwerlichen Umherziehens habe ich doch schon manches gezeichnet, was für mich großen Wert hat, aber diese Zeichnungen kommen teuer genug zu stehen. Und der Erfolg dieses Krieges muß außerordentlich vorteilhaft sein, wenn ein Maler für alle seine Opfer entschädigt werden soll. Dieses Herumziehen in elenden Gegenden und das damit verbundene Vergeuden der goldenen Zeit wird mir nachgerade unerträglich, ich kann es nicht verbergen, daß ich mich auf die erste Schlacht freue. Lieber will ich die Kugeln pfeifen hören, als noch lange dieses trostlose Leben führen. Die Soldaten lechzen nach dem Kampfe, er wird heiß werden, wenn anders die Russen standhalten! Sollte es ihnen aber belieben, uns noch lange Zeit auf ihrem geräumigen Territorium diese amüsanten Promenaden machen zu lassen, so kann die Armee hübsch matt und müde werden, bis es zu einem entscheidenden Schlage kommt, oder man einen glorreichen Einzug in der Hauptstadt hält, was doch unser Ziel ist. Diesmal sind wir sehr gut in einem großen Edelhofe bei einem reichen Gutsbesitzer einquartiert; seine Bauern sagen ihm aber nicht viel Gutes

nach, er ist in der ganzen Umgegend als ein abscheulicher Tyrann bekannt. Man hat ihm eine Schutzwache gegeben, es sind ihm aber doch einige sehr schöne Pferde weggeführt worden." — —

Am 24. Juli kamen wir nach Beszenkowicky. Hier traf auch Napoleon mit dem Gros der Armee ein. Von diesem kolossalen, ziemlich verworrenen Menschenknäuel eine Schilderung zu machen, ist mir unmöglich. Alles, was sich Monate hindurch auf beschwerlichen Märschen mühevoll durch unwirtliche Gegenden geschleppt hatte, traf hier auf einem Fleck zusammen, so daß fast ein Korps dem andern im Wege stand und, so weit das Auge reichte, man nichts sah als Soldaten und in großen Staubwolken ihre Bajonette blinken. Alle Waffengattungen, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Train und Fuhrwesen, eine Unzahl hin und her reitender Adjutanten, Handpferde, Equipagen und Dienerschaft, alles bewegte sich wie von einem Wirbelwinde getrieben bunt durcheinander. In diesem kolossalen Maßstabe hatte ich noch nie um Napoleon herum ein solches Treiben gesehen, mir sauste der Kopf davon.

Die ganze Armee befand sich an der Düna in exaltiertem Zustande. Man sah endlich den lange ersehnten Feind vor sich und hoffte durch einen entscheidenden Schlag Erlösung aus dem elenden Leben, welches man lästiger fand als selbst den verzweifeltsten Kampf.

Es fehlte daher nicht an Exzessen, welche bei der ungeheuren Truppenmenge, die sich auf so engem Raume zusammendrängte, unvermeidlich waren. Diese alle wollten verpflegt sein, und bei den unvermeidlichen Schwierigkeiten griff nur zu leicht Selbsthilfe um sich.

Am 24. Juli schien es, als ob es zu dem heißersehnten Kampfe komme. Eine Abteilung Infanterie wurde auf Pontons an das rechte Düna-Ufer übergeschifft, eine Brücke geschlagen und gleichzeitig setzten die bayerischen Chevauxlegersregimenter (das dritte, vierte, fünfte und sechste) über den Strom.

# Joseph Viktor von Scheffel.[1]

Eine Gedenkrede

von

August Sauer.

Als im ersten Dezennium des 13. Jahrhunderts der weithin berühmte deutsche Minnesänger Reinmar von Hagenau, auch Reinmar der Alte genannt, vorschnell aus dem Leben schied, da rief ihm sein größerer Schüler Walter von der Vogelweide die wehmütigen und dankerfüllten Worte ins Grab nach:

ich klage dîn edelen kunst, daz sist verdorben.
dû kundest al der werlte fröide mêren,
sô duz ze guoten dingen woltes kêren.
mich riuwet dîn wol redender munt und dîn vil süezer sanc,
daz die verdorben sint bî mînen zîten.
da dû niht eine wîle mohtest bîten!
sô leiste ich dir geselleschaft: mîn singen ist niht lanc.
dîn sêle müeze wol gevarn, und habe dîn zunge danc.

Es ist keine weithergeholte und müßige Spielerei, an mittelhochdeutsche Verse zu erinnern, wenn es das Andenken des Dichters zu feiern gilt, der die Muse der mittelhochdeutschen Poesie, „die einst vielgekannte und vielgenannte Freundin streitbarer und minnefreudiger Jugend“, die Frau Aventiure, aus dem Dunkel der Vergessenheit wieder heraufgeführt hat zu Licht und Ruhm. Mit allen Fasern seines Wesens wurzelt der Dichter des „Ekkehard“ in der Vergangenheit des deutschen Volkes; als ausdauernder sorgsamer Forscher hat er sich in die Denkmale der Vorzeit liebe-

[1] Gest. am 9. April 1886.

voll versenkt, aus vergilbten Blättern aufgelesen, was uns von dem Leben und Treiben, Dichten und Denken unserer Vorfahren überliefert ist, und die Masse gelehrten Details einer ausbauenden Phantasie überliefert, welche neues Leben zwischen dem toten Gestein aufkeimen ließ. Gleich seinem edeln Vorbilde Ludwig Uhland hat er den Gelehrten und Dichter auf seltene Weise in sich vereinigt und hat wie dieser „zwischen den zwei sonnigen Bergen der alten und neuen deutschen Poesie, zwischen denen das Alter der Unpoesie als eine tiefe Kluft hindämmert, eine befreundende Brücke geschlagen", auf der er froh hin und her wandelte. Gleich Uhland scheinen ihm die Griechen in ihrem thatenvollen Leben und ihrer heiteren Welt zu klar gewesen zu sein, gleich Uhland stand ihm der Olymp mit seinen antiken Göttern zu sehr in lichter Sonne da. Es zog ihn hin zu der verschleierten nordischen romantischen Welt, und das dämmerhafte Zwielicht des beginnenden Mittelalters that seinen Augen wohl. Weit davon entfernt, etwa ein Verächter klassischer Bildung zu sein, wies er doch die Deutschen oft darauf hin, ihre eigenen Schätze zu heben und in der Verehrung antiker Poesie nicht stecken zu bleiben; ohne in wüste Deutschtümelei zu verfallen und sich abzuschließen gegen heilsame Einflüsse aus der Fremde, legt er seinem „Heinrich von Osterdingen" dennoch ein kräftiges Rügelied in den Mund wieder Wolfram von Eschenbach und die übereifrigen Nachahmer französischer Art und Dichtung:

„Ich bin ein Mann aus freudigem Osterlande;
Wo meine Wiege stand, vergeß ich nie.
Ihr mögt mich grob und dörperlich drum schelten.
. . . Nicht jeder kann ein Leu sein, spricht der Bär.
Singt, wie ihr mögt, Mannheit britunischer Helden
Und singt vom Gral . . . mir gilt nur deutsche Mär!"

So hat auch er nie des Ortes vergessen, wo seine Wiege stand, und in Karlsruhe, wo er am 26. Februar 1826 geboren war, wurde ihm vor wenigen Tagen sein letztes Bette bereitet. Hier auf dem Boden der alten Alemannen ist er erwachsen, jenes Volkes, das er selbst als rauh, streitbar, bärbeißig und dreinschlagend charakterisiert hat. Zu dem Denkmale Peter Hebels, des Sängers der alemannischen Gedichte, blickte der Knabe andächtig empor. Wir haben keine Charakteristik seiner Eltern erhalten. Aber es ist wohl auf ihn selber anzuwenden, was der Freiherr im „Trompeter" sagt: „Ganz, scharfkantig muß der Mensch sein. Seine Lebensstellung muß ihm schon im Blute liegen als ein Erbteil früherer Geschlechter." In die Mitte der vierziger Jahre

fällt seine Studienzeit, die ihn von Süddeutschland, von Heidelberg und München, auch nach Norddeutschland, nach Berlin, führt; aber dem Versuche, sich im diplomatischen oder juristischen Dienste bleibend einzugewöhnen, widerstrebt die angeborene Neigung zu den freien Künsten. Er schwankt zwischen der Dichtkunst und der Malerei, bis er — wie einst Goethe — in Italien zu dem ersteren Berufe sich unbedingt entscheidet. Der scharfe Blick für menschliche Gestalt, das feine Gefühl für landschaftliche Schönheit aber ist ihm geblieben und ebenso die Vorliebe für innige Verbindung zwischen den beiden Schwesterkünsten. Mehrmals hat er in seiner letzten Periode seine Dichtung an Zeichnungen angeschlossen, und „wie im Mittelalter einer geschriebenen Dichtung ein reicher Miniaturenschmuck zugekommen wäre“, so sah er es gern, daß sein „Juniperus“ von Freundeshand „mit schlichten sinnigen Holzschnittzeichnungen“ ausgestattet wurde.

Die unerfreulichen Verhältnisse des öffentlichen und privaten Lebens waren es, denen der junge Scheffel nach Italien entfloh; schwer lastete die Reaktion auf den Gemütern, die sich an so viele Enttäuschungen gewöhnen mußten, und die Oede, die auf dem deutschen Parnaß herrschte, konnte niemand dafür entschädigen. Die Häupter der alten romantischen Schule waren dahingeschieden; Uhland und seine schwäbischen Sangesgenossen waren längst verstummt. Abirrend von ihren wahren unverrückbaren Zielen war die deutsche Dichtkunst gänzlich in den Dienst — nicht etwa des Patriotismus, der großen völkerbewegenden Fragen und der kriegerischen Begeisterung — nein, in den Dienst der kleinlichsten Tagespolitik getreten, um mit dieser zu wechseln und zu verrauschen. Längst war man des aufgebauschten Wortschwalles, der exotischen Verseleien des tonangebenden Freiligrath satt, des betäubenden Lärmes seiner politischen Dichtung müde. Die demagogischen Brandreden Herweghs hatten ihren Reiz verloren, und dem matteren Geschlechte dieses Dezenniums fiel es nicht mehr ein, beim romantischen Alpenglühen in den Ruf „vive la république!“ auszubrechen. Der „tragisch hohe Stelzgang“, wie „der Tendenz Verpfefferung“ verfingen nicht mehr ganz; der „amaranthne Weihrauchduft der frommen Seele und die anspruchsvolle Blässe“, welche die reaktionäre Dichtung affektierte, trugen den Stempel des Ungesunden allzu deutlich an sich. Die alte Romantik schien völlig tot zu sein. Der, welcher sich ihr letzter Schüler zu sein dünkte, hatte gegen die Lehrer selbst sich gekehrt und sie gezüchtigt: Heine meinte anfangs der vierziger Jahre in seinem Sommernachtstraum „Atta Troll“ „vielleicht das letzte freie Waldlied der Romantik“ ge-

sungen zu haben. Aber eben nur vielleicht. Das ätzende Gift dieser ironisierenden Dichtung wirkte in Deutschland zersetzend weiter. Aber der einschmeichelnde Rhythmus dieser spanischen Trochäen, die Freiheit des Humors, mit welcher der Bär zum Helden eines Gedichts erkoren war, lagen auch Scheffel noch im Sinne, klangen auch ihm noch im Ohre, als er auf der Insel Ischia seinen deutschen Schwarzwaldsang anstimmte. Als Rechtspraktikant hatte er ein Jahr lang in dem schwäbischen Städtchen Säkkingen gearbeitet. Dort hatte sich ihm der Stoff in die Seele gesenkt, den er jetzt dichterisch verarbeitete. „Der Trompeter von Säkkingen“ (1853) wurde seine erste große, seine bedeutendste Leistung überhaupt. Da war sie wieder die alte Romantik in ihrer unverfälschten Frische und Schöne, ohne Heinesche Frivolität. Alt Heidelberg, die feine Stadt am Rheine, hatte die jüngeren Romantiker Achim von Arnim und Klemens Brentano in ihren produktivsten Jugendtagen beherbergt. Dort sprengten die jungen Dichter die Thore des verschlossenen Dichtergartens zu freiem Eintritte für jedermann; von dort schickten die dichterischen Einsiedler ihr kurzlebiges Journal, die „Trösteinsamkeit“ aus und schlugen dem erstaunten Publikum, das schlaftrunken unter seiner Nachtmütze hervorlugte, lachend ein Schnippchen; von dort aus ließen sie die reiche Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ in die Welt gehen. Der Heidelberger Student Jung Werner hat diese Melodien aufgefangen und sie neu für die Trompete gesetzt. Seit dem 16. Jahrhundert war das Studentenleben in Komödien dichterisch verwertet worden; auch des jungen Goethe Genossen haben diese Poesie verstanden und genützt. Aber wieder waren es besonders die jüngeren Romantiker, welche dieses Gold zu gangbaren Münzen umprägten.

Wie fröhlich ertönt in Arnims „Gräfin Dolores“ der Hymnus auf die Studenten und ihre Wanderungen von Nord nach Süd! Wie prächtig ziehen in dessen genialem Doppelspiel „Halle und Jerusalem“ die verschiedenen heiteren und ernsten Szenen aus dem Treiben der Studenten an uns vorüber! Hier ist Scheffel in die Schule gegangen in seiner köstlichen Schilderung Werner Kirchhofs, der, relegiert ob seines unziemlichen Benehmens gegen die Pfalzgräfin Lenore, in die Fremde zieht. Wie die Eichendorffschen Helden läuft er in die Welt, wie dessen Taugenichts bricht er unberufen in fremdes Gehege, wie dieser aber gelangt auch er zu Amt und Würde, zu Liebe und Ehe. Vielleicht hat Scheffel mit keinem der früheren deutschen Dichter so große Verwandtschaft, als mit diesem liebenswürdigen Schlesier, der überall in seinen

Romanen seine Lieder ertönen läßt. Und wenn nun Scheffel die Liebe Werners zu Margareta, des Freiherrn Tochter, im leichten ironischen Ton erzählt, wenn er satirische Ausfälle anbringt, so hat er der romantischen Ironie volle Rechnung getragen, und wenn er den handelnden Menschlein einen Kater zur Seite setzt, der ähnliche Schicksale in seinem Lebenskreise erfährt und sogar sein eigenes Liederbüchlein sich zusammenmiaut, so steigt der gestiefelte Kater vor uns auf, den Tieck auf die Bühne gebracht hat, der Hund Berganza, den A. Hoffmann in einem geistreichen Gespräche charakterisiert hat und der seinerseits wieder aus Spanien stammt, vor allem aber der étudiant des belles lettres Kater Murr, der mit selbsteigener Pfote seine Biographie geschrieben hat auf der Rückseite von Johannes Kreislers Leben. Nicht tot also war die Romantik, aber im Absterben begriffen. Scheffel sammelte die letzten Blüten und band sie zu einem frischduftenden Strauße zusammen, mit dem er entgegentrat der etwas düsteren, weltschmerzelnden Lyrik Lenaus und anderer damals populärer Dichter.

Aber gewiß: nicht das überlieferte Element ist es, was die fast beispiellose Wirkung dieses Gedichtes in Deutschland uns verstehen lehrt, sondern, das was er aus seiner eigenen Brust genommen, was er aus seinem eigenen Leben darein verwebt hat: seine eigene unverwüstliche Fröhlichkeit und Heiterkeit, seine Zuversicht, sein Gottvertrauen hat er seinem Helden geliehen, und vielleicht sind in die Schilderungen der lieblichen Margareta teure Züge mit übergeflossen, welche Scheffel damals vor Augen schwebten. Sollte nicht er selbst verfehltes Liebesglück im Herzen getragen haben, als er nach Italien zog, wie sein Held; sollte es nicht auf ihn selbst bezogen werden können, wenn er später in Italien singt:

„Hier umglänzt mich die alte blaugoldne Pracht,
Die der Jugend Leid mir versüßte,"

sollte nicht er selbst den Liebesgruß nach Deutschland entsendet haben:

„Haupt gelehnt auf Felsens Kante,
Fremder Mann in fremdem Lande,
Um den Fluß die Wellen schäumen,
Durch die Seele zieht ein Träumen —
Dein gedenk ich, Margareta!"

sollte das zum Volkslied gewordene Abschiedslied aus der Heimat mit dem wehmütigen Refrain nicht ein Widerhall eigener Erlebnisse gewesen sein? Wir dürfen dies wohl bejahen, wenn wir

auch nicht angeben können, wie weit das Persönliche in die Dichtung hereinspielt; aber der Fünfziger hat uns gestanden:

„Vielleicht daß ich selber von Jugend und Glück
Ein Stück ihm zurückgelassen.“

Mit freudigem Staunen folgte er der steigenden Zahl der Auflagen, der immer größeren Verbreitung des Buches. Und als er an seinem 56. Geburtstage im Jahre 1882 der hundertsten Auflage ein poetisches Geleitwort mitgab, da konnte er von der holländischen, englischen und italienischen Uebersetzung berichten und konnte danken dem lieben Gott, der seine Güte ließ walten

Und Buch wie Verfasser in Gnaden hat
Zu solcher Freude erhalten.

Nach seiner Rückreise aus Italien lebte Scheffel wieder in Heidelberg, gab sich germanistischen Studien hin mit der Absicht, die akademische Karriere zu ergreifen, und sammelte zugleich einen heiteren Freundeskreis um sich, für den er seine Lieder ertönen ließ. Wir können nicht genau scheiden, was in seiner Gedichtsammlung auf die erste oder diese zweite Heidelberger Zeit zurückgeht oder was etwa später angefügt wurde: der Grundstock jener Sammlung, die er im Jahre 1867 unter dem Titel „Gaudeamus“ erscheinen ließ, gehört dieser trinklustigen und sangesfrohen Jugendzeit an, und er schildert in der Widmung es selbst, wie ihm in diesem Thal der weißen Blütenbäume des Ortes Genius oft genaht sei und Scherz, Humor und heitere Träume zum Wissensernst der alten Musenstadt gefügt habe, und er entschuldigt es, wenn manch Lied den Lesern allzu durstig dünken sollte, damit, daß dieser genius loci Heidelbergs feucht sei. Und in der That weht eine übermütig tolle Kneipstimmung in dieser einzigen Sammlung. Seit jenen mittelalterlichen Tagen, wo ein unbekannter Dichter uns den unersättlichen Weinschwelg geschildert hat, wie er einsam vor seiner Kanne sitzt und trinkt und den lieben Wein anspricht, der ihm lieber ist als „Kampf und Sieg und Tanz, als des Ruhmes Kron' und Kranz, als Samt und Seide und Marderpelz und all der Welten Glanz und Schmelz“, und sein langatmiges Lob nur immer unterbricht, um die Kanne zu erheben und zu trinken, seit jenen Tagen vielleicht ist die Poesie des Trinkens nicht mit so urkräftigem Behagen gesungen worden als von Scheffel. Ein echtes deutsches Gemüt, sucht und findet er „innersten Gedankens Ausdruck“ im Weine; die matteren Weinlieder der anakreontischen Wassertrinker des vorigen Jahrhunderts,

die gedankenschwere Geselligkeitslyrik des Weimarer Mittwochskränzchens übertönt der alles besiegende Humor der großen Trinker, die sich hier zusammengefunden haben. Alles muß trinken: Erde und Himmel, Vergangenheit und Zukunft; der Zecher holt sich seine Genossen aus der Tierwelt der Liasformation, aus dem alten Assyrien; er schlichtet den Streit zwischen Hildebrand und Hadubrand durch gemeinsames Kneipen; man könnte sagen, er habe die Weltgeschichte trinken gelehrt; ja er verlangt vom aufgehenden Monde, daß er dem Wirt seinen Silberschein als Zahlung blinken lassen möge. In allen Weisen und Rhythmen wird getrunken; der reiche Wortschatz der deutschen Sprache wird geplündert, um immer und immer dies Eine zu bezeichnen; man könnte eine Methyologie der Deutschen aus diesen Trinkliedern zusammenstellen, wie der geistreiche Lichtenberg eine solche einst entwarf. Und zu der typischen Gestalt, auf welche alles aus der großen Vergangenheit des Trinkens abgeladen wird, macht er den Herrn von Rodenstein, der zu Heidelberg im Hirschen seine Dörfer vertrinkt: Gersprenz und Reichelsheim, und das letzte Dorf des Odenwaldes, das er selbst nicht mehr vertrinken kann, Pfaffenbeerfurt, der Heidelberger Hochschule vermacht und sich ausmalt in einer Vision, wie die durstige Jugend auch dies einst vertrinken werde; den Herr von Rodenstein, der auch im Grabe noch keine Ruhe hat, vom Durst gequält als Geist umherirrt an der Spitze des wilden Heeres der durstigen Zecher. Der Illustrator der „Fliegenden Blätter" hat diese prächtige Gestalt — dem Dichter zu Danke — aufs Papier geworfen und nur der „richtige" Komponist, von dem er eine komische, „bummlige" Musik dazu begehrte, ist ausgeblieben („Gegenwart" 1886, Nr. 16). Doch hält der Dichter seine Trinkstube nicht verschlossen; der harzige Walddust dringt hinein; die Wissenschaften, die Geologie, die Astronomie, die Archäologie, die Historie, werden seine Zechschwestern und singen ihm Lieder aus dem Umkreis ihres Stoffgebietes. Und endlich schreitet er aus dem „Engeren", wie der Heidelberger Kreis sich nannte, ins „Weitere"; zieht die Alpenstraße hinan, verewigt ernste und heitere Episoden seiner italienischen Reise im Liede, läßt den schadenfrohen Delphin in den Ruf der neapolitanischen Fischer mit einstimmen: „Sta sera Makkaro"; von Südfrankreich heimkehrend, wird der Meister Josephus durch den Pfarrer von Aßmannshausen begrüßt; von seiner skandinavischen Reise hat er eine lebendige Schilderung des Grindwalfanges seinen Landsleuten heimgebracht. So findet die tolle Kneippoesie des ersten Teiles einen mehr ernsten Hintergrund, von welchem sie sich um so deutlicher abhebt; die patriotischen

Töne fehlen nicht, der Ausblick auf strenge Thätigkeit, auf kräftige Arbeit, auf bürgerliche Pflichterfüllung ist vorhanden. Als ein ernst und tief denkender Mann erscheint uns der Dichter, der in seinen Mußestunden bekümmernisledig auch der heitersten, ausgelassensten Fröhlichkeit nicht abhold ist, und wir glauben ihm sein Selbstbekenntnis, daß seine Komik oft nur die umgekehrte Form innerer Melancholie gewesen sei.

So sollte denn diese seine Heidelberger Zeit auch noch eine vollwichtigere Frucht tragen. Seine Studien über ältere deutsche Kultur und' Litteraturgeschichte hatten sich besonders dem frühen Mittelalter, dem zehnten Jahrhundert zugewendet. Eines der großartigsten Denkmale unserer deutschen Poesie, das uns leider nur in lateinischer Sprache erhalten ist: das Lied von Walter und Hildegund, ihrer Flucht aus dem Hunnenlande, ihrem Kampfe mit den Burgunden nahm ihn gefangen und er brachte es in einer meisterhaften Uebersetzung dem deutschen Publikum wieder näher und das Kloster, aus dessen Schule das Waltarilied hervorgegangen ist, begann ihn mehr und mehr zu interessieren; die sanktgallische Klostergeschichte, die er studiert, entrollt vor seinen Augen das Leben und Treiben, Bildung und Sitte des damaligen alemannischen Landes mit der Treue eines nach der Natur gemalten Bildes, in das er sich einlebt; und dieses Bild im Herzen zieht er nun als wandernder Jünger selbst hinaus in die herrliche Schweizer Gegend und dort „in den Revieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft“, hat er jene Erzählung entworfen und zum größten Teil niedergeschrieben, die 1855 erschienen ist und die wir heute unseren besten deutschen Romanen zuzählen dürfen.

Längst war jene Verachtung geschwunden, mit der man auf das deutsche Mittelalter als auf die Zeit barbarischer Roheit und Unwissenheit einst herabgeblickt hatte. Mit Vorliebe hatte man aber seit den Tagen des jungen Goethe sich der Periode des sinkenden Mittelalters zugewendet, wo jene Kräfte allmählich lebendig wurden, aus denen unsere gegenwärtige Kultur sich aufbaute. Aber die Romantiker schritten weiter nach rückwärts, und Novalis wie Friedrich Schlegel gossen allen Glanz und Zauber über jene katholischen und ritterlichen Jahrhunderte aus, von denen sie freilich eine tiefgehende, quellenmäßige Kenntnis nicht besaßen. Diese erwirbt sich nun Scheffel. Waren die Gründer der deutschen Philologie, die Brüder Grimm und ihre Genossen, von der Liebe zur Poesie getrieben, an die Wiedererweckung des deutschen Alter-

tums herangegangen, so hatten spätere Forscher wohl öfters den Buchstaben höher gestellt als den Geist. Scheffel bringt Leben in die tote Gelehrsamkeit, knüpft die Bande zwischen Wissenschaft und Poesie wieder fester. Schon Heinrich von Kleist und A. Hoffmann haben in ihren historischen Erzählungen aus alten Chroniken geschöpft, Achim von Arnim, in seinen „Kronenwächtern" die Bahnen Walter Scotts mutig betretend, ein vielseitiges, farbensattes Gemälde der Reformation entworfen, Willibald Alexis besonders Stoffe seiner engeren Heimat mit anerkennenswerter Sicherheit und Treue dargestellt. Und in seiner Einleitung zu den „Kronenwächtern" hat Arnim Dichtung und Geschichte in ihrer Wechselwirkung, in ihrem Ineinandergreifen verfolgt. Zu allen Zeiten — führt Arnim dort aus — habe es eine Heimlichkeit der Welt gegeben, mehr wert in Höhe und Tiefe der Weisheit und Lust, als alles, was in der Geschichte laut geworden sei. Und hier müßte die Dichtung eingreifen und das vergessene Wirken der Geister, die der Erde einst menschlich angehörten, in ahnungsvollen Bildern vor die innere Anschauung führen; eine solche Dichtung sei aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Geist und Wahrheit geboren. Ob mehr Stoff empfangen, als Geist ihn belebt habe, lasse sich nicht unterscheiden, der Dichter erscheine ärmer oder reicher, als er ist, wenn er nur von einer dieser Seiten betrachtet werde, ein irrender Verstand möge ihn der Lüge zeihen in seiner höchsten Wahrheit; wir wüßten, was wir an ihm haben, und daß die Lüge eine schöne Pflicht des Dichters sei. Ausdrücklich hebt er hervor, Dichtungen seien nicht Wahrheit, wie wir sie von der Geschichte und dem Verkehre mit Zeitgenossen fordern. Während das Wesen der Geschichte Klarheit, Reinheit und Farbenlosigkeit sei, so sei hingegen das Dichten ein Sehen höherer Art. Wer die Klarheit und Reinheit in der Geschichte verletzt, der verdirbt auch die Dichtung, die aus ihr hervorgehen soll; wer die Geschichte zur Wahrheit läutert, schafft auch der Dichtung einen sichern Verkehr mit der Welt. Hier knüpft Scheffel deutlich an. Auch er will Aufschluß gewinnen über die Frage, wie mit Erfolg an der geschichtlichen Wiederbelebung der Vergangenheit zu arbeiten sei. Und er tritt dafür ein, daß der schöpferisch wiederherstellenden Phantasie ihre Rechte nicht verkümmert werden dürfen, daß der, der die alten Gebeine ausgräbt, sie zugleich auch mit dem Atemzug einer lebendigen Seele anhauchen müsse, auf daß sie sich erheben und kräftigen Schrittes als auferweckte Tote einherwandeln, daß der historische Roman ein Stück nationaler Geschichte in der Auffassung des Künstlers repräsentiere, der im gegebenen Raume eine

Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenhell vorüberführt, daß im Leben und Ringen und Leiden der Einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraums sich wie zum Spiegelbild zusammenfasse. Und so verlangt der Dichter, daß der Roman, der auf Grundlage historischer Studien das Schöne und Darstellbare einer Epoche umspanne, als ein ebenbürtiger Bruder der Geschichte anerkannt werde.

Einen solchen geschichtlichen Roman hat Scheffel in seinem Ekkehard geliefert. Er hat das rein menschliche Schicksal des St. Galler Mönches, seine aufwachende Liebe, den Kampf zwischen Pflicht und Neigung in seinem Innern, sein endliches Unterliegen, seine Reue und Buße, und schließlich seine dichterische Sammlung, sein entsagungsvolles Aufraffen, er hat dieses Einzelleben angeknüpft an die großen Ereignisse der ganzen Epoche. Er hat in den beiden Klöstern, die er uns vorführt, ein typisches Bild des gesamten Klosterlebens jener Zeit, in dem vornehmen Leben, wie es auf dem Hohentwiel sich abspielt, ein typisches Bild von dem höfischen Leben jener Periode entworfen. Er hat uns, indem er den einen römischen Dichter Virgilius in seiner Wiedergeburt auf deutschem Boden zeigt, im kleinen ein Beispiel gegeben von jener Früh-Renaissance, die dem zehnten Jahrhundert sein Gepräge verleiht; er hat in dem düstern Treiben der alten Waldfrau, in dem Aberglauben, welchem Audifax und Hadumoth huldigen, symbolisch dargestellt, wie die alten Heidengötter noch nicht tot waren um jene Zeit, wie sie sich hemmend eindrängten in die Herrschaft der neuen Kirche, wie neben dem offiziellen Glauben noch eine zweite Schicht populärer, religiöser Ideen sich hinzog. Er hat, indem er die reizende Griechin Praxedis der schwäbischen Herzogin beigesellte, aufdecken wollen jene Fäden, die damals vom oströmischen Reiche nach Deutschland herüberreichten, und er hat in dem feindlichen Heerzuge der Hunnen die Unsicherheit andeuten wollen, welcher das staatliche und soziale Leben damals noch ausgesetzt war. So wird dort, wo das Schicksal der Hauptpersonen in den Hintergrund tritt und der Verlauf der spannenden romanhaften Erzählung ein langsamerer wird, der Leser entschädigt durch überreiche Belehrung, durch eine Fülle historischer Thatsachen, die er spielend sich eigen machen kann, eingedenk der Worte der heiteren Griechin, daß man auch im Scherz lernen können sollte, ohne den Schweißtropfen der Anstrengung auf der Stirn. Und dann wieder umspinnt ihn die Romantik des Waldes, des Hochgebirges, der düsteren Höhle ganz mit ihrem Gewebe. Manch verklungen Geheimnis schwebt um Höhensaum und Schlucht, und Scheffel fängt es auf.

Er weiß zu hören in frommem Lauschen, wie in stundenlangem leisen Wipfelrauschen des Waldes Seele mit sich selber spricht; duftige und fein ausgeführte Naturschilderungen, in denen der melodische Rhythmus seiner lyrischen Dichtungen zu walten scheint, sind durch das ganze Buch zerstreut: der Geist der Geschichte reicht dem Genius der Liebe und den allmächtigen Gewalten des Naturlebens die Hand zum dreieinigen Bunde; leise Archaismen und Inversionen verleihen der Sprache den Hauch des Altertümlichen und Anheimelnden, und wie fernes Wetterleuchten blitzt des Dichters Ironie hie und da in die ernste Darstellung herüber.

Und Scheffel hat sich die mächtige Wirkung dieses großen Werkes nicht dadurch geschmälert, daß er ihm alljährlich einen Band kleiner Romane aus der Völkerwanderung nachfolgen ließ; und er ist nicht auf die Suche ausgegangen nach romanhaften Stoffen in jeden Winkel der Geschichte des Orients und Occidents, wie seine schwächlichen Nachfolger. In den beiden kleinen Erzählungen, die er nach seinem Romane noch veröffentlichte, schlägt der entzückend naive Ton des „Ekkehard“ schon in Manier um; der „Hugidêo“ erzählt nur den ergreifenden Schluß einer Herzenstragödie, und im „Juniperus“, der Geschichte eines Kreuzfahrers, hat er selbst die Grenze überschritten, die er für den historischen Roman gezogen hat. Hier steht ihm nicht mehr, wie im „Ekkehard“, der poetische Gesichtspunkt obenan, sondern die Geschichte des Juniperus tritt ihm vor die Seele als dichterische Selbstbeantwortung einer Reihe von kulturhistorischen Fragen, über welche ihm die Geschichtschreiber die erwünschte Auskunft nicht geben. Er will zeigen, wie zur Zeit der großen Kreuzfahrt Friedrichs des Rotbarts die ritterliche Gesellschaft Alemanniens gelebt und geliebt habe; das kulturhistorische Neben- und Beiwerk überwuchert die psychologische Entwicklung; der Rahmen ist genauer und zierlicher ausgearbeitet als das Gemälde, das er umschließt.

Aus Scheffels späterem Leben sind zwei Momente als besonders bedeutsam hervorzuheben. Der Aufenthalt in München im Winter von 1856 auf 57, wo er dem Dichter- und Künstlerkreise, den diese Stadt damals beherbergte, nahe trat und manche Freundschaft fürs Leben schloß, und der Aufenthalt auf der Wartburg in den sechziger Jahren, den er auf des Großherzogs Wunsch und Einladung hin genommen hatte. Die Wartburg — so meinte sein fürstlicher Gönner — sollte er auf ähnliche Weise dichterisch verherrlichen, wie er im „Ekkehard“ dem Hohentwiel zu neuem Ruhme verholfen hatte. Aber obgleich Scheffel sich dort unendlich wohl fühlte, obwohl er dort, wie er in dem Gedicht „Wartburg-Heimweh“

sagt, sich und seinem Glücke eine zweite Heimat fand, so wollte sich doch ein größeres Werk nicht gestalten. Wohl aber ist dieser Anregung die dem Großherzog Karl Alexander gewidmete Gedichtsammlung „Frau Aventiure" entsprungen, welche 1863 im Druck erschien. Hatte der Ekkehard uns in die Kultur des 10. Jahrhunderts eingeführt, so wählt sich „Frau Aventiure" das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrhunderts, die Blütezeit der mittelhochdeutschen Litteratur. Und wie er dort mit dem ihm fremdartigen Klosterleben sich vertraut gemacht hat, so entsprang dieses Buch dem Wunsche, mit den halbmythischen Schemen dieser mittelalterlichen Sänger, ihrem Leben, Fühlen und Dichten samt den starren und treibenden Kräften ihrer Epoche ebenso vertraut zu werden wie mit Goethes und Schillers klarer Zeit. Und es ist ihm wie dort auch hier in unvergleichlicher Weise gelungen. Nicht als Uebersetzer naht sich der neuhochdeutsche Dichter den alten ehrwürdigen Sängern Reinmar und Wolfram und den fahrenden Schülern; er scheint vielmehr von der Ueberzeugung auszugehen, daß ein solcher Versuch etwa in der Weise Simrocks, die mittelalterlichen Dichter in neuhochdeutsche Gewande einzupressen, mißlingen müßte, daß die Methode solcher Uebertragung noch nicht gefunden sei oder vielleicht niemals gefunden werden könne, und so folgt er denn ihrer Spur, wie früher die jungen Dichter des Göttinger „Hains", nur mit weit größerem Glück und Geschick, als nachdichtender Verehrer; er hat sich so eingelesen in ihre Werke, so eingeträumt in ihre Welt, so eingelebt in ihr Wesen, daß er sich anschickt, aus ihrem Sinne heraus neu zu dichten. Er nimmt hier einen Ausdruck, dort einen Vers, von dem einen den Gedanken, von dem anderen die Form; ja oft geht nur der Hauch, der Duft der alten Weise auf ihn über, und so wählt er sich am liebsten zu seinen angeblichen Vorbildern Sänger und Dichter, die gar nicht existiert haben, und die schönsten der Lieder legt er, durch Novalis Roman sicherlich mit angeregt, dem mythischen Heinrich von Ofterdingen in den Mund, dessen Name den Titel des Buches schmückt. Die Sammlung scheint sich nicht jener Popularität zu erfreuen, welche das „Gaudeamus" genießt; sie ist aber weit einheitlicher gestaltet als jene: ernster, gedankentiefer, vollendeter, das Werk des gereiften Mannes, während dort die Gesänge des Jünglings vorliegen. Der prächtige Cyklus „Der Vogt von Tenneberg" stellt sich den Rodensteiner Liedern zur Seite; das schöne Gedicht: „Von Liebe und Leben scheidend" läßt uns einen Blick in des Dichters düsterste Stunden thun. Das frische, volkstümliche Tanzlied mit dem Refrain: „Der Heini von Steier ist wieder

im Land" drängt die Freuden und Leiden eines Menschenlebens in wenige Strophen zusammen und verdient jene luxuriöse Ausstattung, in der es neuerdings dem Publikum vorgelegt wurde. Die Schwungkraft neuen Strebens fühlen wir in dem Buche, die Verheißung neuer Werke, und wir schließen uns dem Fürsten an, dessen der Dichter am Schluß der Sammlung, im Hochgebirge weilend, dankbar gedenkt:

„Hier denk' ich dein, du milder Fürst im Norden,
Und meine Grüße schweben in dein Land:
Ich weiß, du bist an mir nicht irr' geworden,
Ob alle mich vergessen und verkannt.
Und sähst du mich auf dieser Wildnis Klippen,
Sinnierend ob des Firns erstarrter Flut,
Wie ehmals spräch' das Lächeln deiner Lippen:
‚Laßt ihn gewähren, denn sein Drang ist gut.'"

Und dennoch ist die Muse des Dichters eigentlich seit jener Zeit verstummt. In den letzten fünfundzwanzig Jahren seines Lebens sind nur kleinere Schöpfungen entstanden: Die vom Geist des Ernstes und der Entsagung durchwehten, in freien Rhythmen prachtvoll dahinrauschenden „Bergpsalmen" (1870) und der Cyklus „Waldeinsamkeit" (1878), virtuose Stimmungsbilder zu Zeichnungen eines österreichischen Künstlers; in beiden Werken aber ist eine sinkende Kraft nicht zu verkennen. Wären wir eingeweiht in das Seelenleben des dahingeschiedenen Dichters, wüßten wir, wie lange etwa die Krankheit in seinem Innern gefressen, bevor sie wirklich zum Ausbruche kam, wir würden dieses Nachlassen seiner Kräfte vielleicht begreifen. Oder sollte die Feder nicht geruht haben? Sollte er nur das Gedichtete in seinem Pulte verwahrt haben? Sollte ihm der immer mehr anwachsende Schwarm seiner Nachtreter in Epik und Lyrik den neuen Schritt in die Oeffentlichkeit vergällt haben? In der That scheint die letzte Vermutung nicht unrichtig zu sein. Ein großer kulturhistorischer Roman, die Entstehung des Nibelungenliedes darstellend, soll in Scheffels Nachlasse vorgefunden worden sein. Es war dem dichterischen Geiste versagt, der Wissenschaft durch jene minutiösen Forschungen gläubig zu folgen, auf denen sie nachwies, daß unser Nibelungenepos aus einzelnen kleineren Liedern bestehe, wie es z. B. Goethe schwer fiel, der Wolfschen Theorie über die Entstehung der Homerischen Gesänge endgültig sich anzuschließen. Er scheint eine Zeitlang geschwankt zu haben, ob er Meister Konrad von Alzey oder Heinrich von Ofterdingen für den Dichter des einheitlichen Nibelungenliedes erklären sollte. Er läßt seinen Heinrich wandeln auf Konrads

Spur. Er stellt an den Schluß seiner Sammlung „Frau Aventiure" ein merkwürdiges Gedicht „Auf wilden Bergen", das ebenso auf Ofterdingen und seine Arbeit am alten Nibelungenliede als auf Scheffel und seine Arbeit am modernen Nibelungenromane bezogen werden darf:

„Wer sich auf Dichten peint, folgt dunkeln Geistern
Und wird dem Weltlauf windsbrautgleich entführt;
Ihr Joch ist rauh, doch wen sie niemals meistern,
Der hat des Schöpfers Odem nie verspürt.
Sie leiten jeglichen nach seiner Weise,
Daß ihm der Schönheit Offenbarung kund . . .
. . . Mich zu den Gemsen, wo in ew'gem Eise
Geheimnisvoll saphirhell gähnt der Schlund.

Im Gletscherabstrom stund mein Jagdwein kühle
Und füllt den Kürbisbecher kalt und klar:
Froh bring' ich ihn, den Glimmerblock zum Pfühle
Als Weihetrunk Frau Aventiuren dar.
Sie hat mir reichlich Weh und Leid gespendet,
Doch eine Stimme flüstert mir: Bezwing's!
. . . Der Lieder größtes steht noch unbeendet . . .
Ich geh' zu Grunde — oder ich vollbring's!"

Wir wissen nicht, ob es Scheffel bezwungen, ob und wie er es vollbracht hat. Aber auch ohne einen solchen neuen Beweis seines Talentes und seines hohen Strebens dürfen wir ihn selig preisen; denn alles Schöne und Tiefe, alles Liebenswürdige und Heitere, das in seinem Innern verborgen lag, hat er mit freigebiger Hand unter uns ausgestreut. Vertrieben hat er das unsaubere Dichtervölkchen, das sich abmühte um des Publikums Gunst, verscheucht die Geister des Pessimismus und des Weltschmerzes; wie die leuchtende Sonne ist er hervorgetreten aus dem trüben Gewölke der Afterpoesie. Die Sonne, „die lichtspendende Himmelszier", ist sein Gestirn gewesen; von ihr erbat er sich „Kraft, Liebe und Leben"; zu ihr flehte er:

„— — — — erwecke auch mir
Mit jedem Scheiden die sehnende Lust,
Dich wieder zu sehen, dein würdig zu sein,
Ein Finsternisfeind, goldlauter und rein,
Daß am Ziel der Wandrung durchs Erdenrevier
Ich grüßen dich darf wie der Römersoldat:
Soli invicto comiti!"

und sie hat ihn erhört.

Wir wollen uns nicht in müßigen Prophezeiungen üben, die stark an die Phrase grenzen, wir wollen nicht verkünden: solange

die deutsche Sprache lebt, wird er leben; solange die deutsche Jugend jung ist, wird er dauern; hat er doch selbst in Nachahmung eines Heineschen Verses gesungen: „Andre Zeiten — andre Lieder“. Aber so viel dürfen wir mit gutem Gewissen sagen: Mehr als fast jeder andere Dichter des 19. Jahrhunderts ist Scheffel mit unserer Entwickelung verbunden, weil wir mit ihm aufgewachsen sind, weil unsere Jugend mit ihm emporkommt, und unter den Bildungselementen unserer Zeit wird man Scheffels Dichtungen immer obenan nennen müssen. Und darum ziemt uns weniger Klage und Trauer um den geschiedenen Sänger, als Liebe und Dank. Er selbst hätte diese Klage von sich gewiesen, er selbst hätte uns ermahnt, tapfer strebend auszuharren und seinem Beispiele nachahmend zu folgen; er selbst hätte uns als Muster vorgelegt jenes Blatt seiner „Waldeinsamkeit“, „Nach dem Windbruch“ überschrieben, wo die Zier der edelsten Stämme gebrochen, geknickt und zerspellt daliegt und wo auch die alt mächtige Riesentanne, nachdem sie lange sich gewehrt, sich widergestemmt und gerauft und gerungen hatte, endlich vom Sturme bezwungen ist.

„Im Mittelpunkt aber hält stolz eine Schar
Aufrecht die zerzausten Nadelhäupter
Und schaut in die Thäler vom Bergeskamm,
Mit gelichteten Reihn, aber ungebeugt stramm,
Ein stattlich schlank Völklein Weißtannen.
So ruht am Abend der Völkerschlacht,
Wenn der Weltgeschichte Donner verkracht,
Nach der Kugeln verheerendem Hagelschlag,
Am Platze, wo jeden der Sturmtod gefällt,
Held neben Held auf der Ehre Feld.
Die Uebergebliebnen — der Tag war heiß —
Trocknen die Stirn, die geschwärzte, vom Schweiß
Und schließen neu ihre Lücken,
Hoch fliegt die siegreiche Fahne.
Noch ein treu ‚Fahret wohl‘ als Scheidegruß
Den Gefallnen der Schar,
Dann zum Himmel den Blick,
Und neuem Geschick,
Neu blitzendem Wetter und Kugelregen
Die Heldenbrust, die tapfre entgegen!“

---

## Die historischen Quellen von Goethes Egmont.

Bekanntlich gibt Goethe im vierten Band von „Dichtung und Wahrheit" Aufschluß über die ersten Anfänge seines „Egmont", die in den Herbst 1775 fallen. Auch der Quellen, aus denen er seinen Stoff schöpfte, wird ganz allgemein gedacht. „Ich hatte die Quellen fleißig erforscht," sagte er, „und mich möglichst unmittelbar zu unterrichten und mir alles lebendig zu vergegenwärtigen gesucht." Welches aber diese Quellen gewesen seien, erfahren wir weder hier noch aus einem der vielen gleichzeitigen Briefe Goethes. Erst in seiner Korrespondenz mit der Frau von Stein finden wir eine Andeutung hierüber. „Nun will ich mich hinsetzen," schreibt er am 20. März 1782 aus Buttstädt, „und einen alten Geschichtsschreiber durchlesen, damit Egmont endlich lebendig werde." Daß dieser Geschichtsschreiber niemand anderes als Famianus Strada war, ergibt sich aus einem Billet, das zwei Tage später geschrieben ist. „Im Strada," heißt es da, „der den alten niederländischen Krieg geschrieben hat, finden wir gar treffliche Schilderungen von Personen."

Die Gestalt, in der Egmont am 5. Mai 1782 abgeschlossen wurde, erfuhr dann in Italien wohl eine sehr durchgreifende Veränderung. In der „Italienischen Reise" wird der Beschäftigung mit dem Stücke oft gedacht. Aber weder dort noch in den Briefen an den Herzog thut der Dichter irgend einer historischen Quelle Erwähnung. Wird man also, wenn nach den Schriftstellen gefragt wird, aus denen Goethe seinen geschichtlichen Stoff geschöpft hat, einfach mit dem Hinweis auf Strada antworten dürfen?

Allerdings in der uns vorliegenden Gestalt des Egmont tritt die Benutzung dieses Historikers am deutlichsten hervor; eine selbst nur flüchtige Vergleichung kann uns dies lehren. Aber es ist ja kein Zweifel, daß eine andere Fassung existiert hat, welche wesentlich von der verschieden gewesen sein dürfte, die wir heute in den Ausgaben finden. Wenn man nun von der Behandlungsweise der historischen Stoffe in „Götz von Berlichingen" auf die in der älteren Fassung des Egmont schließen darf, so möchte man sich der Vermutung Hermann Grimms anschließen, daß in dieser das politische — nebst dem bürgerlichen Element mehr in den Vordergrund getreten ist. Historische Quellen kämen dann auch für die erste Bearbeitung mehr als für die spätere in Betracht. Mag dann auch so manches, was aus diesen ursprünglich in die Dichtung übergegangen ist, wieder getilgt worden sein, Spuren derselben können sich auch in der neuen

Fassung noch ganz wohl erhalten haben. Wenn wir aber den historischen Quellen des Egmont nachgehen wollen, dürfen wir unseren Ausgangspunkt nicht erst in der Weimarer Zeit nehmen. Es ist kein Grund, an Goethes eigener Angabe, er habe schon in Frankfurt die Quellen fleißig durchforscht — wie es einer seiner Erklärer thut — zu zweifeln.

Da erhebt sich nun zunächst die Frage, welche Quellen ihm im Jahre 1775 in Frankfurt vorliegen konnten.

Die Bekanntschaft mit den wichtigsten Ereignissen der Weltgeschichte war Goethe schon in der Knabenzeit durch Gottfrieds historische Chronik vermittelt worden. Er erzählt uns dies ja selbst im ersten Buch seiner Selbstbiographie. In dieser Chronik fand er das Bildnis Philipps II., fand dort auch die Geschichte des Abfalls der Niederlande in den allgemeinsten Zügen dargestellt. Zu den Quellen des Egmont freilich wird man den Gottfried deshalb nicht rechnen können, aber Eindrücke, die durch so frühzeitige, gewiß oft wiederholte Lektüre gewonnen werden, dürften wohl kaum jemals ganz verwischt worden sein. Loeper meint ja sogar, Gottfrieds Buch habe auf Goethes prosaischen Stil wahrnehmbar eingewirkt.

Die Chronik Gottfrieds nun ist von einem durchaus protestantischen Geiste durchweht, für die Niederländer wird ganz entschieden Partei ergriffen, Alba als der Urheber alles Unheils hingestellt, von Oraniens und Egmonts Schicksal nicht ohne Teilnahme berichtet. Die Darstellung ist kräftig und schlicht, wohl geeignet, in einem jugendlichen Gemüt dauernden Eindruck zu erzeugen.

Während der Universitätsjahre beschäftigte sich Goethe häufig mit historischen Studien. Dort, wo er in seiner Selbstbiographie von der Vorbereitung zum juridischen Examen erzählt, sagt er einmal: „Die Kirchengeschichte war mir fast noch bekannter als die Weltgeschichte.“ Sein Tagebuch der Straßburger Zeit — die „Ephemerides“, verraten Lektüre des Thuanus: die aus demselben dort angemerkte Stelle bezieht sich auf eine Periode, die der Egmonts sehr nahe lag: die Regierungszeit Heinrichs III. von Frankreich. [1]

So mochte denn Goethe, als er im Herbst 1775 in Frankfurt an den Egmont ging, sich über die Quellen bald orientiert haben. Denn daß er bloß ein einziges Buch, das ihm zufällig in die Hände gefallen und das ihn anregte — etwa Strada — benutzt hätte, dürfen wir doch nach seinem eigenen Bericht in Wahrheit und Dichtung nicht annehmen. Er erzählt uns ja auch, daß er sich mit seinem Vater über den Stoff auf das lebhafteste unterhalten hat; gerade an der Herbeischaffung des historischen Materials mag der gelehrte Mann seine Freude gehabt haben. Eben im Jahre 1758 war eine dreibändige „Geschichte der Vereinigten Niederlande“ aus dem Holländischen (des Wagenaar) übersetzt erschienen: wohl dieselbe, von der später Schiller in der Vorrede seiner „Geschichte des Abfalls“ sagt, sie hätte ihm bei der Abfassung seiner Arbeit gute Dienste geleistet. Dieses Buch war das neueste, das über die Sache vorlag, es wird nicht übersehen worden sein. Darinnen aber findet sich — in der Vorrede des Verfassers zum dritten Band — ein Exkurs über die Quellen; auf diese wird auch in den zahlreichen Noten immer wieder verwiesen. Auf Meteranus,

[1] Siehe Schöll. Briefe und Aufsätze, S. 68.

den neuere Litterarhistoriker allein neben Strada als Quelle des Egmont gelten lassen, hatte schon Gottfrieds Chronik gedeutet, und es liegt also kein Grund vor, mit Strehlke anzunehmen, daß Goethe erst später auf dessen Geschichtswerk geführt worden sei. Aber hier war auch Strada, De bello belgico; Grotius, Annales de rebus Belgicis; Reydanus, Historia Belgica; Burgundius, Historia Belgica; Meursius, Alba; Bentivoglio, Historia della guerra die Fiandra; das Memorial von Hopperus; das Leben und die Briefe des Viglius, die Akten des Prozesses Egmont-Horn, sowie die Apologie Oraniens angeführt. Werke wie die des Bor, Hooft u. a., obwohl als Quellen ersten Ranges in dem Exkurse keineswegs vergessen, konnten für Goethe kaum in Betracht kommen, da sie nur in holländischer Sprache vorlagen. Im ganzen sind die Quellen, die jene „Allgemeine Geschichte der Vereinigten Niederlande" aufführt, dieselben, die Schiller für seine „Geschichte des Abfalls" benutzt hat (siehe die Vorrede zur ersten Ausgabe).

## Meteranus.

Meteranus — eigentlich: van Meteeren — war Kaufmann zu Amsterdam. Sein Buch „Historische Beschreibung des Niederländischen Kriegs", durchaus patriotisch und protestantisch gehalten, ward wohl noch im 18. Jahrhundert viel gelesen. Er schöpfte zumeist aus Bor, aber für viele Dinge, namentlich für alles, was Amsterdam berührt, kann es als unmittelbare Quelle gelten.

Meteranus hat nun Goethe zu einer Stelle seines Egmont recht eigentlich als Vorlage gedient, der er nahezu wörtlich folgte. Es ist die Volksszene des zweiten Aufzugs, da wo Buyk die Schlacht von Gravelingen beschreibt. Die Kommentatoren haben bereits öfters darauf verwiesen. Nach den Untersuchungen, die neuerdings (von Minor [1]) über die Entstehung des Egmont angestellt worden sind, ist es außer Zweifel, daß diese Szene auch schon der ältesten Fassung angehört.

Ein Vergleich des Goetheschen Textes mit dem Wortlaute bei Meteranus ergibt eine auffallende Uebereinstimmung. Das Getümmel wird bei Goethe mit derselben rhetorischen Figur anschaulich gemacht wie bei dem Geschichtsschreiber: „Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, Hause mit Hause" heißt es da; auch das Lokal wird auf dieselbe Weise geschildert: „Auf dem breiten flachen Sand an der See" ist die Aktion vorübergegangen. Nur das Eingreifen der Engländer wird mehr dramatischer markiert als in der Vorlage. In der Schilderung der Flucht finden wir statt der Bauern Bauerweiber eingeführt, auch wird die Aktion lebhafter veranschaulicht, weil wir hören, auf welche Weise sie die Flüchtigen massakrierten: „mit Hacken und Mistgabeln".

So starken Anklängen wie sie sich in diesen Szenen an Meteranus finden, begegnen wir später nirgends. Doch mag für die Volksszenen überhaupt dieser Autor mit seiner schlichten Ausdrucksweise eher anregend gewesen sein, als die lateinischen Geschichtsschreiber wie Strada, Grotius u. a.

Jetters Klagen über die Vermehrung der Bistümer, sowie die in der ersten Szene so lebhaft ausgedrückte Furcht vor der Inquisition findet sich bei Meteranus als Hauptmotiv der allgemeinen Gärung besonders betont.

[1] Siehe Grenzboten 1883, Nr. 7, S. 361 f.

Vieles, was Goethe in anderen Quellen ausführlicher und lebendiger geschildert fand, ist bei Meteranus nur kurz berührt, so die Unterredung Egmonts mit Oranien zu Willebroek, die Mißstimmung der Regentin über Albas Ankunft, jene Ratssitzung zu Madrid, deren bei Goethe die Regentin einmal gedenkt, endlich die Gefangennehmung Egmonts durch Alba im „Culenburg Hauß". Immerhin waren die Momente der Geschichte Egmonts, die der Dichter dramatisch verwertet hat, hier bereits gegeben. In der Charakteristik des Helden freilich weicht Goethe ganz von Meteranus ab. Zwar nennt ihn dieser „einen starken, frommen, hübschen, hochmütigen und strengen man, deßgleichen man in königlichen hofen wenig gefunden" und meint: „diß brach ihnen (Egmont und Horn) den Halß, das sie der gemynen zu gar lieb und angenehm waren und durch ihre Frömmigkeit und diensten neben den anderen Niederländischen Herren allenthalben einen zu großen Namen und reputation erworben hatten," aber in jener Unterredung mit Oranien läßt er Egmont sagen, „er könnte nicht aus dem Lande ziehen, sintemal er keine Mittel hätte, mit allen seinen kinderen in anderen Landen nach seinem Standte zu leben." Daß Goethe das hier gegebene Motiv ignoriert und zur Erklärung von Egmonts Bleiben ganz andere Beweggründe entwickelt, ist ihm bekanntlich von Schiller sehr zum Vorwurf gemacht worden. Warum sich Goethe hier zu einer Aenderung bewogen fühlte, haben die Kommentatoren — Düntzer, Strehlke u. a. — öfters und ausführlich erörtert. Die Abweichungen, die sich Goethe nicht allein dem Meteranus, sondern allen übrigen Berichterstattern gegenüber erlaubt hat, bedürfen wohl nicht der besonderen Anführung; sie betreffen die Chronologie der Ereignisse, die Ignorierung Horns, die Art, wie Egmont das Todesurteil entgegennimmt u. a. m.

## Thuanus.

Wie schon erwähnt wurde, las Goethe diesen Historiker bereits in Straßburg; die Chronik Gottfrieds, wie auch die „Geschichte der Vereinigten Niederlande" citieren ihn häufig; er galt im 18. Jahrhundert noch als Hauptquelle für die französische Geschichte des ausgehenden 16. und der ersten Zeit des 17. Jahrhunderts. Er hat seine „Historiarum sui temporis libri" dem König Heinrich IV. gewidmet und nimmt in der Darstellung der niederländischen Händel natürlich Partei gegen die Spanier. Egmont wird „vir perfectae fidei" genannt (Lib. XXXVIII), auch sonst mit Sympathie behandelt; auf eine eingehendere Charakteristik desselben geht Thuanus allerdings nicht ein. Die Hauptmomente seines öffentlichen Lebens finden sich ebenso wie bei Meteranus, aber die Erzählung ist noch gedrängter. Spuren einer direkten Anlehnung an Thuanus zeigt Goethes Egmont nicht. Zu erwähnen wäre nur die Stelle, wo Egmonts Benehmen im Moment seiner Gefangennahme erzählt wird: „Als ihm im Namen des Königs" — heißt es da — „befohlen wurde, sein Schwert abzulegen, da sagte Egmont, ein Mann von hoher Sinnesart, daß er sehr ungern dieses, welches er so oftmals und so glücklich für König und Vaterland geschwungen habe, verlasse." Goethe läßt Egmont den Degen mit den Worten an Alba hingeben: „Er hat weit öfter des Königs Sache verteidigt, als diese Brust beschützt." Hierbei konnte ihm freilich ebensogut Strada (s. unten) vorschweben. Bei Meteranus findet sich die Aeußerung nicht.

## Strada.

Der Titel seines Werkes ist: Faminiani Stradae Romani e Societate de bello belgico (nicht „gallico“, wie Strehlke citiert) Decades duae, von welchen jedoch hier nur die erste, welche bis zum Beginn der Statthalterschaft Alexander Farneses reicht, in Betracht kommt. Die erste Ausgabe erschien Rom 1640, eine spätere Mainz 1651.[1] Hier lag Goethe einmal ein Geschichtsschreiber vor, der, „obgleich bestrebt, mit Unparteilichkeit zu urteilen und wirklich weit entfernt von einem fanatischen Standpunkt, dennoch mit seinen Sympathien ganz auf Seite der Spanier steht“. Die Naivität der Chroniken, die Kriegsereignisse, Verbrechen, Exekutionen und merkwürdige Naturerscheinungen in bunter Reihenfolge vorbringt und von der selbst Meteranus und de Thou nicht ganz frei sind, ist hier völlig überwunden; das Bestreben nach pragmatischer Darstellung tritt hervor. Daß insbesondere Stradas Charakterschilderungen Goethe fesselten, wurde oben erwähnt. Er bringt vieles, was sich in anderen Geschichtsbüchern der Zeit nicht findet, oder gibt dort Details, wo andere nur den knappsten Bericht haben. Auch rühmt er sich besonderer handschriftlichen Quellen. Doch benutzte er immerhin auch Meteranus und de Thou.

Direkte Anlehnung an Strada findet sich nun im Goetheschen Egmont sehr häufig, bisweilen ist sie nahezu wörtlich. Wo der Dichter aber von Strada einmal abweicht, thut er es fast niemals infolge einer Bevorzugung anderer Quellen, sondern nur aus ästhetischen Rücksichten. Düntzer hat in seinen Erläuterungen zu Egmont alle die Parallelstellen aus Strada angemerkt und in deutscher Uebersetzung — ohne Angabe der Seitenzahl des Originals — mitgeteilt. Auch Strehlke führt die wichtigsten Quellen — mit genauer Citierung — an. Darauf aber ging keiner der beiden Kommentatoren ein, ob Goethe in Frankfurt bereits Strada vorliegen haben mochte, oder erst in Weimar, wie man nach den oben angeführten Briefstellen fast vermuten könnte. Aber nach Minor sind in die Frankfurter Zeit neben den Volks- und Liebesszenen, für die Strada nichts liefern konnte, gerade die Dialoge zwischen der Regentin und Machiavell, Egmont und Oranien, Alba und Ferdinand, Gomez und Silva zu verweisen. Gerade in diesen nun erscheint am meisten aus Strada geschöpft. Freilich tragen auch die erst in Weimar entstandenen Teile des Dramas Spuren der Lektüre unseres Geschichtsschreibers. So — allerdings in sehr geringem Maße — der Auftritt zwischen Egmont und dem Schreiber und der zwischen Alba und Ferdinand. Die große Szene zwischen Alba und Egmont, die uns auch nur in der Weimarischen Umarbeitung vorliegt, ist dagegen fast ganz frei von Reminiszenzen an Strada. Der eigentliche Inhalt des Dialogs ist bei diesem nicht einmal angedeutet. Wir werden aber jedenfalls annehmen müssen, daß Goethe die „Prima Decas de bello belgico“ schon in Frankfurt gelesen und benutzt, daß er dieselbe aber in Weimar wieder vorgenommen hat, um sich Zeit, Verhältnisse und Personen seines Vorwurfs aufs neue lebendig zu vergegenwärtigen. Hiermit stimmt ja auch seine Aeußerung an die Frau von Stein.

Für die Benutzung Stradas in der Frankfurter Zeit sprechen aber nicht bloß jene von den Kommentatoren bereits angeführten Parallelstellen und Re-

[1] Strehlke citiert nach der letzteren, uns lag die erstere vor.

miniszenzen, — sie könnten ja doch auch erst in der Weimarer Bearbeitung ihre Stelle haben finden können — sondern vor allem die Uebereinstimmung der Charakterzeichnungen Goethes mit denen des Geschichtsschreibers. Wenn der Dichter in seiner Darstellung des Helden von Meteranus ganz und gar abweicht, Strada ist er auch hier ziemlich treu gefolgt. Denn das Motiv, das Schiller in Goethes Egmont vermißte — die Sorge um Haus und Familie — tritt auch bei diesem fast gar nicht hervor: Egmont erwartet hier Alba, weil er auf seine Verdienste und auf die Gesinnung des Königs baut; weil er eine sorglose, offenherzige, von allem Argwohn entfernte Natur ist. Selbst der vielberufene „dämonische Lebensmut“ ist bei Strada wenigstens angedeutet, und Goethe hatte ihm nur modernen Ausdruck zu verleihen. Im Gegensatz zu Oranien-Ulysses, vergleicht ihn der Geschichtsschreiber mit Ajax, schildert ihn aber als einen Mann, der sich Sorgen erst dann anfechten läßt, wenn sie in unmittelbarer Gegenwart drohen, der plötzlich auftauchenden Gefahren wohl unvorbereitet, aber nicht unfähig und unentschlossen entgegentritt. Auch die äußere Erscheinung Egmonts läßt Strada nicht unberührt: „Er war schön von Angesicht,“ sagt er, „voll Würde und von starken Gliedern.“ In dem Konflikt mit Granvella erscheint Egmont durchaus nicht schwach und schwankend, er erklärt mit den übrigen Edlen, den Hof nicht mehr betreten zu wollen, solange jener nicht entfernt sei. Der König hat eine große Meinung von seinem Einfluß; er schreibt einmal an die Regentin, sie solle besonders Egmont zu gewinnen suchen (S. 91). Den überstrengen Edikten des Königs widersetzt er sich im Rate der Regentin (S. 151, 174), nimmt lebhaften Anteil an der übermütigen Opposition, wie sie in der Einführung jener sonderbaren Livreen und in der Stiftung des Geusenbundes ihren Ausdruck fand. Aber die Aufforderung, einem engeren Verein der mißvergnügten Genossen — mit bestimmteren und radikaleren Tendenzen — beizutreten, weist er doch mit Ostentation zurück (S. 175). Ueberhaupt schildert ihn Strada durchaus nicht als politisch beschränkten, durch Eitelkeit und Privatinteressen verblendeten Mann, wie er wohl schon dargestellt worden ist, er erscheint Horn keineswegs ebenbürtig. Bisweilen aber unterlegt der dort mehr spanisch als niederländisch gesinnte Jesuit der Handlungsweise unseres Helden Motive, wie es bei Goethe etwa Alba in der großen Szene des vierten Aufzugs thut (S. 194). Daß sein Ehrgeiz die Entfernung Oraniens nicht ungern sah, wird ebenfalls behauptet. Nur mit dem Berichte Stradas über die letzten Stunden Egmonts — er erscheint da ganz christkatholisch, ergebungsvoll, loyal, als guter Familienvater — konnte der Dichter nichts anfangen. Die Schlußworte des Nachrufes hingegen mochten ihm für den Verurteilten immerhin aufs neue Interesse und Sympathie erwecken. „Ein äußerst würdiger Mann,“ wird er da genannt (S. 237), „der infolge der heldenhaften Eigenschaften sowohl des Körpers als auch des Geistes ein ganz anderes Ende seiner Laufbahn erwarten ließ . . .“ Auch Oranien erscheint im Drama seinem Urbild in dem Geschichtsbuch sehr ähnlich. Oft wird der Gegensatz, der zwischen den Charakteren der beiden Helden besteht, hervorgehoben. Düntzer hat bereits die Stelle mitgeteilt, die gleichsam den Grundton für die Charakteristik Oraniens in der Szene mit Egmont angibt. Hier wie dort erscheint er voll Sorglichkeit; er will die gefährliche Probe nicht abwarten, ob Könige nichts Niedriges thun. Wie er aber

endlich, nicht ohne tiefere Bewegung, von dem Freunde scheidet, deutet er doch schon wieder neue Pläne, neue Anschläge an ...

Die Regentin hat Goethe mit etwas milderen Farben gezeichnet als Strada, ohne vielleicht dabei einer anderen Quelle zu folgen: hier modifizierten persönliche Eindrücke das Bild, das ihm der Geschichtsschreiber bot. Wenn sie auch im Drama von streng katholischer Gesinnung erscheint und ihre religiöse Ueberzeugung durchaus nicht der Staatsraison zum Opfer bringen will, so fehlen ihr doch da alle die härteren und unsympathischen Züge, die ihr Strada mitunter leiht (so S. 151, 158, bes. aber S. 159, wo sie von machiavellischen Doktrinen angehaucht erscheint).

Für die Charakteristik Albas war aus Strada wenig zu schöpfen. Denn dieser läßt ihn nicht sehr in den Vordergrund treten, wenigstens nicht für die Zeit, in der unser Drama sich abspielt, und wenn er einmal ausführlicher von ihm spricht, geschieht es nur, seine Handlungsweise zu verteidigen (so S. 235).

Machiavell und Ferdinand sind bei Strada nur genannt, der erstere aber eben nur bei Strada (S. 217, 218 „Machiavellum aulicum".) Daß der Träger dieses Namens von Goethe zum Vertreter der wahren Staatsraison im Gegensatz zu den Tendenzen der spanischen Politik gemacht wurde, ist vielleicht doch in Erinnerung an den Verfasser des „Principe" geschehen, denn Goethe fand auch diesen bei Strada erwähnt; von dem Prinzen von Oranien wird einmal (S. 57) gesagt: er hätte von Machiavelli gelernt, daß in politischen Dingen religiöse Gesichtspunkte nicht maßgebend sein dürften.

Einer Geliebten Egmonts wird bei Strada nicht Erwähnung gethan, auch Vansen und Brackenburg kommen bei ihm so wenig wie in anderen Geschichtsbüchern vor: es sind erfundene Personen. Dagegen wird der Sekretär Egmonts an mehreren Stellen genannt, ohne tiefer charakterisiert zu werden; er erscheint als treuer Anhänger Egmonts und des oppositionellen Adels.

### Grotius.

Wenn Goethe des berühmten Rechtsgelehrten, dessen Name ihm schon in der Knabenzeit geläufig war,[1] „Annales et Historiae de rebus Belgicis" in der Frankfurter Zeit in die Hände gefallen sind, so mochte ihm mehr als irgendwo anders die Größe des Vorwurfs — die in der Erzählung der freisinnigen niederländischen Patrioten ganz anders hervortritt als in der Darstellung der italienischen Jesuiten — zu besonderer Anschauung gekommen sein. Grotius hat für die Dinge, die er erzählt, ein wärmeres Interesse als Strada, er ist aber auch überlegeneren Geistes und von höherer Bildung als van Meteeren: keine bloße Chronik will er geben, sondern ein wahres Geschichtswerk: „Ich habe mich entschlossen," sagt er in der Vorrede, „genau zu erklären, welches die Bewegungen des Volks gewesen sind, welche Absichten die hatten, welche die Dinge leiteten und von welchen politischen Erwägungen sie bestimmt worden sind."[2] — Aber für die Zeit Egmonts ist er gar zu allgemein gehalten, als daß

[1] Siehe „Aus meinem Leben", Ed. Loeper, S. 314.

[2] Siehe S. 2 der französischen Ausgabe: „Annales et Histoires des troubles du Pays-Bas." 167..

er direkt als Quelle hätte dienen können; viel knapper und dürftiger als Strada, dürftiger selbst als Meteranus, bringt er keinerlei neuere Momente zur Geltung. Höchstens daß eine Parallele, die er zwischen Oranien und Egmont zieht, auf diese beiden Acteure der großen Handlung besonders aufmerksam machen konnte. Ueber den Ursprung des Geusenbundes, über Egmonts vermittelnde Haltung und seinen späteren Eifer für die königliche Sache (er wird ihm sowie den Adeligen, die seinem Beispiele folgten, von Grotius als Verrat an der gemeinen Sache angerechnet) werden wir wohl unterrichtet; die Gefangennahme des Helden durch Alba, die Verletzung der Vließordensprivilegien, die Hinrichtung, die Trauer der Nation und die Rachegedanken, die sich in dieser alsbald erhoben: dies alles wird gleichfalls, aber in kürzester Form dargestellt (bes. S. 36—38).

## Burgundius und andere Quellen.

In der dem Kurfürsten Maximilian von Bayern gewidmeten „Historia belgica ab anno 1558“ des Nicolaus Burgundius (Ingolstadt 1629) lag ein streng katholisch und spanisch gesinntes Geschichtsbuch vor. Der Verfasser war Professor des öffentlichen Rechtes an der Universität zu Ingolstadt, er rühmt sich in der Vorrede guter Quellen: er habe die Briefschaften des Viglius, eines Vertrauten Albas, dann die Korrespondenz des Königs mit der Regentin einsehen können. Nach Strada ist Burgundius wohl die ausführlichste, beredteste Quelle; oft schöpfen freilich beide aus derselben Vorlage, mitunter weichen sie aber doch nicht unbedeutend von einander ab. Interessant mußte er dem, der sich mit der Geschichte des niederländischen Freiheitskampfes beschäftigte, namentlich dadurch werden, daß er Verträge, Verordnungen und andere Aktenstücke wörtlich mitteilt. Eine eingehende Charakteristik Egmonts gibt er nicht, wohl aber Oraniens (S. 65). Der Bildersturm wird sogar breiter als bei Strada erzählt, und Goethe konnte seine Schilderung desselben ihm ebensowohl entnehmen wie der „Prima decas“. Das Gleiche gilt von der Szene zwischen Oranien und Egmont, denn Burgundius berichtet sehr genau über die letzte Unterredung der beiden zu Willebroek. Wenn Egmont im Drama in Bezug auf König Philipp sagt: „Bei Gott, man thut ihm unrecht. Ich mag nicht leiden, daß man unwürdig von ihm denkt“, so klingt das wie ein Nachhall aus Burgundius: „Nicht so groß werde der Zorn des Königs sein“, läßt dieser Geschichtsschreiber Egmont sagen, „daß er nicht größeres Vertrauen auf dessen Milde setze. Fast sündige Oranien, daß er jenem einen so verbrecherischen Treubruch zumute“ (S. 470). Bei Strada findet sich die Stelle in diesem Zusammenhange wenigstens nicht. — Auch die Ratssitzung in Madrid, welche im Drama die Regentin ihrem Vertrauten gegenüber so drastisch schildert, finden wir bei Burgundius, wie bei Strada. Dagegen bricht bei jenem die Erzählung mit der Ankunft Albas ganz ab; zugegeben wird, daß bereits alles beruhigt war, als er kam (S. 492).

Von Hopperus gibt es ein „Memorial des Troubles du Pays-Bas“, das bereits in dem 1743 veröffentlichten „Analecta belgica“ (Vol I.) zu finden ist. Es kommt aber für die Hauptmomente des Dramas nicht mehr in Betracht, da die Erzählung ebenfalls schon früher abbricht; doch konnte aus demselben, ebenso wie aus den Briefen des Viglius, die in derselben Sammlung abgedruckt

sind, eine unmittelbare Kenntnis der Anschauungen, wie man sie auf spanischer Seite hegte, gewonnen werden: sowohl Hopperus als Viglius stehen ja auf dieser, leben und weben ganz in den Tendenzen, wie sie später Alba auf so energische Weise zu vertreten wußte. Hopperus schildert übrigens auch den Bildersturm recht ausführlich. Es ist nun leicht begreiflich, warum Goethe in der Szene zwischen der Regentin und Machiavell sich so lange bei diesem aufhält und ihn so weitläufig beschreiben läßt; welchen Geschichtsschreiber er auch aufschlagen mochte, überall trat ihm dieses Geschehnis bedeutend entgegen. — Die Memoiren des Viglius, die man in einem „Discours sur Philipp II." überschriebenen Manuskript aufgefunden haben will, kommen nicht in Betracht, da sie erst 1858 veröffentlicht worden sind (von Wauters in der Collection de Mémoires rélatifs à l'historie belgique). — Des Protestanten und Niederländers Ev. Reydanus „Belgarum aliarumque gentium Annales" (Dionys. Voss. interprete, Lugd. Batav. 1633) boten auf keinen Fall eine Anregung, da in ihr die Geschichte Egmonts nur eine Episode bildet, über die (S. 6) mit ein paar Worten hinweggegangen wird. Auch die Aktenstücke des Prozesses Egmont-Horn, die — allerdings bei weitem nicht vollständig — schon 1729 gedruckt worden waren (in dem Supplement zu Strada von Foppens), verraten sich nirgends als eine Quelle des Goetheschen Egmonts.

Noch bleibt zu erwähnen, daß Albas Sohn Ferdinand nach einer in der Brüsseler königl. Bibliothek befindlichen handschriftlichen Relation des Zeitgenossen Pontus Payen Egmont gegenüber wirklich die Rolle gespielt hat, die ihm Goethe im Drama zugewiesen.[1] Möglich nun, daß sich dies auch noch aus einer anderen gedruckten, aber bis jetzt nicht nachweisbaren Quelle, die Goethe benutzen konnte, ergeben würde. — Ob endlich der Dichter für die letzten Szenen die ausführlichen Nachrichten benutzt hat, welche er sich durch Lavater über die letzten Stunden des 1780 in der Schweiz des Hochverrates angeklagten und enthaupteten Pfarrers Waser kommen ließ, bleibe dahingestellt. Man hat es vermuten wollen.[2]

Eugen Guglia.

[1] Siehe Juste, Le Comte d'Egmont et le comte de Hornes, S. 298 f.
[2] Siehe Minor a. a. O. S. 370.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

# Gian-Francesco Poggio Bracciolini.

Ein Lebensbild aus dem 15. Jahrhundert

von

Otto Eduard Schmidt.

Für die Geschichte der Renaissance in Italien besitzen wir zwei klassische Werke, die sich einander in wunderbarer Weise ergänzen: Georg Voigt, „Die Wiederbelebung des klassischen Altertums“ und Jakob Burckhardt, „Die Kultur der Renaissance in Italien.“ Während Burckhardt die gesamten Lebensäußerungen des italienischen Volkes in Staat und Familie, Religion und Sitte, Wissenschaft und Kunst beobachtet und in systematisch gegliederten Abschnitten zur Darstellung bringt, treten bei Voigt die einzelnen Personen, welche bei der Neugestaltung des Lebens besonders hervorragend mitgewirkt haben, mehr in den Vordergrund. Und doch hat Voigt mit feinem Gefühl für das Bedürfnis des Lesers das Individuum nicht so sehr betont, daß sein Werk in eine Anzahl Biographien auseinandergefallen wäre, sondern die großen, allgemeinen und sachlichen Gesichtspunkte stehen auch bei Voigt mit Recht höher als das Interesse an den einzelnen Persönlichkeiten. Daher kommt es, daß Voigt, obwohl er kürzere Lebensbilder aller bedeutenden Humanisten an geeigneten Orten vorführte, doch einen großen Teil des biographischen Stoffes in die verschiedensten Abschnitte zertragen mußte. Es ist vielleicht schon aus diesem Grunde nicht unnütz, eine zusammenfassende Skizze vom Leben und der Bedeutung eines der bedeutendsten italienischen Humanisten zu entwerfen. Ich habe Poggio gewählt, erstens, weil gerade sein vielbewegtes und von den mannigfachsten Beziehungen durchwebtes Leben Gelegenheit geben wird, den Leser auch mit einigen anderen Koryphäen der Renaissance bekannt zu machen, zweitens, weil er

über ein Menschenalter im Mittelpunkte der neuen Bewegung gestanden und zwischen dem Humanismus in Florenz und dem Humanismus in Rom gewissermaßen die Brücke bildet. Ausdrücklich aber bemerke ich, daß der folgende Aufsatz in allen wesentlichen Punkten auf Voigts gründlichen Forschungen ruht, so daß die wenigen eigenen Beobachtungen, zu denen ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Florenz Gelegenheit bot, gegen den von Voigt entlehnten Stoff kaum in Betracht kommen.

Als Hauptquelle für Poggios Leben müssen natürlich seine Schriften, besonders seine Briefe betrachtet werden. Außerdem sind auch die Briefe fast aller gleichzeitigen italienischen Humanisten von Wichtigkeit. Hinsichtlich der Ausgaben derselben ist noch viel zu thun. Zwar hatte Lorenzo Mehus um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den Plan gefaßt, alle Briefe der italienischen Humanisten in wissenschaftlichen Ausgaben zu veröffentlichen, auch sind einige höchst respektable Anfänge dieser Sammlung erschienen,[1] aber Mehus' Sammeleifer erstickte schließlich in dem weitschichtigen und über alle italienischen Bibliotheken verbreiteten Material. Seitdem ist, abgesehen von der Herausgabe kleinerer Briefserien,[2] wenig geschehen; gerade bei den italienischen Gelehrten blieb das Interesse für diese Studien lange Zeit ein geringes. Aber in allerneuester Zeit ist auch jenseits der Alpen die mächtige Anregung der Werke Voigts und Burckhardts wirksam geworden, so daß man nun endlich in Italien anfängt, die humanistische Litteratur als eine nationale, ihre Herausgabe als eine nationale Ehrenpflicht zu betrachten. Welche Aufmerksamkeit aber auch die italienische Regierung neuerdings diesen Arbeiten schenkt, geht daraus hervor, daß der rührigste unter den gegenwärtigen Bearbeitern der humanistischen Litteratur, Remigio Sabbadini in Salerno, den vorjährigen großen Staatspreis für wissenschaftliche Leistungen von 5000 Franken erhielt.[3]

[1] Traversarius (Camaldulensis) Latinae Epistolae a Petro Canneto in libros XXV tributae etc. Acc. eiusdem Vita a Laur. Mehus. Florentiae 1759. Brunus, Leonardus (Arretinus) Epistolarum libri VIII rec. Mehus. Florentiae 1741. Salutatus, Epistolae . . recensuit, Colucii Vitam edidit . . Laur. Mehus P. I, Florentiae 1741.

[2] z. B. von Angelo Mai im Spicilegium Romanum.

[3] Von Petrarcas Epistolae de rebus familiaribus et variae erschien endlich 1859—63 eine brauchbare Ausgabe von Fracassetti, die freilich keineswegs vollständig ist und demnächst durch eine umfassende Publikation des Prof. Attilio Hortis in Triest ersetzt werden soll. Die Briefe des Coluccio Salutato bearbeitet Prof. Novati in Mailand, Prof. Remigio Sabbadini aber hat veröffentlicht: Ognibene Leoniceno „Lettere inedite e biografia", Lonigo 1880. Francesco Barbaro „Centotrenta lettere inedite", Salerno 1884 und „Guarino

Die Bearbeitung und Herausgabe der Briefe des Mannes, dem diese Blätter gewidmet sind, ruht in den Händen eines Deutschen, des Herrn Professor und Generaldirektor der königl. Bibliotheken August Wilmanns in Berlin. Da aber die Publikation dieser Ausgabe, wie mir Herr Wilmanns schreibt, noch längere Zeit auf sich warten lassen wird, so sind wir jetzt und für die nächste Zukunft auf die Ausgabe der Briefe Poggios von Tonelli angewiesen. Dieselbe existiert in Deutschland leider nur in einem einzigen vollständigen Exemplar.[1]

Von den Biographien Poggios sind nur die älteste und die jüngste von Wert; jene rührt von Poggios Zeitgenossen, dem Florentiner Buchhändler Vespasiano her und enthält in anmutigem Italienisch Vespasianos persönliche Erinnerungen an Poggio,[2] diese hat der Engländer Shepherd 1802 in Liverpool erscheinen lassen. Shepherds Biographie ist ins Französische und von Tonelli auch ins Italienische übersetzt worden.[3] Tonellis Uebersetzung ist durch ihre Noten und Beilagen wichtiger geworden als das Original.

Gian-Francesco Poggio Bracciolini wurde am 11. Februar 1380 zu Terranuova, einem Städtchen nahe bei Arezzo im oberen Arnothale, geboren.[4] Sein Vater war ein geachteter und wohlhabender Notar, aber die Wucherer brachten ihn von Haus und Hof, so daß er die Seinen in bitterer Not zurücklassend das Weite suchen mußte.[5] Die Mutter vermochte den jungen Poggio nicht zu ernähren, und so wanderte er denn, nicht lange nach 1390,

e il suo epistolario" Salerno 1885. Gegenwärtig ist Sabbadini mit einer Geschichte des Ciceronianismus beschäftigt.

[1] Poggii Epistolae. . . . illustravit Thomas de Tonellis, Florentiae. Der I. Band, welcher die Briefe bis 1431 enthält, erschien 1832 und ist außer in Italien auch in einigen deutschen Bibliotheken zu haben. Der II. Band (Briefe von 1431—1447) wurde 1859 nach Tonellis Tode herausgegeben, er ist in Italien nicht häufig, in den deutschen Bibliotheken hat Georg Voigt vergebens darnach geforscht. Der III. Band, 1861 gedruckt, (Briefe von 1447—1457) ist überhaupt nicht in die Oeffentlichkeit gekommen, doch besitzt auch diesen, und damit das einzige vollständige Exemplar der Tonellischen Ausgabe in Deutschland, Herr Wilmanns. Nach diesem Exemplar hat Voigt in der II. Auflage gearbeitet. Herr Wilmanns war so gütig, auch mir sein Exemplar auf einige Zeit zu überlassen.

[2] Vespasiano da Bisticci. Vite di uomini illustri del secolo XV . . . da Bartoli, Firenze 1859.

[3] Vie de Poggio Bracciolini par Shepherd, Paris 1819. Shepherd, Vita di Poggio Bracciolini tradotta da Tonelli T. I. II. Firenze 1825.

[4] ep. IV, 5 und ep. I, 16 (Tonelli).

[5] Shepherd-Tonelli II. Append. I. V. Salutati Epistolae ed. Rigacci I, 172. Mehus, Vita Ambrosii Traversari fol. CCCLXXIX etc.

frei wie ein Vogel mit den Wassern des Arno thalabwärts, um in Florenz sein Brot zu verdienen. Mit 5 Solidi in der Tasche zog er zum Thore herein und wollte ein Schreiber werden.[1] Zunächst aber galt es, etwas zu lernen. Dazu war damals in der mächtigen Arnostadt reichlich Gelegenheit vorhanden. 8000 bis 10000 Knaben und Mädchen konnten lesen; 1000 bis 1200 lernten in sechs Schulen außerdem das gewöhnliche Rechnen und den Algorithmus, für 600 aber wurde in vier Schulen Latein und Logik gelehrt.[2] Auch im übrigen war Florenz für einen strebsamen jungen Menschen damals der rechte Ort, um emporzukommen. Denn der mächtige Adel der Stadt, durch Reisen und weitgehende Handelsverbindungen auch geistig gefördert und gebildet, schloß sich nicht von der breiten Masse des Volkes ab, sondern erkannte in einem intelligenten Bürgerstande seinen natürlichen Bundesgenossen und war bemüht, auch niedrig geborenen Talenten emporzuhelfen.[3] Trotzdem wäre der unerfahrene Knabe vielleicht im Getriebe der großen Stadt untergegangen, wenn er nicht von vorne herein einen trefflichen Gönner gehabt hätte, welchen Beziehungen zu Poggios Vater und noch mehr das eigene gute Herz antrieben, sich des verlassenen Knaben anzunehmen. Dieser Mann war der Kanzler der Arnorepublik: Coluccio di Piero de' Salutati; von ihm, als dem ersten der großen Geister, welche bestimmend auf Poggios Entwicklung einwirkten, muß etwas ausführlicher gesprochen werden.

Coluccio Salutato ist vielleicht die anziehendste Gestalt unter den italienischen Humanisten, sicherlich der größte Charakter, den die Renaissance hervorgebracht hat. Coluccios Wesen und Wert zuerst richtig gewürdigt zu haben, ist das Verdienst Georg Voigts. Doch ist gegenwärtig noch zu wenig aus den Akten veröffentlicht, um ein auch im kleinen zutreffendes Bild des großen Staatsmannes, Gelehrten und Menschen zu entwerfen. Im Archivio di stato zu Florenz habe ich unter den Registri delle lettere esterne mehrere dicke Bände meist eigenhändiger Briefkonzepte Coluccios gesehen. Welcher Schatz und welch ein Arbeitsfeld für einen Gelehrten liegt hier begraben! Schon die Handschrift Coluccios ist bedeutungsvoll. Eine kräftige, feingegliederte Hand mit strenger Unterscheidung der Haar- und Grundstriche läuft in geraden, gleichweit von einander entfernten Zeilen über das Papier, Worte

[1] ep. I, 16.

[2] Giovanni Villani, Cronica XI, 94 ed. Moutier Florenz 1823, T. VI.

[3] Goro Dati, Istoria di Firenze dall' anno 1380 all' anno 1405. Firenze 1735. S. 55.

und Buchstaben sind enggedrängt, über dem ganzen liegt edle Ruhe und der Zauber einer unbeugsamen Persönlichkeit. Hunderte von Briefen aus den dreißig Jahren seiner Amtsthätigkeit (1375 bis 1406) zeigen uns den großen Kanzler in unablässigem Kampfe für die Freiheit und Selbständigkeit seines Vaterlandes. Denn in eine Zeit der höchsten Erregung gegen das französische Papsttum und gegen die Bedrückungen Italiens durch die Söldnerscharen der Hierarchie [1] fiel gleich der Anfang seiner Wirksamkeit als Kanzler von Florenz. Mit glühendem Patriotismus und tiefem sittlichen Ernste hat Coluccio den Kampf gegen die despotischen Ausschreitungen der Päpste aufgenommen; er ist auch der erste Humanist, welcher an das Werk der politischen Einigung Italiens kräftig Hand angelegt hat. Dem Vaterlande diente der gewaltige Strom seiner Beredsamkeit, für das Vaterland suchte er die aus dem Studium der Alten gewonnene Staatsweisheit zu verwerten. Hören wir ihn selbst in seinem Briefe an die Römer vom 6. Januar 1376: [2] „Erlauchte Herren, teuerste Brüder. Der gerechte Gott hat sich des erniedrigten Italiens erbarmt, welches unter dem Joch fluchwürdiger Knechtschaft seufzt; er hat den Geist der Völker erweckt und die Unterdrückten wider die schändliche Tyrannei der Barbaren aufgerichtet... Auf denn, erhebt auch Ihr Euch, Römer, erlauchtes Haupt nicht nur Italiens, sondern der ganzen Welt! Nehmt die Völker in Schutz, vertreibt den Fluch der Tyrannei von den Grenzen Italiens, schützt die geliebte Freiheit und hebt alle diejenigen empor, welche Mutlosigkeit oder zu hartes Joch darniederhält. Das ist das echte Werk der Römer 2c." Aehnliche Schreiben erließ er im Namen der Achtmänner an Bologna, Ancona, Orvieto 2c., um ganz Italien zu einem großen nationalen Bunde zu einigen. Und ob auch Papst Gregor IX. über ganz Florenz einen entsetzlichen Bannfluch aussprach, indem er jeden Florentiner, wo er auch sei, mit Hab und Gut für vogelfrei erklärte: die mutigen Bürger der Arnostadt schreckte er nicht, am wenigsten ihren großen Kanzler, der nicht aufhörte, furchtlos und offen aller Welt gegenüber über das damalige Papsttum seine Meinung zu äußern. So schreibt er an Niccolo von Agrigent, der zum Frieden mit der Kurie geraten hatte: „Das Haupt der Kirche vermag, ja, ich sage es voll Ehrfurcht, es *pflegt* aus der Fülle seiner Macht Bündnisse zu brechen, Verträge zu zerschneiden, von Eiden zu lösen und von allen Verpflichtungen eines solchen Versprechens zu befreien, so

[1] Vgl. Gregorovius, „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" VI. Bd., S. 442 f.

[2] Vgl. Gregorovius a. O. S. 455 f.

daß mit der Kirche kein fester und dauerhafter Friede möglich ist.“[1] In einem Briefe an Galeotto Malatesta von Rimini lesen wir: „Hannibal sagt zwar, ein sicherer Friede sei besser als ein erhoffter Sieg. Aber sicherlich ist auch eine Ruhe voll Arglist und Tücke gefährlicher als der erbittertste und langwierigste Krieg. Und glaubt nur nicht, daß wir in den Tag hineinleben, ohne an die Zukunft zu denken: Wir wissen, daß die Kirche vieles vermag, wir glauben es auch, daß der Papst viel auf Rache und auf die Verwüstung Italiens sinnt. Aber der Herr vernichtet die Ratschläge der Ungerechtigkeit und wendet sie auf die Häupter derer, von denen sie ausgegangen sind.“[2] Coluccios Worten entsprach die That: er war die Seele des nationalen Kampfes, der damals unter dem Banner von Florenz ganz Mittelitalien entflammte. Wie hebt ihn doch seine thatkräftige Aufopferung für die Einheit und Blüte Italiens über die stille Altertumsträumerei in der Studierstube, wie sie Petrarca liebte, empor! So oft ich das Bild Coluccios als eines Staatsmannes und Patrioten zu erfassen strebe, tritt mir die Gestalt des märkischen Edelings vor die Seele, der das neue deutsche Reich geschaffen hat. Mag unser großer Kanzler auf ganz anderem Boden stehen als sein Florentiner Kollege vor einem halben Jahrtausend, mag die heutige Zeit äußerlich ein anderes Gepräge haben: die gleiche Hingabe an das Vaterland, die gleiche zähe Ausdauer in der Verfolgung der nationalen Ziele, die markige Kraft beider Persönlichkeiten läßt sie als Geistesverwandte erscheinen.[3]

Derselbe Coluccio hat in seiner Studierstube über den neuerworbenen handschriftlichen Schätzen des klassischen Altertums mit nie erlöschender Begeisterung und einer philologischen Methode gearbeitet, die uns in Erstaunen setzt. Daß wir z. B. Ciceros Briefe besitzen, ist weit mehr sein Verdienst, als das Petrarcas,[4] daß wir die Briefe Ciceros an Atticus überhaupt in lesbarer Gestalt besitzen, ist ihm allein zu danken. In der Mediceischen

[1] Rigacci II, S. 29.

[2] Rigacci I, S. 180. Diese und ähnliche Stellen des Briefes sind dem Herausgeber Rigacci doch so bedenklich erschienen, daß er sich zu der Anmerkung veranlaßt sah: „Haec epistola acrius quam deceat obedientem filium in summum Pontificem universalem patrem scripta est.“ Dafür hat seine Ausgabe 1742 auch die geistliche und weltliche Censur glücklich passiert.

[3] Geschrieben am Tage nach Fürst Bismarcks Rede in der Polendebatte des preußischen Herrenhauses. (28. Januar 1886.)

[4] Vgl. Georg Voigt, „Die handschriftliche Ueberlieferung von Ciceros Briefen“ Ber. der k. S. G. der W. 1879 und Anton Viertel, „Die Wiederauffindung von Ciceros Briefen durch Petrarca“, Königsberg 1879.

Bibliothek zu Florenz liegt sein Handexemplar dieser für alle Altertumsfreunde unschätzbaren Korrespondenz und läßt uns die Recension des alten Meisters erkennen. Da scheidet er streng die eigenen Konjekturen durch seine Namenschiffer von den Lesarten anderer Handschriften, welche er nachträgt, und diese wieder von den Lesarten des Archetypus, aus dem sein Handexemplar abgeschrieben ist. Er zeigt dabei eine Wissenschaftlichkeit, welche in diesem Punkte dem späteren Humanismus verloren ging.

Aber Coluccio klebte nicht am Wort oder am Buchstaben; wenn er las, wurden die alten Zeiten wieder vor seiner Seele lebendig. Die Gestalten Cäsars und seiner Mörder, des Cicero und Antonius standen mit Fleisch und Blut vor ihm, und er wog mit vorurteilsfreiem Blick ihre Verdienste und Gebrechen. In den noch unbenutzten Randglossen seines Handexemplars steckt manches selbständige Urteil; besonders interessant ist es, daß er trotz aller Verehrung für die Eloquenz Ciceros doch als Staatsmann gegen ihn für M. Antonius Partei nimmt.[1] Von der Wichtigkeit der lateinischen Inschriften für die Kenntnis der Sprache und Geschichte scheint Coluccio zuerst von allen Humanisten eine klare Vorstellung gehabt zu haben, da er den jungen Poggio ganz besonders auch zu diesen Studien antrieb.[2]

Keine Seite seines Wesens ist anziehender als die rein menschliche. Obwohl ein Feind der Pfaffen und des Papstes ist er doch weit entfernt von der Frivolität und Gottlosigkeit späterer Humanisten. Vermöge seiner bewußten Unterscheidung zwischen Kirche und Religion, vermöge seiner tiefinnerlichen Auffassung Gottes und der christlichen Moral gehört auch er zu den Vorläufern Luthers. Die ruhige Klarheit seines Wesens in allen Lebenslagen entsprang nicht nur, wie viele seiner Zeitgenossen meinten, aus seiner Vertrautheit mit den großen Heiden des Altertums, sondern in höherem Grade aus jener kindlichen Gottesfurcht und Frömmigkeit, die uns aus seinen Briefen widerstrahlt. In herrlichem Familienleben hat er zehn Söhne erzogen. „Als zwei derselben starben, sah man ihn bei dem Leichenbegängnis keine Thräne vergießen; er erschien in seiner männlichen Stärke wie ein stoischer Held des Altertums. Während der Krankheit seines Lieblings Pietro

[1] Hier schalte ich die Bemerkung ein, daß es sich sehr verlohnen würde, die sachlichen Glossen der Humanisten aus den von ihnen geschriebenen oder benutzten Handschriften zu sammeln; dieselben spiegeln uns, weil der unmittelbaren Wirkung der Lektüre entstammend, am klarsten den Eindruck, welchen die Werke der Alten auf jene Heroen der Frührenaissance hervorbrachten.

[2] Siehe S. 418.

war er nicht von seiner Seite gewichen bis zum Tode, dann hatte er ihm die Augen zugedrückt, die Leiche gerichtet, ihre Hände gekreuzt, vor der Welt aber kein Zeichen der Trauer mehr sehen lassen. Ebenso trug er den Verlust seiner Gattin. Vierzehn Tage, solange sie mit dem Tode rang, trauerte und weinte, jammerte und betete er. Als aber der Tod sein Werk gethan, stand er ohne Thränen und ruhigen Geistes da. Denn er hielt die weiche Hingebung an den Schmerz für eine Schwäche, die den Mann entwürdige." [1]

Als er 1406 im Alter von 76 Jahren starb, trauerte ganz Florenz, und allerlei Ehren für den großen Toten wurden ersonnen. Aber die beste Form den Entschlafenen zu ehren fand man damals noch nicht: man hätte seine kostbare Bibliothek von Staatswegen erwerben sollen; denn den Erben war es unmöglich, dieselbe beisammen zu halten, da Coluccio mit der Uneigennützigkeit eines Epaminondas sein Amt verwaltet und im ganzen 40 Gulden hinterlassen hatte. So wanderten seine mit so vieler Mühe erworbenen Handschriften hinaus in alle Welt, einige wenige sind später in Florenz und anderen italienischen Bibliotheken wieder aufgetaucht, die Mehrzahl und gerade die kostbarsten sind verschollen bis auf den heutigen Tag. Es blieb dem Geschlechte der Medici vorbehalten, in späteren Fällen die Büchersammlungen armer Gelehrter zu erwerben und für Florenz und eine dankbare Nachwelt zu bewahren. Dafür errichtete man dem Coluccio ein Denkmal im Dome. Beredter aber als der Marmor predigen die Größe des Mannes die Briefe seiner Jünger. Ich will hier nur eine Stelle anführen, die uns zugleich sein Verhältnis zu Poggio zeigt. Der letztere schreibt auf die Kunde vom Tode Coluccios folgendermaßen an Niccolo Niccoli: „Eine schwere Trauerkunde habe ich erhalten, mein Niccolo, welche mich tief verwundet hat: ich meine den Tod unseres Vaters Coluccio, des beredtesten und weisesten Mannes, dessen Hinscheiden ich mit vielen Thränen und mit bitterem Herzeleid beklagt habe. Denn wir haben einen Vater verloren, wie wir ihn nicht leicht wieder finden werden, wir haben einen Hafen und eine Zuflucht für alle Jünger der Wissenschaft, eine Leuchte des Vaterlands, eine Zierde Italiens, einen Mann ohne Schuld und Fehle eingebüßt. Er war ein väterlicher Freund aller Guten, aber er hat auch alle, in denen er nur einen Funken von Talent verspürte, nicht allein mit Worten zur Tugend entflammt, sondern auch thatkräftig unterstützt, mit seinem Vermögen

[1] Voigt I, S. 199 nach Manetti „de illustribus longaevis", vgl. Salutatus epist. ed. Mehus S. 289 und ep. 16.

und mit seinen Büchern, welche er nicht so sehr für seinen Gebrauch, als zum Nutzen anderer in der allerfreigebigsten Weise verwendete." (Poggii ep. ed. Tonelli I, p. XIII.)

Aus dieser Stelle geht klar hervor, wieviel der damals 26jährige Poggio dem großen Kanzler zu danken hatte: Coluccio hatte zuerst den Funken des Genies in dem jungen Schreiber entdeckt, er hatte ihn zu sich herangezogen, ihn mit Geld und Büchern unterstützt und ihn wie ein Vater geliebt. Auch den Anfang seines Emporkommens dankte, wie wir unten sehen werden, Poggio dem Salutato.

Immerhin war Salutatos Anregung und Förderung nicht die einzige, deren sich der junge Poggio in Florenz zu erfreuen hatte. Einen bestimmenden Einfluß auf ihn übte auch Niccolo Niccoli. Mit diesem merkwürdigen Manne trat Poggio zuerst 1401, also als 21jähriger Jüngling in Beziehung (ep. VI, 12). Das Verhältnis zwischen beiden wurde ein rein freundschaftliches. Zwar war Niccolo 16 Jahre älter als Poggio, aber über diese Kluft half das Genie des Jüngeren hinweg: sie blieben bis zu Niccolos Tode 1437 in 36jähriger, nie erschütterter, treuer Freundschaft verbunden.

Niccolo Niccoli, 1364 einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie entsprossen und selbst anfänglich Kaufmann, hatte nach dem Beispiele des Bocaccio, des Diogenes unter den Humanisten, alles Trachten nach Geld und Gut aufgegeben und die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften dafür eingetauscht. Dieser Niccolo ist unter den Florentiner Führern der wissenschaftlichen Frührenaissance der erste eigentlich zünftige Gelehrte. Während Coluccio trotz aller Gelehrsamkeit und Begeisterung für das Altertum doch in erster Linie Staatsmann war, während einem Poggio, Bruni u. a. bei starker Neigung zum Erwerb die Wissenschaft nur die ideale Hälfte des Lebens ausfüllte, ist Niccolo mit seiner ganzen Person ihr eifrigster Diener gewesen.

Amt und Würden hat er verschmäht, ohne Blick für die politischen Interessen der Gegenwart ist er fast nie über das Weichbild von Florenz hinausgekommen, aber in seinem antiquarisch ausstaffierten Hause hat er als anregender Mittelpunkt eines gelehrten Kreises, als litterarischer Berater eines Cosimo de' Medici seine stillen Triumphe gefeiert. Er war ein scharfer Dialektiker und verstand es, wissenschaftliche Debatten nicht nur leicht anzuregen, sondern auch geschickt zu leiten. Niemand hatte wie er ein so wachsames Auge auf die Arbeiten und Fortschritte der jüngeren Mitglieder seines Kreises: sein Zuspruch feuerte diejenigen an, welche auf dem rechten Wege waren, sein Tadel führte die

Irrenden auf den richtigen Pfad.[1] So war er der rührigste Lehrer einer ganzen Generation von Humanisten.

Trotzdem hat auch er lange Zeit zu den Verkannten gehört: einige kleine Schattenseiten seines Charakters, über die man aus den zahlreichen Invektiven[2] gegen ihn zufällig genau unterrichtet war, haben lange Zeit sein Bild über Gebühr verdunkelt. Man hat ihn einen habsüchtigen Buchhändler und einen giftigen Hypochonder[3] gescholten, und doch glühte in seiner Brust ein heiliges Feuer der Begeisterung für die Wissenschaft, und er war treuer Liebe und Freundschaft zugänglich wie irgend einer. Freilich seine Liebe erstreckte sich nicht auf eine legitime Gattin, aber seine Benvenuta, „una donna di tempo“,[4] die ihm Frau, Koch, Diener ersetzte, die seinen Tisch nach antiker Weise zu besorgen verstand, seine Vasen und Büsten ordnete, ohne je etwas zu zerbrechen, hat er bis an sein Lebensende hochgehalten. In Poggios Briefen, die uns das objektivste Urteil gestatten, erscheint er als der von der Welt zurückgezogene Forscher, etwas nervös und bisweilen wohl auch etwas gallig, aber nie bösartig von Grund seines Herzens aus. — Wie wertvoll sein viel geschmähter Kriticismus auch denjenigen Zeitgenossen erschien, die ihn arg verlästert haben, geht u. a. daraus hervor, daß ihn Lionardo Bruni in der Widmung seines Cicero novus „Censor et judex rerum nostrarum“ genannt hat.[5]

Als opferbereiten Sammler hat ihn keiner der Humanisten erreicht, die Existenz der Mediceischen Bibliothek in Florenz ist

[1] In dem Dialog des Johannes Arretinus de medicinae et legum praestantia (vgl. Mehus Vita Ambrosii Traversarii S. 58) spricht Lionardo Aretino (Bruni) zu Niccolo: „Atque etiam ad te pertinet, Nicolae, qui tuis proverbiis ac tua diserta et soluta lingua aliquos interdum extollis, alios vero reprimis aut effulminas tuo arbitratu.“ Lionardo Bruni selbst spricht sich ähnlich einmal aus (Mehus a. O. S. 58): „Scis enim Colucio neminem fere graviorem esse. Nicolaus vero, qui illi adversabatur, et in dicendo est promptus et in lacessendo acerrimus.“

[2] Mehus Vita Ambr. Trav. S. 58 erwähnt Invektiven gegen Niccolo von Lionardo Bruni, Oratio in nebulonem maledicum, von Lorenzo di Marco (vgl. Poggio epist. I, 9; 15), von Guarino und von Filelfo z. B. Filelfi satira ad . . Franciscum Barbarum in sceleratum adulterum . . Nicolaum cognomento Margum.

[3] Lionardo Bruni (Mehus a. O. S. 62): „Tu autem eo cupiditatis avaritiaeque processisti, ut libris ad quaestum et mercimonium abutaris, velut librarius quidam atque negotiator.“ Bruni wirft ihm auch vor, durch seine spitze Zunge den Manuel Chrysoloras, Guarino ꝛc. aus Florenz vertrieben zu haben.

[4] Vespasiano, Nicolao Nicoli. (Spicil. Rom I. S. 626.)

[5] Mehus a. a. O. S. 59.

außer der Freigebigkeit der Mediceer seiner unermüdlichen Thätigkeit zu danken. Niccolo war die Seele fast aller von Florenz ausgehenden Unternehmungen, welche die Wiederauffindung verschollener Klassiker bezweckten.[1] So anregend er durch seine feinsinnige Kritik auf andere zu wirken vermochte, so wenig hat er doch selbst produziert; er hat nur einen Traktat über die lateinische Orthographie geschrieben, aber derselbe ist wichtig, weil er zuerst auf diesem verwahrlosten Gebiete mit echt wissenschaftlichem Sinne Ordnung zu schaffen suchte, indem er vom Studium der lateinischen Inschriften ausging. Die von ihm selbst geschriebenen Handschriften unterscheiden sich gleich äußerlich durch sorgfältigere Beachtung der Diphthonge ꝛc. von den anderen zeitgenössischen. Er wurde auch für unsern Poggio ein Lehrer in diesen Dingen und trieb ihn an, die schöne Schrift der „littera antiqua" des zehnten und elften Jahrhunderts wieder einzuführen. Freilich hat hierin der Schüler den Lehrer übertroffen, denn Niccolos Hand, etwas zitterig von Natur, hat nie so klassische Formen hervorgebracht wie Poggio, der in diesem Punkte unerreicht dasteht. Auch Poggios später zu besprechende Nachforschungen nach alten Handschriften gehen auf Niccolos Anregung zurück.

Man kann von Poggio und Niccolo nicht reden ohne eines dritten Mannes zu gedenken, mit welchem diese beiden sich zu einer Trias zusammenschlossen, welche nach Salutatos Tode über ein Menschenalter das Haupt der zweiten Humanistengeneration zu Florenz gebildet hat. Dieser dritte war Lionardo Bruni aus Arezzo.

Lionardi Bruni war gleich Poggio von geringer Herkunft, geboren 1370 in einer Stadt, die von Florenz unterjocht war. Daß er es trotzdem bis zum Kanzler der Arnostadt und zu anderen hohen Ehren gebracht hat, ist nicht das geringste Zeugnis für die echt republikanische Gesinnung in Florenz. Auch diesen Bruni hat Coluccio unter seine Fittiche genommen und wie ein

[1] Die schöne Stelle über Niccolo aus Poggios Brief an Carlo Aretino (Poggio Opera S. 343) will ich nicht übergehen: „Ita dici potest sublato hoc nostro musarum cultore literatorum virorum domicilium ac diversorium corruisse. Fateor aliquos doctiores et eloquentiores fuisse aetate nostra, sed qui humanitate, industria librorum perquirendorum, familiaritate doctissimorum virorum, comitate ipsa, affabilitate, facetiis, in doctos omnes caritate atque benevolentia, librorum copia qui quidem praesto essent Nicolaum superarit credo neminem exstitisse. Erat semper domus ejus referta doctis et egregiis viris, qui ad eum quotidie accedebant. Nemo Florentiam qui aliquid saperet unquam adiit, quin potius in primis Nicolai domum et libros sibi visendos putaret."

Vater erzogen. Lionardo verdankte ihm fast alles, was er war.[1] Und doch war Coluccio selbstlos genug, dem jungen Manne bald den Platz an seiner Seite einzuräumen und zu bekennen, daß er auch von Bruni wiederum gelernt habe. Als Mensch hat Bruni den Salutato nicht erreicht. Er war in hohem Grade selbstsüchtig, stolz und ehrgeizig. Obwohl er selbst in seiner Jugend viele Wohlthaten von anderen genossen hatte, war er doch, als er auf der Höhe stand, keineswegs leicht bereit, andern welche zu erweisen. Der Kampf und das Ringen um die Existenz, und vielleicht auch manche Demütigung, die er vormals als Anfänger an der Kurie hatte einstecken müssen, hatten sein Herz verhärtet, sein Gemütsleben verbittert. Deshalb war er, je älter er wurde, um so herber und abgeschlossener gegen die jüngeren. Unnahbar, wie wenn ihm die Fasces vorangetragen würden, einem altrömischen Konsul vergleichbar, schritt er in seinem Purpurmantel langsam und feierlich durch die Straßen. Er konnte es über sich gewinnen, seinen langjährigen Freund Niccolo durch die oratio in nebulonem maledicum von sich zu stoßen,[2] und obwohl nachmals der Venetianer Francesco Barbaro eine Versöhnung zustande brachte, war es doch auf lange Zeit mit der alten Herzlichkeit vorbei.[3]

Trotz alledem war Bruni groß als Staatsmann und Gelehrter. Seit Coluccio hielten es die Florentiner für eine Ehrensache, die größten Gelehrten als Kanzler der Signoria zu besitzen: so war es auch Bruni gelungen 1427 in den Hafen des Staatskanzleramtes einzulaufen. In dieser Würde zeigte sich besonders seine auf das Praktische gerichtete Natur. Die zurückgezogene Art des Niccolo verschmähte er, wie vordem Salutato das Studierstubenleben des Petrarca. Seine Gaben und Kenntnisse im öffent-

[1] Leonardi Arretini epist. II, 11 an Coluccios Söhne: „Quantam parenti vestro homini doctissimo viroque praestantissimo pietatem mortuo etiam praestare debeam, nec oblitus equidem sum nec unquam, uti spero, quamdiu vita supererit, obliviscar. Quid enim si me genuisset ille plus aut caritatis aut benevolentiae aut amoris mihi potuit impartiri? . . Quod Graecas didici litteras, Colucii est opus; quod Latinas non leviter inspexerim, Colucii est opus: quod poëtas, quod oratores, quod scriptores ceteros legerim, didicerim, cognorim, Colucii est opus. Nemo unquam parens in unico dirigendo filio tam sedulus fuit, quam ille in me, cujus ingenium, in quo tamen amore nimio decipiebatur, ita natum ad haec studia praedicabat, ut si aliorsum diverterem, manus sese mihi allaturum ac vi retracturum minaretur."

[2] Die Veranlassung war wohl ein Wortwechsel über Niccolos Benvenuta vgl. Voigt I, 307.

[3] Immerhin erscheint später Bruni mit unter den von Niccolo selbst bestimmten Testamentsvollstreckern, vgl. Mehus Vita Ambr. Trav.

lichen Leben zu bethätigen war ihm eine Hauptsache; er stellte den Satz auf, daß, wer seinen Geist nicht in der Gesellschaft geltend machen könne, auch keinen besitze. Ja er geht sogar so weit, dem Feldherrn den Vorrang vor dem Philosophen einzuräumen. Besonders charakteristisch hierfür ist die in der Volkssprache abgefaßte Rede, mit welcher er dem „Capitano di guerra" Niccolo da Tollentino den Kommandostab über die Truppen der Arnorepublik übergab. Nachdem Lionardo gleich am Anfang gesagt hat, daß die Kriegskunst die geachtetste und wichtigste Beschäftigung sei, fährt er, wohl in bewußtem Gegensatze zu dem Ciceronianischen „Cedant arma togae, concedat laurea laudi" fort: „Es weicht der größte Philosoph dem größten Feldherrn. Man kann im Ernste nicht den Plato mit Alexander, den Aristoteles nicht mit Cäsar vergleichen, und der Beweis für diesen Satz liegt darin, daß auf der Thätigkeit und Umsicht eines guten Feldherrn das Heil und die Errettung des Staates von feindlichen Einfällen und Plünderungen beruht. Deshalb lassen sich Leben und Freiheit und alle wertvollen und teueren Dinge nur mit den Waffen behaupten. Und es wäre sicherlich für die Römer nicht so von Nutzen gewesen, wenn Plato in Rom geboren worden wäre anstatt des Marcus Furius Camillus, durch dessen List und Stärke diese Stadt, nachdem sie von den Galliern genommen und besetzt war, mit den Waffen wiedergewonnen und in ihre frühere Stellung, Freiheit und Größe zurückversetzt wurde. Und es wäre für die Italiener nicht vorteilhaft gewesen, wenn Aristoteles in Italien geboren worden wäre anstatt des Cajus Marius, von dem die wilden und unmenschlichen Völker der Cimbern und Teutonen, welche in ungeheurer Menge zur Unterjochung Italiens herniederstiegen, durch Kriegskunst und kriegerische Tüchtigkeit niedergeschmettert und vertilgt worden sind." [1] Ueber die Einzelheiten der staatsmännischen Thätigkeit Brunis sind wir erst wenig unterrichtet; denn von seinen Briefen ist erst ein kleiner Teil gedruckt, seine amtlichen Briefkonzepte in mehreren Bänden des Registri delle lettere esterne auf dem Florentiner Archiv harren noch des Herausgebers. Auch seine Handschrift ist bedeutsam. Die Schrift ist dünner und weniger gegliedert, als die Coluccios. Die Zeilen gehen auf und nieder, die Buchstaben sind wenig gebunden, sondern gehen weitläufig in schlanken graziösen Formen über das Papier, nicht ohne eine gewisse vornehme Lässigkeit, wie sie z. B. auch in seinen Uebersetzungen zutage tritt. Sein Arbeitsfeld war nicht das minutiöse philologische Schaffen eines Niccolo, sondern auch als Gelehrter

[1] In der königl. öffentl. Bibl. zu Dresden Cod. ms. O. 44, fol. 1—4.

wandelte er in großen Bahnen. Er ist der Vater der lateinischen Geschichtschreibung von Florenz und hielt sich für den Reformator des historischen lateinischen Stils. Außerdem strebte er durch lateinische Uebersetzungen des Platon, Aristoteles ꝛc. den Gehalt der antiken Philosophie für den Humanismus wirksam zu machen. Von den historischen Stoffen des Altertums scheinen Bruni besonders Cicero und Antonius beschäftigt zu haben. Er verfaßte einen Cicero Novus, den er dem Niccolo widmete, und übersetzte von den Biographien des Plutarch zuerst die des Marcus Antonius, welche er dem Coluccio gewidmet hat.[1] Vielleicht geht die Wertschätzung des M. Antonius, die wir bei Coluccio antrafen (S. 399), teilweise auf die Kenntnis dieser Biographie zurück. Als Bruni 1444 starb, begruben ihn die Florentiner mit vielem Gepränge in S. Croce. Dort steht sein erhabenes Denkmal von Rosellini, auch aus dem Marmorantlitze spricht noch der kühne Flug der Gedanken und die ruhige Majestät, die dem Lebenden einst zueigen war. Mit unserem Poggio hat der 10 Jahre ältere Bruni in Beziehung gestanden, seit Poggio mit Salutato zusammengekommen war. Bruni vermochte den jüngeren Freund namentlich zu griechischen und historischen Studien anzuregen.

Wir kehren nunmehr zu Poggio zurück. Die biographischen Skizzen und die Charakteristiken der Männer, welche vermutlich auf seine Entwicklung eingewirkt haben, müssen uns die Geschichte der Jünglingsjahre Poggios ersetzen, weil es uns über diesen Abschnitt seiner Lebenszeit durchaus an Detail fehlt.[2] Es ist eine naheliegende Vermutung, daß der jüngere Freund eines Niccolo wohl durch Bücherabschreiben sich seinen Unterhalt verdient habe;[3] dabei erweiterte er zugleich seinen Gesichtskreis und lernte Latein schreiben. Wenn aber Voigt annimmt, daß dem jungen Poggio seine lateinische Eloquenz besonders bei der Kopierung der Briefe Ciceros für Cosimo Medici angeflogen sei,[4] so belehrt uns neueres Material anders. Allerdings hat Poggio einmal für Cosimo de' Medici Ciceros Briefe an Atticus kopiert, aber dieses Exemplar, welches ich — nach längerem vergeblichen Suchen in Florenz — nunmehr in Berlin[5] ermittelt habe, trägt die deutliche Jahreszahl 1408,

[1] Bandini Catal. cod. lat. bibl. Mediceae Laurentianae II, S. 553.

[2] Der erste publicierte Brief Poggios ist der über den Tod Coluccios 1406.

[3] Die erste Abschrift eines Buches durch Poggio, welche wir datieren können, wird von Salutato 1403, unmittelbar nach Poggios Ankunft in Rom, erwähnt vgl. Rigacci Salut. ep. I, S. 147 f.

[4] Voigt I, S. 330.

[5] Die Handschrift befindet sich unter den Codices der neuerworbenen Bibliothek Hamilton Nr. 166. Sie ist durchweg von Poggios Hand und gehört zu den

es ist also keine Jugendarbeit, sondern ist geschrieben, als Poggio Florenz seit 5 Jahren verlassen hatte. Ueberdies waren Ciceros Briefe unserm Poggio vor dem Tode Coluccios (1406) auch nicht zugänglich.[1] Demnach bildete er seinen lateinischen Briefstil wohl zunächst an den Mustern der ersten Humanisten. In einem späteren Briefe nennt er Cicero und Quintilianus, Ovidius und Virgilius (ep. XIII, 3) als seine Lehrer der Beredsamkeit; eines lebenden Lehrmeisters hat der geniale Jüngling nicht bedurft. Mit 23 Jahren war der Vogel flügge geworden: im Jahre 1403 kehrte er der Arnostadt zunächst den Rücken und wanderte, begleitet von den Empfehlungen und Segenswünschen Coluccios, der ewigen Roma zu, um sich hier auf eigne Füße zu stellen.

Wenn wir von diesem Wendepunkt aus Poggios Leben, dessen I. Abschnitt 1403 zu Ende ging, betrachten, so gliedert es sich in fünf weitere Teile:

II. Poggios erstes Jahrzehnt an der Kurie 1403—1413.
III. Die Zeit der Reisen und Bücherfunde 1414—1423.
IV. Die zweite Arbeitsperiode an der Kurie 1423—1435.
V. Poggio nach seiner Verheiratung 1435—1453.
VI. Poggios Greisenalter zu Florenz 1453—1459.

Poggio kam wohl im Herbst 1403 nach Rom und fand zunächst Stellung als Privatsekretär des Kardinals Landulfo Maramaldo, Erzbischofs von Bari.[2] Er fand aber außerdem durch Salutatos Empfehlung einen einflußreichen Gönner an Francesco da Montepulciano; auf dessen Verwendung wurde er von Bonifacius IX. († 1. Oktober 1404) wahrscheinlich Anfang 1404 zum Scriptor der apostolischen Kanzlei ernannt.[3]

schönsten Handschriften der Renaissance. Die Unterschrift lautet: Scripsit Poggius anno domini MCCCCVIII, a mundi vero creatione VI mil. et DCVII.

[1] Ueber die Beziehungen der ersten Humanisten zu Ciceros Briefen wird sich der Verfasser an anderer Stelle ausführlich aussprechen.

[2] Vgl. Voigt II, 8. Rigacci epist. Salut. I p. 173 f.

[3] Voigt hat, wie mir scheint, hier nicht die richtige Chronologie. Es ist auszugehen von Poggios eignen Worten in der oratio funebris auf Lionardo Bruni, vgl. Mehus Epist. Leonardi p. CXX: Accidit interea, ut ego ad Curiam Romanam proficiscerer Bonifacio IX Pontifice fieremque paulo post, quam accesseram, litterarum Apostolicarum scriptor. Successit anno post (nämlich nach Poggios Ernennung zum Scriptor) Innocentius VII defuncto Bonifacio in Pontificatu." Nun starb Bonifacius IX. am 1. Oktober 1404. War aber Poggio bei der Stuhlbesteigung des Innocenz bereits ein Jahr Scriptor, so muß er noch Ende 1403, oder spätestens Anfang 1404 ernannt worden sein. Dieser Ansatz wird durch verschiedene Briefe bestätigt. Salutato antwortet am 23. Dezember Rigacci I, 76 (Voigt hat diesen Brief falsch bezogen und demnach falsch datiert) auf Poggios Meldung, daß er in Rom glücklich angekommen und Sekretär beim Erzbischof von Bari geworden sei. Am 9. Februar

Es war kein gewöhnliches Glück, daß Poggio im Alter von 24 Jahren bereits päpstlicher Scriptor war. Es scheint nicht recht klar zu sein, wodurch sich eigentlich das Amt eines Scriptors vom Amte eines Sekretärs der apostolischen Kanzlei unterschied. Vielleicht war das Verhältnis der Scriptoren zur Kurie ein freieres, der Papst war ihr Arbeitgeber von Fall zu Fall, sie hatten kein festes Einkommen, sondern wurden für jede Leistung einzeln bezahlt. Je gewandter einer die Feder führte, um so öfter wurde er mit Aufträgen bedacht. Poggio wird im Anfange genug zu thun gehabt haben, um sich in die Geschäftssprache und den Formalismus der päpstlichen Kanzleien einzuarbeiten.[1] Daß Poggio die ersten Jahre an der Kurie in ununterbrochener, fleißiger Arbeit verbracht hat, scheint auch daraus hervorzugehen, daß er bis zum Tode Coluccios (den 4. Mai 1406) nicht ein einzigesmal in Florenz gewesen ist (ep. vol. I, S. XIII.), während er doch später erklärte, daß er jedes Jahr wenigstens einmal dahin reisen müsse (ep. IV, 19). Da ihn also seine ersten Jahre in Rom am intensivsten für die Kurie thätig zeigen, wollen wir an dieser Stelle Poggios Verhältnis zur Kirche im allgemeinen betrachten. Poggio hat im ganzen acht Päpsten gedient, von Bonifacius IX. bis Nikolaus V., aber nicht für einen einzigen hat er sich erwärmt. Wenn man seine grimmen Invektiven gegen die Glieder des Basler Konzils und Felix V. liest, wo er z. B. sagt: „Jeder weiß, was für Bösewichter und Schufte in jener Cloake der Nichtswürdigkeit sich zusammenfanden. Ketzer, Hurer, Blutschänder, Räuber, Fahnenflüchtige, überführte Verbrecher, Lästerer, Rebellen gegen Gott und ihre Oberen, kurzum die Hefe der Menschheit, mit schnödem Gold und Lohn von Dir, dem Verführer, zusammengeworben: das war der schmutzige Schlamm, der sich unter Deiner Führung gen Basel in Bewegung setzte, um vielfältige Begierden zu befriedigen und Straflosigkeit für Unthaten zu erwerben. Da gab es Köche, Fleischer, Schuster, Fischer, Stallknechte, Kurpfuscher und unflätiges Gesindel aller

aber dankt Salutato dem Montepulciano dafür, daß er dem Poggio die Scriptorie verschafft hat (vgl. Rigacci I, 75). Nach dem vorigen gehört der erstere Brief ins Jahr 1403, der zweite ins Jahr 1404; dieser Annahme widerspricht es nicht, daß die Antwort auf einen Brief, den Poggio noch als Sekretär des Erzbischofs an Albizzi schrieb (vgl. Commissioni di Rinaldo degli Albizzi ed. Guasti I, 66) vom 5. Februar 1404 datiert ist. Es wird dadurch nur wahrscheinlicher, daß Poggios Ernennung zum Scriptor erst im Anfang des Jahres 1404, nicht schon Ende 1403 stattfand.

[1] Salutato hatte den Montepulciano gebeten, Poggio hierin besonders zu unterstützen: „Scis Curiae stilum, quem nulla doctrina nisi Curia sola docet. Informabis igitur instruesque Poggium tuum, ne possit errare.“ Rigacci I, S. 172.

Art, welches auf Dein Geheiß den heiligen Geist, als ob er schliefe oder schlaftrunken sei, mit wüstem Geschrei erwecken wollte zu einer wahrhaft frommen Sache, nemlich um die Kirchenspaltung unter die Christenheit zu bringen,"[1] da könnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß Poggio aus wirklicher, innerer Entrüstung mit so schwerem Geschütz gestritten habe oder daß er für Papst Eugen IV. besonders begeistert gewesen sei. Doch davon ist nicht die Rede: das war bezahlte Arbeit, hier schrieb nicht das Herz, sondern der Verstand, der den Verdienst berechnete. Ueber eine dogmatische Frage hat sich Poggio nie aufgeregt; uns ist ein Brief aus der Zeit des Konstanzer Konzils erhalten, worin er dem Lionardo Bruni über die Person und den Prozeß des Hieronymus von Prag ausführlich berichtet. Dabei ist für Poggio nichts wunderbarer, als daß ein Mensch von so hinreißender Beredsamkeit und so hervorragender Begabung sich in einen so unnützen Streit einlassen und sich um Dinge dahinopfern konnte, denen der kluge Kuriale vernünftigerweise aus dem Wege gehe.[2] Immerhin sei die Sache ein merkwürdiges Ereignis, welches die Beispiele der alten Geschichte übertreffe, weil weder Mucius Scaevola sich mit solcher Standhaftigkeit die Hand verbrannt, noch Sokrates mit solcher Ruhe den Schierling getrunken habe, mit welcher dieser Ketzer in die Flammen gesprungen sei.

Poggios innerstes Trachten ging auf ganz andere Dinge aus — schon im Anfange seiner Thätigkeit an der Kurie träumte er gern von einer Villa im Arnothale, wo er in behaglicher Muße seinen Klassikern leben könne, er sah sich im Geiste, wie er dem alten Cato gleich das Weinblatt hob, um die reifende Traube zu beobachten, er wandelte in Gedanken zwischen Hügeln voller Früchte und Oel und sah in der Ferne die Türme von Florenz in der Abendsonne funkeln. Um diesen Zukunftstraum zu verwirklichen, brauchte Poggio Geld, darum war ihm die Kurie zunächst nichts als die melkende Kuh; daß er schließlich auch eine gewisse Dankbarkeit und Anhänglichkeit an die Verhältnisse besaß, in denen er alt geworden war, ist natürlich. Poggios Erwerb bei der Kurie wurde ein besonders reichlicher, seit ihm zu seiner Scriptorie 1423

[1] Vgl. Poggii opera, Basileae 1538, S. 158.

[2] Poggii opera S. 301: Mirum est vidisse, quibus verbis, qua facundia, quibus argumentis, quo vultu, quo ore, qua fiducia responderit adversariis, ac demum causam perorarit, ut dolendum sit tam nobile ingenium, tam excellens ad illa haeresis studia divertisse, si tamen vera sunt, quae sibi objiciuntur. Non enim mea est tantam rem iudicare. Acquiesco eorum sententiis, qui sapientiores habentur.

von Martin V. auch noch ein apostolisches Sekretariat übertragen worden war; denn bereits 1428, im Alter von 48 Jahren, schreibt er vergnügt (ep. VII, 11): „Nun bin ich soweit, daß, auch wenn die Hoffnung auf ferneren Erwerb fehlen sollte, doch mein Vermögen für mich und die Meinen, solange wir leben, ausreicht.“ Aber das Geldverdienen war nicht die einzige Freude, die ihm aus dem Leben am päpstlichen Hofe erwuchs, sehr hoch schätzte Poggio auch die muntere Geselligkeit, die er mit verwandten Geistesnaturen, wie Antonio Loschi, Cenci de' Rustici, Lionardo Bruni u. a. pflegte. Da hören wir von ländlichen Festen und Gastmählern mit darauffolgenden Symposien nach der Weise der Alten. Als Poggio 50 Jahre alt wurde, ging es besonders hoch her, er führte die Sitte der Geburtstagsfeier, welche Coluccio in Florenz wieder erneuert hatte (ep. IV, 5), zuerst nach Rom ein, und die wackeren Scriptores und Sekretarii des Papstes gaben ihm im Garten seines römischen Hauses ein herrliches Fest. Daß die Unterhaltung bei solchen Gelegenheiten nicht immer auf dem Pfade der Tugend wandelte, geht aus Poggios Facetiae hervor, die wohl teilweise in diesem Kreise entstanden sind. In der humanistischen Gesellschaft zu Rom wurde auch ein tiefgehender Haß gegen alles specifisch priesterliche und mönchische Wesen genährt. Als z. B. Freund Loschi verstorben war, wie Poggio schreibt: „weil diese Aerzte ihn so geschwächt haben, daß er allmählich wie eine Kerze alle wurde“, ist es für Poggio ein großer Kummer, daß Loschi auf dem Sterbebette in einer frommen Anwandlung seine herrlichen griechischen Handschriften einem Kloster vermacht hatte; er schreibt (ep. II, 32) an Niccolo: „Aus Deinen beiden Briefen habe ich das Schicksal der Bücher Loschis erkannt. Es ist in der That ein dummer Streich, diesen Schatz an einen Ort zu verstoßen, wo er keine Frucht bringen wird. Ich weiß nicht, was er gedacht haben muß, daß er griechische Bücher bei diesen zweibeinigen Eseln aufstellen ließ, welche nicht einmal die lateinischen irgendwie verstehen.“ — Trotz des pekuniären Erfolges und der anziehenden humanistischen Gesellschaft hat Poggio schon nach wenig Jahren seines Aufenthaltes zu Rom sich wieder fortgesehnt und ein starkes Heimweh nach Florenz empfunden.

In Florenz und bei den Florentinern war Poggio mit allen Fasern seines Wesens festgewurzelt. Obwohl er der Kurie fast ein halbes Jahrhundert gedient hat, kam er sich doch zu Rom oder wo er sich sonst mit dem Papste aufhielt, nur wie auf der Geschäftsreise vor — als sein eigentlicher Wohnort galt ihm zeitlebens Florenz. Und das ist nicht wunderbar. Erstlich hatte er

am Arno die schönsten Jünglingsjahre verlebt, hier war ihm nach manchem Kummer der Knabenzeit von hochherzigen Gönnern und Freunden unendlich wohlgethan, hier waren alle die Keime in ihn gepflanzt worden, deren Wachstum sein Leben ausfüllte. Sodann aber überstrahlte Florenz Rom und alle andern Städte Italiens gerade in den Dingen, welche für den Humanisten Licht und Luft bedeuteten. Die Stadt sebst war in der Renaissancebaukunst wie in der Malerei allen voraus, hier wölbte schon zu Poggios Zeit Brunelleschi die unübertroffene Kuppel des Domes, schon zeigte der Marktplatz die heutige Schönheit, schon formten hier Lucca della Robbia und Donatello Reliefs und Statuen nach antiken Mustern; nirgends galt Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Geistes, wie sie Poggio eigen war, so viel wie bei den lebhaften Florentinern, nirgends gab es einen für die Wissenschaft und ihre Jünger so opferbereiten Adel. Oder wo hätte sich ein zweiter Cosimo gefunden, der unserem Poggio, um ihn häufiger in Florenz zu sehen, ein schönes Haus in der Nähe des Domes kaufte und schenkte? Poggio fühlte sich selbst so sehr als Florentiner, daß er nicht einmal seine Büchersammlung zu Rom vollständig hatte, sondern dieselbe teilweise zu Florenz von Traversari im Kloster degli Angioli verwahren ließ. Später war er Ehrenbürger, zuletzt Staatskanzler von Florenz, und als der Tod an ihn herantrat, war er mit der Abfassung einer florentinischen Geschichte beschäftigt. — Bei diesen engen, nie unterbrochenen Beziehungen zwischen Poggio und Florenz ist es natürlich, wenn er, so oft die Verhältnisse es gestatteten, auf kürzere oder längere Zeit nach Florenz zurückkehrte. Wie oft und wie lange er während der ersten Periode seiner Thätigkeit an der Kurie in Florenz weilte, ist nicht zu erkennen, da Tonellis Ausgabe der Briefe erst mit dem Jahre 1416 beginnt. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Poggio im Jahre 1408 längere Zeit in Florenz war, weil er in diesem Jahre das Handexemplar Coluccios von Ciceros Briefen an Atticus, welches in Niccolos Besitz übergegangen war, für Cosimo de' Medici kopierte. Sicherlich hat Poggio auch in den nächsten Jahren Bücher abgeschrieben, teils für sich selbst, teils zum Verkaufe, doch fällt der eigentlich schwunghafte Betrieb seiner Bücheroffizin in eine spätere Periode. — Im Jahre 1414 begann der Kampf des Konstanzer Konzils gegen das Schisma, für Poggio die d r i t t e Periode seines Lebens. Mit Johann XXIII. kam er nach Konstanz, hier sah er ohne innere Teilnahme den Sturz seines Brotherrn, und während die Theologen langatmige Reden hielten, zog Poggio allein oder mit einigen gleichgesinnten Kurialen auf die Bücherjagd

aus. Wir kommen damit zur bekanntesten Periode seines Lebens, zur Zeit seiner litterarischen Entdeckungen. Ich werde mich hierüber sehr kurz fassen können, weil Poggio als Urbild eines damaligen Bücherjägers so sehr in aller Munde ist, daß schon die deutsche Novellistik dieses Gebiet zu bebauen anfängt, wie z. B. Konrad Ferdinand Meier in seiner anmutigen Erzählung „Plautus im Nonnenkloster". Ich erwähne nur kurz die Fundorte und die von Poggio ans Licht gezogenen Schriften: nahe bei Konstanz lockten die Benediktinerabteien Reichenau und Weingarten zu Ausflügen, das weiter entfernte St. Gallen wurde trotz Winterschnees von Poggio, Cenci und Bartolomeo da Montepulciano besucht. Hier fand Poggio den ersten vollständigen Quintilianus, kopierte ihn in 53 Tagen mit eigener Hand und sandte dann sein Werk an seine Florentiner Freunde Bruni und Niccoli. Ebenso die Argonautica des Valerius Flaccus, den Asconius Pedianus, die Silvae des Statius, die Astronomica des Manilius. Auch das Lehrgedicht des Lucretius und den Ammianus Marcellinus hat Poggio damals gefunden, doch wissen wir nicht wo, desgl. Columella de re rustica. Einige Anzeichen weisen darauf hin, daß Poggio seine Ausflüge bis nach Fulda und Corvey ausgedehnt habe, doch wird die Sache nicht eher ins Reine kommen, als bis man die Handschriften dieser Autoren daraufhin geprüft haben wird. Auch nach Frankreich ist Poggio damals gekommen: in Cluny und Langres fand er unbekannte Reden des Cicero. Daß Poggio aber noch einen dritten Fund von Reden Ciceros, und zwar in Deutschland, gethan hat, wird aus einem von Sabbadini edierten Briefe des Francesco Barbaro wahrscheinlich.[1] Was Poggio gefunden, behielt er nicht selbstsüchtig für sich, sondern alles schickte er, damit die Schriften Gemeingut der Gebildeten werden könnten, nach Florenz an Niccoli, teilweise auch nach Venedig an Francesco Barbaro.[2] Diese Beziehungen des Poggio und seiner Freunde nach Venedig möchte ich besonders betonen, weil man nicht selten liest, daß der Humanismus in Venedig verhältnismäßig spät eingezogen sei. Das ist nicht ganz richtig: der Unterschied des Florentiner und des venetianischen Humanismus liegt nicht sowohl in der Zeit, als vielmehr in dem Umfange der beteiligten Kreise. Während zu Florenz der ganze Adel und schließlich alle besseren Schichten des Volkes von dieser Bewegung ergriffen wurden, hat der Humanismus in Venedig

[1] Sabbadini, Centotrenta lettere inedite di Fr. Barbaro, S. 84.

[2] ep. III, 12: Absit ut aliquid vellem non esse commune eorum, quae omnibus scripta sunt.

zu keiner Zeit viel Boden gewonnen. Das hängt mit dem ganzen Regierungssystem zusammen. Immer waren es nur einzelne unter den Nobili, welche humanistische Studien ernsthaft betrieben. Solche vereinzelte Erscheinungen wie diesen Barbaro hat es aber zu Venedig gleichzeitig mit den ersten Humanisten von Florenz gegeben. Bereits 1415 hat Francesco Barbaro zu Venedig Ciceros Briefe an Atticus kopiert und als echter Venetianer sofort versucht, die neue Staatsweisheit praktisch zu verwerten, denn er schickt bereits im Mai 1417 an Santo Venier, den venetianischen Statthalter von Zara, den Brief Ciceros an seinen Bruder Quintus über die Provinzverwaltung, damit die auch für das venetianische Staatswesen passenden Gedanken dieses Briefes auf Beschluß des Hohen Rates den Verhaltungsmaßregeln für sämtliche Statthalter einverleibt würden. (Vgl. Sabbadini a. a. O. S. 65 f.)

Doch wir kehren zu Poggio zurück. Nach der Einkerkerung Johannes' XXIII. war Poggio eigentlich brotlos. Denn den neuerwählten Papst Martin V. begleitete er zwar von Konstanz nach Mantua, dort jedoch trennte er sich gegen Ende des Jahres 1418 von der Kurie und ging nach England. Die Motive sind ziemlich klar. Jedenfalls war es die von ihm in Konstanz angeknüpfte Verbindung mit dem Kardinal Henry Beaufort, Oheim Heinrichs V., welche in ihm die Hoffnung erweckt hatte, daß er in England schneller zu einem Vermögen und dadurch zur Freiheit gelangen werde, als unter den schwankenden Verhältnissen der Kurie.

Aber Poggio sah sich in seinen Erwartungen gründlich getäuscht; nach langem Harren wurde ihm eine Pfarrstelle mit 120 Gulden Einnahme angeboten, später zwar eine einträglichere, aber mit der Verpflichtung der Seelsorge. Um diesen Preis aber hätte Poggio in Italien vielleicht den roten Kardinalshut erlangt. Die fette Pfründe, von der man reich werden konnte, ohne zu irgend welcher Leistung verbunden zu sein, blieb aus. Zudem wirkte weder der neblige Himmel Albions, noch die Gesellschaft irgendwie anregend oder erheiternd auf die Mißstimmung des verwöhnten Florentiners. Die englischen Adeligen schildert uns Poggio als wohlgenährte Landjunker, die ohne höhere Interessen in der Wald- und Wieseneinsamkeit ihrer Güter vom Vertrieb der Schafwolle und des Jungviehs leben; ein vierstündiges Souper mit diesen Leuten war so ledern, daß man sich mehrmals die Augen mit frischem Wasser waschen mußte, um nicht einzuschlafen (opera S. 69; Vespasiano Poggio §. 1). In dieser Umgebung verlor Poggio vorübergehend sogar die Lust zum Büchersuchen, die ihn doch später in Italien wieder mächtig ergriff, und sein ganzes

Lebensschifflein wäre wohl auf die Klippe geraten, wenn er hätte für immer in England bleiben müssen. Vier Jahre ertrug er sein Elend, darnach schrieb er an Niccolo (ep. I. 11): „Ich habe mich entschlossen, zu Euch zurückzukehren und meine Seele verlangt nach der Kurie, auf daß ich, mit meinem Aemtlein zufrieden durch Schreiben meinen Lebensunterhalt erwerbe, wie ich es ehemals gewohnt war."

Im Anfang des Jahres 1423 kam Poggio in Rom an, es beginnt nun die vierte Periode seines Lebens. Martin V. nahm ihn freundlich auf, und das ihm zu seiner Scriptorie hinzu erteilte apostolische Sekretariat führte ihn, wie oben erwähnt, schnell und sicher zum ersehnten Vermögen.

Als Poggio in Rom ankam, besaß er selbst von den neugefundenen Litteraturwerken nur sehr wenig. Das meiste hatte er in mitteilsamer Freude verborgt, und es war kein leichtes Werk, diese verborgten Schätze wieder zusammen zu bekommen; denn in den Ansichten über das erlaubte Maximum der bibliothekarischen Leihzeit herrschte noch nicht die drakonische Strenge der Gegenwart. Besonders Niccolo war in diesem Punkte von einer auffallenden Zähigkeit. Als ihn Poggio 1428 daran erinnert hatte (ep. IV, 2), daß er nun den Lucretius und Asconius Pedianus seit 12 Jahren, den Petronius Arbiter seit länger als 7 Jahren im Hause habe, so daß eher die Vollendung des Florentiner Domes als die Vollendung dieser Kopien zu erhoffen sei, hielt er sich noch immer nicht für verpflichtet, Poggios Eigentum herauszugeben, so daß dieser zwei Jahre später in einen Brief eine kleine Abhandlung über diesen Stoff einschaltete: „Gewiß stehen alle Deine Bücher mir immer zur Verfügung, so daß sie eben so gut als mein Eigentum wie als Dein Eigentum gelten können, wenn wir das mit Recht als das Unsere bezeichnen, was wir gebrauchen. Aber ich schicke Deine Bücher nach der Kopierung zu Dir zurück und habe keine Deiner Handschriften länger als ein Jahr behalten. Ich bin nicht reich an Büchern, sondern sehr arm, so daß ich mich mehr auf fremde Schätze verlassen muß, als auf meine eigenen; trotzdem stellte ich Dir, was ich nur habe, zur Verfügung. Aber überlege wohl, ob Deine Handlungsweise richtig sei: den Lucretius hast Du schon 14 Jahre behalten, ebenso den Asconius Pedianus, den Petronius Arbiter, des Statius Silvae und jene Reden Ciceros, welche Du von den meinigen hast. Scheint Dir das etwa billig zu sein, daß ich, wenn ich etwas von diesen Schriftstellern lesen will, es wegen Deiner Nachlässigkeit nicht kann?" (ep. IV, 4). Das Unglaublichste leistete der Venetianer Francesco Barbaro, welcher einen Teil der Reden Ciceros, die Poggio zur Zeit des Konstanzer

Konzils in Deutschland gefunden hatte und die ihm sofort überschickt worden waren, nach vielfachen Mahnungen erst 1436, allerdings mit sehr feiner Briefwendung, an Poggio zurückbestellen ließ: „Jene Reden Ciceros, welche Du altem Rückkehrrechte gemäß aus Deutschland wieder nach Italien gebracht hast, wirst Du von den genannten Wechslern zurückerhalten. Obwohl dieselben später zu Dir zurückkehren, als Du selbst gewünscht hättest, so wirst Du ihnen doch gern verzeihen. Denn da sie mit mir nicht wieder auf Reisen gehen wollten, so hatten sie sich in meinen Musentempel so zurückgezogen, als ob dieser ihr gastlicher Aufenthalt ein beinahe ewiges Denkmal Deiner Sendung nach Deutschland hätte sein sollen." (Sabbadini a. a. O. S. 84.)

Daß solche Verhältnisse der Verbreitung der neugefundenen Klassiker oft auf Jahrzehnte hinaus im Wege standen, ist offenbar. Demnach mußte Poggio, als ihn in Rom die Sehnsucht nach einer eigenen größeren Bibliothek ergriff, fast von neuem anfangen zu sammeln. Aber er verfügte jetzt über größere Mittel, deshalb war alles leichter. Die zwölf Jahre von 1423—35 hat Poggio ganz besonders darauf verwendet, Bücher herzustellen oder herstellen zu lassen. Dabei übte er philologische Kritik und vertiefte seine Kentnis des Altertums. Nebenher trieb er archäologische Studien und besorgte seine kurialen Geschäfte. Auch die Anfänge seiner selbständigen Schriftstellerei fallen in diese Periode und ein äußerst lebhafter Briefwechsel mit vielen damaligen Gelehrten und hochgestellten Personen, besonders mit Niccolo. — Beim Bücherschreiben bediente sich Poggio der littera antiqua, der fränkischen Schrift des 10. und 11. Jahrhunderts; er begann mit Ciceros 1422 zu Lodi gefundenen rhetorischen Schriften, wozu Niccolo die Exemplare beschaffen sollte; das zweite Erfordernis dazu war passendes Schreibmaterial, Pergament oder Papier in Lagen von je vier (Quaternionen) oder fünf (Quinternionen) in der Mitte gefalzten Bogen, also zu je acht oder zehn Blättern. Mit dem Schreibmaterial zu Büchern muß man damals in Rom übel beschlagen gewesen sein, denn Poggio hat diese Dinge regelmäßig durch Niccolo aus Florenz bezogen. Da aber Niccolo oft mit seinen Sendungen unpünktlich war, hätte Poggio gewiß lieber an Ort und Stelle gekauft, wenn es möglich gewesen wäre.[1] Bald hat sich Poggio auch einen Schreiber für littera antiqua abgerichtet,

[1] ep. II, 2 vom 15. Mai 1423 aus Rom: Cupio habere de Oratore, Brutum et Oratorem . . . simul curato, ut habeam membranas ad ea opera transcribenda necessarias, quia animus est aut illa scribere aut facere conscribi.

aber er fürchtet ihn bald wieder zu verlieren: „Wenn ich diesen Schreiber festhalten könnte, daß er mir nicht durchgeht, so wird er mir vieles fertig bringen; denn er schreibt schnell und mit den Buchstaben, die nach Altertum schmecken, wozu ich ihn mit vieler Mühe gebracht habe: aber er ist ein Neapolitaner und so leicht, daß man eine Stampfmühle haben müßte, um ihn solide zu pressen.“ [1]

Später arbeitete Poggio sogar mit zwei Schreibern, und wir können aus seinen Briefen ersehen, was von Jahr zu Jahr in seiner Schreibstube fertig gestellt wurde. Der Stoff ging nicht so leicht aus, da noch immer neue Werke ans Licht kamen: 1429 fand Poggio in Monte Cassino das Buch des Frontinus über die Wasserleitungen Roms; auch mit Tacitus wurde er bekannt. Ueber die erste Auffindung von Tacitus' Annalen und Historien haben erst die letzten Jahre Licht gebracht: da dieselbe für die Operationen Poggios und seiner Freunde typisch ist, gehe ich mit einem Worte darauf ein. Bocaccio, der Zeitgenosse Coluccios, hatte zuerst die alte Handschrift mit den Historien und Annalen XI bis XVI in Monte Cassino entdeckt und abgeschrieben. Auf eine nicht ganz saubere Weise gelangte Niccolo in den Besitz der Handschrift von Monte Cassino, er hatte zeitlebens ein böses Gewissen, und nur ganz wenige Vertraute wußten von seinem Schatze. Es kostete sogar Poggio die größte Mühe, das Buch zur Abschrift zu erhalten.[2] Außer Poggio hat nur Francesco Barbaro von Niccolo eine Kopie bekommen, der wiederum dem Kardinal Bessarion unter vielen Kautelen eine Abschrift verstattete. Hierdurch erklärt es sich, warum Tacitus noch ein Jahrhundert später ziemlich ungekannt war. Die zweite Mediceische Handschrift des Tacitus, unsere einzige Quelle für die Annalen I—VI, ist nach Voigts neuestem Nachweise nicht 1508 in Corvey gefunden, sondern bereits durch Poggios Bemühungen vermittelst eines gewissen Nikolaus von Trier in einem Lübecker Kloster aufgespürt und mit Cosimos' Gelde für Florenz erworben worden. Auch diese Handschrift schlummerte, weil unrechtlich erworben, fast ein Jahrhundert in der Mediceischen Privatbibliothek, ehe sie der Wissenschaft nutzbar wurde. — Wenn

[1] ep. II, 27: nam et praesto scribit et iis litteris, quae sapiunt antiquitatem, ad quod eum trusi summo cum labore: sed Neapolitanus est et ita levis, ut ad eum comprimendum opus esset pistrino.

[2] ep. III, 14: Cornelium Tacitum, cum venerit, observabo penes me occulte. Scio enim omnem illam cantilenam et unde exierit et per quem et quis eum sibi vindicet, sed nil dubites, non exibit a me ne verbo quidem.

Poggio eine alte Handschrift abschreiben ließ, so war damit stets der Versuch einer Textemendation verbunden; entweder korrigierte Poggio das Original durch, wenn es ihm nämlich gestattet war, Bemerkungen hineinzuschreiben, oder er korrigierte die fertige Kopie (ep. III, 27). Je mehr eine Handschrift entstellt war, desto mehr wurde natürlich auch die Konjektur herausgefordert, so z. B. bei Ciceros philippischen Reden (ep. III, 17). Welche hohe Meinung Poggio von seiner Emendationsweise hegte, geht daraus hervor, daß er, als ihm vom Besitzer der alten Plautushandschrift, Kardinal Giordano Orsini, die Darleihung der Handschrift mehrfach abgeschlagen worden war, voll Zorn an Niccolo schreibt, er werde nun dem Kardinal die Korrektur der Handschrift verweigern, auch wenn er ihn darum begrüße. — Manches Buch ist bei Poggio in mehreren Rezensionen geschrieben worden, z. B. hat er mindestens viermal Ciceros Briefe an Atticus geschrieben oder schreiben lassen. Natürlich behielt Poggio nur ein Exemplar, die andern wurden verkauft: an einem solchen Verkaufsexemplar wurde in jenen Zeiten mehr verdient, als heute mit der Herstellung von Ausgaben; besonders Poggio verstand es sehr gut, seine Bücher an den Mann zu bringen: an Leonello von Este verkaufte er ein Exemplar der Briefe des Hieronymus für 100 Dukaten: dafür konnte man sich eine Villa kaufen. Trotzdem liegt in seiner Bemühung, lesbare Texte in größerer Anzahl herzustellen, für jene Zeiten ein großes Verdienst; daß er bei seiner kleinen Bücherfabrik auch das allgemeine Beste im Auge hatte, sagt er selbst mehrfach (ep. III, 28).

Für den Humanisten, welchen das Schicksal nach Rom geführt hatte, sprach das Altertum nicht bloß aus Büchern: lebendige Zeugen der alten Welt waren auch die Bauwerke und Inschriften, ja sie waren es zu Poggios Zeit in noch viel höherem Grade als jetzt. Die Thermen des Caracalla und Diokletian hatten noch ihre Inkrustation, das Grabmal der Cäcilia Metella war noch ganz vollständig und ein Tempel am Abhang des Kapitols hatte noch die Säulenfronte 2c. Aber freilich noch dauerte die Barbarei fort, welche mehr als der Zahn der Zeit den Ruinen des alten Rom geschadet hat: das Brennen des Marmors zu Kalk. Diese Verwüstung schmerzte die ersten Humanisten um so tiefer, je weniger das moderne Rom für das untergehende Ersatz bot; denn die Einwohner in ihren groben Mänteln und großen Stiefeln glichen den Rinderhirten, und die Ochsen weideten bis an die Wechslerbänke herein. Da war es nun für Poggio ein wehmütiges Vergnügen, mit seinem Freunde Loschi unter den Trümmern umherzuwandeln und wenigstens in seiner Phantasie die eingestürzten

Prachtbauten wieder aufzurichten. Er erzählt uns (opera S. 131 f.): „Als Papst Martin, kurz vor seinem Tode, der Gesundheit halber aus Rom nach Tusculum hinauszog, waren wir frei von Sorgen und Geschäften. Da besuchten Antonio Loschi und ich öfters die verlassenen Teile der Stadt, indem wir im Geiste die Größe der alten eingestürzten Gebäude und die Ruinen der großen alten Stadt, ein beweinenswertes Bild der Unbeständigkeit des Glückes, bewunderten. Als wir aber einst den Kapitolinischen Hügel erstiegen hatten und Antonio vom Reisen etwas ermüdet nach einem Ruhesitz trachtete, stiegen wir von den Pferden und setzten uns gerade unter den Trümmern der tarpejischen Burg hinter die ungeheure Marmorschwelle eines Thores, mitten unter die umherliegenden Säulentrümmer. Von da aus sahen wir einen großen Teil der Stadt zu unsern Füßen. Eine Zeitlang ließ Antonio seine Augen bald hierhin, bald dahin schweifen, dann seufzte er tief auf und sprach: ‚O mein Poggio, wie unterscheidet sich doch dieses Kapitol von jenem, bei dessen Anblick Vergilius sang: ‚Golden leuchtet es jetzt, einst war es voll Dornengebüsches.‘ Man könnte den Vers wohl umkehren: ‚Golden war es wohl einst, doch jetzt voll Trümmer und Dornen ...‘ Jetzt hat das grausame Schicksal Roms Aussehen und Gestalt so verändert, daß es nun allen Schmuckes entblößt daliegt, wie der verwesende Leichnam eines Giganten ...“

Aber bei der bloßen Bewunderung blieb Poggio nicht stehen, er fühlte sich verpflichtet, der Nachwelt wenigstens Kunde von der untergehenden Herrlichkeit zu überliefern, so entstand seine „Urbis Romae et de ruina eiusdem descriptio,“ der Anfang der modernen Archäologie. Außerdem sammelte Poggio auch zuerst die Inschriften der Stadt und ihrer Umgebung. Er hatte einst in St. Gallen einen einzelnen Quaternio, der die erste dürftige Sammlung der römischen Inschriften von einem alamannischen Mönche des 9. Jahrhunderts enthielt, im Aermel verschwinden lassen. Jetzt leistete ihm das Büchlein gute Dienste: aber seine eigene Sammlung wurde viel vollständiger und methodischer. Er schrieb die Inschriften in Kopialbuchstaben und ließ sich keine Mühe verdrießen, neue aufzufinden und lesbar zu machen. Hatte ihn doch kein geringerer als sein Meister Coluccio für diese Studien begeistert.[1] War eine Inschrift kopiert, so wurde dieselbe sofort an Niccolo geschickt, der besonders mit diesem Material seine orthographischen Studien betrieb. Eine Abschrift von Poggios eigener Sylloge ist neuerdings

[1] Rigacci a. a. O. I, 76: Video quidem te pauco tempore nobis urbem totam antiquis epigrammatibus traditurum.

wieder ans Licht gekommen und bildete eine der wertvollsten Vorarbeiten für das Corpus inscriptionum latinarum.

Es war gewiß ein vielfältig angeregtes und anregendes Leben, in das wir hier einen Blick gethan: man kann diesen zweiten Aufenthalt zu Rom vielleicht Poggios beste Zeit nennen; denn wenn auch weiterhin seine Belesenheit noch zugenommen hat, so berührt doch in keiner Periode seines Lebens die warme Auffassung des Altertums angenehmer, als in der besprochenen.

Am Anfange der fünften Periode in Poggios Leben steht ein wichtiges Ereignis: seine Verheiratung. Ehe wir aber von seinem Familienleben sprechen, müssen wir über seine früheren Beziehungen zum anderen Geschlecht ein Wort einschieben. Poggio war in diesem Punkte nicht besser und nicht schlechter, als die meisten seiner Freunde. Wenn es sogar der vornehme Bruni und der gelehrte Niccolo in ihren jüngeren Jahren nicht verschmäht hatten, sich Sonntags an den Kirchthüren aufzustellen und die hübschen Weiber zu beäugeln, so wird man derartige Neigungen bei dem lebhaften und leichtlebigen Poggio viel weniger wunderbar finden. Das Plaudern und Scherzen mit Frauen und Mädchen gehörte zu seinen Erfrischungen und Erholungen nach geistiger Arbeit. Dabei war er hinsichtlich des Standes nicht wählerisch, wenn die Mägdlein nur munter und hübsch waren. Seine Briefe an Niccolo berichten von manchem Schäferstückchen: Als er in Ferentino die Inschrift eines römischen Turmes unter den Strahlen der Mittagssonne entzifferte, schauten ihm zwei adulescentulae forma liberali zu; die Augensprache mit ihnen und dann die Einkehr in ihrem Häuschen erquicken den ermatteten Forscher; auch als er zu Rom am Tiburtinischen Thore eine verwachsene Inschrift bloßlegte, da fand er liebliche Gehilfinnen in vorbeiwandelnden Landmädchen, deren Kosen und Scherzen ihm seine Mühen versüßte. Aber mit so zarten Idyllen begnügte sich Poggio nicht: er lebte zu Rom, wie die meisten damaligen Kurialen, in fast ununterbrochenem Konkubinat. Seine Konkubine Lucia gebar ihm 14 Kinder, aber das waren nicht die einzigen, als deren Vater er sich bekennen mußte. Und doch hat er sich nie Skrupel gemacht, sondern er kam sich vor wie einer, der immer das Decorum gewahrt hat.[1] Ja, Poggio fand aus derartigen Verhältnissen mit Leichtigkeit und bewunderungswürdigem Humor den Weg zur Ehe

[1] So schreibt er einmal an Niccolo II, 21 (Tonelli): novi hunc (Alexandrum) satis recte et vitam suam: non dico non esse eum amicum di Mona Caterina di Rimieri, sed caute et ita, ut ego caeterique, qui pudorem servant et vitant turpitudinem.

und ist des himmlischen Segens dabei so gewiß, daß er vergnügt an einen hohen Würdenträger der Kirche schreibt: „Da Gott mir gnädig war, als ich vom rechten Pfade abirrte, wird er jetzt, nun ich ihn betreten, mit noch reicherer Hand seine Barmherzigkeit auf mich herniederschütten.“[1] In der That war es für den alten Sünder Glückes genug, daß er im Alter von 55 Jahren moralisch und physisch in der Lage war, mit der 18jährigen Vaggia aus dem edlen Hause der Buondelmonti in Florenz eine in der Folge durchaus glückliche Ehe einzugehen. Das schöne Verhältnis, welches Poggio mit seiner jungen Gattin 20 Jahre lang bis zu ihrem Tode führte, ist geeignet, seine vormalige Liederlichkeit einigermaßen vergessen zu lassen. Seine Briefe seit 1435 sind voll von Entzücken über Vaggias Tugenden, die alljährlich sich vermehrende Kinderschar giebt Poggio Gelegenheit zu legitimer Vaterfreude, welche sein Herz noch tiefer ergreift, als die Begeisterung für das Altertum: das Stammeln seiner kleinen Buben dünkt ihm herrliche Musik, denn er schreibt an Niccolo u. a. das schöne Wort: „Balbutire incipit (filiolus) et ipsa verborum corruptio est omni mihi eloquentia jucundior.“ Während er früher seine unehelichen Kinder in unverzeihlicher Weise vernachlässigt hatte, indem er die Söhne Landsknechte werden ließ, hat er den Kindern seiner Vaggia große Sorgfalt zugewendet; mit der Erziehungsfrage hat er sich theoretisch und praktisch beschäftigt. — Um Poggios Glück voll zu machen, gelang es ihm 1438 bei seinem Heimatsorte Terranuova die lang ersehnte Villa nach seinem Geschmacke einzurichten. Seit dieser Erwerbung hat sich Poggio noch viel weniger in Rom zu Hause gefühlt als früher. Obwohl er seine Aemter beibehielt, hauste er doch oft Monate lang auf seinem Besitztum. Was jetzt die Kurie weniger einbrachte, das verstand Poggio durch einträgliche Beziehungen zu Fürsten und Gönnern reichlich zu ersetzen. Er war berühmt genug, daß er darauf rechnen konnte, sich durch Widmung eines Buches die Erkenntlichkeit von Königen zu erwecken. So erhielt Poggio von König Alfonso von Neapel für die Widmung einer lateinischen Uebersetzung der Cyropädie Xenophons, wenn auch nach mehrfachem Anklopfen, die höchst respektable Summe von 600 Dukaten. In ähnlicher Weise verstand Poggio die Malatesta von Rimini, Cosimo de' Medici u. a. zu beträchtlichen Schenkungen zu veranlassen. Da er aber schon zuvor an der Kurie ein sehr wohlhabender Mann geworden war, und diese Geldquelle

[1] Epist. (Tonelli) VI, 2 an Kard. S. Angelo (Cesarini). Der ganze Brief schildert das Glück der jungen Ehe überaus reizvoll.

immerhin noch floß, da auch der Bücherhandel noch immer Verdienst brachte, und auch Vaggia 600 Goldgulden Mitgift eingebracht hatte, so blieb trotz der zahlreichen Kinderschar Mangel und Sorge in Valdarnina ein ungekannter Gast. Unserem Poggio war es hier so wohl, daß er meinte, das Schicksal selbst könne ihn beneiden. Jeden billigen Wunsch durfte er sich erfüllen: bald hatte er in dem Hause auch eine kleine Bibliothek erbaut, darin vereinigte er zum erstenmale alle seine geliebten Bücher. Auch seine übrigen antiquarischen Neigungen konnte er befriedigen. Er besaß, wie viele seiner Zeitgenossen, eine Leidenschaft für antike Skulpturen, Gemmen, Münzen 2c. Vieles derart hatte er einst in der Umgebung Roms erworben, aber er unterhielt zu diesem Zwecke auch Verbindungen mit dem Osten, und obwohl ihm natürlich die Mittel eines Cosimo nicht zur Verfügung standen, so ward doch das kleine Museum, das er allmählich zusammengebracht und die Statuen, die er in seinem Garten aufgestellt, sogar von einem Donatello des Lobes gewürdigt. — Hatte sich Poggio in seiner Bibliothek warm gelesen oder müde geschrieben, so verhalf er durch Gartenarbeit dem Körper zu seinem Rechte und sammelte neue Frische zu gelehrter Arbeit. [1]

Viele Jahre sind ihm so in einem idyllischen, durch Geistesarbeit verklärten Landleben im Vollbesitze seiner Kräfte verronnen. Poggio war mit seiner gelehrten Muße der bewußte Nachahmer Ciceros. Seine Villa, die er Valdarnina nannte, entsprach dem Tusculanum oder Antianum Ciceros, er teilte mit ihm den opferbereiten Sammeleifer für griechische Kunstgegenstände und fühlte sich durch Cicero in diesen Unternehmungen bestärkt, denn er schreibt an Niccolo (ep. IV, 18): „Ich sehe, daß auch Cicero nach solchen Dingen trachtete und an Atticus schreibt, daß er ihm griechische Bildwerke verschaffe." Als er 1441 auf die Kunde hin, daß in einem neapolitanischen Kloster sich alte Bücher fänden, an Alfons von Neapel schreibt, legt er dem Könige ganz besonders die Fürsorge für Ciceros Schriften ans Herz. Er bekennt sich auch in seinen Studien und in seiner Lebensphilosophie als Nachahmer des Tullius (ep. VIII, 45): „Ich habe bei meinem Cicero, dessen Weisheit ich nachzuahmen trachte, gelesen, daß ihm nichts so unmenschlich erscheine, als Freundesliebe zu erwidern." Ja ich gehe soweit zu behaupten, daß die produktive Schriftstellerei Poggios großenteils auf einer bewußten Nachahmung Ciceros beruht.

[1] Ueber Poggios Anschauung vom Landleben lese man seinen schönen Brief an Cosimo, Opera S. 295 f.

Allerdings für die eigentlich rhetorischen Schriften Ciceros fehlt es unter Poggios Schriften an Gegenstücken. Das kam daher, weil Ciceros rhetorische Werke den Humanisten so vollendet erschienen, daß eine erfolgreiche Nachahmung für unmöglich galt, besonders seitdem 1422 zu Lodi die Bücher de Oratore, Orator und Brutus aufgefunden worden waren. Aber alle anderen Zweige der Schriftstellerei Ciceros hat auch Poggio kultiviert. Zunächst bewegen sich Poggios philosophisch-ethische Werke ganz in Ciceros Bahnen. Wie Cicero die laxe Moral der Epikureer verabscheute, aber die strengsten Konsequenzen der Stoiker nicht annahm, so strebte auch Poggio auf der peripatetischen Mittelstraße zu wandeln (ep. II, 14). Die Stoffe, über die er sich ausspricht, erinnern sehr an die von Cicero behandelten: Ueber den Geiz, über das Elend der Menschheit, über die Pflichten der Fürsten; über die unglückliche Lage der Fürsten, über den Adel, über die Unbeständigkeit des Glückes 2c. Nach den von Cicero gegebenen Mustern ist auch meist der Aufbau dieser Abhandlungen eingerichtet. Die Form ist die des Dialogs, die Personen sind dem Florentiner oder römischen Freundeskreise entnommen; als Einleitung wird die wahre oder erdichtete Veranlassung des Dialogs mit Orts- und Zeitangabe erzählt. Die eigentliche Beweisführung tritt zurück hinter der Menge der angeführten Beispiele aus allen Epochen der Geschichte, den Schluß bildet die Nutzanwendung. Auch die Leichtigkeit des Stils, die Oberflächlichkeit der Behandlung, sowie viele Wendungen im einzelnen erinnern an Cicero.

Ciceros Uebersetzungen von Xenophons Oekonomikus, Platons Timäus 2c. entsprechen Poggios Uebersetzungen der Cyropädie Xenophons, des Diodor (ep. X 1,2) 2c. Seine Kanzlerzeit (s. S. 425) stellte Poggio gern mit Ciceros Konsulat in Parallele (ep. XIII, 13), und so läßt sich auch Poggios florentinische Geschichte mit Ciceros verlorner Schrift „Ueber mein Konsulat“ vergleichen, weil auch bei Poggio seine Amtszeit als Mittelpunkt der Darstellung erscheint. Fernerhin scheint Ciceros „Witzbuch“ (vgl. Quintilianus VI, 3, 5. VIII, 6, 73) nachgeahmt in den Facetien Poggios. — Schwierig war es unter den ganz anderen Zeitverhältnissen etwas den Reden des Tullius Aehnliches zu schaffen. Aber auch das hat Poggio versucht durch seine sieben berühmten Gedächtnisreden auf Niccolo, Bruni, Lorenzo de' Medici, die Kardinäle Albergatti, Cesarini, Zabarella und Papst Nikolaus V.; dieselben sind in der Weise abgefaßt, als ob sie an der Leiche gehalten worden wären, aber das war bei keiner einzigen der Fall. Als Staatsredner erschien sich wohl Poggio, wenn er bei der Stuhlbesteigung Nikolaus' V.

„gleichsam als Vertreter der ganzen Gelehrtenrepublik das Wort nahm", um für sich und seine humanistischen Freunde um reicheren Lohn und freigebigere Spenden zu bitten, als sie der mönchische Eugen IV. gewährt hatte. Den Ciceronianischen Briefsammlungen entsprechen verschiedene Briefkörper Poggios, z. B. die Briefe an Niccolo (ep. VI, 7, XI, 6), welche schon bei Poggios Lebzeiten gesammelt und verbreitet wurden. Seine Briefe besonders sind charakteristisch dafür, wie sehr er auch im Stil Cicero nachahmte; denn von Jahr zu Jahr finden sich mehr Wendungen und Ausdrücke, die aus dem Studium der tullianischen Korrespondenzen herübergenommen sind. Freilich hat ihn die Lebhaftigkeit seines Geistes immer wieder in selbständige Bahnen gedrängt — und das gewiß nicht zum Schaden seiner überaus frischen und reizvollen Schreibweise — aber dem Streben nach ist er doch Ciceronianist, ja er ist es in höherem Sinne, als die späteren, weil er nicht nur die Sprache, sondern auch die Lebensweise und die Schriftstellerei des großen Redners im ganzen nachahmen will. Diese Erkenntnis möchte ich nun auch verwerten, um einen scheinbar großen Widerspruch in Poggios Charakter erklären zu helfen, wie nämlich aus seinem im ganzen liebenswürdigen Wesen jene bissige Art der Invektive, als deren Repräsentant er ganz besonsonders gilt, hervorgehen konnte. Voigt sagt I, 338: „Derselbe Mann, der im Umgange mit seinen florentinischen Freunden die gutmütigste Nachsicht, die offenste Herzlichkeit zeigte, der sich mit dem stacheligen Niccoli, dem geizigen Bruni, dem verschlossenen Marsuppini, dem mönchischen Streber Traversari niemals erzürnt, er konnte gegen irgend welche Widersacher mit den wütendsten Schmähungen, mit den niederträchtigsten Verleumdungen wie ein Gassenbube herfallen." Wir sehen, daß diese Streit- und Schmähschriften Poggios als ein entstellender Flecken an seinem Charakter angesehen werden; wir müssen also, um zu einem Gesamturteil über Poggios Charakter zu gelangen, das Maß seiner persönlichen Schuld festzustellen suchen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Poggio von Haus aus eine gewisse Streitsucht und Anlage zu einer scharfen Zunge besaß. Diese Beanlagung scheint zu den nationalen Eigenschaften der Toskaner zu gehören, sie hängt einerseits mit der Regsamkeit des Geistes überhaupt, andrerseits mit einem gewissen Strebersinn zusammen, und so hat auch Burckhardt mit Recht dem Hohn der Florentiner einen besonderen Abschnitt gewidmet. Wie es in dieser Hinsicht um Poggio stand, wußte schon Salutato genau, der ihm in seinem ersten Briefe nach Rom (Rigacci I, S. 173) besonders ans Herz legte: „Hüte Dich, daß Du nie-

manden, auch den geringsten nicht, durch Zorn beleidigst. Enthalte Dich der Schmähungen, fliehe die Zänkereien. Vor allem aber vermeide es ein Wortfechter oder Ohrenbläser zu sein." Die in Poggio vorhandene Neigung zur Streitsucht scheint lange Zeit der Entwicklung seiner Persönlichkeit keinen offenkundigen Schaden zugefügt zu haben. Erst lange nach Coluccios Tode begegnen wir ihm im Invektivenkampf; aber es ist wohl zu beachten, daß er zunächst nicht der Angreifer, sondern der Verteidiger war. Francesco Filelfo, wohl der bissigste und giftigste unter den Zeitgenossen, der als Lehrer der Geschichte und der Eloquenz an der Florentiner Hochschule nicht in dem erwarteten Maße Ehre und Gold geerntet, hatte Niccolo und Poggios ganzen Freundeskreis durch giftige Satiren beleidigt. Poggio warf sich zunächst anonym, dann offen zum Rächer auf. Später folgten die Lästerkriege gegen das Basler Konzil und Papst Felix im Interesse der Kurie, gegen Lorenzo Valla, Niccolo Perotti u. a. in seinem eignen Interesse. Was trieb Poggio zu diesem uns widerlichen Kampfe, in welchem alle Register der Verleumdung und Schmähsucht gezogen wurden? Viel mehr als besondere Veranlagung des Charakters trieb ihn die Eigenart seiner Zeit. Das Individuum war nach jahrhundertelanger Unterdrückung wieder zu seinem Rechte gekommen, es überschritt wie bei jeder derartigen Reaktion die natürlichen Grenzen, besonders in seiner Selbstschätzung — unter den Humanisten kam sich fast jeder als der Führer der neuen Bewegung vor; es wurde in der That den ersten Humanisten schwer, ihr eigenes Können richtig zu messen, weil die Bewegung zu neu war, als daß man feste Normen durch den Hinweis auf frühere Generationen hätte gewinnen können. In dieser Unsicherheit des Urteils gleichen viele litterarische Größen jener Zeit jenen erdgeborenen Kriegern, unter welche Jason den Feldstein warf, so daß sie ihre Waffen gegen einander kehrten und sich gegenseitig vernichteten. Die Invektiven gehörten bei den Humanisten zum Zeitgeschmack, wie die Turniere bei der Ritterschaft. Sie haben der Anmaßung und der Eitelkeit, dem falschen Ruhm und dem Größenwahn oft einen zwar unerquicklichen, aber notwendigen Aderlaß geleistet und sind weit mehr eine Frucht der besonderen Verhältnisse als der Verdorbenheit ihrer Verfasser gewesen. Daß auch die Zeitgenossen die Sache nicht eben tragisch auffaßten, geht beispielsweise daraus hervor, daß Vallo wie Poggio während der Zeit ihres bittersten Zwistes im Dienste Nikolaus' V. verblieben, der sich sogar Vallos Invektiven widmen ließ und doch auch Poggio gewogen blieb. Was nun aber den in diesen Streitschriften angeschlagenen, oft unflä-

tigen Ton anlangt, so müssen wir uns wohl hüten denselben vor das Gericht unseres modernen Geschmacks zu stellen. Selbst in unseren erbittertsten parlamentarischen Kämpfen werden die persönlichen Verhältnisse und Lebensgewohnheiten der Streitenden — in der Regel — unberührt gelassen. In früheren Epochen war man weniger imstande, Person und Sache zu trennen; besonders aber hat das der Mann nicht vermocht, der dem Poggio auch in der Invektive das Muster war: Cicero. Das Gift der II. philippischen Rede (gegen M. Antonius) lebte in den Humanisten wieder auf, wie die Trichine, wenn sie in einen andern Organismus übergeht. Aus Ciceros Farbentopfe hat sich Poggio das Kolorit für die Zerrbilder, die er uns von seinen Feinden entwirft, geholt, und er hat den Meister keineswegs überboten. Damit will ich selbstverständlich Poggio nicht weiß waschen, aber das Maß seiner persönlichen Schuld muß uns allerdings geringer erscheinen, wenn wir begreifen, wie die Invektive aus den Zeitverhältnissen, der Ton derselben aus der Nachahmung Ciceros sich erklärt.

Ich habe nur noch wenige Worte über Poggios Greisenalter zu sagen. Es war gewiß eine schöne Fügung des Schicksals, daß es dem Manne, der Zeit seines Lebens Florenz als seine Heimat betrachtet hatte, auch vergönnte, zu Florenz in hohen Ehren seine Tage zu beschließen. Als 73jähriger Greis verließ er 1453 die Kurie, bei welcher er einst als 23jähriger Jüngling seine Laufbahn eröffnet hatte, um als Nachfolger Marsuppinis zu Florenz Kanzler zu werden. Er blieb aber auch in dieser Stellung Ehrensekretär des Papstes. Der Stern seines Ruhmes stand hoch: mit Königen und Fürsten wechselte er Briefe, und seine Schriften wurden als Muster der neuen Eloquenz in allen Ländern Europas gelesen. Fünf Jahre führte er das Amt des Kanzlers, dann legte er es nieder, weil ihm die Kraft geringer zu werden anfing und zog sich ganz auf seine Villegiatur nahe bei Florenz zurück; nachdem ihm der Tod seine treue Vaggia geraubt hatte, starb er selbst am 30. Oktober 1459, indem er beschäftigt war, die letzte Hand an seine florentinische Geschichte zu legen. Cosimo de' Medici sorgte für ein großartiges Begräbnis, sein Grabmal steht in S. Croce hinter dem Chore. —

Mit Poggio schied ein Humanist aus dem Leben, der als Typus der italienischen Frührenaissance gelten kann. Poggio war im Lichte seiner Zeit und seines Volkes betrachtet nicht eigentlich schlecht; ein Mann, dessen Briefe rührende Sorge für seine alte Mutter zeigen (ep. II, 7), der 36 Jahre lang alle Schrullen Nic-

colos freundschaftlich ertrug, den eine in höheren Jahren geschlossene Ehe 20 Jahre lang, bis zum Tode der Gattin, beglücken konnte, war im Kern seines Wesens nicht böse. Aber ein gewichtiger Vorwurf trifft ihn doch: er hat die sittliche Tendenz, welche Coluccio der neuen Bewegung eingehaucht hatte, nicht weiter entwickelt, sondern verkümmern lassen; er wurde ein Mann ohne feste politische und religiöse Prägung, der in überzeugungsloser Schöngeisterei die Ereignisse gehen ließ, wie sie wollten. Indem er es nicht für nötig hielt seinen eigenen Launen und Begierden je den Zügel aufzuerlegen, überwucherte bei ihm die gleißende Eloquenz und Dialektik allmählich die innere Wahrhaftigkeit. Poggios Feder war erkäuflich — in unser Jahrhundert versetzt würde er als Charakter vielleicht keine bessere Rolle gespielt haben, als jener Friedrich Gentz, der erst mit der glühendsten Beredsamkeit den Kampf gegen Napoleon geschürt hat, dann als Gehilfe Metternichs endete. So liegt schon in Poggio der böse Keim, an welchem wenig Jahrzehnte später die ursprüngliche ideale Aufgabe der italienischen Renaissance scheiterte. Die letzte und schönste Aufgabe dieser Bewegung, die sittliche Erneuerung, welche Coluccio richtig angestrebt hatte, erforderte einen andern Volkscharakter: sie kam erst später in Deutschland mit tiefer Innerlichkeit zur Vollendung. Und so dankbar wir den Italienern für den zündenden Funken sein müssen, so notwendig vollzog sich doch das Aufflammen des deutschen Humanismus zur Reformation als eine Loslösung von Rom.

---

# Turenne und die Fronde.

Von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

## I.

In dem Gewirre von ehrgeizigen Ränken, mehr oder minder anziehenden Liebesgeschichten, Finanzspekulationen und politischen Gegensätzen weltgeschichtlichen Charakters, welches man mit dem stets unverstanden gebliebenen Namen der „Fronde“ zu bezeichnen gewohnt ist, sieht man sich vergebens nach dem leitenden Faden um, durch welchen die hastig sich überstürzenden Ereignisse in eine sichere und dauernde Verbindung gebracht werden könnten. Es sind zwar von den Geschichtschreibern Versuche gemacht worden, diesem Uebelstande abzuhelfen und durch die gewissen „weiten Ausblicke“ von „hohem Gesichtspunkte aus“ die Erzählung zu vereinfachen und das Verständnis derselben zu erleichtern; leider mußten diese Erfolge jedoch durch so auffallende Mängel und Unrichtigkeiten erkauft werden, daß ihr Wert trotz ihrer blendenden äußeren Erscheinung immer tiefer sinkt und man daran gehen muß, sich allmählich wieder von den irrigen Anschauungen zu befreien, welche eine übereilte und zu absichtlich nach großen Kombinationen fahndende Darstellung in uns hervorgebracht hat. Die Schwierigkeit in der Behandlung jener Partie der französischen Geschichte, welche mit dem Abschluß und der Durchführung des westfälischen Friedens in Deutschland zusammenfällt, beginnt schon in dem Augenblicke, als man versucht, sich über das Wesen der frondistischen Bewegung überhaupt Klarheit zu verschaffen. Mit der Erzählung ihrer Entstehung, der Geldverlegenheiten der Regierung, der Erbitterung der Steuerzahler über die unverschämte Wirtschaft der Partisans, über die Nichteinhaltung der versprochenen Rentenauszahlung, mit der Erörterung der Uebergriffe des Parlamentes

von Paris, der Ungeschicklichkeit Mazarins in der Wahl der Beruhigungs- und Abschreckungsmittel, ist dafür noch wenig gethan; die Schilderung der so ganz eigenartig entwickelten Elemente französischer Verfassung und Verwaltung, die Beziehung auf das reich gestaltete gesellschaftliche Leben des durch Heinrich IV. und Richelieu gefestigten und zu ungeahnter Machtfülle erhobenen Königtums belebt zwar das Zeit- und Kulturbild, das wir uns zu schaffen trachten, aber sie genügt nicht, uns die ganze Reihe der sich überstürzenden Ereignisse begreiflich zu machen. Wir sehen die Bestrebungen der Reichs- und Provinz-Beamtenschaft, die zu einflußreichen, nahezu autonomen Körperschaften gediehen war, in der auffälligsten Verbindung mit den Absichten der noch vorhandenen feudalen Gewalten, wir finden beide Parteien gleichzeitig im Kampfe gegen den monarchischen Absolutismus, obwohl die Noblesse de robe als Gegengewicht gegen den Feudalismus im Interesse der Staatseinheit geschaffen worden war. Bedeutende und unbedeutende Persönlichkeiten treten in den verschiedenartigsten Gruppen auf die politische Bühne, ihre privaten Beziehungen wirken bald fördernd, bald hemmend auf die öffentlichen Angelegenheiten ein, so daß sich das Gebiet der Sippen- und der Parteipolitik kaum mehr auseinanderhalten und die Frage: wer treibt, wer wird getrieben? nicht beantworten läßt.

Haben wir es aber einmal soweit gebracht, die bald widerstreitenden, bald zusammenwirkenden Kräfte überschauen und in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit beurteilen zu können, dann stehen wir vor einem neuen Rätsel, sobald wir diejenigen bezeichnen sollen, welche die Erreichung des Hauptzieles der ganzen Bewegung — die Beschränkung der Centralgewalt verhindert haben. Auch da gibt es zwar gewisse Paraderosse historischer Weisheit, die zur großen Befriedigung des Publikums vorgeführt werden können. Die Zwitterhaftigkeit des Parlamentes, die sittliche Verkommenheit des Adels, der Mangel an selbständiger Gesinnung bei dem Kleinbürgertum, wie bei der Bourgeoisie, die Intriguensucht der Frauen und noch so manche andere Mißbildung in der Organisation des französischen Gemeinwesens lassen sich mit mehr oder weniger Berechtigung hervorheben. Wie aber, wenn trotz dieser Häufung von Hemmungsursachen der Sieg der Gegner Mazarins und überhaupt jeder centralistischen Regierung mit Sicherheit hätte eintreten müssen, sobald auch nur ein einzelner Mann in seinem Charakter anders veranlagt oder gerade eine von den vielen schönen und vornehmen Parteigängerinnen jener Epoche, denen man doch gewiß kein Uebermaß von Tugend und Schüchternheit vorgeworfen hat, unter ge-

wissen Verhältnissen etwas weniger spröde gewesen wäre? Wohin dann mit allen kunstvollen Begründungen und tiefsinnigen Schlüssen, wohin mit der beliebten Notwendigkeit von geschichtlichen Ereignissen, deren Wichtigkeit für die Gestaltung der Staaten über allen Zweifel erhaben ist? Die Geschichte der Fronde scheint mir ganz besonderen Anlaß zu bieten, diese Fragen aufzuwerfen, die sich uns in der Geschichte ja doch immer wieder aufdrängen. Wenn sie sonst häufig beiseite gesetzt werden, weil ihre Beachtung zur Erkenntnis des Sachverhaltes wenig beiträgt und leicht zu müßigem Phantasiespiel führt, so dürfte dieses Bedenken hier entfallen und vielleicht ein, wenn auch bescheidener wissenschaftlicher Erfolg erzielt werden, indem wir die Wirkungen der Entschlüsse und Handlungen eines Einzelnen auf einen der merkwürdigsten Prozesse untersuchen, durch welchen das innere Gefüge eines großen europäischen Staates für mehr als ein Jahrhundert bestimmt wurde. Dem Urteile der Leser soll dabei in keiner Weise vorgegriffen werden, ich stelle mir keine andere Aufgabe, als die Beziehungen einer Reihe von Thatsachen aufzudecken, die bis jetzt nur in sehr beschränkter Weise die Aufmerksamkeit der Geschichtschreiber auf sich gezogen haben und erachte meine Bemühung für eine reichlich lohnende, wenn es mir gelingen sollte, die Auffassung und Beurteilung jener Fülle von Begebenheiten, welche die frondistische Bewegung ausmachen, nur einigermaßen zu erleichtern. Ein nicht gering anzuschlagender Vorteil dürfte auch darin liegen, wenn sich in weiteren Kreisen die Ueberzeugung Bahn bricht, daß die Geschichtsforschung keine Ursache hat, ihre Thätigkeit bei irgend einer Epoche, und mag für dieselbe auch noch so reiches und schätzenswertes Material zu Tage gefördert sein, einzustellen. Abschließende Werke gibt es nicht und wird es nie geben, zum allerletzten, wo es sich um die Erkenntnis der Menschenseele handelt, die noch kein Auge völlig zu durchdringen vermocht hat. Jede Wandlung, die wir darin wahrnehmen, jeder neue Pulsschlag, den wir mitfühlen, gibt Veranlassung zu neuen Ansichten und eröffnet uns die Möglichkeit, der Wahrheit, die wir zu erkennen streben, aber nie erreichen, wenigstens um einen Schritt näher zu kommen.

---

Der Beginn des Jahres 1649 fand Paris in einer, wenn auch nicht ganz ungewohnten, doch seltenen Aufregung. Der Waffenstillstand, welchen das Parlament mit der Regierung am 24. Oktober zu St. Germain geschlossen hatte, war erfolglos geblieben, er hatte keine Gelegenheit zu einem erträglichen Friedens-

schlusse gegeben. Mazarin war niemals willens gewesen, die Zugeständnisse, welche die Deklaration vom 24. Oktober enthielt, wirklich zu halten, die Häupter des Parlamentes aber waren entschlossen, ihr Recht bis zu den letzten Folgerungen durchzusetzen. Seit dem Tage der Barrikaden, dem 22. August 1648, wußten sie, daß Paris in ihrer Hand, daß die bewaffnete Bürgerschaft bereit war, die Unabhängigkeit der vier souveränen Höfe, welche in der Kammer von St. Louis vereinigt gewesen waren und dort ihre Forderungen aufgestellt hatten, mit ihrem Blute zu verteidigen. Eine mächtige Bundesgenossenschaft war dem Parlamente in der von Paul de Gondi, Koadjutor seines Oheims, des Erzbischofs von Paris, und später Kardinal von Retz, gebildeten feudalen Partei entstanden, welcher damals schon Mitglieder der hervorragendsten fürstlichen Familien Frankreichs, der Condé, Vendome, Longueville, La Rochefoucauld, La Tour d'Auvergne angehörten. Der Koadjutor, geistig unzweifelhaft der bedeutendste aller Frondeurs, war durchaus nicht als Verfechter eines Prinzips in das politische Leben getreten, der persönliche Ehrgeiz, der in seinen zahlreichen Erfolgen im Salon nicht mehr ausreichende Befriedigung fand, hatte ihn auf ein Feld geleitet, welches nebenbei auch die Gelegenheit bringen konnte, seine gewöhnlich stark in Anspruch genommene Kasse zu füllen. Als er während der Pariser Revolte der Königin Anna seine Vermittlerdienste freiwillig angeboten hatte, waren dieselben in einer für ihn nicht sehr schmeichelhaften Weise abgelehnt worden. Es war ihm in überraschend kurzer Zeit gelungen, seine Gefährlichkeit dem Hofe zu beweisen. Um ein Programm für die von ihm geschaffene Partei konnte er nicht verlegen sein, er erklärte den Kampf gegen die absolute Monarchie, welche an die Stelle des nationalen Königtums getreten und von Richelieu bis zu einer verderblichen Tyrannei gesteigert worden war, als eine patriotische Pflicht und bezeichnete die Entfernung Mazarins, des einzigen Trägers dieses Systemes, als die unerläßliche Vorbedingung für die Beruhigung der Bevölkerung und die Wiederherstellung einer geordneten Verwaltung. Durch dieses Programm war die Allianz der großen Kavaliere und der durch den Aemterkauf herangewachsenen Beamten-Dynastieen von selbst gegeben. Zu der Bürgermiliz von Paris trat eine Armee des mißvergnügten Adels, die aus kriegstüchtigen und rauflustigen Elementen zusammengesetzt war und sich in allen Provinzen zugleich bemerkbar machte.

Heftige Scenen, die sich im Parlamente abspielten, ließen die Regierung die Wiederholung von Gewaltthätigkeiten befürchten und legten ihr den Gedanken nahe, den Königsknaben Ludwig XIV.

und sich selbst vor einer Ueberrumpelung in der Hauptstadt zu schützen. Louis de Bourbon, Prinz von Condé, der Sieger von Allerheim und Lens, stand damals an der Seite seines Vetters Gaston von Orléans, der als Oheim des Königs dem Regentschaftsrate angehörte, für die Wahrung der Unabhängigkeit der Krone ein. Im Einverständnisse mit beiden beschloß Mazarin die Flucht der königlichen Familie aus Paris, die am 6. Januar 1649 bewerkstelligt wurde. Der Hof nahm abermals in St. Germain Aufenthalt. Paris mochte der Fronde überlassen bleiben. Das Parlament beantwortete die Aufforderung des Königs, seine Sitzungen zu unterbrechen und sich nach Montargis zurückzuziehen, mit dem Beschlusse vom 8. Januar, der von der Königin die Entlassung Mazarins verlangte und jeden Unterthan des Königreichs verpflichtete, den Kardinal, wenn er nach acht Tagen noch im Lande angetroffen würde, zu ergreifen und gefangen zu setzen. Die fürstlichen Frondeurs aber suchten durch die Verbindung mit Spanien und der Armee sich eine Machtstellung zu schaffen, vor welcher der Regierung kein Ausweg übrig bleiben sollte, als sich den Forderungen der Fronde ohne Zögern zu fügen. Der Koadjutor hatte durch Herrn von St. Ibal die Unterhandlungen mit dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, Statthalter der spanischen Niederlande, eröffnet, obwohl Frankreich noch im offenen Kriegszustande mit Spanien sich befand. Das Parlament sollte die Bedingungen des Friedensschlusses zwischen den beiden Kronen feststellen und die Annahme derselben als seine eigene Forderung bei der Regierung vertreten, wogegen der Erzherzog bereit sein mußte, die Sache der Fronde durch militärische Vorkehrungen zu unterstützen. Von noch viel wichtigeren Folgen aber konnten die Beziehungen der Fronde mit dem Befehlshaber der damals noch auf deutschem Boden stehenden französischen Armee, dem Marschall Turenne, werden. Mit diesem werden wir uns daher zunächst zu beschäftigen haben.

Henri Vicomte de Turenne war am 11. September 1611 als der zweite Sohn des Henri de la Tour d'Auvergne, Duc de Bouillon, Prince souverain de Sedan, und der Elisabeth von Nassau, Tochter des Grafen Wilhelm I. von Nassau, geboren. Nachdem er schon im Alter von vierzehn Jahren seinen Vater verloren hatte, kam er in die militärische Schule des Prinzen Moriz von Nassau-Oranien, nach dessen Tode ihm Prinz Friedrich 1626 bereits eine Kompanie verlieh. Er ließ sich bei verschiedenen Unternehmungen zu so tollkühner Tapferkeit hinreißen, daß Prinz Friedrich Mühe hatte, ihn von allzu leichtsinniger Preisgebung seines Lebens

zurückzuhalten. 1633 kehrte er nach Frankreich zurück und erhielt von Richelieu ein Regiment, 1634 führte er bereits den Titel eines Maréchal de camp und diente als solcher im darauf folgenden Jahre unter Kardinal La Valette, bei dessen Rückzuge von Mainz er schwer verwundet wurde. Nach seiner Genesung focht er an der Seite Bernhards von Weimar gegen Gallas, 1638 vor Breisach und trug zu den Siegen über Götz und Lamboy bei. Herzog Bernhard überschüttete ihn mit Lob, und Richelieu trug ihm eine seiner Verwandten zur Frau an, worauf er jedoch als strenger Protestant wegen der Verschiedenheit der Religion nicht einging; 1640 erhielt er ein Kommando unter dem Grafen d'Harcourt in Savoyen, entsetzte Casale und nahm an der Einschließung von Turin teil. 1641 kämpfte er gegen die Spanier in Rousillon. Nach einer zweiten selbständigen Mission in Savoyen wurde er 1643 zum Marschall von Frankreich ernannt und mit dem Befehle über die bisher von Guébriant geführte Armee in Deutschland betraut. An der Spitze der alten Weimaraner hat er die letzten Feldzüge des dreißigjährigen Krieges mitgemacht.

Als Waffengefährte des Herzogs von Enghien, der erst nach dem Tode seines 1646 verstorbenen Vaters Henri den Titel eines Prinzen von Condé annahm, war er 1644 in die Niederlage bei Freiburg verwickelt. 1645 drang er, während Enghien seinen Siegeszug am Rhein hielt, bis Schwäbisch Hall vor, wurde jedoch am 5. Mai bei Marienthal geschlagen und mußte sich nach Hessen zurückziehen, wo er namhafte Verstärkungen an sich ziehen konnte. Mit Enghien und Gramont rückte er nun zum zweitenmal in demselben Jahre durch Schwaben bis Nördlingen vor und erstritt durch sein ausschlaggebendes Vorgehen am linken Flügel der französischen Aufstellung am 3. August den Sieg bei Allerheim, welcher ganz Bayern in die Hand der Franzosen gegeben hätte, wenn nicht noch Erzherzog Leopold Wilhelm mit einem in der Eile zusammengerafften Heere zu dessen Deckung herbeigeeilt wäre. Von da ab kommandierte Turenne allein die in Deutschland operierende französische Armee. Er vertrat bei seiner Regierung die Ansicht, daß ein großer Erfolg gegen den Kaiser nur dann zu erzielen sein könne, wenn die schwedische und die französische Armee vereinigt vorgehen würden; von dieser Ueberzeugung erfüllt, ließ er sich 1646 nicht dazu bestimmen, mit der Belagerung von Luxemburg seine Kräfte zweckloserweise zu vergeuden, sondern setzte den berühmten Marsch rheinabwärts bis Wesel ins Werk, von wo er durch die Grafschaft Mark und Westfalen nach Wetzlar und Gießen gelangte, um sich mit der schwedischen Armee unter Wrangel zu

verbinden. Mit den 14000 bis 15000 Mann, die ihm nun zu Gebote standen, führte er eines der glänzendsten strategischen Manöver aus, das die Kriegsgeschichte seiner Zeit aufzuweisen hat. Der unmotivierte Rückzug der 23000 bis 24000 Mann starken kaiserlichen Armee ermöglichte es den Verbündeten, über Friedberg nach Frankfurt und Hanau zu gelangen, wo sich noch die in Mainz zurückgelassenen Truppen Turennes mit ihnen vereinigten. Dann zogen sie an der bei Fulda vereinigten kaiserlichen und bayrischen Armee vorüber geradeaus nach Franken und Schwaben, überschritten die Donau bei Donauwörth und Lauingen, gingen über den Lech und bemächtigten sich der wichtigen Feste bei Rain, während Kurfürst Maximilian nach Burhausen und von dort nach Braunau floh. Erst als Turenne und Wrangel vor Augsburg standen, ließ sich Erzherzog Leopold Wilhelm herbei, zum Entsatze dieser Stadt heranzukommen. In Landsberg hatte er sich ein reiches Magazin bestellt. Dorthin rückte nun Turenne, indem er der hinter Sümpfen gedeckt aufgestellten kaiserlichen Armee nur zweitausend Reiter gegenüber ließ, nahm die Stadt und versorgte sich mit den dort aufgespeicherten Vorräten auf sechs Wochen mit Lebensmitteln. Der Erzherzog mußte jetzt seine Stellung bei Memmingen aufgeben und seine Truppen in die Erblande zurückführen. Die Bayern blieben im Lande und wurden durch den vom Kurfürsten mit Frankreich geschlossenen Vertrag von Ulm vor der Vernichtung gerettet.

Im Jahre 1647 machte Turenne den vom General Rosen eingeleiteten Aufstand der deutschen Regimenter mit großer Geistesgegenwart unschädlich, dann befreite er durch den Rheinübergang bei Mainz den von den Kaiserlichen unter Melander hart bedrängten Wrangel und zog nochmals an die Donau; 1648 schlug er Melander bei Zusmannshausen und nötigte den Kurfürsten von Bayern abermals zur Flucht aus seinem Lande. Als ein neues kaiserliches Heer unter Piccolomini den Verbündeten den Besitz von Bayern streitig zu machen versuchte, schwenkten sie plötzlich nach Norden ab, um sich mit Königsmark in Böhmen zu vereinigen. Auf dem Marsche dahin ereilte sie die Botschaft von dem Abschlusse des Friedens, durch welchen der französischen Armee bis zur Herstellung der neuen Ordnung ein Okkupationsgebiet zufiel, das vom Bodensee bis Hanau reichte. Turenne schlug sein Hauptquartier in Hanau auf. Kaum hatte er sich daselbst eingerichtet, als er durch die Nachrichten über die Vorgänge in seiner Heimat neuerdings zu einer militärischen und zugleich politischen Unternehmung veranlaßt werden sollte. Sein Bruder Bouillon

war eines der hervorragendsten und thatenlustigen Mitglieder der Fronde geworden. Er hatte durch die Teilnahme an einer gegen die königliche Regierung gerichteten Verschwörung im Jahre 1642 Stadt und Feste Sedan verloren und war seitdem in stetigen Unterhandlungen mit der Krone wegen eines dafür zu bietenden Ersatzes, da dieselbe begreiflicherweise diese in jeder Hinsicht so wertvolle Erwerbung nicht mehr aus der Hand lassen wollte. Turenne war seinem älteren Bruder sehr anhänglich, stand auch mit dessen Gattin ziemlich gut, die ja zu den thätigsten frondistischen Frauen zählte. Er hatte noch während des Krieges die Annahme des Herzogtums Château-Thierry abgelehnt, um dadurch nicht etwa die diplomatischen Wege seines Bruders zu kreuzen. Es war daher gar nicht anders möglich, als daß der Hof die Haltung des Marschalls den inneren Wirren gegenüber mit großer Besorgnis verfolgte, die sehr leicht die Entscheidung nach dieser oder jener Seite herbeiführen konnte. Wenn wir die Streitmacht, über welche Turenne unmittelbar verfügte, auch nicht höher als 15000 Mann zu Fuß und Roß veranschlagen wollen,[1] so war ja unter den gegebenen Verhältnissen schon die Hälfte genügend, um jener Partei den Sieg zu sichern, für welche sie im Felde erscheinen würde, abgesehen davon, daß es gegenüber dem „großen Condé" unter allen Generalen Frankreichs überhaupt nur e i n e n ebenbürtigen Feldherrn gab, und dies war sein langjähriger Waffengefährte Turenne.

Schon Anfang Januar war in Paris das Gerücht verbreitet, Turenne habe sich der Partei angeschlossen, durch welche sein Bruder die Interessen seines Hauses fördern zu können hoffte; am königlichen Hofe zu St. Germain scheint man nicht von dem Verrate des Marschalls überzeugt gewesen zu sein, man fürchtete ihn aber und beeilte sich, seine Folgen möglichst abzuschwächen.

Vom 11. Januar, dem fünften Tage seit der Flucht des Hofes aus Paris, liegen uns drei Schreiben Mazarins, eines von der Königin und eines von Condé an Turenne vor.[2] Der Kardinal unterrichtete ihn von allen Vorgängen der letzten Tage und entschuldigte durch dieselben den Umstand, daß die Gelder für die Armee in Deutschland noch nicht in erwünschter Anzahl aufgebracht

[1] Das Theatrum Europ. (VI. 518) zählt 15 Reiterregimenter und 7 Regimenter Infanterie auf. Die ersteren darf man für jene Zeit kaum höher als 600, die letzteren nicht über 1200 M. veranschlagen. Das Corps Erlach, das in Breisach stand, ist dabei nicht mitgerechnet.

[2] Collection des Lettres et Mémoires trouvés dans les portefeuilles du Maréchal de Turenne . . . par M. le Comte de Grimoard. Paris 1782, 2 T.

werden konnten, man werde jedoch alles mögliche thun, um die Truppen, deren Verdienste anerkannt werden, einigermaßen zu befriedigen. Wenn die Dinge in Paris aufs äußerste getrieben werden, so sei es jedoch wohl möglich, daß man die Armee über den Rhein zurückziehen und zur Sicherung des Königs und der Regierung verwenden werde. Er teilt ihm auch mit, daß Bouillon sich für das Parlament erklärt und den Hof verlassen habe, trotzdem er doch seit einem Monat wisse, daß die Königin seinem Bruder Turenne das Gouvernement Elsaß verliehen habe und jederzeit zur Ausmittlung der Entschädigung für Sedan bereit sei. Der Herzog von Orleans, der sich selten dazu bequemt, in das Conseil zu kommen, und häufig krank ist, sei schuld daran, daß diese Angelegenheit noch nicht zum Austrage gekommen sei. Man könne übrigens nicht begreifen, welches Motiv den Herzog bewogen haben könne, sich für das in offener Rebellion befindliche Parlament zu entscheiden, während doch der König das ganze Königreich auf seiner Seite habe. Condé und Orleans, die entschlossen sind, ihn nicht zu verlassen, wüßten recht wohl, daß sie durch diese Stellungnahme auch ihren eigenen Interessen am besten dienen. Er, der Kardinal, sei daher auch überzeugt, daß der Marschall, weit davon entfernt, an den Umtrieben seines Bruders teilzunehmen, dieselben mißbilligen und seine Sorge für das Wohl des Königs und des Staates verdoppeln werde. Das beiliegende Handbillet der Königin sei von ihr geschrieben worden, nicht als ob sie dasselbe für notwendig erachte, sondern damit der Marschall selbst sehe, wie hoch sie seine Dienste schätze und daß sie sich der eifrigen Fortsetzung derselben unter den gegenwärtigen Ereignissen um so mehr vergewissert halte, je mehr sie derselben bedürfe. Die Königin ließ dem hier erwähnten Briefe, auf dessen Inhalt nicht weiter einzugehen ist, am 12. Januar einen zweiten folgen, welchen der an die deutsche Armee abgefertigte Zahlmeister M. Hervart an Turenne zu überbringen hatte. Darin verpflichtete sie sich mit ihrem königlichen Worte, die Offiziere der deutschen Armee so zu bezahlen, wie es der Marschall mit ihnen vereinbaren werde. Condé schrieb an Turenne am 11. Januar, er werde ihm, indem er dem Dienste des Königs treu bleibe, die größte Probe seiner Freundschaft geben, denn seine Interessen seien untrennbar verbunden mit denen der Königin und des Kardinals, welche die des Staates sind. Drei Tage darnach fand er es für notwendig, denselben Gedanken in der Form einer dringenden und sehr ernsten Mahnung Ausdruck zu geben. Die schönen Worte, die man von seiten der königlichen Regierung dem Marschall

gegeben hatte, mochten der Hoffnung entsprungen sein, daß derselbe sich vielleicht doch noch besinnen werde, offen zur Fronde überzugehen; man ließ sich von derselben jedoch nicht völlig beherrschen, sondern bereitete mit großer Umsicht die Schritte vor, um Turenne die Verfügung über seine Armee unmöglich zu machen. Dabei stützte man sich ganz und gar auf den General-Lieutenant der deutschen Armee und Kommandanten von Breisach, Herrn von Erlach, der schon zu Zeiten Bernhards von Weimar wiederholt als dessen Vertrauensmann mit der französischen Regierung unterhandelt hatte und seither hinreichende Beweise soldatischer Treue für seine Kriegsherren gegeben hatte. Erlach hatte sich stets als den Träger der alten Weimaraner Politik angesehen, nicht im weiteren Sinne einer Kriegspartei, die nur auf gewisse Zeit vertragsmäßig an Frankreich gebunden sei und unter gegebenen Verhältnissen auch auf eigene Faust in die deutschen Angelegenheiten eingreifen konnte, dazu fehlte ihm wohl die persönliche Eignung, denn er war kein deutscher Reichsfürst, sondern im Grunde ein Söldner und Kriegshandwerker, wie alle die anderen zu Hunderten zu zählenden Offiziere, die den Krieg als Geschäft betrieben — aber er hielt darauf, daß die von der Krone Frankreich erhaltenen deutschen Regimenter eine gewisse Zusammengehörigkeit bewahrten und den Boden des Vertrages nicht verließen, welchen ihre Offiziere am 9. Oktober 1639 mit derselben geschlossen hatten. Daß es außerdem eine gewisse Rivalität zwischen ihm und Turenne gab, der die französischen Offiziere vor den deutschen begünstigte, wird kaum geleugnet werden können. Turenne hat — und dies muß schon jetzt mit Nachdruck hervorgehoben werden — nicht viel diplomatisches Geschick gezeigt und kaum daran gedacht, je eine politische Rolle zu spielen. Von einem Wallenstein hatte er wenig oder nichts in sich und als ihn die Verhältnisse in eine Lage versetzten, welche so recht nach dem Herzenswunsche des Friedländers gewesen wäre und die Gelegenheit geboten hätte, einer militärischen Großmacht den Weg zur Entscheidung über das Schicksal eines Staates zu eröffnen, da war er für dieselbe in keiner Weise vorbereitet und ihr nicht gewachsen. Er hatte es vor allem daran fehlen lassen, die Offiziere seiner Armee von sich persönlich abhängig zu machen. Die Mittel dazu hätte er sich nach dem im dreißigjährigen Kriege so oft mit Erfolg angewendeten Rezepte gewiß verschaffen können; aber ihm mangelte der Geschäftsgeist, der damals die Größe der Auffassung und die Kraft des Charakters ersetzt hat. Auch seine rein persönlichen Eigenschaften scheinen auf seine Umgebung nicht bestechend gewirkt zu haben, er war kein feiner Menschenkenner

und keine jener Naturen, die bestimmend auf den Willen ihrer Untergebenen einzuwirken pflegen. Sonst hätte es ihm denn doch gelingen müssen, diese Erlach, Rosen, Schütz, und wie die Herren Obersten seiner Reiterregimenter hießen, unbedingt an sich zu fesseln. Es scheint aber nicht, als wenn er sich je ernstlich um sie bekümmert hätte. So kam es denn, daß sein Generallieutenant v. Erlach mehr Einfluß im Heere hatte, als er selbst. Und darauf rechnete die königliche Regierung, welche durch Condé wohl die beste Auskunft über die betreffenden Verhältnisse erlangen konnte. Am 16. Januar erließ der König ein Schreiben an den Generallieutenant, in welchem es hieß: „Infolge der verschiedenen Anzeigen und Verdächtigungen (soupçons), welche mir zugekommen sind, daß der Marschall von Turenne für seinen Bruder, den Herzog von Bouillon, Partei ergriffen, der sich gegen meinen Dienst erklärt hat, lasse ich an die Herren Herwarth und Millet die Aufforderung ergehen, mit Ihnen Mittel und Wege zu beraten, um ihn festnehmen zu lassen und meine deutsche Armee in meinem Dienste zu erhalten, und ich habe in Uebereinstimmung mit der Königin-Regentin, meiner Frau Mutter, dies Schreiben an Sie gerichtet, um Sie aufzufordern, unter Beobachtung der nötigen Vorsicht (adresse) und Entwickelung der erforderlichen Kraft, sich der Person des Marschalls zu bemächtigen und denselben unter Zuziehung der Herren Herwarth und Millet in sichere Verwahrung zu bringen."[1] Den Befehl über die Armee habe in diesem Falle Herr v. Erlach zu übernehmen, was in einem diesem selbst übergebenen, zur geeigneten Zeit zu verwendenden Schreiben auch den kommandierenden Offizieren der deutschen Armee bekannt gegeben wurde. Damit Erlach jedoch nicht etwa übereilt handle und den Marschall eines Verbrechens bezichtige, zu welchem er sich noch gar nicht entschlossen hatte, schrieb ihm Mazarin am 18. Januar, er hoffe, daß Turenne aus Liebe zum Staate und zu ihm (dem Kardinal) davon abstehen werde, die Partei seines Bruders zu ergreifen. Es war ihm damit vollkommen Ernst; denn er hatte sich am Tage vorher in höchst eindringlicher Weise, ja mit einer gewissen Wärme an Turenne selbst gewendet, um ihn bei seiner Pflicht zu erhalten. Er versicherte ihn, daß die Königin stets bereit gewesen wäre, die Forderungen Bouillons wegen des Ersatzes für Sedan zu erfüllen, daß nur der günstige Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen sei, daß sie bereit sei, seinem Hause den herzoglichen Rang zu verleihen, sobald sich das Parlament

[1] v. Gonzenbach, Der General Hans Ludwig v. Erlach. 3. Bd. S. 151 u. ff.

zur Bestätigung dieses Aktes bereit finden werde. Ja er trug ihm in einer höchst zuvorkommenden Form die Hand seiner Nichte an.[1] Gerade dieses Anerbieten war — wie ich vermute — bei der damals anzunehmenden Gemütsverfassung des Marschalls am allerwenigsten geeignet, seine Entschließungen zu bestimmen. Er beschränkte sich auch in seiner Antwort (29. Januar) auf einen ziemlich flüchtigen Dank, indem er die Verschiedenheit der Religion für beide Teile als hinderlich bezeichnete.

Am 28. Januar wurde Herr von Ruvigny, Maréchal de camp, an Erlach und Turenne abgesendet; er brachte dem letzteren abermals Briefe der Königin, Condés und des Kardinals, die wesentlich in der Versicherung übereinstimmten, das Verhalten Bouillons werde weder dem Marschall noch seinem Hause Schaden bringen, wenn nur er in der Treue beharre. Als diese Briefe in die Hände Turennes gelangten, war sein Entschluß, die Armee auf eigene Verantwortung an das linke Rheinufer zu führen, wohl schon gefaßt, denn seine vom 14. Februar datierten Antworten sprachen nur sein Bedauern über die inneren Unruhen und die Absicht aus, seine eigenen Interessen solange unberücksichtigt zu lassen, bis die Ordnung im Staate wiederhergestellt sei.[2]

Es wird sich für uns nunmehr darum handeln, die Gesinnung Turennes und die Gründe kennen zu lernen, welche ihn bestimmt

[1] Nachdem Mazarin von seiner Achtung und Neigung für Turenne gesprochen, fährt er fort: „Et en cet endroit, je ne puis m'empêcher de vous dire, que ce n'est pas mal prouver cette estime et cette affection, que lorsque le Duc de Modène et le Prince Cazimir, aujourd'hui Roi de Pologne, m'ont pressé tous deux pour avoir l'aînée de mes nièces, sans parler des recherches qui m'en ont été faites par presque tous le Princes et plus grands Seigneurs de ce Royaume, je vous ai poursuivi et fait toutes les diligences imaginables, pour pouvoir vous la donner; car vous êtes bien persuadé, que ce n'étoit pas, ni votre bien, ni vos établissements, qui me fissent souhaiter la chose. Cette déclaration que je fais par écrit, n'est pas trop avantageuse pour moi, mais rien ne m'a pu empêcher de la faire, et même avec plaisir; puisque elle servira au moins, pour convaincre tous ceux qui voulant faire relâcher l'étroite amitié que nous avons ensemble, ont osé vous écrire, que je n'avois ni tendresse ni affection pour vous."

[2] Ich halte mich nur an den Wortlaut der Briefe Turennes an Mazarin vom 29. Januar und 14. Februar, wie sie die Sammlung von Grimoard enthält. Ramsay citiert in der „Histoire du Vicomte de Turenne" einzelne Stellen aus diesen Briefen mit Zusätzen, die sich hier nicht finden. Der eine enthält die Erklärung des Marschalls, „qu'il ne ferait jamais rien contre la fidélité qu'il devait au Roi," in dem anderen finden sich Vorwürfe gegen den Kardinal wegen der Blockade von Paris und daran anschließend die später zu erwähnende Stelle aus Turennes Memoiren in etwas veränderter Fassung.

haben, Schritte zu thun, welche nicht strenge mit den Anordnungen der königlichen Regierung übereinstimmen. Von einem unbedingten Uebergange auf die Seite der Fronde kann überhaupt nicht die Rede sein, dafür liegt — wie wir sehen werden — kein stichhaltiges Zeugnis vor. Turenne selbst verrät in seinen Memoiren sehr wenig von den Vorgängen jener Tage, obwohl sie ihm gewiß lebendig genug vor der Seele gestanden sind, als er zehn Jahre darnach darüber schrieb. Er geht mit erheuchelter Gleichgültigkeit ganz flüchtig über die politische Vorgeschichte der Fronde hinweg und führt nur seine späteren rein militärischen Leistungen weiter aus. Es ist sehr begreiflich, daß er an seinem eigenen Verhalten, als er es unter gänzlich veränderten Verhältnissen überblickte, wenig Freude hatte, nicht nur weil es einen Makel an seiner soldatischen Treue für das königliche Haus hinterließ und dadurch etwa seinen Ruhm schmälerte, sondern weil es an einer Unklarheit und Energielosigkeit litt, welche dem sonst so entschlossenen, kaltblütigen Schlachtenlenker nicht wohl anstand. Es scheint mir — wie ich später noch anzudeuten Gelegenheit haben werde — sehr möglich, daß Turenne die eigentlichen, wahren Triebfedern seiner Handlungsweise nicht offenbaren konnte, weil sie nichts weniger als politischer Natur waren und sich für die Veröffentlichung in keiner Weise eigneten.

---

# Der Feldzug nach Rußland.

Aus der Selbstbiographie des Malers Adam.[1]

II. (Schluß.)

Es war ein beschwerlicher Uebergang: die Düna ist tief und hat eine starke Strömung und alles mußte schwimmen. Die Pferde, außer dem Reiter durch die Equipierung schon belastet, streckten nur noch den Hals aus dem Wasser; allein trotz aller Schwierigkeit wurde dieser Uebergang mit großer Präzision ausgeführt; nur ein Mann verlor dabei das Leben. Merkwürdig war das Manöver, welches diese vortreffliche Truppe gleich am jenseitigen Ufer auf einer großen, von Waldungen eingeschlossenen Ebene ausführte. Der Kaiser war auf der inzwischen vollendeten Brücke mit seiner Umgebung übergegangen und rekognoszierte mit dieser Kavallerie das Terrain. Die durchnäßten Reiter fegten nach allen Richtungen hin die Feinde aus dem Felde und manövrierten mit solcher Schnelligkeit wie auf einer Parade. Sie zwangen selbst den Franzosen, die den Deutschen nicht gerne Verdienste einräumen, Bewunderung ab; mir lachte das Herz im Leibe, unsere Bayern und namentlich die Chevauxlegers, an denen ich so fest hing, so manövrieren zu sehen. — —

— — Seit wir den Niemen überschritten, beschäftigte ein Gedanke, eine Hoffnung, ein allgemeiner Wunsch den Kaiser und seine ganze Armee: der Gedanke an eine große Schlacht! Nach einer Schlacht sehnte man sich, wie die bei Austerlitz, Jena, Marengo, durch sie hoffte man auf Erlösung aus dem elenden Zustande, in dem sich die Armee schon seit zwei Monaten befand und der ihre Reihen schon bedeutend gelichtet. Man sprach von einer Schlacht, wie von einem großen Feste, freute sich auf sie und ließ den

Kopf hängen, so oft man sich in der Erwartung getäuscht sah. So neuerdings bei Witebsk.

Das schien kein Krieg wie in Italien und Deutschland, wo es möglich war, auf einem von Natur begünstigten Boden, unter zivilisierten Menschen, welche die Armee ernährten und verpflegten und das Kriegführen selbst erleichterten, mit größter Schnelligkeit in die Hauptstadt des Reiches vorzudringen und durch das Genie des Feldherrn den Feind mit einem großen Schlag zu besiegen.

In diesem unermeßlichen Reiche aber, bei der ungeheuern Entfernung der Hauptstädte und dem Mangel aller Hilfsquellen für Verpflegung einer so großen Armee traten unübersteigliche Hindernisse einer baldigen Entscheidung des Krieges durch einen kühnen Schlag entgegen, wenn die Russen nicht selbst die Gelegenheit dazu boten, und diese wußten sie stets geschickt zu vereiteln. Am 27. Juli standen wir vor Witebsk und erst am 7. September wurde die heiß ersehnte Schlacht geschlagen. Also noch volle sechs Wochen führten die Russen die an sich schon ermüdete Armee Napoleons im Lande herum, bis sie ganz ermattet und schon auf die Hälfte zusammengeschmolzen auf dem großen Kampfplatze zu Borodino ankam. Welch ein peinlicher Zustand für diese stolze Armee!

Noch ein anderer Wunsch beseelte die Soldaten. Durch die langen beschwerlichen Märsche und Kämpfe bei der Ungunst des Wetters fehlte es außer an Nahrungsmitteln noch an einer Menge von Dingen, welche man im gewöhnlichen Leben gering achtet, weil man sich mit wenig Geld selbe leicht verschaffen kann. Hier aber waren sie um keinen Preis zu haben; Nadel, Faden, Schere, Messer, Feuerzeug, Rock- und Hosenknöpfe und andere unscheinbare Dinge bekamen einen unschätzbaren Wert, der zerrissenen Schuhe, Kleider und Wäsche gar nicht zu gedenken. Da man in Rußland nicht wie in unserm Deutschland fast mit jeder Stunde eine wohlhabende Ortschaft traf, die wenigen auseinanderliegenden Orte aber verlassen oder zerstört waren, eine Stadt eine sehr seltene Erscheinung blieb, so hoffte man von Tag zu Tag eine solche zu erreichen, um das viele Fehlende wenigstens einigermaßen ersetzen zu können. Sah man aber in der Ferne die Türme einer größeren Ortschaft, so kam der Befehl, daran vorüberzuziehen, da der Kaiser den Platz für seine Garden bestimmte! So geschah es bei Wilna, so auch bei Witebsk; das erregte bei Offizieren und Soldaten böses Blut.

Nach den lebhaften Gefechten bei Ostrowno am 25. und 26. Juli

und dem hartnäckigen Widerstande der Russen zählte man mit Sicherheit auf eine entscheidende Schlacht. Deshalb setzte sich am 27. mit Tagesanbruch alles in Bewegung, auch selbst der Kaiser. Bald gelangten wir durch die Wälder auf die große offene Hügelreihe, welche Witebsk umgibt und ein recht schönes Panorama bildet. Auf einem dieser Hügel liegt die ansehnliche Stadt, die, von vielen Kirchen und Türmen geziert, von den Strahlen der Morgensonne beleuchtet, einen freundlichen Anblick bot. Auf der ausgedehnten, von vielen, mitunter tiefen Schluchten durchschnittenen Hügelreihe sahen wir die russische Armee in Schlachtordnung aufgestellt: ein erfreulicher Anblick für Napoleon und seine Armee. Die Russen boten aber auch hier keine Schlacht, was ich als Maler sehr bedauerte, denn das ganze Terrain hatte überhaupt etwas Reizendes und höchst Abwechselndes in seinen Linien und würde reichen Stoff zu schönen Gemälden geboten haben. Es wurde nur an einigen Punkten mit Heftigkeit gekämpft, aber schon gegen 11 Uhr vormittags das Feuer von beiden Seiten eingestellt, und nur das Knattern des Kleingewehrfeuers, womit an den zum Teil bedeckten Schluchten die Plänkler von beiden Seiten sich neckten und einander im Schach hielten, dauerte noch lange Zeit fort.

Napoleon hatte sich auf einer Anhöhe mit ziemlich weiter Aussicht unter einer Baumgruppe niedergelassen und mit einigem Wohlbehagen sein Gabelfrühstück eingenommen. Prinz Eugen und mehrere Generäle umgaben ihn. Er war dem Geplänkel so nahe, daß einige russische Flintenkugeln bis in seine Nähe fielen.

Nach seinem Frühstück setzte der Kaiser sich zu Pferde und rekognoszierte das Terrain in Begleitung einer zahlreichen Suite. Diese aber mußte mehr als 150 Schritte hinter ihm zurückbleiben, um bei dem Feinde kein Aufsehen zu erregen. Ich zog mir von einem Adjutanten hiebei einen Verweis zu, weil ich, durch verschiedene Beobachtungen zerstreut, zu weit vorangegangen war.

Die Hitze erreichte an diesem Tag einen Grad, der unerträglich wurde und alles niederdrückte. Prinz Eugen legte sich inmitten der italienischen Garde auf dem Schlachtfelde nieder. Mit Hilfe seines Mameluken und einiger Soldaten bereitete ich, um ihm einigen Schatten zu verschaffen, eine Hütte aus belaubten Zweigen, in der er mehrere Stunden ruhig schlief. Die eingetretene Pause war jedem willkommen; wer es thun konnte, gab sich der Ruhe hin. Es herrschte eine eigentümliche Stille über der Gegend, bis die Sonne sich zum Untergange neigte und uns ein neues, höchst

imposantes Schauspiel bereitete. In einer wahren Glut lag Witebsk und das russische Lager vor unsern Augen; der ganze Horizont schien im Westen mit einem Goldton überzogen. Dazu brannte es in der Stadt und an drei bis vier andern Orten; zuletzt geriet noch ein Kornfeld in Brand und aller Rauch dieser verschiedenen Flammen, der himmelhoch emporwirbelte, erhielt durch den feurigen Sonnenuntergang eine glühendrote Farbe. Das alles bot ein schauriges, aber prächtiges Bild, welches die Aufmerksamkeit selbst der gemeinen Soldaten auf sich zog. Es war, als ob die Erde sich in ein Feuermeer verwandeln wollte. Prinz Eugen bedauerte, daß solche Lichtwirkungen außer dem Bereiche der Malerei liegen, um sie mit gutem Erfolge durch die Farbe darzustellen.

Mit diesem Sonnenuntergang war also wieder eine Hoffnung verschwunden und man erwartete die Entscheidungsschlacht auf den folgenden Morgen und sah das, was heute geschehen, als Vorspiel dazu an. Mir jedoch wollte bedünken, daß die Illumination des Abends keine gute Vorbedeutung sei. Der Gedanke, daß die Russen ihre Magazine angezündet, lag sehr nahe, doch ließ man ihn nicht laut werden. Die Enttäuschung kam ohnehin früh genug.

Der Morgen brach an, ein dichter Nebel umschleierte die Ferne, man stieg auf hohe Punkte, guckte, horchte, lauschte, aber man sah und hörte nichts von dem Feinde. Es herrschte feierliche Stille. Endlich senkte sich der Nebel, aber der Feind wurde nicht sichtbar. Er war verschwunden und zwar in solcher Ordnung, daß man vierundzwanzig Stunden lang keine Spur entdecken konnte. Es schien wirklich, als ob die Natur selbst sich gegen Napoleon verschworen hätte, denn bei der anhaltend trockenen Witterung war dichter Nebel eine sehr seltene Erscheinung.

Ohne alle Hindernisse überschritten wir jetzt die zwischen uns, Witebsk und den Hauptstraßen liegenden Schluchten. Napoleon ritt mit seinen Garden in das verlassene Witebsk ein, die übrigen Truppen mußten daran vorüberziehen.

Prinz Eugen, stets ein Muster ritterlichen Charakters, hätte sich in die Stadt begeben können, allein er zog vor, bei seinen Soldaten zu bleiben und die Beschwerden des Marsches bei einer fast unerträglichen Hitze und einem wahrhaft peinlichen Staube mit ihnen zu teilen. Einige Zeit saß er an einer aus Holz erbauten, an der Straße befindlichen Kirche mit Murat und ließ die großen, ganz in Staub eingehüllten Kavalleriemassen an sich vorüberziehen. Diese gewährten einen geisterhaften Anblick: Gesichter, Uniformen, Pferde, alles hatte nur eine Farbe, die des

Staubes. Nachdem Murat sich entfernt hatte, legte sich der Prinz nieder, bedeckte sein Gesicht mit einem Tuche und schlief von der Hitze ermattet ein; in ehrerbietigem Schweigen zogen die Soldaten an ihm vorüber, sie alle kannten und liebten ihn.

Napoleon hatte Witebsk noch denselben Tag verlassen, um den Feind aufzusuchen, kehrte aber tags darauf unverrichteter Dinge dorthin zurück. Die Nacht vom 28. auf den 29. schlief der Kaiser, König Murat von Neapel und Eugen jeder in seinem Zelt und tags darauf schlug letzterer mit dem 4. Armeekorps den Weg nach Surash an der Düna ein, wo wir zeitlich anlangten und erträglich gute Quartiere fanden.

Hier verweilten wir zehn Tage und setzten uns sodann den Dnieper hinauf gegen Smolensk in Bewegung. Während dieser Ruhe überfiel eine neue Plage die Armee: die Ruhr. Sie trat so heftig auf, daß viele starben und die, welche sie überstanden, in die größte Ermattung fielen.

Unter diesen Umständen hatte man Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, welch großes Bedürfnis für den Menschen der Genuß des Brotes ist, oder eines wenigstens annäherungsweise ähnlichen Nahrungsmittels, wie z. B. Hülsenfrüchte, Reis u. s. w. Schon seit sechs Wochen herrschte allgemeiner Mangel, ja mehrere Korps litten gänzlich daran, und gerade diese Truppen wurden bei der bloßen Fleischnahrung so elend, daß sie auf den Märschen oft aus Ermattung zusammenbrachen. Diese Unglücklichen waren auch der Ruhr am meisten ausgesetzt.

Nachdem ich schon seit länger als einem Monat höchst selten aus den Kleidern kam, die liebe Mutter Erde und höchst ausnahmsweise ein wenig Stroh mein Bett war, fühlte ich mich in einer armen Hütte unter Dach und Fach sehr behaglich; sie galt unter den damaligen Verhältnissen als ein gutes Quartier.

Hier machte ich mich daran, die Skizzen, welche ich in den letzten Kämpfen von Beszenkowicky bis Witebsk oft nur mit flüchtigen Strichen entwerfen konnte, ein wenig ins Reine zu zeichnen. Der Prinz ging mit großem Interesse meine Mappen durch, teilte mir seine Bemerkungen mit und schrieb auch hie und da mit eigener Hand darunter, wodurch die Zeichnungen eine Art Authentika erhielten. Es kam mir dies in spätern Jahren bei Ausführung dieser Gegenstände in Bildern selbst nach dem Tode meines Gebieters sehr gut zu statten, denn es schützte mich vor ungeeigneten Zumutungen, denen der Schlachtenmaler oft ausgesetzt ist. Von einem Hauptmomente des hitzigen Kampfes im Walde bei Ostrowno am 26. Juli machte ich ein ziemlich gut ausgeführtes Aquarell, welches

dem Prinzen viele Freude bereitete und das er seiner Schwester Hortensia sandte.

Mir bekam diese Zeit der Ruhe, in der ich mich mit Liebe nur künstlerischer Thätigkeit hingeben konnte, sehr wohl: ich war heiter, gesund und blieb von der Ruhr gänzlich verschont.

Erst hier langte der Pferdetransport, mit dem ich von München abreiste, im Hauptquartier an. Einer der Stallleute war unterwegs gestorben. Den alten sechzigjährigen Tierarzt, der alles wohlbehalten hergebracht und auf dem Marsche entsetzlich viel Beschwerden ausgestanden, machte ich aufmerksam, sich zu melden, um mit einem Kurier, welcher soeben nach Mailand abging, die Rückreise machen zu dürfen. Allein der alte, umständliche und unbehilfliche Mann verpaßte die Gelegenheit und wurde ohne allen Zweck bis Moskau mitgeschleppt. — —

Smolensk, eine mit einer sehr großen und vielen kleineren Kirchen und schönen Bauten gezierte Stadt, gewährt einen höchst fremdartigen, interessanten Anblick. Es ist rings von einer starken, mit Schießscharten versehenen, durch viele feste Türme verstärkten Mauer umgeben. Das Innere der Stadt hat etwas Heiteres und Reinliches. Gegen den Dnieper hin, der die Stadt von einer tiefer liegenden, großen Vorstadt trennt, senkt sie sich an einem Abhange hinab, den auch fruchtbare Obstgärten zieren. Die innere Stadt blieb bis auf wenige Häuser von dem Brande verschont, die große schöne Vorstadt aber jenseits des Dnieper wurde in einen Aschenhaufen verwandelt, dessen rauchende Trümmer wir den Tag nach der Einnahme der Stadt durchzogen.

Prinz Eugen besetzte nämlich die von den Russen verlassenen Anhöhen jenseits des Dnieper, von wo aus uns ein imposanter Anblick über das Ganze zu teil wurde. Ich fand Zeit, eine gründliche Zeichnung der Stadt und ihrer schönen fruchtbaren Umgebung zu machen. Hier verweilten wir vom 17. bis 20. August bei anhaltend heiterem Wetter und großer Hitze.

In dem Garten des armseligen Hauses, welches der Prinz bewohnte und welches zunächst der durch zwei Pyramiden bezeichneten Barriere an der Straße nach Petersburg lag, errichtete ich mir an einem schönen Punkte eine eigene Hütte mit Tisch und Bank aus Brettern, welche ich mit meinem Diener zusammentrug. Hier fühlte ich mich sehr behaglich und machte mich an das Werk, mehreres, was ich bisher nur mit flüchtigen Strichen entwerfen konnte, ins Reine zu bringen, zeichnete aber daneben auch vieles Neue. Es waren die letzten Stunden der Muße, die mir während dieses Feldzuges zu teil wurden. Das Rennen und Jagen dieses

kolossalen Soldatenhaufens, um einen großen Moment der Entscheidung zu erhaschen, war nicht geeignet, einem Künstler Zeit zu lassen, alles Zeichnenswerte festzuhalten. Mit wahrem Herzweh mußte ich an so vielem vorübereilen.

In solchen Bewegungen konnte man sich nicht leicht von dem Körper entfernen, dem man zugeteilt ist, sei es ein Korps, ein Regiment oder ein Stab. Und einigemale, wo ich es versuchte und mich im Eifer des Zeichnens hinreißen ließ, zurückzubleiben, bekam mir die Lektion immer sehr schlecht und bereitete mir große Verlegenheiten.

Von der Atmosphäre, in welcher wir in den Ruhetagen bei Smolensk lebten, läßt sich, so heiter auch der Himmel war, nicht viel erfreuliches sagen: die noch immer rauchende Brandstätte und der Aasgestank der vielen toten Pferde und Leichname, welche alle unbeerdigt liegen blieben und bei der großen Hitze in vierundzwanzig Stunden schwarz waren und in Verwesung übergingen, verpesteten die Luft, aber man gewöhnt sich im Kriege an Dinge, vor denen im gewöhnlichen Leben die Natur mit Schauder und Ekel sich abwendet.

Das Elend und die traurigen Folgen dieses Zerstörungskrieges waren noch immer im Steigen. Das geplünderte und halbzerstörte Smolensk wurde in ein Lazarett der kläglichsten Art verwandelt. Es fehlte an Aerzten, Medikamenten und allem, was zur Pflege der vielen Kranken und Verwundeten nötig war. Ein großer Teil derselben fiel hilflos dem Tode zur Beute. Die unausbleibliche Folge solcher Zustände, das Spitalfieber (der Typhus) raffte sie zu Hunderten weg.

In einem großen Kriegsrat zu Smolensk wurde indessen die Unternehmung nach Moskau und damit das Schicksal der großen Armee entschieden. Die bedeutendsten Feldherren, darunter auch Murat und Prinz Eugen, sollen nicht mit dem Zuge nach Moskau einverstanden gewesen sein, aber der Kaiser wollte es und die Mehrzahl stimmte ihm bei; so schwer lastete der Wille eines Einzigen auf dem Schicksal von vielen Hunderttausenden.

Am Morgen des 23. August wurde der verhängnisvolle Marsch nach Moskau, dem Grabe von Napoleons Macht und Glanz, angetreten; aber nicht mit dem siegestrunkenen Bewußtsein, mit dem sich diese Armee 1806 Berlin, 1809 Wien genähert hatte, betrat man diesen Weg, sondern mit Mißtrauen auf einen glänzenden Erfolg. Ueberdruß der Beschwerden, mit denen man unausgesetzt seit Monaten zu kämpfen hatte, Besorgnisse ob dem fortwährenden Zusammenschmelzen der Armee und ihren vielen Verlusten, endlich

der Gedanke: „Wann und wie werden wir unser Vaterland wiedersehen?“ alles das lähmte den Flug der Begeisterung, mit der Napoleon sonst seine Soldaten zum Siege führte.

Was war nach acht Monaten mühevollsten Lebens mit dem Verluste der halben Armee bis jetzt erreicht worden? Man hatte keine Trophäen aufzuweisen. Einige Kanonen und beiläufig fünfhundert Gefangene — das war alles! Der Ehrgeiz und der militärische Geist, welcher diese Armee belebte, die Erinnerung an viele glorreich errungene Siege hielt zwar das Ganze noch zusammen und trieb sie vorwärts. Aber gar viele folgten diesem Zuge nur kopfschüttelnd mit dem ahnungsvollen Gefühl in der Brust, dieser Krieg müsse ein unglückliches Ende nehmen.

Ueber den Marsch von Smolensk bis auf den großen Kampfplatz bei Borodino, wo der Tod seine ungeheure Beute erwartete, läßt sich wenig sagen. Es waren dieselben Beschwerden und Entbehrungen wie bisher, wodurch die Armee täglich abgematteter und schwächer wurde; ganz besonders litten auch jetzt wieder die Pferde.

Allmählich mehrten sich die Vorzeichen, daß bald etwas Großes geschehen werde. Napoleon verweilte vom 1. bis 3. September in der Stadt Ghiatz-Pschatsk und konzentrierte eine große Truppenmasse um dieselbe, während Prinz Eugen langsam vorrückte und die Kosaken vor sich herjagte. Diese begegneten uns oft in großen Massen; andere russische Waffengattungen aber sahen wir bis zum 5. September fast gar nicht. Während eines dieser Märsche ritt der Prinz mit seiner Suite unter kleiner Eskorte sorglos seiner Wege, vor ihm die bayerische Kavallerie und ein italienisches Chasseur-Regiment unter dem Obersten Banco, als ein bayerischer Offizier die Meldung brachte, daß die Kosaken sich in bedeutender Anzahl zeigten und man besorge, der Prinz möchte sich zu weit vorwagen. Eugen legte wenig Gewicht darauf oder wollte mit eigenen Augen sich davon überzeugen, er ritt ruhig weiter, bis auf eine Anhöhe, von der man einen Blick in die Ferne hatte. Hier bewahrheitete sich jene Meldung: die Kosaken hatten die Kavallerie, welche ihnen entgegenstand, hart bedrängt und zum Weichen gebracht. Hierdurch ermutigt, stürzten sie nun in ungeheuren Massen aus den Wäldern hervor und breiteten sich unter einem furchtbaren Hurrageschrei auf einer großen Thalebene aus. Soweit das Auge reichte, sah man ihre Schwärme sich nach allen Richtungen hin entwickeln. Wäre nicht glücklicherweise eine bayerische leichte Batterie, die des Hauptmann Wittmann, in der Nähe gewesen, so hätte die Sache schlimm ausfallen können. Diese wurde

gerufen und fuhr eiligst den Hügel hinan, auf welchem wir standen, protzte ab und eröffnete ein ebenso rasches als wirksames Feuer, so daß die Kosaken wie ein Fliegenschwarm auseinander stoben und sich in ihren Wäldern verbargen.

Wir standen nahe genug, um dieses prächtige Manöver genau wahrnehmen zu können, mit welcher Leidenschaft und Blitzesschnelle die Artilleristen handelten. Diese Truppe war stets sehr brav und standhaft, selbst vom Feuer des Feindes hart bedrängt. Auf jene Kavalleriemassen aber zu feuern, ohne eine Antwort befürchten zu müssen, war für den Artilleristen eine Art Spaß. Prinz Eugen und seine Umgebung zollten dieser Batterie ihre vollste Anerkennung.

Bisher hatte meine kräftige Natur allen klimatischen Einflüssen, Beschwerden, Entbehrungen und Anstrengungen widerstanden, und ich erfreute mich einer ungestörten Gesundheit. Seit Anfang September aber fühlte ich mich unwohl, hatte heftige Kopfschmerzen, Appetitlosigkeit und Fieber und mußte mich ärztlicher Behandlung unterziehen. In diesem Zustande geschah es, daß ich in einer Ortschaft, in der Prinz Eugen sein Hauptquartier genommen, in einer armseligen Hütte auf der Streu lag und ein Brechmittel eingenommen hatte; ein alter Topf mit schmutzigem, warmem Wasser stand vor mir, dessen Genuß die Wirkung der Medizin erleichtern sollte. Ich befand mich eben in einem ganz abscheulichen Zustand, als das Hauptquartier alarmiert wurde. Die Kosaken hatten die Vorposten überrumpelt und drohten in den Ort einzudringen. Man verließ ihn in Eile, da er nicht so stark besetzt war, um ihn mit Erfolg verteidigen zu können. Mich wollte man in einer Equipage mitnehmen, allein ich befand mich so übel, daß sich eine große Gleichgültigkeit meiner bemächtigte und ich bat, mich liegen zu lassen. Da man in einem solchen Falle sich nicht gerne lange mit sentimentalen Unterhandlungen aufhält, so überließ man mich meinem Schicksale. Bald drang auch der süße Ton des Hurra zu meinen Ohren, die Kosaken waren in den Ort eingedrungen und fegten nun mit wildem Lärm kreuz und quer durch die Straßen. Ich hatte mich bereits gefaßt gemacht, in meinem Kämmerlein an meinem Krankenbette, respektive an meiner schmutzigen Streu einen ungebetenen Besuch zu erhalten, als plötzlich Kanonendonner erscholl. Abermals war es die brave Batterie Wittmann, welche jenen Industrierittern den Rückweg wies. Diese bestrich von einer kleinen Anhöhe herab mit ihren Kugeln so energisch die breiten Straßen des Ortes, daß die Kosaken, welche, wie man sagt, die Kugeln, seien sie nun klein oder groß, gar

nicht besonders lieben, für angezeigt fanden, den Ort zu verlassen. Nach anderthalb Stunden bezog der Prinz sein Quartier wieder und blieb in ruhigem Besitze desselben bis zum nächsten Tag.

Der Herbst hatte sich auch gemeldet und auf die furchtbar heißen Tage folgten kühle Nächte, und es mag vielleicht dieser schnelle Uebergang der Temperatur nachteilig auf mich eingewirkt haben, ich fühlte mich noch immer unwohl und folgte in einem Wagen mit dem übrigen Trosse des Hauptquartiers. Mein Diener mit drei Pferden ritt hinterher. So langsam vorrückend, näherten wir uns am Abend des 4. September jener Hügelreihe, deren Erde in den nächsten Tagen mit dem Blute von 40 bis 50 000 Menschen getränkt werden sollte.

Unmutig in eine Ecke des Wagens gelehnt saß ich und hatte Zeit und Muße zum Grübeln und Nachdenken über alles, was seit vier Monaten an mir vorübergegangen, was ich gesehen, erlebt und durchgemacht hatte und alles, was noch kommen kann, als ich plötzlich aus meiner Träumerei aufgescheucht wurde. Große leichte Rauchwolken stiegen am fernen Horizonte empor: ich sah Haubitzgranaten in der Luft zerplatzen, eine heftige andauernde Kanonade ließ mich außer Zweifel, daß eine Schlacht beginne.

Wie elektrisiert sprang ich aus dem Wagen, Grübeln und Fieber waren vergessen, Kraft und Leben erwachte in mir. Ich setzte mich zu Pferde und jagte der Richtung zu, wo sich der Kampf entsponnen. Bald erreichte ich das Schlachtfeld von Borodino. Es war der Abend des 5. September: die Schlacht hatte begonnen.

Welch ein Anblick bot sich hier! Beinahe die ganze russische Armee stand in Schlachtordnung auf einer unabsehbaren Hügelreihe, eine Thalschlucht, durch die sich ein kleiner Fluß, Kologha, schlängelt, trennte die beiden Armeen. Links von uns, etwa eine Stunde entfernt, liegt der unbedeutende Ort Borodino, nach welchem die Russen diese kolossale Schlacht nannten. Auch wir standen auf einem erhöhten Punkte, der uns einen weiten Ueberblick über das Ganze bot. — Der Anblick dieses Schlachtfeldes macht einen sehr ernsten Eindruck; es dehnt sich in seinen Hauptumrissen in großen strengen Linien aus, ist aber von sehr vielen Schluchten durchschnitten; der Boden ist kahl, von rötlicher, sandiger Erde, fast ohne alle Vegetation, nur große Strecken von Haselgebüschen finden sich darauf und düstere Tannenwälder begrenzen den Horizont.

Als ich ankam, hatte das Feuer nachgelassen und die Franzosen

begannen die Kologha zu überschreiten. Es herrschte ringsum Stille, die Russen schienen uns trotzig anzuschauen und zu sagen: „Kommt nur her, wir heben den Handschuh auf!“ Den Ernst dieser Szene vollendete der graue, mit schweren Wolken überzogene Himmel und ein rauher Nordwest, der über die Hügel hinblies.

Lange Zeit stand Prinz Eugen auf einem erhöhten Punkte, von welchem man das Terrain und die Stellung der Russen weit überblicken konnte; eine Batterie, welche abgeprotzt hatte, stand vor uns. Die Artilleristen um ihre Geschütze herum richteten mit gespannter Erwartung ihre Blicke in die Ferne auf die zahllosen Feinde vor ihnen. Es war ein feierlicher Moment. Welche Gedanken mögen sich da manchem dieser Menschen aufgedrängt, welche Gefühle in ihren Herzen sich geregt haben, denn daß es jetzt Ernst wird und die Stunde gekommen ist, wo durch einen entscheidenden Kampf das Los über das Schicksal der Armee, vielleicht über die bedeutendsten Staaten Europas fällt, wurde an diesem Tage fast jedermann klar.

Von hier verfügte sich der Prinz mehr links nach Borodino. Die Artillerie und die Sappeurs des 4. Armeekorps hatten schon eine große Thätigkeit entwickelt, auf einer Anhöhe und auf Kanonenschußweite gegenüber der verhängnisvollen großen Redoute der Russen Erdwälle zu errichten und diesen Punkt, soweit es die Mittel und die Kürze der Zeit gestatteten, zu befestigen. Es ist bewunderungswürdig, was Menschenhände in kurzer Zeit auszurichten imstande sind. Die Höhe, auf der wir standen, glich einem Ameisenhaufen. Tausende von Menschen mit Hacken, Schaufeln und den verschiedensten Werkzeugen und Karren versehen, wühlten in der Erde herum. Eine Brustwehr mit Schanzkörben entstand nach der andern und bis zum Morgen war eine Redoute für sechsunddreißig Kanonen fertig. Während dieser Arbeiten donnerten die russischen Kanonen aus einer Redoute, welche von den Franzosen noch den Abend nach einem dreimal mißglückten Sturme mit vielen Opfern genommen wurde. Der Kampf war äußerst heftig; viele Kugeln schlugen in der Nähe des Platzes ein, an welchem Prinz Eugen unbeweglich stand. Eine derselben riß einen Offizier des Generalstabes, Namens Döberlein (ein geborener Straßburger), dicht neben mir vom Pferde. Das Pferd wurde am Halse getroffen, bäumte sich hoch auf und schleuderte den Reiter rücklings herunter. Wir waren im Gespräch begriffen, ich zeichnete, blickte vom Papiere auf und sagte: „Ich glaube, da kommt was für uns!“ In demselben Augenblick war die Kugel auch da. Prinz Eugen schaute um,

blieb aber mit gewohnter Ruhe, welche er stets im Feuer bewies, an seinem Platze.

Der Abend war indessen hereingebrochen und der Horizont mit dichten, schweren Wolken umzogen, kalt und schaurig blies der Wind über die Hügel hin. Der 5. September endete mit einem Siege über die Russen, aber er war das Grab vieler Tapfern geworden.

Nachts, als Prinz Eugen nach seinem Biwak zurückritt, gewährten einen interessanten Anblick die feurigen Bogen, welche die russischen Hohlkugeln, die uns noch immer verfolgten, nach sich zogen und teils in der Luft, teils am Boden explodierten. Eine derselben zerplatzte dicht hinter mir, mein Pferd stürzte auf die Knie zusammen, ich glaubte, es sei von einem Granatsplitter getroffen, aber wir waren beide unbeschädigt.

Die Nacht vom 5. auf den 6. brachte ich frierend auf einem Wagen zu; die Kanonen verstummten allmählich, das Kleingewehrfeuer der Plänkler aber dauerte die ganze Nacht hindurch und ließ mich wenig schlafen. Ich fühlte mich noch etwas schwach und aufgeregt von meinem Fieber, das mich aber sonst nicht weiter belästigte.

Am Morgen des 6. September umschleierte ein kalter, feuchter Nebel den Horizont, er kämpfte einige Zeit mit den erwärmenden Strahlen der Sonne und senkte sich langsam zur Erde nieder, was einen heitern Tag verkündete. Von der Morgensonne beleuchtet, sahen wir das russische Heer in einer ungeheuern Ausdehnung in Schlachtordnung vor uns. Ich habe weder früher noch später ein Schlachtfeld gesehen, das so viel zu bildlichen Darstellungen bot wie das von Borodino.

Das heitere Wetter und die völlige Waffenruhe des 6. machte ich mir trefflich zu nutze. Ich entwarf eine sehr genaue Zeichnung von dem Terrain und der Aufstellung der Russen in einem halben Panorama. Mein überaus scharfes Auge leistete mir hiebei die besten Dienste. Ich bemerkte jede Bewegung der Russen. So entstand eine Zeichnung von großem historischem Werte. Aber diese Arbeit wäre mir bald übel bekommen. Ich hatte mich möglichst weit vorgemacht und saß stundenlang an einem und demselben Flecke, mein Pferd, ein Schimmel, stand neben mir, das mag besonders durch seine Farbe die Aufmerksamkeit der Russen auf mich gezogen haben. Es fiel plötzlich ein Kanonenschuß aus der großen Redoute der Russen, die Kugel sauste mir an den Ohren vorüber und riß einem armen Artilleristen, der hinter mir stand und mit großem Interesse meiner Arbeit zusah, den linken

Arm weg. Durch diesen unerwarteten derben Fingerzeig veranlaßt, zog ich mich weiter zurück nach dem Platze, wo Prinz Eugen mit seiner Suite stand. Dieser hatte mich längst in der Ferne gesehen und lachte anfangs, als er sah, daß ich mich so eilig aus dem Staube machte, gab mir aber dann einen Verweis wegen meines Schimmels und untersagte mir, künftig bei ähnlichen Anlässen dieses Pferd zu reiten.

Ségur erwähnt in seinem Werke dieses Kanonenschusses, des einzigen, der an diesem Tage fiel. Er gab zu den sonderbarsten Vermutungen Anlaß. Ségur z. B. meint, diese Kugel habe dem Kaiser gegolten, der sich aber in jenem Augenblicke viel weiter zurück auf der Höhe von Borodino befand; allein der Schuß war zu gut gezielt und die Wahrscheinlichkeit zu groß, daß er meiner unbedeutenden Persönlichkeit gegolten habe. Glücklicherweise war ich, als sich dieses ereignete, mit meiner Zeichnung und dem, was ich erreichen wollte, so gut wie fertig und konnte es darum leicht verschmerzen, auf eine so unliebsame Art gestört worden zu sein.

Der Tag verstrich im übrigen ruhig; alles bereitete sich vor zu dem großen Kampfe für den folgenden Tag. Man hatte, obschon die Russen sich bisher nach jedem Gefechte zurückzogen, Gelegenheit genug gehabt, ihre Tapferkeit und Hartnäckigkeit kennen zu lernen, um den Widerstand, den sie morgen leisten würden, nicht zu unterschätzen. Viele, welchen am 6. die Sonne freundlich leuchtete, mögen bei sich gefragt haben: „Werde ich wohl auch morgen noch die untergehende Sonne sehen?"

Der Mensch gewöhnt sich an gar vieles und geht auch mit kecker Stirne dem Tode mutvoll entgegen, aber ein Gedanke hatte für die meisten an jenem Abende etwas Peinliches: in einem verödeten Lande so ferne von der Heimat, von allen Teuren und Lieben vielleicht hilflos verschmachten zu müssen. Mag ein Held noch so groß sein, in einer so unheimlichen Stille drängen sich ihm solche Gefühle auf. Im Getümmel der Schlacht treten sie zurück; man hat nicht Zeit zu Reflexionen.

Der Tag neigte zu Ende, die Soldaten hatten Munition und Proviant gefaßt, setzten ihre Waffen in guten Stand und lagerten an den Plätzen, wo sie aufgestellt waren. Die Generale kehrten in ihre Biwaks zurück, so auch Prinz Eugen, welcher den ganzen Tag mit Beobachtungen und Anordnungen zugebracht hatte.

Die Nacht war kalt und schaurig; es herrschte tiefe Stille, und wohl wenige dürften sich eines ruhigen Schlafes erfreut haben.

Daß Napoleon diese Nacht in der größten Aufregung zubrachte, erfuhr ich schon am Morgen im Hauptquartiere des Prinzen. Gegen 5 Uhr, obwohl es noch dunkel war, wurde es unruhig; bald nach 6 Uhr saßen wir zu Pferde. Ich hatte vorher eine Tafel Consommé in Wasser bei einem Biwakfeuer aufgelöst, um mich innerlich ein wenig zu erwärmen, und etwas Brot dazu genossen. Das war meine ganze Nahrung in achtzehn Stunden. Die geistige Aufregung an einem Tag wie der 7. September ist zu groß, um an Essen zu denken. Gegen 7 Uhr entbrannte der Kampf zuerst auf dem linken Flügel, auf welchem Prinz Eugen sich befand. Ich konnte alle Bewegungen an dem Platze, wo ich stand, so gut beobachten, daß ich fast jeden einzelnen Mann zu unterscheiden vermochte. Hier trat mir gleich zu Anfang des Tages eine schauerliche Szene vor Augen.

Eine Infanteriebrigade unter General Plauson hatte sich des Dorfes Borodino bemächtigt, die in der Nähe desselben befindliche Brücke über die Kologha überschritten und siegestrunken über den Erfolg sich so weit vorgewagt, daß sie von Front und Flanke in ein fürchterliches Feuer kam. Es war schaudererregend anzusehen, wie die weitausgedehnte Linie von den feindlichen Kugeln niedergeschmettert und zerrissen wurde. So oft ein Schuß durch die Reihen schlug, stieg hinter der Linie eine große Staubwolke von dem Sande, den die Kartätschen aufwühlten, empor. Wenn diese sich verzog, lagen ganze Glieder niedergeschmettert am Boden. So wurden ihre Reihen immer lichter, bis sie sich gar nicht mehr schließen konnten und zuletzt als vereinzelte Haufen umherirrten. Der General selbst fiel als eines der ersten Opfer; er hatte das Unausführbare dieses tollen Vorgehens eingesehen, konnte aber die von Kampfeswut entbrannten Soldaten nicht zurückhalten. Zuletzt kam ihnen das von Eugen besonders geliebte 92. leichte Infanterieregiment zu Hilfe und führte das kleine Häuflein der Uebergebliebenen zurück. Der Boden aber war von Leichen und Verwundeten übersät. So begann der verhängnisvolle Tag und so dauerte er fort; es war ein ununterbrochenes Hin- und Herwogen des Kampfes, ein gegenseitiges gräßliches Morden. Der Kampf wurde von beiden Seiten mit einer fast beispiellosen Erbitterung und Hartnäckigkeit geführt. Die Russen standen wie Mauern unter dem Feuer und den ungestümen Angriffen der Franzosen. Tausende von Leichen deckten die blutgedrängte Erde und immer füllten sich die russischen Reihen aufs neue. Man konnte wohl merken, daß sie von der Heiligkeit ihrer Sache durchdrungen waren. Sie nennen dieses Schlachtfeld die heilige

Heide, und es geht die Sage, daß nie ein Feind weiter vorgedrungen sei.

Furchtbar wütete das Feuer in den Reihen der Franzosen aus dem ungeheuren Vulkan, der großen Redoute. Sie bildete die Hauptstütze der Russen auf dem rechten Flügel auf einer Anhöhe, weshalb sie weithin dominierte. Besonders entsetzlich litt von ihrem Feuer das 4. Armeekorps; der gute Prinz war fast den ganzen Tag den Kugeln ausgesetzt. Dreimal stürmten die Franzosen mit verzweifeltem Mute diesen todbringenden Erdhaufen und dreimal mußten sie ihn unter ungeheuren Verlusten wieder aufgeben.

Schon vormittags hatte sich der Kampf auf der ganzen Schlachtlinie ausgedehnt, furchtbar rollte der Donner des Geschützes meilenweit, ungeheure Rauchsäulen stiegen allerwärts empor. Aber alle Anstrengungen blieben immer noch ohne Erfolg. Der Mittag kam und des furchtbaren Mordens war noch kein Ende. Ein General nach dem andern wurde verwundet zurückgebracht, von vielen war die Todespost eingetroffen, bluttriefend schleppten sich die Soldaten aus dem Kampfe, an vielen Stellen war das Feld mit Leichen bedeckt; was ich an Verwundungen und Verstümmelungen an Menschen und Pferden an diesem Tage gesehen, ist das gräßlichste, was mir je begegnete und läßt sich nicht beschreiben.

Von dem, was im Zentrum und dem rechten Flügel der Franzosen vorging, kann ich nichts aus eigener Anschauung erzählen, ich hielt mich stets bei dem 4. Armeekorps auf, aber an der Heftigkeit und Beweglichkeit des Kampfes konnte man in der Ferne auch recht deutlich wahrnehmen, wo Ney und Murat befehligten. Jeder war an diesem Tage ein Held, aber diese beiden Heerführer steigerten ihre Kraft und Energie bis zum äußersten. Es war ein wahrer Kampf der Verzweiflung; was die Kriegskunst vermag, was mit der viel erprobten Tapferkeit der besten Truppen zu erreichen oder durch Raschheit der Bewegungen auszuführen ist, nichts blieb unversucht, aber alles scheiterte an der unerschütterlichen Standhaftigkeit der Russen.

Gegen Mittag verließ ich das große Schlachtfeld und begab mich über die Kologha zurück nach dem Lagerplatz, wo die Equipagen des Prinzen hielten, um mir ein anderes Pferd zu holen, da das meinige sehr ermüdet sich am rechten Hinterfuße etwas beschädigt hatte. Kaum war ich dort angelangt, als auf dem äußersten linken Flügel ein furchtbares Hurrageschrei sich erhob. Eine ungeheure Masse Kosaken warf sich mit großem Ungestüm auf die bayerische Kavallerie (das 3., 4., 5. und 6. Chevauxlegers-

Regiment), aber die Wildheit dieses Angriffs scheiterte an der ruhigen Haltung dieser erprobten Truppen, welche sie mit eingelegtem Karabiner erwarteten. Auch die italienischen Garden, welche eben auf das große Schlachtfeld marschierten und in der Nähe sich befanden, bildeten Front gegen die anprallenden Kosaken und vereitelten ihren Stoß, der auf nichts Geringeres, als auf einen Angriff im Rücken des linken Flügels abgesehen war. Wäre dieses Manöver gelungen, so wären sämtliche Equipagen des Prinzen und des Kaisers in die Hände der Feinde gefallen und die große Redoute, welche der russischen gegenüberstand, im Rücken bedroht gewesen. Die Sache sah auch gefährlich genug aus, da es gegen 10000 Kosaken gewesen sein sollen. Ich hätte mit meinem guten Pferde das Weite suchen können, aber dieser neue Akt des furchtbaren Dramas interessierte mich ganz besonders. Ich verfügte mich zu der italienischen Garde und hatte so das Vergnügen, das großartige Reitermanöver in der Nähe zu sehen. Bald darnach ritt ich durch das kleine Thal der Kologha auf meinen vorigen Standort zurück. Auf diesem Wege begegnete mir etwas, das fast ein komisches Zwischenspiel des Tages zu nennen ist. Einem adeligen Stallmeister des Prinzen, Namens Bellisoni, wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen. Ein Reitknecht sollte für den Prinzen ein anderes Pferd holen und einen andern Stallmeister mitbringen, um Bellisoni abzulösen. Dieses Los traf den Baron Allemagna, einen Mailänder Kavalier, der nie in einer Schlacht gewesen und tags zuvor erst als Kurier aus Mailand bei der Armee angekommen war. Unterwegs hielt ich mich an einem Platze, wo es eben nicht mehr ganz geheuer war, mit Zeichnen auf, als ich plötzlich den Reitknecht mit dem neuen Pferde und dem Stallmeister sich mir nähern sah. Allemagna, welcher mich von Mailand her kannte, schrak zusammen und redete mich mit den Worten an: „Aber Adam, was machen Sie denn da? Sind Sie denn von Sinnen? Da sitzt der Mensch ruhig auf seinem Pferde und zeichnet, als wenn er zu Hause in seinem Atelier wäre, während die Kugeln daherfliegen.“ Dabei sah er sich ganz scheu um, ob nicht schon eine für ihn ankäme. „Mein lieber Baron Allemagna,“ sagte ich, „das ist eben jetzt mein Atelier, und an das Pfeifen der Kugeln bin ich schon gewöhnt!“ — „Das gewöhne der Teufel!“ war die Antwort, „ich muß jetzt da hinüber, ich bin ein armer Teufel (son' povero diabolo), meine Ehre, meine Stellung bei Hofe, alles ist hin, wenn ich mich jetzt nicht entschließe, meine Haut zu Markte zu tragen. Aber Sie! ein Künstler wie Sie, der ein freier Mann

ist, dem die ganze Welt offen steht, wie kann sich der so exponieren, ich begreife Sie nicht!" Es schien, als hätte er gerne noch lange mit mir geplaudert, aber der Reitknecht drängte und ich packte zusammen und sagte: „Kommen Sie, Allemagna! Ich gehe mit. Fassen Sie nur Mut, es treffen nicht alle Kugeln, sonst wäre auch ich schon lange nicht mehr da." Zaudernd folgte der gute Mann, bald kamen wir wirklich in das Schußbereich, und er mag wohl hübsch viele Angst ausgestanden haben, hielt aber doch geduldig den ganzen Nachmittag aus. Der Prinz, welcher seine Angst bemerkt haben mochte, sagte abends: „Allemagna hat heute mehr geleistet, als wir alle." Man war gewöhnt, über solche Dinge zu scherzen, schlug aber die Ueberwindung doch hoch an.

Im Jahr 1813 traf ich Allemagna in Mailand ganz wohlbehalten: er erzählte oft in Gesellschaft mit liebenswürdiger Offenheit unser Zusammentreffen in jener mißlichen Lage und seine Angst vor den ersten Kugeln, die er pfeifen hörte.

Es mag übrigens sonderbar klingen, wenn man hört, daß ein adeliger Stallmeister mit in das Feuer genommen wird und eigentlich nichts dabei zu thun hat; aber es war damals so Sitte, ja Murat hat sogar Pagen mitgeschleppt.

Prinz Eugen und sein Korps war fortwährend noch dem heftigsten Feuer der großen russischen Redoute ausgesetzt, denn noch immer lag dieser verhängnisvolle Erdhaufen vor unseren Augen: sie war im Laufe des Nachmittags buchstäblich ein Erdhaufen geworden, da die französischen Geschütze große Zerstörungen an ihren Wällen angerichtet; aber die Russen verteidigten sich in ihr stets mit derselben unerhörten Standhaftigkeit; es war ihnen nicht eine Handbreit Erde abzugewinnen, diese Lage war für uns wahrhaft peinlich.

Oft hörte ich die tapfersten Offiziere sagen, daß die Gefahr, wenn man sich zu lange in ihr befindet, ermüdet und abspannt; man greift dann zum Aeußersten. An diesem Momente war die Sache nun angelangt; um jeden Preis mußte eine Entscheidung herbeigeführt werden.

Prinz Eugen ordnete einen neuen Angriff an; mit der größten Resignation rückten die Kolonnen noch einmal den unheilvollen Hügel hinan, an den Leichen der vielen braven Kameraden vorüber, deren Los auch sie bald teilen sollten. Glücklicherweise war es die letzte schwere Aufgabe an diesem Tage. Napoleon hatte gleichzeitig den verzweifelten Entschluß gefaßt, durch ungeheure Kavalleriemassen sich auf die Russen zu werfen, die Redoute im Rücken anzugreifen und so zu überwältigen.

Es ist selbstverständlich, daß die Russen den Rücken nicht bloßgestellt ließen. Die Kavallerie kam dadurch in ein doppeltes und dreifaches Feuer in Front und Flanken, aber das Manöver gelang, Napoleon hatte Murat damit beauftragt, er wußte, daß dieser der Mann sei, es auszuführen. Mit welchen Opfern es aber gelang, davon zeugte der Abend und der folgende Tag.

Der Angriff war prachtvoll, aber schauerlich anzusehen; die Kriegsfurie war los, alle Waffen in Thätigkeit: das Schwert, das Bajonett, alle Arten von Geschossen; besonders fürchterlich hausten die Kartätschen in den anstürmenden Reihen. Ungeheure Staubwolken stiegen empor und vermengten sich mit dem Pulverdampfe. Zwischen heraus sah man die Schwerter unheimlich blitzen, der Sturm sauste über Tote und Verwundete hinweg, über Waffen und Kriegsgeräte und alles, was am Boden lag; man glaubte, das wilde Heer tobe vorüber.

Die Redoute wurde durch Kürassiere genommen, beinahe zu gleicher Zeit kamen die Kolonnen des Prinzen, der sie in der Front angreifen ließ, dort an. General Coulaincourt, der Befehlshaber der Kürassiere, starb unter den Brustwehren dieses Vulkans den Heldentod. Auch deutsche Kavallerie nahm bedeutenden Anteil an diesem Kampfe, besonders Bayern, Sachsen und Württemberger. Ein sächsisches Kürassierregiment wurde beinahe ganz aufgerieben, zunächst der Redoute sah ich das Feld mit ihren Leichen bedeckt. Vom 1. bayerischen Chevauxlegersregiment sollen am Abende des 7. September nur noch dreißig Mann mit zwei Offizieren diensttauglich und zu Pferde gewesen sein.

Die Franzosen wußten die Truppen ihrer Verbündeten, besonders die deutsche Kavallerie, stets recht gut zu verwenden, in der Regel wurde diesen nicht die leichteste Aufgabe an der Arbeit des Tages zu teil. — Uebrigens hatten alle Regimenter bei dem verzweifelten Sturme mehr oder minder ungeheure Verluste.

Ich schätzte mich glücklich, Augenzeuge dieses großartigen Schlachttages gewesen zu sein. Es bleibt nur immer das schmerzliche Gefühl zurück, alle die ergreifenden Szenen, welche sich hier so rasch aufeinander häuften, nicht sogleich auf das Papier bringen zu können, um sie der Nachwelt zu überliefern.

Der furchtbare Krater, der acht Stunden hindurch Tod und Verderben nach allen Richtungen hin verbreitete, war nun zum Schweigen gebracht. Die französischen Adler blinkten von seiner Höhe herab, aber diese Erdscholle war teuer erkauft, fast zu teuer, meinten viele.

Die Russen machten verschiedene Versuche, die Franzosen wieder aus der Redoute zu werfen, aber diese blieben trotz der größten Anstrengungen und ungeheuren Opfer erfolglos. Die Russen mußten weichen und zogen sich in Ordnung in eine zweite Position zurück, in der sie, durch eine Reihe von Redouten und Verschanzungen aller Art gedeckt, unangreifbar waren. Der Kampf dauerte zwar noch mehrere Stunden fort, aber ohne Erfolg; gegen Abend wurde das Feuer schwächer, bis endlich das Dunkel der Nacht dem Morden ein Ende machte.

Erhebend ist es, einem Kampf auf Leben und Tod, wie der bei Borodino war, beizuwohnen. Man wird zur Bewunderung über den Mut und die Todesverachtung hingerissen, mit der die Truppen im ärgsten Kugelregen dem Feinde entgegeneilen oder, was noch mehr ist, ruhig aushalten. Während des Kampfes selbst ist freilich die Aufregung so groß, daß sie einer besonnenen Reflexion nicht Zeit gibt, aber wenn der Donner der Geschütze schweigt und man mit mehr Ruhe nun all den Jammer und das Elend übersieht, das der Kampf angerichtet, da tritt das menschlichere Gefühl mehr hervor und pocht an unser Herz. Mit Schaudern schweift unser scheuer Blick über das Schlachtfeld. Dieses bot besonders in der Umgebung der großen Redoute ein entsetzliches Bild.

Zwischen verstümmelten Leichen und zerrissenen Gliedern rangen Verwundete ächzend in ihrem Blute mit dem Tode; hilflos einer kalten Nacht entgegensehend, schleppten andere bald einzeln, bald in Gruppen sich einher, ohne zu wissen, wohin. Keiner kümmerte sich um die andern, jeder hatte mit seinem eigenen Elende zu thun. Hie und da wurden Offiziere weggetragen, oder Schwerverwundete noch auf dem Pferde sitzend von leicht Verwundeten geführt, aber wohin?[1] Man wußte es nicht. Adjutanten rannten auf keuchenden Pferden hin und her, um für verwundete Generäle Aerzte zu holen, welche schwer, oft gar nicht zu finden waren. Ledige Pferde, oft mit einem abgeschossenen Bein, schleppten sich auf drei Füßen

[1] Szenen dieser Art hat Albrecht Adam viele gemalt. Wir erinnern beispielsweise nur an das wörtlich hiezu stimmende Bild in der Leuchtenberg-Galerie (radiert von dem jetzt so gefeierten Tiermaler Fr. Voltz in den von Inspektor Muxel herausgegebenen Umrissen dieser Sammlung, I. Bd., Bl. 32), oder die ergreifende Gruppe (lithographiert in Adams Erinnerungen), wo zwei französische Soldaten ihren verwundeten Offizier tragen, indes das leere Pferd traurig nebenbei trottet. Dazu gehören auch viele Oelbilder, z. B.: „Der von einem französischen Kürassier aus der Schlacht geführte Offizier" (1829 auf der Kunstausstellung in Berlin); „Das verlassene Pferd auf dem Schlachtfeld" (vgl. Kunstblatt 1834, Nr. 12, S. 206 u. s. w.).

herum, der vielen toten und verwundeten Pferde gar nicht zu gedenken, die den Boden bedeckten. Dieser war von Kugeln durchfurcht, mit Trümmern von demontierten Geschützen, Munitionswagen, Monturstücken, Waffen und Kugeln bedeckt, ein wahres Bild der Verwüstung.

Gräßlich sah es in einem breiten Graben aus, der sich rückwärts um die Redoute herumzog. Die Russen hatten durch die hartnäckige Verteidigung, den ganzen Tag einem furchtbaren Feuer ausgesetzt, ganz entsetzliche Verluste, sie warfen, um Platz in der Redoute zu gewinnen, alle ihre Toten in diesen Graben, wo sie zwischen demontierten Geschützen und Trümmern aller Art hoch aufeinander geschichtet lagen.

Das Schlachtfeld bei Borodino ist größtenteils eine wilde Heide mit sehr wenig Vegetation und gewährt für sich schon einen tragischen Anblick. Die vielen dasselbe durchschneidenden, meist mit Toten gefüllten Schluchten machten es sehr unwegsam und es war schwer, sich dort zurechtzufinden. Darauf befanden sich kaum ein paar elende, stundenlang auseinander liegende, halb oder ganz zerstörte Dörfer; von einer Straße (mit Ausnahme der großen Straße nach Moskau, welche die Russen noch besetzt hielten) war keine Rede.

Meine Neugierde, mit diesem Kampfplatz möglichst bekannt zu werden, trieb mich lange auf ihm herum. In tiefes Nachdenken versunken, ritt ich auf meinem ermatteten Pferde langsam dahin und hatte große Mühe, bei der Nacht den Rückweg zu finden. Die Suite des Prinzen hatte ich längst verlassen, um nicht gebunden zu sein und mich nach eigenem Willen bewegen und umsehen zu können. Es war dieses die letzte und größte Schlacht, welcher ich beiwohnte, und mein Drang, den Krieg in allen Gestalten zu sehen, mehr als zur Genüge befriedigt.

So endete der lange, so heiß ersehnte Tag, der eine Entscheidung zu Gunsten einer Armee herbeiführen sollte, die durch ihre glänzenden Siege die Welt erbeben gemacht und ein Gegenstand der Bewunderung fast aller Nationen war. Einen Weg von mehr als achthundert Stunden hatte sie unter zahllosen Beschwerden zurückgelegt, durch die sie schon vor der Schlacht auf die Hälfte herabgeschmolzen war, um bei Borodino das Los der Waffen an einem Feinde zu versuchen, der durch kalte Berechnung, durch Ausdauer in dem gefaßten Plane dem stolzen Heere den sicheren Untergang bereitete.

Wird der blutige Kampf die Erwartung krönen? Ist diese öde Scholle die zahllosen Opfer wert, die sie gefordert? War das

wirklich eine entscheidende Niederlage des Feindes? ein entscheidender Sieg? Es hatte nicht den Anschein. Der folgende Morgen wird es zeigen. Unter solchen Betrachtungen gelangte ich ausgehungert und von Kälte erstarrt gegen Mitternacht an unsern ersehnten Lagerplatz und sah mich mit Begierde nach der Küche und meinem Freund Havard um.

Ueber vier Monate war ich von Hause entfernt und hatte bis dahin keine Zeile von meiner jungen Frau und den Meinigen erhalten. Man schrieb mir zwar fleißig, hatte aber nicht den rechten Weg eingeschlagen, mir die Briefe zuzuschicken. Bei allen Kurieren, auf allen Feldposten fragte ich vergebens nach, was mich sehr betrübte. Als ich nun so ermüdet angekommen und kaum vom Pferde gestiegen war, erblickte ich an einem Feuer, um welches Leute aus dem Dienste des Prinzen versammelt waren, einen Kurier. Eiligst lief ich auf ihn zu und fragte: „Haben Sie keinen Brief für mich?“ — „Ja!“ lautete die erfreuliche Antwort. Wer war glücklicher als ich. Am Tage dieser verhängnisvollen Schlacht erhielt ich den ersten und einzigen Brief von den Meinen während des ganzen Feldzuges. Dieser brachte die glückliche Nachricht der Entbindung meiner Frau von einem Knaben. Auch wurde mir unter anderem mitgeteilt, daß mein Pudel, den ich zu Thorn an der Weichsel verloren, in München angekommen sei. Dieser Brief machte mich so glücklich, daß ich erst, nachdem ich denselben an einem Feuer gelesen, darauf Bedacht nahm, meinen ausgehungerten Magen mit etwas Speise zu versehen. Dann aber sehnte ich mich nach Ruhe, welche ich auch auf etwas Stroh unter einem Wagen fand. — — —

Der 15. September war der Tag, an dem wir das unheilvolle Moskau betraten. Frühzeitig setzte sich alles, voll Erwartung, so gut geordnet als möglich, in Bewegung. Ohne Widerstand zogen wir in Moskau ein. Aber welch ein Einzug war das! Es kam mir vor, als wenn gute Schauspieler vor einem ganz leeren Hause spielen müßten! Die Straßen standen menschenleer und verödet, die Häuser wie ausgestorben, eine wahrhaft unheimliche Stille herrschte in der Stadt, nur unterbrochen vom Tritt der Pferde; die Trommeln und Trompeten widerhallten in den öden Straßen: Offiziere und Soldaten sahen einander fragend, kopfschüttelnd und mit bedenklichen Mienen an. Welch ein Kontrast zu den pomphaften Einzügen derselben Armee in den Hauptstädten Deutschlands, Italiens, Spaniens? Zahllose Neugierige füllten dort die Straßen und bewunderten die Fremdlinge, selbst das schöne Geschlecht war nicht selten dabei vertreten. Aber dieser Einzug

in verödete Mauern war etwas völlig Neues. Jetzt fielen jedem die Schuppen von den Augen: man schauderte vor der Konsequenz zurück, mit der die Russen den fanatischen Plan des Feldzugs durchgeführt. Man verlegte sich aufs Schimpfen, sprach viel von Barbarismus, aber die Franzosen hatten die Russen nie für etwas anderes, als Barbaren gehalten. Wie konnte man sich also wundern, daß sie zu solchen Mitteln griffen!

In Wien oder Berlin freilich wäre eine solche Maßregel nicht durchzuführen gewesen, das war nur bei einer Bevölkerung möglich, in der die Religion noch tief wurzelt und die eben deshalb mit festen Banden an den Thron gekettet ist.

Es klingt vielleicht sonderbar, wenn ich gestehe, daß diese Oede der Stadt mich gar nicht erschütterte, sie überraschte mich nicht, ich hatte nichts anderes erwartet! Als stiller Beobachter folgte ich bis hieher dem merkwürdigen Heereszuge; ich hatte alles, was ich sah und hörte, ernstem Nachdenken unterworfen, oft scheinbar unbedeutende Dinge zusammengestellt, und so kam es, daß ich vieles voraussah, was andern entging, oder was sie nicht sehen wollten. Meine Jugend kam mir hiebei gut zu statten; was mir an Erfahrung mangelte, ersetzte eine große lebendige Geistesfrische, ich sah mit unbefangenem Auge und darum helle.

Langsam und still bewegte sich der Zug der Truppen durch die unendlich langen Straßen, bis wir in die schöne St. Petersburger Straße gelangten, wo der Prinz im schönen Palaste des Fürsten Momonoff abstieg. Das einzige, was die Aufmerksamkeit der Truppen erregte und von ihren trüben Gedanken ablenkte, war die wunderliche und fremdartige Bauart der Stadt; aber trotzdem hängte sich das bittere Gefühl, in einen verlassenen Ort einzuziehen und die schönsten Hoffnungen vernichtet zu sehen, einem jeden wie Blei an die Füße und hemmte den Flug der Begeisterung.

Der Palast, den Prinz Eugen bezogen, war wahrhaft prachtvoll eingerichtet, eine Menge wertvoller Luxusgegenstände, welche leicht wegzubringen gewesen wären, fanden sich in den Zimmern vor, es hatte fast das Ansehen, als sei es mit Absicht geschehen.

Eine Eigentümlichkeit in den Straßenanlagen Moskaus war es, daß zwischen den schönsten Palästen sich oft ganz unansehnliche hölzerne Bauten fanden. Sie waren meistens nur ein Erdgeschoß hoch und hatten einen umzäunten, mit einem großen Thore versehenen Hofraum. In einem dieser Häuser nahe bei dem Palaste Momonoff logierte ich mich mit meinen Pferden ein. Schon hatte ich angefangen, mich für einen längeren Aufenthalt ein wenig ein-

zurichten, als mein Diener atemlos angelaufen kam und mir meldete, er habe nicht weit von mir in einer Seitenstraße ein sehr schönes Haus aufgefunden, in welchem die Bewohner anwesend seien und das noch von niemanden besetzt sei; ich möchte mich beeilen, dort Quartier zu nehmen. Unverzüglich ging ich dorthin und fand eine sehr schöne Wohnung. Es war ein aus Stein erbautes geräumiges Haus mit einem großen Hofraum und einer Stallung für acht Pferde. Das Innere entsprach dem Aeußern. Die Zimmer waren sehr schön eingerichtet und zeugten von Wohlhabenheit. Am Eingange empfing mich ein sehr großer Mann mit langem, sehr schönem Vollbarte und ganz schwarzem Rock, der bis auf die Knöchel herabfiel. Ich wußte nicht recht, was ich aus ihm machen sollte. Sein ganzes Aussehen wie sein Benehmen hatte etwas Würdiges und Vertrauenerregendes. Ich war versucht, ihn für einen Priester zu halten. Außer ihm und einigen Dienern sah ich keine Bewohner, nur ein paar junge, hübsche Mädchen huschten wie scheue Rehe von einem Gemache ins andere, wenn sie mich von ferne erblickten.

Man führte mich in ein sehr gut eingerichtetes Gemach; eine ganze Garnitur Flaschen mit verschiedenen Getränken wurde auf einem Pfeilertische aufgestellt, und mir bedeutet, mich derselben nach Belieben zu bedienen. Ebenso gut war die Versorgung mit Speisen, auch bekam ich einen eigenen Diener. Dieser stand, wenn er eine Schüssel bei Tische aufgetragen, in ungemein demütiger Stellung mit übereinander gekreuzten Armen an der Thüre, eilte aber rasch herbei, wenn ich die leiseste Andeutung machte, etwas zu wollen, oder rückte rasch den Stuhl hinweg, wenn ich aufzustehen im Begriffe war.

So ging alles gut und ich hoffte, hier nach so vielen Strapazen einiger Ruhe zu pflegen. Aber diese Herrlichkeit sollte nicht lange dauern. Denn schon im Laufe des ersten Tages begann es in einem entfernten Stadtteile zu brennen, und während der Nacht nahm das Feuer rasch und auf eine bedrohliche Weise zu. Mein Hauswirt (oder wer er sonst war) kam auf mein Zimmer und rang die Hände; er fragte mich, nach dem Feuer deutend, ob das die Russen oder Franzosen gethan. Ich konnte ihm natürlich nicht antworten, aber ich war von dieser Szene tief ergriffen und das Weinen stand mir nahe. Ich legte mich auf einen guten Schlafdiwan nieder und bald ergoß Morpheus seinen erquickenden Balsam über mich. Gestärkt erwachte ich nach sechs Stunden, als bereits der Morgen dämmerte und mir neue Schrecken zeigte.

Die Disziplin und Ordnung, welche bisher nur noch mühe-

voll eingehalten worden, ging rasch in Demoralisation über. Napoleon hatte zwar ein strenges Verbot gegen das Plündern erlassen, das sich aber gänzlich unausführbar erwies. Anfangs war es nur Gesindel: Marodeurs, Dienerschaft und die Masse von Leuten, die einer solchen Armee nachziehen, welche zugriffen, und da man viele Lebensmittel und Getränke fand, so fehlte es nicht an Exzessen und Brutalitäten. Nach und nach ging das aber auch auf die Soldaten über und wurde allgemein. Wer wollte auch unter den obwaltenden Verhältnissen in dem brennenden, so weit ausgedehnten Moskau den Soldaten überwachen! Moskau war das Ziel seiner Hoffnungen, hier hatte er den Lohn für seine riesenhaften Anstrengungen erwartet, er fand ihn nicht und nahm sich ihn nun selbst, so gut er konnte. Man sah auf den Straßen die wunderlichsten Szenen. Anfangs suchte man nach brauchbaren Dingen, viele aber beluden sich wie Lasttiere mit Gegenständen, die sie voraussichtlich nicht mit sich fortschaffen konnten. Mein eigener Diener schleppte mit einem Kameraden eine Menge Kolonialwaren, Tücher, Luxusgegenstände aller Art zusammen. Dies alles lag im Hofe des Hauses, das ich bewohnte, aufgehäuft. Ich war ganz empört darüber, konnte aber nichts dagegen thun, wenn ich mich nicht von meinem eigenen Diener mißhandeln lassen wollte. Alles war betrunken und in der größten Aufregung.

Zu diesem wüsten Treiben gesellte sich das Toben und Brausen des rasch zunehmenden Feuermeers. Keine Feder, kein Pinsel sind imstande, das tobende Element zu schildern. Der Ton, den es erregte, kann nur mit dem Brausen eines ungeheuren Wasserfalles verglichen werden, in dessen Nähe man ganz betäubt wird. Dazu denke man sich die verschiedenen Farben der Flammen, je nach den Stoffen, die sie verzehrten. Die wunderlich gestalteten und gefärbten himmelansteigenden Rauchsäulen, die öfters die Luft verdüsterten, das alles bot ein schauerlich-schönes Schauspiel. Winzig klein fühlt sich der Mensch, wenn die Elemente, sei es nun Luft, Wasser oder Feuer, in ihrer Wut sich ihm zeigen.

Durch Löschen dem Feuer Einhalt zu thun, daran war nicht zu denken: es hatte schnell eine riesenhafte Ausdehnung bekommen und in kurzer Zeit ganze Stadtviertel in Asche gelegt. Wenn das Feuer auch auf einer Seite nachließ, so brach es auf einer andern desto wütender los. Man konnte nur zu deutlich erkennen, daß der Brand planmäßig geleitet war.

Sinnend und bewundernd trieb ich mich in den Straßen umher, aber zu zeichnen war ich nicht imstande; in der Schlacht und bei größter Gefahr verließ mich nie die nötige Ruhe; aber hier

wurde man von den Ereignissen überwältigt. Ein Eindruck verdrängte den andern, keinen konnte man lange festhalten. Später habe ich es oft bitter bereut, nicht wenigstens einige Striche gemacht zu haben: sie wären ganz unschätzbar gewesen.

Der Zufall führte mich in die Nähe des Bazars. Hier ging es wie auf einem großen Jahrmarkt zu, und wäre die Sache nicht gar zu ernst gewesen, man hätte Stoff zum Lachen gehabt. Alle nur erdenklichen Gegenstände des Handels und der Industrie wurden in der größten Eile herausgeschleppt und geworfen. Jeder suchte dem andern zuvorzukommen. Eine ungeheure Reihe von Wagenremisen, voll der schönsten neugefertigten Wagen und alle möglichen Produkte der Wagenfabrikation war ebenfalls Schauplatz des lebendigsten Treibens. Offiziere und Generale versahen sich hier mit den schönsten neuen Wagen; selbst für das Haus des Prinzen Eugen wurden einige requiriert. Das Feuer war schon ganz in der Nähe der Remisen, und es war vorauszusehen, daß alles ein Raub der Flammen werde, was wohl ein Grund der Entschuldigung für diese Plünderung sein mochte.

Auf der Straße wurde ich von einem bekannten General aufgehalten mit den Worten: „Venez, Mr. Adam, il faut faire le voleur des tableaux!“ Er führte mich in ein Palais, in dem eine sehr schöne kleine Galerie von mitunter wertvollen Bildern und auch plastische Werke sich befanden, über die ich mein Gutachten abgeben sollte. Ich blieb vor wie nach bei diesem Treiben bloß ein müßiger Zuschauer. Auch hier konnte ich es nicht über mich bringen, mir auch nur das kleinste anzueignen, so verletzend für mein ganzes Zartgefühl war alles, was ich sah und was um mich her vorging. Ich wollte meine Hände rein halten von fremdem Gute, selbst da, wo vorauszusehen war, daß es ein Raub der Flammen wird; ob bloß aus Laune, Stolz oder übertriebener Gewissenhaftigkeit, kann ich nicht sagen, ich wurde von andern sogar deshalb getadelt, aber das Treiben in Moskau widerstrebte meiner ganzen Natur.[1]

Mehrere Tage sah ich all diesen Dingen mit großer Beklommenheit und ernstem Nachdenken zu. Ich kann nicht leugnen, daß ich schon während dieses ganzen Krieges eine gewisse Achtung vor den Russen als Nation im ganzen gewonnen hatte. Einzelnheiten zählen hier nicht. Das Landvolk fand ich, soweit ich mit demselben in Berührung kam, gutmütig, die Soldaten tapfer und

[1] Nur ein Bild nahm Adam von Moskau fort, getrieben von religiöser Achtung: eine künstlerisch ganz unbedeutende Madonna, die er aber nicht den Flammen zur Beute lassen wollte. Dieses Bild ist noch im Besitze der Familie.

die schreckliche Aufopferung von Moskau schien mir etwas Großes. Ganz entgegengesetzte Eindrücke machte auf mich Polen; alles, was ich dort sah und hörte, war nicht geeignet, mir Sympathie für die polnische Nation einzuflößen. Uebrigens kann hier natürlich nur von den Eindrücken die Rede sein, welche ich empfand, als wir dieses Land durchzogen, und diese reichen nicht hin, um ein kompetentes Urteil über dasselbe zu fällen.

Bei der Armee, besonders unter den Offizieren, herrschte völlige Ratlosigkeit. „Was wird Napoleon jetzt beginnen? Was soll nun werden? Wo und wie den Winter zubringen?" Das waren Fragen, die einer an den andern richtete. Man konnte darüber die konfusesten Meinungen und Voraussetzungen hören, so daß einmal ein sonst leidlich verständiger Mann äußerte, die ganze Armee werde auf Schlitten nach Petersburg gehen. Und das war keine Ironie, sondern bitterer Ernst. Die Mehrzahl befand sich in einem Zustande von Apathie, in welchem man nicht wußte, was zu beginnen sei, und man ist zu glauben versucht, auch Napoleon sei lange unschlüssig gewesen. Wie hätte er sonst fünf Wochen in dem verbrannten Moskau bleiben und den Winter abwarten können.

Die prachtvolle, tapfere Armee hatte ich so oft in ihrem Glanze gesehen und auf ihrer Siegesbahn begleitet; sie in ihrem jetzigen Zustande der Auflösung und einem noch jammervolleren entgegeneilen zu sehen, erregte in mir tiefen Schmerz. Es ist wahr, wir Deutsche hatten als Nation keine Ursache, sie besonders zu lieben, aber es waren in ihrer Mitte viele brave Männer, die an größere, längst vergangene Zeiten erinnerten, denen die Welt ihre Bewunderung nicht versagen konnte. Es ist immer traurig, einen Mann, der einst groß und glücklich war, in einem elenden verkommenen Zustande zu erblicken, um wie viel mehr werden solche Eindrücke erhöht, wenn wir einen ganzen, großen Körper auf solche Weise zu Grunde gehen sehen!

Ich hatte mir stets ein redliches und gutgesinntes deutsches Herz bewahrt, aber die Politik beiseite gesetzt und als Mensch dem Menschen gegenüber fühlte ich die regste Teilnahme mit der Armee. Es waren zudem nicht lauter Franzosen, Tausende deutscher Brüder mußten deren Los teilen.

Unter allen diesen entmutigenden Verhältnissen behielten meine Nerven immer noch eine gewisse Spannkraft. Nachdem ich drei bis vier Tage alles hier Vorgegangene vor meinem Geiste vorüberziehen ließ, ging ich in einer Nacht, in Nachdenken versunken, lange Zeit in meinem Zimmer auf und ab, setzte mich dann auf die Fensterbrüstung mit übereinander geschlagenen Armen und

ließ die Füße zum Fenster hinaushängen. In dieser Stellung blickte ich lange Zeit in die Flammen hinein, die allmählich dem Quartiere, in dem wir wohnten, immer näher kamen. Der Brand hatte in dieser Nacht eine wahrhaft furchtbare Ausdehnung erreicht, soweit das Auge sah, erblickte man nichts als Flammen, als wollte die Welt in Feuer sich auflösen. Vor mir, eine kleine Viertelstunde entfernt, lag eine prachtvolle Kirche mit einer großen und vier kleineren Kuppeln und vergoldeten Dächern. Während ich sie vor Augen hatte und bedachte, daß auch dieser Tempel in wenigen Stunden von den gierigen Flammen verzehrt sein werde, erfaßte mich darüber ein wahres Herzeleid und der Entschluß reifte in mir, nicht länger Zeuge dieser Greuel zu sein. Noch einmal rekapitulierte ich von dem Augenblick an, wo ich München verließ, bis zu dieser verhängnisvollen Nacht alles Gesehene und Erlebte.

„Was machst du noch hier?“ begann ich zu mir selbst, „du bist ein Glied eines Körpers, der sich in einem abschreckenden Zustande befindet, von dem es besser wäre, die Welt zöge einen Schleier über ihn und ließe ihn in ewige Vergessenheit versinken, anstatt ihn durch bildliche Darstellung der Nachwelt zu überliefern. Was kannst du hier noch nützen? Du hast deiner Ehre, deiner Pflicht Genüge geleistet, reiße dich los, der Zeitpunkt ist da, zu sagen: Bis hieher und nicht weiter!“ So wurde es mir klar, daß meines Bleibens bei der Armee nicht mehr sei; das und nicht die Furcht vor neuen Beschwerden und Gefahren, welche die Armee erwarteten, brachte mich zu dem Vorsatze, um jeden Preis heimzukehren. Die Gründe, die mich dazu veranlaßten, waren moralischer Natur, sonst hätte ich nie den Mut gehabt, allein die Heimkehr durch ein feindliches Land zu unternehmen, noch die Kraft, mit solch eiserner Konsequenz diesen Vorsatz auszuführen.

Ich überdachte die Möglichkeit der Ausführung, sowie die Hindernisse, Gefahren und Beschwerden, welche mir in den Weg treten würden. Nicht leichtsinnig that ich diesen Schritt, er war reiflich erwogen.

Als mir bei Borodino der Stallmeister Allemagna begegnete und nicht begreifen wollte, daß ein Künstler und freier Mann wie ich ein solches Leben mitmachen möge, gab ich wenig Gewicht auf seine Worte, aber jetzt legte ich den Künstler in die Wagschale und fühlte, daß ich auch dann, wenn die Sonne des Hofes mich nicht mehr beschiene, etwas in der Welt sein oder werden könne. Militärische Verpflichtung hatte ich nicht; mein Engagement bei Prinz Eugen war an keine bestimmte Zeit gebunden. Ich beschloß,

wenn ich keinen Urlaub bekäme, meine Stellung ganz aufzugeben. Dem Wegkommen stand daher meiner Ansicht nach wenig im Wege, desto mehr aber dem Heimkommen. — — —

(Dennoch gelang es. Unter unglaublichen Anstrengungen, Entbehrungen und stündlich sich mehrenden Gefahren, die Adam mit Lebhaftigkeit und Natürlichkeit, aber ohne alle Weitschichtigkeit und Selbstgefälligkeit erzählt, kam er nach einer zweimonatlichen Reise auf deutschem Boden an, noch ehe das Verhängnis über die große Armee hereingebrochen war. Sein kräftiger Entschluß und die Festigkeit in der Durchführung desselben haben ihm wahrscheinlich das Leben gerettet. Die Schilderung dieser Rückreise gehört gewiß zu den spannendsten und interessantesten Kapiteln, die man in einer Künstlerbiographie finden kann. D. Red.)

## Ranke und Waitz †.

Innerhalb nicht viel mehr als 24 Stunden hat das deutsche Volk zwei seiner größten Geschichtsschreiber verloren. Am 23. Mai erlosch das bis zum 91. Jahre in wunderbarer Kraft erhaltene Leben Leopold von Rankes, in der Nacht vom 24. auf den 25. verschied Georg Waitz, der Leiter der „Monumenta Germaniae," der Schöpfer der „Deutschen Verfassungsgeschichte," selbst ein Greis von 73 Jahren und doch ein Schüler des ersteren. Ueber die Bedeutung Rankes haben wir uns mit den Lesern dieser Zeitschrift nicht auseinanderzusetzen, sein Ruf ist ja weit über den Kreis der Geschichtsfreunde hinaus bis zu jenen Schichten der Bevölkerung gedrungen, denen sonst die Beschäftigung mit streng wissenschaftlichen Leistungen fern liegt, obwohl Ranke nie eine Zeile in jenem Stile geschrieben hat, den man „populär" zu nennen gewohnt ist. Im Allgemeinen stehen die Umrisse seines Wesens und seiner Werke in dem Bewußtsein der Zeitgenossen fest, im Einzelnen können seine Leistungen nur durch die eingehendste Prüfung derselben gewürdigt werden. Von Ranke kann man nicht sagen, daß er „Schule gemacht hat," es wäre zu wenig und zu viel, denn beherrscht werden von ihm alle Historiker der Gegenwart, es kann sich niemand rühmen von der Geschichte des 15. bis zum 19. Jahrhunderte etwas Ausreichendes zu wissen, der Ranke nicht kennt. Schüler im engeren Sinne, in ihren Arbeiten von ihm geleitet und beeinflußt, seine Ideen fortführend, seine Aufgaben vollendend kann es nicht geben, dazu war seine Thätigkeit eine viel zu subjektive. Er bleibt, wie jeder „Große" eine Erscheinung für sich, scharf abgehoben von seiner reichen Umgebung, von innen herausgestaltet und in sich geschlossen. Vielen „Nachahmern" Rankes zu begegnen, wäre wenig erfreulich; denn in der Methode, die er begründet hat, mußte er ja in dem Menschenalter, das ihm über die gewöhnliche Grenze menschlichen Schaffens hinaus gegönnt war, notwendig überholt werden, seine Ansicht der Welt und der Menschen, seine Art, die Ereignisse anzusehen und zu verknüpfen, sein gewiß nicht unfehlbares, aber stets zum Nachdenken anregendes, weitgreifendes Urteil entzieht sich wohl der Weiterbildung, in diesem Punkte muß doch jeder selbständige Denker bei sich selbst anfangen. Sehr beklagenswert ist es, daß Ranke nicht mehr vermocht hat die „Weltgeschichte" — die spät geschriebene Einleitung zu seinen eigentlichen Hauptwerken — bis zu dem Punkte zu führen, von dem er in den letzteren ausgegangen ist, bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Weiter herauf würde er sie doch nicht geschrieben haben, da er mehr und Besseres über die Geschichte der Neuzeit kaum zu sagen hatte. Die nunmehr bestehende Lücke wird stets unausgefüllt bleiben. Vollendung gönnt das Schicksal auch dem Werke des glücklichsten Sterblichen niemals. — Unerwartet und von den Näherstehenden daher um so schmerzlicher empfunden kam der Tod von Waitz. Wer die gewaltige,

wahrhaft Ehrfurcht einflößende Erscheinung dieses Nordlandsohnes (er war aus Flensburg) vor seiner letzten Reise nach Italien gesehen hatte, konnte nicht ahnen, wie bald diese Eiche gefällt sein würde. Auf seinen Abgang war die historische Welt Deutschlands noch lange nicht gefaßt und sie wird seinen Verlust schwerer verwinden als den Rankes. Denn Waitz war mit dem jungen Geschlechte rüstiger Förderer der Forschung in der alten und mittleren deutschen Geschichte aufs innigste verbunden, sein Ansehen auf diesem Gebiete blieb unerreicht, so weit die deutsche Zunge klingt, und befähigte ihn zu einer Führer- und Feldherrenstellung, die nicht so bald wieder eingenommen werden wird. Es hieß etwas und wird noch lange eine gute Empfehlung für jeden Kandidaten des historischen Lehramtes sein, bei Waitz gehört zu haben, noch mehr aber, von Waitz zu den Arbeiten der „Monumentisten" herangezogen worden zu sein. Sein strammes Regiment hat segensreich über dem größten geschichtlichen Unternehmen unseres Jahrhunderts gewaltet, er war ein würdiger Nachfolger des edlen Pertz gewesen; mit gerechter Sorge um Ersatz wird die Redaktion der „Forschungen zur deutschen Geschichte," die Berliner Akademie, die Münchener historische Kommission die frische Thatkraft des Dahingeschiedenen vermissen!

---

## Mittelalterliches Banditenwesen.

Im ersten Bande seines „Deutschen Gesellschaftslebens im endenden Mittelalter"[1] erzählt Gustav von Buchwald mit Berufung auf glaubwürdige Quellen einige Begebenheiten, welche den Beweis liefern, daß das Banditenwesen jener Zeit nicht nur mit dem Raubrittertum in Verbindung stand, sondern seinen Halt auch bei Bürgern und geistlichen Würdenträgern fand, die nicht durch Armut und Not, wie meistens die herabgekommenen Junker, auf den Weg des Verbrechens gedrängt worden waren. Die Lübecker Chronik des Rufus teilt die Erlebnisse eines Kaufmannes aus Speier mit, der im Jahre 1419 in Geschäften nach Straßburg reiste. Unterwegs kam er an ein Holz, da verrannte ihm ein Räuber den Weg. Die beiden schauten sich an, und der Räuber brach in die Worte aus: „O, mein Schwiegersohn, dich führt dein Unglück hierher, ich muß dich morden aus Not!" Der Kaufmann schlug ein Gelächter auf und meinte, das wäre nur Spaß. „Was sagst du, lieber Schwiegervater?" „Schwiegersohn," lautete die Antwort, „das ist mir kein Scherz, du mußt sterben von meiner Hand!" Da fiel der Kaufmann, der keine Waffe bei sich hatte, dem Mörder zu Füßen und rief: „Schone meiner, lieber Schwiegervater, um deiner Tochter willen und ihrer kleinen Kinder, und laß mir das Leben! Was du von mir begehrst, will ich thun!" Von dieser Rede ward der Mörder bewegt und sagte

[1] Das Buch ist durch seine Beziehung auf viele selten benützte Quellen sehr lehrreich und durch die gerundete Form der Darstellung für jeden Leser anregend und unterhaltend. Eine innerlich zusammenhängende und gegliederte Behandlung des gewiß sehr bedeutungsvollen Gegenstandes wird man darin nicht zu suchen haben, wir finden ziemlich lose aneinandergereihte Bilder, keine tief gehenden Erörterungen, zahlreiche Beispiele und Belege für kurz ausgesprochene Ansichten über häusliche Einrichtung, Familienleben, Erziehung, Schule, Handwerk, Adel, heidnischen und christlichen Gottesdienst, Volksglauben, Zauberer, Heilige, Buchdrucker, Studenten und noch alle möglichen anderen socialen Elemente in ziemlich bunter Reihe. Ein zweiter Band soll sich vorwiegend mit dem Wirtschaftsleben derselben Zeit befassen.

zu dem Kaufmann: „Viel übel bin ich an diesen Jammer gekommen, daß ich morden muß. In diesem Bruch sind über vierzig Mann, die vom Morden leben, und ich bin übel darunter gekommen. Die haben mich hierher geschickt, daß ich etwas erwerben und niemand leben lassen soll, damit sie nicht verraten werden. Lasse ich dir nun das Leben und mir käme niemand anders vor die Hand, so werden sie böse auf mich und lassen mich nicht am Leben. Sollen wir uns nun beide retten, so mußt du thun nach meinem Rate: Hast du Geld bei dir, gieb mir die Hälfte davon und komm' mit mir zu der Gesellschaft. Ich will dich für meinen Gesellen ausgeben. Dann mußt du dein Geld herausziehen und mit freiem Mut reden: Gesellen, hier ist, was ich erworben von dem, den ich ermordet habe. Dann will ich das meine dazu bringen, so wird's ihnen lieb sein." Darauf lehrte der Schwiegervater aus Speier dem Kaufmann die Worte, an welchen die Bande sich untereinander erkannte. Der Kaufmann sah schnell ein, daß es keinen anderen Ausweg gäbe, zog zehn Gulden heraus, gab sie dem Räuber und behielt selber die gleiche Summe. Damit gingen sie an den Ort, wo die Gesellschaft lag. Der Kaufmann grüßte die Banditen, wie er gelehrt war, und lieferte ebenso wie sein Schwiegervater das Geld ab.

Da waren sie willkommen unter den Mordgesellen, deren so viele in dem Holz lagen, daß der eine den andern nicht kannte. Drei Tage verstrichen, da sprach der Räuber zu seinem Schwiegersohn: „Ach, lieber Freund, wüßtest du doch Rat, wie wir von hier möchten wegkommen." Da sagte der Kaufmann: „Willst du mir folgen, so wollen wir wohl scheiden von diesen Leuten." Er sprach: „Ja." Nun nahm sich der Kaufmann die Räuberhauptleute beiseite und sagte ihnen: „Wir arbeiten für nichts und wagen unser Leib und Seele vergebens und erwerben nichts Rechtes. Ich weiß einen reichen Kaufmann, der mit großem Gut von Speier nach Frankfurt ziehen will. Wollet ihr nun, daß ich ihm den Weg verlege und ihn greife, so laßt mir einen Gesellen werden, der mir gedeihlich ist. Bringe ich euch den nicht, so will ich mein Leben verspielt haben!" Die Hauptleute antworteten, er solle sich jemand aussuchen, der ihm gut deuchte. Da wählte er seinen Schwiegervater und ging mit dem von dannen, gerade auf Straßburg zu. Als sie vor die Stadt kamen, sagte der Mörder zu seinem Schwiegersohn: „Sorge für mein Bestes, wie du kannst, lieber Freund, in die Stadt will ich nicht." Er fürchtete nämlich, daß er verraten würde. Der Kaufmann ging vor den Rat und klagte, was ihm widerfahren. Als der Rat das hörte, sammelte er die Gemeinde und umstellte das Bruch, in dem sich die Mörder befanden. Der Kaufmann führte sie an die Stelle, wo sich die Bande lagerte. Die Straßburger hoben die ganze Bande auf. Im gerichtlichen Verhör gestanden die Räuber, daß sie ihr Handwerk schon zwanzig Jahre betrieben und es seien über zweitausend Menschen in verschiedenen Städten, die zu ihnen gehörten. Da kam denn mancher aus den rheinischen Städten aufs Rad, viele wurden gehenkt und noch mehr ertränkt. Bei dem Holz aber, wo die Bande gefangen war, befand sich ein Jungfrauenkloster. In das pflegten die Mörder hineinzugehen, und was sie durch Mord verdient hatten, das brachten sie durch mit etlichen Bübinnen in dem Kloster. Das Kloster brachen die Städte bis auf den Grund und die Nonnen warfen sie in den Rhein."

Der Kölner Historiker, Leonhard Ennen, bemerkt: „Auch bei den Geistlichen stieg die Gottvergessenheit zu schreckenerregender Höhe, bis im 15. Jahrhundert

der stolze Bau der christlichen Weltordnung unter der Last der schreiendsten Mißbräuche zusammen zu brechen, und der christliche Geist, der die Welt überwunden hatte durch einen leeren, von aller sittigenden belebenden Kraft entblößten Formalismus verdrängt zu werden drohte. Die Geistlichkeit verstand es nicht, sich auf der sittlichen Höhe zu halten, auf welcher sie nach dem Willen Christi und den Satzungen der christlichen Kirche stehen sollte."

Das Beispiel, das er zum Beleg dieses Satzes aus einem Protokoll vom 10. Januar 1490 anführt, greift in die Kreise sehr vornehmen Adels hinein. Es ist deswegen besonders interessant, weil es zeigt, wie die Sitte oder Unsitte, hohe Pfründen nicht nach der geistlichen Befähigung, sondern nach vornehmer Geburt zu besetzen, zugleich der Ehre der Kirche und der des Adels schweren Abbruch that.

Der Kölner Domherr Dietrich von Neuenaar überfiel den Benedikt Eggart von Augsburg in der Nähe von Mörs und nahm ihm 150 Goldkronen, einen Nobel mit einem Loche, einen Rosenkranz aus Korallen, ein silbernes vergoldetes Bild des guten Ritters St. Georg und ein ähnliches von der heiligen Barbara, einige silberne Ringe und andere Kleinodien. Benedikt wandte sich klagend von einem Herrn zum andern. Zuletzt wies man ihn an den Domdechanten, der wies ihn an den Erzbischof und dieser schließlich wieder an den Domdechanten, welcher ihn denn auch vorließ. In einem Stübchen zu Köln, den Rücken gegen das Fenster gekehrt, saß der Domdechant vor einem vierkantigen Tische. Er forderte Benedikt auf, ihm gegenüber auf der Bank Platz zu nehmen und sandte nach dem Scholastikus von St. Severin. Mittlerweile mußte Benedikt auf des Prälaten Geheiß erzählen, wie sich die Sache mit dem Grafen von Neuenaar zugetragen habe. Während er seine Geschichte erzählte, beobachtete er die Gesellschaft näher. Links von dem Priester stand ein Rutenträger, rechts ein Knecht in roter Kleidung mit einem langen Mantel und einem langen silberbeschlagenen Degen an der Seite, auch war ein Page da mit „schönen weißen" Haaren. Es währte nicht lange, bis der Scholastikus erschien und sich neben den Domdechanten an den Tisch setzte, auf welchen er einen Beutel voll Geld legte. Nach kurzem Gespräch schenkte der Domdechant dem Scholastikus Wein ein, bot auch dem Benedikt zu trinken an und sagte ihm, er solle guten Mutes sein. Wie der nun aber meinte, er würde fröhlicheren und besseren Mutes sein, wenn er von Junker Dietrich sein Geld wiederbekommen hätte, da fühlte er sich gepackt, festgehalten und eine dichte Kugelmütze über Kopf, Gesicht und Hals gezogen. Vermummten Gesichtes führte man ihn über einen gedielten Fußboden, welcher ihm der eines Saales zu sein schien, eine lange Treppe hinunter in einen Keller. Hier setzte man ihn auf einen Block und ließ ihn mehr als drei Stunden warten, Daumeisen an den Händen. Dann kamen Leute und banden ihm einen großen Gürtel um den Leib, daran war eine hölzerne Stippe mit einem eisernen Haken, der unter das Kinn faßte, so daß Benedikt weder ein Wort sprechen noch den Kopf bewegen konnte, sondern ihn steif in die Luft strecken mußte. Ein langer schwerer Mantel ward ihm umgehangen und ein breiter Hut auf den Kopf gestülpt. So völlig verhüllt führte man ihn durch die Stadt in ein Schiff auf dem Rhein. „Rudert tüchtig ihr Gesellen, auf daß wir bald von hinnen kommen," hörte er eine Stimme zu den Leuten rufen, die er auf sieben bis acht schätzte. Jenseits des Rheins setzte man ihn auf ein

Pferd und es begann ein scharfer Ritt, der drei oder vier Stunden dauerte. Hinter dem Gefangenen ritt einer, der das Pferd desselben mit einer Geißel antrieb. Endlich kam man vor ein Schloß und während einer das Thor öffnete, versetzte ein anderer dem Benedikt drei Stichwunden. Vermummt und in Daumeisen geschraubt wurde er einen Turm hinaufgeführt und dann in ein Verließ hinabgewunden, wo ihm endlich das Daumeisen gelöst wurde. Siebenzehn Wochen und drei Tage bei Wasser und Brot lag der Unglückliche und davon die ersten drei Wochen ohne Stroh und alle Bettung.

Das alles beschreibt Benedikt Eggart genau in dem Verhör, nur bei einer Sache ist er sehr wortkarg und die bildet das einzig wirklich Anziehende an dieser kölnischen Priestergeschichte.

„In der Zeit, als ich also gefangen saß, hat eine Magd, Magdalena genannt, deren Vater ein Schiffer ist, oftmals mit mir gesprochen und zuletzt sagte sie, wenn ich Vertrauen zu ihr hätte, wollte sie auf Wege bedacht sein, mir aus dem Gefängnis und Turm zu helfen. Diesen Worten wollte ich anfänglich keinen Glauben schenken, bis wir uns zuletzt gegenseitig Glauben und Treue gelobt und Eheleute zu werden versprochen haben. Da kam die genannte Magdalena eines Tages gegen Abend, als es Zeit zum Essen war, an den Turm und hat mir das Seil herabgelassen und mich damit heraufgezogen. Ich ging nun vom Turm und versteckte mich in einem Schweinestalle, bis die Magdalena wieder zu mir kam und mir ihren Pelz anthat und sagte, daß ich ihr folgen solle, was auch geschehen ist. Als wir an dem Schlosse zwischen Thor und Mauer kamen, ließ mich Magdalena neben einem Wagen still stehen; sie stieg zuerst auf die Mauer, knüpfte ein Seil, durch welches ich mich aus dem Schloß über die Mauer hinunterließ. Als Magdalena das Seil angebunden hatte, stieg sie wieder nieder, ging zu dem Pförtner, der ein Krüppel war und auf Stelzen ging, und sprach mit demselben solange, bis ich mich die Mauer hinuntergelassen hatte. Sie sah mir nun nach und ich segnete sie und bat sie, mir nachzukommen, wohin ich sie beschieden hatte."

Eine lange Wanderung trat Benedikt an, er beschreibt alle Oertlichkeiten mit einer Präcision, die deutlich den tiefen Eindruck verrät, den die Freiheit und die lichte Welt nach dem Kerkerleben auf ihn gemacht. Unweit der Lahn kam er an ein Kloster, wo ihm die Jungfrauen Essen und Trinken mit Gewürz (Kraut) und Kaneel spendeten und ein Tuch als Kopfbinde schenkten. Dann gelangte er nach Wiesbaden, nach Frankfurt, nach Seeligenstadt und von da nach Aschaffenburg, wo er mit Magdalena zusammentraf. Von Aschaffenburg gingen sie zusammen nach St. Leonhard in Schwaben, sprachen daselbst ihre Beichte und ließen sich nach Ordnung der Kirche ehelich zusammengeben. Die junge Frau zog nach Augsburg und Eggart ging aus, um sich Recht und sein geraubtes Vermögen wieder zu schaffen. Trotz der doppelten Unbill ward es ihm überall verweigert und nun sah er sich gezwungen, Fehde anzusagen. Der Domherr Friedrich Graf von Neuenaar aber wußte es durchzusetzen, daß der Rat von Köln ihn gefänglich einzog, und in der Haft auf dem Baienturm gab er seine Unglücksgeschichte mit der Liebe als Befreierin zu Protokoll.

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

# Neu aufgefundene Tagebücher Kaiser Karls VII.

Von

Karl Theodor Heigel.

Häufig ist von Historikern beklagt worden, daß die deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts, die doch sonst in allem und jedem die Franzosen nachahmten, in einem Punkte von ihrem Vorbild abwichen, daß sie sich nämlich nicht die Mühe nahmen, ihre Erlebnisse und Erfahrungen der Nachwelt bekannt zu machen, d. h. ihre Memoiren zu schreiben.

Zu den wenigen Ausnahmen zählt jener bayerische Kurfürst, der den deutschen Kaiserthron bestieg, freilich ohne kaiserliche Macht je zu erlangen, Karl VII.

Auch der Vater, Kurfürst Max Emanuel, hat Selbsterlebtes für sich und andere aufgezeichnet; aber diese Denkwürdigkeiten scheinen verloren zu sein. In einem verwahrten Briefe an seine Gemahlin Therese Kunegunde vom 21. August 1704 (königliches geheimes Hausarchiv zu München) spricht Max Emanuel sein Bedauern aus, daß er bei einem Ueberfall durch Reiter des Markgrafen Ludwig von Baden in der Nähe von Tuttlingen seine ganze Feldbagage und darunter auch das Manuskript der Memoiren, an denen er bisher fleißig gearbeitet habe, verlor. „Dies ist der einzige empfindliche Verlust, das Uebrige ist leicht zu verschmerzen.“ Da die Vermutung nahe lag, daß sich das Manuskript etwa noch im Nachlaß des Markgrafen finden ließe, regte ich eine Nachforschung im badischen Landesarchiv an; dieselbe blieb jedoch erfolglos.

Dagegen sind uns aus der Feder des Nachfolgers Karl Albert allerlei memoirenartige Aufzeichnungen erhalten, wenn ihnen auch widrige Schicksale beschieden waren. Nur ein Bruchstück eines

Tagebuchs aus dem letzten Lebensjahr des Kaisers gelangte ins Hausarchiv; es wurde von Häusser in den Quellen und Erörterungen zur deutschen und bayerischen Geschichte (Bd. 8, S. 133) veröffentlicht. Derjenige Band aber, welcher das Autograph des Kaisers vom Beginn des österreichischen Erbfolgestreits bis zum Jahre 1744 enthält, kam in die Bibliothek des Schlosses Neubeuern am Inn; vermutlich brachte ihn dorthin Graf Max Preysing, der nach dem Tode seines kaiserlichen Freundes die wichtigsten Briefschaften und Papiere aus der aufs neue von ungarischen und kroatischen Reitern bedrohten Residenz mit sich fortnahm. Das nicht unwichtige litterarische Vermächtnis des Kaisers blieb verschollen, bis die ganze Privatbibliothek 1883 unter den Hammer und das Memoire in den Handschriftenschatz der Münchener Hof- und Staatsbibliothek kam; der verstorbene Direktor, Karl von Halm, machte mich auf das Manuskript aufmerksam, ich erkannte es als Autograph des Kaisers und veröffentlichte den Fund noch im nämlichen Jahre.[1]

Eine von Karl verfaßte Beschreibung der Reise, welche er im Jahre 1737 mit seiner Gemahlin und seinem Bruder Ferdinand über Mittenwald, Innsbruck, Trient, Verona, Venedig, Bologna nach dem von ihm hochverehrten Wallfahrtsort Loretto unternahm, wurde von Edmund Freiherrn von Oefele nach einer Abschrift eines Hoffräuleins der Kurfürstin in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie (Jahrgang 1882, S. 176) veröffentlicht.

Auf einen Bericht über die italienische Reise des Kurprinzen Karl Albert und seiner Brüder vom 3. Dezember 1716 bis zum 24. August 1717 machte zuerst Söltl aufmerksam (Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung, Jahrgang 1857, S. 506); er meinte, daß dieses deutsch abgefaßte Diarium vermutlich von dem Kabinettssekretär Ferdinand Ehrenfried von Scholberg, der als „teutscher Sekretarius" die Reise mitmachte, herrühre.

Allein eine weit ausführlichere, in französischer Sprache abgefaßte Schilderung der nämlichen Reise ließ sich im bayerischen Nationalmuseum finden. Im Saal XVI lag auf einem reichgeschnitzten Stehpult ein Buch, dem offenbar seiner prächtigen himmelblauen Samtdecke wegen dieser Platz angewiesen worden war. Herr Bibliothekar Mayer hatte die Güte, mir dasselbe zur Einsicht zu überlassen, und die genauere Untersuchung führte zu erfreulichem Ergebnis. Der Band enthält auf 88 Folioblättern

[1] Das Tagebuch Kaiser Karls VII. aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekriegs (München, M. Riegersche Universitätsbuchhandlung).

ein Manuskript „Voyage d'Italie de Son Altesse Sérénissime Monseigneur le Prince Électoral de Bavière ou Relation journalière et exacte de tout ce qui s'est passé de plus remarquable dans le dit voyage (jusqu'à Florence, jüngerer Nachtrag)“. Da auch im Text von „Seiner Hoheit“ in der dritten Person gesprochen wird, möchte man vermuten, daß dieses Diarium gleichfalls von einem Hofbeamten, vielleicht von dem „Welschen Sekretarius Triva“, der den Kurprinzen auf der ganzen Reise begleitete, abgefaßt wäre. Allein ein glücklicher Zufall bietet uns über den Charakter des Schriftstücks überraschende Aufklärung. Denn nur als ein glücklicher Zufall kann es bezeichnet werden, daß in dem Band bis zum heutigen Tag fünf lose Bogen liegen geblieben sind, auf welchen der Bericht über die Heimreise von Florenz bis Starnberg enthalten ist. Jeder Kenner der Handschrift Karls VII. wird auf den ersten Blick erkennen, daß diese letzten Einträge vom jungen Fürsten eigenhändig geschrieben sind. Da sich dieselben auch nach Form und Inhalt dem Text des gebundenen Manuskripts anschließen, so könnte gefolgert werden, daß dieses nur als Reinschrift eines vom Kurprinzen verfaßten Konzepts anzusehen sei. Solche Annahme verbietet sich aber, weil wiederholt, z. B. bei der Erzählung des Abschieds von Rom, von den „hohen Vorzügen“, der „unglaublichen Beliebtheit“ des Prinzen ꝛc. die Rede ist. Wir werden demnach folgern dürfen, daß Tagebücher des Prinzen die Grundlage des Textes bildeten, die Reinschrift aber von Triva oder einem anderen Sekretär redigiert wurde.

Das gebundene Manuskript ist mit neun Tuschzeichnungen, welche künstlerischen Wert nicht beanspruchen können, ausgestattet; von wem dieselben herrühren, ist nicht zu konstatieren. Das erste Blatt bringt ein Porträt des Kurprinzen, das von Genien getragen wird, mit der Devise „Nunc viator, demum victor“. Die übrigen Illustrationen stellen besonders bemerkenswerte Reiseepisoden dar, die Aufwartung der venezianischen Deputierten, das dem Kurprinzen in Murano gegebene Festmahl, den im Canale grande aufgerichteten Triumphbogen, die Festregatta, die erste Audienz beim Papste, den Besuch des Hospitals zur heiligen Dreifaltigkeit in Rom, die Vorstellung im großherzoglichen Palast zu Florenz, eine Kavalkade auf der Piazza Santa Maria Novella; die Szenen sind offenbar nach der Natur aufgenommen, Aehnlichkeit der Porträte ist wenigstens angestrebt. Auch ein Grundriß des Palastes in Chievo, wo der Kurprinz beim Eintritt in Italien Quarantäne halten mußte, und der anstoßenden Gärten ist beigeheftet.

Was nun den Text betrifft, so kann freilich nicht behauptet

werden, daß damit ein wichtiger Beitrag zur Reiselitteratur des vorigen Jahrhunderts geboten wäre. Alles, was hier geschildert wird, kennen wir besser aus eingehenderen Darstellungen welterfahrener und kunstverständiger Reiseschriftsteller. Allein unserem Bericht verleiht nicht bloß die Persönlichkeit des Verfassers erhöhtes Interesse, sondern manches davon wird auch für politische und Kulturgeschichte mit Nutzen verwertet werden können.

Die Reisen fürstlicher Personen hatten bekanntlich damals anderen Charakter und andere Bedeutung als heute. Dies erhellt schon daraus, daß überaus weitläufige diplomatische Verhandlungen vorauszugehen pflegten, wodurch über die einzuschlagenden Straßen, Quartier, Verpflegung, Besuche und vor allem über die an den Höfen von Gast und Wirt zu respektierende Etikette jede Einzelheit festgesetzt wurde.

Dies war auch der Fall, als im Sommer 1715 am Münchener Hofe beschlossen worden war, den Kurprinzen auf Reisen gehen zu lassen. Erst kurz vorher war Max Emanuel in seine durch den Rastatter Frieden restituirten Kurlande zurückgekehrt. Kaiser Karl hatte seine Bereitwilligkeit zur Aussöhnung mit dem bayerischen Hause dadurch kundgethan, daß er im Februar 1715 dem bisher zu Graz in Haft gehaltenen Kurprinzen den Orden vom goldenen Vließ feierlich überreichen ließ. Zu festerer Knüpfung freundschaftlicher Beziehungen mit dem Wiener Hofe sollten auch die Unterhandlungen wegen der Reise des Kurprinzen Karl Albert nach Italien benutzt werden. Da österreichisches Gebiet zu passieren war, mußte man sich der Zustimmung des Wiener Hofes versichern; daß dies aber, wie der im Hausarchiv verwahrte umfangreiche Akt [1] ersehen läßt, auf so umständliche Weise geschah, erklärt sich daraus, daß schon damals das Projekt einer Verbindung des bayerischen Prinzen mit einer Erzherzogin in München wie in Wien in Erwägung gezogen ward. Nachdem der für Bayern gewonnene Beichtvater des Kaisers, P. Tennemann, einleitende Schritte gemacht hatte, wandte sich Max Emanuel am 7. August 1715 unmittelbar an den Kaiser. Da dem Kurprinzen bisher so väterliche Teilnahme bewiesen worden sei, richte der Vater vertrauensvoll an den erhabenen Gönner eine Bitte. Der Prinz habe „nit allein über seine zu End gebrachte studia juridica, sondern beynebens über die gantze philosophiam, ethicam, geographiam und studium historico-politicum et politico-historicum

[1] Bayerisches geheimes Hausarchiv: Korrespondenzakt über die Reise des Kurprinzen Karl Albert nach Italien 1715 und 1716 (Nr. 718).

in synopsi eine mündliche solche relation bey Gegenwart meiner geheimben Rhät in zierlich lateinischer expedierter Sprach abgelegt, daß ich und diese hierÿber in Verwunderung kommen"; nun soll er „zu einer mehreren Weltbelehrung" eine Reise nach Italien machen, und der Kaiser möge diesem Unternehmen gnädige Förderung zuwenden. Bald lief aus Wien die schmeichelhafteste Zusage ein, und auch in Italien wickelten sich alle Vorbereitungen glücklich ab, so daß der Kurprinz, von seinen jüngeren Brüdern und einem Gefolge von mehr als fünfzig Personen begleitet, am 3. Dezember die Reise antreten konnte.

Ueber die Anfänge derselben, den Aufenthalt in Altötting, dem bayerischen Loretto, in Salzburg, Innsbruck, Brixen und Trient, worüber das deutsche Diarium eingehende Nachrichten enthält, geht der Bericht des Kurprinzen ziemlich rasch hinweg; dagegen werden ausführlich die Schwierigkeiten und Drangsale geschildert, welche die Quarantäne im Schloß Chievo nahe bei Verona mit sich brachte. Vom 21. Dezember bis zum 29. Januar mußten der Prinz und alle seine Begleiter in den engen Räumen jenes Schlosses weilen, bis endlich den Venezianern die Furcht benommen war, daß durch die deutschen Gäste die Pest in ihr veronesisches Gebiet eingeschleppt werden könnte. Das Diarium erzählt viele teils verdrießliche, teils drollige Episoden zum Beweis, wie streng es mit der Kontumazhaft gehalten wurde. Der von der Signoria zur Begrüßung des Gastes abgeschickte Marchese Frisimelica strauchelte bei der Verbeugung und berührte im Fallen den Mantel des bayerischen Obersthofmeisters Grafen Wels — da riefen sofort die Quarantänewächter, der Marchese sei angesteckt und müsse jetzt ebenfalls in Chievo die Kontumaz überstehen; es war aber, setzt der Berichterstatter hinzu, nur eine wohl ersonnene Komödie, um den Gästen einen Aufseher zugesellen zu können. Der Marchese erbat sich auch als ganz besondere Ehre, in unmittelbarer Nähe des Prinzen sein Zimmer nehmen zu dürfen, und plötzlich wurde durch einen Zufall entdeckt, daß er, der nur Italienisch zu verstehen vorgab, des Deutschen völlig mächtig war. Als während der Fahrt nach Chievo an einem Wagen des bayerischen Gefolges ein Rad gebrochen war, konnte nur die Drohung, daß die gefürchteten Deutschen in die Häuser der nach allen Seiten flüchtenden Bauern eindringen würden, wenigstens einen Beherzteren bewegen, das Rad einzurichten; Trinkgeld nahm er nur unter der Bedingung an, daß es die Leute des Prinzen in eine mit Wasser gefüllte Schale werfen sollten. Der Kurprinz selbst scheint über die lange Haft weniger ungehalten gewesen zu

sein als sein Gefolge; es war ihm dadurch Gelegenheit geboten, seinem Lieblingsvergnügen nachzugehen. Er ließ in einem Saale ein einfaches Theaterchen aufschlagen, und nun kamen fast alle Tragödien Corneilles zur Aufführung, wobei der Kurprinz selbst in jedem Stücke die Hauptrolle übernahm, die übrigen Rollen seinen Kavalieren einstudierte. Karl war auch Musikfreund und schwelgte schon in der Hoffnung auf die in Italien zu erwartenden Genüsse; vorerst mußte er sich freilich damit begnügen, daß ihm der Stadtrat von Verona hie und da eine Serenade außerhalb der Parkmauer veranstalten ließ.

Die Gefangenen glaubten, daß die Erlösungsstunde gekommen sei, als der Kommandant von Verona, Conte Pasqualigo, mit großem Gefolge in Chievo eintraf. Ueber den Prunk, der dabei entfaltet wurde, und insbesondere die endlosen Zeremonien, welche die Begrüßung begleiteten, berichtet das Tagebuch mit gewissenhaftester Ausführlichkeit. Allein auch dieser Besuch brachte noch nicht die Befreiung. Erst am 29. Januar wurde Seine Hoheit in festlichem Zug nach Verona abgeholt. Es würde viel zu weit führen, all die Festlichkeiten und Vergnügungen aufzuzählen, womit die Behörden und der Adel des venezianischen Gebiets ihren Gast zu ehren und zu ergötzen suchten. Den mannigfaltigsten Wechsel boten die Vergnügungen in Venedig selbst, wo der Prinz am 2. Februar anlangte. Bald darauf traf der Kurprinz von Sachsen ein, und wenn auch hierbei die strengste Etikette festgehalten wurde, so entwickelte sich doch ein ziemlich freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden deutschen Prinzen, die wenige Jahre später durch Heirat mit habsburgischen Prinzessinnen verschwägert werden und nach ein paar Jahrzehnten durch ihre Ansprüche auf das Erbe Karls VI. den österreichischen Erbfolgekrieg entfachen sollten.

Karl Albert bewohnte in Venedig den am Canale grande gelegenen Palast des Prokurators Pisani, dessen Familie schon dem Vater des Prinzen gastliche Herberge gewährt hatte.[1] Ein Pisano (Alvise, der nachmalige Doge) befand sich auch unter den vier Nobili, welche die Republik als ständige Begleiter dem Prinzen zur Seite gab. Im „Historischen Merkurius", einer in Augsburg monatlich erscheinenden Zeitung, welche über die Reise der Prinzen von Sachsen und Bayern von Zeit zu Zeit Nachrichten brachte, wird erzählt, daß sich insbesondere der sächsische Prinz umsonst bemühte, von dieser „verdrüßlichen Höflichkeit" befreit zu werden.

[1] Auch in der Schilderung des Aufenthalts in Venedig im Jahre 1737 gedenkt Karl Albert der treuen Anhänglichkeit der Pisani an das bayerische Haus (Oefele, S. 196).

„Die Ursachen davon sind leicht zu errathen, weil außer die Aestime, so die durchlauchtigste Signoria vor solche große Herren zu haben hierdurch bezeugen will, selbige durch diese subtile Politique gar leicht Alles von diesen vier Schutzengeln, so zu reden, erfahren kann, was in dem Palast derselbigen und anderswo vorgehet und wer diejenigen von ihren Unterthanen, dero Nahmen und Qualitäten, so mit einem dergleichen großen Herren einigen Umgang pflegen.“ Ueber Visiten und Gegenvisiten, Besichtigung der vielen herrlichen Kirchen der Lagunenstadt, Ausflüge nach benachbarten Inseln, Schauspiel- und Opernaufführungen wird sorgfältig Buch geführt, leider ohne auf Beobachtungen und Beurteilungen näher einzugehen. Häufig verkehrte der Prinz maskiert im frohen Menschengewühl des Markusplatzes; eines Tages führten die bayerischen Herren als Gondelieri verkleidet allerlei tolle Streiche aus. Mit besonderer Befriedigung erzählt die Reisechronik vom Besuch des berühmten Arsenals. „Um 8 Uhr morgens fanden sich die vier zur Begleitung ausersehenen Nobili in den Gemächern Seiner Hoheit ein und führten ihn und seinen Hofstaat zu dem überaus umfangreichen Etablissement. Beim Eintritt empfing dieselben Kavalier Bembo, der gerade in dieser Woche als Gouverneur der Anstalt aufgestellt war. Auch mehrere Damen aus Venedig hatten sich eingefunden. Als Seine Hoheit aus der Gondel gestiegen war, reichte er der Madame Elena Grimani die Hand und jeder von seinen Kavalieren einer von den übrigen Damen. Dann durchschritten die Paare das ganze Arsenal, gefolgt von zwanzig Gardisten des Gouverneurs; dieser selbst, mit schwarzer Robe angethan, ging Seiner Hoheit zur Seite, vor ihnen her schritt der Admiral oder Pilot der Republik, der eine Robe von scharlachrotem Atlas mit goldenen Blumen trug. Eine Abteilung Trompeter und Trommler mit dem Banner des St. Markus an der Spitze eröffnete den Zug, und eine große Menge von venezianischen Nobili, fremden Edelleuten, Damen und venezianischem Volk, dem man freien Zutritt gestattet hatte und das mehr aus Neugierde, um den Prinzen zu sehen, als des gewohnten Schauspiels wegen herbeigeströmt war, begleiteten Seine Hoheit auf dem ganzen Rundgang. Zunächst gab es folgendes zu sehen. Ein Mann schwang sich aus stattlicher Höhe zur Tiefe mit Hilfe eines Seils, an welchem er festgemacht war, ganz auf die nämliche Weise, wie es im Karneval auf dem Markusplatze zu geschehen pflegt. Dann führte man Seine Hoheit in einige große Räume, wo sich die Schmelzöfen zum Guß von Ankern und Kanonen befanden. Nachdem der Gouverneur auf alles Nötige aufmerksam gemacht hatte, ließ er vor den

Augen des Prinzen glühendes Erz in ein Kanonenmodell einlaufen. Dann wurde der Prinz in einen Raum geführt, wo man das Rohr polierte und sodann mittels einer genial erfundenen Maschine ausbohrte, endlich in einen anderen Raum, wo man das Stück auf sein Kaliber prüfte. Alle diese Arbeiten wurden in Gegenwart des Prinzen vollzogen. Nach Besichtigung der Salpetersiederei kam man in ein geräumiges Lokal, wo alle erdenklichen Sorten von Tauen, wie sie auf Kriegsschiffen nötig sind, angefertigt wurden; während der Anwesenheit des Prinzen wurde ein gewaltiges Tau, das einen halben Fuß im Durchschnitt und eine Länge von mehr als 450 Fuß hatte, gewunden; es waren mit dieser Arbeit mehr als 100 Männer beschäftigt. Nachdem alles besichtigt war, bestieg man einen Balkon und genoß hier das Schauspiel, wie eine Galeere ins Wasser gestoßen wird; auch diese Arbeiten gelangen aufs beste. Dann wurde der Prinz in die Magazine geführt, wo Waffen von allen Arten aufgestapelt sind, und wo man die Sauberkeit, die geschickte Aufstellung und die ungeheure Menge von Panzern, Lanzen, Musketen, Helmen, Degen, Sattelzeug und Kriegsinstrumenten aller Art bewundern mußte; die Vorräte würden genügen, um eine ganze Armee zu Lande und zur See auszustatten. Hier ruhte der Prinz kurze Zeit aus, da ihn der zurückgelegte Weg ein wenig ermüdet hatte. Dann durchschritt man die Tischlerwerkstätten, wo alles zur Ausrüstung eines Kriegsschiffs nötige Holzwerk fabriziert wird; natürlich konnte man eben nur im Vorübergehen davon Einsicht nehmen. Sodann gelangte man auf einen Platz, wo Zimmerleute beschäftigt waren, alle erdenklichen Lafetten für Feld- und Schiffsgeschütze herzustellen. In der Nähe lag auch ein Fahrzeug von außergewöhnlicher Größe bereit, das an diesem Tage und zwar durch Seine Hoheit als Paten getauft werden sollte; es mochte wohl 140 Fuß lang und 40 Fuß hoch sein. Eine breite Treppe, über welcher sich weiße Segel blähten, führte aufs Deck; davor erhob sich eine Art Portikus oder Triumphpforte, mit Statuen und Büsten geschmückt, alles aus bemalter Leinwand hergestellt. Als der Erste stieg Seine Hoheit hinan, die Damen und die Edelleute folgten ihm auf das Deck, wo die Geistlichen schon für die erforderlichen Zeremonien eine Art Altar aufgerichtet hatten. Nachdem sie ein paar Psalmen abgesungen hatten, fragten sie Seine Hoheit, welchen Namen künftig das Schiff tragen sollte; dieser erwiderte: ‚Der triumphierende Löwe.‘ Nun hielten die Priester, Hymnen singend, einen Umzug auf dem Deck, segneten das Schiff, gaben ihm den Namen Leo triumphans und lasen zum Schluß noch ein Kapitel aus dem Evangelium des

heiligen Matthäus. Hierauf verließ Seine Hoheit das Schiff und stieg, von allen Damen begleitet, hinab zu den Gondeln des Dogen, die in der Nähe bereit lagen, um den Prinzen auf die eigentliche Werft zu bringen, d. h. dem für den Bau der Kriegsschiffe bestimmten Platz, wo dieselben geteert und mit Werg ausgestopft werden. Sodann kam man zu dem Lagerhaus, wo der Bucintoro aufbewahrt wird. Der Prinz, sämtliche Damen und viele venezianische und fremde Edelleute bestiegen die Galeere; aber kaum waren sie auf Deck angelangt, wurden die Tragebalken und anderen Maschinen, die das berühmte Fahrzeug über Wasser hielten, weggestoßen, und fast unvermerkt nahm das Schiff seinen Kurs nach der See, während am Ufer die Trompeter eine Fanfare bliesen, die Tamboure anschlugen und eine unzählige Menge ‚Viva sua altezza serenissima!‘ rief. Endlich wurde der Prinz in die Waffenkammer nahe am Eingang ins Arsenal zurückgebracht. Hier hatte Kavalier Bembo ein reiches Frühstück bereit gestellt. Seine Hoheit nahm hier mit den Damen — es waren ihrer mehr denn dreißig — Platz und blieb ungefähr eine Stunde. Im großen Saale drängte sich eine so zahlreiche Menge von venezianischen und fremden Kavalieren, daß man sich kaum noch bewegen konnte. Auch Musik ließ sich zu Ehren Seiner Hoheit hören. Als das Stück verklungen war, trat der Prinz ans Fenster, um die Spiele des Herkules mitanzusehen, welche von den Gondelieren, die den Namen Castellani tragen, aufgeführt wurden. Zu diesem Behuf war an der Mündung des Kanals ein kleines Theater aufgeschlagen. Erst gegen 5 Uhr abends war alles zu Ende. Seine Hoheit sprach dem Gouverneur für die hohe Auszeichnung, die ihm zu teil geworden war, seinen Dank aus, bestieg seine Gondel und verließ das Arsenal, während alle Musketiere die Büchsen abfeuerten. Noch am nämlichen Abend gab der Prinz sieben oder acht Damen, die an der Arsenalwanderung teilgenommen hatten, desgleichen seinen Ehrenbegleitern, den vier Nobili, und dem Gouverneur des Arsenals ein Souper.“

Auch von einem Besuch der Glasbläser in Murano entwirft das Tagebuch eine lebendige Schilderung, welche freilich mit besonderer Vorliebe wieder bei dem glänzenden Festgelage, welches die bayerischen Gäste mit den ersten Vertretern des venezianischen Adels vereinigte, verweilt. Nach einem Trinkspruch auf den Ehrengast der Republik wurden alle Gläser an die Wände geschleudert; dann wurde die Tafel aufgehoben und nun erst auch den übrigen, aus der Stadt gekommenen vornehmen Venezianern Zutritt gewährt. Es waren mehr denn hundert Edelleute und fünfzig Damen an-

wesend; „das Gefunkel ihrer Edelsteine überstrahlte noch den Schein der unzähligen Lichter und Fackeln, womit alle Gemächer erhellt waren“. Der von Pollaroli komponierten Serenade, welche in einem Amphitheater von einigen dreißig Musikern aufgeführt wurde, lag das Programm zu Grunde „Serenada da recitarsi in musica l'anno 1716 in Murano“. Die Heimfahrt erinnerte an ein Zaubermärchen. Nicht bloß alle Gondeln waren festlich beleuchtet, sondern auch am Gestade der Kanäle, welche die Kavalkade zu passieren hatte, waren Feuerzeichen aufgestellt, und im großen Kanal erstrahlten alle Paläste im hellsten Lichterglanz.

Nicht minder prächtig verlief die Regatta, welche zu Ehren des Prinzen veranstaltet wurde und zu welcher die Vornehmen und Reichen der ganzen Stadt ihre Hausgondeln mit verschwenderischem Luxus schmückten. Die Ausführlichkeit, womit in unserem Tagebuch alles und jedes beschrieben wird, verrät das Interesse des Verfassers sowohl an den Wettkämpfen als an dem dabei entfalteten Prunk.

Am 11. März verließ Karl Albert Venedig und fuhr zu Schiff nach Ferrara. Auch auf päpstlichem Gebiet wurde der Prinz, obwohl er nur inkognito als Graf von Trausnitz auftrat, mit aller Auszeichnung empfangen, wie es die Intimität der auch während des Erbfolgekriegs nicht gestörten Beziehungen des kurbayerischen Hauses zum römischen Stuhl dem Papst zur Pflicht machte. In Bologna traf der Reisende seine Tante, die Großherzogin-Witwe von Toskana, eine Schwester seines Vaters; auch die jungen Prinzen von Modena fanden sich ein, so daß der Aufenthalt in der „Stadt der heiligen Katharina“ mehr den Charakter eines fröhlichen Familienfestes trug.

Ueber Forli, Pesaro, Ankona, Foligno, Vignano ging es dann nach Rom, dem eigentlichen Ziel der Reise. Hier wohnte der Prinz im Hause des bayerischen Agenten Abbé Scarlatti, des dritten in der Reihe der fünf Mitglieder dieser Familie, welche von 1678 bis 1765 Bayern am päpstlichen Hofe vertraten. Günstiges Zeugnis vom Kunstsinn des Prinzen gibt die detaillierte Beschreibung, welche er von den ihm angewiesenen Gemächern gibt, den Gobelins, Gemälden rc., womit dieselben ausgeschmückt waren. Ueber die Edelleute und Prälaten, welche sich — obwohl der Prinz auch in Rom sein Inkognito beibehielt — zur Aufwartung einfanden, wurde genauestens Liste geführt. Es schmeichelte ihm offenbar nicht wenig, daß bei seiner ersten Ausfahrt nach St. Peter der weite Platz vor der Kirche mit vielen hundert Karossen vornehmer Römer, welche dem Gast ihrer Stadt das Ehrengeleit geben wollten, besetzt

war. Natürlich wird die erste Audienz beim Papst mit ihrem zeremonienreichen Gepränge bis zum kleinsten herab geschildert, denn neben der Vorliebe für Pracht und Glanz treten Frömmigkeit und Ergebenheit gegen die Kirche als Hauptzüge im Charakter des bayerischen Fürstensohnes hervor. Der Beichtvater, der ihn auf der Reise begleitete, ein Jesuit, P. Franz Waldner, schrieb an den Kanzler Unertl, in allen italienischen Städten, ja in Rom selbst habe der Andachtseifer des Prinzen allgemeine Aufmerksamkeit erregt, wie denn auch alle einig im Urteil, daß er „sowohl eine rechte hochfürstliche Gravität als zugleich eine gegen jedermann gnädigste Angenehmlichkeit habe".[1] Deshalb wurden nicht bloß die Kunstschätze, sondern auch die Reliquien der vielen Kirchen Roms besichtigt und pietätvoll beschrieben. Nur einmal steigt im frommen Besucher ein kritisches Bedenken auf; da ihm in St. Peter unter anderen Kostbarkeiten auch das Haupt des heiligen Sebastian gezeigt wird, konstatiert er mit leiser Ironie, daß noch ein zweites Haupt jenes Heiligen in einer Kirche in Bayern gezeigt werde. Auch von den kleinen Geschenken des Papstes wird mit ersichtlicher Genugthuung Notiz genommen. Vielen Kardinälen wurden Besuche erstattet, desgleichen den bedeutenderen Klöstern und Spitälern, wo er mehrmals, um einen Beweis frommer Demut zu geben, Arme und Kranke bei Tisch bediente. Um, wie er ausdrücklich hervorhebt, dem römischen Adel ein gutes Beispiel zu geben, suchte er in der Karwoche nicht zu Wagen, wie es bei den vornehmen Römern Sitte war, sondern zu Fuß die heiligen Gräber in den verschiedenen, weit zerstreuten Kirchen Roms auf und betete in den Kirchen inmitten der Volksmenge. Der heilige Vater war über den frommen Eifer, den der deutsche Prinz so demonstrativ an den Tag legte, hoch erfreut und schickte täglich — damit das Inkognito des Prinzen gewahrt bleibe — an Abbé Scarlatti „für den in seinem Hause wohnenden Gast" Wein, Austern und leckere Fastengerichte. Aber auch durch Wohlthätigkeit und Freigebigkeit machte sich der Prinz in der Weltmetropole populär. Am Karsamstag, erzählt er, liefen ihm die Armen so massenhaft zu, daß der ganze Apostelplatz angefüllt war, aber jeder von den Tausenden empfing einen Groschen und einige Lebensmittel — eine gefährliche Zumutung für die Reisekasse. Nachdem die glänzenden Kirchenfeste der Osterwoche verrauscht waren, fand der Prinz mehr Muse, die Denkmäler der antiken Kunst, die Galerien und die berühmtesten Paläste zu besichtigen; das deutsche Diarium hebt hervor, daß er sich auch den

[1] Bayerisches geheimes Hausarchiv: Korrespondenzakt über die Reise 2c.

Besuch dieser geweihten Stätten mit fast allzu hitzigem Eifer angelegen sein ließ und, um aus der edeln Augenweide den besten Nutzen zu ziehen, zu Hause über alles Geschehene die besten Beschreibungen nachlas. Die Bemerkungen des Tagebuchs über das Kolosseum, das Forum, die Triumphpforten und andere Werke der Alten verraten wenigstens warmes Interesse, und aus den Schätzen der Museen werden in der Regel ein paar wirklich hervorragende Meisterwerke namhaft gemacht. Wenn es notwendig schien, Körper und Geist zu erfrischen, folgte der Prinz Einladungen der Nobili zur Jagd auf Landgütern außerhalb Roms.

Am 28. April wurde die Reise nach Neapel über Terracina und Gaëta angetreten. In Neapel bot der Vicekönig, Graf Daun, Quartier im königlichen Palast an, Karl blieb jedoch, um sein Inkognito zu wahren, im Kloster auf dem Monte Oliveto. Das Inkognito schloß aber auch hier Visiten und Gegenvisiten in großer Zahl und glänzende Feste nicht aus. Mit gläubiger Pietät beschreibt Karl ausführlich den bekannten Akt des Flüssigwerdens des Blutes des heiligen Januarius; mit Entzücken erfüllt ihn das andächtige Schweigen der unzählbaren Volksmenge während der ganzen Feier, nur der Wahn der guten Leute, Gott Vater müsse erst den heiligen Januarius bitten, das Wunder zu wirken, erscheint ihm „einfältig oder abergläubisch“. Auch den Sehenswürdigkeiten Neapels, Kirchen und Schlössern, Bilder- und Reliquienschätzen, Gärten und Schiffswerften, sowie den Aussichtspunkten der Umgebung, wird eingehende Schilderung gewidmet. Zuletzt wurde noch der Vesuv erstiegen, und obwohl sich der Vulkan gerade in lebhafter Thätigkeit befand, drang der Prinz bis zum Krater vor, so daß ein Schöngeist — wie das Tagebuch konstatiert —, „erstaunt wie alle anderen über den tapferen Entschluß Seiner Hoheit“, ein lateinisches Epigramm verfaßte, das die Frage offen läßt, ob Cäsar, der die stürmischen Fluten des Meeres durcheilte, oder Karl, der bis zu den stygischen Schlünden sich wagte, größeren Mut an den Tag gelegt habe. In manche Szene des Aufenthaltes in Neapel spielte auch ein politisches Element herein; so z. B. konnte es nur als artige Anspielung aufgefaßt werden, wenn die Zöglinge des adeligen Seminars einen Tanz aufführten, dessen Verschlingungen ein Allianzwappen, das bayerische Wappen gepaart mit dem habsburgischen, darstellten. Freilich trat gerade damals ein Ereignis ein, das alle Hoffnungen, welche an die projektierte Heirat des Prinzen hätten geknüpft werden können, aussichtslos zu machen schien. Gerade als der Prinz vom Vesuv zurückkehrte, veranstaltete das Munizipium der Stadt Beleuchtung und Feuerwerk zu Ehren der

Geburt eines männlichen Sprossen des habsburgischen Hauses eines Sohnes des Kaisers Karl, Leopold.

Auch in Rom reihte sich aus Anlaß dieses Ereignisses während der Abwesenheit des Prinzen Fest an Fest. Nach seiner Zurückkunft besuchte Karl sofort mehrere Kirchen, um für das Wohlergehen des kaiserlichen Sprossen zu beten und den prächtigen Aufputz, den man eigens deshalb den Kirchen belassen hatte, zu besichtigen. Diesmal hatte er auch Gelegenheit, einem Konsistorium beizuwohnen, das die Seligsprechung des Jesuiten Johann Franz von Regis aussprach, und einem anderen, wobei dem neu ernannten Kardinal Spinola der Mund geöffnet wurde. Wieder besuchte der Prinz, vom besten Kenner der Antike, dem Prälaten Bianchini, geführt, die hervorragendsten Kunstsammlungen, wieder wurden ihm zu Ehren von Graf Bolognetti, Marquise Gabrielli, Fürst Borghese und anderen Großen Bankette, Jagden und andere Feste veranstaltet; Kunststudien, Andachtsübungen und Vergnügungen füllten wechselweise noch einige Wochen aus. Als Karl endlich Rom verließ, umringte eine große Volksmenge den Wagen, „da man nicht ohne Betrübnis einen Fürsten scheiden sah, der so trefflich verstanden hatte, den Beifall und die allgemeine Anerkennung der Bevölkerung zu erwerben, sowohl durch reiche Almosenspenden an die Armen, als durch öffentliche Beweise von Frömmigkeit und andere große Vorzüge, die ihm eigen sind und die ihn gleichermaßen zum Liebling des Adels wie des Volkes von Rom machten".

Im Postwagen reiste der Prinz nun über Caprarola und Siena nach Florenz, wo er, um sein Inkognito zu wahren, nicht im Palazzo Pitti, wo ihm der Großherzog Gemächer anbot, sondern im Palast des Herzogs von Salviati abstieg. Aus den großherzoglichen Küchen und Gärten wurden aber Speisen und Lebensmittel aller Art in ungeheuren Massen in das Quartier des Gastes geliefert. Mit ersichtlicher Genugthuung schildert das Tagebuch, welch hohe Achtung am Hofe zu Florenz die Etikette genieße. Hier gab es auch wieder treffliche Opernaufführungen. „Das Theater war sehr klein, aber sauber gehalten, und der ganze Adel war anwesend. Die Musik von Scarlatti konnte nur vortrefflich genannt werden, und das gleiche Lob gebührte den Mitwirkenden; während der ganzen Aufführung nahm aber Vivatrufen, mit den Füßen scharren und mit den Händen klatschen kein Ende; es ist das eine Unsitte, welche sich in allen italienischen Theatern eingenistet hat und selbst durch die Anwesenheit der Souveräne nicht mehr gehemmt werden kann, mit Ausnahme von Neapel, wo

man nicht wagt, solchen Lärm zu machen, wenn der Vizekönig zugegen ist."

Ein eigenartiges Fest wurde in der Arnostadt am Tage des heiligen Johannes des Täufers, des Schutzheiligen von Florenz und ganz Toskana, gefeiert. „Der Großherzog begab sich auf den großen Platz und ließ sich hier auf einem Throne nieder, um die Huldigung der Stadt Siena und aller anderen Burgen und Städte seines Staates entgegenzunehmen. Der Kurprinz mit der Großherzogin, der Großmeister, Chevalier Santini und andere nahmen Platz auf einem Balkon der alten Signoria, der mit einem Baldachin bedeckt war. Ein Herold, der zur Seite des großherzoglichen Thrones stand, begann die Zeremonien, indem er einige Verse zum Lob des heiligen Johannes Baptista ablas, dann rief er mit lauter Stimme die Abgeordneten der Städte und Schlösser zur Huldigung auf, und zwei Trompeterfanfaren gaben das Signal zum Auftritt der Gesandten. Ein jeder war beritten und trug ein Banner mit dem Wappen oder einem anderen Abzeichen des betreffenden Ortes. Nach einem langsamen Umzug um den ganzen Platz ritten sie an den Thron des Großherzogs heran, dann umritten sie noch dreimal den Platz, wobei einer dem anderen zuvorzukommen trachtete, ja sogar die Herren Gesandten, wie es die Sitte oder Unsitte erheischte, sich mit den Fahnenstangen weidlich zerklopften. Dann nahte sich der Vertreter von Siena an der Spitze der Uebrigen, eine große silberne Vase tragend, aufs neue dem Throne. Ohne vom Pferde abzusteigen, verbeugte er sich vor dem Großherzog und erklärte mit kurzer Rede, die Stadt und Republik Siena huldige hiermit dem Großherzog von Toskana, lege aber feierlichen Protest ein, daß damit eine Abhängigkeit von der Republik Florenz zugestanden sei. Dann machten sämtliche Abgeordnete des Gebietes von Siena einen dreimaligen Umritt um den Platz. Ihnen folgten berittene Livreediener mit silbernen Kredenztellern als Zeichen der Huldigung für die Lehen, welche ihren Herren vom Großherzog übertragen waren. Dann kamen Waisenkinder mit Blumentöpfen. Hinter ihnen wurden drei große Türme auf einem von sechs Ochsen gezogenen Wagen herangefahren; sie galten als Vertretung der drei Städte, welche der verstorbene Großherzog in Besitz genommen hatte. Dann folgten die Pferde oder Barben, welche an dem für den Abend festgesetzten Wettrennen teilnehmen sollten; sie waren reich geschmückt mit Bändern von verschiedenen Farben und mit kostbaren Satteldecken, die man bei der Vorführung vor den Thron des Fürsten wegnahm. Endlich erschien noch der Wagen des heiligen Johannes Baptista,

deshalb so benannt, weil auf hohem Turme ein Mann festgebunden war, der nur mit einem Leopardenfell bekleidet war, in der einen Hand ein kleines Kruzifix hielt und mit der anderen fortwährend Segen spendete, jedoch auf eine Weise, die so stark an Maskerade erinnerte, daß sie mehr zum Lachen reizte, als Respekt einflößte. Hinter diesem Wagen schritten paarweise Gefangene mit blauen Hüten einher; es waren nur solche, welche Schulden halber in Haft geraten waren, heute aber zu Ehren des Festes freigegeben wurden. So ging der Aufzug vor sich, dann verließen die Kürassiere unter Führung ihres Kapitäns, des Herzogs von Salviati, den Platz, und der Großherzog begab sich inmitten seiner Garden in die Kirche des heiligen Johannes, wo ein feierliches Hochamt gelesen wurde."

Mit dem Aufbruch des Kurprinzen von Florenz schließt die Reinschrift des Tagebuchs. Auf den eigenhändig vom Prinzen beschriebenen Bogen wird noch, wie erwähnt, die Heimreise über Livorno, Genua, Mailand und Innsbruck geschildert. In Livorno wurde das Geburtsfest des Vaters des Kurprinzen (11. Juli) auf eigentümliche Weise gefeiert. Der Kommandant veranstaltete nämlich ein großes Trinkgelage; weil man andere Musiker nicht zur Verfügung hatte, vollführten einige Dutzend Trommler bei jedem Toast auf das Wohl des Kurfürsten von Bayern einen Höllenspektakel, und dieser Lärm und der reichliche Weingenuß versetzten die ganze Gesellschaft in „eine sehr animierte Stimmung". Die Stadt Genua veranstaltete zu Ehren ihres fürstlichen Gastes einen originellen Ball mitten auf dem Meere, indem auf acht aneinander gekuppelten Galeeren ein ungeheurer, festlich beleuchteter Tanzsaal hergestellt war. Nicht bloß mehrere Musikkorps, sondern auch die Kanonen der Citadelle und sämtlicher im Hafen liegender Kriegsschiffe spielten zum Tanze auf, und von Zeit zu Zeit erstrahlte die ganze Marmorstadt in farbigem Licht. Den Schluß der vielen Feste, welche während der Reise des Kurprinzen in Italien zu verzeichnen waren, bildete eine zauberhafte Beleuchtung der Arena in Verona.

Zur Verherrlichung der unter dem blauen Himmel Italiens verlebten genußvollen Tage fand sich auch ein Poet. Dem Archivfaszikel, der die auf die Reise bezüglichen Korrespondenzen und Rechnungen enthält, ist ein umfangreiches Poem beigebunden, „Wettstreit der vornehmbsten Stätt in Italien", welche wechselweise rühmen, welche Freuden sie dem hohen Reisenden zu bieten hatten; zuletzt tritt das kleine Starnberg auf und spricht:

„Was ihr da rühmt, sind fremde Dinge:
Mein Apfel freut mich mehr als Bäum' in fremdem Garten,
Der Freud' des Eigentums all andre Freude weicht;
Ich hab', was seine ist, allein ihm dargereicht,
Und was er Hohes sonst für sein und eigen acht' —
Mit seinem Vaterland gab ich ihm alles wieder."

Im folgenden Jahre (1717) gingen Kurprinz Karl und sein Bruder Ferdinand mit einem bayerischen Hilfskorps nach Ungarn, und auch im Jahre 1718 nahmen die beiden Prinzen an den Kämpfen mit den Türken teil. Wahrscheinlich hat Karl auch über diese Kriegszüge Aufzeichnungen gemacht; es sind uns aber nur ziemlich dürftige Diarien erhalten, welche nicht vom Prinzen selbst herzurühren scheinen. Dagegen sind dem betreffenden Archivalakt[1] eigenhändige Aufzeichnungen des Prinzen über die wichtigsten Vorfälle der Jahre 1723 und 1724 (Petite remarque des révolutions de la fin de l'année 1723, und Remarque de ce qu'il s'est passé de remarquable 1724) beigefügt, welche aber nur allgemein Bekanntes über politische Ereignisse, die Abdankung Philipps V. von Spanien, die Papstwahl Benedikts XIII. u. a., enthalten und mithin als wertlos übergangen werden dürfen. Einiges Interesse bietet das beiliegende eigenhändige Konzept einer humoristischen Fastnachtspredigt, welche der Prinz wohl gelegentlich einer sogenannten „Wirtschaft" — die Eingangsworte lauten: „In nomine sponsi et sponsae, utriusque hospitis et peregrinorum et omnis populi, Amen" — gehalten haben mag; sie ist artig mit allerlei Versen und klassischen Citaten aufgeputzt und liest sich nicht übel.

Wichtiger ist ein anderer Fund: eigenhändige Aufzeichnungen des Kurfürsten über die Reise von München nach Mölk im Juni 1739. Auch diesem Tagebuche war ein wunderliches Geschick beschieden. Es umfaßt achtundvierzig Oktavblätter, wovon vierzig beschrieben sind, ist in roten Pappdeckel gebunden und trägt auf dem Rücken die Ueberschrift „Voyage par Melk", auf dem vorderen Deckblatt das Preysingsche Wappen in Golddruck mit der Ueber-

[1] Bayerisches geheimes Hausarchiv: Ihrer Durchlaucht des Churprinzens Carl Albrechts und Herzog Ferdinands Reiß nacher Wien und Ungarn betr., 1717—1718 (Nr. 720). Der Akt enthält ein interessantes, von Max Emanuel eigenhändig geschriebenes „Mémoire en forme d'instruction secrète pour le Prince Électoral et le Duc Ferdinand, mes très chers fils, pour leurs première campagne contre l'ennemi commun en Hongrie, fait à Munic l'an 1717," eine detaillierte Anleitung, wie sich die Prinzen im Verkehr mit dem Prinzen Eugen, den übrigen Generalen und Offizieren, im Lager und während der Schlacht u. s. w. benehmen sollten.

schrift „Max Comte de Preysing“. Ohne Zweifel gehörte es, wie jenes oben erwähnte Tagebuch über den österreichischen Erbfolgekrieg, zu den Beständen der Bibliothek des ehemals Preysingischen Schlosses Neubeuern bei Rosenheim. Bei Auflösung der Bibliothek geriet das Büchlein in den Laden eines Käskäuflers in Rosenheim und vermutlich hat es seine Schonung nur dem kleinen Format zu verdanken. Endlich wurde ein Geschichtsfreund darauf aufmerksam, und dieser verkaufte das Büchlein an die Münchener Staatsbibliothek; Herr Kustos Dr. Wilhelm Mayer hatte die Güte, mich auf die neue Erwerbung aufmerksam zu machen. Auch bei diesen Aufzeichnungen, welche überschrieben sind „Notes sur mon voyage de Melk“, ist jeder Zweifel ausgeschlossen, daß man ein Autograph des Kurfürsten vor sich habe.

Die Reise der kurfürstlichen Familie nach Mölk bezweckte zunächst einen Besuch der verwitweten Kaiserin, Wilhelmine Amalie, der Mutter der Kurfürstin Amalie, entbehrte aber nicht einer gewissen politischen Bedeutung. Der Kurfürst hatte niemals ein Hehl daraus gemacht, daß er eventuell nach Ableben des Kaisers ohne männliche Erben mit Ansprüchen auf das habsburgische Erbe hervortreten werde, und da es dem Wiener Kabinett nicht unbekannt war, daß der Prätendent zur Durchführung seiner Pläne ein Bündnis mit Frankreich eingegangen habe, war eine feindselige Spannung zwischen den Höfen von Wien und München eingetreten, ja der Kaiser hatte, da Bayern seinen Verpflichtungen gegen das Reich nur zögernd und mangelhaft nachkam, in Briefen an den Kurfürsten ernste Drohungen ausgesprochen. Durch die zweideutige Haltung des Leiters der französischen Politik, Kardinal Fleury, erschreckt, näherte sich aber Karl Albert nach Abschluß des Wiener Friedens wieder dem Kaiser und stellte im Frühjahr 1738 zum Krieg mit der Pforte ein Hilfscorps zur Verfügung. Dem Kurfürsten fehlte es in Wien nicht an einflußreichen Freunden, und insbesondere vertrat seine Schwiegermutter eifrig die bayerischen Interessen. Wie ihre im bayerischen Hausarchiv verwahrten Briefe beweisen, war sie unausgesetzt bemüht, eine Versöhnung ihres Eidams mit dem Kaiser anzubahnen, und zu diesem Zwecke erfolgte auch die Einladung der kurfürstlichen Familie zu einer Zusammenkunft im Stift Mölk in Niederösterreich. Hier war ja die beste Gelegenheit geboten, dem nahe bei Mölk in St. Pölten wohnenden Kaiser einen Besuch abzustatten und damit wieder die alten freundschaftlichen Beziehungen anzuknüpfen.

Wir waren schon bisher über die Mölker Reise der kurfürstlichen Familie unterrichtet durch eine aus dem Kloster Gars

stammende, jetzt in der Münchener Staatsbibliothek verwahrte Handschrift „Außführliche Relation ab der Höchst vergnügtesten Raiß, welche von dem durchleichtigisten rc. Carolo Alberto rc. rc. aus hiesiger Residenzstatt München uf Wasserburg yber Land, von dannen aber nach dem in Oesterreich unter der Ens gelegenen exempten Stüft und Closter Mölckh per Wasser vorgenommen worden im Monat Junio des mit Gott laufenten Jahres 1739".[1]

Die Angaben dieses originellen Reiseberichts werden nun aber vielfach ergänzt durch das neu aufgefundene Tagebuch, wenn dieses auch freilich, wie es dem Charakter und der Lebensweise des Verfassers entspricht, politische Gedanken nur in Kürze streift, während es den mit dem Mölker Besuch verbundenen Festlichkeiten eingehende Schilderung widmet.

Die Reise wurde bis Wasserburg zu Lande, dann aber bis Mölk auf Inn und Donau zurückgelegt, und zwar wurde dafür ein nach heutigen Begriffen überraschend komplizierter und kostspieliger Apparat in Anwendung gesetzt. Der kurfürstliche Leibschiffmeister Johannes Caldera mußte dazu eine ganze Flotte in Bereitschaft stellen. Das erste Leibschiff enthielt zwei Gemächer für den Kurfürsten, zwei für die Kurfürstin, das zweite Leibschiff drei Gemächer für den Kurprinzen Max Joseph und seine zwei Schwestern. Außerdem gab es ein Tafelzimmerschiff, auf welchem gespeist und auch Gottesdienst abgehalten wurde, ein Damenschiff, ein Ministerschiff, ein Kavalierschiff, ein Beichtväterschiff, wo außer den drei Gewissensräten der kurfürstlichen Familie der Kabinettssekretär, der Leibmedikus und der Zahlmeister untergebracht waren, drei Offizierschiffe für Kammerdiener und Kammerfrauen, das Kontroloramtsschiff, das Zehrgadenschiff (Speisezimmerschiff), das Tafeldeckerschiff, das Hofkuchenschiff, das Nebenkuchenschiff, das Hofkellerschiff, das Mundbäckerschiff, das Hoflibereyschiff, das gemeine Dienerschiff, das Wagenschiff, auf welches 19 zwei- und 4 viersitzige Gefährte aufgepackt waren, das Holz- und Kohlenschiff, das Leibschiffmeisterschiff, das Proviant- und Fourageschiff, das Musikinstrumentenschiff, endlich noch drei Rennschiffe (Schnellfahrer), im ganzen 27 Fahrzeuge. Alle waren blau und weiß angestrichen und mit Fahnen und Wimpeln in gleichen Farben geschmückt. Mit Befriedigung wird im Tagebuch versichert, die bayerische Flotte habe gar lustigen, liebenswürdigen Anblick gewährt. Ebensowenig war in Bezug auf Bequemlichkeit ein Mangel;

[1] Vergl. Sebastian Brunner, Die „höchst vergnüglichste Raiß" des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern nach Mölk 1739. (Wien 1871.)

die hohe Gesellschaft konnte, während die Schiffe den Inn hinabfuhren, Komödie spielen, Musik hören und ein Spielchen machen; erst die Donauwirbel störten zeitweise den fröhlichen Aufzug. Um vor dem berühmten Gnadenbild Beistand für die Reise und die Reisezwecke zu erbitten, wurde in Altötting Halt gemacht. Während der ganzen Fahrt fehlte es nicht an Besuchen von adeligen Gutsbesitzern aus der Umgebung, und insbesondere nach dem Ueberschreiten der Grenze kamen und gingen fast ohne Unterbrechung Abgeordnete der österreichischen Landschaft und der Donaustädte, was im Tagebuch mit gewohnter Pünktlichkeit verzeichnet wird. Am Inn- und Donaugestade wurde die Flotille mit Musik und Böllerschüssen empfangen, die ganze Fahrt glich einem Tag und Nacht währenden Freudenfeste. Der auffällige Luxus und die fürstliche Pracht, welche der Kurfürst bei dieser Gelegenheit entfaltete, hatte übrigens einen versteckten politischen Zweck: dem Adel und den Bürgern der österreichischen Städte sollte vor Augen gebracht werden, daß dem bayerischen Hause, das einen Heimfall österreichischer Landesteile in Anspruch nahm, fürstliches Wesen und Freigebigkeit nicht mangelten.

Das reiche, romantisch auf hohem Felsen am Donauufer gelegene Stift Mölk war auch deshalb für die Zusammenkunft der hohen fürstlichen Verwandten ausersehen worden, weil kaum an anderem Platze eine so zahlreiche Versammlung hätte aufgenommen werden können. „Das schöne Kloster ist aller Bewunderung wert und bietet eher den Eindruck des prächtigsten Fürstenschlosses als einer Mönchswohnung. Wir wurden in einer langen Flucht herrlicher Gemächer untergebracht, so daß jeder mit seinem Quartier vollauf zufrieden sein konnte.“ Dies war keine geringe Leistung, denn auch die Kaiserin-Witwe, obwohl sie eben im Begriffe stand, sich in das Salesianerinnenkloster auf dem Rennweg bei Wien gänzlich zurückzuziehen, brachte nach Mölk ein Gefolge von 214 Personen, 9 Hofwagen, 56 Hof- und 26 Reitpferden, 3 Maultieren, 40 Landkutscherpferden und 133 gewöhnlichen Wagen.

Da sich die hohen Verwandten seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatten, gelang dem Kurfürsten, der solche Galanterie liebte, eine Ueberraschung. Er eilte seinem Gefolge voraus, trat an den Wagen der Kaiserin und reichte ihr die Hand trotz des Widerstrebens ihres Hofmarschalls, der über die Keckheit des unbekannten Mannes höchlich erbost war. Endlich gab sich der Kurfürst zu erkennen, und die Episode löste sich in Wohlgefallen und Freude auf. Die Lektüre des Tagebuchs läßt die Ueberzeugung schöpfen, daß sich die in Mölk vereinigten Familienglieder mit aufrichtiger

Liebe zugethan waren. Insbesondere ist der Kurfürst stolz auf die Talente und die Wohlerzogenheit seiner Kinder; wiederholt mußten dieselben vor der Großmutter Proben ihrer wissenschaftlichen und musikalischen Befähigung und Kenntnisse ablegen. Häufig wurden kleine Familienkonzerte veranstaltet. Prinzessin Marie Antonie hatte einen hübschen Sopran, die Kurfürstin sang die zweite Stimme, Prinzessin Therese begleitete auf dem Klavier, der Kurfürst blies die Flöte, der Kurprinz spielte die Viola und die kleine Prinzessin Marie die Harfe. Nach dem Konzert ging alles zur Tafel, wobei der Abt von Mölk wie ein Souverän die Honneurs machte und auch ein wahrhaft fürstlicher Reichtum zur Schau getragen wurde. Gewöhnlich machten dann Feuerwerk und Beleuchtung den Schluß der Vergnügungen des Tages. Auch ein Schauspiel wurde auf Wunsch der Kaiserin zur Aufführung gebracht. „Die Bühne war aufgebaut in einer leeren Holzremise, welche das Jahr zuvor bis auf die Mauern vom Feuer zerstört worden war. Trotzdem wurde alles mit den von München mitgebrachten Kulissen so hübsch eingerichtet und auch für Beleuchtung so trefflich gesorgt, daß man sich in ein eigens für diesen Zweck gebautes Schauspielhaus versetzt glauben konnte. Endlich konnte das Schauspiel, ‚Athalia‘, ein Werk Racines, zur Aufführung gelangen. An der Vorderseite der Bühne stand ein Stuhl für die Kaiserin, wir hatten unsere Plätze zu beiden Seiten, der Adel hinter uns, und noch weiter zurück gruppierte sich wie in einem Amphitheater das übrige Publikum. Wenn ich nach dem von allen Seiten kundgegebenen Beifall urteilen darf, müssen alle Mitwirkenden ganz vortrefflich gespielt haben. Die kleine Herzogin Marie spielte den Joad, die Herzogin Marie Antonie die Athalia, die Herzogin Therese den Josabet, der Kurprinz den Abner, Graf d'Anvie den Joas, Graf Max Terring den Matthias, der junge Graf Daun den Zacharias, Baron Haslang den Ismael, Baron Seyssel den Azarias. Auf die Tragödie folgte ein kleines Stück, betitelt ‚Der wiedergefundene Ehemann‘, das ebenfalls allgemeinen Beifall fand . . . Dann gab es noch ein Ballett, wobei meine Prinzen und Prinzessinnen die Hauptrollen innehatten. Als das Schauspiel zu Ende war, wurde die ganze Truppe von der Kaiserin zum Handkuß zugelassen. Sie drückte mir ihre volle Befriedigung aus und bat, daß das Ganze an einem anderen Tage nochmals wiederholt werde. Den Prinzen und Prinzessinnen wurde gestattet, in ihrem Kostüme zur Tafel zu gehen, und ebenso auch den übrigen Mitwirkenden in ihrem Kostüme aufzuwarten, und so schloß dieser Tag mit einem fröhlichen Abendmahl bei der Kaiserin.“

Da der Kurfürst und seine Gemahlin die Jagd leidenschaftlich liebten, wurden in den wildreichen Klosterforsten ein paar große Treibjagden veranstaltet; aber auch die Besichtigung der kostbaren wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Stifts bot den Gästen genußvolle Unterhaltung.

Leider geht das Tagebuch, das, wie gesagt, über diese Feste und Freuden ausführlich berichtet, weit rascher über den politisch bedeutsamen Besuch der regierenden kaiserlichen Majestäten hinweg. Gelegentlich einer Jagd in der Umgebung von Burkersdorf sollte es zu einer „Art von Zusammenkunft“ wie zufällig kommen. Es scheint bei einem formellen Höflichkeitsakt geblieben zu sein. „Der Oberststallmeister empfing uns am Fuß der Schloßtreppe, aber ich folgte ihm so rasch, daß ihm nicht Zeit blieb, den Kaiser zu benachrichtigen; dieser blickte mich deshalb verblüfft an, aber die Kaiserin begrüßte mich und die Kurfürstin in höflichster Weise; die Majestäten schienen auch nicht geringe Freude am Kurprinzen zu haben. Wir tauschten die freundschaftlichsten Versicherungen aus, und nachdem wir uns eine Stunde unterhalten hatten, nahmen wir ganz befriedigt voneinander Abschied, worauf mir der Kaiser noch durch zwei Zimmer bis zur Treppe das Geleite gab.“

Daß aber die bei dieser Gelegenheit zur Schau getragene Herzlichkeit nicht ganz aufrichtig gemeint war, beweist der Eintrag, den der Kurfürst unmittelbar voranschickt. In Mölk war eine Stafette angelangt: der Kurfürst von der Pfalz sei soeben mit den Sterbesakramenten versehen worden. Darauf hatte der Kurfürst sofort seinen Gesandten am Wiener Hofe, Grafen Perusa, angewiesen, sich mit dem französischen Botschafter ins Benehmen zu setzen, und unmittelbar vor der Abfahrt des kurfürstlichen Paares nach Burkersdorf hatte Perusa gemeldet, daß für den Fall des Ablebens des Pfälzers alle nötigen Vorkehrungen getroffen seien, d. h. also daß Bayern wieder, wie zu Max Emanuels Zeiten, von Frankreich Unterstützung und Befehle annehmen werde. Allerdings waren die an ein Ableben des Kurfürsten von der Pfalz geknüpften Pläne nicht unmittelbar gegen den Kaiser gerichtet, sondern gegen Preußen, dessen Absichten auf Jülich-Berg vereitelt werden sollten.

Eine wichtige Rolle bei der Mölker Zusammenkunft spielten die wechselseitig ausgetauschten Geschenke, deren Aufzählung auch den breitesten Raum im Tagebuch beansprucht. Die Mitglieder der kurfürstlichen Familie erhielten von der Kaiserin Kleinodien, deren Wert auf eine Million Gulden geschätzt wurde; aber auch der Kurfürst widmete der Schwiegermutter, von welcher er treuen

Beistand zur Durchführung seiner ehrgeizigen Pläne erwarten konnte, kostbare Gaben, worunter insbesondere eine nur aus Jaspis und Gold hergestellte, anderthalb Fuß hohe Nachbildung der Mariensäule in München allgemeine Bewunderung erregte. Daß auch den österreichischen Kavalieren reiche Geschenke zugewendet wurden, war ebenso durch Herkommen und Etikette wie durch politische Rücksicht geboten.

Eine kurze Beschreibung der Heimreise, wobei der leichteren Beherbergung wegen das kurfürstliche Paar, der Kurprinz und die Prinzessinnen verschiedene Routen einschlugen, bildet den Schluß des Tagebuchs. „Am 8. Juli abends 8 Uhr fand sich in München die ganze Familie wieder zusammen, und die Reise, die uns allen jede erdenkliche Befriedigung gewährt hatte, war zu Ende."

Im nämlichen Büchlein, das den Reisebericht enthält, finden sich auch — ebenfalls vom Kurfürsten eigenhändig geschrieben — Bemerkungen über den Anfang des Feldzugs, den Karl im Herbst 1741 gegen Oesterreich eröffnete. Es ist eine Art Reisejournal, das sich aber nur vom Abschied von München (7. September) bis zur Vereinigung der bayerischen und der französischen Truppen (13. September) erstreckt und außer Anführung der Haltstationen[1] und der Losungen nur ein paar dankenswerte Mitteilungen über die von Karl getroffenen und projektierten Marschdispositionen enthält.

[1] Die hier gebotenen Zeitangaben, welche mit dem Reisejournal des Grafen Max Preysing (Reichsarchiv in München, Hohenaschauer Archivalien) übereinstimmen, sind richtig, während der später aus dem Gedächtnis niedergeschriebene Text des ausführlicheren Tagebuchs (Heigel, Das Tagebuch Karls VII., S. 20 und 154) unrichtige Daten enthält.

# Turenne und die Fronde.

Von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

## II. (Schluß.)

Von seinem Briefwechsel mit der Königin und Condé thut Turenne keine Erwähnung, dagegen will er an Mazarin Mitteilungen gemacht haben, welche in der offiziellen Ausgabe seiner Briefe nicht vorkommen, in den an ihn gerichteten Briefen des Kardinals aber auch keine Beantwortung finden. Vielleicht hat er sich gegenüber einem der Vertrauensmänner, auf welche sich Mazarin bezieht, Herrn de Pâris oder Marquis de Ruvigni, in ähnlicher Weise ausgesprochen, die für seinen Entschluß ausschlaggebenden Erwägungen können damit aber kaum wiedergegeben sein. Einen guten Eindruck macht es immerhin auf den Leser der Erinnerungen eines seiner Popularität sich erfreuenden Feldherrn, wenn dieser erzählen kann, er habe dem mächtigen Kardinal ganz offen seine Freundschaft gekündigt und ihm vermelden lassen, wenn er seine Armee über den Rhein zurückführe, so bedeute dies nichts anderes als die Herstellung des Friedens. Die Versicherung, daß er nicht daran gedacht habe, etwas dem Könige oder dem Hofe Nachteiliges zu unternehmen, ist nicht nur selbstverständlich, wenn man die Stellung Turennes zu der Zeit ins Auge faßt, da er seine Memoiren geschrieben hat, sie enthält auch höchst wahrscheinlich keine bewußte Unwahrheit. Mit Recht kann der Kenner und Vertraute der frondistischen Gesellschaft daran erinnern, daß es sich ja eigentlich um große politische Gegensätze viel weniger als um die Sonderinteressen vieler einzelner Persönlichkeiten gehandelt habe.

Von den beiden bekannten Biographen Turennes, Raguenet und Ramsay,[1] spricht sich der erstere dahin aus, daß die Haltung des Marschalls in dieser ersten Epoche der Fronde ausschließlich von seinem Bruder Bouillon beeinflußt worden sei. Dieser habe ihm vorgestellt, daß Mazarin die Befriedigung der Ersatzforderungen für Sedan stets zu verhindern suche und Turenne die Rücksicht für seine Familie außer acht setze, wenn er nicht die ihm unterstehende Armee zu gunsten seiner Familie in Wirksamkeit treten lasse. Ganz anders lautet das Urteil des Koadjutors selbst,[2] den diese Frage gewiß lebhaft beschäftigen mußte, und der ohne Zweifel in der Lage war, sie nach den verschiedensten Richtungen zu prüfen. „Sie werden erstaunt sein", wendet er sich inmitten der Erzählung der Ereignisse des Februar 1649 an die wahrscheinlich nur der Form wegen angenommene, als Publikum gedachte Dame, für die sie bestimmt sein soll, „daß Turenne, welcher, ohne parteilos zu sein, doch keine Neigung zur Intrigue hatte, als General des Königs zu einer That gekommen sei, vor welcher Balafré und Coligny geschwankt hätten. Sie werden noch mehr verblüfft sein, wenn ich Ihnen sage, daß sein Bruder und seine Schwägerin stets behauptet haben, ihre eigenen Erwägungen seien nicht die Turennes gewesen, daß ich, der gewiß dreißigmal über diesen Punkt mit ihm gesprochen hat, sein Motiv nicht ergründen konnte und daß Mademoiselle de Bouillon, seine einzige Vertraute, entweder selbst nichts davon gewußt oder das Geheimnis unverbrüchlich gehalten hat. Die Art seiner Deklaration, die er nur durch vier oder fünf Tage aufrecht hielt, ist auch erstaunlich. Ich habe nie darüber ins klare kommen können, weder durch Mitteilungen seiner Anhänger,

[1] Es dürfte nicht überflüssig sein, das Verhältnis dieser beiden Autoren, das nicht immer richtig beurteilt wurde, anzudeuten. Ramsay (erste Ausgabe 1735) zählt die Darstellung Raguenets, die ihm als Manuskript vorlag, nebst den Memoiren des Herzogs v. York, Fremonts d'Ablencourt, Langlades und der Histoire de Deschamps unter seinen Quellen auf und charakterisiert den Verfasser folgendermaßen: „Il écrivit la vie du Vicomte par l'ordre et sous les yeux du cardinal de Bouillon, qui avait appris plusieurs particularités de la bouche même de son oncle, ou par d'outres traditions aussi certaines. Les faits que l'Abbé raconte, sont vrais, ses dates sont exactes, sa narration est claire, mais il semble avoir plutôt écrit un Journal qu'une Histoire." Trotzdem schließt sich Ramsay mit Vorliebe an den Text Raguenets an und begnügt sich häufig damit, denselben zu umschreiben. Die artistischen Beilagen, Pläne und Karten, welche für Ramsay hergestellt wurden, kamen beim ersten Drucke Raguenets (1738) wieder zur Verwendung, sie sind, abgesehen von der Schrift, die Aenderungen zeigt, identisch.

[2] Mémoires du Cardinal de Retz (A. Feillet, Paris 1873) II. 355.

noch seiner Gegner.“ Es liegt keine Veranlassung vor, an der Aufrichtigkeit dieses Bekenntnisses zu zweifeln, es dürfte aber gestattet sein, diese mit einer gewissen Absichtlichkeit aus dem Zusammenhange der Erzählung hervorgehobene Erklärung etwas näher zu untersuchen. Sie scheint namentlich andeuten zu sollen, daß der Koadjutor für seine Person nicht überzeugt war, das Unternehmen Turennes habe mißlingen müssen. Retz ist über das Motiv desselben nicht „ins klare gekommen,“ aber er hat seine eigenen Gedanken darüber gehabt, die nur nicht genügend begründet werden können, damit man sie aussprechen könnte. Auf demselben Standpunkte finden wir uns noch heute, wir werden aber vielleicht den Versuch wagen dürfen, aus dem späteren Auftreten des Marschalls einen Rückschluß zu machen, der uns der Wahrheit vielleicht etwas näher bringt.

Am 19. Februar erhielten die Frondeurs die erste Nachricht von der Bereitwilligkeit Turennes, in die inneren Wirren des Königreiches einzugreifen; sie war aber noch viel zu unbestimmt, als daß sie von derselben hätten öffentlich Gebrauch machen können. Der Koadjutor, der einzig wirklich diplomatische Kopf in der so eigentümlich zusammengesetzten Gesellschaft, entwickelte sofort die richtige Ansicht von dem Werte der Erklärung des Marschalls. Während Bouillon, Elboeuf und die Mehrzahl der mit ihnen verbundenen Kavaliere sich schon im Besitze aller Macht träumten und sich in ihrem Verhalten zu Spanien keinerlei Zurückhaltung mehr auferlegen zu müssen glaubten, hielt er nach wie vor daran fest, daß man durch ein fortgesetztes Zusammengehen mit dem Parlamente den gesetzlichen Boden für die ganze Bewegung wahren müsse. Das Parlament, dessen verfassungsmäßige Befugnisse ja ohnehin nicht klar und unbestritten waren, konnte wenigstens mit einem Scheine von Recht über die Bedingungen eines allgemeinen Friedens mit Spanien Unterhandlungen einleiten und seine Vorschläge als Bedingungen eines Ausgleichs mit der Regierung aufstellen. Die Anwesenheit der Turenneschen Armee in der Nähe der Hauptstadt hatte dann nichts anderes zu bewirken als einen Druck auf den Hof, dem er sich auf gar keine Weise zu entziehen vermochte. Es ist auch keine Frage, daß Turenne, wenn es ihm gelang, die Armee an sich zu fesseln und zu einer den Bestrebungen der Fronde günstigen Haltung zu veranlassen, das Schicksal Frankreichs in seinen Händen gehabt hätte.

Am 3. März kam ein Lieutenant vom Regimente Turenne als Kurier des Marschalls in Paris an und meldete den im Hotel de Ville versammelten Verschworenen, daß die deutsche Armee

bereits den Rhein überschreite und im Anmarsch gegen Paris begriffen sei. Ein Schreiben Lamets, des vertrauten Freundes Gondis, bestätigte das. Jetzt konnte man den Schleier des Geheimnisses vor aller Welt lüften und dem Parlamente die vollzogene Thatsache bekanntgeben. Prinz Conti that dies am 8. März, er erklärte, Turenne habe sich dem Parlamente zur Vertreibung des Kardinals Mazarin, in dem auch er den Feind des Staates erblicke, angeboten. Retz setzte hinzu, eine königliche Deklaration habe Turenne bereits als Hochverräter erklärt, das Parlament müsse daher diese Erklärung sofort annullieren, alle Reichsbeamten anweisen, den Marschall bei seinem Marsche auf Paris zu unterstützen und einen Fonds zur Bezahlung der Truppen bilden. In den nächsten Tagen versprach auch der Herzog von Longueville mit 7000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern von Rouen gegen St. Germain aufzubrechen und Monsieur de la Tremouille wollte mit 3000 Mann von Poitiers anrücken. Mit dem absoluten Königtum wäre damals in Frankreich gebrochen worden, wenn die Gegner desselben sich hätten über ein gemeinsames Programm einigen können. Die Führer des Parlamentes, die Präsidenten Molé und de Mesme, welche in Ruël mit Mazarin konferierten, wollten das Parlament nicht zu einem Werkzeuge der Fronde werden lassen, deren Absichten ihr auch nicht als die lautersten erscheinen mochten. Sie schlossen am 11. März ein Uebereinkommen mit dem Hofe ab, durch welches auch den Frondeurs der Anlaß zu weiteren Feindseligkeiten gegen die königliche Regierung benommen werden sollte. Retz war daher sofort entschlossen, dasselbe nicht anzunehmen. Seiner Meinung nach mußte man das Parlament bestimmen, seine Gesandten wegen Ueberschreitung ihrer Vollmacht zu verleugnen und ohne Rücksicht auf deren Abmachungen die Verbindung mit Spanien aufrecht zu erhalten.

Es kam daher am 13. März im Parlamente zu heftigen Debatten und in Paris zu einer Bewegung des Volkes, das nicht nur brüllte: „Point de paix, et point de Mazarin! Il faut aller à St. Germain guérir notre bon Roi, il faut jeter dans la rivière tous les Mazarins!“ sondern auch den Ruf „République!“ vernehmen ließ. Die Frondeurs waren im Stadthause in Permanenz, um einerseits die Ordnung aufrecht zu erhalten, andererseits das Parlament zu beeinflussen. Sie wollten zum mindesten, wenn sie nicht die Majorität für den Abbruch der Verhandlungen zu Ruël gewinnen konnten, die Beschlußfassung über die Friedensanträge so lange hinausschieben, bis die befreundeten Armeen in die Nähe von Paris gekommen seien.

Turenne hatte mittlerweile, etwa am 20. Februar, begonnen, seine Armee über den Rhein zu führen. Das Manifest an die Truppen[1] trägt kein Datum. In demselben wird bedauert, daß es noch immer zu keinem Frieden für Frankreich gekommen sei, wird erwähnt, daß Mazarin unter der Anklage stehe, über die Verwendung der Staatsgelder (120 Millionen), welche durchaus nicht für die Armee verwendet worden seien, nicht genügende Rechenschaft geben zu können, daß er den König von Paris entfernt und der Hauptstadt mit der Belagerung gedroht habe. Deshalb hätten sich einige Prinzen von Geblüt und andere fürstliche Personen und Würdenträger des Reiches mit dem Parlamente von Paris verbunden, um von der Königin die Entfernung des Kardinals zu erbitten, welcher treue Diener des Königs nur deshalb von der Regierung entfernt habe, weil sie nicht für die Privatinteressen des Kardinals zu wirken geneigt seien. Dann heißt es: „J'ai cru devoir faire voir aux régimens l'état où les choses sont, et les assurer que j'ai tiré parole des Etats et des Parlamens de France, que l'Armée s'avançant en Champagne, ils supplieraient le Roi de rentrer dans Paris; ne demandant autre changement, que les finances mieux administrées à l'avenir, et une reddition des comptes à M. le cardinal Mazarin." Den deutschen Regimentern sei die Zahlung aller Rückstände, den Franzosen eine billige Abschlagszahlung zugesichert und er, der Marschall, werde sein der Armee gegebenes Wort einlösen, sie nicht zu verlassen, bis sie vollkommen befriedigt sei, indem er zugleich Gott zum Zeugen anrufen könne, daß er auf dem von ihm eingeschlagenen Wege kein anderes Interesse verfolge, „que la tranquillité de la France et la satisfaction de l'Armée."

Wann und wo dieses Schriftstück veröffentlicht worden ist, wissen wir nicht, da bis jetzt alle Nachrichten über die Vorgänge im Hauptquartier Turennes seit dem Oktober 1648 mangeln.[2] Am 25. Februar erhielt Erlach, der sich mit seinem Corps in Dachstein befand, durch den Major von Manteuffel die erste offizielle Nachricht von dem Rheinübergange der Turenneschen Armee.

[1] Grimoard, Lettres p. 119.

[2] Es ist nicht ausgeschlossen, daß das umfassende Werk des Herzogs von Aumale „Histoire des Princes de Condé" einzelne Aufschlüsse bringen werde, sobald es bis zu der betreffenden Zeit vorgeschritten sein wird. Der 1886 ausgegebene IV. Band reicht bis zum Schlusse des Jahres 1645. Se. Kgl. Hoheit hat mir die Mitteilung machen lassen, er könne sich gegenwärtig noch nicht darüber äußern, binnen welcher Frist die nächsten Bände seines Werkes erscheinen werden.

Sofort machte er von seinen Vollmachten Gebrauch, erließ seinerseits ebenfalls eine Proklamation an alle im Dienste des Königs von Frankreich stehenden Offiziere, indem er ihnen zugleich bekannt gab, daß er an Stelle Turennes den Oberbefehl zu übernehmen habe. Sehr zutreffend ist in der gedachten Proklamation die Bemerkung Erlachs, welche er einer kurzen Kritik der frondistischen Umtriebe anschließt: „Mehrere dieser Armeen (statt „aus diesen vereinigten deutschen und französischen Regimentern"), die seit dreißig Jahren unter den Waffen stehen, können die innere Haltlosigkeit solcher auf Sand gebauten Projekte beurteilen und was es heißt, in den Dienst des Volkes zu treten, wo jeder König oder General sein will."[1] Daß er schließlich ein Hauptgewicht auf die vom Könige mit aller Gewißheit zu gewärtigende Soldzahlung legt und in seinen Versprechungen weiter geht, als er Ursache hatte, wird uns nicht wunder nehmen. Es war um so notwendiger, in dieser Hinsicht die Offiziere sicherzustellen, als die letzten Zahlungen noch durch Turennes Hand gegangen waren. Man hat bisher allgemein angenommen, das Geld, welches der Zahlmeister Hervart zur Befriedigung der Truppen auf Befehl Mazarins aufgebracht hatte, sei von Erlach zur Bestechung der Generale und Obersten verwendet oder wenigstens von diesem ausgeteilt worden, so daß auf diese Weise der Abfall der Armee von Turenne erklärt würde.[2] Dagegen spricht jedoch der Brief Hervarts an Turenne vom 20. Februar,[3] ferner der Mangel jeder Anspielung in den Memoiren des Marschalls, daß ihm gebührende Zahlungen unterblieben seien, sowie endlich der Wortlaut der Proklamation Erlachs selbst, der sich gewiß nicht mit Versprechungen begnügt hätte, wenn er hätte auf schon geleistete Zahlungen hinweisen können.

Der Erfolg der Bemühungen des Generallieutenant v. Erlach, die Armee von Turenne loszulösen und der königlichen Regierung die unverminderte Autorität über dieselbe zu erhalten, war ein vollständiger. Am 28. Februar konnte Generalmajor Georg Schütz und Oberstlieutenant Johann von Rosen den Abfall der deutschen

[1] Gonzenbach, III. 194 u. Anh. p. 23.

[2] Sainte-Anlaire, Histoire de la Fronde. I. 348.

[3] ... „Mondit Sieur de Ruvigne m'a dit encore, que c'est par l'ordre de la Cour, que je diffère le paiement du reste de la montre; mais je lui proteste, que ce retardement ne procède que de celui des assignations, qui m'avaient été données, dont j'ai avis par le retour de mon courier, que la plupart est acquittée, et que le reste le sera bientôt." Man vergleiche auch das Schreiben Erlachs an Condé vom 1. März 1649 in den „Sollicitations en Cour" bei Gonzenbach III. 200.

Regimenter zu Roß und zu Fuß melden und am 1. März waren die französischen Kameraden ihrem Beispiele schon gefolgt, Turenne selbst mit wenigen Getreuen auf dem Wege nach Kassel zu seiner Muhme, der Landgräfin von Kassel, und weiter nach Holland. Wie das im einzelnen zugegangen ist und welche Rolle der Marschall den abreitenden Schwadronen gegenüber die wenigen Stunden über gespielt hat, die der Entscheidung vorausgegangen sind, darüber sind wir nicht unterrichtet, da Turenne selbst das tiefste Stillschweigen darüber bewahrt und Erlach den ausführlichen Bericht an Mazarin durch Herrn v. Ruvigni persönlich und mündlich erstatten ließ. Turenne erwähnt ganz kurz den Abfall der Deutschen und behauptet, darnach sei ihm beiläufig noch die Hälfte der Armee zur Verfügung gestanden, er habe damit jedoch seine Absichten nicht zur Ausführung bringen können, weswegen er selbst die bei ihm verbliebenen Generale und Obersten aufgefordert habe, sich mit den Erlachschen Truppen zu vereinigen. Frau von Motteville, die im ganzen wahrheitsliebende und gut unterrichtete Freundin der Königin, behauptet in ihren Memoiren,[1] der Vicomte habe nur zwei oder drei Regimenter auf seiner Seite gehabt und sich voll Verwirrung und Reue nach Heilbronn zurückgezogen, ja, sie erzählt sogar von einem Briefe Turennes an Condé, den dieser schon in der Nacht vom 6. auf den 7. März dem Kardinal Mazarin gezeigt haben soll. Darin habe der Vicomte, „malheureux et humilié," sofort um Vergebung für sein Vergehen und um des Prinzen Protektion beim Kardinal gebeten. Dieses Schreibens thut auch das Tagebuch des Staatssekretärs Duplessis Guénegaud Erwähnung, welcher sich in den Gründen, die er für das Mißlingen des Turenneschen Pronunciamentos angibt, einzig und allein auf das Geld bezieht, welches Erlach und Rosen zur Bestechung der Offiziere zur Verfügung gehabt hätten. Der Koadjutor will erst am 16. März von der Flucht des Marschalls gehört haben, während Madame de Motteville überzeugt ist, daß er schon am 8. d. M. von den Vorgängen am Rhein unterrichtet gewesen sei und sie nur absichtlich so lange geheim gehalten habe, um das Parlament in seinem Widerstande gegen Mazarin aufrecht zu erhalten oder einen entscheidenden Schritt von seiten Spaniens zu erwarten.[2] Retz erzählt: An demselben

[1] Mémoires pour servir à l'histoire d'Anne d'Autriche par Madame de Motteville, une de ses Favorites. Maestricht 1782, T. III. 201.

[2] Alphonse Feillet, der Herausgeber des zweiten Bandes der Memoiren des Kardinals Retz (Paris 1872), nimmt für die Richtigkeit der Erzählung des

Tage, an welchem die Ratifikation des Vertrages zwischen Erzherzog Leopold Wilhelm und den Generalen der Fronde in Paris eingetroffen war, seien die letzteren mit dem spanischen Abgesandten im Kabinett der Madame de Bouillon zum Souper vereinigt gewesen, als Herr von Riquemont eintrat, die Herzogin beiseite nahm und ihr einige Worte ins Ohr flüsterte. Sie brach in Thränen aus und wandte sich mit den Worten an Gabriel de Toledo und Retz: „Wir sind verloren, die Armee hat Turenne verlassen!“ Denselben niederschmetternden Eindruck hat diese Nachricht auf die ganze frondistische Gesellschaft hervorgebracht. Mit einem Schlage war das Vertrauen in die Macht der Partei dahin und jedermann war froh, wenn er seinen Separatfrieden mit dem Hofe schließen und für seine faktiöse Opposition eine kleine Entschädigung erlangen konnte. Die von der Madame de Motteville in ihre Aufzeichnungen aufgenommene Liste der „Demandes particulières de Messieurs les généraux et autres intéressés“ gibt uns erschöpfende Auskunft über die Begehrlichkeit der Beteiligten. Daß Turennes sogenannter Verrat straflos ausgehen und der Marschall mit allen den Beneficien bedacht werden sollte, welche ihm schon vor dem versuchten Abfalle zugesichert worden waren, schien ganz selbstverständlich. Es steht fest, daß die Regierung nicht einen Augenblick daran gedacht hat, den Marschall nachträglich zur Verantwortung zu ziehen, und daß er selbst sich nicht den geringsten Bedenken wegen seiner Zukunft hingegeben hat.[1] Er mag wohl das Bewußtsein in sich getragen haben, daß die Nachsicht, mit der man ihn behandelte, keine ganz unverdiente war. Oder soll es denn dem bewährten Kriegsmanne, der in einer Reihe von Feldzügen Beweise seiner Umsicht und Geistesgegenwart gegeben hatte, wirklich mit seinem Abfall auf Seite der Fronde Ernst gewesen sein, soll man es für möglich halten, daß Turenne das geplante Unternehmen nicht besser vorbereiten konnte, als er es gethan hat, daß er gar keinen Einfluß auf seine Offiziere, nicht einmal auf die französischen, gehabt haben soll, um wenigstens einen größeren Teil des Heeres auf seiner Seite zu haben? Und wer war denn dieser Herr von Erlach, der ihm mit einer einzigen Proklamation und vielleicht etlichen Briefen an die Kriegskameraden seine Armee aus der Hand gespielt hat? Konnte sich der Mann auch nur

Koadjutors Partei und beweist aus den Daten des oben genannten Duplessis Guénegaud, daß man bei Hofe noch am 10. März von dem Abfalle der Truppen von Turenne nichts gewußt habe.

[1] Siehe das Schreiben an seine Schwester vom 26. April aus Herzogenbusch, bei Grimoard.

einigermaßen mit dem Marschall messen, der unstreitig zu den genialsten Feldherren gerechnet werden muß? Gewiß nicht; wenn wir seine Beziehungen zu Bernhard von Weimar und das Ansehen, das er durch dieselben und durch sein biederes und verständiges Wesen bei den deutschen Söldnern mit Recht genoß, noch so hoch veranschlagen, so will es uns noch immer nicht einleuchten, daß Turenne demselben nicht ein weit höheres entgegenzusetzen gehabt haben soll. Soll denn gerade der Vicomte alle die Mittel, durch welche man in jenen Tagen die Herren Obersten und Kommandanten zu gewinnen wußte, nicht gekannt oder ihm gar keines zur Verfügung gestanden sein? An Geld hat es der Fronde nicht gefehlt und würde denn die Armee, die — ihre Sache auf sich selbst setzend — ins Innere des Königreiches marschierte und einige Provinzen besetzte, Mangel gelitten haben? So wie uns die Dinge heute vorliegen, sind wir zu der Annahme berechtigt, Turenne habe das ganze Unternehmen nicht ernst genommen, er habe sich den Anschein geben wollen, für die Partei, zu welcher er in mannigfachen Beziehungen stand, einzutreten, ohne jedoch mit voller Thatkraft und mit der unbedingt nötigen Umsicht die Sache zu betreiben, die er schon wieder aufgab, ehe er sie noch eigentlich ins Werk zu setzen begonnen hatte.

---

Der Marschall Turenne kehrte im Anfange des Monates Mai 1649 aus Holland wieder nach Paris zurück. Er wurde, wie er selbst versichert, von seiten des Hofes mit Auszeichnung behandelt. Mazarin erwies ihm Aufmerksamkeiten, ließ sich mit ihm in Besprechungen der jüngsten Vergangenheit ein, machte ihm jedoch keine Anträge für die Zukunft, um nicht bei Condé Mißtrauen zu erregen, der seit dem Frieden von Ruël in stetig wachsenden Zwiespalt mit dem Kardinal geriet. Condé und Turenne hingegen traten sich näher und als der Bruch zwischen Condé und dem Hofe entschieden war, erklärte Turenne sich offen als einen seiner Anhänger. An dem Feldzuge vor Cambrai hatte keiner von beiden teilgenommen; die Truppen hatten zwar von Mazarin die Wiedereinsetzung Turennes in das Kommando erbeten, man war jedoch darauf nicht eingegangen. So matt und erfolglos der Krieg mit den Spaniern geführt wurde, um so lebhafter ging es unter den inneren Parteien und Fraktionen zu, die sich mit Intriguen aller Art bekämpften. Als die königliche Regierung am 18. Januar 1650 zu der Gefangennehmung Condés, seines Bruders Conti und

seines Schwagers Longueville schritt, ließ Mazarin dem Vicomte durch Herrn von Ruvigni neuerlich Zusicherungen machen, die ihn abhalten sollten, für den Prinzen Partei zu ergreifen; er stellte es ihm auch anheim, im Feldzuge des nächsten Jahres an die Spitze der Armee zu treten; Turenne blieb jedoch für alle Versprechungen unzugänglich. In der Nacht nach dem Gewaltakte gegen die Prinzen verließ er mit Herrn von Varennes, der ihm auch 600 Pistolen vorstreckte, Paris und eilte nach Stenay, einem festen Platze an der spanisch-niederländischen Grenze, welcher Condé gehörte. Hier wurde er von dem Kommandanten, M. de Chamilli, mit großem Jubel aufgenommen, und er ließ sich in seinem Entschlusse, für die Sache der Prinzen sein Schwert zu ziehen, auch durch eine besondere Botschaft des Hofes, welcher den Herrn von Pâris an ihn abordnete, nicht abbringen. Es gelang ihm, zwanzig bis dreißig Offiziere um sich zu vereinigen und drei Regimenter, die in Deutschland unter ihm gedient hatten, für Condé zu gewinnen. Nicht allen Geworbenen gelang es jedoch, nach Stenay zu kommen, einzelne Partieen wurden von den königlichen Truppen abgeschnitten, zusammengehauen oder wenigstens am Weitermarsche gehindert. Auch mit Spanien begannen sofort die Unterhandlungen, die jedoch erst zum Abschlusse gelangten, nachdem eine der Damen, deren Hauptverdienst die energische Bewegung zu Gunsten der Prinzen war, Stenay zu ihrem Hauptquartier gemacht hatte. Es war Madame de Longueville, die schönste und geistreichste, beharrlichste und gefährlichste unter allen den Heldinnen der Intrigue und des Parteikampfes jener Zeit, in welcher die Frauen die Männer an geistiger Bedeutung und Neigung zur Politik überragt haben. Anne Geneviève de Bourbon, die Tochter Henris de Bourbon und der Charlotte Marguerite de Montmorency, die Schwester Condés und Contis, 1619 im Donjon von Vincennes geboren, mit dreiundzwanzig Jahren an den mehr als doppelt so alten Witwer Heinrich II., Herzog von Longueville, vermählt, war wohl darnach beschaffen, den tapfersten Haudegen und den kühlsten Politiker an die Partei zu fesseln, die sie mächtig machen wollte. Der Geschichtschreiber müßte zum Dichter werden, wenn er späteren Geschlechtern ein Bild ihrer Schönheit entwerfen wollte und selbst dann würde dasselbe gewiß der Wirklichkeit nicht entsprechen. Mit welchem Eifer und welcher Hingebung hat nicht Viktor Cousin[1] sich um die Charakteristik dieser fesselnden Frauen-

[1] „La jeunesse de Mme. de Longueville.“ „Mme. de L. pendant la Fronde.“ Zwischen diesen beiden Werken besteht leider eine Lücke von 1648—1651, die für meine Darstellung besonders bedauerlich ist.

gestalt bemüht, welchen Schatz von Nachrichten über ihr Leben, über ihre Beziehungen zu den hervorragendsten ihrer Zeitgenossen hat er nicht zusammengebracht und doch ist es nur ein Ahnen, kein Schauen der berückenden Erscheinung, für die wir in anderen Jahrhunderten vergeblich nach Rivalinnen suchen. Man sagt uns, daß sie groß und schlank gewachsen, blond und von einer entzückenden Ebenmäßigkeit der Formen war, daß ihr blaues Auge, ihre süße Sprache die Sinne bezauberte. Ihre Stimme klang wie Musik, ihre Bewegungen waren, ohne berechnet zu sein, kunstvoll, wie die der begabtesten Schauspielerin. „C'était la plus parfaite actrice du monde!" behauptet Nicole, „une des plus aimables personnes de France," nennt sie Retz, dem Kenntnis und Verständnis für die Frauenwelt seiner Zeit gewiß nicht abgesprochen werden kann. Doch hören wir nicht nur die Urteile von Männern, die von ihren Reizen bestochen sein konnten, hören wir die Frauen, die in der Begeisterung für ihresgleichen selten überzuschäumen pflegen. So Madame de Motteville: „Si Madame de Longueville dominait les âmes par son esprit et sa fortune, celle de sa beauté n'était pas moins puissante, car, quoiqu'elle eût eu la petite vérole depuis la régence, et qu'elle eût perdu quelque peu de la perfection de son teint, l'éclat de ses charmes attirait toujours l'inclination de ceux qui la voyaient."…. „Il était impossible de la voir sans l'aimer et sans désirer de lui plaire." In derselben Weise schwärmt das Fräulein von Scudéry und ihre Schwester von der Schönheit dieses Weibes, die mit der Frische der seltensten Frühlingsblumen gewetteifert hat. Dabei erfreute sie sich niemals einer ruhigen Selbstgefälligkeit, sie war sich ihrer Macht bewußt, aber nicht davon befriedigt, auch ihre Neigung für den Prinzen von Marsillac, den durch seine „Pensées" berühmt gewordenen Herzog von La-Rochefoucauld, war keine Quelle des Glückes, wenn auch dieser und nur dieser allein aus der großen Zahl ihrer offenen und geheimen Anbeter der „Glückliche" genannt werden kann. Die Leichtlebigkeit und Sinnlichkeit, in der sich die Frauenwelt des 17. Jahrhunderts, namentlich die französische, begegnet, war ihr versagt geblieben.

Turenne, den ja seine kriegerische Laufbahn von der Pariser Gesellschaft fern gehalten hatte, der in den Salons von Rambouillet, Chantilly, Ruel, Lioncourt und all der zur berauschenden Liebeständelei einladenden Schlösser des eleganten Frankreich nicht zu Hause war, hat sie erst im Jahre 1646 kennen gelernt, als sie mit ihrer Schwägerin die Reise nach Münster antrat, wo ihr Gemahl nicht so sehr die Politik, als den Glanz des französischen

Königtums zu vertreten hatte. Die Reise der schönen Herzogin, von der alle Welt sprach, war ein Triumphzug, alle Kommandanten, in deren Bereich sie kam, ließen ihre Truppen vor ihr paradieren und gaben ihr mit ihrem Gefolge von Kavalieren Tage lang das Geleite. Die Armee Turennes hatte eben den Rhein bei Wesel überschritten, um der schwedischen unter Wrangel nach Hessen zuzuziehen. Der Vicomte gewährte der Herzogin, die in Wesel von ihrem Gemahl erwartet wurde, das Schauspiel eines zur Schlacht aufgestellten Heeres und ließ dasselbe vor ihren Augen manövrieren. In dem kurzen Berichte an seine Schwester (vom 20. Juli 1646) gibt er den Gefühlen, welche die Begegnung mit Madame de Longueville in ihm hervorrief, durch den Satz Ausdruck: „Je vous avoue qu'il n'y a rien au monde de plus surprenant.“ Sollen wir Viktor Cousin unrecht geben, wenn er, an diese Worte anknüpfend, die Ansicht ausspricht: „Est-ce là que le grand capitaine, bien connu pour avoir toujours été sensible à la beauté, reçut l'impression passionnée qui se renouvela à Stenay en 1650, et qui, prudemment ménagée par Madame de Longueville, demeura toujours entre eux un tendre et intime lieu?“ Dieselbe Auffassung von den Beziehungen Turennes zur Herzogin hatte auch sein Biograph Ramsay. „Une Princesse aimable, spirituelle et malheureuse était très-capable d'intéresser et d'attendir un héros, que la vertu et la guerre ne rendirent jamais insensible. On prétend que l'amour pour la sœur eut autant de part aux fausses démarches du Vicomte, que l'amitié pour le frère.“ Die Freundschaft zu Condé war überhaupt nicht von der Art, daß sie bestimmend auf die Handlungen Turennes eingewirkt hätte. Die Anziehungskraft der Schwester war jedenfalls wichtiger gewesen, sonst wäre es kaum erklärlich, warum die erstere nicht in den Schwankungen Ausschlag gegeben hatte, in denen wir ein Jahr vorher den Marschall gefunden haben. Und wieder ein Jahr später hat diese Freundschaft nicht die Kraft gehabt, Turenne vor dem ernsten Waffengange mit dem einstigen Kriegsgenossen zurückzuhalten.

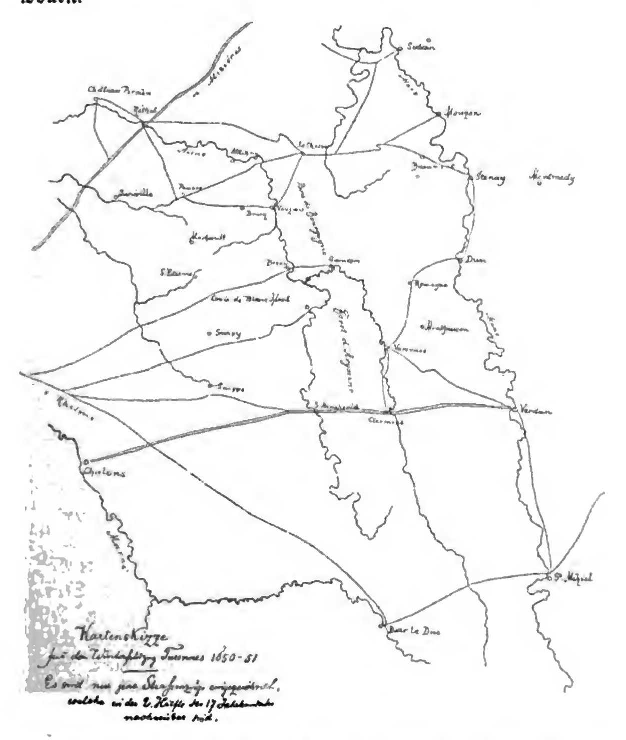
Die Sache der in Vincennes verwahrten Prinzen hat niemand energischer und erfolgreicher verfochten, als die Longueville und Turenne; sie beide setzten ihre Namen unter den am 20. April geschlossenen Vertrag von Stenay, durch welchen sie sich verpflichteten, an der Seite der spanischen Truppen so lange gegen die königliche Regierung von Frankreich zu kämpfen, bis die Befreiung der Prinzen und ein gerechter, gleichmäßiger und sicherer Friede zwischen beiden Kronen zustande gebracht sei, wogegen auch

Spanien zusagte, keinen Frieden zu schließen, der nicht die Befreiung der Prinzen als Bedingung enthalte, wenn dieselbe nicht schon vorher eingetreten sei. Zur Werbung und Ausrüstung von Truppen erhielten Madame Longueville und Turenne je 100000 Thaler ausgezahlt, außerdem versprach Spanien, 2000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter von den eigenen Truppen mit dem Corps Turenne zu vereinigen und beide Teile mit Munition zu versehen. Dafür mußte auch Stenay, mit einziger Ausnahme der Citadelle, welche unter besonderem Kommando der Herzogin stand, den spanischen Truppen geöffnet werden. Daß alle Plätze und Gebiete, welche von Turenne im Laufe des Feldzuges genommen werden würden, bis zum endlichen Friedensschlusse dem Könige von Frankreich zu huldigen hatten, war wohl kaum zu vermeiden.

Während des Sommers 1650 gelang es nun Turenne, mit der ihm anvertrauten kleinen Armee gegen die königlichen Truppen, welche vom Marquis d'Hocquincourt befehligt wurden, bis an die Marne vorzugehen und die Königlichen von Paris abzudrängen, so daß er nahe daran war, die Prinzen in Vincennes selbst zu befreien. Der Herzog von Orleans, während der Abwesenheit des Hofes und des Kardinals mit dem Schutze von Paris betraut, ließ sie jedoch rechtzeitig von Vincennes fort in das feste Schloß Marcaussis an der Straße nach Orleans bringen. Man machte nun einen Versuch, mit Gaston Unterhandlungen anzuknüpfen und ihn zu einem Friedensschlusse zu bewegen. Der Herzog wäre damals berufen und in der Lage gewesen, die verwirrten Zustände Frankreichs in Ordnung zu bringen, der Augenblick war jedenfalls günstiger als ein Jahr später, da er doch selbst Frondeur zu werden für notwendig hielt. Leider fehlte es ihm an Verstand und Mut, um eine seinem Namen und seiner Abkunft würdige Stellung einzunehmen. Wenn sich damals Gaston zu dem Entschlusse hätte aufschwingen können, Condé selbst die Freiheit zu geben und mit ihm und Turenne die Bedingungen eines allgemeinen Friedens und die Grundzüge der Verwaltungsreform festzustellen, so war es mit Mazarins Macht in Frankreich für immer zu Ende und Königin Anna hätte mit ihren Feinden sich abfinden müssen, wenn sie nicht die Nachfolge ihres Sohnes auf dem Throne des allerchristlichsten Königs gefährden wollte. Aber es fehlte an Gastons Seite die führende Hand eines einsichtsvollen und energischen Staatsmannes. Retz besaß den Einfluß auf ihn noch nicht, den er sich später geschaffen hat, und in seiner Tochter Montpensier war der Heldengeist noch nicht erwacht, der sie am Tage von St. Antoine zur Herrin von Paris gemacht hat. So

hatten denn die Konferenzen zu Fismes keinen Erfolg, auch der Plan, in Paris eine Revolte zu gunsten Condés einzuleiten und dann den Aufständischen die Hand bieten zu können, mißglückte, so daß sich das spanisch-frondistische Heer Ende September an die Maas zurückzog und Mouzon zu belagern begann. Dem Erzherzog-Statthalter war es ja begreiflicherweise gar nicht um die Durchführung großartiger Plane zu thun, die ihn in das Innere von Frankreich und schließlich in eine Falle führen konnten. Für ihn war es wichtiger, aus dem Bürgerkriege Nutzen zu ziehen und kleine Erwerbungen in nächster Nähe der Grenze zu machen, die bei Gelegenheit eines Friedensschlusses auch für die Dauer festgehalten werden konnten. Nach der Einnahme von Mouzon zogen die spanischen Truppen zum größten Teile in ihre Winterquartiere in der Picardie ab, 1200 Mann Infanterie und 200 Reiter blieben unter Delliponti in Rethel, das Turenne im August erobert hatte. Dieser selbst behielt fünf deutsche Reiterregimenter mit zusammen 2000 Pferden, zwei lothringische Brigaden mit 2500 Pferden, sowie 1000 Reiter, die er selbst in Deutschland geworben hatte, und 2500 Mann Infanterie, zwischen der Maas und Aisne, wo er eine beobachtende Haltung während des Winters einnehmen und Rethel halten zu können hoffte. Es wurde ihm jedoch nicht lange Ruhe gelassen. Mazarin hatte am 1. Oktober den Frieden mit Bordeaux zustande gebracht und jenen Teil der neuen Fronde, welche südlich der Loire durch die Prinzessin von Condé, Bouillon und La Rochefoucauld zusammengehalten wurde, für den Augenblick zersprengt. Spanien hatte aus Mangel an Mitteln nicht zu rechter Zeit kräftig genug eingegriffen und dadurch selbst den größten Vorteil preisgegeben, welcher sich aus dem Umstande ergab, daß die königlichen Truppen, auf zwei entgegengesetzten Kriegsschauplätzen beschäftigt, sich gegenseitig nicht unterstützen konnten. Nun wurde aber die Loire-Armee zum Teile frei und der Kardinal beschloß, noch vor der im Winter üblichen Einstellung der Feindseligkeiten einen kräftigen Angriff auf Turenne im Norden ins Werk zu setzen. Am 7. Dezember zog Marschall Duplessis-Praslin mit 14000—15000 Mann von Châlons aus und stand am 9. vor Rethel. Der Kommandant dieses strategisch so wichtigen Platzes, welcher von den flandrischen Kriegen her den Ruf eines tüchtigen und verläßlichen Offiziers genoß und namentlich als eine Autorität im Festungskriege galt, Sergeant-Major-General Delliponti, hatte Turenne die Meldung gemacht, daß er sich mindestens vier Tage halten werde; schon am dritten Tage aber übergab er die Festung ohne zwingenden militärischen Grund. Es ist nicht ausgeschlossen,

daß er bestochen worden war, denn es ist sehr auffallend, daß Mazarin in eigener Person zur Uebergabe herankam, auf welche er denn doch nicht mit solcher Bestimmtheit rechnen konnte, wenn sie ihm nicht schon vorher zugesichert worden war. Den Fährlichkeiten einer Entsatzschlacht dürfte er sich kaum haben aussetzen wollen.




Turenne, auf Dellipontis Wort vertrauend, beeilte sich nicht mit dem Anmarsche, da er der königlichen Armee Zeit lassen wollte, sich zum Zwecke des Angriffes auf Rethel auseinanderzuziehen und die Geschütze in Position zu bringen. Er verließ am 13. Dezember die Gegend von Monfaucon und kam eine Stunde vor Sonnenuntergang bis ungefähr ein Meile vor Rethel. Da

erst erfuhr er, daß dieses bereits in den Händen der Königlichen war und Duplessis auf die Nachricht von der Annäherung Turennes seine Truppen vereinigt und am Ufer der Aisne aufgestellt habe, um im geeigneten Zeitpunkte mit ihnen aufzubrechen. Turenne ließ seine Leute die ganze Nacht in Schlachtordnung halten, trat am Morgen des 14. den Rückzug an und kam an diesem Tage bis zum Dorfe Bourg am Abhange des Höhenzuges, der das linke Ufer der Aisne begleitet. Hier ließ er seine Truppen rasten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Ermüdung von Mann und Roß nach einem Marsche, der zwei Tage und zwei Nächte kaum unterbrochen worden war, ihn hier zu einem Aufenthalte zwang. Sein Gegner Duplessis erfuhr von diesen Bewegungen offenbar am Morgen desselben Tages, den er nun dazu verwendet zu haben scheint, seine Armee marschfertig zu machen. Erst in der Nacht vom 14. auf den 15. Dezember rückte er bis Juniville (ältere Schreibart „Genneville“) vor, wo er erfuhr, daß Turenne nur 3 Lieues, etwa 2 ½ Meilen, von ihm stehe. Um neun Uhr morgens war er ihm auf den Fersen. Turenne ließ nun sofort seine Truppen wieder auf die Höhe westlich von Bourg rücken und zog langsam auf derselben gegen Süden, um auch die Lothringer, die während der Nacht etwas entferntere Quartiere bezogen hatten, nachkommen zu lassen. Duplessis marschierte parallel etwa in der Richtung Pauvre-Machault. Es wirft sich nun die Frage auf, ob Turenne den angedeuteten Weg nehmen mußte, oder ob es ihm möglich gewesen wäre, dem Zusammenstoße mit den Königlichen auszuweichen. Napoleon[1] vertritt die erstere Ansicht, ohne sie jedoch zu begründen. Einleuchtend ist sie nicht. Von Bourg führte eine Straße nach Vouziers an der Aisne und von hier an der nördlichen Abdachung des Bois de Bourgogne nach La Chesne und weiter nach Mouzon und Stenay. Von La Chesne aus war die Straße jedenfalls nicht im besten Zustande, sie hatte bedeutende Steigungen zu überwinden und mochte daher für einen Rückzug nicht besonders günstig erscheinen. Wenn es Turenne aber nur gelang, bis in die Nähe von La Chesne zu kommen, ohne angegriffen zu werden, so war er wieder im Vorteile, er konnte auf dem ziemlich rasch ansteigenden rechten Ufer der Aisne eine Verteidigungsstellung einnehmen, welche Duplessis sich wahrscheinlich anzugreifen gehütet hätte. Als Turenne sich entschloß, auf dem linken Ufer der Aisne zu bleiben,

[1] Précis des guerres du Maréchal de Turenne par Napoléon. Beigedruckt der Neuausgabe der Mémoires de Turenne (Paris, Hachette 1877).

war er offenbar geneigt, unter vorteilhaften Verhältnissen den Kampf, den ihm Duplessis anbot, anzunehmen, weil er einen Sieg, auch über den zweimal stärkeren Feind, nicht ausgeschlossen hielt. So faßt auch der österreichische Generalstabsoberst Neuber[1] die Sachlage auf. „Es will uns nach dem, was Turenne selbst berichtet, bedünken, daß er selbst dann noch ein Zusammentreffen gewünscht habe, da er demselben sonst leicht hätte ausweichen können. In weit schwierigeren Verhältnissen, als die damaligen waren, hatte er sich diesem Zwange stets zu entziehen gewußt, ohne deshalb irgend einen Nachteil erfahren zu haben. Warum geschah es diesmal nicht? Mag sein, daß seinem Verfahren in diesem Falle eine ganz plausible Ursache zu Grunde liege; aber seine Motivierung desselben kann uns um so weniger befriedigen, als wir nicht annehmen können, Turenne wäre der Mann gewesen, sich gegen seine bessere Ansicht zu einer Schlacht zwingen zu lassen." Der Marschall war eben in der Stimmung, etwas zu wagen, um eine glänzende Waffenthat auszuführen und einen neuen Beweis seiner Kühnheit zu liefern. Militärische Gründe zu einer Schlacht lagen nach dem Verluste von Rethel und noch dazu mitten im Winter, da doch an eine Fortsetzung des Feldzuges, also auch an eine Ausnützung des Sieges nicht zu denken war, nicht vor. Die politische Bedeutung desselben ist auch sehr zweifelhaft, es war für die Partei Condé fast wertvoller, die ganze Macht Turennes ungeschwächt bei Stenay vereinigt und im Frühjahre zum Vormarsch bereit zu wissen, wenn auch die spanische Hauptmacht wieder in Thätigkeit kommen konnte. Der Geist altfranzösischer Chevalierie hat hier über die Umsicht des erfahrenen Feldherrn die Oberhand gewonnen. Madame de Longueville hatte gewiß mehr Interesse für die erstere, als für die letztere, der Sieger über das königliche Heer konnte erwarten, besser empfangen zu werden, als derjenige, der einen geschickten Rückzug durchgeführt hatte. Dieser sehnlichst gewünschte, folgenreiche Sieg war Turenne aber nicht beschieden. Nachdem die beiden Armeen eine Stunde lang in Kanonenschußweite nebeneinander hergezogen waren, machte Duplessis diesem seltenen Schauspiele ein Ende. Es war Mittag geworden, man hatte nur noch 3 Stunden Tageslichte vor sich, es mußte zum Schlagen kommen. Die königliche Armee machte zwischen den Dörfern St. Etienne und Sompy Halt und begann in einer Niederung, die man Blanchamp nannte, sich zur

[1] Turenne als Kriegstheoretiker und Feldherr (Bruchstück eines größeren Werkes über die Kriegswissenschaft). Von C. A. Neuber. Wien, 1869.

Schlacht zu ordnen. Noch konnte Turenne abwartend auf der Höhe bleiben, er konnte aber auch, ohne den Königlichen zu ihrer Ordnung Zeit zu lassen, selbst zum Angriffe übergehen. „Il balança“, heißt es in seinen Memoiren, „quelque temps ces deux parties et se détermina enfin au dernier.“ Er stieg in die Thalmulde nieder und begann mit seinen 2500 Mann Infanterie und 5500 Pferden den Kampf. Der Ueberraschung, auf welche Turenne gerechnet hatte, folgte der erwartete Erfolg nicht; nur der rapide Angriff der Lothringer unter General Ligneville am linken Flügel gelang, er war so heftig, daß sich die beiden Linien vermengten und die Köpfe der Rosse aneinander schlugen. Turenne glaubte den rechten Flügel der königlichen Reiterei zurückwerfen zu können, bevor die Infanterie in Verwendung kommen könne. Seine Leute kamen jedoch ebenfalls durch die Gewalt des Vorstoßes außer Ordnung. Dazu kam, daß La Fange, der am rechten Flügel die Spanier kommandierte, gleich anfangs gefangen genommen wurde, worauf seine Regimenter Kehrt machten. d'Hocquincourt ließ die Fliehenden durch Rosen, den alten persönlichen Gegner Turennes, verfolgen und kam selbst mit dem Rest seines siegreichen Flügels Duplessis zu Hilfe. Die Uebermacht des letzteren, der noch eine ganze zweite Schlachtlinie heranzuziehen hatte, während sich die zweite Linie der Lothringer schon beim ersten Angriff mit dem Vordertreffen vermengt hatte, gab nun den Ausschlag; den dritten Angriff der königlichen Armee vermochten die gelichteten Scharen Turennes nicht auszuhalten, sämtliche Regimenter, mit Ausnahme des Leibregimentes des Marschalls, das sich in Stücke hauen ließ, wandten sich zur Flucht. Turenne, der nur vom Lieutenant seiner Garde, La Berge, gefolgt war, kam durch deutsche Reiter arg ins Gedränge, sie kämpften allein gegen acht Offiziere und entkamen nur auf die Versicherung La Berges hin, sie seien auch von der Armee des Königs und verkannt worden. Der Weg zur Aisne war Turenne jetzt abgeschnitten, er mußte quer über die Ebene der Champagne eilen und kam nach einem Ritt von sechs Meilen — mit 150 Reitern spät abends heil in Bar-le Duc an. Allen Truppenkörpern war die luxemburgische Grenze als Rendezvous angegeben worden, er selbst machte sich nach wenigen Stunden Rast in Begleitung des Marquis Duras, der mit 100 Reitern ebenfalls nach Bar-le Duc gekommen war, von dort auf und erreichte, ohne verfolgt zu werden, Montmédy. Er hatte 1200 Mann am Platze verloren, 3000 waren während und nach der Schlacht in Gefangenschaft geraten.

In der öffentlichen Meinung hat Turenne durch die Nieder-

lage von Sompy nichts von seinem Ruhme eingebüßt, man rechnete ihm die Kühnheit hoch an, gegen einen doppelt so starken Gegner den Kampf aufgenommen zu haben, dessen Verluste nicht gering angeschlagen wurden.[1] In den frondistischen Kreisen hatte die unmittelbar nach der Schlacht verbreitete Nachricht, der Marschall sei gefallen, die größte Bestürzung hervorgerufen. Der Erzherzog-Statthalter gab dem Marschall einen Beweis besonderen Vertrauens, indem er ihm das Recht einräumte, auch in den spanischen Regimentern die durch die Verluste von Sompy erledigten Offizierstellen nach eigener Entschließung frei zu vergeben. Am königlichen Hofe hielt man die Verbindung Turennes mit Spanien noch immer für einen höchst gefahrvollen Zustand. Man hatte unter der Beute, welche Marschall Duplessis-Praslin gemacht hatte, auch ein Exemplar des Vertrages von Stenay gefunden und daraus erfahren, daß die Verbindung für längere Dauer geschlossen war und ohne Vermittlung Condés nicht gelöst werden könne. Die erste Bedingung, welche die Königin an die Befreiung der mittlerweile nach dem Havre gebrachten Prinzen noch vor der Abreise Mazarins knüpfte, war die Entwaffnung Turennes und die Rückkehr der Prinzessin von Longueville an den Hof.[2] Nicht ganz unaugenfällig aber ist die Thatsache, daß Turenne nach dem für ihn unglücklichen 15. Dezember nicht mehr nach Stenay zurückgekehrt ist, sondern sein Standquartier in Montmédy genommen hat. Er selbst gibt hierfür die Erklärung, er habe durch den Rückzug nach Stenay nicht Mißtrauen erregen wollen, es ist aber nicht zu erkennen, warum gerade jetzt dieses Mißtrauen eine Rolle spielen sollte, zu dem die Spanier ja vorher ebensoviel Veranlassung haben konnten. Der Möglichkeit, daß Turenne eines Tages den Vertrag für gegenstandslos erklärte und das Schwert wieder gegen die bisherigen Bundesgenossen kehrte, waren sie immer ausgesetzt. Mit Madame de Longueville wurden im Januar und Februar des Jahres 1651 wiederholt geschäftliche Briefe gewechselt, während in früherer Zeit die wichtigsten Unternehmungen nur mündlich beraten worden zu sein scheinen. Hätte es vielleicht auch das „Mißtrauen“ der Spanier erregt, wenn Turenne auf einige Stunden von Montmédy nach Stenay hinübergeritten wäre, um sich mit der Prinzessin zu verständigen? Wir werden nicht irre gehen, wenn wir statt des vorgeschobenen Mißtrauens vielmehr

[1] Siehe das Schreiben Langlades an Bouillon vom 1. Januar 1651 bei Grimoard.

[2] Nouvelles de Paris 4. Februar 1651. Grimoard.

Mißmut bei Turenne selbst zur Erklärung dieser Erscheinung heranziehen. Mit der Begeisterung für die Sache Condés, mit dem Feuereifer für den Kampf gegen den Absolutismus war es nun auf einmal vorüber. Als die ersten Nachrichten über eine Aenderung in den Parteiverhältnissen und eine Wendung der königlichen Politik bis an die niederländische Grenze gelangten, trat Turenne sofort mit großer Vorsicht den Spaniern gegenüber auf; er verweigerte die Annahme von Subsidienzahlungen, weil er die Auflösung des Vertrages von Stenay durch Erfüllung des ersten Punktes bereits nahegerückt fand. Dennoch hielt er sich verpflichtet, wenigstens einige Zeit hindurch den Schein aufrecht zu erhalten, als wolle er auch den zweiten Punkt, die Herstellung eines dauernden Friedens zwischen Frankreich und Spanien, zum Austrag bringen. Er blieb in Stenay, als die Prinzessin nach der Ankunft ihrer Brüder und ihres Gemahles in Paris sich ebenfalls dahin begab. Vorher haben sich beide noch einmal gesprochen. Die Prinzessin wollte Turenne das Wort abnehmen, daß er allezeit den Interessen Condés dienen wolle. Er verweigerte es. Er werde seine Truppen aus Stenay ziehen, dem Prinzen den Platz übergeben, für den Frieden mit Spanien thun, was er könne, sich dann nach Paris zurückziehen und dort seine weiteren Maßnahmen treffen. Diese Absage konnte unmöglich einer Mißbilligung des Auftretens Condés entspringen, denn dieser war erst seit wenigen Tagen wieder in den Genuß seiner Freiheit gelangt und damals konnte noch jeder seiner Anhänger mit Recht erwarten, daß es dem Prinzen nach der Entfernung Mazarins aus Frankreich gelingen werde, die Regierung in das rechte Geleise zu bringen. Turenne findet es für notwendig, zu versichern, er sei nicht in Zwietracht von der Prinzessin geschieden. „M. de Turenne,“ heißt es in den Memoiren, „demeura à Stenay, et ne fut point embarassé de ce que Madame de Longueville en partait: ce n'est pas qu'ils ne fussent en bonne intelligence; mais n'étant point fort pressé pour ses intérêts particuliers, il ne voulait sortir de l'affaire qu'avec honneur.“ Seine Ehrenrettung bestand schließlich darin, daß die französische Regierung über Veranlassung Condés, der ja auch seiner Schwester wegen mindestens den guten Willen zeigen mußte, Herrn von Croissy mit der Einleitung von Unterhandlungen wegen des Friedens betraute, wie sie schon wiederholt begonnen worden waren, ohne zu einem Ziele zu führen. Als darüber zwei Monate vergangen waren, fand Turenne, daß er seiner Ehre Genüge geleistet habe, und nahm weiter keinen Anstand, sich ebenfalls nach Paris zu begeben. Die

Angelegenheiten seines Hauses waren im wesentlichen bereits geregelt. Ein Handschreiben Ludwig XIV. vom 6. März 1651 verfügte den Abschluß des Tausches von Sedan gegen die „Duchés-pairies d'Albret et de Chateau-Thierry." Die Grafschaft Auvergne und die Baronie La-Tour wurden als Lehen, welche unter Katharina von Medicis unrechtmäßig eingezogen worden waren, der Familie wieder zurückgegeben.

Die Aufnahme, welche Turenne bei seiner Rückkehr von seiten des Prinzen Condé erfuhr, war gewiß eine äußerst freundschaftliche und auszeichnende. Ramsay schildert sie: „Le Prince de Condé dès qu'il fut arrivé, alla le voir et le mena au Louvre; il lui proposa d'entrer dans ses vues, l'excita à former les plus grands projets pour lui-même et pour sa maison, et protesta qu'il s'emploierait avec chaleur pour les faire réussir. Le Vicomte de Turenne répondit à toutes ces avances avec candeur et politesse, et lui fit entendre que, pleinement satisfait par la délivrance des Princes et par l'exil de Mazarin, il n'avait plus rien à désirer." Es wird kaum jemand bestreiten wollen, daß die Kühle und Zurückhaltung, welche Turenne später Condé vorwarf, bei ihm selbst sehr auffallend zu bemerken ist. Kühl, ja man könnte besser sagen abgekühlt, kam Turenne von Stenay nach Paris zurück und Victor Cousin dürfte wieder das Richtige getroffen haben, wenn er die Veränderung in seinem Verhältnisse zur Longueville damit in Zusammenhang bringt. „Il se louait des attentions de Madame de Longueville, mais il n'avait pas réussi auprès d'elle de la façon qu'il l'eût souhaité." Es ist das Schicksal der Schönheit, wenn sie mit Kokетterie gepaart ist, daß sie Feindschaft erntet, wo sie — zwar nicht Liebe säen, aber auf die Verliebheit eine dauernde Herrschaft begründen wollte. Nicht gerade Feindschaft mochte es gewesen sein, was Turenne für seine einstige reizende Kriegsgenossin empfand, als er zur Erkenntnis gelangt war, daß sie mit ihm, wie mit so vielen andern, gespielt hatte, aber es mochte ihm immerhin angenehm und erwünscht sein, ihr zu zeigen, wie groß sein Einsatz bei diesem Spiele gewesen und was man mit demselben preisgegeben hatte. Condé ließ es, als er sein Verhältnis zum Hofe, insbesondere zu Mazarin, unhaltbar werden sah, an nichts fehlen, um Turenne auf seiner Seite zu erhalten, und man kann den beiden Vertretern des Hauses La Tour d'Auvergne, Turenne und Bouillon, den Vorwurf nicht ersparen, daß sie wenig ritterlich an dem Prinzen gehandelt haben, indem sie ihm nicht rechtzeitig mit voller Offenheit ihre Absichten wegen ihrer zukünftigen Parteistellung mitteilten. Zu fürchten hatten sie

doch nichts von ihm! Turenne wird nicht müde in der Erzählung jener Zeitläufte zu versichern, daß er von Condé mit aller ihm gebührenden Achtung und mit großem Vertrauen behandelt wurde und immer wieder kommt er darauf zurück, er habe wahrgenommen, daß Condé sich nicht um das öffentliche Wohl, sondern nur um seine Privatangelegenheiten kümmere, und dies habe ihn abgehalten, eine weitere Verbindung mit dem Prinzen einzugehen. Diese Art der Darstellung ist doch nicht frei von Heuchelei. Das öffentliche Wohl des Königreichs Frankreich war auch noch nicht gefährdet, als Condé und Longueville im Schlosse zu Vincennes saßen und sich von Conti durch magische Kunststücke unterhalten ließen, für die er eine besondere Vorliebe hatte. Daß aber der Hof entschlossen war, nach dem Bruche mit Condé den Kardinal Mazarin wieder aus seinem Exil in Brühl zurückzuberufen und daß dieser nach wie vor die Regierungspolitik bestimmte, das wußte Turenne, wie er selbst gesteht, sehr genau, und doch fand er damals keine Gefahr für das öffentliche Wohl darin, obwohl er in seinem Manifest von 1649 und als Frondeur an der Seite der Prinzessin Anne-Geneviève den Kardinal als die Ursache aller Unordnung im Staate bezeichnet hatte. Er fand es auch für angezeigt, als Condé sich von Paris nach St. Maur zurückgezogen hatte, um der Gefahr einer zweiten Verhaftung zu entgehen, mit allen anderen Anhängern des Hauses Condé dort seine Aufwartung zu machen, obwohl er in demselben Zeitpunkte schon mit sich im klaren darüber war, daß er mit dieser Partei nichts mehr zu thun haben wolle. Er und sein Bruder Bouillon gingen auch nach dem offenen Bruche des Prinzen mit der Regierung noch auf Unterhandlungen mit ersterem ein. Condé ließ, obwohl durch die unverläßliche Haltung der beiden verletzt, ihnen durch La Rochefoucauld folgende Anträge machen: 1. Den Besitz von Schloß und Gebiet von Stenay, bis er in der Lage sei, ihnen Sedan oder ebenso reichen Ersatz, wie der Hof, zu bieten; 2. Ueberlassung seiner Rechte auf das Herzogtum d'Albret; 3. das Schloß Bellegarde und die Hauptmannschaft daselbst; 4. die nötigen Subsidien zur Truppenwerbung; 5. keinen Frieden zu schließen, ohne die Rangforderungen des Hauses La Tour zur Geltung zu bringen; 6. Turenne alle Truppen zu unterstellen, welche in Stenay, Clermont, Damvillers standen, mit diesen auch die flandrischen Hilfen zu vereinigen, „en sorte que Turenne fût maître de tout et commandât seul.“ La Rochefoucauld versichert in seinen Memoiren, daß Bouillon die Anträge angenommen und sein Wort darauf gegeben habe, so daß Condé zu der Annahme berechtigt war, beide Brüder als seine Anhänger zu be-

trachten.[1] Ende Februar 1652 aber war Turenne schon im besten Einverständnis mit dem Hofe und Mazarin, er arbeitete an der Verstärkung der königlichen Armee und that sich seinem Bruder Bouillon gegenüber etwas zu gute darauf, daß er sich die ganze Zeit über so geschickt benommen habe. Er ließ sich herbei, das Kommando mit dem Marquis d'Hocquincourt zu teilen, obwohl derselbe zehn Jahre jünger war als er und sich an militärischer Bedeutung mit ihm wohl nicht messen konnte. Es bedurfte noch einiger Beweise seiner Treue und Verläßlichkeit, ehe man ihm das Schicksal des Königreichs allein anvertrauen konnte. Die Ehe, welche Turenne im Juni 1651 mit Charlotte de Caumont, der Tochter des Marschalls Armand de Caumont, Herzogs de la Force, eingegangen war, hat sein Interesse von den öffentlichen Angelegenheiten nicht abgelenkt. Die Briefe, welche er aus dem Felde an seine Frau richtete, zeigen von Aufmerksamkeit und Sorge, sind aber sehr kurz und knapp ihrem Inhalte nach. Die Eigenschaften, welche man der damals dreißigjährigen Charlotte zuschreibt, ungewöhnliches Wissen und eine beinahe beispiellose Frömmigkeit, waren jedenfalls mehr geeignet, die Achtung als die Liebe des Marschalls zu erwecken. Für seine Wahl dürfte außerdem die Gleichheit des Bekenntnisses (die La Force gehörte zu den eifrigsten Protestanten) entscheidend gewesen sein, der plötzliche Entschluß, sich standesgemäß zu vermählen und dadurch manchen boshaften Bemerkungen[2] die Spitze abzubrechen, läßt sich sehr leicht begreifen. Der Feldzug Turennes gegen den großen Condé im Jahre 1652 gehört zu seinen glänzendsten Leistungen, er hat sich darin an Geschicklichkeit des Manövrierens, Ausnutzung des Terrains, Geistesgegenwart und Kühnheit dem Sieger von Rocroy und Lens zum mindesten ebenbürtig erwiesen. Als Hocquincourt am 7. April bei Bléneau von Condé geworfen und nahe daran war, aufgerieben zu werden, fand Turenne eine so günstige Stellung, daß er den Vormarsch des Prinzen so lange aufhalten konnte, bis Hocquincourt sein zersprengtes Corps wieder gesammelt hatte und mit den Resten desselben herangekommen war. Mit 4000 gegen 14000 Mann spielte er eine der gelungensten militärischen Komödien, die je aufgeführt worden sind. Er ließ Condé zuerst über die günstige Stellung des Feindes stutzen und im Marsche innehalten, dann gab er sich den Anschein, als wenn er seinen Posten verlassen und dem Gegner

[1] V. Cousin, Mme. de Longueville pendant la Fronde.

[2] Eine Notiz Zedlers, die ich jedoch anderwärts nicht vorfand, bezeichnet Condé selbst als einen der Spötter, welche die verschmähte Liebe Turennes zu Mme. de Longueville zum Gegenstande ihrer beißenden Bemerkungen gemacht haben.

entweichen wolle. Condé sandte ihm sogleich fünfzehn Schwadronen nach. Auf einmal wandte Turenne sich wieder, nahm die früheren, stark verschanzten Positionen wieder ein und bestrich nun mit seiner Artillerie, an der er Condé überlegen war, die zu weit vorgedrungenen Condéschen Reiter. Der Hof war in Gien schon in größter Aufregung, nur Anna von Oesterreich bewahrte, wie in allen gefährlichen Situationen, ihre königliche Ruhe: sie ließ sich durch den nahen Kanonendonner in der Toilette und beim Diner nicht stören. Die Wagen standen aber schon jenseits der Loire und die Pioniere waren bereit, die Brücke abzubrechen, sobald der König und seine Umgebung dieselbe überschritten haben würde. Endlich kam die Nachricht, daß Turenne das Gefecht siegreich zum Stehen gebracht habe. Die Königin mußte selbst erklären, „qu'il venait de remettre une seconde fois la couronne sur la tête de son fils." Acht Tage später erfolgte der wunderbare Flankenmarsch nach Fontainebleau, wo Turenne gerade eine Stunde vor dem Feinde ankam, der ihm offenbar hätte zuvorkommen können, wenn er das Unternehmen des königlichen Heeres geahnt hätte. Turenne wollte damals den König von Corbeil aus unmittelbar nach Paris führen. Mazarin verhinderte es, da er den Parisern noch nicht traute.

Um die Mitte des Juni stand Turenne zwischen zwei feindlichen Heeren. Bei Etampes sollte er die Frondeurs festhalten und gleichzeitig dem Herzog Karl von Lothringen entgegentreten, der mit 8000—9000 Mann in der Richtung gegen Paris herangezogen war, ohne daß man wußte, für welchen der streitenden Teile er eintreten wolle. Mazarin hoffte ihn durch große Anerbietungen zum Rückzuge zu bewegen. Turenne aber war bereit, ihn anzugreifen. Er zog von Etampes ab und erreichte durch einen anstrengenden Nachtmarsch die Spitze der Stellung Lothringens bei Villeneuve St. George, bevor ihm Condé noch die Hand reichen konnte. Das plötzliche Erscheinen des königlichen Heeres vor seinen Schanzen und die Vermittlung Karls II. von England und dessen Bruders York, der diesen Feldzug unter Turenne mitgemacht und beschrieben hat, bewogen den Herzog, der sein Heer womöglich nicht zum Schlagen, sondern nur zu einträglichen militärischen Demonstrationen zu verwenden liebte, auf die Forderung Turennes einzugehen, daß er binnen vierzehn Tagen außer den Grenzen des Königreichs stehen werde. Kaum war der Vertrag, durch welchen Herzog Karl die Orte Vic und Moyenvic erwarb, geschlossen, als die Prinzenarmee am andern Ufer der Seine erschien. Die Lothringer defilierten vor den Augen derselben an Turenne vorüber zum Abmarsch. — Damit war eine große

Gefahr für die königliche Armee beseitigt, der Zweikampf zwischen Turenne und Condé, der sich nunmehr ohne Eingriff eines dritten abspielen mußte, konnte kaum zu Ungunsten des ersteren ausfallen. Seine Wachsamkeit und Schnelligkeit brachte die Armee Condés zum Stehen, als sie in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli aus ihren Stellungen bei St. Cloud aufgebrochen war und, die nördliche Enceinte von Paris, das ihr verschlossen blieb, umgehend, Charenton zu erreichen suchte, um dort so lange eine sichere Position einzunehmen, bis die spanische Armee von den Niederlanden aus in Aktion getreten sein würde. Als Turenne seinen Gegner im Faubourg St. Antoine eingeschlossen hatte, wollte er das Gefecht so lange hinhalten, bis der Marschall La Ferté mit der Artillerie und den Reserven von St. Dénis herangekommen wäre. Der Hof aber, der mittlerweile auf dem Hügel bei Charonne angelangt war und sobald als möglich seinen Sieg sehen wollte, verlangte den Angriff. Turenne weigerte sich anfangs, diese Forderung zu berücksichtigen, die ihm nur thöricht erscheinen konnte, und gab erst nach, als sein Bruder Bouillon in großer Bestürzung herbeisprengte und ihm vorstellte, der Kardinal habe den Verdacht geschöpft, Turenne wolle Condé entschlüpfen lassen oder mindestens schonen. So begann er denn den Angriff auf die in Schanzen und hinter Gartenmauern gedeckt stehenden Condéer, während in der Hauptstraße von St. Antoine sich die Reiterattaken in rascher Folge wiederholten und der französische Adel beider Parteien elegante Einzelgefechte aufführte. Es war aber ein zweckloses Gemetzel, denn das Endziel des Kampfes, Condé zur Ergebung zu zwingen, wenn ihm das Thor von St. Antoine nicht geöffnet wurde, durch welches er sich hinter die Wälle von Paris retten konnte, wäre auch ohne dasselbe erreicht worden. Gegen Abend ordnete Turenne mit Zuziehung La Fertés den konzentrischen Angriff in drei Kolonnen gegen die Hauptmacht des Prinzen, der Marquis de Navailles, der den linken Flügel kommandierte, schob sich über Rambouillet an die Seine und zu dem großen Holzlager vor, an welches Condés rechter Flügel sich lehnte. Von dort aus hätte er sich zwischen die Brücke und das Centrum Condés eingekeilt, für den es dann keinen Ausweg mehr gab. Da dröhnten die Kanonen der Bastille und gleichzeitig öffneten sich die Thore von St. Antoine. Die Entscheidung des Tages war von des kleinen Orleans großer Tochter herbeigeführt worden. Der Kampf, den die Prinzessin von Montpensier an der Spitze der aufgeregten Volksmassen gegen die legitime Obrigkeit von Paris geführt hatte, während sich ihre Vettern und Freunde vor der Stadt die Köpfe wundschlugen, hatte

mit dem Siege der grande Mademoiselle geendet und Condé die Rettung gebracht. Doch nur auf kurze Zeit. Turennes Zähigkeit überdauerte auch die letzte gefährliche Krisis im Juli und August, als die Fronde in Paris herrschte und die Regierung des Königreiches an sich zu reißen begann, als ein spanisches Heer unter Fuensaldagna vom Norden heranrückte, um den Frondeurs in Paris die Hand zu bieten, und endlich der geschäftige Lothringer zum zweitenmale auf dem Schauplatze erschien, um seinen Vorteil wahrzunehmen. Der Hof wollte sich nach Lyon zurückziehen. Turenne trat energisch dagegen auf. Er stellte dem Kardinal und der Königin vor, daß dieses Zeichen von Schwäche und Furcht alle Provinzen zum Abfall reizen werde. Er sandte den Hof nach Pontoise und ging mit der Armee bis Compiègne vor, in der Ueberzeugung, daß er durch diese kühne Bewegung, welche die flandrische Grenze gefährdete, den Spaniern Bedenken erregen würde, ob nicht doch ein Abkommen zwischen Condé und Turenne getroffen sei und die Spanier in die Falle gelockt werden sollten. Turenne behielt recht; Fuensaldagna wagte nicht, der königlichen Armee bis Compiègne entgegenzugehen, sondern zog sich nach Flandern zurück. Mit Lothringen und Condé führte Turenne dann ein zweites interessantes Marschmanöver auf, das sich abermals um die Höhen von Villeneuve St. George drehte; er war stets der schnellere und geschicktere und so verstand er es, mit seinen geringen Mitteln zwei Armeen fünf Wochen lang hinzuhalten, bis die Reaktion in Paris ihre Schuldigkeit gethan und die Herrschaft der Fronde darin ihr Ende erreicht hatte. Turenne hat den König nach Paris geführt, sein Rat war der ausschlaggebende, als am 21. Oktober die königlichen Wagen auf dem freien Felde vor Boulogne stillhielten und nochmals Konseil gehalten wurde, ob man es wagen dürfe, die Stadt zu betreten, in welcher der Herzog von Orleans und die Montpensiers angeblich mit neuen Rebellionsversuchen umgingen. Turenne fand es für den König von Frankreich unanständig, vor den Thoren seiner Hauptstadt wieder umzukehren und meinte, die Unerschrockenheit und Kühnheit finde unter Franzosen stets ihre Partei. Die Königin, der es nie an Mut gefehlt hat, stimmte ihm bei, man fuhr nach Paris und das jubelnde „Vive le roi!“, mit dem der stolze Königsknabe beim Thore St. Honoré begrüßt wurde, rechtfertigte ihren Entschluß.

---

Welchen Anteil der Vicomte de Turenne an dem Ausgange der Fronde, an der dauernden Begründung des absoluten König=

tums in Frankreich hat, glaube ich in dieser kurzen Darstellung genügend gekennzeichnet zu haben. Der Einfluß der einzelnen Persönlichkeit auf eine Bewegung von volksgeschichtlicher Bedeutung wird um so auffallender, wenn man nur für einen Augenblick die Figuren im politischen Schachprobleme umsetzt, wenn man den „Turm“ Turenne von der Partei der Königin nimmt und ihn an die Seite Condés setzt. Und es hat wahrhaftig nicht viel gefehlt, daß es dazu kam! Oder soll es eine innere geschichtliche Notwendigkeit gewesen sein, daß die Tage von Stenay die Bande lockerten, welche bis dahin den Vicomte an das Haus Condé gefesselt hatten? Wenn Turenne aber die Waffenbrüderschaft festhielt, wie sie bestanden hatte, wenn die Bitten Anne-Genevièves ihre Unwiderstehlichkeit bewahrt hätten? Dann gab es keine königliche Partei mehr in Frankreich. Dann kam Condé von der Loire, Turenne von der Aisne und Marne aus nach Paris und der Hof konnte sich in einen Winkel des Reiches oder über die Grenze flüchten, um sein Schicksal zu erwarten; dann lag es in der Hand der zwei größten Feldherren ihrer Zeit, Spanien den Frieden zu diktieren und es würde vielleicht nicht allzuschwierig gewesen sein, an die Stelle der älteren die jüngere Linie des Hauses Bourbon zu setzen. Der große Ludwig aber wäre, wenn überhaupt, so jedenfalls etwas später und wahrscheinlich mit bescheideneren Ansichten von der Macht der geborenen Könige dazu gelangt, in die allgemeinen europäischen Angelegenheiten einzugreifen.

Mit den gewissen Gesetzmäßigkeiten und Ergebnissen innerer Entwickelung hat es in der Geschichte seine Schwierigkeit. Man wird gut thun, sich nach wie vor nicht nur mit Staatsschriften und Parlamentsakten, Urkunden und statistischen Tabellen, sondern auch mit den intimsten Beziehungen der einzelnen zu beschäftigen, welche die Geschicke der Völker und Staaten lenken und beeinflussen, ihren Gemütsbewegungen und allen den kleinen Motiven nachzuspüren, welche die Handlungen der Menschen bestimmen; denn das Schlagwort von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen verdient — trotzdem es so gewöhnlich klingt — doch die aufmerksamste Beachtung.

---

# Balthasar von Dermbach, Fürstabt zu Fulda.

1549—1606.

Von

Freiherrn v. Egloffstein.

Wie alle anderen geistlichen Gebiete Deutschlands, so blieb auch das Hochstift Fulda von der reformatorischen Bewegung nicht unberührt. Ein ernstliches Hindernis wurde derselben von der Regierung des Stiftes nicht in den Weg gelegt, vielmehr machten ihr die Fürstäbte durch manche Verordnungen erhebliche Zugeständnisse.

Die Folge davon war, daß sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts fast die ganze Bevölkerung des Fürstentums, sowohl die Ritterschaft, als die Bürger und Bauern, zum Luthertum bekannten, und daß sogar das Domkapitel der neuen Lehre zugethan war.

Das höchste Aufsehen mußte es unter solchen Umständen natürlich im Stifte selbst, wie in den angrenzenden protestantischen Gebieten erregen, wenn der im Jahre 1570 erwählte Abt Balthasar sich gleich nach Antritt seiner fürstlichen Würde anschickte, den herrschenden Zuständen ein Ende zu machen, die Landsassen des Stifts der fürstlichen Hoheit zu unterwerfen und zu gleicher Zeit der alten Kirche wieder zu der Stellung zu verhelfen, die sie früher eingenommen hatte.

Fürstabt Balthasar von Dermbach entstammte einem althessischen Adelsgeschlecht, das sich, wie überhaupt die Mitglieder der hessischen Ritterschaft, dem Protestantismus zugewandt hatte. Geboren im Jahre 1549, war er in seiner Kindheit noch evangelisch,

doch trat er schon frühzeitig, unter welchen Einflüssen, läßt sich nicht ermitteln, zur römischen Kirche über. Dem Stifte Fulda gehörte er seit 1568 als Domherr an, und 1570 erwählte man ihn nach dem Ableben seines Großoheims, des Abtes Wilhelm von Klaur, einstimmig zu dessen Nachfolger. Schon damals stand er im Rufe eines sehr frommen, dabei ausnehmend keuschen, nüchternen und glaubenseifrigen Menschen, seine Wahl mußte daher bei der großen Verweltlichung und Sittenlosigkeit, die unter den Kapitularen des Stifts eingerissen war, um so auffälliger sein.

Gleich beim Antritt seines fürstlichen Amtes zeigte Abt Balthasar, daß er entschlossen sei, in einem anderen Geiste als seine Vorgänger zu herrschen und in kirchlicher wie in politischer Hinsicht die gesunkene fürstliche Macht wieder aufzurichten. Eine der ersten Maßregeln, die er traf, war die Entfernung der protestantischen Beamten und Räte aus seiner Umgebung und die Berufung von anderen, meist eifrig katholischen, an ihre Stelle. Wieweit hierbei der Abt aus eigenem Antrieb handelte oder fremden Einflüssen unterworfen war, ist mit Bestimmtheit nicht zu ermitteln, wiewohl bei dem sehr jugendlichen Alter, in welchem er die Herrschaft über das Stift antrat, das letztere durchaus natürlich ist. Da wir hierüber keine Kenntnis besitzen, also hinsichtlich eines hochwichtigen Momentes zur Beurteilung seiner Persönlichkeit uns im unklaren befinden, müssen wir uns eben mit den geringen Anhaltspunkten begnügen, welche die Berichte von Zeitgenossen, sowie Balthasars eigene Briefe darbieten, und müssen versuchen, aus ihnen ein Bild von seinem Charakter zu gewinnen. Wie bereits erwähnt, zeichnete er sich schon als Jüngling durch eine eifrig katholische Gesinnung und durch große Sittenstrenge aus. Diese beiden Eigenschaften bildeten, wie wir aus Zeugnissen anderer sowohl, als aus des Abtes eigenen Worten und Thaten ersehen können, sein ganzes Leben hindurch den Grundzug seines Wesens und übten auf all sein Thun einen geradezu bestimmenden Einfluß aus. So stellt sich uns Balthasar von Dermbach, seiner Gesinnung und seinem Handeln nach, dar als ein echter Vorkämpfer der katholischen Restauration im Reiche, deren Beginn wir geradezu von seinem Regierungsantritt an rechnen können. Von seinen Parteigängern, besonders von den Jesuiten, wird er darum in den Himmel gehoben, von protestantischer Seite dagegen aufs härteste verurteilt.

Wie die ganze Erscheinung des Abtes, so ist auch das Verfahren, welches er zur Ausführung seiner Pläne anwandte, geradezu

typisch für die Vertreter der katholischen Restaurationspartei. Mit Entfernung der Protestanten aus den einflußreichen Aemtern hatte er begonnen, jetzt ließ er sich vor allem angelegen sein, die Erinnerung an die alte Kirche, welche in der Einwohnerschaft seines Hochstifts bereits sehr verblaßt war, wieder aufzufrischen und den verfallenen und schon halbvergessenen katholischen Kultus aufs neue zu beleben. Er verbesserte den Kirchengesang und verbannte die evangelischen Lieder, die sich in denselben eingeschlichen hatten, sodann führte er verschiedene außer Gebrauch gekommene Uebungen wieder ein, wie z. B. die lateinische Sprache bei der Vollziehung der Taufe, die feierliche Begleitung der Sterbesakramente mit Kerzen, die Bittgänge auf den Frauenberg bei Fulda und dergleichen mehr.

Ebenso drang Balthasar mit großem Eifer auf die Wiederherstellung der Zucht bei der Geistlichkeit und vor allem bei seinen Stiftsherren. Von einem auch nur einigermaßen geistlichen und sittlichen Lebenswandel war bisher bei den Mitgliedern des Domkapitels nicht die Rede gewesen; aus den ehemaligen Benediktinermönchen waren hier, wie überall zu jener Zeit, weltliche Kanoniker geworden, die nur um der guten Versorgung willen in das Stift eintraten. Jetzt sollten sie auf einmal ihrem angenehmen Leben entsagen; der neue Abt gebot ihnen, augenblicklich ihre Beischläferinnen zu entlassen, bestimmte ferner, daß zur besseren Durchführung der geistlichen Zucht ein gemeinschaftliches Schlafhaus für die Stiftsherren gebaut werden sollte, schärfte die Klausur und ordnete die strengste Befolgung der Regeln des heiligen Benedikt an. Er selbst ging hierbei allen mit bestem Beispiel voran, besuchte eifrig den Gottesdienst und hielt die Fasten mit peinlichster Strenge. Als eine bedeutsame Kundgebung seiner entschieden katholischen Gesinnung verdient ferner erwähnt zu werden, daß er sich im Jahre 1573 am Sonntag Quasimodogeniti durch den Suffraganbischof von Mainz feierlich zum Priester weihen ließ, worauf er in Gegenwart seiner Vasallen das Abendmahl unter einer Gestalt empfing. Zu gleicher Zeit mit jenen Bestrebungen zu Gunsten der römischen Kirche begann er auch schon die Unterdrückung der neuen Lehre; er verbot den Buchhändlern zu Fulda den weiteren Verkauf ketzerischer Bücher und brachte die vorhandenen durch Kauf an sich. Eine Bittschrift um rechtliche Anerkennung des Augsburgischen Bekenntnisses, welche die Bürgerschaft seiner Hauptstadt gleich bei seinem Regierungsantritt an ihn gerichtet hatte, blieb unbeantwortet.

Es war vorauszusehen, daß sich der Abt durch sein schroffes

und rücksichtsloses Auftreten den tiefsten Unwillen der ganzen Einwohnerschaft seines Fürstentums, insbesondere aber den Haß und die Erbitterung der stolzen und mächtigen Stiftsherren zuziehen mußte, die den mönchischen Gehorsam überhaupt nie gelernt hatten und am wenigsten geneigt waren, sich von einem so jungen Menschen wie Balthasar schulmeistern zu lassen. Wie mußte sich nun erst die Entrüstung gegen den Abt steigern, als bereits im Jahre 1571 die Absicht desselben kund ward, zur Förderung seiner kirchlichen Bestrebungen Jesuiten nach Fulda zu berufen. Kaum hatte man von diesem neuen Plan vernommen, so versammelte sich die Ritterschaft des Landes und unterzeichnete eine Gesamtpetition, in der sie verlangte, der Abt müsse von seinem Vorhaben abstehen. Balthasar ließ sich jedoch durch dies Gesuch nicht im geringsten irre machen, sondern betrieb sein Vorhaben nur um so eifriger und brachte es auch wirklich dahin, daß noch vor Ablauf des Jahres 1571 mehrere Jesuiten in Fulda erschienen, und daß im Jahre darauf durch den Provinzial der niederrheinischen Ordensprovinz ein vollständiges Jesuitenkolleg mit Schule und Konvikt errichtet werden konnte.

Von jetzt ab ging der Abt immer nachdrücklicher gegen den Protestantismus vor. Ein Erlaß verkündigte, daß fürder die Ausübung des Augsburgischen Bekenntnisses nur noch auf dem Lande gestattet sei, und verbot den Verkauf von Exemplaren desselben. Auch gelang es ihm, den Stadtpfarrer Martin Göbel in Fulda, der bisher im Geiste des Protestantismus gelehrt und gepredigt hatte, auf seine Seite zu ziehen.

Umsonst wandte sich die Bürgerschaft von Fulda an den Landesherrn mit der Bitte um Abhilfe ihrer Beschwerden; Balthasar hielt an seinem Entschlusse fest, selbst als sich im Sommer 1573 Kapitel und Ritterschaft ins Mittel legten und den Abt an die Freiheitsbriefe erinnerten, welche er bei Uebernahme seiner Fürstenwürde seinen Unterthanen ausgestellt habe.

Die Landsassen sahen ein, daß sie auf diesem Wege nichts erreichen würden und standen deshalb zunächst von weiterem Vorgehen ab. Ihr Mut hob sich jedoch von neuem, als im Herbst 1573 von mehreren protestantischen Nachbarfürsten, nämlich dem Kurfürsten von Sachsen, dem Markgrafen von Brandenburg und den beiden Landgrafen von Hessen-Kassel und Hessen-Marburg — ob auf Veranlassung der fuldischen Stände, ist nicht erwiesen — Gesandte bei Balthasar eintrafen, denselben im Namen ihrer Herrschaften wegen seines Vorgehens gegen die protestantischen Unterthanen, wie es damals bei den geistlichen Fürsten im Reiche noch

völlig neu war, zur Rede stellten und ihn ersuchten, von weiteren Neuerungen abzulassen, vor allem aber „das jesuitrische Geschmeiß“ aus dem Lande zu schaffen.

Mit Bürgern, Stiftsherren und Rittern hatten die Abgesandten auch verkehrt und dieselben vom Zwecke ihres Kommens in Kenntnis gesetzt, ja der Landgraf von Hessen-Kassel hatte sie seines besonderen Schutzes versichern lassen. Im Vertrauen hierauf glaubten die Landsassen, jetzt den entscheidenden Schritt bei ihrem Fürsten wagen zu können. Gleich nach Abreise jener Gesandten begab sich das gesamte Kapitel, sowie ein Ausschuß der Ritterschaft, zu Balthasar und forderte in gemessenem Tone die ungesäumte Entfernung der Jesuiten und die Errichtung einer protestantischen Schule an Stelle des Jesuitenkollegs. Die Stiftsherren gingen sogar noch einen Schritt weiter: Wenige Tage später ließen Dechant und Kapitel an die Mitglieder des Jesuitenordens ein Mandat ergehen, worin sie diesen „kraft ihrer Rechte als Mitregenten über das Stift“ befahlen, binnen vierzehn Tagen Stadt und Fürstentum zu verlassen.

Die drohende Sprache der Stände vermochte indes ebensowenig, wie die Zurechtweisung von seiten der Nachbarfürsten, den Abt einzuschüchtern; auch jetzt wich er keinen Fußbreit zurück. Als er sah, daß Ermahnungen nichts fruchteten, drohte er mit Exkommunikation, auch gelang es ihm bereits in der nächsten Zeit, vom Reichskammergericht zu Speier ein Mandat de non offendendo für Kapitel und Ritterschaft zu erlangen, ein gleiches fügte er selbst noch für das ganze Land hinzu. Diese standhafte Haltung verfehlte auf die Stiftsherren ihren Eindruck nicht, sie gaben schließlich klein bei und ließen die Jesuiten, welche sich bereits reisefertig gemacht hatten, in Frieden.

Bald sah sich jedoch der Abt von neuem durch Umtriebe Landgraf Wilhelms von Hessen-Kassel beunruhigt. Bereits im Januar 1574 kam wieder die Verbindung dieses Fürsten mit den fuldischen Unterthanen zu Tage. Diesem an Aufruhr grenzenden Treiben seiner Landsassen gegenüber entschloß sich Balthasar, die ganze Angelegenheit dem Kaiser zu berichten und denselben um Hilfe zu bitten. Gleichzeitig setzte er auch den Papst von seiner Lage in Kenntnis und bat ihn, sich beim Kaiser seiner anzunehmen und zugleich die Stiftsherren zum Gehorsam gegen ihn zu ermahnen. Ebenso wandte er sich an mehrere mächtige katholische Reichsstände mit der Bitte um Fürsprache beim Kaiser.

Maximilian II. ließ mit der Antwort auf Balthasars Schreiben nicht lange auf sich warten. Er beobachtete dabei, wie überhaupt

in den religiös-politischen Streitigkeiten, eine vorsichtige, vermittelnde Haltung. In seinem vom 24. Februar 1574 datierten Briefe an den Abt suchte er diesen durch die Versicherung zu beruhigen, er werde an die Nachbarfürsten, sowie an Kapitel, Ritterschaft und Bürger von Fulda schreiben, zugleich warnte er ihn aber, seine Rechte als Landesherr zu übertreten. Dem Kapitel, den Rittern und der Bürgerschaft verwies er in den an sie gerichteten Mandaten ihr Benehmen gegenüber der Obrigkeit und machte sie darauf aufmerksam, daß sie, falls ihre Beschwerden gegen den Abt begründet wären, den ordentlichen Rechtsweg einschlagen müßten. Den protestantischen Nachbarfürsten endlich, die sich der fuldischen Landsassen angenommen, verwies er, allerdings im artigsten Tone, ihre Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Stiftes.

Die Mahnung des Kaisers hatte bei den Kapitularen zur Folge, daß sie sich jetzt von der Ritterschaft trennten, den Verkehr mit den Nachbarfürsten aufgaben und sich dem Abte fügten; die Ritterschaft und die Bürger von Fulda waren dagegen keineswegs zum Nachgeben bereit. Erstere wandte sich zunächst an das Kammergericht mit einem Gegenbericht gegen das von Balthasar im November 1573 erwirkte Mandat, außerdem antworteten Ritter wie Bürger auf die kaiserlichen Schreiben und verwahrten sich gegen die Vorwürfe, welche ihnen der Kaiser gemacht hatte, besonders gegen die Beschuldigung, daß sie das Eingreifen der fremden Stände nachgesucht hätten. Zur Beförderung ihrer Angelegenheit schickten sie ferner zwei Agenten nach Wien an den kaiserlichen Hof; ebenso baten sie die Nachbarfürsten um ihre Fürsprache bei Maximilian.

Letztere kamen ihrer Bitte auch nach in einem Schreiben vom 1. Mai 1574. Wichtig und bedeutungsvoll ist dasselbe dadurch, daß sie darin auf die sogenannte declaratio Ferdinandea vom 24. September 1555 hinwiesen, die den Unterthanen geistlicher Fürsten freie Ausübung ihres Bekenntnisses zusichere. Dieser declaratio gemäß behaupteten sie, sei der Abt verpflichtet, die vorgenommenen Neuerungen wieder abzuschaffen.

Die genannte Erklärung Ferdinands I. war um einen Tag älter als der Augsburgische Religionsfriede. Der plötzliche Hinweis auf dieses merkwürdige Dokument erregte das höchste Aufsehen, zumal bei den eifrigen Katholiken. Denn, ganz abgesehen davon, daß sein Inhalt im grellsten Widerspruch stand mit dem Grundsatze, von welchem der Religionsfriede durchdrungen war, wessen das Gebiet, dessen der Glaube, ganz abgesehen davon ließ sich

auch kein Beleg dafür beibringen, daß die Erklärung Kaiser Ferdinands von den katholischen Ständen anerkannt und zugleich mit dem Religionsfrieden veröffentlicht worden war; denn bei den seit 1555 abgehaltenen Reichstagen hatte man, wenn man auf den Religionsfrieden zu sprechen kam, jener declaratio niemals Erwähnung gethan, auch war in der kurmainzischen Kanzlei, deren Akten doch für authentisch galten, kein Exemplar derselben zu finden.

Balthasar schritt daher unbekümmert auf seiner Bahn fort. Es ward ihm dies jetzt leichter als zuvor, denn augenblicklich hatte er ja das Domkapitel auf seiner Seite, auch fand er an den Jesuiten die eifrigsten Förderer seines Restaurationswerkes. Bald suchte er auf dem Wege der Güte zum Ziele zu kommen, indem er z. B. denjenigen, die bei den Jesuiten beichteten und kommunizierten, unentgeltlich Brot verabreichen ließ, eine Maßregel, die natürlich massenweise Bekehrungen zur römischen Kirche, besonders bei Armen, zur Folge hatte; bald griff der Abt zu den im Zeitalter der katholischen Restauration beliebten Zwangsmaßregeln, wie z. B. zu dem Gebot, daß sämtliche Hausväter an Sonn- und Festtagen mit ihrem Gesinde die Kirche besuchen und dem Gottesdienste bis zu Ende beiwohnen müßten, oder dem Verbot protestantischer Leichenbegängnisse, des Auslaufens der Bürger zu dem protestantischen Gottesdienste auf dem Lande und dergleichen mehr.

Die Verhandlungen über die Religionsbeschwerden, die zwischen Rittern, Bürgerschaft und Landesherrn gepflogen wurden, scheiterten indes immer wieder an der Unbeugsamkeit des letzteren, auch wurden die beiden Gesandten, die im Namen des fuldischen Magistrats nach Wien gereist waren und dort persönlich mit dem Kaiser verhandelt hatten, von diesem abschlägig beschieden. Den Unterthanen Balthasars blieb daher nichts anderes übrig, als die Hilfe des für das Jahr 1576 anberaumten Reichstags anzurufen. Aber noch ehe dort ihre Angelegenheit zur Sprache kam, traten im Stift Ereignisse ein, die mit einem Schlage die Verhältnisse daselbst völlig umgestalteten und in den bedrängten Landsassen bestimmte Hoffnung auf Abwendung aller Beschwerden erweckten.

Abt Balthasar war nämlich bei den Maßregeln, die den Glauben betrafen, nicht stehen geblieben; sie allein hätten auch nicht genügt, ihm zum Ziele zu führen. Denn bei dem engen Zusammenhang der Religionsfreiheit mit den ständischen Vorrechten konnte zu jener Zeit der Landesherr einen Glaubenszwang über

seine Unterthanen erst dann ausüben, wenn er ihre politische Macht gebrochen hatte. Wir sehen daher bei den Kämpfen, wie sie damals zwischen Obrigkeit und Unterthanen geführt wurden, regelmäßig die Erscheinung wiederkehren, daß dieselben, wenngleich den Anstoß dazu die religösen Fragen gegeben haben, doch schließlich einen überwiegend politischen Charakter annehmen.

Diese Wahrnehmung machen wir auch hier im Stifte Fulda. Wir wissen, daß im Jahre 1574 nach Empfang des kaiserlichen Schreibens das Domkapitel sich hinsichtlich der Maßregeln Balthasars in Glaubenssachen wieder mit demselben verständigt hatte. Jetzt bot eine Geldfrage die Veranlassung zu neuen Mißhelligkeiten zwischen Abt und Stiftsherren. Balthasar wünschte nämlich in Fulda ein Jungfrauenkloster nach der Regel des heiligen Benedikt zu errichten. Dazu erklärten die Stiftsherren keine Mittel zu besitzen, der Fürst ließ sich jedoch von seinem Vorsatze nicht abbringen und griff, da die Kapitularen seinem Wunsche nicht entsprechen wollten, zu dem Mittel, die Person, welche die Rechnungen über die Einkünfte des Stifts zu führen hatte, den sogenannten Seelgeräter, verhaften und auf seinem Schlosse in Gewahrsam bringen zu lassen. Daneben schritt der Abt wiederum mit Eifer gegen das lockere, ungeistliche Leben der Stiftsherren ein und ließ ohne Scheu die Geliebte des Dechanten aus dem Lande schaffen. So verdarb er es wieder mit seinem Kapitel, und dieses näherte sich von neuem der Ritterschaft.

Auch letztere war gegen den Landesherrn mehr denn je zuvor erbittert. Wiederum fühlte sie sich von Balthasar in ihren Rechten und Herkommen gekränkt, und zwar aus ähnlichen Gründen wie die Stiftsherren. Um nämlich die Stiftseinkünfte zu vermehren, löste der Abt eine Anzahl von Gütern, die seine Vorgänger an einzelne Ritter verpfändet hatten, auf einmal um denselben Pfandschilling wieder ein, den damals die Familien bezahlt hatten, in deren Besitz sich jetzt die Güter befanden. Formell und sachlich war Balthasar hierin vollkommen im Recht, aber freilich wurden dadurch die bisherigen Pfandinhaber schwer geschädigt, denn die Güter waren in der langen Zeit, die seit der Verpfändung verstrichen war, im Werte hoch gestiegen. Derartige Maßregeln traf der Abt noch mehr, auch suchte er in anderer Weise seine fürstliche Oberhoheit geltend zu machen und steigerte dadurch auch in der fuldischen Bürgerschaft den Ingrimm gegen sich aufs höchste.

Der Bruch zwischen Balthasar und seinen Unterthanen war vollendet. Um nun den unerquicklichen Streit endlich zu schlichten, wünschten beide Teile, die ganze Angelegenheit einem Schiedsrichter

zur Entscheidung vorzulegen. Der Abt hatte dabei den Kurfürsten von Mainz oder von Trier im Sinne, Kapitel und Ritterschaft hingegen hatten ihr Augenmerk längst auf den jungen Bischof von Würzburg, Julius Echter von Mespelbrunn, gerichtet und drangen darauf, man solle ihn zum Vermittler wählen. Ohne von den wahren Absichten seiner Unterthanen, die wir bald erfahren werden, eine Ahnung zu haben, erklärte sich Balthasar schließlich auch mit diesem Schiedsrichter zufrieden.

So kam das Frühjahr 1576 heran. Am 1. Mai genannten Jahres verließ Balthasar mit seinem Hofstaate Fulda und begab sich in die zweitgrößte Stadt seines Stiftes, in das an der fränkischen Saale freundlich gelegene Hammelburg. Er hatte dabei die Absicht, an diesem Ort, der sich vor allen anderen Städten des Landes gegen seine Neuerungen auflehnte und so dem ganzen Lande mit gefährlichem Beispiel voranging, durch sein persönliches Erscheinen für seine Pläne zu wirken.

Während Balthasars Thätigkeit auf diese Weise bis Mitte Juni völlig in Anspruch genommen war, wurde zwischen dem Bischof von Würzburg und den fuldischen Ständen insgeheim aufs lebhafteste verhandelt. Die letzteren brachten hierauf die Stadt Fulda mit Waffengewalt in ihre Hand, und sobald ihnen dies gelungen war, machten sie sich, ebenfalls mit ansehnlichem Gefolge, auf, um sich Balthasars eigener Person zu bemächtigen. Am 20. Juni erreichten sie Hammelburg, tags darauf stieß auch ihr Verbündeter, Bischof Julius, gleichfalls mit zahlreichen berittenen Knechten, zu ihnen.

Eine solche Ueberrumpelung hatte Balthasar merkwürdigerweise nicht vorausgesehen; rat- und hilflos sah er sich auf einmal seinen Feinden gegenüber und mußte sich daher ohne Widerrede alle Demütigungen gefallen lassen, welche der Uebermut und die Nachsucht jener über ihn verhängte.

Schwere Prüfungen und Leiden waren ihm beschieden; mehrere Tage hindurch hielt man ihn, fern von seinen Getreuen, in seiner Wohnung gefangen, darauf zwang man ihn unter den heftigsten Drohungen zur Unterzeichnung eines Vertrags, worin er gegen ein Jahrgeld seiner Herrschaft entsagte und dieselbe dem Würzburger, den er zum Koadjutor annahm, überließ. Mit diesem Schimpf begnügte man sich indes noch nicht; um gegenüber der Außenwelt rein dazustehen, diktierte man dem wehrlosen Abte mehrere Briefe, an den Kaiser wie an einzelne Reichsfürsten, in die Feder, worin das eben geschlossene Abkommen als durchaus gütlich und gesetzmäßig dargestellt wurde. Darauf führte man ihn als Gefangenen fort,

zwang ihn, persönlich seine Unterthanen ihres Eides gegen ihn loszusprechen und brachte ihn schließlich auf das Schloß Neuenhof, wo man ihn ebenfalls noch bewachte. Von dort aus gelang es ihm indes doch, zu entwischen und auf kurmainzisches Gebiet zu flüchten.

Der Bischof von Würzburg ergriff nun sofort von der fuldischen Regierung Besitz, doch gelang es ihm und seinen Helfershelfern nicht, den Kaiser und die Reichsstände, die damals gerade zu Regensburg zum Reichstag versammelt waren, über den wahren Sachverhalt der Hammelburger Vorgänge zu täuschen. Bald genug wurde das gewaltthätige Auftreten von Balthasars Gegnern ruchbar, und schon am 28. Juni 1576 erließ Kaiser Maximilian Mandate gegen Julius, sowie gegen die fuldischen Stände, worin er ihr Vorgehen in scharfen Worten als der Reichsverfassung und dem Religionsfrieden zuwider bezeichnete und den Befehl aussprach, daß der Abt als einzig rechtmäßiger Herr des Stiftes wieder in sein Besitztum eingesetzt werden solle, die Gegner aber sich binnen sechs Wochen persönlich beim Kaiser zu verantworten hätten.

Gegen die Vollziehung dieses Richterspruches suchten Julius und sein Kanzler Hellu an Herzog Albrecht V. von Bayern einen Anwalt zu gewinnen und bemühten sich deshalb, das Vorgehen von Balthasars Gegnern in möglichst günstigem Lichte darzustellen. Es gelang auch zuerst, Albrechts Vertrauen zu gewinnen, bald jedoch wurde dem Herzog durch Balthasar und die Seinigen reiner Wein eingeschenkt und ihm vor Augen gestellt, wie die Sachen jetzt stünden, sei in wenigen Jahren der Untergang des katholischen Glaubens im Hochstift Fulda zu befürchten.

Der letztere Hinweis verfehlte bei Albrecht V. seine Wirkung nicht. Er faßte gegen die Würzburger den tiefsten Groll, und Kanzler Hellu vermochte nicht den Herzog wieder umzustimmen, so große Mühe er sich auch gab, die Vorwürfe desselben von seinem Herrn abzuwälzen. Nicht einmal die Beteuerung, daß sich Julius zu einem Zugeständnisse in Religionssachen gegenüber den fuldischen Ständen niemals herbeilassen werde, machte Eindruck auf Albrecht. Daß dieselbe aufrichtig gemeint war, brauchen wir allerdings trotz der damals sehr entgegenkommenden Haltung des Bischofs gegen die fuldischen Protestanten durchaus nicht zu bezweifeln. Bedenken wir nur, mit welcher Entschiedenheit Julius Echter im übrigen, als Reichsfürst wie als Landesherr, für die Interessen der katholischen Restauration eingetreten ist. Seine protestantenfreundliche Haltung in der fuldischen Angelegenheit erklärt sich recht wohl

aus dem Wunsche des ehrgeizigen Kirchenfürsten, seine landesfürstliche Macht zu erweitern.

Hatte sich Julius, von Ehrsucht verleitet, einmal in die fuldischen Händel eingelassen, so hatte er natürlich keine Lust, seinen neuen Besitz so ohne weiteres preiszugeben. Auch galt es jetzt, seine fürstliche Ehre zu retten und die Rolle des unparteiischen Vermittlers, worin er vor Kaiser und Reich in jenem Zwiste aufgetreten war, würdig zu Ende zu spielen. Er erhob deshalb Einspruch wider das kaiserliche Mandat vom 28. Juni 1576 und brachte es, durch die Bitten der fuldischen Landsassen unterstützt, auch dahin, daß Maximilian II. nach eingeholtem Gutachten der Reichsstände am 5. Oktober verfügte, einstweilen solle das Stift unter Sequester gethan und von kaiserlichen Bevollmächtigten regiert, dem Abte Balthasar aber der gebührende fürstliche Unterhalt ausgesetzt werden.

Zugleich forderte der Kaiser beide Parteien auf, am Hofe zu erscheinen, dort solle entweder eine gütliche Verständigung, oder falls eine solche unmöglich, ein kaiserlicher Machtspruch erfolgen. Am 10. Oktober 1576 wurde dann der Hoch- und Deutschmeister Heinrich von Bubenhausen zum Administrator ernannt.

Diese Auskunft konnte dem Bischof Julius nur angenehm sein, ebenso, wie die Person des Bubenhausen, denn der war sein Lehensmann und mußte als solcher von vornherein mehr auf des Bischofs Seite als auf Seiten des Abtes Balthasar stehen. Ein glückliches Ereignis für ihn war ferner der am 12. Oktober 1576 erfolgte Tod Maximilians II., wodurch sich die Ausführung des Erlasses vom 5. Oktober trotz Balthasars Drängen beim jungen Kaiser Rudolf bedeutend verzögerte. Als endlich im Mai des folgenden Jahres Heinrich von Bubenhausen die Verwaltung des Hochstifts übernahm, beließ er die von Julius eingesetzten Beamten in ihren Stellungen und gestattete überhaupt den Würzburgern noch sehr viel Einfluß auf die Regierung des Stifts.

Unterdessen hatte Abt Balthasar fast ein ganzes Jahr in Regensburg zugebracht und dort unermüdlich, aber ohne Erfolg, sein gutes Recht verfochten. Endlich berief Kaiser Rudolf II. auf den 1. September 1577 die Parteien zu einer Zusammenkunft nach Wien. Sowohl Balthasar als Julius erschienen daselbst, aber keiner von beiden wollte nachgeben, und so blieb dem Kaiser nichts anderes übrig, als einen summarischen Prozeß beim Reichshofrat anzuordnen. Der darauf bezügliche vom 4. Dezember 1577 datierte kaiserliche Beschluß bestimmte bis zur Entscheidung jenes Rechtshandels dem Abte Balthasar ein angemessenes jährliches

Einkommen, sowie das Schloß Neuhof bei Fulda zum Wohnsitz. Letzteren beiden Bestimmungen ward jedoch von seiten des Administrators und fuldischen Kapitels nicht Folge geleistet, sodaß Balthasar für den Augenblick ohne Obdach und Mittel war und froh sein mußte, als ihm der Kurfürst von Mainz eines seiner Schlösser als Wohnort anwies. Erst im Jahre 1579 entschloß sich Rudolf, besonders auf Fürbitten des Papstes, dem Abte vorläufig das Schloß Biberstein in der Umgegend von Fulda mit dem dazu gehörigen Amte und einer jährlichen Geldrente zuzusichern.

Dort verlebte Balthasar, von einem kleinen Hofstaate umgeben, viele Jahre in stiller Zurückgezogenheit. Einen großen Teil seiner Zeit widmete er seinen Andachtsübungen, daneben aber betrieb er mit unermüdlichem Eifer die Führung seines Prozesses.

Es dauerte noch mehrere Jahre, bis das Dekret, welches den Prozeß anordnete, auch wirklich zur Ausführung kam. Lange Zeit hoffte man, den Bischof von Würzburg zum Nachgeben zu bewegen, denn darüber konnte doch ein billig Denkender unmöglich Zweifel hegen, daß auf Balthasars Seite das Recht sei. Deshalb bemühte sich besonders Papst Gregor XIII., wo er nur konnte, die Sache des Abtes zu vertreten; oftmals schrieb er zu diesem Zwecke an den Kaiser und beauftragte seine Nuntien in Deutschland, Balthasars Angelegenheit am kaiserlichen Hofe zu fördern, auch betraute er den Kurfürsten von Mainz mit dem Auftrage, eine gütliche Beilegung des Streites zu erzielen. Dem Bischof von Würzburg hatte er bereits im September 1576 den gemessenen Befehl erteilt, bei Strafe der Exkommunikation das Stift sofort wieder an Balthasar zu übergeben, Julius indes kümmerte sich nicht um diesen Befehl, und seine Drohung auszuführen, hatte der Papst keine Lust, denn zum Aeußersten durfte man es doch nicht kommen lassen mit einem Kirchenfürsten, der, wie der Bischof von Würzburg, im übrigen der Restauration so wichtige Dienste leistete. Es blieb daher nichts anderes übrig, als wirklich den Rechtsweg einzuschlagen. Der Reichshofratsprozeß, der jetzt angestrengt wurde, nahm im Mai 1584 seinen Anfang, zog sich jedoch bei dem äußerst schleppenden Gang der Geschäfte am Hofe Rudolfs II. fast zwei Jahrzehnte lang hin.

Endlich am 16. August 1602 erfolgte die Entscheidung. Wie vorauszusehen, fiel dieselbe zu Gunsten des Abtes aus; die ihm abgezwungene Hammelburger Kapitulation ward für ungiltig erklärt und Balthasar in alle seine Würden und Aemter wieder

eingesetzt. Julius von Würzburg mußte zur Strafe für seine unbefugte Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Stiftes alle bis zur Uebergabe desselben an Heinrich von Bubenhausen genossenen Früchte zurückzahlen, sowie sämtliche Schäden ersetzen und die Prozeßkosten tragen, allerdings ein schweres Mißgeschick, das jedoch der Bischof mit Ruhe und Gelassenheit auf sich nahm. Kapitel und Ritterschaft nebst den Städten des Hochstifts wurden dagegen wegen Treubruchs gegen ihren Landesherrn zu 120000 Gulden Strafe verurteilt, wovon Kapitel und Städte je 10000, die Ritterschaft aber 100000 in Jahresfrist zu zahlen hatten.

Abt Balthasar sah sich nun nach langem Ringen endlich in sicherem Besitze seines Landes und durfte mit der frohen Zuversicht in dasselbe zurückkehren, daß diesmal seine politischen und kirchlichen Maßregeln auf weit geringeren Widerstand stoßen würden, als zu Anfang seiner Regierung. Während seiner Abwesenheit hatten nämlich Bubenhausen und Erzherzog Maximilian, an den nach dessen Tode die Administration des Stifts übergegangen war, eifrig im Sinne der Restauration gewirkt, auch war es Balthasar selbst während jener Zeit mehrmals gelungen, am kaiserlichen Hofe Mandate zur Förderung des katholischen Glaubens im Hochstift zu erlangen. Da außerdem mittlerweile von seinen früheren Gegnern viele, so z. B. sämtliche Stiftsherren aus dem Jahre 1576, gestorben waren und die Jesuiten auch eifrigst Sorge getragen hatten, in dem 1584 gegründeten und reichlich ausgestatteten päpstlichen Seminare zu Fulda, welches ihrer Leitung übergeben worden war, ein neues, gut katholisches Geschlecht heranzuziehen, so hatte bei Balthasars Rückkehr der Widerstand der protestantischen Stände, wenngleich er noch keineswegs geschwunden war, doch bedeutend an Kraft verloren.

Der Abt eilte nun, die letzte Hand an sein Werk zu legen. Sofort nach den Feierlichkeiten der Huldigung, die im Dezember 1602 stattfand, nahm er mit gewohntem Eifer seine kirchlich-politischen Bestrebungen wieder auf. Er gelangte jetzt ohne viele Hindernisse zum gewünschten Ziele, auf eigentliche Schwierigkeiten stießen seine Bestrebungen nur noch in der Stadt Hammelburg, die, wie wir wissen, den katholischen Restaurationsbestrebungen von jeher den hartnäckigsten Widerstand geleistet hatte. Doch vermochte der Widerstand der Hammelburger Bürger den Abt ebensowenig wie früher einzuschüchtern. Sofort machte er beim Kaiser Anzeige; alsbald erfolgte ein Dekret Rudolfs II., welches die Stadt unter Androhung schwerer Geldbuße zum Gehorsam gegen den

Landesherrn anwies und auch in der That die Unterwerfung derselben zur Folge hatte.

Die Zurückführung dieser Stadt zum Gehorsam war der letzte namhafte Erfolg, den Balthasar nach seiner Rückkehr erzielte. Kaum zwei Jahre darauf, am 15. März 1606, überraschte ihn der Tod im Alter von siebenundfünfzig Jahren. Balthasar von Dermbachs Leben war sturmbewegt, an schweren Prüfungen und Enttäuschungen reich gewesen, aber er schied doch nicht aus demselben ohne die Aufgabe, für welche er einzig gelebt, im wesentlichen gelöst und in seinem Fürstentum die Zukunft der römischen Kirche sichergestellt zu haben.

---

## Ein sogenanntes Quellenwerk zur neueren Geschichte Rußlands.

Die Neuausgabe des im Jahre 1809 erschienenen Werkes von G. Ad. W. v. Helbig „Russische Günstlinge“ gibt Veranlassung, an einem besonders auffallenden Beispiele den Nachweis zu liefern, daß man noch heute, wenn man sich nicht der größten Vorsicht in der Wahl der Lektüre befleißigt, sehr leicht in die Gefahr kommen kann, unter dem Scheine einer wissenschaftlichen Arbeit ein Machwerk in die Hand zu bekommen, welches, statt der Verbreitung der historischen Wahrheit Vorschub zu leisten, nur geeignet ist, einem großen Leserkreise über wesentliche Fragen der neueren Geschichte Rußlands falsche Begriffe beizubringen. Im Gegensatze zu den Ergebnissen wahrer Forschung sind solche Halbromane, wie das Helbigsche Buch, dazu geschaffen, das Urteil über Personen und Verhältnisse in der Geschichte irre zu führen. Und wenn nun gar Leute, wie Scherr und Brüggen, welche unter der falschen Flagge der Geschichtsforschung segeln, vorwiegend derartige Quellen, wie das Helbigsche Buch, benutzen, so wird der Einfluß einer solchen auf Skandalsucht basierenden Litteratur auf die Quasigeschichtsbildung des Publikums ein um so weiter greifender.

Insofern als Helbigs Buch für Fachleute nicht ganz wertlos ist, kann ein Neudruck der vergriffenen ersten Ausgabe als nicht ganz überflüssig bezeichnet werden, indessen wäre es zweckmäßig gewesen, bei der neuen Edition die Mitarbeit eines Fachmannes in Anspruch zu nehmen, und das ist in diesem Falle leider unterblieben. Es fehlen zuverlässige Nachrichten über Helbigs Aufenthalt in Rußland; an eine Berichtigung der falschen Angaben und schiefen Urteile hat niemand gedacht. Aller in dem Buche enthaltene Klatsch wird den Lesern als bare Münze dargeboten. Wie sollen da die arglosen Käufer der neuen Ausgabe ahnen, daß es sich an unzähligen Stellen dieses Werkes um eine Mystifikation, um eine Art wissenschaftlicher Falschmünzerei handelt?

Selbst Nichthistoriker werden bei der Würdigung des hier Dargebotenen erwägen müssen, daß die Frage von der Glaubwürdigkeit der Erzählungen Helbigs, welche etwas mehr als ein Jahrhundert umfassen, mit dem Zeitpunkte seines Verweilens in Rußland, wo er die Materialien zu seinem Buche sammelte, eng zusammenhängt. Diesen Zeitpunkt nun bestimmt der Herausgeber im Vorwort folgendermaßen: „Nach aufgefundenen Notizen fällt der Aufenthalt des Autors in Rußland und speziell in St. Petersburg in die Jahre nach 1762 oder 1763.“ Eine solche chronologische Bestimmung ist keine. Da Helbig, wie

wir aus demselben Vorwort erfahren, 1813 starb, so bleibt für die Möglichkeit eines Aufenthaltes in Rußland ein Spielraum von einigen Jahrzehnten. Sollte aber der Ausdruck „die Jahre nach 1762 oder 1763“ der Annahme entsprechen, daß Helbig sich als ganz junger Mann zu Anfang der Regierung Katharinas in Rußland aufgehalten habe, so entbehrt eine solche Annahme jeder Grundlage, da uns im Gegenteil bekannt ist, daß er zu Ende dieser Regierung in Petersburg weilte. Den sehr zweifelhaften „aufgefundenen Notizen“ des Herausgebers gegenüber glauben wir zu der Frage berechtigt zu sein, ob derselbe nicht wenigstens Herrmanns „Geschichte des russischen Staats“ durchgeblättert habe, um sich darüber zu unterrichten, daß Helbigs Depeschen aus Rußland sich u. a. auf das Jahr 1789 beziehen? Eine große Anzahl von Relationen Helbigs aus Petersburg, aus der zweiten Hälfte des Jahres 1790 sind in dem 26. Bande des „Archivs des Fürsten Woronzow“ abgedruckt. Daß sich Helbig auch noch später einige Jahre in Rußland aufhielt, erfahren wir aus einem Schreiben Katharinas an den Freiherrn von Grimm vom 20. September 1795, worin sie ihrer Erregung über die Schmähsucht Helbigs, welcher ihre Regierungsweise tadelte, folgenden Ausdruck gibt: „Un petit secrétaire de la cour de Dresde qui est ici depuis longtemps, nommé Helbig, en (d. h. du règne) dit et en écrit tout le mal possible; il s'arrête même dans la rue pour en parler sur ce pied aux passants; c'est un vrai ennemi du nom russe et de moi personnellement: vingt foi j'ai fait dire à la cour de Saxe de le retirer d'ici; mais apparement elle trouve cette correspondance-là charmante, car elle ne le rappelle pas d'ici, aussi, si après la dernière tentative que j'ai faite à ce sujet, on ne le retire pas d'ici, je le ferai mettre dans un kibitka et le ferai passer la frontière, car ce gueux-là est trop impertinent; . . . aidez moi à faire partir d'ici ce personnage qui hait si fort votre protégée et son règne miraculeux etc.“ Katharinas Wunsch wurde erfüllt und Helbig mußte Rußland verlassen. Am 11. Mai 1796 schrieb Katharina an Grimm: „Grand merci pour l'épître que vous avez adressé seul au comte de Loss (sächsischer Minister); elle a eu tout l'effet possible, car ce gueux de Helbig a été retiré d'ici tout de suite. Le souffre-douleur (so nannte Katharina den Freiherrn von Grimm häufig) a eu plus de crédit en cette occassion que tout le ministère russe, inclusivement Mestmacher et Voelkersam, ministre de Saxe, résidant ici, qui savait très-bien la conduite de son secrétaire de légation, qui en soupirait phlegmatiquement et en avait écrit à sa cour. Ce Helbig était un grand favori du comte de Goertz, le boutonné (preußischer Gesandter in Petersburg); c'est lui qui l'avait dressé ici pour l'emploi de ses talents?[1]

So läßt sich denn der Zeitpunkt des Aufenthalts Helbigs in Rußland viel genauer bestimmen als dieses in dem 1883 geschriebenen Vorwort der neuen Edition der „Russischen Günstlinge“ geschieht. Viele Bemerkungen Helbigs in diesem Werke, wie auch in der von ihm verfaßten, in Archenholtz' „Minerva“ erschienenen Biographie Potemkins bieten für diesen Zweck Anhaltspunkte dar. Das Ergebnis ist, daß Helbigs Aufenthalt in Petersburg in das letzte Jahr-

[1] Magazin der historischen Gesellschaft zu St. Petersburg, Bd. XXIII, S. 651 und 674.

zehnt der Regierung Katharinas fällt. Ganz genaue Auskunft über diesen Punkt ließe sich leicht durch Erkundigung im königl. sächsischen Staatsarchiv verschaffen. Wie sehr aber Helbig für die Sammlung von biographischen Notizen, welche er dem Publikum darbieten wollte, auf mündliche Informationen während seines Aufenthalts in Rußland angewiesen war, zeigt der Umstand, daß er über manche, in die Zeit von 1795 an fallende Begebenheiten ganz besonders schlecht informiert ist. So z. B. sind alle auf das Lebensende Radischtschews sich beziehende Angaben reine Erfindung (S. 303). Weder ist Radischtschew wegen einer in Sibirien verfaßten Schrift noch härter verfolgt worden, noch ist er „bald danach gestorben"; er kam vielmehr sogleich nach Katharinas Tode nach Europa zurück und lebte noch eine Reihe von Jahren während der beiden folgenden Regierungen. Ebenso heißt es von Arkadij Markow (S. 325): „Er blieb auf seinen Gütern nicht allein unter Pauls, sondern auch unter der jetzigen Regierung," was so wenig den Thatsachen entspricht, daß Markow in den ersten Jahren der Regierung Alexanders den Posten eines russischen Gesandten in Paris bekleidete u. dgl. m.

Solche Dinge geben uns einen Begriff von der Unzuverlässigkeit dieses Schriftstellers überhaupt. Für die Darstellung einiger der von ihm erwähnten Vorgänge der Regierungszeit Peters und dessen unmittelbarer Nachfolger konnte Helbig ein paar gedruckte Werke benutzen, wie z. B. Mansteins Memoiren oder Webers „Verändertes Rußland". Dagegen war er für die Zeit der Regierung Katharinas auf mündliche Berichte angewiesen, und diese stellen sich um so unzuverlässiger heraus, als es sich um die Erzählung von mißliebigen Vorfällen, von allerlei Schandthaten und Bubenstreichen, von Mord und Verrat, von Intrigue und Gewaltthätigkeit handelt. In den Diplomatenkreisen Petersburgs war man sehr geneigt zur Medisance. Insbesondere solche Diplomaten, welche, wie Helbig, sich keineswegs der Gunst der Kaiserin erfreuten, am Hofe eine untergeordnete Rolle spielten und auch wohl den Vertrauten der Kaiserin fernstanden, gefielen sich in einer boshaften Kritik der Verhältnisse am Hofe und ließen, wenn sie etwa schriftstellerisch thätig waren, ihrer Schmähsucht die Zügel schießen. Je effektvoller eine erfundene und geschickt in Kurs gesetzte Kriminalgeschichte war, desto leichter fand sie Glauben und wurde mit großem Behagen kolportiert. Diplomatische Schwätzer, auf einen großen Leserkreis spekulierende Publizisten pflegen sich mit einem besonderen Heißhunger sensationeller Stoffe zu bemächtigen. So entsteht dann Leihbibliothekenware à la Scherr, bei welcher die Täuschung, als handle es sich um Geschichtsforschung, am meisten zu beklagen ist. Die Verwechselung der Geschichte eines Landes und Volkes mit derjenigen einer Anzahl von Personen bei Hofe und den Regierungskreisen liegt für dilettantische Leser recht nahe. Hat man einen Einblick in einige Skandalgeschichten der höheren Gesellschaft gewonnen, so glaubt man mit der Geschichte Rußlands in dem betreffenden Zeitraume überhaupt ausreichend vertraut zu sein. Die Zustände in den Massen, die Entwickelung sozialer Erscheinungen, das allmähliche Werden auf dem Gebiete der Institutionen, die Wandlungen des geistigen und ethischen Lebens in den verschiedenen Kreisen der Gesellschaft — alle diese Stoffe sind für solche Schriftsteller und deren Leser so gut wie gar nicht vorhanden, weil allen solchen Problemen der Reiz des Romanhaften fehlt, weil es hier keinen Anlaß

gibt zu sittlicher Entrüstung über irgend eine Schlechtigkeit, weil der Klatsch bei denselben keine Handhabe findet.

An Helbigs „Russischen Günstlingen" kann man wahrnehmen, wie beschränkt der Interessenkreis solcher diplomatischer Höflinge zu sein pflegte, wie in dieser Sphäre alle Aufmerksamkeit auf allerlei Personalien und zum Teil ganz gleichgültige biographische Details verwandt wurde, ohne irgendwie tiefer in das Wesen der Dinge einzudringen. Man legt Gewicht auf die verwandtschaftlichen Beziehungen oder auf die Vermögensverhältnisse sogenannter historischer Personen; man informiert sich über allerlei Quisquilien des Privatlebens derselben und hält das für historische Forschung. Die pikante Anekdote ersetzt die Wissenschaft. Statt daß dadurch die Arbeit des Geschichtsschreibers gefördert würde, ergibt sich durch Beschaffung von unnötigem Beiwerk, von zum großen Teil erfundenen Klatschgeschichten, welche der Zurechtstellung bedürfen, eine Erschwerung der eigentlichen Forschung. Im Publikum setzen sich ganz falsche Vorstellungen von mehr oder minder wichtigen Thatsachen fest. Gegen eine derartige Fälschung der historischen Wahrheit bieten die ernsteren Geschichtswerke kein ausreichendes Gegengift dar, weil die Verbreitung wissenschaftlicher Bücher nicht Schritt zu halten vermag mit derjenigen der Unterhaltungslektüre.

In den acht Jahrzehnten, welche seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe Helbigs verflossen sind, hat man eine Fülle von Material für die Biographien der Hauptpersonen des Helbigschen Halbromans zu Tage gefördert; es sind über das Leben einzelner der sogenannten „Günstlinge" umfassende Werke erschienen. Was im Jahre 1809 als möglich und glaubhaft erschien, hat sich in vielen Fällen seitdem als erfunden herausgestellt. Daher wäre es unbedingt erforderlich gewesen, dem Text des Helbigschen Buches einen Kommentar hinzuzufügen, wobei allerdings der Wert des Helbigschen Notizenkrams eine erhebliche Reduktion erfahren hätte; der Herausgeber hätte nicht in dem Maße, wie jetzt, bei dem Geschäft seine Rechnung gefunden, wenn etwa eine ganze Anzahl mit großem Applomb aufgetischter Kriminalgeschichten sich als total in der Luft stehende Verdächtigungen herausgestellt hätte; die Leser hätten nicht so viel Grund, wie ohne einen solchen Kommentar, sich vor Ekel über das schändliche Treiben am russischen Hofe zu schütteln; es konnte nicht im Interesse des Herausgebers liegen, die Wirkung des Buches abzuschwächen. Auch sparte man Mühe, Zeit und Geld. Eine Prüfung des Helbigschen Buches hätte außerdem leicht zu dem Ergebnis geführt, daß so wertlose litterarische Erzeugnisse überhaupt keine zweite Auflage zu erleben brauchen. Das Geschäft wäre unterblieben, wenn man Fachgelehrte zu Rate gezogen hätte.

Betrachten wir den Inhalt des Buches etwas genauer.

Der Titel „Günstlinge" entspricht im Grunde nur einem kleinen Teil der 110 Helden des Buches. In seiner Vorrede sagt der Verfasser, er habe sich nicht bloß auf Günstlinge im eigentlichen Sinne beschränkt, sondern auch Emporkömmlinge, Glücksritter überhaupt in seine Sammlung aufgenommen. Auf manche der Personen, welche in dem Buche biographisch behandelt werden, paßt aber weder die eine noch die andere Bezeichnung. Leute, welche eine hervorragende Stelle einnehmen, sind nicht immer Günstlinge oder Parvenus. So z. B. ist es seltsam, in dieser Sammlung etwa dem Pastor Glück, den Technikern

Hennin und Schlatter, den Beamten Eck und Dahl zu begegnen. Wie nun gar Radischtschew dazu gekommen ist, als Günstling oder Emporkömmling zu figurieren, ist nicht zu begreifen, da sein Leben nur insofern Beachtung verdient, als er durch eine publizistische Arbeit sich die Ungnade der Kaiserin Katharina zuzog und nach Sibirien verbannt wurde. So erscheint denn die Zusammensetzung des Buches als willkürlich. Von einer Gruppierung der Personen ist nicht die Rede. Die Anordnung ist eine annähernd chronologische. Neben sehr hochstehenden und einflußreichen Staatsmännern begegnen uns Hofbeamte und Lakaien, wie sie in der Umgebung aller Herrscher angetroffen werden, Leute, welche gar keine Bedeutung gehabt haben, von deren Leben nichts Bemerkenswertes gesagt werden kann. Der Mangel an Uebersichtlichkeit verringert den Wert des Buches als eines Nachschlagewerkes.

Dazu kommt nun aber die oben geschilderte Unzuverlässigkeit in betreff des Thatsächlichen.

Sowohl S. 14 als auch S. 27 wird recht ausführlich erzählt, daß Menschikow und Katharina es für ratsam gehalten hätten, Peters des Großen Lebenstage durch Gift abzukürzen. An der ersteren Stelle wird ein solches Verbrechen als „wahrscheinlich" bezeichnet. An der zweiten Stelle wird der Gedankengang der Mörder Peters des weiteren reproduziert, um das Maß der Wahrscheinlichkeit als sehr groß darzustellen. Helbig stellt sich, als wisse er genau, wie Menschikow und Katharina, als sie zur That schritten, „philosophiert" hätten. Solche Experimente auf dem Gebiete der psychologischen Interpretation mögen einem größeren Leserkreise unterhaltend erscheinen, aber die Geschichtsforschung gewinnt nichts bei so willkürlicher Phantasterei. Ueber die Umstände der letzten Krankheit und des Ablebens Peters sind wir aus einer Reihe von zuverlässigen Quellen sehr ausreichend unterrichtet. Es liegt gar kein Grund vor, ein etwa von Menschikow und Katharina an dem erkrankten Herrscher verübtes Verbrechen für wahrscheinlich zu halten. Von keiner Seite ist in jener Zeit eine Vermutung dieser Art geäußert worden. Es war der späteren Epoche Katharinas, den Diplomatenkreisen zu Ende des 18. Jahrhunderts vorbehalten, einen solchen Argwohn aus der Luft zu greifen. Aber Helbig dichtet dem Fürsten Menschikow noch eine andere Schandthat an. Er soll auch Katharina umgebracht haben. „Das ist keinem Zweifel unterworfen," schreibt er (S. 15), „daß Menschikow, um allein und unumschränkt über das Land eines unmündigen Fürsten zu herrschen und ihn mit seiner Tochter zu vermählen, die Lebenstage der Vorgängerin dieses Prinzen verkürzt habe." Helbig schildert ausführlich die Gemütsverfassung des Fürsten, als er zu einem solchen Verbrechen geschritten sei. „Er beschloß den Tod der Kaiserin zu beschleunigen," heißt es S. 30, worauf dann allerdings hinzugefügt wird: „Dies alles ist Hypothese, aber sie ist nicht von aller Wahrscheinlichkeit entfernt." Eine Bestätigung dieser ganz willkürlichen Annahme erblickt Helbig in einem angeblichen Ausspruche Menschikows, welchen er gethan haben sollte, als er während der Regierung Peters II. verbannt wurde. Dieser Ausspruch, mehrere Jahrzehnte später von dem bekannten Chevalier d'Eon wiedererzählt, lautete: „J'ai fait de grands crimes, mais est ce au Czar à m'en punir." Selbstverständlich sind Anekdoten, wie dieselben Jahrzehnte nach einem derartigen Vorgange erzählt werden, eine trübe, recht wertlose Quelle und ferner

ist die Vermutung, daß Menschikow, selbst wenn er einen solchen Ausspruch gethan hätte, damit auf sein an Katharina verübtes Verbrechen anspielte, eine durchaus willkürliche. Es gehört schon eine gewohnheitsmäßige Neigung zu allerlei Argwohn, eine besondere Freude an Kriminalgeschichten dazu, um auf solche Indizien hin die Anklage des Mordes zu erheben. Die S. 31 aufgetischte Erzählung, wie Menschikow der Kaiserin überzuckerte und vergiftete Feigen gegeben habe, wird ihren Eindruck auf gewöhnliche Leser nicht verfehlen. Aber auch hier wiederum haben wir aus der Zeit, da der Tod der Kaiserin erfolgte, ausreichende Angaben über ihre letzte Krankheit (z. B. die Relationen des sächsischen Gesandten le Fort); dagegen ist in jener Zeit von keiner Seite ein Verdacht gegen Menschikow als den Mörder Katharinas geäußert worden. So haben wir denn gar keinen Grund zu der Annahme, daß Katharina von Menschikow auf gewaltsame Art aus dem Wege geschafft worden sei. Aber freilich die Leser des Helbigschen Buches werden sich für besser unterrichtet halten und an einen Mord glauben. Steht doch S. 31 mit großer Entschiedenheit zu lesen: „Das Gift (sic) war künstlich. Es wirkte langsam, aber zuverlässig“ u. s. w. Semper aliquid haeret.

Ein anderes Beispiel von recht flotter Erfindung von Kriminalgeschichten ist folgendes: In der Biographie Adam Weide's (S. 69) findet sich die tragische Geschichte des Zarewitsch Alexei, welcher in aller Form zum Tode verurteilt worden war. Helbig erzählt mit einer Sicherheit, als wäre er bei allen diesen Vorgängen zugegen gewesen: „Um das Todesurteil nicht öffentlich zu vollziehen, beschloß der Monarch (Peter), den Zarewitsch durch Gift umbringen zu lassen. Er schickte Weiden zum Hofapotheker, einem Deutschen, um daselbst, nach einem mitgegebenen Rezepte, einen starken Gifttrank zu bestellen. Der Apotheker erschrak heftig darüber, sagte aber doch, daß in einigen Stunden der Trank fertig sein sollte. Nach Verlauf dieser Zeit kam der General Weide, in einen Mantel gehüllt, wieder und verlangte den Trank. Allein der Apotheker weigerte sich, ihn verabfolgen zu lassen, und sagte, er würde denselben in keine anderen, als in die Hände des Kaisers geben. Weide war dies zufrieden und nahm den Apotheker mit zu dem Monarchen, der das Gift annahm. Der Kaiser und Weide brachten den Trank dem Prinzen, allein dieser war auf keine Weise zum Trinken zu bewegen. Man schritt hierauf in dem nämlichen Augenblick zu einem anderen Mittel. Man holte ein Beil, hob eine Diele im Fußboden auf, damit das Blut in den Schutt laufen konnte, und nun hieb man dem durch Ohnmachten abgematteten Prinzen den Kopf ab.“ So Helbigs Erzählung, ohne Angabe einer Quelle, ohne Vorbehalt oder Einschränkung, ohne den leisesten Zweifel. Seite 71 heißt es dann weiter, in der Biographie Anna Cramers mit ebenderselben Entschiedenheit: „Nach der Enthauptung des Prinzen mußte Anna Cramer, die der Kaiser und der General Weide aus dem Palais abholten und in die Festung in das Gefängnis führten, den Kopf wieder an den Rumpf annähen und den Leichnam anziehen.“ So etwas liest sich sehr erbaulich und macht einen gewissen Eindruck. Gewöhnliche Leser sind nicht in der Lage, danach zu fragen, wer denn diese im Dunkel des Gefängnisses sich abspielenden Szenen ausgeplaudert habe. Man pflegt nur selten sich zu vergegenwärtigen, wie schwer es ist, über derartige Vorgänge, welche ihrer Natur nach sich der Beob-

achtung entziehen, zuverlässige Nachrichten zu beschaffen. Es gibt über die Todesart des Zarewitsch Alexei nicht weniger als dreißig verschiedene Versionen. Daraus kann man einerseits auf das Interesse schließen, welches man im Publikum solchen hinter den Kulissen sich zutragenden Schauergeschichten zuwendet und ferner auf das Maß der Unzuverlässigkeit solcher mündlicher Ueberlieferung. So viel ist durch die Protokolle des Prozesses des Zarewitsch bekannt, daß der Unglückliche mehrmals gefoltert worden ist. Auf Grund dieser Angaben pflegen ruhige und objektive Forscher anzunehmen, daß Alexei an den Folgen der Folter gestorben sei. Es ist gar keine Veranlassung vorhanden, jenen abenteuerlichen Details bei Helbig und anderen Schriftstellern dieses Schlages Beachtung zu schenken. Alexeis Schicksal, wie sich dasselbe nach den besten Quellen herausstellt, ist gräßlich genug, um nicht der ferneren Ausmalung durch allerlei aus der Luft gegriffenes Geschwätz zu bedürfen.[1] Romanhafte Züge, wie die Episode mit dem Apotheker oder die andere mit Fräulein Cramer, mögen unterhaltend sein, aber sie können für erfunden gelten. Die Möglichkeit einer im engsten Sinne gewaltsamen Todesart Alexeis ist nicht ausgeschlossen, aber bei Helbig finden wir keine irgend beachtenswerte Auskunft über diesen Vorgang.

Im Jahre 1764 hatte ein Offizier Mirowitsch den Versuch gemacht, den ehemaligen Kaiser Joann Antonowitsch aus dessen Gefängnis in Schlüsselburg zu befreien und auf den Thron zu erheben. Der Versuch mißlang. Der Gefangene kam bei dieser Gelegenheit ums Leben, weil seine Wächter, ihrer Instruktion entsprechend, ihn töten mußten; Mirowitsch wurde hingerichtet. Während des Prozesses dieses letzteren Staatsverbrechers ist wohl die Vermutung ausgesprochen worden, daß Höherstehende an diesem Attentat auf die Regierung Katharinas mitschuldig seien. Eine solche Vermutung stellt sich bei genauerem Studium dieses Ereignisses, über welches wir nun sehr ausreichend unterrichtet sind, als völlig grundlos heraus. Nach Katharinas Tode, also mehrere Jahrzehnte später, tauchte sodann die Annahme auf, als sei Mirowitsch nur mehr ein Werkzeug Katharinas gewesen, als habe sie den jungen Offizier zu einem Scheinattentat auf ihre Regierung veranlaßt, um Gelegenheit zur Beseitigung des Schlüsselburger Gefangenen zu haben und dann, um in Mirowitsch einen gefährlichen Mitwisser dieses bedenklichen Geheimnisses aus der Welt zu schaffen, ihn hinrichten lassen. So erzählten nach Katharinas Tode Saldern, Castera und — Helbig. Man begreift, daß die Glaubwürdigkeit dieser Klatschgeschichte nicht unwesentlich ist für eine Charakteristik der Kaiserin. Die Anklage, daß Katharina ein von so raffinierter Bosheit, von so kombinatorischer Verworfenheit zeugendes Bubenstück ausgeführt habe, ist nun durch eine eingehende, auf sehr ausreichenden Quellen beruhende Darstellung endgültig entkräftet worden. Wir wissen ganz genug von allen Einzelheiten dieser Vorgänge, von der Haltung Katharinas in dieser Zeit; es fehlt nicht an urkundlichem Material, an Briefen der Hauptpersonen; der Entlastungsbeweis ist so vollständig als möglich.[2] Gleich-

[1] Siehe meine Schrift „Der Zarewitsch Alexei", Heidelberg 1880, S. 221—230. Die Erzählung von Weid: und Anna Cramer kommt auch in anderen Quellen vor, welche ebenfalls aus einer späteren Zeit stammen, s. m. Schrift, S. 229.

[2] Siehe meine Schrift „Die Familie Braunschweig in Rußland im 18. Jahrhundert", St. Petersburg 1876, S. 73 ff.

wohl gilt auch heute noch bei manchen Personen Katharina als Mitschuldige Mirowitschs, als Mörderin Joann Antonowitschs und Mirowitschs. Es ist so sehr viel bequemer, den Fabeln der Gegner der Kaiserin Glauben zu schenken, als die einzelnen Thatsachen, welche den Verlauf der tragischen Begebenheit des Jahres 1764 klarstellen, sich zu vergegenwärtigen, daß selbst in Historikerkreisen bei dem ohnehin gegen Katharina herrschenden Vorurteil, an alle diese von Castera, Saldern und Helbig aufgetischten Ungereimtheiten geglaubt wird. Als Ernst Herrmann vor etwa einem Vierteljahrhundert diese Vorgänge schilderte,[1] verfügte man noch nicht über einen so großen Vorrat von Quellenmaterial, wie dasjenige, welches mir bei meiner Darstellung zur Verfügung stand.[2] Daß er aber bei seiner Erzählung sich von Helbig wesentlich beeinflussen ließ, zeugt von Mangel an Kritik. Wenn aber sogar besonnene Forscher, wie Herrmann, unter dem Banne der Macht des Sensationellen stehen, so läßt sich ermessen, wie schädlich derartige Lügengeschichten auf den gedankenlosen großen Haufen wirken müssen.

Die Leichtfertigkeit, mit welcher Helbig die abenteuerlichsten Erzählungen in Umlauf setzte, erreicht in der Biographie Teplows ihren Höhepunkt. Hier heißt es S. 213: „Der Mord Joann Antonowitschs war Teplows Werk. Man wandte sich an Teplow, dessen Bosheit man kannte, und er erfand wirklich den scheußlichen Entwurf, dessen Ausführung gelang.“ Es folgt dann die Erzählung, wie Mirowitsch zu dem Unternehmen gewonnen worden sei, wie er infolgedessen nie geglaubt habe, daß man ihn hinrichten werde. „Um nicht durch ihn verraten zu werden, hatten seine Henker die teuflische Grausamkeit, ihm seinen Wahn nicht zu benehmen. Mirowitsch lachte immerfort, als er zum Richtplatz geführt wurde und dort sein Urteil erfuhr; und lachte noch, als er statt des gehofften Pardons den Todesstreich empfing. Erst nach seinem Tode wurde er von seinem Irrtum und von der Falschheit seiner Henker überführt.“ Und derartige Abgeschmacktheiten haben lange Zeit, in Ermangelung ausreichender anderweitiger Information, historischen Darstellungen zu Grunde gelegen.

Ebenso hat Blum, der Biograph J. J. Sievers, dem unsinnigen, von Helbig S. 186 reproduzierten Gerüchte Glauben geschenkt, als habe die Kaiserin, um den ihr lästig gewordenen Grafen Orlow zu entfernen, denselben zur Zeit der Pest 1771 nach Moskau geschickt. Helbig läßt sehr deutlich zwischen den Zeilen lesen, daß Katharina gehofft habe, Orlow werde von der Pest hingerafft werden. Für Blum wird dergleichen zur absoluten Gewißheit und er schmückt diese Erzählung mit allerlei Reflexionen aus.[3] Ebenso zweifelt Bernhardi nicht an der Glaubwürdigkeit dieser Kriminalgeschichte.[4] Ein eingehendes Studium dieser Vorgänge auf Grund reicher, neuentdeckter Quellen, u. a. zahlreicher Briefe von Zeitgenossen, hat die völlige Grundlosigkeit eines solchen Verdachts dargethan.[5] Wenn nun schon Historiker, wie Bernhardi und Blum kritiklos dem

[1] Geschichte des Russischen Staats, V, S. 617—656.
[2] Siehe u. a. auch meine „Katharina II.“, Buch II, Kapitel 2.
[3] Ein russischer Staatsmann I, S. 339 und 349.
[4] Geschichte Rußlands II. 2, S. 274.
[5] Siehe meine Monographie über die Pest in Moskau 1771 in der „Russischen Revue“, XXIV, S. 417 ff.

Klatsch Helbigs folgen, wie soll da der große Hause völlig gedankenloser Konsumenten solcher Halbromane nicht irregeführt werden?

Die letzte Krankheit des Grafen Grigorij Orlow wird von Helbig ebenfalls dazu benutzt, um eine Kriminalgeschichte zu erfinden. Da heißt es S. 191: „Es ist wohl ausgemacht gewiß, daß Orlows Feinde ihm ein abzehrendes Gift beibrachten, dem zwar seine starke Natur so viel als möglich widerstand, das aber doch die Spuren seiner Wirkung durch eine gewisse Zerrüttung des Verstandes bezeichnete.“ Als dann das Gift nicht schnell genug wirkte, läßt Helbig die Feinde Orlows die Dosis wiederholen oder verstärken. So allein kann man Helbigs Aeußerung verstehen: „Man kann leicht denken, daß Orlows Feinde ihn die Rückkehr des Großfürsten, (auf welche der Kranke hoffte), nicht abwarten ließen!“ (S. 192.) Solche Verdächtigungen werden durch gar keine sonstigen Quellen, welche irgend Beachtung verdienen, bestätigt. Aber natürlich wird in der Meinung der Leser der „Russischen Günstlinge“ diese Vergiftungsgeschichte für ebenso „ausgemacht gewiß“ gelten, als dem Verfasser des Buches.

Helbig erzählt S. 216 sehr umständlich von der Katastrophe Peters III. in Ropscha. Er selbst hält seine Nachricht über die Einzelheiten dieses Vorganges für „so zuverlässig, daß sie nicht bestritten werden kann.“ Bedenkt man nun, daß Helbig etwa ein Vierteljahrhundert nach der Thronbesteigung Katharinas nach Rußland gekommen ist, daß diese Nachricht über Peters Ende nur auf mündlicher Mitteilung beruhen kann, daß in analogen Fällen ähnliche Details bei Helbig sich als durchaus unzuverlässig herausgestellt haben, so wird man auf diese Darstellung kein Gewicht legen dürfen. Uebrigens sind derartige Details ganz unwesentlich. An der Thatsache der in Ropscha begangenen Unthat ist nicht zu zweifeln. Die Frage von den unmittelbaren Teilnehmern an derselben hat nicht sowohl ein historisches, als ein kriminalistisches Interesse. In jedem Falle aber hatte E. Herrmann keinen Grund zu seiner Behauptung, Helbigs Bericht sei „glaubwürdig“.[1] Daß Helbig selbst von der Zuverlässigkeit seiner Nachricht überzeugt ist, kann doch nicht irgendwie ins Gewicht fallen. Stellen sich doch die S. 199 mitgeteilten Details, wie Alexei Orlow nach vollbrachter That „mit verhängtem Zügel nach Petersburg geritten sei“ und der Kaiserin die Nachricht persönlich überbracht habe, als nicht korrekt heraus, da der Zettel vorhanden ist, in welchem Orlow der Kaiserin von dem Geschehenen Mitteilung machte[2] u. dgl. m.

An unbedeutenderen Entstellungen historischer Thatsachen ist in allen Teilen des Buches kein Mangel. So z. B. ist die Biographie Leforts ein Gewebe von Erfindungen. Abgesehen von Inkorrektheiten in Bezug auf einzelne Umstände des Lebens dieses Günstlings, wird hier eine ganz abenteuerliche Geschichte von der Rettung Peters durch Lefort im Jahre 1688 (!) bei Gelegenheit des Aufstandes der Strelzy erzählt. Lefort soll mit einem „ansehnlichen Korps nach dem Kloster Troiza geeilt sein, wo Peter schon eingeschlossen war, um ermordet zu werden“ (S. 2). Alles dieses ist rein erfunden. Der Vorgang fand im Jahre 1689 statt; von einer Gefahr, aus welcher Lefort Peter in Troiza gerettet haben sollte, war keine Rede. Lefort kam, wie manche anderen Ausländer, nach Troiza, ohne

[1] Geschichte des Russischen Staats V, S. 303.

[2] Abgedruckt im „Archiv des Fürsten Woronzow (russisch) XXI, S 430.

eine irgend hervorragende Rolle zu spielen. Weder hat Lefort „das ausländische Kriegswesen in Rußland eingeführt," noch ist er „Stifter der russischen Marine" (S. 3). Daß nun gar Peter seinen Freund Lefort gefürchtet haben soll (S. 4), ist barer Unsinn. Wie Lefort im Jahre 1698 die Hinrichtung der Zarin Jewdokia verhindert haben soll (S. 6), da doch niemand daran dachte, sie umzubringen, ist nicht zu begreifen. — Die Angaben über die Lebensgeschichte der Anna Mons sind total falsch. Helbig erzählt, Peters Liebesanträge wären gänzlich vergebens gewesen u. dgl. m. (S. 76), während Anna Mons mehrere Jahre hindurch die Maitresse des jungen Zaren war. Es liegt hier ein ganz willkürlich ersonnener Roman vor. — Die Darstellung des Eintreffens ausländischer Gesandter in Rußland in der Note auf S. 2 zeugt von absoluter Unkenntnis der Verhältnisse. Die Erzählung vom Kabinetssekretär Makarow, welcher weder lesen noch schreiben konnte und durch seine Unwissenheit sein Glück machte (S. 86), ist als krasse Ungereimtheit wie dazu geschaffen, von Leuten, wie Scherr und Brüggen reproduziert zu werden. Recht läppisch ist ferner die Anekdote, wie Katharina in ihrem Konseil den Antrag stellt, Stanislaus August Poniatowskij zum König von Polen zu machen (S. 225). Die Behauptung, daß Saldern der Urheber der ersten Teilung Polens gewesen sei (S. 229), ist ebenso abgeschmackt, als die Nachricht, daß Friedrich der Große sich nur mit Widerstreben dem Teilungsplane gefügt habe (S. 252). Solche Dinge können auf unkundige Leser immerhin einen gewissen Eindruck machen und recht verkehrte Auffassungen von historischen Thatsachen verbreiten. Gut noch, wenn Inkorrektheiten und Mißverständnisse sich auf einzelne episodische Thatsachen beziehen, wie denn z. B. S. 99 fälschlich erzählt wird, die Tochter des Kanzlers M. J. Woronzow sei mit ihrem Gemahl Straganow sehr glücklich gewesen, während thatsächlich die Ehe eine so unglückliche war, daß sie geschieden werden mußte, oder wie z. B. S. 172 Schuwalow, als der Vater der sogenannten Prinzessin Tarakanow bezeichnet wird, während über die Herkunft dieser Abenteurerin gar keine irgend zuverlässigen Nachrichten vorhanden sind. Wenn aber an einzelnen Stellen allgemeine Sätze ausgesprochen werden, wie derjenige, daß Katharina bei der Wahl von Personen fast immer Mißgriffe gethan habe (S. 266), so sind derartige Behauptungen als Mittel der Verbreitung schiefer Urteile als gemeinschädlich zu beklagen.

An Unterhaltung fehlt es, wie man sieht, bei der Lektüre des Helbigschen Buches nicht; die Belehrung, welche dasselbe darbietet, ist sehr zweifelhafter Natur; zur Orientierung kann es im Grunde nicht dienen. Fachleuten ist dieses angebliche Quellenwerk, wie aus obigen Beispielen zu ersehen ist, eher schädlich als nützlich gewesen. Dem Publikum wären bessere Bücher über die neuere Geschichte Rußlands zu wünschen, als diese „Russischen Günstlinge".

Dorpat. A. Brückner.

---

# Johann Sleidan.

Das historische Urteil über die Bedeutung einer Persönlichkeit wird sich, nicht in letzter Reihe, nach der Beantwortung der Frage bilden: Was war der Mann seiner Zeit, und wie hat er in der Nachwelt fortgewirkt?" Es gibt ephemere Größen, die ihren Zeitgenossen sehr glänzend erschienen, deren Glanz aber vor dem kritischen Auge der Nachwelt erbleicht; es gibt andererseits stillwirkende Männer, die zu ihren Lebzeiten unerkannt in ihrer Größe unter den Menschen wandelten und denen erst von den Epigonen der gebührende Platz angewiesen, deren weittragender Einfluß auf die Gesamtheit erst später erkannt wird. Die echte Größe verbindet beides: Ihr spenden Zeitgenossen und Nachlebende den Ruhm und Dank, den sie verdient, weil ihr Schaffen für beide von Einfluß und Wert war.

Johann Sleidan, der Historiker der Reformation, muß zu den letzteren gerechnet werden, wenn des besten Kenners[1] seines Lebens und Wirkens Worte wahr sind: „Von dem Augenblicke an, wo Sleidans Kommentare erschienen, bis tief ins 18. Jahrhundert hinein ist die Bildung, wenigstens die historische Bildung, nicht nur des protestantischen Deutschlands, sondern der protestantischen Welt, in einem Umfange von den Schriften dieses Mannes bestimmt worden, den man sich kaum zu groß denken kann. Bereits im 16. Jahrhundert begann man an den Universitäten Vorlesungen über ihn zu halten und noch gegen das Ende des 18. Jahrhunderts finden wir deutsche und französische Gelehrte mit neuen Ausgaben und Uebersetzungen beschäftigt."

Trotz seiner Bedeutung war die Forschung über ihn ganz brachliegend, bis an einige Bemerkungen Rankes sich eine Kontroverse schloß, die zu kritischen Untersuchungen über sein Hauptwerk hinführten. Nachdem Baumgarten alles, was aus der Korrespondenz Sleidans noch zusammenzubringen war, gesammelt hat, konnte mit Benutzung dieses Materials folgende Skizze entworfen werden.

Johann Sleidan wurde, nach den Mitteilungen älterer Biographen, im Jahre 1506 zu Sleiden in der Eifel, dem Stammsitz der Grafen von Manderscheid, geboren. Ueber seine Jugendentwickelung und erste Mannsthätigkeit sind wir nur mit geringer Sicherheit informiert. Er soll mit seinem Landsmann Johann Sturm gemeinschaftlich die Schule der Vaterstadt besucht haben, im Alter von dreizehn Jahren nach Lüttich gegangen sein und nach einem dreijährigen Aufenthalt daselbst die Universität zu Köln bezogen haben. In der Matrikel der Universität findet sich allerdings weder der Name Sleidan, noch Philippson, wie der Vatername gelautet haben soll, so daß ein sicherer Beweis für einen Aufenthalt in Köln sich nicht geben läßt, dagegen bezeugt ein Brief an den Professor der griechischen Sprache in Löwen, Rutgerus Rescius — der früheste Brief, der von ihm überhaupt existiert — daß er daselbst seinen Studien obgelegen habe.

[1] Hermann Baumgarten, Ueber Sleidans Leben und Briefwechsel, Straßburg 1878 und Sleidans Briefwechsel, Straßburg 1881. Die Untersuchung seiner Kommentare von Ranke, Baur, Kampschulte, Senden und Weise.

Der Brief ist unmittelbar vor Zusammentritt des Augsburger Reichstages, 1530, geschrieben und schließt mit einer begeisterten Lobrede auf Melanchthon.

Die nächste urkundliche Nachricht über Sleidan stammt aus dem Jahre 1535; wir finden ihn an der Universität in Orleans immatrikuliert. Zwar war er, wie mit Recht vermutet wird, schon etwa zwei Jahre vorher nach Frankreich gegangen und 1534 wird sein Aufenthalt in Paris bezeugt, doch sind uns keine Nachrichten aufbewahrt, wo er in der Zwischenzeit weilte und womit er sich beschäftigte. Im Jahre 1536 war er wieder in Paris und trat in die Dienste des Kardinals Jean Du Bellay. Er erhielt die Stelle durch Johann Sturm, und seine Hauptthätigkeit war die Korrespondenz mit den deutschen Protestanten, insbesondere mit Straßburg. Daß ihm seine Stelle Zeit zu litterarischer Beschäftigung ließ, beweist seine Bearbeitung der Chronik des Froissard, die er im Jahre 1537 herausgab, und aus deren Vorrede schon eine bewußte Vorliebe für die Geschichte spricht. Ueber seine politische Thätigkeit während dieser Zeit wissen wir sehr wenig, da die Briefe, die er während dieser Jahre nach Deutschland richtete, bis auf wenige Bruchstücke wohl endgültig verloren sind.

Für die deutschen Protestanten war die Sachlage in jener Zeit ungünstig genug. Nach dem Waffenstillstand zu Nizza (1538) schienen der deutsche Kaiser und der französische König in freundschaftlichstem Einverständnis zu sein: Karl V. reiste zur Bekämpfung eines Aufruhrs in Gent durch Frankreich und wurde von Franz I. ausgezeichnet empfangen, und diese Uebereinstimmung zwischen den beiden Monarchen konnte für die Protestanten in Deutschland nur höchst bedrohlich sein, da Karl V., wenn er von Frankreich her Frieden gewann, den Druck seiner ganzen Macht in Deutschland fühlen lassen konnte. Aber die Eintracht zwischen den beiden Monarchen dauerte nicht lange und mit dem Erkalten derselben mußte für Franz I. ein Annähern an die deutschen Protestanten, die seit fast zehn Jahren im Schmalkaldener Bunde vereinigt waren, von Wert sein. Die Politik des Kardinals und seines Bruders Wilhelm von Langey, die stets auf die Verbindung mit den Schmalkaldenern hindrängte, schien zum Siege gelangt zu sein, als Franz I. zum Religionsgespräch nach Hagenau einen Gesandten in der Person des Lazarus Baysius schickte und auf den Rat des Kardinals auch noch in heimlicher Mission Sleidan. Beide sollten den Landgrafen Philipp von Hessen aus seinen schon weit gediehenen Verhandlungen mit dem Kaiser losreißen und ihn und seine schmalkaldischen Bundesgenossen zu Frankreich hinüberziehen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir diese Verhandlungen erzählen wollten; sie scheiterten, da Landgraf Philipp durchaus nicht zu bewegen war, eine Gesandtschaft an Franz I. zu schicken. Zwar scheint Sleidan sicher darauf gerechnet und nach seiner Rückkehr in Paris auch die Hoffnung darauf ausgesprochen zu haben, aber alle seine mahnenden und drängenden Schreiben, die er nach Deutschland richtete, ja selbst eine neue Gesandtschaft an Philipp, der auch Sleidan angehörte, waren vergebens. Als Sleidan aus Hagenau zurückgekehrt war, verfaßte er wohl unter den dort gewonnenen Eindrücken ein interessantes Schriftchen, das den Titel: „Oration an alle Stende des Reichs, vom römischen Nebenhaupt, im Keyserthumb erwachsen" führt und unter dem Pseudonym Baptist Lasdenus erschien. Diesem schloß sich dann eine „Oration an Keiserliche Majestat von dem, das der jetzige Religionshandel, kein menschlich, sondern Gottes werck und wunderthat sein"

an.[1] Als Sleidan später erfuhr, daß der Kaiser sehr unwillig über diese Schriften sei, Luther dagegen sie mit Beifall begrüßt und benutzt habe, äußerte er: „Dieses Mannes Urteil ziehe ich dem ganzen Kaiserlichen Hofe vor.“

In der ersten Schrift gibt er in großen Zügen eine Darlegung des Verhältnisses zwischen Kaiser und Papst in der Vergangenheit, sieht in seiner Zeit das Heranbrechen der letzten jener vier Zeiten, in denen nach der, der ganzen mittelalterlichen Universal-Historiographie zu Grunde liegenden Vision Daniels die Geschichte verläuft, zählt unter bitterer Motivierung die Beschwerden auf, die Deutschland durch den Papst und seine Kurie, durch den Klerus und die Mönche, durch die ganze kirchliche Verwaltungspraxis erleidet, wirft dem Papst vor, wie er jetzt, statt Frieden zu stiften, die Parteien verhetze, damit Deutschland in einem Bruderkriege zu Grunde gehe, behandelt die Frage eines Konzils, auf das er wenig Vertrauen setzt, und ermahnt schließlich die Stände zum kräftigen Ausharren bei der guten Sache. Die Oration an den Kaiser bewegt sich ziemlich in demselben Gedankengange, nur sind die Angriffe gegen das Papsttum noch heftiger und schärfer — charakteristisch für Sleidan aber ist in beiden Schriften, daß er es einzig und allein mit der politischen Seite der Bewegung zu thun hat, daß er nur die politischen Nachteile Deutschlands während der Uebermacht des Papsttums, die politischen Vorteile durch Losreißung von demselben erwähnt. Die Reden machten ein gewaltiges Aufsehen, erschienen in zahlreichen Ausgaben und wurden in fremde Sprachen übersetzt; in ihnen offenbarte Sleidan auch zugleich sein schriftstellerisches Talent, das ihn zum Historiker der Reformation befähigte.

Von der zweiten Sendung nach Deutschland, die ihn nur bis Straßburg geführt hatte, zurückgekehrt, wurde Sleidan bei Franz I. angeschwärzt, er habe durch seine Schilderungen über das Vorgehen der französischen Regierung gegen die französischen Protestanten die Häupter des Schmalkaldener Bundes gegen Frankreich erbittert und so das Scheitern der Mission herbeigeführt. Durch letzteres war an sich schon die Stellung Du Bellays und auch Sleidans erschüttert; die nun gegen ihn gerichteten persönlichen Angriffe brachten ihn in ernstliche Gefahr. Ob die Rechtfertigungsschrift, die der Straßburger Rat unter dem 23. Juni 1541 in seinem Interesse an den König richtete, von Wirksamkeit war, oder ob andere Einflüsse maßgebend waren, muß dahingestellt bleiben; das über ihm drohende Gewitter verzog sich, aber es kann nicht Wunder nehmen, daß er bei solcher Sachlage nach Deutschland zurückzukehren beschloß. Als äußerer Anlaß kam vielleicht der Tod seines Vaters hinzu, wenigstens schreibt er am 19. Juni 1542 an Du Bellay: „Vor vier Tagen empfing ich die traurige und schmerzliche Nachricht vom Tode meines Vaters; dies Ereignis hat mich so ganz erschüttert, daß ich nichts Schmerzlicheres im Leben erfahren habe. Mutter und Brüder fordern nun meine baldige Rückkehr.“ Er mag sich wohl zunächst in seine Heimat Jülich begeben und etwa vom Frühjahr 1544 an seinen dauernden Wohnsitz in Straßburg genommen haben. Mit dem Kardinal Du Bellay blieb er in Korrespondenz und berichtete ihm fleißig über die Vorkommnisse in Deutschland, die er mit aufmerksamstem Auge und sorgfältigem Interesse verfolgte, wie aus allen, aus jener Zeit erhaltenen Briefen hervorgeht, wobei er immer sein

[1] Beide neu herausgegeben von Eduard Böhmer in der 145. Publikation des litterarischen Vereins zu Stuttgart. Tübingen 1879.

reifes politisches Verständnis und seine reformatorische Gesinnung verrät. Mit einer Uebersetzung von Ph. Comines französisch geschriebener Geschichte Ludwigs XI. und des Herzogs Karl von Burgund beschäftigt, die 1545 mit einer Widmung an Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen erschien, ergeht an ihn die Berufung zu einem Werke, das seine Lebensarbeit und der Haupttitel seines Ruhmes werden sollte.

In dem Straßburger Kreise der Bucer und Sturm erwuchs der Gedanke, die Geschichte der reformatorischen Bewegung, insbesondere des Schmalkaldener Bundes schreiben zu lassen und ihr Augenmerk richtete sich auf Sleidan, der durch seine diplomatische und litterarische Thätigkeit wie dafür geschaffen war. Sleidan war eifrig dabei und drängte seine Freunde, die Angelegenheit zu beschleunigen; im Frühling 1546 erfolgte seine Bestallung auf zwei Jahre als Geschichtschreiber des Bundes und als Agent für etwaige diplomatische Verwendung. Er hatte allerdings den offiziellen Abschluß der Verhandlungen nicht abgewartet, sondern schon ein Jahr vorher das erste Buch vollendet, und verlor seine Thätigkeit daran auch nicht aus den Augen, als er noch im Jahre 1545 mit dem hessischen Marschall Ludwig von Baumbach eine Mission nach England übernahm.

England, der Bundesgenosse des Kaisers, lag noch im Kampfe mit Frankreich; daraus erwuchs den Schmalkaldenern doppelte Gefahr, denn einerseits hatte der Kaiser freie Hand, andererseits war ihnen der Rückhalt genommen, den sie bei Frankreich, als des Kaisers Erbfeind, und bei England als protestantischer Macht gefunden hatten. Für sie war es ein Lebensinteresse, daß zwischen beiden Mächten Frieden herrsche, und die Aufgabe jener Mission — eine gleiche war nach Frankreich abgegangen — bestand in der Wiederherstellung des friedlichen Einvernehmens zwischen jenen. Es genügt hier, den resultatlosen Verlauf der Verhandlungen zu konstatieren. Sleidan weilte vom 16. September bis 18. Oktober in England und seine Berichte sind für die Geschichte jener Verhandlungen wertvoll. Daß er seine litterarischen Zwecke immer dabei verfolgte, beweist neben anderen auch jene Briefstelle an Jakob Sturm: „Ich habe Paget (dem Sekretär des Königs von England) euer Unternehmen dargelegt und ihn zugleich gebeten, er möchte, da das Papsttum aus England ausgerottet und dies doch in die Geschichte einzufügen ist, mich in Bezug auf diese Dinge unterstützen. Er versprach es auch fleißig zu thun. Ich wünsche gewiß am meisten, so schnell als möglich im begonnenen Werke vorwärts zu gehen.“ Auch direkt an König Heinrich VIII. wendet er sich mit einem gleichen Gesuch.

Durch diese Reise war seine historiographische Thätigkeit unterbrochen worden, die übrigens auch seitens der verbündeten Fürsten keine rechte Förderung erhielt, wie Sleidans fortwährende Mahnungen um Uebersendung von Archivalien beweisen. Nach Straßburg zurückgekehrt, heiratete er am 15. März 1546 Jola von Nidbruck, die Tochter Johanns von Nidbruck, der als Diplomat, besonders als englischer Agent eine Rolle spielte. Hatte Sleidan sich in Hoffnung auf ruhige Zeiten ein eigenes Heim geschaffen, so gestalteten sich die Weltverhältnisse bald trübe genug, nicht ohne Einwirkung auf seine privaten Interessen.

Der Krieg brach aus, der Bund ging in Trümmer und Sleidans Thätigkeit war brach gelegt. Gerade aus dieser wichtigen Periode fließen die Nachrichten mehr als spärlich; ob Sleidan publizistisch eingegriffen, ist zweifelhaft; an Auf-

forderungen zu politischen Denkschriften fehlte es nicht, aus Andeutungen in seinen Briefen ergibt sich auch, daß er eine Broschüre mit der Tendenz, den Papst vom Kaiser abzuziehen, verfaßt habe, auch scheint er allezeit für Frankreich gewirkt zu haben, wie einerseits eine Beschwerde des Bischofs von Arras beim Rat von Straßburg und andererseits eine dringende Befürwortung des Kardinals Du Bellay bei Heinrich II. beweist — aber das wäre auch alles, was wir von ihm wissen. Mit dem Aufhören des Schmalkaldener Bundes hörte auch das Gehalt für Sleidan auf, und er mußte sich nun nach neuen Existenzmitteln umsehen; nach England richtete er sein Augenmerk, es wurde ihm auch nach langen Verhandlungen daher eine Pension zugesichert, aber kaum hat er jemals davon einen Pfennig gesehen. Die unfreiwillige Muße, in die er versetzt war, verwendete er zur Anfertigung lateinischer Uebersetzungen von Comines „Karl VIII. und der Neapolitanische Krieg" und Claudes de Seyssel „Ueber den französischen Staat und die Pflichten der Könige" und zur Zusammenfassung der Platonischen Lehren vom Staat und den Gesetzen.

Inzwischen waren die Ereignisse ihren Gang gegangen: Die Schlacht bei Mühlberg war geschlagen, das Augsburger Interim verkündet, das Konzil in Trient eröffnet, nach Bologna verlegt und wiederum nach Trient zurückgekehrt und nun beschickten teilweise auch die Protestanten im Jahre 1551 die Kirchenversammlung. Straßburg sandte Sleidan als Vertreter nach Trient. Wir können und dürfen hier auf die Verhandlungen des Konzils nicht eingehen; daß Sleidans Thätigkeit keine wirksame und bedeutende sein konnte, ist in der damaligen Sachlage begründet, und dieses ziemliche Fernstehen von den wichtigen Verhandlungen und Verhältnissen spiegelt sich auch in seinen Berichten wieder. Immerhin sind sie für Stimmung und Gesinnung in den protestantischen Kreisen, die dort vertreten waren, und für manche Details nicht unwichtig, sind vorzüglich geschrieben und beweisen, in wie klarem Lichte er, was ihm zu sehen vergönnt war, betrachtete. An den Rat von Straßburg schreibt er die schönen Worte: „So ist nun gnädige hern nichts anders da, dan das man die ware lere offenlich für der welt bekene, bei derselben pleibe und bevelhe sich dem allmechtigen." Bis Ende März 1552 blieb er in Trient; zurückgekehrt, bewies ihm der Rat durch ein reichliches Geschenk seine Zufriedenheit, sandte ihn bald darauf als Mitglied einer Begrüßungsdeputation an Heinrich II. von Frankreich, der als Bundesgenosse des Herzogs Moritz von Sachsen die Grenzen des Elsasses überschritten hatte, und nahm ihn im Juni desselben Jahres offiziell in seine Dienste, allerdings mit sehr geringem Gehalte. Kaum waren die Zeiten ruhiger geworden, als er von neuem die Arbeit an seinem Geschichtswerke aufnahm, und nach einem Berichte, den er unter dem 24. Juni 1553 an Johann Friedrich von Sachsen erstattet, hatte er die Erzählung der Ereignisse bis zum Jahre 1540 herabgeführt. So in der regsten Thätigkeit begriffen, trafen ihn schwere Schicksalsschläge. Im Sommer 1553 starb seine Gattin und hinterließ ihm drei Töchter im jugendlichsten Alter, für deren Erziehung er vergebens die Unterstützung seiner Schwiegereltern anrief wie überhaupt das Verhältnis zu diesen eines der traurigsten Kapitel seines Lebens ist.

Am 30. Oktober desselben Jahres starb Jakob Sturm, der Freund, dem er im Leben und Streben die mächtigste Förderung verdankte. „Du weißt, einen

wie großen Mann wir verloren haben," schreibt er an Calvin, und gewiß hatte Sleidan Grund, den Verlust mehr als jeder andere zu beklagen. In angestrengter Arbeit scheint er Trost gesucht zu haben und im September 1554 lag das Werk druckfertig vor. Unzweifelhaft hatte er sich mit der Hoffnung getragen, daß nach Erscheinen seines Buches ihm von irgend einem der protestantischen Fürsten eine angemessene Stellung zu teil werden würde, was für ihn um so notwendiger war, da die ohnehin gering besoldete Straßburger Stellung im Juni 1556 aufhören sollte. Aber gleichsam als Vorzeichen dessen, was ihn nach Erscheinen des Werkes erwartete, lehnte Herzog Christoph von Württemberg die Widmung ab und suchte durch Berger auf Sleidan einzuwirken, daß er ganz von der Herausgabe abstünde. Als aber Kurfürst August von Sachsen die Widmung angenommen hatte und schon zwanzig Bücher gedruckt waren, sistierte der Rat den ferneren Druck und gestattete erst zögernd die Fortsetzung desselben. Und als es dann endlich unter dem Titel „De statu religionis et reipublicae Carolo V caesare" Ende März oder Anfang April 1555 erschien, da erhob sich ein Sturm dagegen auf allen Seiten. Gewiß, es ging reißend ab und bald erschienen wiederholte Auflagen, die sich über ganz Europa verbreiteten, aber man sprach von Gegenschriften, man ängstigte den geplagten Mann mit Drohungen vom Einschreiten des Kammergerichtes; nach den verschiedensten Richtungen mußte er Verteidigungen und Abwehr senden, und selbst vielfach gespendetes Lob konnte ihn kaum über das Scheitern der auf das Werk gesetzten Hoffnungen trösten. Zu allem Unglück unternahm noch Pantaleon in Basel eine Uebersetzung ins Deutsche, die Sleidan nicht verhindern konnte, selbst als der Rat von Straßburg ihn in diesem Versuche bei dem Rat von Basel unterstützte.

Von Not und Kummer gedrückt, von schweren Sorgen belastet, vereinsamt, um des Werkes willen, dem er die beste Kraft seines Lebens gewidmet, angefeindet und bedroht, mußte der Tod ihm als eine Erlösung erscheinen. Er starb am 31. Oktober 1556 im besten Mannesalter nach mehrwöchentlicher Krankheit.

Kurz vor seinem Tode war das zweite Hauptwerk seines Lebens erschienen, eine Weltgeschichte unter dem Titel „De quattuor summis imperiis". Die Abfassungszeit läßt sich nicht genau bestimmen; es bewegt sich in demselben Gedankenkreise wie jene „Oration an alle Stende des Reichs" und wie die Dedikation in den Kommentaren; er legt die vier Weltreiche aus der Vision Daniels zu Grunde und findet für die schweren Zeiten seiner Lebensepoche Trost in dem Gedanken, daß die letzten Feinde des Menschengeschlechts, Papst und Türke, durch Christi Erscheinen niedergeschlagen werden würden. Der Erfolg des Werkes, das die letzte jener so gestalteten Weltgeschichten ist, war ein ungeheurer; unzählbar sind die Ausgaben und Uebersetzungen und fast zwei Jahrhunderte schöpften ihre historische Bildung daraus.

Es erübrigt noch, ein Wort über Wesen und Wert seiner Reformationsgeschichte hinzuzufügen. Sleidan schreibt einmal an Berger: „Es rast und schmäht die ganze Schar, aber ich hoffe, eine gerechtere Nachwelt zu haben." Und er hat sich nicht getäuscht!

Sein Werk beginnt mit dem bedeutungsvollen Jahre 1517 und geht bis 1556. Es ist kein historisches Kunstwerk nach dem Muster der Alten, obgleich

er Cäsar nachzuahmen strebte, es ist kein abgerundetes Bild jener gewaltigen Zeit, kein Gemälde, mit zierlichem Pinsel entworfen unter gleichmäßiger Verteilung von Licht und Schatten, es besitzt nicht den Candor,[1] aber die Veritas, obgleich er beides als Forderung an ein historisches Werk stellt. Er erzählt annalistisch, Jahr für Jahr fortlaufend die Ereignisse in und außer Deutschland, soweit er sie wußte, er hat nur in geringem Maße andere Autoren benutzt, hauptsächtlich stützt er sich auf eigene Erlebnisse, mündliche und schriftliche Mitteilungen bedeutender Persönlichkeiten und auf Urkunden. Er ist nicht immer vollständig und genau berichtet, aber kleine Auslassungen und Irrtümer verschwinden der ganzen Leistung gegenüber. Geradezu bewundernswert ist seine Objektivität, wenn man bedenkt, daß er als Zeitgenosse von allen Regungen und Strebungen bewegt, mitten im politischen Leben, allezeit auf seiten der einen Partei schrieb. Fürwahr, schon deswegen verdient Sleidan seinen Ruhm, und wir möchten den Historiker unserer Zeit sehen, der imstande wäre, die Geschichte unserer Zeit in gleicher Art so sine ira et studio zu verfassen. Gewiß, das Werk besitzt heute, nachdem die Mehrzahl der von Sleidan benutzten und überarbeiteten Urkunden in ihrer ursprünglichen Form zugänglich geworden sind, nicht mehr den hohen Quellenwert, den es vordem besaß, aber wir verstehen nicht, wie es ein Tadel für Sleidan sein soll, wenn einer unserer Forscher sagt: „Ein Gelehrter im 19. Jahrhundert hätte das Buch fast ebensogut schreiben können als Johannes Sleidanus im sechzehnten.“ Fürwahr, das erstere wäre nach den Vorarbeiten, die wir besitzen, und nachdem dreihundert Jahre über den Ereignissen vergangen sind, kein Kunststück, das Bewundernswerte besteht eben darin, daß das Buch im 16. Jahrhundert geschrieben ist. Wir leugnen ja gar nicht, daß für den modernen Forscher gute und glaubhafte Memoiren wertvoller zur Erforschung einer Zeit sind als ein urkundliches Werk, das nichts Subjektives enthält — aber doch nur dann, wenn das urkundliche Werk durch das Vorhandensein der Urkunden selbst wertlos geworden ist. Im übrigen ist es durchaus falsch, Sleidans Werk danach zu beurteilen, was es uns ist, sondern einzig und allein, was es seiner und der unmittelbaren Folgezeit war. Und da müssen wir sagen, es war ihr der trefflichste Codex der Reformationsgeschichte, aus dem bis in unser Jahrhundert herein die Welt jene Zeit des gewaltigsten Umschwungs, die Geburtsstunde einer neuen Epoche, kennen lernte. Und auch heute noch legt keiner seinen Sleidan aus der Hand, ohne Nutzen aus ihm gewonnen zu haben.

Bruno Gebhardt.

[1] Glanz, obgleich Sleidan selbst etwa „Objektivität“ darunter versteht und in diesem Sinne die Forderung erfüllt.

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

# Die griechischen Ausgrabungen in Epidauros.

Von

Adolf Bauer.

„Die epigraphischen Funde führen allen Seiten der hellenischen Philologie neues Blut zu, und ihre Verwertung ist die Hauptaufgabe, welche die Wissenschaft unserer Generation gestellt hat."

Mit diesen Worten hat kürzlich ein hervorragender deutscher Philologe die Widmung eines Buches, das an einen in Epidauros gefundenen Inschriftstein knüpft, an zwei lebende Meister der epigraphischen und monumentalen Forschung begründet. In der That, man braucht nur der Namen eines Böckh, Franz, A. Kirchhoff, Humann, Conze, Adler und Bohn in Berlin, Köhler, Schliemann und Dörpfeld in Athen, Benndorf, Hauser und Niemann in Wien zu gedenken, sich die Ausgrabungsstätten Troia, Mykenai, Tiryns, Olympia, Samothrake und das Reisegebiet der Oesterreicher in Lykien und Karien zu vergegenwärtigen, um eine Vorstellung zu bekommen, was deutsche Entdeckungsarbeit der hellenischen Altertumskunde an neuem Material zugeführt, was davon wissenschaftliche Sammlung und Erforschung an den rechten Platz in unserer Ueberlieferung gestellt haben.

Und doch ist damit nur ein Teil der Schätze bezeichnet, die dem einstmals griechischen Boden entrissen wurden, nur eine kleine Zahl der glücklichen Finder und gelehrten Bearbeiter genannt. In wetteifernder Thätigkeit mit den deutschen Philhellenen in des Wortes bestem Sinne haben Engländer und Amerikaner, Griechen und Franzosen auch ihren Teil beigetragen, das antike Hellas vor unseren geistigen und sehenden Augen wieder erstehen zu lassen. Wo der Wissenschaft so neue und reiche Belebung zu teil geworden ist, besteht wohl auch der Wunsch zu Recht, noch ehe die Gelehrten

das letzte Wort im Kampfe der Meinungen und Ansichten gesprochen haben, von der neuen Märe Kunde zu erhalten. Ist der Fund einmal ganz Eigentum der wissenschaftlichen Detailarbeit geworden, dann knüpfen sich mancherlei Interessen untrennbar an denselben, die dem Fernerstehenden vielleicht jene unmittelbare Freude daran verleiden, welche die Brust des Entdeckers erfüllt. Ihr Abglanz verblaßt nur zu früh.

Wir wollen daher die inschriftlichen Ergebnisse jener Ausgrabungen zur Kenntnis unserer Leser bringen, die von der griechischen archäologischen Gesellschaft, der Hetairia archaiologike in Athen, mit glücklicher Hand geführt, an der Stätte veranstaltet wurden, wo einst in der Landschaft Argos das vielbesuchte und vielgepriesene Heiligtum des Heilgottes Asklepios gestanden hatte. Noch heute bewahrt die Gegend die Erinnerung daran; das Thal bei dem Orte Ligurio heißt Hieron — das Heiligtum.

Noch ist lange nicht alles, was an statuarischen und architektonischen Resten in dem Tempel des Gottes und in dessen Umgebung, im Theater und anderen Bauten gefunden wurde, veröffentlicht und der allgemeinen Benutzung zugänglich. Bekannt sind zahlreiche Inschriften in bemerkenswert gutem Erhaltungszustande, die Herr Kabbadias in der Ephemeris archaiologike, der Zeitschrift der Hetairia, veröffentlicht hat. Diese Inschriften lassen uns einen merkwürdigen Blick in das antike Leben an einer Stelle thun, die einige Aehnlichkeiten mit katholischen Wallfahrtsorten aufweist.

Ueber die Praxis der Priester bei Orakelerteilungen in den Asklepieen, über die Verbindung von wahrsagerischem Schwindel, absichtlichem und gläubigem, mit einer rationellen medizinischen Behandlung der Hilfesuchenden ist uns bisher nur wenig, das meiste aus den Schilderungen der Kuren bekannt gewesen, denen sich auf den Rat des Asklepios der Rhetor Aelius Aristides unterzogen hat. Von diesen gibt er in seinen sechs „heiligen" und einigen anderen Reden ausführlich und, wie das bei einem Sophisten der Kaiserzeit nicht anders zu erwarten ist, in schwülstiger Weise Rechenschaft.

Die Heiligtümer des Asklepios, in denen man des Nachts schlief, um den Rat des Gottes im Traume zu erhalten, haben gewiß von jeher der Behandlung durch Aerzte Konkurrenz gemacht, auch mit einem gewissen Rechte, wie sich in manchen Fällen zeigt. Ueber den Unfug, der dort mit den Patienten getrieben wurde, ist aber auch der Spott schon alt. In dem letzten vollständig erhaltenen Stücke des Aristophanes erscheint der Reichtum höchstselbst

auf Erden, blind und als alter Mann; er findet freundliche Aufnahme bei schlichten Leuten, die ihm das Augenlicht wieder verschaffen wollen. Die armen Leute können aber das Honorar für einen Arzt nicht erschwingen und beschließen daher, ihren Kranken im Heiligtum des Asklepios einzubetten. Von den Vorgängen daselbst wird durch den Sklaven Bericht erstattet, der den Reichtum begleitet hatte. Der Blinde wurde erst im Meere gebadet, dann in den Tempel gebracht, Gebäck und Opfergaben auf den Altar gelegt. Alle Hilfesuchenden mit ihren Begleitern legten sich nieder, und der Tempelhüter befahl ihnen zu schlafen und Geräusch, das sie hören würden, nicht zu beachten. Den Sklaven gelüstete es nach einem Topf voll Grütze, den ein armes Mütterchen zu Häupten ihres Lagers stehen hatte, und da er, vorsichtig sich umsehend, gewahrte, wie ein Priester Feigen und Backwerk von dem Opfertische weg in einen großen Sack praktizierte, um den Schein zu erwecken, als ob der Gott die Gaben in Empfang genommen habe, so wollte er demselben zuvorkommen und stahl den Topf mit Grütze. Dabei biß er die alte Frau, als sie ihn abwehren wollte, in den Finger. Diese, von einer heiligen Schlange sich erfaßt wähnend, blieb still und gab so dem Sklaven Gelegenheit, den Topf zu leeren. Durch die Löcher seines Kittels beobachtete er dann die Bereitung der Medizinen, die Asklepios den Umherliegenden verabreicht. Er rühmt sich noch einiger Unflätigkeiten, gibt dann zu verstehen, daß der Gott ein Priester war, der statt mit seinen himmlischen Töchtern mit zwei Frauenzimmern die Runde machte, und beschreibt schließlich die wunderbare Heilung des Reichtums, dem die Schlangen des Asklepios die Augen lecken, wovon er im Nu sehend aufstand.

Aber nicht etwa bloß auf der Bühne und im Scherze gedenkt die antike Ueberlieferung solcher Inkubationen; sie spielen ins tägliche Leben herein und konnten selbst zu gerichtlicher Behandlung Anlaß geben. Die einzige uns vollständig erhaltene Rede des Hypereides (gest. 322 v. Chr.) ist in einem solchen Prozeß gehalten, der einen zwar nicht im Heiligtum des Asklepios, sondern im Tempel des Amphiaraos durch Inkubation erlangten Gotteswillen zum Anlaß hat. Das Ereignis ist nahezu gleichzeitig mit einer der umfangreichsten und interessantesten epidaurischen Inschriften, wo gleichfalls gelegentlich Orakel erteilt wurden, die mit Krankheitsheilungen nichts zu thun haben; dieser Fall darf daher als Erläuterung zu den neu gefundenen Nachrichten herangezogen werden.

Nachdem Philipp von Makedonien in der Schlacht von Chai-

roneia die griechische Freiheit vernichtet hatte, erwies er sich besonders den Athenern als ein großmütiger Sieger und übergab ihnen das Gemeinland im Gebiete von Oropos an der böotischen Grenze als Eigentum. Es waren fünf Berghalden, von denen jede je zweien der athenischen Stämme zugeteilt wurde. Wegen des rechtmäßigen Besitzes des einen dieser Hügel erhoben sich bald darauf Zweifel. Man meinte, daß derselbe dem benachbarten Heiligtum des Amphiaraos nach älteren Entscheidungen zugehöre. Drei Athener, unter ihnen Euxenippos, der Angeklagte in dem Prozesse, wurden durch Volksbeschluß beauftragt, ein Traum-Orakel in dem Tempel einzuholen, wo sie daher die Nacht zubringen mußten. Die zurückgebrachte Antwort lautete zu Gunsten der augenblicklichen Besitzer; ein Antrag, gleichwohl das Land an den Gott abzutreten, fiel durch, und der Antragsteller klagte nun den Euxenippos an, er habe, bestochen von den übrigen acht Stämmen, das Traumgesicht erlogen. Die Verteidigung führte dann Hypereides in der Rede, der wir die Kenntnis dieses Falles verdanken. Aus Oropos sind gleichfalls durch die Ausgrabungen der Hetairia interessante Inschriften bekannt geworden.

Geradezu abenteuerlich sind die Weisungen, die Aelius Aristides im zweiten Jahrhundert n. Chr. während seines langjährigen Leidens in den von ihm besuchten Asklepieen erhielt; nicht minder abenteuerlich ist die Thatsache, daß er diese Gewaltkuren auch gewissenhaft am eigenen Leibe ausführte. Schwäche, Appetitlosigkeit, Fieber und Atembeschwerden waren die ersten Symptome einer dreizehn Jahre währenden Krankheit; ärztliche Hilfe erwies sich als erfolglos. Auf den Antrieb des Asklepios verfaßte der Kranke zunächst religiöse Dichtungen. Auch für solche Päane geben die Inschriften von Epidauros eine Analogie, hier wie dort sind Apollon und Asklepios die gefeierten Gottheiten. Die schweren Leiden hielten den Aristides gleichwohl nicht von beschwerlichen Seereisen ab; als ihm die Stadtluft unerträglich war, suchte er heiße Quellen auf, die man ihm angeraten hatte. Dort ward dem allmählich visionär gewordenen Manne das erste Orakel durch Asklepios zu teil: er solle barfuß umhergehen. Von nun an geschieht alles, auch jede Reise auf Geheiß des Gottes. In einem Tempel desselben zu Pergamon erscheint ihm Asklepios in der Gestalt des Konsuls Salvius, gibt ihm purgierende Medizinen und ermahnt ihn, seine Studien wieder aufzunehmen; mit des Gottes Hilfe vermag er bald wieder Vorträge zu halten. Auf Befehl schrieb er dann alle seine Träume auf. Milchgenuß, kalte Flußbäder in Smyrna bei Nordwind und Eis, sowie Aderlässe

hatten endlich große Schwäche zur Folge; trotz derselben werden abermals kalte Waschungen und darauffolgendes Laufen von dem Gotte verordnet; nebenher zog er eines Geschwüres wegen wieder Aerzte zu Rate, schließlich halfen aber doch wieder nur die starken Mittel des Gottes. Als die dreizehnjährige Leidenszeit um war, schrieb der vielgeprüfte und unerschütterlich gläubige Mann: Asklepios habe ihn während der ganzen Zeit bewahrt, jeder Tag sei ein Geschenk des Gottes gewesen.

In das Bereich dieser Nachrichten, aus denen wir einige der wichtigsten, dem Ende des 5. und 4. vorchristlichen und 2. nachchristlichen Jahrhunderts angehörige hervorgehoben haben, gehört die Mehrzahl der bisher in Epidauros gefundenen Inschriften; wie Nachrichten aus Athen melden, sind durch fortgesetzte Ausgrabungen dieselben neuerlich vermehrt worden; diese allerletzten Funde konnten im folgenden noch nicht berücksichtigt werden.

Die auf wunderbare Heilungen bezüglichen Denkmäler zerfallen in zwei Klassen: Originalweihungen an die in Epidauros verehrten Gottheiten, meist an Asklepios, im Auftrage des Gottes ausgeführt, der dem Hilfesuchenden im Traum erschienen war. Der Gott sorgt also durch seine Priester dafür, daß der Ruhm seiner Kuren und seines Tempels bekannt und die Umgebung mit Altären und Weihebildnissen geschmückt werde. Diese Inschriften sind in der Minderzahl, und es ist ein komischer Zufall, daß die älteste derselben, die auf einer Bronzetafel eingegraben ist, von einem geheilten Koch herrührt. Die weitaus größte Anzahl der gefundenen Bruchstücke gehört jener Klasse epidaurischer Denkmäler an, die noch im 3. Jahrhunderte n. Chr. der Perieget Pausanias an Ort und Stelle gesehen und in seiner Reisebeschreibung Griechenlands erwähnt hat. Es sind dies offizielle Redaktionen der Wundergeschichten, die von den Priestern veranlaßt und auf Steintafeln zu jedermanns Kenntnis gebracht wurden. Zwei fast vollständige Tafeln und ein Bruchstück einer dritten sind uns durch die Ausgrabungen der Jahre 1882—1884 wiedergegeben worden; wir vermögen die Denkmäler zu lesen, von denen Pausanias vor sechzehnhundert Jahren die letzte Nachricht gibt; er hat damals im ganzen sechs solcher Verzeichnisse gesehen. Sie sind, in viele Stücke zerbrochen, in einem Hause als Mauersteine verwendet aufgefunden worden. Die eine dieser im 3. Jahrhundert v. Chr. verfaßten Aufzeichnungen enthält zwanzig Wunder, die zweite, die aus zweiundzwanzig Bruchstücken sich wieder zusammensetzen ließ, erzählt deren dreiundzwanzig, die erstere hat einhundertsechsundzwanzig, die letztere einhundertvierunddreißig

Zeilen Text, ein epigraphischer Fund, der also schon bloß durch seinen Umfang bemerkenswert wäre.

Weit mehr noch ist er es durch den Inhalt. Die Form ist überaus einfach; eine kurze Ueberschrift weiht den Stein den Göttern in formelhafter Weise, hierauf folgt der Titel: „Heilungen des Apollon und Asklepios", und dann wird eine Geschichte an die andere gereiht, jede zur besseren Uebersicht mit einer kurzen Ueberschrift versehen, die jedoch aus der regelmäßigen Anordnung der Zeilen nicht herausfällt. Diese Geschichten enthalten den Namen der Geheilten und ihre Krankheit, oder auch bloß ersteren, Männer und Frauen werden durcheinander angeführt. Es klingt wie eine Antwort der Priesterschaft auf den Spott und Unglauben, von dem des Aristophanes früher erwähnte Komödie Zeugnis gibt, wenn in diesem Verzeichnis wiederholt bekehrte Zweifler erscheinen. Aber auch auf ihren Erwerb sehen die Priester; wer nicht seine Taxen und Sporteln zahlt, hat die Strafe des Gottes zu fürchten; in ein paar Fällen ist die Höhe der Geschenke geradezu angegeben, in den meisten ist dies nicht der Fall, um der Großmut keine Schranken zu ziehen. Von einer irgendwie medizinisch zu nennenden Behandlung berichten die Inschriften aus dieser Zeit fast nichts, manchmal mag wohl ein Priester mit Heilmitteln den Gott bei dem Schlafenden erfolgreich vertreten haben, meist jedoch geschieht die Heilung durch Träume und Wunder, oder erscheinen die heiligen Tiere, die Schlange und der Hund, den im Heiligtum Schlafenden und lecken sie, worauf die Gesundheit wiederkehrt.

Der Inhalt dieser Steine verurteilt das schamlose Treiben derer, die sie aufstellen ließen; auf die Einfalt der Besucher ist die Rechnung gestellt. Wir wählen aus der großen Zahl der bekannt gewordenen Wunder einige der merkwürdigsten aus.

Ein Weib, Kleo mit Namen, fünf Jahre schon gesegneten Leibes schlief im Heiligtum, und als sie dasselbe verließ, gebar sie einen Knaben, der sich selber an der Quelle wusch und mit seiner Mutter umherkroch. Sie weiht dafür ein Anathem mit einer Dankensinschrift. Ein solches Weihegeschenk, zwei Ohren auf einer Marmorplatte darstellend, mit einer metrischen Inschrift ist in Epidauros im Original gefunden worden; es stammt von einem Römer, der von seinem Ohrenleiden geheilt worden war. Man erinnert sich unwillkürlich der wächsernen Hände und Füße, die zu Hunderten an Kirchenwänden und Bildern wunderthätiger Madonnen oder Heiliger zu sehen sind. An einige bekannte Märchen mahnt in ihrem Hauptinhalt die Geschichte einer anderen

Frau, der Asklepios im Traum ein Mädchen verheißen hatte. Die Frage des Gottes, ob sie keinen weiteren Wunsch habe, verneinte sie, und gebar drei Jahre lang nicht. Bei abermaliger Inkubation im Heiligtum hält ihr der Gott vor, daß sie den nötigen weiteren Wunsch nicht ausgesprochen habe, gewährt ihr jedoch gnädiglich um ihres abermaligen Kommens willen dessen Erfüllung.

Dem Zweifel und der Ungläubigkeit werden andere Wundergeschichten entgegengehalten. Ein Mann, der lahme Finger hatte und sich über die aufgestellten Heilungsberichte lustig gemacht, ja sogar einige derselben zerstört hatte, wurde gleichwohl von dem Gotte geheilt. Im Traum glaubte er mit demselben Würfel zu spielen, und da er seiner Heilung gewahr wird, tadelt ihn der Gott wegen seines Unglaubens und heißt ihn in Hinkunft des Asklepios Glaubwürdigkeit verkünden. Eine einäugige Athenerin hatte in leichtfertiger Weise darüber gespottet, daß durch einen Traum Lahme gehend und Blinde sehend werden sollten. Im Traume erscheint ihr der Gott, heilt sie, befiehlt ihr jedoch, als Strafe für ihre Thorheit ein silbernes Schwein im Tempel zu weihen.

Veruntreuung von Geldern, die dem Heiligtum bestimmt sind, ahndete Asklepios einmal schrecklich. Die Strafe, die er verhängte, ist zur Danachachtung samt der Heilung erzählt, welche die Veranlassung gewesen war. Ein Thessalier war auf der Stirne gebrandmarkt; der Gott band ihm, da er schlief, eine Wollbinde um, und am anderen Morgen fanden sich die Buchstaben des Brandmales auf der Binde, die Stirne des Thessaliers war rein. Der dankbare Mann beauftragte einen gewissen Echedoros, dem Gotte in Epidauros Geld zur Errichtung eines Weihegeschenkes zu überbringen, das dieser zu unterschlagen vorzog. Auch Echedoros war mit demselben Anliegen wie sein Freund nach Epidauros gekommen. Der Gott erscheint dem Dieb, der auf die Frage nach dem Gelde leugnet, für seine Heilung jedoch die Aufstellung eines Bildes verspricht. Hierauf wird ihm dieselbe Binde wie dem Thessalier umgelegt und befohlen, sich am nächsten Morgen das Gesicht an der Quelle zu waschen und zu besehen. Und siehe, da waren die Buchstaben des Brandmales von der Binde verschwunden, Echedoros aber hatte sie auf der Stirne nebst jenen, mit welchen er selbst gezeichnet gewesen war. Der Gott ist aber nicht nur streng und auf Bezahlung erpicht, sondern auch gnädig und wohlthätig: einem leidenden Knaben schenkt er die Gesundheit, da dieser ihm zehn Spielknöchel verheißt — ein liebenswürdiger Zug in der Reihe dieser Aufzeichnungen, der hier wie

sonst selbst den häßlichen Seiten hellenischen Lebens selten fehlt. Auch was dem menschlichen Verstande unmöglich erscheint, wird in Epidauros Ereignis. Ein Mann, der von einem Auge nur mehr die Lider hatte, wird geheilt, obschon selbst die Patienten, die mit ihm im Tempel waren, ihre Zweifel geäußert hatten. Einem armen Burschen, der seines Herrn Trinkgefäß zerschlagen hatte und sich bemüht, die Scherben zusammenzupassen, sagt ein Vorübergehender geradezu: „Den Becher kann selbst Asklepios von Epidauros nicht wieder ganz machen.“ Der Sklave, dadurch an den Gott gewiesen, geht gleichwohl in den Tempel, und da er den Rucksack mit den Scherben öffnet, war der Becher wieder ganz. Sein Herr stellte denselben zum Gedächtnis in dem Heiligtum auf. Eine böse Stiefmutter — man sieht, wie die Aufzählung dieser Heilungen und Wunder vielleicht nicht unabsichtlich die verschiedensten Situationen berücksichtigt — hatte ihrem Stiefsohne in einen Trank Blutegel gethan, die er mit demselben getrunken hatte. Er träumt, daß ihm der Gott dieselben aus der Brust schneidet; des Morgens, als er erwacht, hält er sie in den Händen. Einen gleichen Verlauf nehmen ein paar ähnliche Fälle, in denen eine im Kinnbacken steckende Lanzenspitze und ein im Körper befindlicher Stein nach der Inkubation sich in den Händen der Geheilten befinden; einen ähnlichen nimmt eine dritte Heilungsgeschichte, in welcher ein Knabe einem Lahmen dessen Stock wegnimmt, wodurch dieser geheilt wird, so daß er den Knaben zu verfolgen imstande ist. Dies zeigt, daß die Asklepiospriester bei Kranken, die an fixen Ideen litten, das Mittel anwendeten, das noch heute der Arzt erfolgreich an dem Bauernburschen versucht, der mit der Behauptung, daß ihm ein lebendiger Frosch oder Salamander in den Magen geraten sei, auf die Klinik kommt: die schlagende Widerlegung des krankhaften Gedankenganges durch willkürlich herbeigeführte Thatsachen. Freilich pflegt das Mittel nicht lange vorzuhalten, bald tritt eine neue Wahnvorstellung an Stelle der früheren; es mögen daher solche Kranke im Asklepiostempel gern gesehen gewesen sein, da ihre Heilung leicht zu erreichen war, wenn ihnen nur der rechte Glaube innewohnte.

Auch in geringfügigen Nöten hilft die Gottheit. Ein Mann aus Mytilene, ob seiner Kahlköpfigkeit, die ein starker Bart noch merkbarer machte, verspottet, erhielt in Epidauros sein Haupthaar wieder. Ihm hatte geträumt, der Gott salbe sein Haupt mit einem Heilmittel. Ja, es ist nicht einmal nötig, daß der Kranke selbst in das Heiligtum kommt, ein anderer kann für ihn die Nacht daselbst zubringen; der allmächtige Gott nimmt die Stellvertretung

an; man kann die Inkubation einem anderen zuwenden wie den Ablaß und das Gebet. Die Mutter einer wassersüchtigen Lakonerin erscheint statt ihrer Tochter; sie sah, wie der Gott den Kopf derselben abschnitt, den Körper an den Beinen aufhängte und dann das Wasser aus demselben abfloß. Die Tochter hatte zu gleicher Zeit denselben Traum gehabt und wurde geheilt. Zu diesen schwereren Fällen ist aber die Hilfe des Asklepios selber nötig, seine Söhne, die sonst wohl genügen, vermögen sie nicht auszuführen. Eine dies illustrierende, köstliche Geschichte ist der Rivalität zwischen dem Asklepieion in Epidauros und jenem in dem benachbarten Troizen entsprungen. Sie gemahnt an die Rivalitäten zwischen den Schutzheiligen benachbarter Ortschaften in Italien, wie eine solche Erzählung kürzlich als Gegenstand einer Novelle von einem italienischen Zola behandelt worden ist. Die Inschrift von Epidauros erzählt die Sache folgendermaßen: Eine Frau aus Troizen litt am Bandwurm; sie begab sich in das daselbst befindliche Heiligtum des Asklepios und träumte. Doch es waren nur dessen Söhne zugegen, der Gott selbst war — in Epidauros. Um des Bandwurmes habhaft zu werden, schnitten ihr jene den Kopf ab, konnten ihn aber nicht wieder mit dem Rumpf der Frau zusammenfügen. Darauf erbarmte sich der Gott, kam von Epidauros herüber, fügte den Kopf auf den Hals, öffnete den Leib und nahm den Bandwurm heraus.

Es ist daher begreiflich, daß wegen solcher Operationen manchem angst und bange wurde, während er im Tempel lag, wie jenem Ungenannten der Inschrift, der Geschwüre im Leibe hatte und sich der Operation des Aufschneidens, von der ihm träumte, durch Flucht entziehen wollte, jedoch gebunden sie zu seinem Heile aushalten mußte. Selbstverständlich waren die blutigen Spuren dieses Eingriffes auf dem Estrich des Heiligtums zu sehen und wurden den Besuchern gezeigt. Eine ganze Reihe dieser Geschichten sind deutlich genug Erfindungen, die an irgend welche Gegenstände oder Weihegeschenke im Heiligtum anknüpften. Ein schwerer Stein vor demselben mußte für die Heilung eines an Gliederschwäche Leidenden herhalten; zwei der früher erwähnten Erzählungen verdanken dem silbernen Votivbild eines Schweines und einem in Epidauros aufgestellten Trinkbecher ihre Entstehung.

Es ist eine reiche Musterkarte menschlicher Leiden und Nöte, die auf diesen Steintafeln verzeichnet ist. Der Gott heilt den Krieger, der jahrelang von einer alten Wunde geplagt wird, wie den Podagristen; er zeigt dem jammernden Vater den Ort an, wohin sein Kind sich verlaufen hat, und eröffnet Frauen die Aus-

sicht auf Kindersegen; es ist aber vielleicht nicht ganz den Thatsachen entsprechend, wenn einmal der Gatte ausdrücklich als Vater des Kindes bezeichnet wird, das Asklepios geschenkt hatte; er gibt dem Stummen die Sprache und befreit den Unreinen von ekelhaftem Ungeziefer. Es wird, wenn auch die Angaben über die Heimat der Hilfesuchenden nicht gerade auf Wahrheit beruhen, der Eindruck, den man bei der Lektüre gewinnt, doch richtig sein, daß aus allen Gegenden Griechenlands, von Kyrene bis nach Thessalien und Epeiros, die gläubigen Seelen zusammenströmten und der Tempel dabei florierte und gedieh. Erfundene Heilungsgeschichten, Schwindel, hie und da wirklich ärztliche Eingriffe oder der bloße Schein einer Krankheit machten die Altäre voll und dampfen von Opferspenden, von denen die Priester ihren Anteil erhielten, wie an anderen Orakelstätten. Sie wurden reich durch die Geldgaben, die ihnen zukamen, wie in Oropos, wo eine förmliche Taxe festgesetzt war, die wir aus einer dort gefundenen Inschrift haben kennen lernen. Man traute dort den Pilgern nicht recht, und so ist denn auch bestimmt, daß die Gabe in gültiger Münze und, um Uebervorteilung zu vermeiden, in Gegenwart des Tempeldieners in den Opferstock gethan werden müsse. In Epidauros wird wohl das Geschäft jahraus jahrein betrieben worden sein, der Heilige von Oropos, dessen Tempel hoch im Gebirge lag, hatte eine förmliche „Saison".

Politischen Einfluß scheint der Gott von Epidauros nur selten genommen zu haben; dafür waren Delphi oder Dodona die rechten Stätten. Doch ist mindestens e i n solcher Fall auch von Asklepios durch die Funde im Hieron bekannt geworden. Als Isyllos, der Aristokrat und Dichter in Epidauros, ein Knabe war, da drohte ein König von Makedonien, Namens Philippos, welcher ist nicht ganz sicher, in Sparta die alte Königswürde zu stürzen. Ein kranker Knabe kam damals in das Abaton des Tempels, Heilung suchend. Asklepios erscheint ihm und tröstet ihn darüber, daß er fortgehe; erst müsse er aber Sparta von der drohenden Gefahr erretten. Der Knabe, wahrscheinlich der Dichter selbst, eilt nach Sparta und meldet alles. Zum Danke stiften die geretteten Lakedaimonier dem „Retter Asklepios" ein Fest.

So hat auch die Geschichte im engeren Sinne Neues aus diesen Inschriften kennen gelernt, die Litteraturgeschichte einen Dichter und das rituelle Lied desselben, das er, bei einer von ihm eingeführten jährlichen Prozession zu singen, verfaßt hatte. Er fragte in Delphi an, ob er das Loblied auf Apollon und Asklepios aufzeichnen solle oder nicht. Die Pythia stimmt der Aufzeichnung zu.

Eine umfangreiche und wohlerhaltene Inschrift führt uns in die römische Kaiserzeit und zeigt, wie ganz anders damals die Kranken behandelt wurden. Die Kur, die Asklepios an dem Römer vornimmt, ist den etwas höheren Anforderungen jener Zeit durchaus angepaßt; sie zeugt von einer durch vernünftige Erwägungen bestimmten Einflußnahme auf die Lebensweise desselben. Wie Aelius Aristides war auch Marcus Julius Apellas ein Sophist und bestrebt, die Gesundheit wieder zu erlangen, um seinen Studien besser obliegen zu können. Er wurde bei weitem menschlicher behandelt als jener. Er muß sich selber im Bade bedienen, aber Asklepios sorgt auch dafür, daß dem Badediener deshalb das Einkommen nicht verringert werde. Auch allerlei kleine Zwischenfälle während des Badeaufenthaltes weiß der Gott vorher und gibt die Mittel an, ihnen zu begegnen; er hat sich durch einen Traum den Patienten selber nach Epidauros beschieden. Das Honorar für die Heilung verlangt der Priester erst, nachdem dieselbe eingetreten war. Diese Inschrift sei in einer für das Verständnis nötigen Paraphrase hier mitgeteilt; wir folgen hierin v. Wilamowitz, mit dessen Ausspruch wir diese Zeilen begonnen haben; für die Verwertung und das Verständnis der in Epidauros gefundenen Inschriften hat dieser Gelehrte nächst den Findern derselben die größten Verdienste.

Ich Marcus Julius Apellas aus Idrias und Mylasa (in Karien) ward von dem Gotte herbeschieden, als ich eine Krankheit nach der anderen bekam und an Verdauungsstörungen litt. Auf der Reise in Aigina gebot er mir, ich sollte mich nicht zu viel ärgern. Als ich im Heiligtum angekommen war, gebot er mir, ich sollte zwei Tage meinen Kopf gut einhüllen; an diesen beiden Tagen regnete es nämlich. Meine Kost bestand aus Käse und Brot, Selleriesalat mit Lattich. Im Bade mußte ich mich selbst bedienen, mich dann im Dauerlauf üben, Limonade trinken, im Badgemach mich an der Wand reiben, auf einer hochgelegenen Wandelbahn spazieren gehen; ich mußte mich schaukeln und mit nassem Sande beschmieren und barfuß umhergehen. In der Badeanstalt sollte ich ins heiße Wasser, ehe ich hinein stieg, Wein gießen, mich selbst bedienen, dem Badediener aber eine Drachme attisch geben. Auch mußte ich dem Asklepios, der Epione und den eleusinischen Göttinnen gemeinsam opfern und Milch mit Honig trinken. Eines Tages trank ich Milch allein, da sprach der Gott zu mir: „Thue Honig in die Milch, auf daß es durchschlage.“ Als ich den Gott bat, er möge mich schneller abfertigen, da war mir, als ginge ich mit Senf und Salz am ganzen Körper eingerieben zum

Tempel hinaus. Voran schien mir ein Knabe mit dampfendem Rauchfaß zu gehen und ich glaubte die Stimme des Priesters zu vernehmen, der sprach: „Nun bist du kuriert, jetzt mußt du das Honorar bezahlen.“ Ich that nun nach dem Gesichte, und da ich mich mit dem Salze und Senfteig einrieb, that es weh, beim Waschen aber that es nicht weh. Das geschah in den ersten neun Tagen nach meiner Ankunft. Der Gott faßte mich auch an die rechte Hand und an die Brust. Als ich tags darauf opferte, da schlug die Flamme empor und verbrannte mir die Hand, so daß auch Blasen entstanden. Aber die Hand wurde bald wieder heil. Im weiteren Verlauf meiner Anwesenheit befahl mir der Gott, gegen Kopfweh Anis mit Oel zu gebrauchen. Ich hatte aber gar keine Kopfschmerzen. Als ich aber studierte, da erfüllte sich das Wort des Gottes und ich bekam Blutandrang gegen den Kopf. Ich gebrauchte das Oel und wurde von dem Kopfschmerz befreit. Gegen Geschwulst des Zäpfchens hieß mich der Gott kaltes Wasser gurgeln — denn auch darum hatte ich ihn befragt —, desgleichen gegen geschwollene Mandeln. Auch gebot er mir, dies alles aufzuschreiben. Dankbar und geheilt bin ich abgereist.

Die Funde von Epidauros lassen uns einen Blick in Verhältnisse thun, wie sie im heutigen Griechenland, bei den Romanen und im katholischen Deutschland noch bestehen. Der Glaube an die besondere Wirksamkeit der Gottheit an einem bestimmten Kultlokale, und die mannigfachen Interessen, die sich an die Blüte des letzteren knüpfen, haben überall zu ähnlichen Erscheinungen geführt. In der Zeit entstanden, da pantheistische Anschauungen Geltung hatten, hat sich diese Vorstellung mit allen ihren Konsequenzen auch anderen Religionslehren zum Trotz erhalten, und die kirchliche Lehre hat mit dieser Volksansicht ihr Auskommen zu finden gewußt. Deutschem Wesen ursprünglich fremd, hat dieser Glaube und Aberglaube ganz ähnliche Auswüchse getrieben, wie sie uns auf dem Boden von Epidauros bekannt geworden sind, und hier wie dort ist die Hilfe der Gottheit in klingende Münze umgesetzt worden, hier wie dort hat die Priesterherrschaft eine echte, ursprüngliche und einfältige Frömmigkeit wissentlich ausgebeutet.

Der archäologischen Gesellschaft in Athen, der wir diese neue Kunde verdanken, möge es vergönnt sein, Spaten und Spitzhaue mit gleichem Finderglück wie im Hieron und in Oropos noch an anderen undurchforschten Stätten des alten Hellas einzusetzen; dem Volke, das mit unverwüstlicher Jugendfrische eine erfolgreiche kolonisatorische Thätigkeit, eine echte Kulturmission im kleinasiatischen Osten und an allen Grenzen seines Verbreitungsgebietes entfaltet,

vom Geschicke gewährt sein, aus dem unversieglichen Schatze seiner Erinnerungen die Kraft zu schöpfen zur Durchführung der Aufgaben, die ihm von der Gegenwart gestellt sind.

Goldig braun schimmern noch heute die Säulen auf der Burg von Athen im Abendlicht, die, zu Perikles' Zeiten aufgerichtet, allen Zeitstürmen getrotzt haben; sie blicken auch heute auf ein Volk herab, das von politischen und wissenschaftlichen Impulsen erfüllt ist. Die Gegenwart Griechenlands hat ein Anrecht darauf, jedes Stück seiner Vergangenheit als eigenstes Gut in Anspruch zu nehmen, — der regenspendende Zeus des alten Athen steht neben Hagios Elias auf dem Hymettos, wie die Freiheitskämpfer in den Perserkriegen neben Miaulis, Botzaris und Capodistrias.

---

# Die unüberwindliche Armada 1588.

Von

Otto Kaemmel.

Ein großartiges und zugleich unheimliches Schauspiel, wie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die römische Kirche durch den Abfall der germanischen Völker der Hälfte ihres Herrschaftsgebietes beraubt und im Innersten erschüttert jene Mängel abstößt, welche die laute Empörung jedes sittlichen Menschen herausgefordert hatten, dann, ihre alten Grundlagen in Verfassung und Glaubenslehre festhaltend, sich umgestaltet zu einer straff organisierten, kriegerischen, siegessicheren Genossenschaft, und endlich den Kampf gegen die Ketzer aufnimmt. Es gelang ihr durch alle Mittel, durch begeisterte Predigt wie durch brutale Gewalt, in Spanien und Italien jede abweichende Richtung zu vernichten bis auf die Wurzel, in Frankreich und Polen den Sieg des Protestantismus zu verhindern, in Deutschland weite Gebiete wiederzuerobern, überall die Keime freierer Geistesbildung zu zerstören. Doch das alles hätte sie niemals erreicht, hätte nicht ein ganzes, großes Volk der Idee der katholischen Einheit alles, selbst seine Zukunft geopfert, hätte es nicht sein Interesse mit dem der katholischen Reaktion verbunden. Für Spanien war der Triumph der katholischen Lehre mit dem der spanischen Herrschaft gleichbedeutend, sein Ziel war das katholische Weltreich unter der spanischen Krone. Da saßen diese Kastilianer, von der europäischen Welt wie alle Stämme der Halbinsel abgeschlossen durch die Mauer der Pyrenäen, auf ihren kahlen, baumlosen Hochebenen, welche Scheidegebirge von fast nordischem Charakter untereinander und von den Randlandschaften, öde Heiden vom portugiesischen Küstenlande absperren, fast unschiffbare Ströme in tiefen Spaltenthälern durchziehen, dem jähen

Wechsel nordischer Winterkälte und tropischer Hitze ausgesetzt, damals ein Volk von Edelleuten und Bauern, fast ohne große Städte und ohne nennenswerten Verkehr und doch durch seine geographische Lage zur Herrschaft über die Halbinsel berufen. Unter solchen Einflüssen und unter den Eindrücken jahrhundertelanger nationaler Glaubenskämpfe gegen die Araber entwickelte sich der kastilianische Volkscharakter in seinem fremdartigen Gepräge, eine Mischung von kalter Ruhe und glühender Leidenschaft, von löwenherziger Tapferkeit und unmenschlicher Grausamkeit, von stolzem Selbstbewußtsein und unbedingter Unterwerfung unter das eiserne Gesetz der Sitte und unter das Königtum, das den Staat geschaffen hatte, von schrankenloser Hingebung des ganzen Menschen an ein ideales Ziel, und von hochmütiger Verachtung alles dessen, was nicht kastilianisch und katholisch war, denn der Stolz des Kastilianers und des Katholiken fiel in eins zusammen. Bis zum ärmsten Bauern herab war dieses Volk überzeugt, daß es zur Herrschaft der Welt und zum Kampfe für die Einheit des Glaubens in Christenheit und Heidenschaft berufen sei und daß gegenüber dem Dienste des Königs und der Kirche jeder andere Beruf, insbesondere jede wirtschaftliche Arbeit nur geringen Wert besitze. Die Frage, ob nicht auch das Dasein und die Eigenart anderer Völker eine gewisse Berechtigung habe, hat diese Menschen nie beschäftigt; mit unzugänglichem Hochmut traten sie allen gegenüber und wandten alle Mittel an, auch die gewissenlosesten, galt es doch die Sache ihres Gottes, eines halbheidnischen Gottes freilich, der das Blut der Ketzer und der Heiden zu seinem Dienste forderte. In solchen Anschauungen lebend, entwickelten sie eine prangende Kunst und eine glänzende Litteratur, beide allerdings von so ausschließlich nationalem Gepräge, daß sie zu klassischer, d. h. zu allgemeiner Geltung nicht gelangten; von solchen Bildern und Idealen durchglüht, durchzogen sie als fahrende Kreuzritter furchtlos das unbekannte Weltmeer und die ungeheuren Länderstrecken der Neuen Welt; sie schlugen die Kulturreiche Amerikas in Trümmer, sie unterwarfen Italien, sie setzten ihren eisernen Fuß auf das protestantische Deutschland, das nur die unbedenkliche Energie des Kurfürsten Moritz von Sachsen gerettet hat, sie knechteten die Niederlande und Portugal, sie spalteten Frankreich, sie trieben das katholische Polen gegen Schweden; sie besoldeten in jedem Lande, an jedem Fürstenhofe ihre Parteigänger und Späher. Im Besitz der reichsten Kulturländer Europas und seit der Eroberung Portugals 1580 aller Kolonialgebiete, dreier stolzer amerikanischer Vizekönigreiche, deren Flächenraum größer war als ganz Europa,

und der gesamten hinterindischen Inselwelt, damit aller Welthandelsstraßen, beherrschten sie jenes Weltreich, in dem die Sonne nicht unterging. Und das alles gehorchte einem Fürsten, der nichts anderes war als die Verkörperung des kastilianischen Volksgeistes. In seinem Schlosse zu Madrid, einem schwerfällig massiven Bau mit dem Blick auf die öde Hochebene der Mancha und die kahlen Granitgruppen der Sierra Guadarama, residierte Philipp II., unbekümmert um alles, was nicht Politik und Kirche war, ohne Teilnahme für die aufblühende Dichtung seines Volkes, ohne Sinn für die Reize der Natur und fröhlicher Feste, hart gegen alle, auch gegen sein eigenes Blut, mit Ausnahme seiner Tochter Clara Isabella, in stolzer, unnahbarer Ruhe, ein Einsiedler inmitten alles Hofprunks, unermüdlich thätig, soweit nicht kirchliche Pflichten ihn abhielten, allwissend, soweit ein Regent es zu sein vermag, ein kalter Rechner und doch ein verwegener Spieler voll glühender Leidenschaft. Der Preis war die Herrschaft des katholischen Königs über die katholisierte Welt, der Einsatz das Glück des spanischen Volkes.

So gewaltig aber die Anstrengungen Spaniens waren, so erbittert war der Widerstand, den es fand. Niemals ist eine fremde Herrschaft grimmiger gehaßt worden, wie diese spanische, denn überall unterdrückte sie die Eigenart der Völker und damit ihre besten Kräfte um der mechanischen Einheit ihres Reiches und ihrer Kirche willen. Vollends da, wo sie mit protestantischen Völkern zusammenstieß, da wurden alle Empfindungen aufgeregt, da gesellte sich zu der tiefen Abneigung gegen den kastilianischen Volkscharakter die Empörung gegen den Glaubensdruck.

In solchen Gefühlen hatten sich die Niederlande erhoben; doch seit Wilhelm von Oranien unter Mörderhänden geendet hatte, am 10. Juli 1584, schienen sie der Feldherrnkunst und Diplomatie Alexanders von Parma zu erliegen. Ein Jahr danach fiel Antwerpen, das London der damaligen Welt, unter spanische Herrschaft zurück, Flandern und Brabant wurden ihr unterworfen, immer enger umklammerte sie den Norden. Gleichzeitig erhob sich in Frankreich die heilige Ligue gegen das Thronfolgerecht des Ketzers Heinrich von Navarra und für die Beschränkung der königlichen Macht zu Gunsten der katholischen Stände; ihr Sieg hätte das Land dem spanischen Einflusse überliefert. In Deutschland setzte nach einem Vierteljahrhundert eines trügerischen konfessionellen Friedens die katholische Reaktion, geleitet von den Habsburgern und Wittelsbachern, auf allen Punkten ein, in Schweden bereitete Johann III. ihr die Bahn, um so die Verbindung des Landes

mit Polen zu sichern, das soeben — 1587 — seinen Sohn Sigismund auf den Thron erhoben hatte. Gewaltig schwoll die Flut, sie näherte sich ihrer Höhe. Wo war der Damm, der sie zurückhielt?

Auch England schien dazu nicht imstande. Unter schweren Kämpfen hatte es sich von Rom losgerissen, dann seine Kirche auf protestantische Grundlagen gestellt. Doch mehr dem Anstoß von oben als einer Volksbewegung war es dabei gefolgt und noch beherrschte der Protestantismus keineswegs die ganze Nation. Als Elisabeth 1558 die Regierung antrat, war ihm erst etwa ein Drittel der Engländer wirklich gewonnen, und wenngleich dies Verhältnis sich sehr rasch zu seinen Gunsten änderte, ein guter Teil insbesondere des hohen Adels hielt immer noch an Rom fest. Das war auch von politischer Bedeutung. Denn nach katholischer Anschauung gehörte nach dem Tode Marias der Katholischen die Krone von Rechts wegen der Urenkelin Heinrichs VII. von seiner Tochter Margareta, Maria Stuart von Schottland. Ebendeshalb, weil diese auf ihr englisches Erbrecht nicht verzichten wollte, hielt sie Elisabeth in England fest, als sie durch Schuld und Unglück den schottischen Thron verlor. Doch seit Rom im Februar 1570 den Bann gegen Elisabeth erneuert hatte, schwoll die katholische Agitation gegen ihr Thronrecht und für Marias Befreiung mächtig an. Verschwörung auf Verschwörung folgte; von Reims und Douai aus überzogen die Jesuiten ganz England mit einem weitverzweigten Netz und verbreiteten die Bannbulle Pius' V. In Schottland aber schaltete, seit Graf Arran den jungen König Jakob VI. leitete, ein halbkatholisches Regiment, und wohin auch die englischen Staatsmänner blickten, sie sahen keine Macht, auf die sie sich hätten stützen können, denn auch Frankreich war unzuverlässig, von Parteien zerrissen.

Da traf Elisabeths großer Minister, Lord Burleigh, den richtigen Punkt. Nur von einer Seite, stellte er seiner Herrin vor, habe sie wirklich zu fürchten, von Spanien, von diesem aber auch alles. Sie möge deshalb die aufständischen Niederlande unterstützen und Spanien in Amerika angreifen. Indem Elisabeth, diesem Rate folgend, im Januar 1585 die Beziehungen zu Spanien abbrach und Leicester nach den Niederlanden sandte, trat sie an die Spitze der protestantischen Welt. Sie that damit nur, was ihr eigenes Volk stürmisch verlangte, denn kein Zweifel: die ungeheure Mehrheit der Engländer stand entschlossen auf ihrer Seite. Zu ihrem persönlichen Schutze hatten sich Vereinigungen gebildet; wenn sie ausritt, umringten sie Tausende mit Segenswünschen

und Gebeten, denn an dieser Königin hing die Unabhängigkeit und die Größe Englands.

Und schon standen aller Orten Engländer und Spanier miteinander im Kampfe. Unerträglich erschien der englischen Thatkraft und Unternehmungslust die Absperrung der spanischen und portugiesischen Kolonien gegen alle fremden Völker, wie sie die Kolonialpolitik beider Nationen grundsätzlich festhielt, und so sandten schon seit der Mitte der siebziger Jahre englische Kaufleute, die sich von den Spaniern geschädigt glaubten, ihre raschen Kaperschiffe in die amerikanischen Gewässer. 1576 erreichte an der Spitze eines solchen Geschwaders Franz Drake die Landenge von Panama, 1577 den großen Ozean; von da vollzog er die zweite Weltumsegelung; 1586 erschien er in den westindischen Gewässern, brandschatzte San Domingo und Cartagena. Als inmitten dieser Stimmung Maria Stuart sich in eine neue Verschwörung zu ihrer Befreiung und zu Elisabeths Sturze verflechten ließ, büßte sie das mit dem Leben — am 8. Februar 1587 fiel ihr Haupt — und mit grimmigem Jubel vernahm das protestantische England den Tod der unglücklichen Fürstin, die einer wahrhaft tragischen Verkettung der eigenen Schuld und des Verhängnisses unterlag, als ein Opfer des ungeheuren Kampfes, der die Welt erschütterte.

Doch ihre Hinrichtung war eine offene Kriegserklärung an Spanien nicht nur, sondern an die gesamte katholische Welt, und das katholische Europa antwortete darauf mit der „unüberwindlichen Armada“.[1]

Wie konnte Philipp II. anders! Die englischen Kaper bedeckten die See und gefährdeten die Verbindung mit den spanischen

[1] Die neueste, sehr eingehende Darstellung des großen Ereignisses gibt Froude, History of England from the Fall of Wolsey to the Defeat of the Spanish Armada XII., neben ihm Motley, History of the Dutch Republic II. Von zeitgenössischen Darstellungen ist auf englischer Seite Camden, Rer. Anglicarum et Hibernicarum Annales regnante Elisabetha (benützt nach der ultima edit. Lugd. Batav. Elzev. 1639) hervorzuheben, dem archivalische Quellen zu Gebote standen. Diese sind in Regestenform publiziert in der großartigen Sammlung Calendar of State Papers, Domestic Series, of the Reign of Elisabeth 1581—1590, ed. by Robert Lemon, London 1865, und gewähren den lebendigsten Einblick in diese ereignisvollen Tage. Auf spanischer Seite stehen Khevenhillers Annales Ferdinandei III., 17 ff., die hier auf die Aufzeichnungen des Grafen Johann Khevenhiller, kaiserlichen Gesandten in Madrid (1572—1606), zurückgehen. Der wichtigste spanische Bericht von Pedro Coco Calderon liegt in Simancas, s. Froude XII, 390 A. 1. Die genauesten Angaben über die Ausstattung der Armada gibt M. Jähns, Geschichte des Kriegswesens S. 1285 f. Die Stellung Sixtus' V. zu dem Unternehmen behandelt eingehend Hübner, Sixtus V., I, 315 ff.

Kolonien, wie mit den Niederlanden, den ganzen Zusammenhang seines Reichs. So wenig nun Papst Sixtus V. eine Verstärkung der ohnehin drückenden spanischen Macht wünschte, die Katholisierung Englands bildete doch ein vornehmes Ziel seiner Politik, und da Elisabeth alle Versuche, sie persönlich der katholischen Kirche noch zu gewinnen, lächelnd abwies, so erneuerte der Papst den Bann, übertrug die englische Krone an Philipp II. und ernannte den Kardinal Allan zu seinem Legaten für England, versprach auch eine Geldbeihilfe von 800 000 Scudi, freilich nur, wenn die Landung gelinge. Englands Unterwerfung sollte nur den Schlußstein einfügen in den Riesenbau des spanisch-katholischen Weltreichs. Wenn sie gelang, dann gehorchten auch die nordischen Meere dem katholischen König, dann war das Schicksal der Niederlande entschieden, das protestantische Deutschland auch von Norden her bedroht, Schweden der katholischen Reaktion und der Union mit Polen überliefert, in Frankreich der Sieg der katholischen Liga gesichert. Furchtbare Möglichkeiten, vernichtend für jede freie nationale Entwickelung der europäischen Völker und der europäischen Bildung. Gegensätze von einer Tiefe und Mächtigkeit prallten hier in tödlichem Stoße aufeinander, wie sie niemals vorher und nachher aufeinander getroffen sind.[1]

Die spanische Halbinsel begann vom Lärme der Rüstungen zu erdröhnen. In allen ihren Kriegshäfen arbeiteten Tausende an der Ausrüstung der Schiffe, Heerzüge bedeckten alle Straßen, Hunderte von Edelleuten boten freiwillig ihre Dienste an und wetteifernd lieferten alle Landschaften des Reiches den Proviant. Riesig erschien den Zeitgenossen die Zahl und Größe der Fahrzeuge. Es war die erste große Segelkriegsflotte der Neuzeit, die sich hier sammelte. Während noch 17 Jahre zuvor, 1571, bei Lepanto, ausschließlich Ruderkriegsschiffe gefochten hatten, waren diese in der Armada nur noch durch vier neapolitanische Galeassen vertreten, gewaltige Schiffe allerdings, 40—50 Meter lang, 12—15 Meter breit, mit 50 Geschützen, die sie in ragenden, mehrstöckigen Kastellen am Vorder- und Hinterdeck führten, mit einer Besatzung von 300 Ruderern und 450 Soldaten. Doch den Kern der Armada bildeten die Galionen und Koggen. Was jene riesig erscheinen läßt, ist nicht ihre Größe nach dem Tonnengehalt, denn die größten enthielten nur 1500 Tonnen, die anderen 1000 bis 1300 T. Die ersteren kamen also in dieser Beziehung nur etwa

[1] Die Ansicht, daß Spanien mit dem Siege über England die Weltherrschaft errungen haben würde, spricht schon Khevenhiller III, 23 entschieden aus, ohne das übrigens für wünschenswert zu halten.

einer modernen deutschen Korvette gleich, von denen z. B. die verlorene „Augusta“, eine der kleinsten, schon 1500 T. hielt; gegewaltig erschienen sie mehr durch ihre Höhe und ihren gedrungenen Bau. Denn sie erreichten, mit unseren größeren Flußdampfern verglichen, einen solchen hinsichtlich der Länge zwar nur etwa zu drei Fünfteln, übertrafen ihn aber an Breite fast um das Doppelte, an Höhe vom Hauptdeck bis zum Kiel um das Vier- bis Fünffache. Da nun das Vorder- und das Hinterdeck noch drei- bis vierstöckige Oberbauten, „Kastelle“, trugen, so ragte in diesen Teilen der Rumpf fast noch einmal so hoch über dem Wasserspiegel empor als in der Mitte, und majestätisch genug mochte der Anblick sein, den eine Galione gewährte, wenn ihre drei hohen Masten alle ihre mächtigen Raasegel entfalteten oder wenn die 40—50 Geschütze ihrer Breitseiten Feuer spieen.[1] Das waren die Schiffe, welche, zu den berühmten „Silberflotten“ vereinigt, die Schätze der amerikanischen Bergwerke nach Spanien führten. Weit kleiner als die Galione war die Kogge, das Schlachtschiff der nordischen Meere seit der Hansazeit, ein starker Zweimaster von gedrungenem Bau, etwa einer mäßig großen modernen Brigg zu vergleichen.[2] An Galionen, Koggen und Galeassen, also an eigentlichen Schlachtschiffen, sammelten sich 69 Segel, dazu kamen 13 leichte biskayische Fahrzeuge (Zabras) und 7 Avisos (Pataches) und 25 bewaffnete Lastschiffe (Urcas), Schiffe im ganzen mit den Transportfahrzeugen 154 Segel. Sie nahmen zusammen 8000 Seeleute, fast 19000 Soldaten, gegen 600 adelige Freiwillige mit starkem Gefolge und 780 Mann geschulte Artilleristen an Bord, alles in allem gegen 30000 Menschen. Ueberreichlich war die Ausrüstung an Geschützen und Lebensmitteln bemessen; jene beliefen sich auf 2431 Stück, zum größeren Teil Bronzerohre, diese genügten für 40000 Mann auf 6 Monate; dagegen war die Munition (123790 Geschosse, durchschnittlich nur 50 auf das Geschütz) nur auf eine einzige Schlacht berechnet, und das eben ist der Armada verhängnisvoll geworden. In acht Geschwader war die ganze Macht gegliedert; sechs davon nannten sich nach den Landschaften, die sie gestellt hatten: das portugiesische, baskische, kastilische, andalusische, guizpocanische, neapolitanische, zwei bildeten die

[1] Die Galionen waren 28—29 m lang, 9,0—9,6 m breit, vom Kiel zum Hauptdeck 9 m tief. Cornelis van Yk, De Nederlandsche Scheepsbouwkonst. Amsterdam 1697, p. 8, hebt hervor, daß sie leicht umschlugen, wenn sie nicht sehr tief beladen waren. Im ganzen ist die Galione der ältere Typus des späteren Linienschiffs.

[2] Jähns 1257 ff.

Lastschiffe und Avisos. Die erprobtesten Seeoffiziere kommandierten sie, in erster Linie als Viceadmiral Juan Martinez de Recalde, die Landtruppen Alonso da Leyva, ein Muster spanischer Ausbildung, dem die ersten Familien des spanischen Adels ihre jungen Söhne anvertraut hatten, um unter seinen Augen den Krieg zu lernen. Nur eben der Oberbefehlshaber war seiner Aufgabe nicht gewachsen: Don Perez Alonso Guzman, Herzog von Medina Sidonia. Nicht seine Erfahrung — er hatte nie ein Schiff befehligt —, sondern sein hoher Rang hatte ihn bei Philipp II. zu seinem verantwortungsvollen Posten empfohlen, nachdem der seeerfahrene Marquis de Santa Cruz während der Rüstungen gestorben war. Und diese mächtige Flotte war noch nicht alles. In den Niederlanden sammelte Alexander von Parma 30000 M. Spanier, Wallonen, Italiener, Niederländer und Deutsche, selbst englische, französische und schottische Freiwillige und 290 Fahrzeuge zur Ueberfahrt nach England, sobald die Armada im Kanal erschienen sei.[1] Spanien, ja das ganze katholische Europa schickte sich an, mit einer ungeheuren Entladung seiner materiellen und geistigen Kräfte das ketzerische England zu vernichten.

Ueber Rom kam nach England diese Nachricht an Walsingham, der, wie es hieß, in London hörte, was man in Madrid und Rom sich ins Ohr sagte. Noch wollte Elisabeth an den furchtbaren Ernst nicht glauben; sie setzte die Friedensunterhandlungen, welche sie auf das Drängen englischer Kaufleute 1587 begonnen hatte, fort, obwohl sie doch Parma nur benützte, um sie in trügerische Sicherheit einzuwiegen, sandte aber zugleich Drake nach den spanischen Gewässern, um durch Wegnahme spanischer Transporte die Rüstungen mindestens aufzuhalten. Wirklich verbrannte der verwegene Seeheld in der Bucht von Cadix fast unter den Kanonen der Festungswerke eine Anzahl schwerbeladener Transportschiffe und forderte vor Lissabon die spanische Flotte zum Kampfe heraus, obwohl er nur über vier Kriegsschiffe verfügte. Trotzdem empfing der Oberadmiral, Lord Howard von Effingham, vom katholischen Zweige des alten Geschlechts, den Befehl, die Flotte in Bereitschaft zu setzen, erst am 21. Dezember 1587, und kaum war er dabei, als zu seiner Verzweiflung die Königin, abermals Friedenshoffnungen Raum gebend, die Hälfte der angeworbenen Mannschaften zu entlassen befahl. Wochenlang lagen die vier größten Schiffe abgerüstet bei Chatham auf der Themse, und

[1] Khevenhiller III, 187 führt im ganzen 209 Fähnlein an. Die Schiffe hatten deutsche Bemannung.

kamen die Spanier etwa im April 1588, dann war England verloren. Erst als im Mai jeder Zweifel schwand, lief die Flotte endlich aus. Doch, was bedeutete sie gegenüber der Armada! Alles in allem zählte die königliche Marine, obwohl seit 1583 zahlreiche Neubauten sie vermehrt hatten, in diesem Momente nur 38 Segel; unter ihnen waren nur 13 Schiffe über 400 T., und selbst die größten hielten nur 800—1000 Tonnen. Die Spanier hatten also nicht so unrecht, wenn sie die englische Flotte auf nur etwa 40 Segel veranschlagten. Doch die englische Nationalkraft unterschätzten sie weit. In diesem Momente, wo die Unabhängigkeit der Nation auf dem Spiele stand, schwiegen alle Parteiungen, und auch die katholischen Engländer fühlten sich als Engländer. So konnte es die Königin wagen, nach der Weise des Lehnsstaates die Seestädte und die Edelleute zur Stellung ihrer pflichtigen Schiffskontingente aufzufordern. Da brachte die Stadt London allein 38 Fahrzeuge anstatt der verlangten 15 auf, der Adel 45. Wetteifernd eilten auch die katholischen Lords des Nordens, die Percys, Cliffords, Veres, zu den Fahnen der Königin. Und wenngleich diese Fahrzeuge nur bewaffnete Kauffahrer oder Küstenschiffe waren, unter ihnen befanden sich die gefürchteten Segler, welche die spanischen Kolonien geplündert und die spanischen Silberflotten vor sich her gescheucht hatten.

Doch wie, wenn nun im ersten Zusammenstoße die schwächeren englischen Schiffe von den Kolossen der Armada zermalmt wurden? Dann standen 50000 Mann, die besten Truppen der Welt, binnen kurzem auf dem englischen Boden. Da wurde auch zu Lande noch einmal die Organisation des Lehnsstaates lebendig; denn nicht mit Söldnern, sondern mit dem allgemeinen Aufgebot der wehrfähigen Volkskraft wollte England den unbesiegten spanischen Bataillonen trotzen. Der Befehl erging an alle Edelleute, sich selbst mit ihren Pächtern und Hintersassen beim ersten Ruf in Wehr und Waffen auf den Sammelplätzen der Grafschaften einzustellen. Sobald der Feind im Kanal erschien, sollten drei Heere sich zusammenballen: 30—40000 Mann im Südosten in Kent und Essex, 20000 im Südwesten, 30000 bei Windsor zur unmittelbaren Verfügung der Königin. Sobald der Feind landete, waren überall die Brücken abzubrechen, die Straßen zu durchstechen, Verhaue anzulegen; jeder Schritt sollte ihm streitig gemacht werden. An die Spitze der Landmacht stellte die Königin freilich einen Mann, der seiner Aufgabe schwerlich gewachsen war, ihren Günstling Lord Leicester; aber die Größe des Augenblickes hob auch diesen Höfling über sich selbst hinaus. In Tilbury und Gravesend nahm

er sein Hauptquartier, um die Themse zu sperren. Währenddem machte auch die Flotte sich zum Kampfe fertig. In Plymouth sammelte Howard die Hauptmacht; unter ihm führten die versuchtesten Seehelden Englands, Drake, Frobisher, Hawkins, die Geschwader, bei Dover lagen Seymour und Winter, um die Engen des Kanals zu hüten. Doch auch jetzt noch war die Königin sparsam bis zur Knauserei, denn ihr Schatz war leer und eine Anleihe scheiterte an der Zaghaftigkeit der Londoner Geldleute, welche, so scheint es, den Staat schon halb verloren gaben. Ungeachtet alles Bittens und Drängens der Admirale genügte deshalb weder die Ausrüstung noch die Verpflegung der Mannschaften auch nur den billigsten Anforderungen. Trotzdem hielten die wackeren Gesellen der Flotte aus. Sie sparten sich ihre Rationen am Munde ab, sie begnügten sich mit schlechtem Getränk und dürftiger Kleidung. Dabei lagen die größeren Schiffe bei schwerem Seegange und peitschendem Regen weit draußen im Kanal — die ältesten Fischer an der Küste konnten sich eines so stürmischen Sommers nicht entsinnen — und harrten mit Ungeduld des Angriffs der Spanier, der ihnen den Kampf und damit die Erlösung von unerträglicher Spannung bringen sollte.

Doch die Armada ließ auf sich warten. Am 19. Mai — nach dem gregorianischen Kalender am 29. — von Lissabon ausgesegelt, brauchten ihre schweren Galionen drei Wochen bis Kap Finisterre, und als sie in den biskayischen Meerbusen, die gefürchtete „spanische See“ der deutschen Schiffer, hineingingen, da trieb ein Sturm sie auseinander und zwang sie, in Ferrol und Coruña ihre Schäden auszubessern. Es vergingen sechs Wochen, ehe sie wieder segelfertig war. Am 12. Juli erst verließ sie Coruña. Bei hellem Sonnenschein entfaltete sich vor den Blicken ihrer Bemannung noch einmal, für die meisten zum letztenmal, die lange Kette der galicischen Berge, die grünen Gefilde und die weißen Ortschaften der Küste. Alle wußten und fühlten, daß sie einer schweren Entscheidung entgegengingen. Eine tiefernste Stimmung lag über der Flotte, alle hatten gebeichtet und kommuniziert, ehe sie an Bord gingen, alles Fluchen und Spielen war streng untersagt, und musterhafte Ordnung waltete auf allen Schiffen. Waren doch 180 Geistliche auf der Flotte. Dieselbe Stimmung ging durch ganz Spanien. In allen Kirchen des Landes waren die vierzigtägigen Gebete angeordnet, in Madrid Prozessionen zur Mutter Gottes von Atocha. Philipp selbst brachte täglich mehrere Stunden in Andachtsübungen zu, kaum wagte man ein Wort an ihn zu richten. Zogen nicht alle Heiligen mit der

stolzen Flotte, deren Schiffe ihre Namen trugen, war es nicht ein Kreuzzug, verfocht der katholische König nicht die Sache Gottes?

Der Anfang schien glückverheißend. Ein zweitägiger Sturm kostete zwar die Galione „Sta. Anna", dann aber klärte sich der Himmel und die Felshöhen von Cornwallis tauchten über den grünen Wogen auf. Es war am 19./29. Juli. Da aber sah auch schon der englische Kapitän Flemming auf der Höhe von Kap Lizard die Armada. Er flog zurück nach Plymouth, und am Abend brannten längs der ganzen Südküste die Fanale und die Kuriere jagten ins Land hinein, um die Milizen zu ihren Sammelplätzen zu entbieten. Der ersehnte Augenblick war da. Schon am nächsten Morgen lag Howard, dessen Flagge an Bord der „Königlichen Arche" wehte, unter dem Drucke des Gegenwindes mühsam aus dem Hafen ausgelaufen, mit 40 Schiffen gefechtsbereit vor Plymouth. Nachmittags gegen 3 Uhr kam die Armada in Sicht. Welch ein Anblick! Vor einem leichten Südwest schwamm sie langsam und majestätisch mit vollen Segeln einher, im weiten Halbkreis geordnet, der nach Osten sich öffnete und auf 7 englische Meilen — gegen 3 Stunden — sich erstreckte, mächtig ragten ihre Galionen auf, ihre Segel zeigten das rote Kreuz, lange Wimpel flatterten von den Topen. Sobald Medina Sidonia auf dem „San Martino" der Engländer ansichtig wurde, befahl er Gefechtsbereitschaft; doch der Abend kam bald, und beide Flotten legten bei, für den nächsten Tag zum Kampfe entschlossen. Es war am 21. Juli, dichte Zuschauermassen drängten sich in banger Spannung auf den Felshöhen um Plymouth, als am Nachmittage im Angesichte der Stadt die englische Jacht „Defiance" den ersten Schuß auf die Spanier abgab. Doch die kolossale Ueberlegenheit der feindlichen Schiffe im Nahkampf wohl erkennend, begnügte sich Howard, mit seinen kleineren und schärfer gebauten, daher lenksameren Schiffen beständig feuernd sie von allen Seiten anzufallen. Die Gewandtheit seiner Manöver und die Schnelligkeit seines Geschützfeuers erregten die Bewunderung und Besorgnis der spanischen Seeoffiziere, deren schwere Fahrzeuge stark rollten, nur langsam zu wenden vermochten und so mit ihren Geschossen fast gar keinen Schaden thaten; selbst die schnellen Galeassen konnten die Engländer nicht erreichen. Nach zwei Stunden brach Howard das Gefecht ab, blieb aber dem Gegner auf dem Nacken, als dieser die Fahrt nach Osten hin zur Vereinigung mit Parma fortsetzte, wie der Befehl Philipps II. lautete. Dabei fiel bereits eine reichbeladene Galione schwer beschädigt Drake als erste Prise in die Hände und wurde nach Weymouth gebracht. Eine Windstille am

nächsten Tage zwang beide Flotten, auf der Höhe von Portland still zu liegen; nur einen Aviso sandte Medina Sidonia mit der Meldung seiner Ankunft an Parma voraus. Aber als am frühen Morgen des 23. Juli der Nordwind aufsprang, ging er mit seinen schnellsten Galionen auf die Engländer los, um sie zum Entern zu bringen. Denn auf diese Kampfesweise war die ganze Taktik der Galionen berechnet, weil sie nur so die Wucht ihres Baues, das Feuer ihrer Breitseiten und ihre überstarke Bemannung wirklich verwerten konnten. Ebendeshalb vermieden es die Engländer durchaus, ihnen dazu Gelegenheit zu bieten; sie begnügten sich mit ihrem raschen Feuer und gaben binnen anderthalb Stunden auf den einzigen „San Marco" 500 Schüsse ab, der ihnen nur mit 80 zu erwidern vermochte.[1] Die Unruhe der Spanier wuchs. Alle ihre Stärke blieb wirkungslos, sie verbrauchten nutzlos ihre Munition, und beständig vermehrte sich die Zahl der englischen Schiffe: am Abend zählte Medina Sidonia bereits 100 Segel hinter sich. Ein drittes Gefecht am 25. Juli bestätigte ihm die früher gemachten Erfahrungen in solchem Grade, daß er beschloß, sich überhaupt in gar keinen Kampf mehr einzulassen, sondern direkt nach der niederländischen Küste zu segeln, um sich mit Parma in Verbindung zu setzen. Schon mußte er diesen um Munition ersuchen, und in fast jämmerlichem Tone klagte er in seinem Briefe dem Herzog über die Unerreichbarkeit der Engländer. Am späten Nachmittage des 27. Juli, Sonnabends, ankerte die Armada vor Calais. Wohl standen nun des Herzogs Truppen in Dünkirchen und Nieuwpoort zur Einschiffung bereit, doch seine schwerbeladenen Transportfahrzeuge vermochten nicht auszulaufen, bevor die Armada nicht den Kanal von den Engländern rein fegte, und diese wiederum fühlte sich dazu außer stande ohne eine große Anzahl leichtbeweglicher Segler, über die weder sie verfügte noch Parma. Ihre Ratlosigkeit steigerte der Mangel an kundigen Lotsen in diesem gefährlichen Fahrwasser, und die Unmöglichkeit, im nächsten spanisch-niederländischen Hafen, in Dünkirchen, einzulaufen, denn er bot weder genügenden Raum noch Tiefgang, und doch kündigten bereits Regenschauer und Böen von Südwesten her einen Umschlag des bisher sehr günstigen Wetters an.

So lag die gewaltige Flotte auf offener Reede, einen Kanonenschuß von der Küste entfernt, als am 28. Juli Howard herankam. Er legte sich westlich von den Spaniern über dem Winde

[1] Sie hatten das Umspringen des Windes abgewartet, der im Kanal an schönen Sommertagen mit der Sonne herumgeht, also am Nachmittage von Westen wehte, was die Spanier nicht wußten.

vor Anker, etwa zwei englische Meilen, eine halbe Wegstunde, von ihnen entfernt. Eine Stunde nach ihm traf auch Seymour mit dem Kanalgeschwader auf direkte Weisung des Staatsrats ein. 140 englische Schiffe waren vereinigt. Derweilen marschierten die englischen Landtruppen gegen Dover, und Elisabeth selber rüstete sich, ins Lager abzugehen, um die Gefahr zu teilen; nur Leicesters dringende Bitte hielt sie davon ab. Kein Zweifel, selbst wenn die Spanier hätten landen können, sie hätten auf ihrem Wege nach London bereits starke Truppenmassen gefunden. Ob diese rasch gesammelten Aufgebote freilich dem Stoße der schlachtgewohnten Regimenter Parmas und Leyvas gestanden haben würden, ist eine andere Frage. Leicester wenigstens schrieb in diesen Tagen an Walsingham: „Wenn die Flotte nicht stark genug gewesen wäre, in welche Gefahr würde England geraten sein!" Doch eben die Flotte war sich bewußt, daß auf ihr die Sicherheit des Landes beruhe. Am Abend des 28. Juli, Sonntags, traten bei Lord Howard die Geschwaderchefs zum Kriegsrate zusammen. Es waren die besten Namen der englischen Marine, die sich hier in der engen, niederen Kajüte seines Admiralsschiffes sammelten; an dem Entschlusse dieser wetterharten, rauhen Männer hing in diesem Augenblicke das Geschick Englands, ja der Welt. Da die Armada in der Stellung, die sie eingenommen hatte, nicht anzugreifen war, so beschlossen sie auf Winters Rat,[1] mit Brandern sie in der nächsten Nacht in die offene See hinauszujagen und dort zu fassen.

An Bord der spanischen Schiffe lag alles in tiefem Schlafe, nur einzelne Laternen schimmerten von den schweigenden Kolossen über die dunkle Wasserfläche herüber; dann und wann unterbrachen heulende Windstöße, auf nahen Sturm deutend, die Stille, und der eintönige Klang der spanischen Schiffsglocken, welche die Stunden schlugen. Da, als sie eben die Mitternacht verkündet hatten, flammten auf der Windseite der Spanier plötzlich gespenstisch feurige Pyramiden auf, und mit dem Westwinde und der steigenden Flut flogen acht Brander in die überraschte Flotte. Jäh aufgeschreckt, nimmt die Besatzung der Schiffe sich nicht die Zeit, ihre Anker aufzunehmen; in überstürzter Hast werden die Taue gekappt, die Segel gesetzt, die Fahrzeuge schwanken in die Nacht hinaus. — Als die Sonne des 29. Juli (8. August), eines Montags, aufstieg, ging die See hoch; so weit das Auge reichte, sah es nach Osten hin den flachen Strand mit seinen hohen Dünen, an

[1] Das sagt Winter ausdrücklich in einem Schreiben an Walsingham vom 1. August (State Papers S. 521). Camden S. 531 schreibt den Gedanken der Königin selber zu.

dem sich in endlosen, weißschäumenden Linien die Wogen in donnernder Brandung brachen. Bei Calais lag auf dem Sande die mächtige Galeasse des Hugo Moncada, schon ein hilfloses Wrack; draußen aber, sechs Seemeilen etwa von der Küste entfernt, auf der ganzen Strecke von Calais nach Gravelingen, schwankten die Schiffe der Armada auf den Wellen. Umsonst signalisierte ihnen der „San Martino", daß sie ihre früheren Ankerplätze wieder einzunehmen hätten: der Südwest, der von Stunde zu Stunde stärker anwuchs, wehte ihnen entgegen. Während nun Howard noch damit beschäftigt war, die etwa noch zurückgebliebenen spanischen Schiffe in die See hinauszudrängen und der gestrandeten Galeasse sich zu bemächtigen, die dann indes die Franzosen in Besitz nahmen, eröffneten Drake und Seymour früh 8 Uhr das Gefecht. Sie wollten die Armada von Dünkirchen abschneiden und in die Nordsee werfen, wo sie keinen Hafen fand. Unfähig, eine Schlachtlinie zu bilden, ja selbst sich nur festzulegen, denn ihre Anker hatten sie bei Calais gelassen, drängten sich die Galionen in einzelnen Gruppen zusammen, dem raschen Feuer ihrer Feinde schutzlos preisgegeben. Die englischen Schiffe hatten Befehl, nicht Prisen zu machen, sondern zu zerstören, was sie vermochten. So gingen sie bis auf wenige hundert Schritte, oft bis auf Sprechweite an die Spanier heran, Drake selbst auf der „Revenge" gegen Medina Sidonia, um dessen „San Martino" sich etwa 20 Schiffe zusammenhielten, und drängten die schwerfälligen Kolosse gegen die Untiefen der flandrischen Küste. Die Spanier fochten alten Ruhmes wert, selbst im Takelwerk hingen ihre Schützen und feuerten mit Musketen auf die Decke der Engländer; doch deren niedrigere und beweglichere Schiffe boten an sich wenig Zielfläche, und da die Galionen schwer rollten, so gingen die Kugeln ihrer Geschütze entweder zu tief oder zu hoch, die englischen Kartätschen dagegen, mit furchtbarer Sicherheit selbst durch die starken Wandungen der spanischen Fahrzeuge schlagend und lange Splitter von den Planken reißend, richteten schreckliche Verheerungen in ihrem Innern an. Bald lagen ihre Verdecke voll Toter und Sterbender, aus den Speigaten troff das Blut an ihren Flanken herunter, ihre Geschütze wurden von den Lafetten geworfen oder zerschlagen, und da sie viele Grundschüsse bekamen, so mußte die Bemannung auch noch das einströmende Wasser bekämpfen. Drei Gallionen sanken sogar hilflos vor den Augen ihrer Gefährten, denn jeder dachte nur an sich selber, und dichter Pulverrauch hüllte bald die Szenen des Schreckens ein. Der „San Felipe" wollte, selbst schon im Sinken begriffen, ein englisches Schiff entern, um seine Bemannung zu

retten; als es mißlang, gewann er nur mit Mühe den Strand; der „San Matteo" strandete zwischen Ostende und Sluys, und fiel nach tapferer Gegenwehr der englischen Besatzung von Vliessingen in die Hände; dasselbe Schicksal hatte der „San Antonio" bei Ostende; die „Santa Maria" sank bei Sonnenuntergang. Gegen Abend trieben die spanischen Schiffe ohne Anker, mit zerschossenem Rumpf, gebrochenen Masten, halbzerstörter Takelage und mit gänzlich entmutigter und erschöpfter Bemannung hilflos nach der Küste. Der Namensaufruf nach Beendigung des Kampfes ergab den furchtbaren Verlust von 4000 Mann an Gefallenen und Ertrunkenen, während die Engländer kaum 60 Tote beklagten; gegen 30 Schiffe waren im ganzen hier und in den vorhergehenden Gefechten verloren worden.

Noch am Abend meldeten Howard und Drake freudig in wenigen Zeilen nach London ihren Sieg. Er hoffe, fügte Drake hinzu, Parma und Medina Sidonia würden noch nicht so bald sich die Hände schütteln. Ihm gebührte der größte Ruhm des Tages. Doch die volle Größe des Erfolges übersah weder er noch der Lord-Admiral, da sie ja in die Zustände der geschlagenen Flotte keinen vollständigen Einblick haben konnten; Howard hielt sie noch jetzt für „wunderbar groß und stark". Auch in England selbst erwartete man noch jetzt ihren Angriff auf die Themse. Eben damals erschien Elisabeth im Lager von Tilbury, mit dem Leibe eines schwachen Weibes, wie sie sagte, aber mit dem Herzen eines Königs von England; hoch zu Roß, im glänzenden Harnisch, den Feldherrnstab in der Hand, ritt sie die Linie der Bataillone ab, mit freudigem Zuruf begrüßt. Doch es bedurfte nicht mehr des Kampfes, die Entscheidung war gefallen. Selbst als der Wind nach Osten herumging und die Engländer zurückblieben, fand Medina Sidonia nicht den Mut, noch einmal zu wenden; er beschloß vielmehr, den ungeheuren Umweg um ganz Schottland und Irland herum einzuschlagen, um nur die Heimat wieder zu erreichen. Bis in die Nähe von Edinburg folgten ihm die Engländer; da aber der Feind nicht einmal dort einlief, so kehrten sie um und überließen dem Meere die Vollendung des Werkes, das sie selbst bei Calais begonnen hatten.

Während nun in allen Kirchen Englands das Volk sich zum Dankgottesdienste drängte, die Königin triumphierend in London einzog und Denkmünzen schlagen ließ mit der bekannten Inschrift: Afflavit deus et dissipati sunt,[1] ereilte die unselige Armada ein

[1] Die niederländischen Denkmünzen haben auf der einen Seite die Worte Soli deo gloria, auf der andern das Bild der Armada mit der Umschrift: Venit, ivit, fuit.

furchtbares Geschick. Noch 120 Segel hatte sie gezählt, als Howard von ihr abließ. Seit dem 3. August aber herrschten Nebel und Kälte, Regen und Sturm, nur kurze Pausen des Unwetters gestatteten karge Erholung, so daß die Verwundeten zu Hunderten starben. So ging der Kern der Flotte, einige 50 Segel, zwischen den Orkneys und Shetlands hindurch um Schottland herum, dann, schon von den gewaltigen Wogen des offenen Ozeans erfaßt, die vor dem West tosend gegen die finsteren Klippen der nordschottischen Inseln stürmen, an diesen vorüber nach Irland. Am 4. September erreichten sie noch geschlossen die Südwestecke der Insel und waren damit außer Seegefahr.

Von allen übrigen Schiffen kehrte nicht ein Mann und nicht eine Planke nach Spanien zurück. Zwar den Felsen der Faröer und der Orkneys fielen nur wenige zum Opfer, die Mehrzahl erreichte wirklich Irland, vor dessen tiefen Buchten sich Anfang September überall die Segel der Spanier zeigten. Doch hier verband sich mit den furchtbaren Klippenreihen seiner Westküste und der brüllenden See die Feindschaft der Menschen zu ihrem Untergange. Wo die Unglücklichen zu landen versuchten, um Wasser einzunehmen — seit ihrer Abfahrt von Spanien, seit sieben Wochen, das erste Mal! —, durch Mangel und Anstrengung bis zum Tode erschöpft, kaum fähig zu stehen, geschweige zu kämpfen, da wurden sie von den englischen Kommandanten überall zurückgewiesen und hinausgejagt in die tobende See oder erschlagen. Ein neuer Sturm am 10. September warf die Reste der Armada rettungslos an die Küste. Auf Meilen war der Strand mit Schiffstrümmern und Leichen bedeckt: bei Sligo allein strandeten mindestens fünf Schiffe ersten Ranges, und auf eine Entfernung von nur fünf englischen Meilen zählte dort ein Augenzeuge 1100 Leichen. Was lebend hier ans Land kam und den Irländern in die Hände fiel, war verloren. Denn diese katholischen Irländer hatten zwar in den Spaniern ihre Bundesgenossen gegen die verhaßten Sachsen gesehen, solange sie auf ihren Sieg hofften; jetzt, als sie geschlagen und hilflos nur noch um ihr Leben rangen, erwachte in diesen Kelten die alte Raub- und Mordgier, und mit wölfischer Wut stürzten sie sich auf die Unglücklichen, die der Sturm verschont hatte. Was sie noch übrig ließen, ward auf einen Befehl der englischen Statthalterschaft in Dublin niedergemacht. So gingen in diesen schrecklichen Septemberwochen allein an der irischen Küste 8000 Spanier elend zu Grunde, unter ihnen auch Alonso da Leyva mit den Jünglingen der edelsten Geschlechter.[1]

[1] Noch heute, so wurde dem Verfasser glaubhaft erzählt, bewahrt man in manchen Fischerdörfern der irischen Westküste Reste von Schiffen der Armada als Reliquien auf.

Einige Wochen hindurch hatte man sich in Spanien in stolzen Hoffnungen gewiegt, denn über Paris war die Nachricht gekommen, die englische Flotte sei geschlagen, Drake gefangen, Portsmouth und Wight genommen. Da langten in der zweiten Hälfte des September in Coruña, Santander und S. Sebastian allmählich die Reste der stolzen Flotte an, die acht Wochen zuvor die spanische Küste verlassen hatte, noch 54 Segel, vereinzelt, herabgekommen, kaum noch seetüchtig, mit schwacher, ausgehungerter, kranker Bemannung. Fast 100 Schiffe, 20 000 Menschen, 20 Millionen Dukaten waren geopfert, die Blüte des spanischen Adels vernichtet. Es war eine Katastrophe, die nur mit dem Untergange der napoleonischen Armee in Rußland sich vergleichen läßt. Ein Schrei des Entsetzens ging durch Spanien, denn da war kein Haus, das nicht einen Toten zu beklagen hatte. Nur der König schien unbewegt. Als Medina Sidonia, den Ausbruch seiner Ungnade erwartend, zitternd vor ihm stand, sagte er nur: „Beruhigt Euch, Herr Herzog, ich habe Euch gegen Menschen und nicht gegen Stürme und Orkane gesendet." Er hatte nicht ganz recht und wußte besser, wie es stand. Zu Grunde gegangen ist die „unüberwindliche Armada" durch die Stürme, aber gescheitert ist sie nicht an ihnen, sondern an der eigenen Unbehilflichkeit, an der schneidigen Thatkraft und der Seetüchtigkeit der Engländer. Sie haben damals nicht nur für sich gestritten. Spanien war bis ins Mark getroffen, das katholische Weltreich blieb ein Traum, die Völkerfreiheit und der Protestantismus behielten den Sieg, und die Herrschaft der Meere, d. h. der Erde, gehörte künftig den Germanen.

---

# Die württembergischen Geiseln in Straßburg und Metz.

1693—1696.[1]

Von

Theodor Schott.

26. Mai 1685 war der Kurfürst Karl von der Pfalz gestorben, der letzte aus dem Männerstamme der Pfalz-Simmernschen Linie; Kurfürstentum und Land gingen nach dem Reichsrecht und den Erbverträgen auf die Pfalz-Neuburgische Linie über, Ludwig XIV. aber, damals auf der Höhe seiner Macht stehend, berauscht von den bisherigen Erfolgen seiner Raub- und Eroberungspolitik, machte im Namen seiner Schwägerin Elisabeth Charlotte, der Schwester des verstorbenen Kurfürsten, trotz des ausdrücklichen Verzichtes, welchen die Prinzessin einst bei ihrer nicht ganz freiwilligen Heirat mit dem Franzosen geleistet hatte, zur tiefen Betrübnis dieser trefflichen Fürstin, welche in dem Raffinement des französischen Hofes echt deutsch geblieben war und mit unendlicher Liebe an ihrer schönen Heimat hing, Anspruch auf die deutsche Pfalz. Der absolute Monarch, unterstützt von den großartigen Hilfs-

[1] Quellen: Wahrhafte und gründliche Erzehlung was sich mit den gesambten württembergischen Geißlen in Frankreich zugetragen, zusammengetragen von dem mitgewesenen Conventionsgeisel Fürstl. Würtemb. Oberrath Burchard Bardili. D. d. 20. May 1697. Handschrift der K. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart. Hist. fol. 257. Originalbriefe von Vogt Schott an seine Familie. Sattler, Geschichte des Herzogthums Württemberg. Th. 6. Vorstellung, Waß das Haus Württemberg von der Cron Frankreich gelitten. 1696. Kurz, Aus den Tagen der Schmach. 1871. Härle, Die Kriegsereignisse des Jahres 1693. 1882. Martens, Geschichte der innerhalb Württembergs vorgefallenen kriegerischen Ereignisse. 1847. Stadlinger, Geschichte des württembergischen Kriegswesens. 1856.

quellen seines Landes, die ihm ohne Widerspruch zur Verfügung standen, von einem schlagfertigen großen Heere, welches die besten Feldherren der damaligen Zeit eingeschult hatten und führten, von einer klugen, kein Mittel scheuenden Diplomatie, war jedem einzelnen Gegner in Europa weit überlegen. Das Bewußtsein und die Erkenntnis davon, teuer erkauft durch die Kriege der letzten Jahre, die wohlbegründete Furcht vor der zunehmenden Ländergier Frankreichs, trieb die kontinentalen Mächte Europas 1686 zu dem Augsburger Bündnis, an dessen Spitze Kaiser Leopold stand und zu dessen Teilnehmern die meisten deutschen Reichsstände zählten, außerdem noch Spanien, Schweden und Holland. Eine eigentümliche Stellung nahm das Herzogtum Württemberg ein.

Das kleine Land war in einer üblen Lage; 23. Juni 1677 war der Herzog Wilhelm Ludwig nach kurzer Regierung plötzlich zu Hirsau gestorben; sein Nachfolger und einziger Sohn Eberhard Ludwig war ein unmündiges Kind, nicht einmal ein Jahr alt. Seine Erziehung fiel seiner trefflichen Mutter, der klugen Magdalene Sibylle von Hessen, zu, die Regierung des Landes seinem Oheim, dem Herzog Friedrich Karl von Württemberg-Winnenthal, einem wackern, aber keineswegs hervorragenden Fürsten, dessen Thätigkeit überdies durch Eifersüchteleien mit andern Verwandten mannigfach gehemmt war. Das Land selbst, nicht ganz ein Drittel der gegenwärtigen Größe umfassend, fing eben an, von den entsetzlichen Heimsuchungen des Dreißigjährigen Krieges sich etwas zu erholen, um so mehr Grund hatte man, mit dem gefährlichen westlichen Nachbar ein gutes Einvernehmen zu erhalten. In dem Kriege von 1673 hatte man versucht, neutral zu bleiben, aber die Durchzüge, Einquartierungen u. s. w. hatten dem Volke doch ungeheure Lasten aufgelegt. Der französische Hof suchte durch seine Diplomaten die Neutralität des Landes auch später für sich zu wahren, die württembergische Regierung kam aber damit in eine schwere Kollision ihrer Pflichten gegen den Kaiser. In dem Jahrhunderte währenden Kampfe zwischen dem Hause Habsburg und der Krone Frankreich war wieder eine neue Phase angebrochen; der Kaiser, eifrig bemüht, denselben, der doch wesentlich aus dynastischen Gründen geführt wurde, als Reichssache darzustellen und die Stände des Reiches zu den ihnen dabei obliegenden Pflichten heranzuziehen, setzte es in Augsburg durch, daß der schwäbische Kreis, dessen Oberster der württembergische Herzog war, wenn auch der Liga nicht vollständig beitretend, doch versprach, sich von dem gemeinen Besten nicht trennen zu wollen, und sein Kontingent stellte. Gegen den Feind, welcher das Reich von Osten bedrohte, gegen die Türken,

hatte man ebenfalls militärische Pflichten zu erfüllen; schon 1683 waren zwei Regimenter zu Fuß und ein Reiterregiment zum Entsatze Wiens abgeschickt worden. 1687 gingen noch einmal 2000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter nach Ungarn.

In dieser kritischen Lage war es unbegreiflich und ein Akt verhängnisvoller Verblendung, daß der Herzog Administrator die zunächstliegende Gefahr übersah und die streitbare Mannschaft des noch ziemlich schwach bevölkerten Landes auch nach andern Seiten hin verzettelte. Der Republik Venedig hatte man vorher 1000 Mann überlassen und im Jahre 1688 schloß Friedrich Karl einen Vertrag mit den holländischen Generalstaaten, 900 Reiter für dieselben anwerben zu lassen, den Mann um 60 Reichsthaler. Teuer ist die Aussicht auf diese 60 Reichsthaler per Mann dem Herzogtum zu stehen gekommen. Denn noch waren die zwölf Compagnien nicht beisammen, so langte Anfang Oktober die französische Forderung in Stuttgart an, neben 8000 Säcken Haber, 4000 Wagen Heu, 50 000 Büscheln Stroh die Summe von 300 000 Livres als Kontribution abzuliefern — in Anbetracht der dem Prinzen von Oranien dem Waffenstillstand zuwider geleisteten Hilfe! Wehr- und hilflos stand das Land den Feinden offen, die unter dem Dauphin Philippsburg eroberten und in hellen Scharen über den Rhein rückten. Es ist hier nicht die Aufgabe, die weltbekannten Mordbrennereien Melacs und seiner Genossen in der Pfalz und in Württemberg zu erzählen oder die wackeren Thaten der Weiber von Schorndorf und Göppingen zu schildern, es genüge nur das hervorzuheben, daß bei jenem Einbruch die Franzosen die ganze Zerfahrenheit und Schwäche der deutschen Verhältnisse von Grund aus kennen lernten, daß die Versuchung, jene Einfälle zu wiederholen und dem wehrlosen Lande noch mehr Kontributionen abzupressen, allzu nahe lag. 1692, September, ging der Marschall de Lorges wieder über den Rhein, der Administrator eilte von Mannheim herbei, seinem bedrängten Lande Hilfe zu bringen, aber bei Oetisheim kam es 17./27. September zu einem Treffen, in welchem die neugeworbenen Reichstruppen nach kurzem Widerstande in Unordnung zurückwichen und der Herzog selbst gefangen wurde. Sengend und brennend breiteten sich die Feinde im Lande aus, damals sanken Oetisheim, Knittlingen, Neuenbürg, Liebenzell in Asche. Calw, die einzige Handelsstadt des Herzogtums, wurde fast ganz verbrannt, mit ihm zugleich wurde das altehrwürdige Kloster Hirsau ausgeflammt, noch zeugen seine Ruinen von der Zerstörungswut der Feinde (wenn auch nicht verschwiegen werden darf, daß die Calwer und andere Umwohner die „nutzlosen“ Trümmer als

bequemen Steinbruch für ihre Neubauten benützten). Nur wenige Wochen standen die Feinde im Lande und doch war der Schaden, welchen sie dem Lande zufügten, ein furchtbarer.

Ebenso verderblich und verhängnisvoll war das folgende Jahr 1693 für das unglückliche Württemberg; den Winter über hatten die verbündeten Heere ihre Quartiere in ihm gehabt, im Sommer war es der Kriegsschauplatz der beiden Armeen. 6./16. oder 7./17. Mai ging de Lorges über den Rhein, Heidelberg fiel nach kurzer Belagerung abermals in die Hände der Feinde, dann konzentrierte sich der Kampf in der Gegend von Heilbronn; dort hatte der neue Feldhauptmann der Reichsarmee, der Markgraf Ludwig von Baden, sein Hauptquartier aufgeschlagen. Nur ungern hatte der tapfere Feldherr, der sich in den Türkenkriegen bei Salankemen einen so vollen Lorbeer gebrochen, sein treues Heer verlassen und die Stätte seiner Siege mit dem zweifelhaften Kommando über ein buntscheckiges, von den verschiedensten Einflüssen regiertes Heer am Neckar übernommen. In dem vorsichtigen, jedem ernsten Angriff ausweichenden Manövrieren erkannte man den sonst so tapfern angriffslustigen Helden kaum mehr; so kam es auch im Mai und Juni nur zu kleinen, unbedeutenden Scharmützeln; aber durch das ruhige Aushalten in seiner festen Stellung erreichte er doch, daß de Lorges 30. Mai / 9. Juni sich wieder nach Bruchsal zurückzog.

Einen Monat nachher brachen die Franzosen aufs neue in das Land ein; 6./16. Juli ging der Dauphin selbst über den Rhein mit einem neuen Heere; über Graben, Illingen und Enzweihingen ging der Marsch nach Oberriexingen, wo sich 15./25. Juli de Lorges mit ihm vereinigte, so daß die französische Armee gegen 60 000 Mann stark war. An den Geländen des Neckars kam der Krieg wiederum zum Stehen; durch seinen zähen, umsichtigen Widerstand verhinderte der Markgraf, dessen Heer durch die Zuzüge von Sachsen und Oesterreich auf 40—50 000 Mann angewachsen war, daß der Feind dauernd auf dem rechten Neckarufer sich festsetzen konnte; zu einer entscheidenden Schlacht kam es nicht; in den kleinen Gefechten und Scharmützeln erlitten die Franzosen manche Schlappe, aber die günstige Gelegenheit, das französische Heer am 12. August N. St. bei Pleidelsheim in der Unordnung seines Rückzugs über den Neckar, welche durch Brand und Gewitter gesteigert war, anzugreifen und zu vernichten, ließ sich der Markgraf leider entgehen.

Unsäglich litt das schon so lange hart mitgenommene Land unter der Doppellast dieser Truppenmassen; den Weg des fran-

zösischen Heeres bezeichnete Mord, Brand und Verödung; 22. Juli brannte ein Drittel von Enzweihingen ab, Markgröningen, Schwieberdingen, Hemmingen wurden geplündert, was nicht niet- und nagelfest war, wurde mitgeschleppt, besonders die Glocken waren eine vielbegehrte Beute; Marbach, Backnang, Großbottwar, Beilstein gingen in dem letzten Drittel des Juli in Flammen auf. Kaum einen Ort des Unterlandes mochte es geben, der nicht Plünderung oder Brandschatzung erfahren hatte. Weit ins Land hinein streiften ihre Scharen, unerschwingliche Kontributionen auflegend. Zum Glück für die geängsteten, verzweifelnden Einwohner waren die habsüchtigen französischen Offiziere blanken Ueberredungsmitteln nicht unzugänglich; Nürtingen vermochte durch ein Geschenk von 2000 Gulden und ein schönes Pferd an General Mazel, Neuffen durch ähnliche Leistungen schwereres Unheil abzuwenden. Scharen von Marodeuren, welche dem französischen Heere vor- und nachzogen, plündernd und raubend, vermehrten das Unglück; aber auch an das deutsche Heer hängten sich solche schlimme Gesellen an: die sogenannten Schnapphähne oder, wie sie damals allgemeiner genannt wurden, Schnapphahnen, und eine Art Freicorps, organisiert aus verwegenen Abenteurern, entlaufenen Soldaten und verzweifelten Landeskindern, welche wohl dem Feinde manchen Schaden zufügten, aber auch vom Freunde mitlaufen ließen, was ihnen unter die Finger kam.

Daß bei solchen Verhältnissen flüchtete, wer da konnte, ist begreiflich; aus den Dörfern zogen sich die Leute in die Wälder zurück, die Reichen flüchteten Frau und Kinder über die Grenze. Auch die herzogliche Regierung hatte Stuttgart bei der Nachricht von dem Anrücken des französischen Heeres verlassen und sich nach Heidenheim begeben. Durch kaiserlichen Beschluß vom 20. Februar 1693 war Eberhard Ludwig, noch nicht 17 Jahre alt, für mündig erklärt worden und selbständiger Regent des Landes, sehr zum Verdruß des bisherigen Administrators Friedrich Karl, welcher beinahe um dieselbe Zeit (1693) ohne Lösegeld aus der französischen Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, nun aber ohne Einfluß auf die Regierung war. Der jugendliche Herzog, von dessen Talenten und Neigungen sich noch sehr wenig sagen ließ, stand damals noch unter dem Einfluß seiner trefflichen Mutter Magdalene Sibylle. Mutig und entschlossen war diese kluge und bedeutende Frau früher den Forderungen der französischen Generale entgegengetreten, diesmal wagte sie nicht, das Anerbieten des Dauphin, welcher ihr eine Sauvegarde brieflich anbot, anzunehmen: sie fürchtete nicht ohne Grund für die Sicherheit ihres Sohnes,

ebenso aber auch, die herzogliche Regierung in eine schiefe Stellung zu den Alliierten zu bringen und dem Lande dadurch Bedrängnisse auch von dieser Seite zuzuziehen. Wohl waren Herzog und Regierung nun in Sicherheit, aber die weite Entfernung verlangsamte alle Verhandlungen beträchtlich zum großen Nachteile des Landes.

Bei der eben geschilderten militärischen Lage war an eine Verteidigung der Hauptstadt nicht zu denken; am 26. Juli N. St. kam der Dauphin in die Nähe der Stadt; von Eglosheim aus (?) sandte er einen Kriegskommissär mit 50 Mann, um die Vorräte in derselben aufnehmen zu lassen; den Trompeter beschenkte die Regierung mit 400 Thalern und die Stadt mit einem Klepper, wahrscheinlich um für die Verhandlungen über die Kontribution, welche um die gleiche Zeit begannen, einen Fürsprecher zu gewinnen. An späteren Tagen wiederholten sich die Besuche, ohne daß man über Gewaltthaten zu klagen hatte; die Angst der Einwohner war freilich groß, und als die ersten Franzosen vor die Thore kamen und die Nachricht durch die Stadt sich verbreitete, lief alles aus dem Gottesdienste fort, nur der Diakonus Stockmayer, welcher gerade ein Kindlein taufte, ließ sich in der heiligen Handlung nicht beirren. 2. August hatte man Lebensmittel, Eis und anderes für den Dauphin requiriert; als der Wagenzug mit seiner Begleitung am andern Tage auf den Galgenberg kam, fielen plötzlich die Schnapphahnen, welche die Nachbardörfer Feuerbach, Bothnang und Heslach früher schon ausgeplündert hatten, über denselben her, töteten und verwundeten einige Franzosen und scheuchten die andern in die Stadt zurück; der Scharfrichter Bickel, eine weitbekannte und gefürchtete Persönlichkeit, welcher sich dem Zuge angeschlossen hatte, verlor auch dabei das Leben. Ermutigt durch diesen Erfolg wagte die Bande, 250 Mann stark, unter Anführung des Postmeisters Leporino von Ebersbach, eines Fähnrichs Schober und eines gewissen Jonathan St. Amour nachmittags 2 Uhr einen Angriff auf Stuttgart selbst. Von drei Seiten drangen sie vor, das Eßlinger Thor wurde mit Aexten eingeschlagen, durch den Tier(Schloß)garten nahmen andere den Weg, der Marstall, die ehemalige Stadtdirektion, wo die französischen Reiter ihre Pferde eingestellt hatten, wurde besetzt, dann ging es gegen das Schloß, wohin sich die Franzosen geflüchtet hatten. Sie hatten die Zugbrücke aufgezogen und unterhielten von dem Altan ein lebhaftes Feuer gegen die Stürmenden. Endlich gelang es dem Kammerrat Backmeister, die Franzosen zur Ergebung zu bewegen. Nun durchzogen die Schnapphahnen die ganze Stadt, durchstöberten alles

nach versteckten Franzosen, nahmen auch wirklich den Haushofmeister des Dauphin samt dessen Trompeter gefangen; ein besonnener Stadtschreiberadjunkt David Ulrich Schweicker ranzionierte indessen die beiden um 6 Gulden, die silberne Trompete blieb freilich den Schnapphahnen verfallen. Endlich gegen Abend erschien eine Reiterpatrouille von dem württembergischen Carlinschen Regimente unter dem Befehl des Hauptmanns Heilbronner, der die Schnapphahnen, nachdem sie tausenderlei Unfug verübt, auch einige Franzosen getötet hatten, vertrieb und die Gefangenen mit nach Schorndorf führte. Die geängstete Bürgerschaft fürchtete Repressalien von den Franzosen und Störungen für die Verhandlungen über die Kontribution; der Dauphin bewies sich auch höchst ungnädig, zumal da zu gleicher Zeit (29. Juli) ein Manifest des Markgrafen von Baden erschien, welches im Namen des schwäbischen Kreises das Landvolk aufbot, es „zu ergreifung des Gewöhres animirte" und aufforderte, dem Feinde in den Rücken zu fallen, dann werde man eine vollständige Viktoria erfechten. De Lorges drohte auch hierauf, sobald ein Franzose getötet würde, werde er jeden Bauern, welchen er bekomme, aufhängen und alles niederbrennen lassen. Es kam zum Glück nicht zu solchen extremen Maßregeln, es wird nirgends erwähnt, daß das Landvolk sich in Masse erhoben habe; einzelne Städte, wie z. B. Schorndorf, wehrten tapfer die Feinde ab, im allgemeinen aber herrschte überall dumpfe Resignation, die nur darauf bedacht war, möglichst leichten Kaufes der plündernden Feinde los zu werden. Zwischen Stuttgart, dem feindlichen Lager und Heidenheim währten die Verhandlungen fort, mit pedantischer Bedächtigkeit geführt von seiten des Herzogs, durch Plünderung und Einäscherung benachbarter Orte illustriert durch die Franzosen; 28. Juli N. St. wurde z. B. Winnenden geplündert, 4. August ging es in Flammen auf. Als die württembergischen Kommissäre nicht binnen drei Tagen die versprochene Antwort brachten, drohte der Dauphin mit Plünderung und Anzündung der Residenz, wenn nicht 400 000 Thlr. bar und für die weggenommenen Lebensmittel 200 000 Livres bezahlt würden. Es war eine „pure" Unmöglichkeit, eine solche ungeheure Summe bar zu bezahlen. Dem Rentkammersekretär Franz Friedrich Würz, welcher mutvoll und klug die Verhandlungen mit dem übermächtigen Feinde führte, gelang es endlich, einen Vertrag zustande zu bringen, wonach die Kontribution 400000 Thlr. = 1200000 Livres (über 7 Mill. M. nach jetzigem Geldwert) betrug, wovon die eine Hälfte bar, die andere allmählich bezahlt werden solle, für deren pünktliche Berichtigung einige Geiseln haften sollten. Auch diese Forderung einzutreiben, war bei dem

erschöpften Zustande des Landes unmöglich; der erst neu in Dienst getretene Präsident Austien kam dem Sekretär Würz zu Hilfe, ihre zähe Beharrlichkeit setzte es durch, daß die Summe zwar nicht ermäßigt wurde, aber nur 100000 Livres bar bezahlt wurden, 200000 auf 1. Oktober fällig waren und der Rest bis Mitte des nächsten Jahres in bestimmten Terminen abgezahlt werden sollte; das Geld sollte in Münze, die in Straßburg gäng und gäbe sei, mit einem Aufschlag von 1 Sous auf den Livre bezahlt werden; von den sechs Geiseln sollten zwei aus den vornehmsten herzoglichen Räten, zwei aus der Geistlichkeit und zwei aus den Magistratspersonen der württembergischen Städte genommen werden. Dagegen sollte das Land von nun an von aller weiteren Kontribution befreit bleiben und jeder Schaden, welcher den Einwohnern an Haus und Hof, Vieh und Vermögen zugefügt würde, von dieser Brandschatzung abgezogen werden. 9. August wurde dieser Vertrag im Lager von Großingersheim von dem französischen Intendanten la Grange und von Würz geschlossen und unterschrieben und 13. August ratifiziert, aber es währte lange, bis die dadurch geschaffene Erlösung für das Land wirklich anbrach. Ohne Befragen der Landschaft wollte der Herzog keine Geiseln stellen, und als hier eine Einigung erzielt war, brachte man das Geld nicht zusammen, auch kamen die Geiseln nicht sogleich. Erst am 23. August wurden 40000 Livres, also nicht einmal die Hälfte der vereinbarten Summe, in Wechselbriefen auf Straßburg und Basel im Lager von Heutingsheim entrichtet, und wer wollte sich zu dem gefährlichen Werk der Geiselschaft stellen?

Durch Befehl vom 10. August hatte der Herzog „gnädigst resolviert", daß die beiden Prälaten Johann Ludwig Dreher zu Hirsau und Joachim Bardili zu Blaubeuren, die zwei Oberräte Johann Jakob Vischer und Burghard Bardili von Stuttgart, der Bürgermeister Johann Georg Geuthler von Stuttgart, Mitglied des engeren Ausschusses der Landschaft, und der Bürgermeister von Tübingen, Johann Wilhelm Wolff, an die Franzosen ausgefolgt werden sollten, und sich „zu dem patriotischen Eifer der Erwählten und ihrer Liebe zur Aufrechthaltung des bedrängten Vaterlandes alles versehen". Aber ehe dieser Befehl ausgeführt war, ehe die zwei Prälaten und Oberräte an Ort und Stelle kamen, waren die Franzosen über die fortwährenden Verzögerungen so erbittert worden, daß sie ernsthaft mit der Einäscherung Stuttgarts drohten. Da entschlossen sich einige wackere Männer, Johann Heinrich Sturm, Oberrat, Johann Christian Frommmann, Kirchenratssekretär, Johann Christoph Reinhardt, Stadthauptmann, Georg Marx Doll-

metsch, Oberratskanzlist, sämtlich aus Stuttgart, freiwillig sich als Interimsgeiseln zu stellen. Nach längerem Sträuben wurden sie von der französischen Generalität als solche angenommen, die beiden Oberbürgermeister waren ebenfalls bald zur Stelle, die Ankunft der andern aber verzog sich, und unterdessen hatte Stuttgart und das Land schlimme Tage. Immer noch waren die Schnapphahnen in der Nähe der Residenz, Sillenbuch und Rohracker wurden von ihnen gründlich verwüstet; um vor ihnen sicher zu sein, sperrte die französische Besatzung mit Wagen und Weinbergbütten die Zugänge. Um ihren Forderungen Nachdruck zu geben, ließen die Franzosen die Orte Pfauhausen, Unterensingen, Weil im Dorf und Fellbach in Flammen aufgehen. Die französischen hohen Offiziere, welche nach Stuttgart kamen, versicherten stets, daß nur der Gnade des Dauphin Schloß und Stadt ihre Erhaltung zu verdanken haben, von den Forderungen wurde aber kein Titelchen nachgelassen, sondern überall im Lande, so weit ihre Macht reichte, die Erpressungen fortgesetzt. Den Stadtvogt Johann Geuder von Stuttgart schleppten sie mit Gewalt ins Lager und den Bärenwirt und Ratsverwandten Völter, sowie den Substitut Georg David Megerlein, welche sie wegen der Abrechnung in betreff der Schnapphahnen — über 12000 Gulden hatten sie als Ersatz verlangt — nach Illingen beschieden hatten, behielten sie ebenfalls als Geiseln. Endlich kamen die zwei Oberräte von Heidenheim; bei Göppingen erfuhren sie, daß der Prälat Bardili unterwegs in Gruibingen heftig erkrankt sei; an seiner Stelle ließ General Tallard den Vogt von Göppingen, Sigmund Georg Schott, der mit Wein und Lebensmitteln zu den Franzosen hinausgegangen war, um sie vom Einmarsch in die Stadt abzuhalten, ohne weiteres festnehmen und mitschleppen. Der Versuch, den Oberrat Textor und den Kriegsrat Backmeister auch aufzuheben und mitzuführen, gelang zum Glücke nicht; diese hatten sich so gut versteckt, daß sie trotz alles angewandten Fleißes und Bedrohung nicht gefunden wurden.

29. August verließen die Franzosen endlich Stuttgart; Kunstkammer und Rüsthaus hatten manches schöne und seltene Stück zu beklagen, das in die Taschen und Wagen der Fremdlinge gewandert war, alle Straßen und Häuser zeugten von den erlittenen Drangsalen, aber im großen Ganzen war weder der Stadt noch der Bürgerschaft schweres Leid zugefügt worden. Der Feind ließ es zu, daß der mutige Diakonus Stockmayer getrost über den ungerechten Haushalter predigte, konnte sich aber nicht versagen, in der ehrwürdigen Stiftskirche eine Messe lesen zu lassen. Beinahe wäre es den Bürgern gelungen, die Kirchenthüren vorher völlig zu verrammeln,

da eilte der Pater Kapuziner in Hemd und Hosen herbei, Kapuze und Meßgewand im Arm und las richtig noch seine Messe. Am 30. August befand sich die Hauptmasse des Heeres schon über der Grenze und am 1. September ging der größte Teil desselben über den Rhein. Ein völlig ausgesogenes, beinahe ruiniertes Land hatten die Franzosen zurückgelassen; weit mehr der Mangel an Lebensmitteln als die Tapferkeit und Kriegskunst des Markgrafen hatten den Rückzug derselben veranlaßt. Ein fürchterliches Flammenzeichen bekundete noch die letzten Tage der feindlichen Okkupation; Vaihingen a. E., schon früher hart mitgenommen durch Einquartierung und Lieferungen, brannte in der Nacht vom 27. auf 28. August fast vollständig nieder; man gab den Feinden schuld, den Brand wo nicht angesteckt, doch jedenfalls verbreitet zu haben, denn die Teichel waren entzweigehauen und die Bürger am Löschen verhindert. Von dem stattlichen Städtchen standen nur noch das hochragende Schloß und wenige Häuser; und weit und breit im Lande zeigten sich ähnliche Bilder des Jammers und der Verwüstung. Eine genaue Schätzung berechnete den Schaden, welchen das Land seit dem Abschluß der Kontribution erlitt (9. August), auf 1962022 Gulden, nach jetzigem Geldwerte mindestens gleich 12 bis 14 Millionen Mark, den Brandschaden von Vaihingen, welcher auf weitere 600000 Gulden angeschlagen war, nicht einmal mit eingerechnet. Gegen 2000 Gebäude waren abgebrannt, viele Felder wurden nicht bebaut, und es ist nur allzu glaublich, daß viele Leute Hungers starben, oder an den am Wege daliegenden krepierten Tieren ihren Hunger stillten, daß Handel und Wandel völlig stockten und das Land, in drei aufeinanderfolgenden Kriegen so hart heimgesucht, das Bild einer Verwüstung darbot, welche derjenigen vom Dreißigjährigen Kriege ziemlich nahe kam. Wie über den Herzog und sein Verhalten in dieser Schreckenszeit geurteilt wurde, darüber konnte ich keine genauen Nachrichten erhalten, Sattler führt an, daß seine Kreisstände ihn französischer Sympathien beschuldigten, wohl nicht mit Recht. Die schwerfällige, auf einen wirksamen Schutz des Landes so wenig bedachte Kriegführung, welche den Feind ruhig jedes Jahr, 1692, 1693, 1696, über den Rhein kommen ließ, um ihn dann wieder hinüberzujagen, war Gegenstand herben Tadels. Leider ist durch die Ungunst der Zeiten das Gedicht verloren gegangen, in welchem der Gymnasialprofessor Joh. Ulrich Erhard seinen Spott über die Reichsarmee und ihren Feldherrn ausgoß. Der Markgraf war jedoch so beleidigt, daß er strenge Bestrafung des bissigen Poeten forderte. Als aber im Schlosse zu Stuttgart der kleine Knirps, der kaum vier Fuß groß war,

einen Fußfall vor ihm that, mußte er so unmäßig über den seltsamen Anblick lachen, daß er dem zerknirschten Dichter völlig verzieh (17. November).

Folgen wir nun aber der „unglücklichen Bande der Geiseln“, wie sie eine Schrift jener Zeit nennt, in ihre Gefangenschaft; diese war hart und schmählich, und schon mit der Wegführung begann die schimpfliche Behandlung; es war bestimmt, daß sie nicht mit der Armee herumgeschleppt, sondern nach Straßburg geführt werden und dort auf freiem Fuße verbleiben sollten. Die erste Partie, die Geiseln, welche sich freiwillig gestellt hatten, wurden in Vaihingen, weil Kirche und Rathaus mit kranken Soldaten belegt war, in dem sogenannten „Kalten Loch“ unter freiem Himmel einlogiert, hart an einem Schweinstall mußte Herr Oberrat Sturm nächtigen, ein „Sautrog“ war sein Kissen. Mit „großer Kunst“ verschafften sie sich einen Kübel voll Wein, aus dem sie mit Löffeln aßen und etwas Brot dazu eintauchten. Nicht viel besser ging es ihnen in den folgenden Tagen; über Pforzheim gelangten sie nach Fort Louis. Dort wurde ihnen Gewehr und Degen abgenommen und sie sollten in ein enges Gefängnis auf dem Wall mit doppelten eisernen Thüren und vergitterten Fensterlein ohne einigen égard eingesperrt werden, aber auf ihren energischen Protest, keine Kriegsgefangenen zu sein, wurde ihnen ein besseres Quartier angewiesen. Die zweite Partie, darunter Oberrat Vischer und Bardili und Vogt Schott, hatte kein besseres Los; auch sie mußten mit etwas Kommißbrot und einem Wein, „so nicht besser als Essig“, vorlieb nehmen; im Lager zu Heutingsheim erhielten sie (13. August) als Viatikum den tröstlichen Bescheid, falls die Kontribution nicht bezahlt werde, könnte man den Geiseln die Köpfe vor die Füße legen. Wohl nahm auf dem Marsche nach Straßburg ein menschenfreundlicher Offizier, der Marquis von Lagno, sich ihrer etwas an und ließ sie mit sich speisen, aber nur mit der äußersten Mühe setzten sie es durch, daß sie von Fort Louis bis Straßburg nicht zugleich mit einer Schar Verbrecher und Galeerensträflinge transportiert wurden, deren ein Teil abgeschnittene Nasen und Ohren hatte. Dagegen mußten sie sich gefallen lassen, tambour battant unter dem Zulaufe etlicher tausend Menschen gleichsam im Triumphzug nach Straßburg hineingeführt zu werden.

Anfang September waren alle Geiseln in Straßburg eingetroffen, auch der wiedergenesene Prälat Bardili kam mit dem Sekretär Würz; die Bemühungen des letzteren, die „Freiwilligen“ und „Supernumerarii“ freizubekommen, scheiterten, der Dauphin, welchem sie sich vorstellen ließen, hatte nur die harte Antwort:

„Point de discours, point de raisonnement;“ auch der Versuch von Würz, besseres Traktament für die Geiseln zu erhalten, mißlang, und endlich mußte er sich selbst heimlich aus dem Staube machen, um nicht ebenfalls der gefangenen Gesellschaft einverleibt zu werden. Vierzehn Mann stark waren die Geiseln des Herzogtums Württemberg statt der verlangten sechs! Mit ihnen waren im Stein- und Weißen Fort die Geiseln von Heilbronn, Güglingen, Herrenberg, Eßlingen; alle wegen rückständiger Kontributionsgelder. Die Eßlinger wurden im Januar 1694 entlassen, nachdem die Kontribution (50 000 Livres) bezahlt war, und kamen 6. Februar glücklich in ihrer Vaterstadt an. Um dieselbe Zeit gelangte auch der Vogt von Güglingen wieder in seine Heimat, er hatte sich mit 1300 Livres ranzioniert, nachdem er 27 Wochen gefangen gewesen. Schlimmer ging es den sieben Heilbronner Geiseln; um sie zur Raison zu bringen, d. h. mit anderen Worten, um die Stadt desto rascher zur Zahlung ihrer 50 000 Gulden Kontribution zu bewegen, wurden sie nach Pigneroles geschleppt, wo sonst nur die gefährlichsten Staatsverbrecher saßen, dort hart behandelt und erst nach anderthalb Jahren freigelassen.

Auch in Straßburg wurde mit unseren Württembergern schlimm verfahren; sie waren bald im Steinfort, bald in anderen Gefängnissen einquartiert, in obskuren vergitterten Kammern ohne alle Bequemlichkeit; um teures Geld wurden sie schlecht gespeist. In die Stadt durften sie nicht außer in Begleitung eines Offiziers oder Sergeanten. Ziemlich unbeschränkt war, wie es scheint, der Verkehr mit den Ihrigen zu Hause, ein regelmäßiger Botendienst, von dem „Einspännigen“ Kaspar Hahn über Freudenstadt nach Straßburg eingerichtet, führte ihnen Briefe und Kleider, Wein und anderes zu. Es war begreiflich, daß sie keine Zeit und Mühe sparten, um baldmöglichst ihre Freiheit wieder zu erlangen; die beweglichsten Bitten ergingen an den Herzog, an die Landschaft, an die Verwandten, um durch sie einen Druck auszuüben, an den schwedischen Gesandten Palmquist in Paris, durch dessen Vermittlung der Herzog mit dem Könige unterhandelte. Der Herzog wünschte einen württembergischen Rat nach Paris zu schicken, um direkt auf Ludwig XIV. einwirken zu können, aber seine allerchristlichste Majestät schlug rund das Verlangen ab: man solle zahlen, was stipuliert sei. Gerade aber an diesem Punkte fehlte es; es schien ganz unmöglich, aus dem völlig erschöpften Lande die ungeheure Summe herauszupressen. Ihre Größe wurde noch dadurch vermehrt, daß Frankreich und Deutschland gerade damals in einer tiefgreifenden Münzveränderung begriffen waren. 14. Dezember 1689 hatte

Frankreich eine allgemeine Umschmelzung seiner Münzen dekretiert und dabei den Wert derselben einfach um zehn Prozent erhöht. Der Kaiser seinerseits hatte Anfang 1693 den Wert des Thalers auf 2 Gulden erhoben und alle geringhaltigen Münzen herabgesetzt oder verboten. Die Kleinstaaten litten am meisten unter dieser Maßregel, dort wo so viele Staaten und Münzgebiete zusammenliefen, kursierten minderwertige Münzen am meisten, und Württemberg hatte schwer darunter zu leiden. Auf 1. Oktober 1693 war die Summe von 105 000 Gulden verfallen; der Versuch, bei den vermöglicheren Leuten in Württemberg selbst ein Anlehen aufzunehmen, scheiterte trotz der ernsten Aufforderung, „keine Ausflucht zu suchen oder mit dem sich zu entschuldigen, daß sie ihre Barschaft nicht zur Hand, sondern anderswohin geflehnet (geflüchtet) hätten“; 4. Oktober wurde deshalb auf alle Gewerbe und Kommerzien, Wirtschaften, Apotheken und „Mühlenen“, auf alle aufrecht stehenden Häuser und Gebäuw eine Tax und Brandschatzung aufgelegt, aber dieses Ziel konnte nicht davon bezahlt werden und schon stand ein neuer Termin auf den ersten Januar 1694 mit 196 000 Gulden in erschreckender Nähe. So legte man 21. November 1693 eine neue Steuer auf alles Vieh, vom edlen Pferd, so über 50 Thaler wert, das 3 Gulden geschätzt wurde, bis zum „Geißbock“ herab, für den man 3 Kreuzer erlegen mußte, sowie auf den Wein, bei dem für die Haushaltung 2 bis höchstens 6 Eimer freigelassen wurden. Mit unsäglicher Mühe, besonders auch durch Anlehen bei Augsburger und Basler Banquiers (Sarasin und Leißler) brachte man 114 000 Gulden zusammen; die Münze wurde aber in Straßburg nicht angenommen und lange Verhandlungen entspannen sich, ob es vorteilhafter wäre, sie umschmelzen zu lassen oder, freilich mit Schaden, umzuwechseln. Für das letztere entschied man sich endlich mit einem Verluste von dreißig Prozent! Nach der Stipulation sollten bis Ende Oktober 1693 300 000 Livres bezahlt sein und bis Ende jenes Jahres waren keine 100 000 entrichtet. Man kann es unter diesen Umständen den Franzosen nicht gar zu sehr verargen, wenn sie, ungerührt von dem namenlosen Elend des Landes, diese Verzögerungen auf absichtliche Saumseligkeit und Lässigkeit schoben und keine Vorstellungen der befreundeten Mächte etwas gelten ließen. Zu entgelten hatten dies nur die armen Geiseln; von einer Freigebung der Ueberzähligen war keine Rede mehr, ja mit „erbittertem Anblick“ erklärte ihnen der Intendant la Grange, man werde sich das nächste Mal mit mehr Geiseln vorsehen. Auch die Vorstellung, daß der Unterhalt so vieler Leute, welchen die Landschaft zu tragen hatte und der sehr hoch war — bis November 1693 wurden

2500 Gulden dorthin geschickt — die Bezahlung verlangsame, verschlug nichts, ja sie mußten sich sogar ernstlich gegen die Beschuldigung wehren, als bekümmerten sie sich wenig um die Zahlung, „da sie sich's wegen davon einzunehmen habender Gelder wohl sein ließen". Mit Recht replizierten sie, daß sie gerne aus eigenen Mitteln etliches hingeben würden, um aus dieser Gefangenschaft loszukommen und was das Wohlbefinden anbelange, so wiesen sie auf ihre „verfröhreten" Füße hin und daß der Rauch in dem schlechten Kamin sie beinahe verblende. Durch Geschenke an die Offiziere und Beamten schafften sie sich zeitweilig Erleichterung, aber seitdem der Herzog eine Berechnung des Schadens anstellen ließ, welchen das Land nach Abschluß der Kapitulation durch die Franzosen erlitten, verschlimmerte sich ihre Lage bedeutend. Es war begreiflich, daß der Fürst seinem verarmten Lande möglichst viel Geld erhalten wollte, aber ebenso, daß die Franzosen es an einer Gegenrechnung nicht fehlen ließen; sie behaupteten, Vaihingen sei durch die Württemberger oder Kaiserlichen angezündet worden, der König habe durch den Verlust der dortigen Feldbäckereien und Lebensmittel einen viel größeren Schaden erlitten, ihre Armee wäre sonst noch drei Wochen im Lande geblieben und ähnliches. In diesem Rechtsstreit konnte nur die Gewalt siegen und diese hatten die Franzosen. Juni 1694 „brach das Wetter der französischen Ungeduld wider die Geiseln recht aus". Am 4. wurden sie in die Citadelle gebracht, in dieselben engen vergitterten Kammern, wo die Heilbronner so lange geschwitzt hatten, wo der Raum ihnen so sparsam zugemessen war, daß wenn die Betten rangiert wurden, man auf einen Punkt fixiert war oder sich wieder ins Bett legen mußte.

Es läßt sich denken, daß die Geiseln aufs eifrigste mit Schreiben an den königlichen und ihren Hof, nach Stuttgart und nach Basel beschäftigt waren, um Geld herbeizuschaffen, leider entsprach der Erfolg nicht ihren Bemühungen. 27. Juli wurde ihnen eröffnet: Da noch über eine Million im Rückstande und die vier Zahlungstermine vorüber seien, die Geiseln aber keinen Fleiß wegen der Zahlung anwenden, sondern nur ganz stille säßen, so sei des Königs Wille und Befehl, sie nach der Citadelle in Metz überzuführen; der König werde sie noch weiter, in die Bretagne, wegführen lassen, wenn sie nicht die Ihrigen dazu vermögen, den Rest eilends abzutragen. Umsonst wiesen die Armen auf ihre zahlreiche Korrespondenz hin, in welcher sie es beinahe an dem nötigen Respekt gegen ihren gnädigsten Fürsten haben fehlen lassen und mit Entrüstung protestierten sie gegen die Behauptung, als empfängen sie von der Landschaft täglich eine Doublone; „sie seien zu honette Leute, um

sich zu Dingen gebrauchen zu lassen, die einem Mercenario anständen". Aber der Franzose wurde nicht dadurch „flektiert" und 3. August wurden sie in einigen Kaleschen fortgeführt, ein Hauptmann und 42 Musketiere bildeten die Bedeckung; die Begleitung von zwei Profoßen, auf deren Uniformen Galgen und Rad angebracht war, hatten sie glücklich abgewehrt, aber doch war der Zug, der unter öffentlichem Trommelschlag durch die Stadt ging, so jammervoll, daß viele Leute durch Weinen ihr Mitleiden zu erkennen gaben. Der Oberrat Vischer, welcher bedenklich erkrankt war, durfte in Straßburg zurückbleiben, seine Frau, allen Gefahren und Widerwärtigkeiten trotzend, eilte zu ihm und pflegte ihn längere Zeit. Ueber Zabern, wo im Wirtshaus zum Rindsfuß übernachtet wurde, Pfalzburg, Saarburg, Blamont, Lüneville, Pont-à-Mousson, bald ausgespottet, bald mitleidig beklagt, langte „die zu Tode betrübte Gesellschaft" 7. August mittags 12 Uhr in Metz an. Dort wurden sie in der Citadelle von einander getrennt, in stark vergitterte Gefängnisse eingesperrt und niemand zu ihnen gelassen, als der Kerkermeister mit seinen Knechten. Den ganzen August durften sie das Gefängnis nicht verlassen, jeden Morgen und Abend wurden sie von dem Major visitiert, für die Kost mußten sie täglich à Person einen Thaler bezahlen, Bett, Holz, Licht wurden extra berechnet. Es war ein trauriges Leben, das sie hier führten; sie waren aufs engste logiert, mußten meistens im Bette lesen und schreiben, nirgends leuchtete ihnen ein Hoffnungsstrahl; als fromme Männer suchten sie ihren Trost im täglichen gemeinschaftlichen Gebet und Gesang, in der Stille durften sie auch das h. Abendmahl genießen. Ende August wurde die Haft insofern erleichtert, als ihnen verstattet wurde, in Begleitung eines Soldaten in der Citadelle herumzuspazieren und sich gegenseitig zu besuchen. „Was aber dieses vor betrübte Spaziergänge gewesen, welche mit vielen Millionen Seuffzern in so langer Zeit geschehen, ist leichtlich selbsten zu ermessen," schreibt in wehmütiger Erinnerung der Verfasser des Berichtes, dem wir diese Einzelnheiten entnehmen. Aber Gefängnisluft und Kummer warfen die beiden Prälaten auf das Krankenbett, der alte Prälat Dreher sollte von demselben nicht mehr erstehen; „der übergroße Verdruß und Bekümmernis, so der gute Mann in sich Tag und Nacht geschlucket, hat ihm recht das Herz abgenaget", eine große Schlafsucht geriet über ihn, er seufzte Tag und Nacht, ohne zu sagen, worüber, endlich „brachen stille Gichter bei ihm aus und dann kam noch ein Schlagfluß hinzu, der ihm unter dem Gebete seiner Gesellen den Garaus machte" (7. September 1694). Die strengen Verbote, welche jede Ausübung

des protestantischen Kultus getroffen hatten, wurden auch hier angewendet: ohne Sang und Klang, ehe die Pforten geöffnet waren, wurde die Leiche unter den heißen und bitteren Zähren seiner Genossen auf der Teufelsbastion bestattet.

In der schwäbischen Heimat erregte die Nachricht von ihrer Behandlung und Wegführung, wie es scheint, einen Sturm von Klagen über die Unthätigkeit der Regierung; in einem bitteren Briefe vom 2. September wirft der Herzog ihnen vor, warum sie sich nicht auf sein fürstlich Wort verlassen; er hätte zwar allen Grund, da die Abrechnung des Schadens nach dem geschlossenen Vertrag nicht gehalten werde, auch seines Orts weiter nichts zu attendieren, er werde sie aber in ihrem Elend nicht stecken lassen. Noch einmal wurde eine große Anstrengung gemacht, um das Geld aufzutreiben; 14. September wurde eine Kopf- und „verbesserte" Familiensteuer ausgeschrieben und es ist nicht ganz uninteressant, zu sehen, wie die einzelnen Gesellschaftsklassen dabei angelegt wurden. Hofmarschall und Oberststallmeister, Oberratspräsident, Rentkammermeister und Kirchenratsdirektor waren mit 30 Gulden am höchsten bedacht, dann kamen gleich die Prälaten und Obervögte mit 24, welchen aber doch die Kammerjunker gleich standen; der Leibmedikus zahlte 18 wie der Konsistorialrat und die Universitätsprofessoren Theol., Juris und Medic. wie der Forstmeister von Adel; der Professor der Philosophie zahlte nur 12, wenig mehr als der Tanzmeister mit 9, der Landphysikus 12, der Stadtphysikus nur 9; in drei Klassen waren die Burger und Unterthanen eingeteilt und hier genau unterschieden zwischen Vermöglichen, Mittelmäßigen und „Ringeren"; von 45 Kreuzern bis 18 Gulden konnte man aufsteigen, vergessen war niemand, weder der Kleemeister, der 1 Gulden 30 Kreuzer, noch die herzoglichen Bettbuben, welche 1 Gulden zahlen mußten, noch der Starenfänger, der mit 2 Gulden geschätzt war, bis auf die Dienstmagd und Nähterin, die auf 30 Kreuzer taxiert war. Nur die „notorisch armen Dorfpfarrer und Schulbedienten" sollten ausgenommen sein. Für jetzige Verhältnisse auffallend, aber der Sitte der Zeit entsprechend ist der unverhältnismäßig große Hofstaat. Wie groß der Ertrag war, ist leider nicht angegeben. Die Abzahlung der Kontribution wurde jedenfalls nicht sehr dadurch gefördert, denn vom 23. Juli bis 6. Dezember 1694 wurden im ganzen nur 50 000 Livres bezahlt und von dort an scheint die Zahlung überhaupt vollständig aufgehört zu haben, denn die sonst so sorgfältig verzeichneten Quittungen hören damit auf, nachdem im ganzen 365 495 Livres bezahlt waren. Der Versuch, durch den in Geldgeschäften wohlerfahrenen Kriegs-

rat Backmeister in Amsterdam ein Anlehen von nur 100000 Thalern aufnehmen zu lassen, scheiterte völlig (September 1694 bis Januar 1695), der Zustand der Geiseln war ein trostloser: „unten drückte sie der Schuh, wie unser Gewährsmann sagt, und oben lag ihnen die Wid beständig um den Hals."

Denn allmählich stellte sich eine tiefe Differenz zwischen der Herrschaft und Landschaft heraus; die erstere war am Ende ihrer Hilfsmittel, vielleicht auch des guten Willens. Die Gefahr eines neuen französischen Einfalles schien nicht so groß, man sprach auch schon von Friedensunterhandlungen, bei diesen hoffte man den oben angegebenen erlittenen Schaden als Kompensation gegen die rückständige Kontribution darstellen und durchsetzen zu können; der Herzog wollte alles vermeiden, wodurch er als Freund der Franzosen von seinen Mitkreisständen angesehen werden könnte und endlich war in seiner Umgebung das frevelhafte Wort erschollen, „man solle die übrigen Geiseln auch vollends krepieren lassen". Es war aber derselbe, der so unmenschlich denken konnte, kein württembergisch geborenes Landeskind. Die Landschaft aber wurde von den Briefen der Geiseln, von ihren Verwandten und Freunden beständig in Atem gehalten, das Aeußerste zu thun, um eine Akkommodation zustande zu bringen. April 1695 wurde mit den Banquiers Leißler und Sarasin in Basel eine Negotiation aufgerichtet; sie getrauten sich, um 500000 Livres die ganze Liberation zustande zu bringen; dies wollten sie aufbringen und die Geiseln sollten mit ihrem und ihrer Verwandten eigenem Vermögen unter Garantie der Landschaft dafür bürgen. Aber noch über anderthalb Jahre währte es, bis das gute Werk unter dieser Form zustande kam. Ludwig wollte von einer solchen Akkommodation, wodurch die Kontribution nur zu zwei Drittel bis drei Viertel erreicht war, „das Geringste nicht hören", und den Unmut des Monarchen hatten die Geiseln hart zu empfinden. Der habsüchtige Gouverneur und der niederträchtige Kerkermeister, der um teures Geld die schlechteste Kost reichte, quälten sie um die Wette; an den längsten Sommertagen wurden die Thüren erst um 9 Uhr geöffnet und um 4 Uhr wieder geschlossen; die Erlaubnis, welche der Gouverneur ihnen eine Zeitlang gewährt, einzeln in die Stadt zu gehen, wurde zurückgenommen. 7. Mai 1695 erlag der Vogt Sigmund Georg Schott, „anscheinend der gesündeste und kräftigste der Geiselschaft", einem jähen Fieberanfall; in einem lateinischen, sehr obligeanten Zettel hatte er den Prälaten Bardili invitiert, ihm das Abendmahl zu reichen und war dann mit „Bezeugung schöner und liebreicher Kontemplation" sanft entschlafen. Seine Ruhestätte fand er neben der des

Prälaten Dreher. Früher war der Prälat Bardili erkrankt, den sein Sohn und eine Köchin besuchten, um ihm eine bessere Pflege zu geben. Anfang 1696 kam aus Straßburg die freudige Nachricht, daß die von Leißler inkaminierte Sache jetzt von statten gehe; in der Stille richteten sich die Gefangenen zur Reise, um nach kurzer Zeit noch einmal alles Herbe einer schweren Gefangenschaft kosten zu müssen. Von November 1695 bis Ostern 1696 hatten sie die Libertät, in dem kleinen Gärtchen hinter dem Gefängnis etwas promenieren zu dürfen, aber zuletzt „bekamen sie die ganze Lauge über den Kopf“. Im April hatten sie einige Gefängnisse herrichten sehen, wie das Gerücht ging, für einige Reformierte, sie dachten nicht, daß „diese Käfige und Nester“ für sie selbst bestimmt seien. Ende dieses Monats wurde ihnen eröffnet, der König habe Nachricht erhalten, sie stehen mit der Landschaft im Komplott, den König um die Kontribution zu betrügen, jeder erhalte täglich zwei Louisdor und habe noch große Gnade zu erwarten, wenn er nach Hause komme; sie hätten sich resolviert, bis in den Frieden so auszuhalten. Darum solle nun jeder in ein besonderes Gefängnis geführt werden, alle Korrespondenz sollte abgeschnitten werden, kein Mensch sie sehen, als der Gefängniswärter, die Kosten für die Nourriture wurden auf 4 Livres à Person pro Tag erhöht und wenn sie nicht daran wollten, werde man sie mit Wasser und Brot abspeisen. Ehe sie sich trennten und in ihre Einzelzellen gingen, umarmten sie sich, wie wenn sie für immer Abschied nehmen müßten. Die elendesten und obskursten Löcher waren den beiden Oberräten angewiesen, voller Ratten und Mäuse; erst wie der eine Oberrat 60 Stück Mäuse und der andere 7 Ratten in einer halben Viertelstunde „mit großer Entsetzung der ganzen Compagnie“ in die Falle bekommen hatte, war ihnen etwas Erleichterung geschafft. Aber die Kost war schlecht, obgleich die Ausgaben dafür so enorm gesteigert wurden, daß der Unterhalt der Geiseln in den letzten acht Monaten 10750 Livres (gegen 60000 Mark jetziger Währung) betrug, wovon allerdings der Gouverneur einen guten Teil in seine Tasche steckte. Spazieren gehen durften sie nicht, mit Mühe erlangten sie, daß an den heißesten Tagen die Thüre 1—2 Stunden offen gelassen wurde. Aber bald wurde auch dies ihnen wieder entzogen und vom 13.—23. September wurden Läden vor die Fenster gelegt, die Thüren verschlossen gehalten und ihnen die Speisen durch das Fenster gereicht, wie dies kaum bei den ärgsten Galeerensträflingen der Fall ist. Da der Gouverneur diese harten Befehle den Geiseln stets nur mündlich eröffnete, trotz allen Forderns ihnen aber nie eine Abschrift davon gab, konnten sich diese des

Verdachtes nicht erwehren, als ob er selbst diese harten Maßregeln ersonnen, um ihnen desto mehr Geld abzupressen. Völlige Klarheit ist hierüber nicht zu gewinnen und mit dem bekannten harten Charakter Ludwigs XIV. ständen diese grausamen Maßregeln wohl im Einklang. Durch gut angebrachte Geschenke bei der Frau des Gouverneurs erreichten sie, daß dieser Zwangsgrad wieder aufgehoben wurde; man mochte auch fürchten, die Geiseln möchten alle erkranken und sterben und der König sein kostbares Unterpfand damit verlieren.

Die Nachricht von dieser grausamen Behandlung brachte die Verhandlung endlich zum Abschlusse. Sämtliche Frauen, Kinder und Anverwandte der Geiseln wandten sich in einer sehr erregten Bittschrift vom 31. August 1696 an den engern Ausschuß der Landschaft, „sich mehr als bisher um den Schaden Josephs zu kümmern. Es sei nicht genug, zu versprechen, hernach aber die Hand wieder abzuziehen oder ein Konklusum abzufassen, sondern auch wenn ein Teil es labefacire, es aufrecht zu erhalten, da sie nicht bloß consiliarii, sondern participes summae in republica potestatis seien. Wenn die unschuldigen Geiseln durch härteres Traktament dem Tode überantwortet würden, so werden sie von den Landständen ihr unschuldiges Blut zu fordern wissen“. Solchem Andringen war nicht zu widerstehen; zwar wollte der Herzog vom Lager bei Günzburg aus trotz der beweglichen Fürsprache seiner Mutter dabei beharren, die Sache bis zum Ende der Campagne, ja bis zum Frieden hinauszuschieben, „damit ein solch großes Stück Geld dem Lande erhalten bleibe; er könne es nicht über sich bringen, den Feind in dem Augenblick, da die Alliierten eine wichtige Operation vornehmen wollten, durch eine solche Summe zu stärken“. Aber wenn auch die Landschaft nicht verkannte, „daß es ein trefflich Ding wäre, dem Lande einige Tonnen Goldes zu ersparen und doch die Geiseln zu befreien, so sei aber in einfältiger Hinterdenkung aller hierbei konkurrierenden Umbständ zu befürchten, es werde nicht allein dieses nicht zu erhalten sein, sondern durch längeres Trainieren alles mit den Geiseln in einen weit ärgeren Statum geraten. Bei den Friedensunterhandlungen werde darauf als auf eine Privatsache keine Rücksicht genommen werden und die Geiseln werden um so härter behandelt, bis ihnen die Seele ausgeblasen sei, und der hochfürstlichen Durchlaucht werde eine schwere Blame vor der Welt daraus erwachsen“.

Auf diese unausgesetzten Mahnungen hin ließ endlich der Herzog die Sache geschehen; an der Bezahlung hatte er ohnedies keinen Teil; in Frankreich hatte Leißler einige vornehme Herren

mit hohen Summen gewonnen, daß sie die Transaktion beim Könige befürworteten; so wurden im November 500000 Livres bezahlt und die Kontributionsforderung war damit befriedigt. 19. November (22. nach Sattler) wurden die Geiseln, die bis zur letzten Stunde hart behandelt worden waren, in Freiheit gesetzt, nachdem ihre Geisel- und Gefangenschaft gerade 1200 Tage gewährt hatte. In Straßburg schloß sich Oberrat Vischer den Heimreisenden an, mit Jubel wurden sie zu Hause empfangen. 29. November zogen sie unter allgemeiner Freude der Herrschaft und der Bürger in der Residenz ein; mit wohlgesetzten Versen wurden sie von allerlei Poeten begrüßt. Die Landschaft verehrte jedem von ihnen, auch den Familien der Gestorbenen, einen goldenen Doppelring, in welchen sämtliche Namen eingegraben waren, und einen großen silbernen Pokal mit passenden Inschriften. Von diesen seien hier zwei erwähnt. Die dem Oberrat Sturm gewidmete lautet:

„Sich vor das Vatterland zu einer Mauren machen,
Da alles durch den Sturm und Brand schon sollte krachen,
Und andere noch darzu durch seinen dapfern muth'
Aufmuntern, daß man sich entgegensetzt der gluth,
Ist eine Wunderthat von einem Patrioten,
Die selbst die Ewigkeit soll setzen in die Noten.
Hier diesem Becher wird zum Zeugnis eingeprägt,
Es habe sich der Sturm durch einen Sturm gelegt."

Den Erben und Nachkommen der beiden gestorbenen Geiseln Dreher und Schott wurden folgende Verse gewidmet:

„Es haben vor das Land zween werthe Herrn ihr Leben
Im schweren Geißelstand zum Opfer aufgegeben.
Ob dieß den Wittwen schon und Erben ist ein Ehr,
Fällt dieser harte Fall den Hertzen dennoch schwehr.
Doch daß man ihnen noch in etwas Trost einschencke,
Und zaige, daß man auch der Todten noch gedencke,
Hat jedem Erben man diß Denckmahl zugeschickt
Und so der Todten Ruhm der Nachwelt eingedrückt."

Es ist ein Bild aus trüber Zeit, das hier entrollt wurde, aber wahre, aufopfernde Vaterlandsliebe leuchtet hell auf diesem dunklen Grunde. Der Krieg von 1870, welcher auch die Unthaten Ludwigs XIV. rächte, hat auch denen, welche in der Geiselschaft gestorben sind, ihre Erlösung gebracht, denn ihre Gebeine ruhen jetzt in deutscher Erde.

# Goethes Jugendentwicklung nach neuen Quellen.

Von

J. Minor.

## I.

Im letzten Bande des Goethejahrbuches haben die Publikationen aus dem Goethearchiv sehr verheißungsvoll begonnen. Man darf zuversichtlich behaupten, daß unsere Erkenntnis der Entwicklung des jungen Goethe bis zu seinem Hervortreten mit dem Götz durch die in demselben mitgeteilten Briefe Goethes an seine Schwester Cornelia und seinen Freund Behrisch auf eine neue und haltbarere Basis gestellt ist. Diese Briefe erstrecken sich, chronologisch einander ergänzend, über die ganze Dauer von Goethes Leipziger Aufenthalt. Die Nachrichten, welche Goethe über denselben nach Frankfurt ins Vaterhaus gelangen läßt, stimmen aus leicht erklärlichen Gründen nicht immer mit dem überein, was er seinem Freunde Behrisch vertraut, dem gegenüber er mitunter „fast wie ein Franzos“ spricht. Mit Vorsicht und Kritik gebraucht, werden sie in Zukunft die wichtigste Quelle für Goethes Jugendgeschichte bilden.

Die folgenden Seiten erheben nicht den Anspruch, diese Quelle zu erschöpfen. Sie wollen nur im großen und allgemeinen den Wert andeuten, welchen dieselbe für die Entwicklungsgeschichte des Menschen und Dichters hat. In dieser Entwicklungsgeschichte bilden, für die überschauende Betrachtung wenigstens, die äußeren Stationen: Frankfurt, Leipzig, Straßburg, bestimmte Abschnitte. Unsere Briefe gestatten uns, den Leipziger Aufenthalt Goethes bestimmter und sicherer von dem vorhergehenden Frankfurter und dem folgenden Straßburger abzugrenzen.

Man ist gewöhnt, Goethes persönliche und dichterische Entwicklung als ein glückliches Zusammentreffen aller äußeren und inneren Bildungsmittel zu betrachten. Goethe selber hat dazu den Anlaß und das Recht gegeben. Er selbst hat uns gelehrt,

auf die glückliche Konstellation der Gestirne zu achten, welche seiner Geburt leuchteten: Jupiter und Venus, die Macht und die Schönheit, waren die Regenten seines Daseins. In Dichtung und Wahrheit hat er sich selber als helles, heiteres Mittagskind gezeichnet: recht im Gegensatze zu anderen, wie etwa Herder, der fluchend der schwarzen Mitternacht gedenkt, die ihn geboren ... Wir sind deshalb aber auch mehr als billig gewöhnt, Goethes Entwicklung als ein Geschenk des Glückes zu betrachten, und zu unterschätzen, wieviel in diesem Leben Mühe und Arbeit gewesen, wie vieles nur der rastlosen Thätigkeit gelungen ist, und was das Verdienst dieser glückbegabten Person ausmacht.

Ein Glücksstern freilich hat über Goethes frühester Jugend geleuchtet. Soll ich die Signatur seines Frankfurter Aufenthalts mit einem Worte bezeichnen, so lautet es: „Vielseitige Anregung". Es war ein Glück, daß Goethe in Verhältnissen geboren wurde, welche ihm die glückliche Unbestimmtheit und grenzenlose Bestimmbarkeit der Kindheit bis in ein reiferes Alter bewahrten, daß er mitten unter Gegensätzen aufwachsend nach den verschiedensten und entgegengesetzten Seiten angeregt und dadurch einer zu frühen Bestimmtheit, das heißt der Einseitigkeit, entzogen wurde.

Diese segensreichen Gegensätze fand er bekanntlich schon in dem Vaterhause, in der Familie vor: die Mutter war aus einer vornehmen Patrizierfamilie, der Vater aus einer rasch emporgekommenen Familie; die Frau Rat deshalb nicht ohne Neigung zur Behaglichkeit, der Vater unruhig, unzufrieden vorwärts strebend. Die Mutter voll Phantasie, der Vater eine lehrhafte Natur. Sie voll Gottvertrauen, er eher Rationalist. Die Mutter eine Frohnatur, voll ihres gepriesenen „Talentes zum Glück" — der Vater ein Charakter, ehrenfest und sicher in sich selbst. Diese Gegensätze traten im einzelnen noch deutlicher hervor: Die Frau Rat nährte eine Kinderliebe zu Karl VII. und hielt zu der ihr geistig verwandten Kaiserin Maria Theresia, der Vater war in der Politik „fritzisch" gesinnt. In der Dichtung war der Vater für den Reim und die lehrhaften Dichter aus dem ersten Drittel des Jahrhunderts, die Mutter machte die Begeisterung der jüngeren Generation für Klopstock mit ... Ein Kind, das in solcher Familie aufwächst, wird nicht von vornherein bestimmt, aber früh zur Wahl angeleitet: Goethe entscheidet sich mit dem Vater für Friedrich den Großen und mit der Mutter für Klopstock; und lange bevor Spinoza auf ihn seine milde Wirkung ausübte, war er mit sich einig geworden, daß an sich nichts weder gut noch böse sei und daß Haß und Liebe in Bezug auf die Dinge und Personen uns nur trübe sehen ließen.

Dazu kommt innerhalb der Goetheschen Familie noch ein anderer glücklicher Umstand: die Mutter war bei Goethes Geburt noch nicht 20, der Vater nahe an 40 Jahre; sie hatte kaum die Hälfte von den Jahren des Vaters. Sie war durch den Gatten zu Ordnung, Strenge, Sparsamkeit, zu denselben Tugenden herangebildet worden, welche der Vater später auf so peinliche Weise in seine Kinder zu pflanzen suchte. Sie stand nicht bloß den Jahren nach, sondern auch als die Schülerin des Vaters den Kindern näher als ihrem Gatten. In einer solchen Familie macht sich der Gegensatz der Eltern und Kinder, der Alten und der Jungen weniger fühlbar und das heranwachsende Geschlecht genießt einer freieren Entwicklung. Mit Recht durfte die Frau Rat erwarten, Goethe werde ewig jung bleiben und sein Herz nie veralten; denn er hatte die Jugend der Mutter mit in den Kauf.

Hinaustretend aus der Familie, sieht sich der Knabe von einem Kreise von alten Sonderlingen umgeben, die es reizt, seine Gönner zu werden. Jeder hat seine eigene Liebhaberei und jeder will den Knaben für einen anderen Beruf einnehmen; der eine will ihn zum Hofmann, der andere zum Diplomaten, der dritte zum Rechtsgelehrten machen. Wiederum, indem er jeden gewähren läßt und jedem sich widmet, trägt er die vielseitigste Anregung als Gewinn für spätere Zeiten davon.

Und endlich, als sein Kreis sich nochmals erweitert, die Vaterstadt selbst, in welcher sich Goethe mit mehr Freiheit, als Knaben zulässig erscheint, herumbewegt! In alle Ecken und Winkel dieses äußerlich und innerlich abgestorbenen Stadtkörpers hat er einen neugierigen Blick gethan. Bei der Lektüre von Dichtung und Wahrheit haben wir oft das Gefühl, als ob das baufällige Gerümpel der alten Reichsstadt gerade noch so lange aneinander gehalten hätte, bis Goethe es mit seinem Griffel verewigen konnte.

Aber hier stehen wir auch wieder bei dem Punkte, wo der Frankfurter Aufenthalt aufgehört hatte, für Goethe ein Glück zu sein. Er hat oft genug über die Reichsstadt gespottet, die in und mit ihren Privilegien vermodert; er hat oft genug über den engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreis und das Mißverhältnis geklagt, in welchem derselbe mit der Weite und Geschwindigkeit seines Lebens stand. Unter der Hand sind ihm die auf ihre Freiheiten und Privilegien pochenden Niederländer im Egmont zu solchen kümmerlichen Verwesern reichsstädtischer Privilegien geworden. Aber auch schon für den Knaben waren solche morsche, veraltete Zustände um so leichter zu durchschauen, als er durch verwandtschaftliche Beziehungen Einblick in die intimsten politischen

Verhältnisse hatte. Der frühe Einblick in die Wertlosigkeit des Hergebrachten ist gefährlich; denn er verleitet Knaben dazu, sich ihrer Umgebung überlegen zu fühlen, altklug zu werden.

Das war auch das Resultat von Goethes Frankfurter Aufenthalt. Er fühlt sich seinen unebenbürtigen Genossen, den Horn, Riese, Moors, Kehr u. a. überlegen. Sein gravitätischer Gang wird ihm vorgeworfen, und selbstbewußt antwortet er dem Spötter: „Mit diesem mache ich den Anfang, später werd' ich mich noch mit allerlei auszeichnen." Einer seiner Jugendfreunde (Horn) berichtet dem anderen: „Wir streiten oft darüber, aber er mag eine Partie nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann." Und ein anderer (Moors) schreibt noch später an die Frau Rat: „Wir waren immer die Lakaien" ... Ebenso sicher herrschte er in dem Kreise der Mädchen; die Freundinnen seiner Schwester, „die lieben Mädchen", sind auch „ses amies". Allen entbietet er seinen Dienst, alle läßt er grüßen und alle läßt er küssen. Unter den Gerock, Krespel, Schmiedel, Ch. Meixner, L. Runkel u. a. hat er nur zu wählen.

So selbstbewußt und verwöhnt zeigt sich der junge Goethe in dem frühesten Briefe, welcher uns vom 23. Mai 1764 erhalten und an Buri in Neuhof, den jugendlichen Vorstand eines Tugendbundes, gerichtet ist. Goethe wünscht, in diese „arkadische Gesellschaft" aufgenommen zu werden. Er schildert sich selbst mit seinen Fehlern, und man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll: über die seltsamen Charakterzüge welche diesen Fünfzehnjährigen ausmachen, oder über die scharfe Selbstbeobachtung welche ihm dieselben zum Bewußtsein gebracht hat, oder endlich über die Gabe sich mit allen geschilderten Eigenschaften in dem Briefe selbst ganz und voll darzustellen. Es gibt Tausende von Schriftstellern, welche in ihren letzten Schriften ihre Persönlichkeit nicht so deutlich auszusprechen verstanden haben, als der unreife junge Goethe in seinem ersten Brief. Er schildert seine Fehler: Er sei heftig, cholerisch — er vergesse aber auch die Beleidigung rasch wieder. Er sei sehr ans Befehlen gewöhnt — aber wo er nichts zu sagen habe, könne er es auch bleiben lassen. Und nun — einen anderen Fehler müsse der Brief selbst schon verraten haben: er schreibe an den Unbekannten so bekannt, als wenn er ihn schon 100 Jahre kennte, „das ist etwas, was ich mir nicht abgewöhnen kann". Und endlich ein Postskriptum: Er sei sehr ungeduldig, möchte nicht lange über die Aufnahme in Ungewißheit bleiben: „Ich bitte, entscheiden Sie so geschwind als möglich" ... In einem zweiten Briefe an denselben Adressaten nennt er sich ein Chamäleon, und es sei seinem

Freunde Alexis (Schweizer) nicht zu verdenken, wenn er ihn nicht durchschaut habe.

Denjenigen, welche der Meinung sind, daß das Genie fix und fertig vom Himmel falle und sich nur bloß zu manifestieren habe, wird der ans Befehlen gewöhnte, seinen Genossen nicht bloß überlegene, sondern auch unverständliche junge Goethe eine wahre Herzstärkung bereiten. Wir denken hierüber anders.

Wir sehen hier vielmehr die Klippe der Frühreife drohen, an welcher der junge Goethe leicht hätte scheitern können. Den anregenden Kräften hielten in Frankfurt die erziehenden nicht das Gleichgewicht. Man hat gebildet, entwickelt, was in seiner Natur lag — und es war ein Glück für seine Kindheit, daß man nicht mehr that. Eine größere Bedeutung hat auch Goethes Vater nicht für die Jugend des Sohnes; denn der Einfluß desselben ist erst in späteren Jahren von innen heraus bei Goethe kund geworden, während seine leichtfertige Jugend sich in den besten Fällen mit dem äußeren Gehorsam begnügte und die Verschiedenheit der Naturen eine tiefere Einwirkung hintanhielt. Eigentlich erzogen hat in der Frankfurter Zeit, wenn wir Dichtung und Wahrheit glauben dürfen, an ihm nur die Liebe. Indem sie ihn zu verwöhnen schien, entwöhnte ihn jenes Frankfurter Gretchen von den Unarten, die sie an ihm bemerkt hatte. Zum erstenmal legt hier die Liebe ihre bildende und erziehende Hand an Goethes Seele. Schade nur, daß wir über jenes Frankfurter Gretchen so wenig wissen, daß die Frage unentschieden bleibt, ob das Gretchen im Faust die Lust zu katechisieren von ihrer Frankfurter Namensschwester überkommen hat oder ob dieser Zug nicht mit anderen aus der Faustdichtung in das Leben übertragen wurde. Vielleicht hatte Goethe in Dichtung und Wahrheit das künstlerische Bedürfnis, den bildenden Einfluß, welchen die Frauen auf sein Leben gehabt haben, in jenem ersten Verhältnis anzudeuten, wie seine Worte zu sagen scheinen: „Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an euch zu bilden gedenkt, erregt kein Behagen, indessen eine Frau, die euch bildet, indem sie euch zu verwöhnen scheint, wie ein himmlisches, freudebringendes Wesen angebetet wird."

Goethes intellektuelle Entwicklung können wir weniger sicher verfolgen als die anderer Größen des 18. Jahrhunderts, weil uns die Hauptquelle verschlossen ist. Wir pflegen sonst aus den Anforderungen, welche die öffentliche Schule an den Knaben stellt, auf seine Kenntnisse zu schließen, auch wo uns keine Zeugnisse über den Fortgang seiner Bildung vorliegen. Goethe hat bekanntlich die Schule nur kurze Zeit besucht und verdankt seinen Unterricht

zum größten Teile Privatlehrern. Um so willkommener sind die Dokumente, welche Weismann aus Goethes Knabenzeit[1] veröffentlicht hat; sie zeigen uns den jungen Goethe im Alter von sieben bis neun Jahren mit Uebungen beschäftigt, welche der Konrektor den Primanern diktierte. Und als er acht Jahre später die Universität bezog, war er auf seine Fachwissenschaft so weit vorbereitet, daß die Vorlesungen ihm nichts Neues boten. Frühe Reife war also auch hier das Resultat.

Und mit der Entwicklung des Menschen Goethe hält hier wie späterhin die des Dichters gleichen Schritt. Auch der Dichter durfte es zunächst als ein Glück erkennen, daß er in Frankfurt geboren war. Frankfurt spielte im 18. Jahrhundert, in der Zeit, in welcher der sächsische Geschmack herrschte, keine Rolle in der Litteratur; unter dem Jahre 1763 bemerkt Goethes biographisches Schema: „Zurück in der Dichtkunst." Auch der Buchhandel hatte in Frankfurt längst seine Bedeutung verloren; Goethe klagt nach seiner Rückkehr aus Leipzig, daß er Neuigkeiten erst ein Vierteljahr nach der Messe zu Gesicht bekomme, und der Verlagsort „Frankfurt und Leipzig", welchen so viele Drucke des 18. Jahrhunderts aufweisen, ist bekanntlich in den meisten Fällen fingiert, um den wahren zu verbergen. Je weniger aber der sächsische Geschmack und die Aufklärung in Frankfurt Wurzel faßten, um so länger erhielten sich hier die Ueberreste der älteren deutschen Dichtung. Die in Frankfurt gedruckten Volksbücher und Chroniken, welche die aufgeklärten Sachsen längst unter die Bank geworfen hatten, liest der junge Goethe mit Andacht und Verehrung, wie er in seinen ersten Tagen den Märchenerzählungen der Mutter lauschte, während man in Sachsen solche „Ammenmärchen" verspottete. Goethes Dichtung entspringt deshalb eben dort, wo die Dichtung der Völker und Nationen ihren Anfang nimmt: in Mythus, Sage, Märchen. Seine Mutter stellt ihm die Elemente unter der Gestalt von schönen Prinzessinnen vor und leitet ein Märchen ein, welches der Sohn fortdichtend zu Ende führt. Später bethätigt er am Puppen- und Kindertheater sein kindliches Talent.

Aber auch hier sollte die Anregung zu Goethes Glück keine einseitige bleiben: sofort findet sich wiederum ein Gegengewicht. Der siebenjährige Krieg bringt die Franzosen nach Frankfurt; der junge Goethe empfängt die Einflüsse der französischen Bildung nicht

[1] Weismann, „Aus Goethes Knabenzeit" 1757—59... Frankfurt a. M. 1846. Diese von Weismann herausgegebenen „Labores juveniles" sind offenbar mit den „Juvenilia" identisch, von welchen Wieland bei Böttiger (Litt. Zust. u. Zeitgen. I, 216) erzählt.

auf dem Umwege über Leipzig, sondern sogleich aus der ersten Hand. Er lernt das Theater der Franzosen, er lernt ihre Kritik kennen; der Name des Knaben De Rosne, mit welchem die Erzählung in Dichtung und Wahrheit diese Dinge in Verbindung bringt, ist in unseren Briefen verbürgt.

Die Dichtungen Goethes aus der letzten Frankfurter Zeit zeigen die Richtung auf das Große, Pathetische. Zwar sagt uns Goethe selbst, daß er mit großer Leichtigkeit reimlose anakreontische Gedichte verfaßt habe, aber von diesen hat sich außer ein paar in das Stammbuch eines Freundes geschriebenen und nur zur Hälfte Goethe angehörenden Versen keine Spur erhalten. Und doch lag diese Richtung seinem Talente weit näher als die entgegengesetzte, welche er aus zwei Gründen einschlug. Einmal: er galt etwas als Dichter in Frankfurt, er imponierte auch als Dichter seinen Genossen. Unsere Briefe zeigen das klärlich: die beiden einzigen von ihm zurückgelassenen Sachen werden von seinen Freunden wider seinen Willen in die Oeffentlichkeit befördert; man spielt seine sentimentale „Armine“ und man läßt seine „Höllenfahrt“ in einer „vermaledeiten Wochenschrift“ drucken. Das stärkt seinen Mut. Jedesmal in seinem Geburtsmonat August schreibt er den dichterischen Ertrag des Jahres in einen Band von 500 Seiten in groß Quart zusammen, ohne Auswahl und Sichtung, wie der maßlose Umfang deutlich macht. Er wagt sich kühn und selbstbewußt an die größten Gattungen, welche damals bearbeitet wurden: an das biblische Epos und an das biblische Drama ... Und diese Gattungen sucht er noch aus einem zweiten Grunde: In Frankfurt fehlt der Sinn für das Anmutige und Zärtliche, man weiß (wie überall, wo der Geschmack zurückgeblieben ist) nur das Große und Erhabene zu schätzen, man schwärmt für Richardson, und Goethe selbst liest die „Geschichte des Grafen von P*“, eine deutsche Richardsoniade von Pfeil, welche von den widerwärtigsten Greueln strotzt.

Kurz: Goethe ist am Schlusse seines Frankfurter Aufenthaltes, direkt oder indirekt, ein Schüler und Nachahmer Klopstocks. Seine „Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“, mit dem charakteristischen Zusatze „Auf Verlangen entworfen“, sind eine oft recht nüchterne Nachahmung der weitschweifigen, in langen Strophengebäuden eingangs dahinfliegenden, dann am Schlusse dahinschleichenden christlichen Oden Cramers und J. A. Schlegels. Der biblische Joseph, welcher sich selbst die Vorzüge prophezeit, die ihn über seine Familie erheben sollten, war von Jugend auf eine Lieblingsgestalt des jungen Goethe, welchen wir so selbst-

bewußt sagen hören: „Mit diesem mache ich den Anfang, später werd' ich mich noch mit allerlei auszeichnen"; — er wird nun der Held eines biblischen Epos in Prosa, zu welchem Klopstock und Mosers „Daniel in der Löwengrube" die Muster liefern.[1] Von anderen biblischen Gedichten: Rahel, Ruth, Selima sind uns nun wenigstens die Namen bekannt. Ein biblisches Drama Belsazar, in Alexandrinern begonnen, nimmt der junge Goethe nach Leipzig mit; das Beispiel der Tragédie classique, welche im biblischen Drama gipfelt, vereinigt sich hier mit dem Klopstocks, dessen „Salomo" das Werk eines christlichen Sophokles vorstellen sollte. Goethe griff nach dem Höchsten, wenn er es als Anfänger diesen Mustern wett machen wollte.

„Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen." Die Wahrheit dieses Satzes erfuhr Goethe sofort, als er Leipzig betrat. Der Charakter dieses Zeitraumes ist in dem einen Worte „Erziehung" zusammenzufassen, wenn man dasselbe nicht in engherzigem Sinne ausspricht und auffaßt.

Zunächst macht das Leben seinen Einfluß auf ihn geltend. Leipzig, das Klein-Paris, das seine Leute bildete, war im 18. Jahrhundert die Hochschule der galanten Lebensart. Mit guten Empfehlungen in der Tasche wartet der junge Goethe in Leipzig auf. Er ist gewohnt, sich gehen zu lassen, sich zu geben, wie er ist, und sich sogleich beim erstenmal ganz zu geben. Aber so leicht wie in Frankfurt gewinnt man in Leipzig seine Leute nicht! Der Weg zum Herzen ist hier der weiteste. Zuerst erkennt man an der Toilette seinen Mann; in der wunderlichen altfränkischen Tracht, welche in Frankfurt ein Bedienter des Vaters dem jungen Goethe zugeschnitten hatte, sah man in Leipzig nur den „poetischen Dorfjunker" auf der Bühne: der junge Goethe ändert seine Kleidung. Freund Horn, welcher ihm ein halbes Jahr später auf die Universität folgt, findet ihn bald darauf als Stutzer; Jerusalem, das Urbild des Werther, nennt ihn einen Gecken. Aber damit ist noch wenig geschehen! Der junge Goethe findet für die Leipziger Gesellschaft nicht den Ton, er entbehrt der gesellschaftlichen Künste, er versteht sich nicht auf das Spiel: Frau Professor Böhme nimmt ihn in ihre Schule. Seine Sprache ist nicht das gute Meißner Deutsch, welches Gottsched zum Triumphe der Leip-

[1] Ueber die Entstehungszeit des „Josef" widersprechen sich die Briefe: Goethejahrbuch 7, 56 wird er Anno 1762 angesetzt; a. a. O. 7, 73 will ihn Goethe (Oktober 67) vor noch nicht vier Jahren, also 1763, geschrieben haben. Mosers „Daniel in der Löwengrube", welcher 1763 erschienen ist, scheint die letztere Angabe zu bestätigen.

ziger als Schriftsprache durchgesetzt hatte und welches einen Ehrentitel der Leipziger Gesellschaft bildete; der oberdeutsche Dialekt, die Anwendung sprichwörtlicher und biblischer Redensarten in der Sprache des jungen Goethe geben zu hartem Tadel Anlaß. Und zuletzt sollte er noch gar seine Sympathie für Friedrich den Großen den Leipzigern zum Opfer bringen ... Goethe, durch die Angriffe auf seine Sprache in seinem innersten Wesen getroffen, zieht sich zurück. Einsam und traurig, voll übler Laune, finden ihn Frankfurter Freunde und Genossen: Horn und J. G. Schlosser, und ziehen ihn von neuem in die Geselligkeit. Aber er vertauscht jetzt die vornehmeren mit Kreisen niedrigeren Standes, in welchen ein stark studentischer Ton herrscht. Behrisch, jenes wunderliche Original, dessen Schilderung in Dichtung und Wahrheit uns lebhaft an den Shakespeareschen Mercutio erinnert, wird sein Intimus. Mit ihm verkehrt er nicht nur an der Tafelrunde des Wirtes Schönkopf, sondern auch bei den Jettchen und Fritzchen, allem Anscheine nach bei den „Mädchen, die besser waren als ihr Ruf“, von denen in Dichtung und Wahrheit die Rede ist.[1]

Aber wenn Goethe sich auch aus den Kreisen zurückzog, welche ihn so hart anließen, so war die Lektion deshalb für ihn nicht verloren. Nicht in dem, was die Leipziger ihm beibringen wollten, liegt die Bedeutung dieses Aufenthaltes für Goethe. Die Manieren, die Sprache, die Kleidung des Frankfurter Goethe sind uns sympathischer als alles, was die Leipziger an die Stelle setzten. Der Fortschritt liegt darin: daß er daran gewöhnt wird, auf sich zu achten, sich nicht gehen zu lassen, kurz: sich selbst zu erziehen. Und von dieser Selbsterziehung geben unsere Briefe fortlaufend die interessantesten Auskünfte.

Man sehe z. B., wie zuversichtlich der junge Goethe in den ersten Briefen Charakteristiken von 70jährigen Männern entwirft, welche er nur einmal gesehen und zugeknöpft gefunden hat. Oder wie bestimmt er seine Tischgenossen charakterisiert! Das Muster Rabeners und der moralischen Wochenschriften hat diese Vorliebe

[1] Behrisch wird künftighin mehr als bisher herangezogen werden müssen, wenn von den Modellen zum Mephistopheles die Rede ist. Den Hauptbeleg bildet der im Goethejahrbuch 7, 96 ff. gedruckte Brief mit dem Schlußsatze: „Kennst du mich in diesem Tone, Behrisch? Es ist der Ton eines siegenden jungen Herrn. Und der Ton und ich zusammen! Es ist komisch. Aber ohne zu schwören, ich unterstehe mich schon ein Mädchen zu verf— wie Teufel soll ich's nennen. Genug Monsieurs, alles was sie von dem gelehrigsten und fleißigsten ihrer Schüler erwarten können.“ Man vergleiche dazu Faust: „Hätt' ich nur sieben Stunden Ruh, Brauchte den Teufel nicht dazu, So ein Geschöpfchen zu verführen.“

für Charakterschilderungen großgezogen, wie Goethe damals auch eine Satire allgemeiner Art geschrieben haben will. Je länger er in Leipzig ist, desto mehr sieht er ein, wie vag eine solche Schilderei sei. Er beruft sich jetzt auf die Erfahrung, und Schwester Cornelia versichert bald darauf sehr ernsthaft, daß sich die Philosophie ihres Bruders ganz auf die Erfahrung gründe. Gemeint ist nicht mehr als jene Gattung von Lebenserfahrung, welche in Leipzig als die höchste galt und die sich in modischen Sticheleien auf die Schwächen der Mädchen und die Flatterhaftigkeit der Männer erschöpfte. Von diesem Gespötte fließen die Briefe über, welche Goethe nach seiner Rückkehr von Leipzig geschrieben hat, und immer redet er mit der ernsthaftesten Miene eines Mannes, welcher dergleichen erlebt und erfahren hat.

Goethes Briefe an seine Schwester sind ein getreues Abbild der Schule, welche er selbst in Leipzig durchzumachen hatte. Es ist die Art des lernenden Schülers, daß er sofort wieder lehren und Schule machen will. So sind auch Goethes Briefe an die Schwester durchaus anweisender, lehrhafter Art. Was er selber eben mit Mühe und Not, oft gegen seinen Willen, gelernt hat, das fordert er nun diktatorisch von seiner Schwester. Als erstes Zeichen eines gebildeten Menschen gilt in Leipzig, gute Briefe zu schreiben. Lessing unterrichtet von der Schule zu St. Afra her, Goethe von der Universität Leipzig aus die Schwester im Briefschreiben; es wundert uns gar nicht, daß beide dieselbe Maxime empfehlen. „Schreib wie du redest, so schreibst du schön“ — denn das ist die Anweisung Gellerts, welche Lessing und Goethe genau befolgen [1]... Aber er geht noch weiter und korrigiert ihre Sprache: „Abzwacken,“ sagt er, „ist kein Briefwort;“ wir hören den Tadel Gellerts gegen niedrige Ausdrücke der Umgangssprache und den Tadel der Leipziger gegen das Oberdeutsche heraus, welchen Goethe stündlich in Leipzig erdulden mußte... Auch die gesellschaftliche Erziehung soll für die Schwester nicht verloren gehen; sie soll tanzen, Karten spielen, sich putzen lernen. Er verhehlt nicht, daß er alles das selbst nicht liebe — aber können muß man es! Er entwirft das Bild eines Mädchens, das zum erstenmal in die Gesellschaft geht und wie sie sich in ihr benimmt... Er sorgt end-

[1] Gellerts „Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen“ erschienen zuerst 1751. Gellert empfiehlt in erster Linie, natürlich zu schreiben. Er schließt mit der Bitte an seine Schüler, „daß sie sich beizeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart gewöhnen und daß sie sich ihre Aufsätze von guten Freunden und Kennern beurteilen lassen“. Zu einem solchen Kenner spielt sich auch Goethe der Schwester gegenüber auf.

lich auch für die Lektüre, verbietet die verstiegenen Romane, empfiehlt als dem Leben näher stehend den englischen Zuschauer, französische und englische Dichtungen. „Mädchen bilden" ist ihm eine wahre Freude; die Schwester soll auch der „lieben" Lisette Runkel etwas von seinen Lehren zukommen lassen, und er hat nicht übel Lust, nach seiner Rückkehr Mädchenlehrer in Frankfurt zu werden.

Und wie im Leben, so auch in der Litteratur. Auch hier kommt Goethe mit dem stärksten Selbstbewußtsein nach Leipzig. „Wir Poeten", „wir Gelehrte" klingt es in seinen ersten Briefen nach der Heimat. Aber bald redet er recht gedemütigt und kleinlaut: von der Thorheit, sich für einen Poeten zu halten, ist er, wie er schreibt, ganz zurückgekommen; er hat in Leipzig einsehen gelernt, daß man viel sein muß, um etwas zu sein. Er habe sich eingebildet, schon fliegen zu können:

„Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Vor meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen."

So zaghaft steht er den großen Männern Leipzigs gegenüber! Die Kritik, welche Gellert und Clodius seinen jugendlichen Versuchen zu teil werden lassen, entwaffnet ihn völlig. Clodius verurteilt ein auf die Hochzeit seines Oheims Textor (im Februar 1766) verfaßtes Hochzeitsgedicht wegen Ueberaufwandes an Mythologie. Ein halbes Jahr hinaus verliert der junge Goethe allen Mut zur Dichtung, und auch von November 1766 bis Mai 1767 hat er, nur auf Befehl seiner Mädchen, kaum fünfzehn Gedichte gemacht. Und im Oktober 1767 legt er freudig das Geständnis ab, er sei „Gott sei Dank noch écolier per omnes casus". Er schämt sich nun seiner Frankfurter Arbeiten, die ihn nur prostituieren könnten. Er verbrennt seine biblischen Sachen samt dem noch in Leipzig fortgesetzten Belsazar. Allmählich bricht sich, durch die Anwesenheit des Frankfurters Schlosser begünstigt, die bescheidene Ueberzeugung Bahn, welche mit dem früheren Selbstbewußtsein in schroffem Gegensatze steht: daß er einige Eigenschaften besitze, die zu einem Poeten erfordert werden, und daß er durch Fleiß einmal einer werden könnte . . . Von diesem Fleiße geben seine Leipziger Lieder Zeugnis; eines davon, das Hochzeitslied, hat er dreimal umgearbeitet.

Die sächsische Litteratur, der Meißner Geschmack wird Goethe nun Muster und Gesetz; nach Frankfurt schreibt er sehr verächt-

lich: „Draußen bei euch residiert die Dummheit ganz feste noch." Vergebens setzen ihm Frau Böhme die Weißeschen „Poeten nach der Mode", Morus und Gellert die schöne Litteratur überhaupt herab; seine Briefe an Cornelia zeigen, wie befangen er in dem sächsisch-französischen Geschmacke ist. Boileaus Lutrin, das Vorbild seines gefeierten Zachariä, empfiehlt er zur Bildung des Geschmackes, und mit Boileau urteilt er über den Tasso ab, der ihm zu gotisch ist; erst allmählich läßt er sich, wiederum durch einen Franzosen: Marmontel, zu einem billigeren Urteil bekehren.

Eine entscheidende Direktion hat Goethe in Leipzig noch auf einem anderen Gebiete erhalten: in der bildenden Kunst. Durch den Preßburger Oeser wurde er mit den Lehren Winckelmanns bekannt gemacht, und andächtig wiederholt er bald darauf in einem Brief, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und stille Größe. Lessings Laokoon (1766) kam gleichzeitig hinzu und die griechische Kunst wurzelte fest in Goethes Herzen. Das war eine bleibende Errungenschaft, welche Goethe für alle Zeit hin von den übrigen Stürmern und Drängern unterschieden hat: die Forderung des Maßes, das Verständnis für griechische und Raphaelsche Grazie hat er allein unter allen niemals oder höchstens für Augenblicke aus den Augen verloren . . . Ergänzend trat ihm von dieser Seite auch Wieland nahe; aus derselben Hand, welcher er Winckelmanns Lehren verdankte, erhielt er die Aushängebogen der „Musarion". Der Geist und die graziöse Form der Griechen schien ihm hier wieder lebendig geworden. Kein Wunder, daß die graziöse Anmut jetzt auch sein Streben in der Dichtung wird!

In deutlichem Gegensatze zu der Kritik der Gellert und Clodius, welche ihm bloß zeigte, daß er fehlte, nennt Goethe in einem Briefe Oeser, Wieland und Shakespeare als seine ersten Lehrer, welche ihn auch angeleitet hätten, wie er es besser machen könnte. Unsere Briefe bieten die Gewähr, daß Goethe schon in Leipzig Shakespeare im Originaltext, den er gern citiert, gelesen hat. Aber wie wenig über Wieland hinaus er im Verständnis Shakespeares gelangt ist, das verrät eine beiläufige Stelle. Verächtlich schreibt er gelegentlich an Behrisch: „Ich jammerte ein Dutzend Allegorien im Geschmack von Shakespeare, w e n n e r r e i m t" — so abfällig urteilt auch Wieland über die gereimten Stellen bei Shakespeare; er meint, Shakespeare fühle sich in den Fesseln des Reimes so sehr beengt, daß die gereimten Stellen im Drama oft ganz ohne Sinn und Zusammenhang seien; er erlaube sich jeden Unsinn und jede Unverständlichkeit, um sich nicht zu lange auf einen Reim besinnen zu müssen u. s. w.

Und noch ein anderer Großer des Jahrhunderts, das wissen wir jetzt, ist Goethe schon in Leipzig aufgegangen: Rousseau. Denn eine Reminiszenz aus Rousseaus Schriften liegt in der folgenden Stelle deutlich vor Augen: „Die Mlle. Breitkopf habe ich fast ganz aufgegeben, sie hat zu viel gelesen, und da ist Hopfen und Malz verloren. Lache nicht über diese närrisch scheinende Philosophie, die Sätze, die so paradox scheinen, sind die herrlichsten Wahrheiten, und die Verderbnis der heutigen Welt liegt nur darinnen, daß man sie nicht achtet. Sie gründen sich auf die verehrungswürdigste Wahrheit: Plus que les mœurs se raffinent, plus les hommes se dépravent." Und dazu noch ein stilistischer Anhaltspunkt. Goethe schließt einen Brief mit den Worten: „So wird's sein, morgen, übermorgen und immerfort." Hier ist der Schluß eines Briefes aus der Nouvelle Héloïse nachgebildet (Le lendemain, le surlendemain et toute sa vie), welchen Goethe noch in Dichtung und Wahrheit in ungenauer Erinnerung hatte.[1] Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, gewinnen die Briefe Goethes an Behrisch, welche seine Liebesleiden im Verhältnis zu Aennchen Schönkopf schildern, eine litterarische Bedeutung; sie sind die ältesten Nachbildungen des Stiles der Nouvelle Héloïse durch Goethe, die erste unvollkommene Vorübung zum Werther. Mit dem Werther selbst freilich in keiner Weise zu vergleichen! — Unter der Sucht, große Empfindungen, starke Erschütterungen zu erleben, leidet die Wahrheit des Erlebten und Erzählten; und trotz Szenen voll von Fieberhitze der Leidenschaft, trotz dem aufgewandten Pathos glauben wir nicht an die Tiefe dieser Liebesleidenschaft. Noch versteht sich der Seelenmaler Goethe nur auf die starken und heftigen Aeußerungen; die feineren Züge fehlen.

Dieser geänderte Charakter seines Leipziger Aufenthaltes hat auch eine Wandlung in Goethes dichterischer Entwicklung zur Folge.

Zunächst prägt sich die Lernbegierde in den Briefen aus der ersten Zeit seines Leipziger Aufenthaltes kräftig aus. In den verschiedensten Versarten versucht er sich in einem und demselben Briefe. Ungesucht wird ihm ein Selbstbekenntnis zum kleinen anakreontischen Gedicht mit epigrammatischem oder refrainartigem Schluß; absichtlich kleidet sich dann wieder eine Charakteristik Gottscheds in Hexameter; den Alexandriner, gegen welchen er eben geeifert hat, wendet er dann doch wieder in demselben Briefe an; und er macht sich auch die modernste Versart, den fünffüßigen Jambus,

[1] Vgl. Erich Schmidt, „Rousseau, Richardson, Goethe" 123 f. — Im biographischen Schema heißt es unter dem Jahre 1761: „Nouvelle Héloise kommt heraus — ich las sie später."

zu eigen. Spielend übt er sich in allem, und man fühlt, wie er hier in Leipzig, wo das berufsmäßige Poetentum zu Hause war, sich sogleich als einen vom Fache, das Dichten aber als sein Handwerk betrachtet.

Da fährt die Kritik der Gellert und Clodius dazwischen und sein kühner Mut ist auf längere Zeit gelähmt. Und als er sich wieder ans Dichten wagt, beginnt er ganz klein, von unten auf.

Zwar der Clodiusschen Kritik seines Gedichtes auf die Hochzeit des Oheims Textor, welches wegen seines Ueberaufwandes an Mythologie verurteilt wurde, werden wir einen so großen Einfluß auf Goethes Lyrik nicht zugestehen, als Goethe selber ihr in Dichtung und Wahrheit zuschreibt, wenn er seitdem alle antiken Götter außer Luna und Amor aus seinen Gedichten verbannt haben will. Goethe fühlt hier das Bedürfnis, zu Gunsten wirksamerer Erzählung eine innere Wandlung an ein äußeres Erlebnis anzuknüpfen, wie er in Straßburg sein letztes französisches Gedicht mit dem abfälligen Urteil eines Franzosen in ursächlichen Zusammenhang bringt. Beide Male liegt die Ursache vielmehr innerlich: Herders Einspruch gegen den Gebrauch der antiken Mythologie in den Fragmenten und der Hinweis auf das Volkslied haben ihn von der antiken Mythologie, und ein berühmtes Kapitel derselben Herderschen Fragmente hat ihn von der Dichtung in fremden Sprachen abgebracht.

Aber ein anderes tritt auffällig hervor: Goethe war in Frankfurt Gelegenheitsdichter in gutem und bösem Sinne. Seine Dichtung zeigte früh den geselligen Zug, welcher ihr immer geblieben ist. Die üble Sitte der versifizierten Liebesbriefe, Hochzeits- und Leichengedichte erhielt sich in den Reichsstädten mit anderen Altertümern länger als anderswo bis in das 18. Jahrhundert hinein; zu solchen Dichtungen nun mißbrauchten die Vettern Goethes das Talent des jugendlichen Goethe. Noch in Leipzig ist er mit dieser Gattung von Gelegenheitsdichtungen schnell zur Hand; er macht noch Neujahrsgedichte an den Großpapa und hält sich, sobald er von einer Heirat in Frankfurt hört, allsogleich bereit, seine poetischen Talente sehen zu lassen. Clodius' Kritik auf das Hochzeitsgedicht scheint ihm diese unedle Gattung verleidet zu haben, denn künftig ist von solchen Gedichten nicht die Rede.

Und weiter: Goethe schlägt nun eine Richtung ein, welche auf den ersten Blick als ein Rückschritt erscheint, bei genauerem Zusehen aber ein Einlenken in die natürliche Bahn bedeutet, welche seinem Talent gemäß war. Der entmutigende Tadel der Leipziger Kritiker und der in Leipzig herrschende Geschmack wiesen ihn gleich-

mäßig von den großen und erhabenen Gattungen zurück zu den leichteren und gefälligen.

Zunächst zeigt sich dies in der Lyrik. Hier hatte er in Frankfurt, direkt oder indirekt, als Schüler Klopstocks begonnen. Noch in Leipzig dichtete er Oden, Dithyramben, Elegieen nach dem Muster Klopstocks. Seine abreisenden Freunde Zachariä und Behrisch besingt er in Oden, welche wie die berühmtesten Klopstockschen Freundschaftslieder Abschiedsoden sind. Auch eine Ode „Auf das Vaterland" hat er gedichtet und damit das zweite große Thema der Klopstockschen Odendichtung berührt; aber es zeigt uns einen Umschwung an, daß Goethe gerade diese Ode noch in Leipzig aus kritischen Gründen unterdrückte und durch eine poésie „Die Liebenden" ersetzte. Unter den zwölf Liedern, welche der durch die strenge Kritik der Leipziger gewitzigte und vorsichtiger gewordene Dichter und der kritische Beirat seiner Freunde unter allen vorhandenen Dichtungen allein für würdig erklärten, in das von Behrisch mit kalligraphischer Kunst hergestellte Liederbuch „Annette" aufgenommen zu werden, befanden sich noch drei Oden. Das Liederbuch, welches Goethe der Friederike Oeser widmete, enthält keine einzige Ode, sondern nur Lieder von leichtem anakreontischen Inhalt. Die anmutigen, naiven Gattungen der Lyrik, welche in Leipzig galten, werden nun auch Goethes Gebiet. Er beginnt da, wo alle Dichter im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts und noch darüber hinaus begannen, mochten sie nun Lessing oder Gerstenberg, Weiße oder Cronegk heißen: er fängt bei den anakreontischen Liedern von vorne wieder an. Die künstlerische und persönliche Entwicklung Goethes hält auch hier vollkommen gleichen Schritt: in Leipzig lernte er im Umgange ein Mensch unter Menschen sein; in Leipzig ist er darauf aus, ein Dichter zu werden, wie andere mehr. Lieder dieser Art enthält das älteste gedruckte Liederbuch Goethes: „Neue Lieder in Melodie gesetzt von Breitkopf," Leipzig 1770 (Oktober 69 erschienen).

Die Anakreontik hat ihren Ausgangspunkt bekanntlich in Halle: hier dichteten im Anfange der vierziger Jahre Gleim, Götz und Uz Lieder von Wein und Liebe in Nachbildung der sogenannten anakreontischen Gedichte und in reimlosen Versen. In Leipzig wurde der Charakter der Gattung wesentlich verändert. Hier bestand seit dem 17. Jahrhundert die Pflege des leichten geselligen Liedes; von Fleming und Finkelthauß bis zu Günther ist dieselbe nicht eingeschlafen, Sammlungen wie Sperontes' „Singende Muse" (mit einem Anhang Günther'scher Gedichte) hielten sie auch in späterer Zeit wach. Mit diesem leichten geselligen Liede ist die

Hallenser Anakreontik so nahe verwandt, daß eine Berührung und Vermischung der Gattungen in Leipzig nicht hintanzuhalten war. Der volkstümliche Reim wird hier auch dem anakreontischen Liede zu teil: Goethe, welcher in Frankfurt reimlose Anakreontika gedichtet hatte, bedient sich in Leipzig gleichfalls des Reimes. Volkstümliche Motive, ja solche, welche direkt an das Volkslied gemahnen, finden Eingang. Die Person des Dichters, welcher sein Publikum anredet, tritt nicht selten hervor. Goethe wendet sich in dem ersten und letzten seiner zwanzig Lieder mit der Schlußstrophe als Dichter an den Zuhörer und Leser, wie auch in den Volksliedern die letzte Strophe gern dem Dichter gewidmet ist. Ein melodiöser sangbarer Rhythmus wird wenigstens angestrebt ... Auf diese Weise stellt die Leipziger Anakreontik die Verbindung zwischen der eigentlichen antikisierenden Nachbildung des Anakreon und den verschiedensten mehr oder weniger volkstümlichen Liedergattungen her. Sie trifft zunächst mit Hagedorn zusammen und wiederum wie im 17. Jahrhundert sind Leipzig und Hamburg durch die Pflege des leichten Liedes miteinander verbunden. Sie berührt sich mit Günther und der studentischen Poesie überhaupt: Goethes „Unbeständigkeit“ erscheint als Nachbildung eines Güntherschen Liedes, obwohl direkte Beeinflussung keineswegs über allen Zweifel ist. Auch die auf dem Theater in Possenspiele eingelegten Arien und Gesänge gehören derselben Richtung an, wie denn auffällige Uebereinstimmungen schon zwischen den Kurz-Bernardonschen, auf der Wiener Hofbibliothek befindlichen „Teutschen Arien“ und einzelnen Goetheschen Liedern nachgewiesen worden sind.

Aber der Charakter des Liedes ist in der Leipziger Anakreontik keineswegs sicher festgehalten; sie stellt keine reine Gattung der Lyrik dar. Sie hat im Gegenteile viel nähere Beziehungen zu Dichtungsgattungen, welche dem sangbaren Charakter des Liedes feindlich gegenüberstehen.

Zunächst zu dem Epigramm. Viele der Goetheschen Liebeslieder laufen in eine epigrammatische Spitze aus. Man weiß jetzt, daß Goethe sich in Leipzig auch mit der Madrigaldichtung in französischer Sprache abgegeben hat.

Dann mit der Idylle: schäferliche Motive kehren allenthalben wieder; das lose Treiben der Liebenden, das Spielen mit geraubten Bändern und Küssen, die naive Koketterie der Renaissanceschäfer und Renaissanceschäferinnen, die uns heute so geziert und affektiert anmutet, zu jener Zeit aber ein bedeutender Fortschritt zu dem war, was man in den siebziger Jahren Natur nannte,

finden wir mit oder ohne schäferliches Kostüme in diesen Liedern wieder, welche Goethe selber als Schäfer an der Pleiße am Rand des Baches gesungen haben will. Die typische Scenerie ist Wiese, Bach und Sonnenschein . . . Goethe hat nicht bloß ein Schäferspiel, sondern, wie wir vermuten dürfen, auch eine Idylle „Mykon" gedichtet. Dieser in unseren Briefen zum erstenmal bekannt gewordene Titel findet seine Erklärung vielleicht in Dichtung und Wahrheit. Dort erzählt Goethe, wie er den Namen Aennchens über dem seinigen in einen Baum geschnitten habe und, als das Frühjahr darauf der obere Name den seinigen mit Pflanzenthränen benetzte und er sich erinnerte, wie oftmals Aennchen über seine Untreue Thränen vergossen habe, habe er eine Idylle verfaßt, die er nie ohne innere Rührung lesen und ohne Rührung anderen vortragen können.

Mit der Idylle zeigen wiederum die Rollenlieder Verwandtschaft, welche Goethe nach Art der Operettenlieder Weißes gedichtet hat. Gerade in der Zeit von Goethes Leipziger Aufenthalt erntete Weiße mit den ersten nach französischem Muster gearbeiteten Operetten seine großen Erfolge. Der Gegensatz von Stadt und Land, welcher bei Weiße noch einen idyllischen Anstrich hat, aber auf den großen Zwiespalt zwischen Natur und Unnatur bei Rousseau harmlos vorbereitete, liegt auch einem Goetheschen Liede zu Grunde. Das frühe Erwachen der Triebe, ein Lieblingsmotiv dieser ländlichen Singspiele, berührt er, wenn er über die Liebe der Knaben, die noch im Donat lesen, spottet, oder wenn er ein Mädchen einführt, das sich bald einen Mann wünscht. Auch hier wird durch die Briefe unsere Erkenntnis erweitert: wir wissen nun, daß Goethe, der in Frankfurt die französischen Singspiele im Original aufführen sah, welche Weiße seinen Bearbeitungen zu Grunde legte, auch französische Lieder im air de Vaudeville gedichtet hat.[1]

[1] Ein anderes Thema, welches den Singspielen der siebziger Jahre geläufig ist, hat Goethe später aufgegriffen. Diese Singspiele gedenken gern der Not und Plackerei, welche jeder auf Erden durchzumachen hat, und geben Ratschläge, wie dieselben abzustellen oder zu ertragen seien. Man lese die beiden folgenden Arien aus Weißes „Der Teufel ist los":

1. „Das allerbeste Weib bleibt doch
Des Mannes ärgste Plage.
Doch quält sie ihn mit Zank und Schrein,
So häng' er ihr den Brotkorb hoch,
Und sorge, ihr mit jedem Tage,
Den Rücken zehnmal abzubläun."

Die nächste und innigste Verwandtschaft aber hat die Leipziger Anakreontik zu der Satire, welche die Lieblingsgattung der Leipziger Dichter in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war. Die moralischen Wochenschriften, die Rabenerschen Satiren, die typischen Charaktere des sächsischen Lustspiels, die Gellertschen Fabeln — alle diese Gattungen dienen nur der Welt- und Menschenkenntnis der Kleinpariser zum Ausdruck; sie enthalten alles das in Summa, was man in Leipzig „Erfahrung“ nannte. Der junge Goethe erwähnt Rabeners in seinem ersten Brief; er empfiehlt seiner Schwester an Stelle der Richardsonschen Romane den englischen „Zuschauer“ zur Lektüre; er entwirft nicht nur in seinen Briefen kleine Charakterbilder, sondern wir wissen jetzt auch, daß er eine Satire auf allgemeine Fehler geschrieben hat. Im Epigramm und in einer bestimmten Form des Liedes faßte man die weitschweifigen Charakterbilder der Wochenschriften und Satiren ins knappe und kurze zusammen. Eine Reihe von Strophen führen typische Fälle vor und werden untereinander mittels des Refraines verbunden; oder man wählt die noch knappere Form

2. „Ohne Müh ist selten Brot;
Freude selten ohne Not;
Nie ein Ehmann ohne Plage;
Kinder niemals ohne Klage:
Doch wünscht jede, so wie ich,
Brot und Mann und Kinder sich.“

Mit der zweiten der zitierten Strophen vergleiche man den Wechselgesang zwischen Erwin und Bernardo in der ersten Fassung von Goethes „Erwin und Elmire“:

1. „Auf dem Land und in der Stadt
Hat man eitel Plagen.
Muß um 's bißchen, was man hat,
Sich mit'm Nachbar schlagen
Rings auf Gottes Erde weit
Ist nur Hunger, Kummer, Neid,
Dich hinaus zu treiben.“

2. „Erdennot ist keine Not,
Als dem Feig' und Matten.
Arbeit schafft dir täglich Brot,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne scheint,
Find'st ein Mädchen, find'st einen Freund,
Laß uns immer bleiben!“

Weiße gibt die Not des Lebens zu: jeder trägt sie aber gern um der Freuden willen. Goethe leugnet sie; seine Kräfte brauchen, heißt nicht sich quälen, sondern ist und schafft Genuß. Das ist Geist des Sturmes und Dranges und Ausdruck der hohen Lebensführung, welche Goethe seit 1773 bethätigte.

der volkstümlichen Priamel, in welcher ein Schlußsatz die verschiedenartigsten Vordersätze zu einem Ganzen verbindet; oder die Einkleidung ist wie in Goethes erstem Liede die eines Neujahrswunsches, in welchem jede Strophe einem anderen Typus oder Stande Glück wünscht. So finden wir in diesen Goetheschen Liedern kurze Charakteristiken des Misogynen, Misanthropen, des Eifersüchtigen, des Ehemannes, des Witwers u. s. w. Manches ist nicht besser als anderswo in der geschilderten Leipziger Litteratur; anderes verrät den jungen Goethe. Wie geschickt wird z. B. der Wechsel von Sonnenschein und Unmut in dem Gesichte des Misanthropen mit wenigen Strichen gezeichnet:

„Erst sitzt er eine Weile
Die Stirn' von Wolken frey;
Auf einmal kommt in Eile
Sein ganz Gesicht der Eule
Verzerrtem Ernste bei."

Namentlich die modische Stichelei auf die Schwächen des weiblichen Geschlechtes, ihre Putzsucht und Ziererei, und auf den Verkehr der Geschlechter überhaupt, die Veränderlichkeit und der Wankelmut in der Liebe, gibt das Thema für Gedichte dieser Gattung ab; dadurch zeigt man sich als Dichter der die Welt und die Menschen kennt. Geradeso wie in seinen Liedern räsonniert Goethe auch in den Briefen an Freunde und Freundinnen über die Schwächen der Mädchen.

Die Satire der Leipziger Dichter und Goethes ist unpersönlich: zur persönlichen Persiflage bedient man sich der Parodie. Auch in dieser schließt sich Goethe unmittelbar an Leipziger Vordermänner an. Seine Parodie auf Clodius bringt er selbst im biographischen Schema mit Cronegks und Rosts Angriffen auf Gottsched in Verbindung. Wie Rost und die Leipziger Parodie überhaupt, so schließt auch Goethe sich an ein theatralisches Ereignis an. Sein Gedicht „An den Kuchenbäcker Hendel", die Revanche für die Kritik des Hochzeitsgedichtes, verspottet die hochtrabenden Prunkworte in dem Prologe, welchen Clodius zur Feier des Friedrichstages (5. März 1767) gedichtet hatte:[1] die feierliche Anrede an den Fürsten wird in eine Apostrophe an den Kuchenbäcker Hendel umgewandelt; wie Clodius mit den Worten

[1] Daß nicht, wie Goethe angibt, der Prolog zu der Eröffnung des neuen Leipziger Theaters, sondern Clodius' „Rede, am Friedrichstage in Leipzig, den 5ten März 1767 gehalten" der Goetheschen Parodie zu Grunde liegt, werde ich an einem anderen Orte zeigen.

„Und Friedrichs Tempel ist des Unterthanen Herz", so schließt Goethe „Und Hendels Tempel ist der Musensöhne Herz." Noch näher schloß sich ein leider verlorener Prolog auf Clodius' „Medon", welcher wegen der vielen Wohlthaten, die nichts kosteten, und der hohen Gesinnungen, hinter denen nichts steckte, verspottet wurde, an Rost an. Er war wie Rosts Epistel des Teufels an die Kunstrichter in Knittelversen abgefaßt: hier hat sich Goethe zuerst des Knittelverses bedient, und hier hat er auch den Hanswurst zum erstenmal wieder zum Leben zu erwecken gesucht. Es verdient beachtet zu werden, daß Goethe gerade in einer Parodie auf den Gottschedianer Clodius zum erstenmal auf die ältere Form des Drama zurückgreift, welche durch Gottsched endgültig beseitigt worden war.

Goethes neue Lieder schließen sich getreu an die Leipziger Anakreontik an, und niemand würde die Breitkopfsche Sammlung, falls nicht seine Autorschaft verbürgt wäre, als ein Werk des jungen Goethe ausfindig machen. Die Uebereinstimmungen gehen von dem Aeußerlichsten: Versmaß, Wortschatz und Stil bis zu dem Innerlichsten durch ... Aber bei näherer Betrachtung findet man doch, hier weniger deutlich dort deutlicher, die Spuren des jungen Goethe.

Zuerst in einem sehr wichtigen und wesentlichen Punkte. Die Anakreontik ist im ganzen eine recht verlogene Lyrik, welcher der Stempel der Unwahrheit schon von vornherein auf die Stirne gedrückt wird. Eine ganze Reihe von Voraussetzungen sind für diese Dichter typisch und gleichmäßig für alle unwahr. Sie fingieren zunächst bloß für Freunde und Mädchen zu dichten, welche ihr Publikum bilden und ihre Lieder nachsingen. Sie verzichten, im Gegensatze zu den Sängern hoher Klopstockscher Oden, auf den Ruhm der Nachwelt für ihre kunst- und mühelosen Gesänge. Aber hat so ein Dichter einmal ein Dutzend solcher gereimter Eintagsfliegen beisammen, dann läßt er trotz dieser Fiktion das große Publikum keinen Tag darauf warten — daher die ungeheure Ueberschwemmung namentlich des Leipziger Büchermarktes mit anonymen Sammlungen anakreontischer Gedichte ... Noch schlimmer ist es mit der Wahrheit des Inhaltes dieser Dichtungen bestellt: Die Dichter singen von Wein und Liebe, sie gefallen sich in einem losen Liebesgetändel, in welchem das flüchtig gestohlene Mäulchen, das durch Zufall oder Absicht beiseite geschobene Halstuch, der nur halb verdeckte Busen die Hauptrolle spielen. Aber diese Dichter bekennen sich selbst, um jede üble Nachrede zu vermeiden, als Wassertrinker und wollen ihre Doris, Climene u. s. w. im Leben weiter nicht kennen.

Auch Goethes „Neue Lieder“ sind von solchen unwahren, fiktiven Zügen nicht frei. Die Lieder, welche er in einem Briefe an Friederike Oeser „Ohne Kunst und Mühe am Rand des Baches entsprungen“ nennt, haben ihn, wie die Ueberarbeitungen zeigen, Mühe genug gekostet. Auch Goethe betrachtet Jünglinge und Mädchen, welche seine Lieder nachsingen, als sein Publikum, das er wiederholt anredet. — Aber schon hier macht sich der Unterschied bemerkbar. Bei Goethe beruht die Fiktion auf Wahrheit. Er hat wirklich nur Freunde und Freundinnen in Leipzig und Frankfurt zu Zuhörern; wir kennen jetzt sein Publikum ganz genau: zwölf Lesern und zwei Leserinnen (Aennchen und Friederike Oeser) hat er seine Gedichte mitgeteilt, und er fügt gar selbstbewußt, als ob er sich vor übergroßem Ruhm zu fürchten hätte, hinzu: „Und nun ist mein Publikum aus, ich liebe gar den Lärmen nicht.“ Wirklich ist seine Sammlung zunächst Handschrift geblieben und auch später, was nicht zu übersehen ist, sind die Lieder nur der Noten wegen und, wie üblich, ohne den Namen des Dichters gedruckt worden.

So finden wir hier, wo die Tradition gerade im Gegenteile zum fiktiven und zum falschen Scheine verleitete, bereits die Richtung „dem Selbsterlebten eine poetische Gestalt zu geben“ bei Goethe hervortretend. Das Genie des zukünftigen größten Lyrikers deutscher Nation zeigt sich zunächst im Anschlusse seiner Dichtung an wirkliche Erlebnisse, wodurch sich naturgemäß eine größere Wahrheit und Innigkeit des Tones ergibt. Der Wein, den er nicht oder nur wenig kennt, spielt in seinen Gedichten gegen alle Tradition gar keine Rolle; die Liebe, welche er kennt, spielt dagegen eine sehr große. Und seine Liebeslieder gründen sich auf ein wahres und wirkliches Verhältnis: denn wenn er sich der Schwester gegenüber auf Weißes Entschuldigung beruft und den Mädchen seiner Lieder keine wirkliche Existenz zuerkennen lassen will, so ist hier die Rücksicht auf das Vaterhaus ebenso leicht zu durchschauen, als wenn er den Titel des Liederbuches „Anette“, welcher die Geliebte beim Namen nennt, auf die harmloseste und zugleich gezwungenste Weise auslegen will. Goethe geht über die Tradition hinaus, indem er in seinen Liedern die Renaissancenamen vermeidet; er wagt noch nicht die Geliebte beim wahren und wirklichen Namen zu nennen; „Mädchen,“ „Mein Mädchen,“ „Mädchen das wie ich empfindet“ u. dgl., so redet er sie an. Aber wir finden den ganzen Charakter seines Verhältnisses zu Aennchen Schönkopf in den Leipziger Liedern wieder: die Unbeständigkeit, Launenhaftigkeit, Spott- und Necksucht von beiden Seiten; wir erkennen unseren

Goethe selber in dem Misanthropen mit dem Eulengesichte wieder, welches ihm die rasch wechselnde Stimmung in seinem Verhältnis zu Aennchen oft aufzwang. Auch das Getändel und Gekose erhält durch Einflechtung erlebter Züge mehr Wahrheit und Leben: die Küsse im Vorbeigehen klatschten zwischen Thür und Angel im Schönkopfschen Hause und die Situation, in welcher Aennchen sich besonders gefiel: wenn sie die Füße des Geliebten zum Schemel der ihrigen machte, halten die Gedichte gleichfalls fest.

In der Scenerie seiner Dichtungen dagegen finden wir nirgends Bezug auf wirkliche Lokalitäten. Während er in den Oden an Behrisch deutlich auf die Oktobernebel Leipzigs anspielt und die Orangerien und Taxusgänge der reichen Leipziger Kaufherren Verwertung finden, bilden in den Liedern Wiese, Bach und Sonnenschein die typische Dekoration. Nur dort, wo er dunklere Farben aufträgt, Mond- und Nebellandschaften oder den Wald schildert, kehrt er sich von den Anakreontikern, welche das Helldunkel nur ganz oberflächlich zu behandeln verstehen, zu den Dichtern der ernsteren Klopstockschen Richtung. Und hier tritt wohl gelegentlich einmal ein feineres Naturbild hervor, welches uns wiederum den jungen Goethe verrät:

„Und die Birken streu'n mit Neigen
Ihren süßsten Weihrauch auf."

Auch in den epigrammatischen Dichtungen verrät uns oft ein kleiner Zug die Gegenwart Goethes. Die Anakreontik liebt das Spiel mit bildlichen Vertretern der „Grazie des Kleinen": der Schmetterling kommt auch bei Goethe als Sinnbild der Veränderlichkeit, aber auch der Unsterblichkeit vor, Amor ist der Held des Hochzeitliedes u. s. w. So führt er in „Die Freuden" einen Wasserpavillon, eine Libelle, ein: der von dem wechselnden Farbenspiel unbefriedigte Beobachter fängt die Libelle, um sie genauer zu betrachten, und findet ein traurig dunkles Blau! Wie spricht sich in diesem Protest gegen die Zergliederer ihrer Freuden die ganze Frohnatur des jungen Goethe aus, welcher den Grundsatz der Frau Rat erbte: alle Freuden aufzuhaschen, aber sie ja nicht zu anatomieren. Noch später (z. B. in „Ein Gleichnis", der junge Goethe 2, 19 f.) hat Goethe denselben Gedanken gern geäußert.

Es ist übrigens wohl zu beachten, daß die „Neuen Lieder" erst in Frankfurt druckfertig gestellt wurden, in einer Zeit in welcher, wie sich zeigen wird, Goethes Lyrik innerlich sich zu verwandeln begann. Von den Leipziger Liedern, welche uns in mehreren Fassungen handschriftlich bekannt geworden sind, bedeutet oft jede

Fassung einen neuen Fortschritt. Das oben angeführte Naturbild z. B. tritt erst in der letzten Ueberarbeitung auf. Noch deutlicher ist der Unterschied bei dem „Hochzeitslied"; dieses entfernt sich in der ersten Fassung, welche unsere Briefe enthalten, kaum in einem Zuge von den Liedern, in welchen Amor bei Gleim und Jacobi als Held erscheint; es bietet den hervorragendsten Beleg dafür, daß Goethe sich nicht bloß von der Leipziger, sondern auch von der Halberstädter Anakreontik beeinflussen ließ, welche der antikisierenden Richtung der Hallenser näher steht und in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre in ihrer Blüte stand — die glühende Sinnlichkeit aber, welche dem Goetheschen Liede in der letzten Fassung innewohnt und Jacobis verstohlenes Feuer in helle Flammen aufschlagen läßt, ist die Frucht einer zwar nahen, aber immer doch späteren Zeit.

Goethe selber deutet eine Wendung in seiner Empfindung für das Lyrische nach seiner Rückkehr von Leipzig an. Er erzählt in Dichtung und Wahrheit, die Leipziger Lieder hätten ihm zu gering, zu kalt und zu trocken, und besonders, was die Zustände des menschlichen Herzens ausdrücken sollte, zu oberflächlich geschienen. In der That zeigen diejenigen unter den „Neuen Liedern", welche nach der vorausgesetzten Situation (der Dichter ist fern von der Geliebten) auf Entstehung in Frankfurt nach Goethes Rückkehr von Leipzig schließen lassen, einen ernsteren, tugendsameren und lehrhafteren Ton. Unschuld und Tugend sind die Schlagworte; Biron und Pamela, die Heldinnen Richardsons, werden als Muster vorgestellt. Kurz sie nähern sich wieder mehr dem Tone, welcher in Frankfurt am meisten gefiel ... Aber dieser Rückschritt war dieses Mal ein Fortschritt: denn die ganze folgende Entwicklung der Goetheschen Lyrik bis zu den Sesenheimer Liedern zeigt uns eine langsame und allmähliche Vertiefung der dem volkstümlichen Liede sich nähernden Formen der Anakreontik; alle anderen Spielarten läßt Goethe fallen, das sangbare Lied sucht er mit tieferem Empfindungsgehalte anzufüllen.

Dieser tiefere Empfindungsgehalt ist seiner Lyrik aus denselben Regionen zugeflossen wie der Dichtung des 18. Jahrhunderts überhaupt. Wir fühlen uns heutzutage bei den Worten Mystik und Pietismus an einer schadhaften Stelle berührt: wir kennen diese Richtungen bloß mehr als seelische Krankheitserscheinungen. Im vorigen Jahrhundert waren sie für jeden, der nicht an den Centralpunkten der Aufklärung aufwuchs, zum wenigsten ein Durchgangspunkt, die meisten aber haben einen Beigeschmack mehr oder weniger deutlich ihr ganzes Leben hindurch beibehalten. Wir

haben in der Zeit des niedergehenden religiösen Lebens kaum einen Begriff von der Bedeutung, welche die Erbauungsbücher Scrivers oder Arnolds Ketzerhistorie für ihre Zeit hatten. Auch der junge Goethe hat in diesen Büchern gelesen ... Erst nach seiner Rückkehr von Leipzig wird die günstige Zeit des langsamen Genesens von seinem Arzte und dem Fräulein von Klettenberg wahrgenommen, um ihn für das Herrenhuterwesen zu gewinnen. Es müßte wunder nehmen, wenn nicht auch diese Richtung in Goethes Lyrik zum mindesten eine Spur zurückgelassen hätte; eine solche glaube ich in dem folgenden Gedichte zu finden, welches nach der Melodie eines bekannten geistlichen Liedes („O Vater der Barmherzigkeit") zu singen ist und das sehnsüchtige Streben sich von der Gottheit ausgefüllt zu sehen in mystischen Wendungen zum Ausdruck bringt, wie sie Goethe, nachdem er sich schon in Straßburg von der stillen Gemeinde allmählich frei gemacht hatte, später sicher nicht mehr geläufiig waren:

Sehnsucht.

Das wird die letzte Thrän' nicht seyn
Die glühend Herz auf quillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

Oh! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen;
Und möcht' der Schmerz auch also fort
Durch Nerv' und Adern wühlen.

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger! werden —
Ach diese bange, tiefe Qual
Wie dauert sie auf Erden.

Und nun schlägt auch die weltliche Lyrik Goethes, seine Liebeslyrik bald innigere Töne an. In die Zeit der Abreise Goethes von Frankfurt nach Straßburg wird wohl mit Recht „Der Abschied" („Laß mein Aug' den Abschied sagen") verlegt. Ein auffälliger Unterschied desselben von der Leipziger Lyrik liegt schon darin, daß uns hier zum erstenmal ein wirklicher Name begegnet und dieses „Fränzchen" erwähnt Goethe auch in einem Briefe aus dem Sommer 1770 an eine Freundin. An die Stelle der „leichtgestohlenen Mäulchen" tritt hier der kalte Abschiedskuß, der matte letzte Händedruck. Mit anakreontischen Vorstellungen, dem Spiel mit Kränzen und Rosen, verbindet sich, wie später in den Friederikenliedern, deren schönstes mit unserem Liede dieselbe Strophen-

form teilt, eine tiefere Empfindung ... Nach Straßburg, aber ehe Goethe Friederike gesehen hat, fällt wahrscheinlich das Lied „An die Erwählte“; es ist wohl an dieselbe Freundin gerichtet wie das vorige und steht auf derselben Stufe. Kein Spielen und Tändeln mehr wie in den Leipziger Liedern, ein festes Umschlingen wie in den Friederikeliedern: „Hand in Hand und Lipp' auf Lippe,“ so beginnt das Gedicht. An Stelle der modischen Wankelmütigkeit und Unbeständigkeit unerschütterliche Treue, die an allen Klippen vorbeiführt. Auch hier eine idyllische Vorstellung: die Hütte als letztes Ziel der Liebenden. Aber das Ganze nicht mehr in die Schäfergegend, sondern in eine wirkliche Landschaft verlegt, welche Goethe mit ganz ähnlichen Farben in einem Briefe aus dem Sommer 1770 schildert: nach H. Grimms Beobachtung die erste landschaftliche Schilderung, welche wir von Goethe besitzen.

---

# Hohe Gäste in einer Kleinstadt.

Ein wuchtiger Foliant im Stadtarchive zu Münchberg, den der Stadtschreiber und spätere Bürgermeister Joh. Heinrich Abt gegen Ende des 17. Jahrhunderts zusammengeschrieben, enthält u. a. „eine nachrichtliche Beschreibung wie und welcher Gestalt die Durchlauchtigste Prinzessin und Frau, Frau Sophie Loysa Markgräfin zu Brandenburg, geb. Herzogin zu Württemberg und Teck, als Landesfürstin und andere Gemahlin unsers gnädigsten Herrn, Herrn Markgraf Christian Ernstens &c. bei der erstmaligen Hieherkunft ist vom Rate bewillkommet und verehret worden". Es sollte dieser Band insbesondere die „Observationes" bei Aufstellung der städtischen Beamten und Bediensteten vereinigen, doch findet sich in solchem auch die ganze, schier endlose Prozedur des peinlichen Halsgerichts, sowie die Schilderung denkwürdiger Vorkommnisse aufgezeichnet.

Ein hochwichtiges Ereignis für ein Landstädtchen ist es aber gewiß, wenn solchem die sichere Aussicht eröffnet wird, eine neue Landesmutter, die ihre erste Fahrt durch das „Reich" und die Reihen ihrer getreuen Unterthanen machen soll, in seinen Mauern sehen zu können. Da geht der Lebenspuls eines solchen Gemeinwesens in raschen Schlägen, die Spannung und Erwartung ist eine fieberhafte. Der Inhalt jener nachrichtlichen Beschreibung erscheint uns daher mitteilenswert.

Und nicht um eine rasche Durchfahrt sollte es sich hier handeln — nein, das markgräfliche Paar wollte das Städtchen auch der Ehre würdigen, daselbst Nachtlager zu nehmen. Das gab den Vätern der Stadt freilich genug zu überlegen und zu sorgen.[1] Um möglichst sicher zu gehen, sandte der Rat einen reitenden Boten nach Gefrees, dem nächsten in der Richtung gegen Baireuth zu gelegenen Markte, wo, wie man wußte, nach dem desselben Tages früh erfolgten Aufbruch von Baireuth Mittagstafel gehalten werden sollte. Dieser Bote hatte zu „recognosciren, waß in einem oder andern passiren möchte, damit man sich hiesigen Orts darnach richten könne". Man hatte hierbei vor allem die Landesfürstin im Auge, deren gnädig lächelndes Angesicht gleich der aufgehenden Sonne zum erstenmal über Münchberg leuchten sollte. Der Landesvater kam diesmal erst in zweiter Linie — wohl den Intentionen des Markgrafen, welcher dem Volke seine neue Gemahlin zeigen wollte, selbst entsprechend.

Der Bote kehrte zwar — es war im Hochsommer, am 14. Juli — um

[1] Weiß man doch heute noch die äußerst ergötzlichen Krähwinkeleien und Verstöße zu erzählen, die in einem fichtelgebirgischen Städtchen bei dem Empfange eines Markgrafen unterliefen,

5 Uhr wieder zurück, wußte aber leider gar nichts zu berichten, als daß zur selben Stunde der Aufbruch in Gefrees erfolgen solle. Die Stadtväter mußten somit auf ihren eigenen Takt vertrauen.

Es war gegen 7 Uhr, als eine Karosse von Gefrees her in die Stadt hereinrollte. Derselben entstieg am untern Gasthaus der markgräfliche Oberhofmarschall, Herr von dem Knesenbeck. Kaum war der Vorbote der zu erwartenden hohen Gäste unter Dach, als man sich auch schon bei solchem anmeldete und zu vernehmen gab, daß Bürgermeister und Rat ihre unterthänigste Aufwartung machen und der hochfürstlichen Prinzessin bei ihrer dermaligen ersten Hierherkunft ein „geringes präsent offeriren" wollen, mit der Bitte, sich den Rat und hiesige gemeine Stadt bestens rekommandiert sein zu lassen. Der Herr Oberhofmarschall erwiderte, man solle sich nur bei gnädigster Herrschaft Ankunft wieder anmelden und dann seinen Bescheid gewärtigen.

Da krachten plötzlich die drei Salven des Ausschusses draußen an der Baireuther Straße und „Ihro hochprinzeßliche Durchlaucht nebenst unserm gnädigsten Herrn und Herrn Markgraf Georg Albrechtens ꝛc. hochsel. andenkens dreyen Printzen", wie der bezügliche Text lautet, zog in Münchberg ein, mit tiefster Reverenz begrüßt einerseits von den Geistlichen und Schullehrern, andererseits von den Ratsmitgliedern, welche sich vor dem Gasthause inzwischen aufgestellt hatten.

Die Geistlichkeit erhielt bei den Herrschaften Audienz, dann begaben sich solche zur Abendtafel. Nun brachte der Rat, vertreten durch zwei Bürgermeister und den Stadtschreiber, seine Präsente. Es waren dies sechs Handwerkskannen mit Wein, „uf die 27 maas", dann 36 Stück Forellen nebst „einem Essen" Ellritzen und Grundeln, wie sie die Pulschnitz liefert. Aber auch sechs Säcke mit Hafer fehlten nicht. Das Darbieten dieser Fruchtgattung bei solchen Durchzügen war herkömmlich. Wollte man damit andeuten, daß man auch der fürstlichen Gespanne nicht vergessen habe, oder symbolisch ein Hauptprodukt des Vogtlands der Landesherrschaft vorführen? — Freilich hätte sich dann dem Hafer auch die Kartoffel zugesellen müssen. — Der Oberhofmarschall nahm nach vorgängig „abgelegter" Rede des Stadtschreibers die Geschenke im Vorplatze der von der Herrschaft eingenommenen Gemächer in Empfang. Diese Rede berührte ausschließlich die Markgräfin. Nachdem die Freude des Rats und der Bürgerschaft über den hohen Besuch in solcher zum Ausdruck gebracht war, folgte der Wunsch, daß „die grundlose und unerschöpfliche Güte des Allerhöchsten Ihro Hochprinzeßliche Durchlaucht mit guter beständiger Gesundheit, langwührigem Leben und aller anderer selbst verlangender, zu Seel und Leib ersprießlicher hochfürstlicher Wohlfahrt reichlich besegnen und durch dieselbe das chur- und hochfürstliche Hauß Brandenburg weiter vermehren und außbreiten wolle". Und damit des Rats und der ganzen Bürgerschaft unterthänigstes Gemüt „etlichermaßen gespürt werden möge", ließe die Stadt Ihro Hochprinzeßlichen Durchlaucht zu „schuldigster Bewillkommung" die mehrerwähnte geringe Verehrung überreichen, mit der Bitte, hierin mehr des Rats und gemeiner Stadt guten Willen, als des Geschenks geringe Würdigkeit anzusehen und ihre gnädigste Landesfürstin zu verbleiben.

Der Oberhofmarschall erwiderte einige Worte und begab sich dann in das

Speisezimmer, kam aber bald mit der Eröffnung zurück, daß Ihro Hochprinzeßliche Durchlaucht die dargebrachte „Glückwunschung" gnädigst entgegengenommen habe und auch aus der Offerierung der Präsente des Rats und der Bürgerschaft „treue affection spüre", worauf die Ratsdeputation unter dem Ausdruck tiefsten Dankes für diese gnädigste Resolution „ihren discess nahm".

Die sechs Kannen mit Wein wurden nun durch junge Handwerksmeister in die Stube getragen, die Markgräfin kostete den Wein, während Se. Hochfürstliche Durchlaucht die Kannen wohl beschaute. Die Fische wurden dem Castner zur Verwahrung und der Hafer zur Verrechnung übergeben.'

Den ereignisvollen Abend schloß eine Musik „vocaliter und instrumentaliter", welche um 9 Uhr der Kantor Müntzer veranstaltet hatte; derselbe erhielt dafür 4 Thaler verehrt.

Die Herrschaften hielten am andern Tag noch Mittagstafel in Münchberg, „da dann in währender Speißung der Stadtpfeifer in des Schwarzfärbers Wilhelm Pirckens Hauß am Loch mit Zinken und Posaunen sich trefflich hören ließ". Erst abends nach 6 Uhr erfolgte die Abreise nach Hof, wobei sich Bürgermeister und Rat am Rathaus nochmals in Mänteln und Degen präsentierten, vom Markgrafen aus der Kutsche mit abgenommenem Hute gnädigst begrüßt, während der Stadtpfeifer „zu Salbflinst" mit sechs herrschaftlichen Trompetern vom Rathause herabblies und die durch die ganze Stadt in Parade gestandenen Musketiere außerhalb der Stadt die Abschiedssalve gaben.

Dienstags den 18. Juli behändigte der herrschaftliche Reisehofmeister Mr. Danner auf der Rückreise von Hof dem Stadtschreiber Abt für diejenigen Personen, welche am Freitag die Geschenke beigetragen hatten, anderthalben Thaler, „so sie miteinander zu der hochfürstlichen Herrschaft gutem Andenken vertrinken solten", welcher Betrag unter der Zusicherung entsprechender Verwendung dankbar angenommen wurde.

Ludwig Zapf.

---

## Zur Geschichte der Taufnamen.

In jüngster Zeit wurde mehrfach die Frage der Erforschung der Vornamen der deutschen Bürger und Bauern angeregt. So von F. Thudichum (in der Beilage der Allgemeinen Zeitung 1886 Nr. 10), der mit Recht meint, es wäre lohnend zu untersuchen, seit welcher Zeit und unter welchen Einflüssen die Führung neutestamentlicher Namen und die Benennung nach Heiligen insbesondere in Deutschland Platz gegriffen habe und welche landschaftlichen Verschiedenheiten sich in dieser Hinsicht zeigen, und zugleich nachweist, daß im 13. und 14. Jahrhundert und noch in der ersten Hälfte des 15. zahlreiche Bürger und Bauern in Württemberg und in der Wetterau germanische Vornamen führten und christliche Taufnamen zu den seltensten Ausnahmen gehörten.

E. Wernicke behandelt dasselbe Thema (Beilage der Allgemeinen Zeitung 1886 Nr. 41) ausführlicher für Schlesien und gelangt zu dem Ergebnis, daß dort die schönen alten deutschen Namen bis ins 14. Jahrhundert allgemein herrschten, im 15. Jahrhundert allmählich zurücktreten, christlichen Namen Platz machen und im 16. Jahrhundert eine außerordentliche Vorliebe für altbiblische,

neutestamentliche und christliche Vornamen hervortritt, so daß mit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die deutschen Namen wenn nicht ganz verschwinden, so doch ungemein selten werden.

Als dritter erschien auf diesem Felde F. Leist in dieser Zeitschrift (1886 S. 305—310) und berichtete über seine diesfälligen Forschungen in Franken und Bayern; auch in diesen Landen ist das Ende des 14. und die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts die Zeit, in welcher sich die mehr und mehr in Gebrauch kommenden christlichen Heiligennamen dauernd eingebürgert haben, so daß in der zweiten Hälfte dieselben bereits weitaus überwiegen.

Thudichum, Wernicke und Leist haben aber übersehen oder unerwähnt gelassen, daß für ein deutsches Land in dieser Beziehung eine wenn auch nicht erschöpfende, so doch sehr umfassende Untersuchung vorliegt, und zwar für die Steiermark in dem Aufsatze „Ueber steiermärkische Taufnamen“ von Joseph von Zahn in den „Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark“ (XXIX. Heft 1881 S. 3—56). Die Vergleichung der in diesem südöstlichsten deutschen Gebiete, der Mark gegen Magyaren und Slaven, gewonnenen Resultate mit jenen, welche sich an der Oder, an der obern Donau und am Main ergeben, mag nicht ganz ohne Interesse sein und es mag daher hier in Kürze darüber Bericht erstattet werden.

In Steiermark walteten bis ins 13. Jahrhundert die alten germanischen Namen unbedingt vor; im 13. Jahrhundert tritt als erster Heiligennamen und zwar bei Priestern und Bauern der Name „Johannes“ auf, der auch in der Wetterau und in Bayern als Vorbote der christlichen Namen erscheint. „Es ist dies überhaupt ein bedeutsamer Name, der ungemein lange eine hervorragende Beliebtheit genoß.“ Mit dem 13. und 14. Jahrhundert sinkt die Zahl der deutschen Taufnamen mehr und mehr. Nur „Konrad“ behauptet sich und nimmt an Häufigkeit zu. „Johann“ dringt aus den Kreisen des Klerus und der Bauern in jene des Adels. Dieser Name, sowie „Georg“ und „Jakob“ bezeichnen die Tage, an denen die Bodenabgaben entrichtet werden mußten; vielleicht kommen sie deshalb auf; der vierte von ihnen, „Michael“, erscheint aber erst vereinzelt mit dem 15. Jahrhundert, wo auch „Joseph“ und „Maria“, aber noch sehr selten vorkommen, obwohl sie hundert und mehr Jahre früher schon in Krain und in Italien sich zeigen, Maria in Klöstern, Joseph früher bei Juden als bei weltlichen Christen. Im 15. Jahrhundert beginnt von Italien her mit dem Humanismus das Eindringen der antiken Namen wie „Cäsar“. — Bei den Frauen erhalten sich die alten deutschen Namen länger als bei den Männern. Bis zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hat die Zersetzung des alten deutschen Namenbestandes, besonders bei dem männlichen Geschlechte, in Steiermark gewaltig um sich gegriffen. Im 12. Jahrhundert war das Verhältnis der volkstümlichen Namen zu den fremden wie 50 : 2 gewesen, im 15. Jahrhundert stand es schon wie 5 : 4. — „Johannes“ behält die Oberhand, er mag im 15. und 16. Jahrhundert 30—40 Prozenten der männlichen Bewohner der Steiermark in der Taufe beigelegt worden sein. Eine außerordentliche Buntheit und Mannigfaltigkeit im Namengeben zeigt sich endlich im 16. Jahrhundert. Da haben sich noch beim Adel die alten germanischen Namen Wolf oder Wulfing, Tristan, Amalarich, Walchun erhalten; zahlreich sind die dem alten Testamente entnommenen:

David, Daniel, Abraham, Holofernes, Judith, Enoch, Josua, Tobias, Rebekka, Esther, Eva, Sara, Lea, Salome, Susanna, Gabriel, Raphael, Uriel; der Aufschwung des Humanismus und der Umstand, daß viele junge steirische Adelige an deutschen und italienischen Universitäten studierten, mögen Ursache sein, daß antike Namen in nicht geringer Zahl auftauchten, wie Septimius, Hektor, Hannibal, Vespasian, Kassandra, Livia, Lucia, Sidonia, Cornelia, Felicitas, Polyxena; und endlich kommt die große Heerschar der Kalenderheiligen, neben dem zuerst aufgetretenen „Johannes" in besonders starker Vertretung „Christian" und „Christoph".

Dies sind einige Ergebnisse von Zahns Taufnamenforschungen in Steiermark; mehr hier wiederzugeben versagen wir uns und verweisen jedermann, der sich für diese scheinbar bedeutungslose und doch sowohl anregende als lehrreiche Seite des Volkslebens interessiert, auf Zahns oben erwähnten gründlichen und gewandt geschriebenen Essay.

Wir schließen mit den auch in dieser Studie angeführten im allgemeinen auch für Steiermark zutreffenden Worten des berühmten bayrischen Chronisten des 16. Jahrhunderts, Johann Thurmayer (Aventinus): „Diese Namen Peter, Georg, Hans, Paul, Anna, Katharina, Margareth u. dgl. seynd bey den Teutschen neuwe, es haben sie unsere Vorfahren nicht gebraucht, haben erst nach Keyser Fridrichs des andern Tode eingedrungen, nachdem das heilige Römische Reich in Abfall bracht ist worden durch Anrichten der Römischen Geistligkeit, durch welcher List die Christen noch heutiges Tages uneins seynd, wider einander toben und wüten."

Graz. Franz Ilwof.

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

# Die Kaiserin Eudoxia und ihre Stellung in der Geschichte.

Von

Ludwig Jeep.

Es war eines Tages im Frühjahr des Jahres 395 n. Chr., als sich die Thür des Palastes zu Konstantinopel öffnete, um einem glänzenden Zuge den Ausgang zu gewähren.[1] Er bestand aus zahlreichen Dienern des kaiserlichen Hauses, an deren Spitze der Oberkammerherr des Kaisers einherschritt. Scharen Volkes schlossen sich im fröhlichen Zuge teils an, teils eilten sie jauchzend voran. Schien es doch klar, daß dieser festliche Zug nichts Geringeres anzeigte, als daß der Kaiser Arkadius seine Braut heimführen wolle. Denn nicht nur ein unbestimmtes Gerücht hatte schon längst die bevorstehende Verheiratung des jungen Kaisers verkündigt, schon hatte auch sein Oberkammerherr selbst unverkennbar zu verstehen gegeben, daß solches am heutigen Tage zu erwarten stehe. Daher hatte sich denn auch ein Teil des Volkes festlich mit Kränzen geschmückt, und das Ganze gewann das Aussehn eines wohl vorbereiteten Festes.

Jeder Zweifel über den Zweck des Zuges mußte auch den mit den Neuigkeiten des Hofes am wenigsten Vertrauten benommen werden, da in demselben von den Dienern ein kaiserliches Gewand für eine Dame und sonstiger Schmuck, der nur der Gemahlin des Kaisers zukam, getragen wurde. Das war die Morgengabe, welche der kaiserliche Gemahl seiner Erwählten darbringen ließ.

Ueber die Person derselben glaubte keiner im unklaren zu sein. Allgemein betrachtete man als diese die Tochter des damals in Konstantinopel allmächtigen Rufinus.

[1] Zosim. V, 3, 5.

Dieser Mann, ein Gallier von Geburt, aus Euse, war durch des großen Kaisers Theodosius Gunst zu den höchsten Ehren in der Armee und im Staate emporgestiegen. Wir finden ihn gegen Ende der Regierungszeit jenes Herrschers im Orient in der Stellung eines Kommandeurs der Palasttruppen des Kaisers, und gleich darauf als praefectus praetorio, also in der höchsten Würde des ganzen Staates.[1] In dieser aber hatte er sich einen maßgebenden Einfluß für alle Angelegenheiten anzueignen gewußt, so daß Rufinus als der eigentliche Regent des oströmischen Reiches erschien, wie Stilicho als der des weströmischen.[2]

Doch in einem Punkte stand er dem letzteren entschieden bedeutend nach, was die Festigkeit seiner Stellung betraf.

Dem Stilicho war es durch die Gunst desselben kaiserlichen Herrn gelungen, ein Mitglied der Familie des Kaisers zu werden dadurch, daß ihm dieser seine Bruderstochter Serena, welche er selbst adoptiert hatte, zur Ehefrau gab.

Der sich hieraus von selbst ergebende Einfluß des Stilicho wurde noch dadurch vermehrt, daß er beim Tode des Theodosius in Mailand anwesend war und ihm von demselben die Sorge für das Wohl seiner schwachen jugendlichen Söhne anvertraut wurde. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit die dem Rufinus zugewendete Gunst des Theodosius durch wirkliche Verdienste veranlaßt wurde; es mag auch dahingestellt bleiben, ob die vielfachen übeln Charakterzüge dieses Mannes, von denen manche alte Schriftsteller zu erzählen wissen,[3] in Wahrheit in so großer Ausdehnung demselben anhafteten. Eins steht über allen Zweifel erhaben fest, daß Rufinus voll war von glühendstem Ehrgeize, daß er infolgedessen scheel nach dem Westen sah, wo ein Nebenbuhler saß, welchen er wohl nicht allein wegen der eben bezeichneten äußeren Vorzüge, sondern auch wegen seiner ihm wohlbekannten geistigen Fähigkeiten fürchten mochte.

Um sich dem Stilicho gegenüber das Gleichgewicht zu sichern, meinte er, sei kein Mittel geeigneter, als wenn er gleichfalls eine verwandtschaftliche Verbindung mit dem Kaiserhause suchte.[4]

Der Kaiser sollte nach seinem Plane für eine Heirat mit seiner Tochter gewonnen werden. Er war dann der Schwiegervater des älteren kaiserlichen Sohnes des Theodosius und zwar in Konstan-

[1] Zosim. IV, 51 und 52.
[2] Zosim. V, 1.
[3] Namentlich Cl. Claudianus in Rufinum.
[4] Zosim. V, 1, 6.

tinopel, der Stadt, die man längst als die ‚altera Roma' betrachtete, die politisch der eigentlichen Roma den Rang abgelaufen hatte.

Durch jene Verwandtschaft ließ sich aber ganz natürlich der eventuell von Stilicho geltend gemachte Anspruch beseitigen, daß dieser vom sterbenden Theodosius die politische Vormundschaft auch des Arkadius und damit indirekt die Leitung auch des orientalischen Reichsteils erhalten habe.[1]

Es war das jedenfalls eine kluge Politik und sie wäre, wenn sie geglückt, wohl dazu angethan gewesen, des Stilicho Einfluß zu schwächen, wo nicht zu brechen, falls die sonstigen Verhältnisse günstig waren und geschickt benutzt wurden.

Jedoch die Verwirklichung dieser Hoffnung des Rufinus sollte sich nicht erfüllen, so sicher augenscheinlich er selbst daran geglaubt und so sicher es das Volk erwartet hatte, wie wir gesehen haben.

Den ehrgeizigen Plänen des Rufinus war ganz heimlich und mit Glück entgegengearbeitet worden. Und so nahm der erwähnte Brautzug plötzlich eine andere Richtung als die selbstverständlich vom Volke angenommene und betrat das Haus eines einst angesehenen Heerführers, des Promotus, in dem unter Obhut seines Sohnes ein durch hohe Schönheit ausgezeichnetes Mädchen erzogen wurde, Eudoxia mit Namen, die Tochter des Baudo,[2] eines fränkischen[3] Heerführers, welcher bereits unter Gratianus gedient hatte und zu dem höchsten Range emporgestiegen war. Dieses Mädchen wurde jetzt die Gemahlin des Arkadius, und damit hatte der Erdkreis wieder eine Kaiserin erhalten.

Wie aber war es möglich gewesen, solch eine wunderbare Wandlung in den Entschlüssen des Kaisers herbeizuführen, und noch dazu augenscheinlich, ohne daß es der damals am Hofe Allgewaltige auch nur ahnte?

Dieses Kunststück war den Ränken des Eutropius gelungen,[4] jenes Oberkammerherrn oder, wie es in der offiziellen Sprache hieß, des Praepositus sacri cubiculi, welcher auch den kaiserlichen Brautzug führte.

Eutropius[5] war nach der damaligen vom Orient für Besetzung des betreffenden Amtes angenommenen Gewohnheit ein Eunuch

[1] Vgl. Claudian. de consulatu Honorii.
[2] Philostorgius XI, 6.
[3] Zosim. IV, 33.
[4] Zosim. V, 3.
[5] Vgl. Claudianus in Eutropium. Die Verteidigung des Eutrop durch Cocchia, de Claudiani patria, Neapel 1882, namentlich gegen mich gerichtet, ist mißlungen.

und besaß alle Eigenschaften dieser unglücklichen Menschenklasse. Er war geizig und habsüchtig, niederträchtig und herrschsüchtig, dazu von geriebener Schlauheit. Von niedrigster und dunkelster Herkunft, war es ihm nach einer schmählich verlebten Jugend durch Zufall gelungen, an den kaiserlichen Hof in Konstantinopel zu kommen. Schon unter Theodosius dem Großen genoß er das größte Vertrauen[1] und gelangte bald zu der vertraulichen Stellung des Praepositus sacri cubiculi.[2]

Durch seine Stellung gehörte er nicht nur zu der höchsten Beamtenklasse der Illustrissimi, sondern kam mehr als jeder andere Beamte im täglichen Verkehr mit der Person des Kaisers zusammen; denn eben darin bestand sein Amt, daß er alles, was die Bedürfnisse der Person des Kaisers betraf, vom Morgen bis zum Abend, ordnete. Durch seine Stellung mußte er aber das gleiche für die Kaiserin und die Familie des Kaisers besorgen.

Hier war natürlich der Angelpunkt des Einflusses eines derartigen Beamten. Schon die Leibesbeschaffenheit des Praepositus sacri cubiculi deutet darauf hin, daß vornehmlich bei seinen Funktionen an die Bedienung der Kaiserin gedacht wurde, was sich insofern auch ganz von selbst ergab, als die Kaiserin wesentlich an den Palast gefesselt war, während der Kaiser oft genug durch Krieg und andere Pflichten der Vorsorge seines Oberkammerherrn entzogen sein mußte.

Es liegt auf der Hand, daß die schlauen Eunuchen ihre Stellung zu befestigen suchten durch die tausenderlei Liebenswürdigkeiten, angenehmen Einflüsterungen, delikaten Dienstleistungen, welche stets geeignet sind, die Gunst vornehmer Frauen zu gewinnen. Und alles dieses mußte um so mehr den Erfolg sichern, je weniger sich jene Eunuchen aus Rücksicht auf den Ruf ihrer hohen Gebieterin Zwang aufzuerlegen brauchten.

Jedoch solche Einflüsse fielen weg, solange im Hause des Herrschers die kaiserliche Hausfrau fehlte.

Es ist daher nur logisch, wenn Eutropius vor allen Dingen danach strebte, dem Kaiser eine Kaiserin zuzuführen, und zwar eine Kaiserin, die, wie er natürlich hoffte, unter seinem Einflusse stehen würde.

Aus dieser einfachen Ueberlegung ergibt sich mit Notwendigkeit, daß Eutropius am Hofe den Rufinus als seinen schlimmsten und gefährlichsten Widersacher betrachten mußte. Es wäre wunder-

[1] Sozomenos VII, 22.
[2] Philost. XI, 4.

bar gewesen, wenn der schlaue Eunuch gegen die Pläne des Rufinus nicht intriguiert hätte.

Ich möchte vermuten, daß ihm dieses Spiel zu gewinnen verhältnismäßig leicht wurde, denn es scheint fast, als habe sich Rufinus bei seiner eiteln Sicherheit hinsichtlich seines Erfolges gar nicht die Mühe gegeben, mit irgend welcher Vorsicht zu operieren. Kurz, das Spiel ging für ihn verloren. Die Dame, die Eutropius erwählt hatte, wurde Kaiserin.

Eutropius hatte den Kaiser durch die Schilderung[1] der hohen Schönheit der Eudoxia gewonnen. Rasches Handeln vollendete seinen Sieg.

Dabei aber unterstützte den Eunuchen eine ganz richtige Beurteilung des Arkadius, welche ihn vor anderen seines Gelichters als einen Meister in den Künsten der Kuppelei und einen abgefeimten Kenner des Dienstes der Venus kennzeichnet.[2]

Der Kaiser Arkadius war damals 19 Jahre alt. Die Natur hatte ihn sehr vernachlässigt.[3] Sein Körper war klein und schwächlich, dabei von wenig angenehmer schwärzlicher Farbe. Wie sein Aeußeres unbedeutend war, so war es auch sein Geist. Seine Reden sowohl als der Blick seiner Augen, der stets dem Blick eines schläfrigen Menschen glich, verkündigten jedem sofort die Thorheit dieses knabenhaften Kaisers.

Derartige indolente Naturen fesselt allein nachhaltig, wenn überhaupt etwas so wirkt, die Befriedigung der sinnlichen Triebe.

Es konnte daher in der That kaum eine geschicktere Wahl zur Rivalin der Tochter des Rufinus getroffen werden, als dieses Mädchen aus Barbarenblute, welches neben ihrer Schönheit unbewußt den Reiz eines anderen frischen Stammes besaß und in ihrer Existenz nicht berührt war durch die Sünden einer langen Reihe entnervter Ahnen: ein junges trotziges Frankenkind, weit entfernt von der Schlaffheit ihres Gatten[4] und seiner Sippschaft, vielmehr noch angethan mit dem übermütigen Sinne jenes Stammes, aus dem ihr Geschlecht entsprossen. Eutropius konnte sicher sein, daß dieses Mädchen mit frohem Mute den Pflichten der Ehe entgegenging und des Arkadius blöden Sinn aufrüttelte.

Durch dieses Verhältnis aber schien dem Eutropius sein Einfluß dauernd gesichert, da unter allen Umständen die Erkenntlich-

[1] Zosim. V, 3, 4.
[2] Claud. in Eutr. I, 77 sqq.
[3] Philost. XI, 3.
[4] Philost. XI, 6.

keit der jungen Kaiserin ihm gegenüber sie zu einem willigen Werkzeuge seiner Bestrebungen zu machen versprach.

Aber auch nach einer anderen Seite war dieser Coup des Eutropius ein meisterhafter.

Ich sagte schon, daß die Eudoxia in dem Hause eines Sohnes des Promotus erzogen war. Promotus war aber ein Feind des Rufinus gewesen und von diesem nach einer aufgeregten Scene, bei der es sogar zu Thätlichkeiten gekommen war, durch einen verräterisch gelegten Hinterhalt vernichtet; wenigstens war dieses die allgemeine Meinung, wenngleich Theodosius dieses Gerücht ignorierte und den Rufinus mehr denn je ehrte.[1]

Es liegt auf der Hand, daß die Erziehung der Eudoxia im Hause der Nachkommen jenes Promotus auf ein nahes, wahrscheinlich verwandtschaftliches Verhältnis mit dieser Familie hinweist.

Es mußte daher in der durchgesetzten Wahl der neuen Kaiserin eine ganz besonders fühlbare Beleidigung für Rufinus liegen. Er selbst wurde in der Umgebung der Kaiserin selbstverständlich unmöglich. Eutropius aber mußte obendrein noch den Ruhm bei allen Gutgesinnten einernten, ein empörendes Verbrechen, soweit dies überhaupt möglich, gesühnt zu haben.

Auf diese Weise konnte die Situation der jungen Kaiserin nicht gerade eine sehr angenehme sein. Auf der einen Seite bedeutete die Zukunft für sie schmähliche Abhängigkeit von dem intellektuellen Urheber ihrer Ehrenstellung, auf der anderen Verfolgung durch den unversöhnlichen Haß eines Rufinus.

Doch die Vorsehung geht wunderbare Wege, und es kommt gar manches so ganz anders, als Menschenberechnung vorauszusehen meint. Das sollte sich auch in dem Leben der jungen Eudoxia zeigen; denn nicht lange Zeit dauerte es und sie war durch unerwartete Umstände den eben bezeichneten Gefahren entrückt.

Als Rufinus nämlich seinen Mißerfolg erkannt hatte, war zunächst sein eifrigstes Bestreben, den Eutropius zu beseitigen;[2] nur darin schien ihm Rettung für seinen Einfluß bei Hofe. Seine Herrschsucht war aufs höchste gesteigert, und es kann kaum zweifelhaft sein, daß das, was man schon früher gemunkelt hatte, Rufin strebe danach, in irgend einer Form sich die Herrschaft selbst anzueignen, in der damaligen Zeit zielbewußtes Streben dieses Mannes geworden war.[3] Ja, die Umstände ließen ihm wenig ratsam er-

[1] Zosim. IV, 52.
[2] Zosim. V. 3, 9.
[3] Zosim. V, 7 und Claud. in Rufin.

scheinen, mit dem Versuche einer Realisierung seiner Wünsche noch lange zu warten. Er mochte sich um so mehr zu einigermaßen raschem Handeln gedrängt fühlen, als auch die Verhältnisse im Westen des Reiches sich ungünstiger als früher zu gestalten anfingen, indem Stilicho sein ihm wirklich von Theodosius übertragenes oder angemaßtes Protektorat auch über den Orient ernstlich auszuüben Miene machte.

Was die Gründe gewesen, weshalb des Stilicho Absicht nicht zur Ausführung kam, ist hier zu untersuchen nicht der Platz. Nur einen Faktor muß ich erwähnen, welcher jedenfalls hinter den Coulissen wesentlich mitgespielt hat. Dieser Faktor war Eutropius.

Es ist zweifellos richtig, was uns ein Historiker der damaligen Zeit berichtet, daß Eutropius in allem den Stilicho unterstützt habe, was gegen den Rufinus gerichtet war.[1] Aber andererseits ist auch ebenso sicher, wenn es auch nicht berichtet ist, daß Eutropius nicht mehr als Rufinus ein direktes Eingreifen des Stilicho in die Regierung des Orients wünschen konnte. Auf diese Weise hätte er die Früchte seiner meisterhaft gespielten Intrigue für immer verloren.

Es kann daher nicht bezweifelt werden, daß Eutropius damals eine hinhaltende Politik gegenüber dem Westen in Scene zu setzen wußte, welche in der That den Stilicho von Konstantinopel fern hielt, auf der anderen Seite aber gemeinsam mit Stilicho dem Rufinus sicheres Verderben bereitete. Das schlecht verhehlte Bestreben des letzteren, sich der Herrschaft zu bemächtigen, lieferte die gewünschte Handhabe.

In der damaligen Zeit war der östliche Teil des Reiches durch zahllose Gotenhorden, denen sich andere Stämme angeschlossen zu haben scheinen, überschwemmt. Böse Zungen behaupteten, Rufinus selbst habe diese Einfälle begünstigt,[2] um bei der allgemeinen Verwirrung seine persönlichen Pläne zu verfolgen. Es wurde jedoch diese Ueberflutung des Orients durch barbarische Völkerschaften für den Rufinus die indirekte Ursache zu seinem Tode.

Rufinus hatte bei der allgemeinen Kalamität durchzusetzen gewußt — nur auf seinen Einfluß kann das Folgende bezogen werden —, daß vom westlichen Teile des Reiches Truppen nach dem Osten entsendet wurden,[3] um dem einbrechenden Verderben zu steuern. Stilicho, der schon unterwegs war, damit er in Person

[1] Zosim. V, 8, 2.
[2] Vgl. Claud. in Rufin.
[3] Claud. in Rufin.

Hilfe leiste, detachierte in der That eine Abteilung Soldaten unter dem ihm ergebenen Führer Gainas.

Rufinus wollte die Ankunft der Truppen vor Konstantinopel und die solenne Begrüßung derselben durch den Kaiser benutzen, sich der langersehnten Mitregentschaft zu bemächtigen. Aber auch hier wurden seine Hoffnungen kläglich zu schanden.

Die Truppen, deren Führer Gainas augenscheinlich mit heimlichen Instruktionen versehen war — wohl ein Ausfluß der damaligen diplomatischen Beziehungen zwischen Stilicho und Eutropius —, umringten den Rufinus und stießen ihn nieder, noch nach seinem Tode den Leichnam höhnend und verstümmelnd. Das geschah vor Konstantinopel am 27. November 395.

Wie stand die Kaiserin zu diesem Ereignisse?

Ich meine nicht, wie sie den Tod des Rufinus im Verhältnis zu sich empfunden hat. Daß dieser für sie nur als ein freudiges Ereignis aufgefaßt werden konnte und mußte, ist so selbstverständlich, daß kein Wort weiter darüber verloren zu werden braucht. Ich verstehe die obige Frage so: War sie bei der ganzen Aktion etwa eingeweiht oder vielleicht beteiligt?

Soviel ich weiß, ist diese Frage nie so gestellt, und doch fordert die ganze Sachlage dazu auf, sie zu stellen.

Es muß nämlich im allerhöchsten Grade wunderbar erscheinen, daß nach dem Tode des Rufinus nichts vorfiel, was irgend welcher Untersuchung ähnlich sieht. Die Tage laufen augenscheinlich dahin, als sei nichts vorgefallen. Und doch war des Kaisers Majestät auf die ärgste Weise verletzt. Vor seinen Augen, vor seinen Füßen hatten die Truppen seinen ersten Beamten und seinen Günstling ermordet. Das war Revolte der schlimmsten Art. Und dann hatten dieselben Truppen den zerstückelten Leichnam durch die Stadt geschleppt und frevelhaften Hohn damit getrieben. Das glich einer Aufforderung zur Empörung, das war fast gleichbedeutend einem vollkommenen Umsturz der bestehenden Verhältnisse.

Hatte die Kaiserin die Honigmonde der ersten Liebe dazu benutzt, um ihrem Gatten die Zulassung eines Verbrechens, zur Sühne alter Unbill an Promotus, abzukosen, sie, die eine Pflegetochter aus dieses Promotus Haus war? Oder hatte sie wenigstens nach der Ausübung dieses Verbrechens ihren Einfluß benutzt, um Straflosigkeit zu erwirken, etwa dem Drängen ihres Förderers Eutropius aus Erkenntlichkeit nachgebend?

Beides ist zu verneinen.

Wir haben in den Quellen auch nicht die leiseste Andeutung eines Verdachtes dafür, daß Eudoxia irgendwie in jener Affaire

mitgewirkt habe. Die kirchlichen Schriftsteller, welche sehr wenig gut auf diese Kaiserin zu sprechen sind, weil sie den Anmaßungen der Kirche widerstrebte, würden sich die Gelegenheit nicht haben entgehen lassen, auch diesen Vorwurf gegen sie zu erheben, falls nur irgend die geringste Handhabe da gewesen wäre.

Der Grund jener Gleichgültigkeit seitens des Kaisers gegen den an sich verbrecherischen Mord des Rufinus kann nur so erklärt werden, daß die Darstellung des Claudianus in seinem Gedichte gegen Rufinus im wesentlichen richtig, d. h. daß Rufinus angesichts aller versuchte, den Kaiser zu zwingen, ihn als Teilhaber der Regierung vom kaiserlichen Tribunal herab zu verkünden, und daß im Anschluß dieser peinlichen Scene die Ermordung stattfand. Denn unter solchen Umständen mußte die That der Truppen nicht nur nicht als Verbrechen, sondern im Gegenteil als ein Akt der Loyalität erscheinen, und die frivolen Freiheiten, die sich seitens der Truppen daran knüpften, dem Volke gegenüber als eine erwünschte Demonstration gelten, welche den Kaiser und namentlich die intellektuellen Veranstalter der Katastrophe entlasteten.

Wie diese Aktion dem Eutropius glänzend geglückt war, so sollte er in seiner Berechnung auf die Gefolgschaft seiner Klientin, der Eudoxia, schmählich getäuscht werden.

Der feile Eunuch hatte bei der Veranlassung der Ehe der Eudoxia zu wenig den freien Sinn einer frei erzogenen Jungfrau in Anschlag gebracht, die aus deutschem Blute stammte.

Es ist eine Freude für einen Deutschen, zu sehen, wie ein deutsches Mädchen sich kühn bäumt gegen eine widerliche Eunuchenkamarilla, die sie gehoben hatte, um sie als Werkzeug ihrer elenden Schliche und Intriguen zu gebrauchen.

Es sollte sich das bald zeigen. Die natürliche Folge der Beseitigung des Rufinus war nicht der Friede zwischen Stilicho und Eutropius, sondern vielmehr eine Entzweiung derselben, denn, wie schon oben gesagt, war Eutropius ebensowenig geneigt, die Vormundschaft des Stilicho anzuerkennen als Rufinus.

Eutropius, zur allgemeinen Entrüstung zum Patrizier erhoben und zum Konsul designiert,[1] stand, nachdem er alle Männer, die nach Rufinus etwa als seine Rivalen hätten auftreten können, durch alle Arten von Niederträchtigkeit beseitigt hatte, im Osten unumschränkt in seiner Macht da, indem er den Kaiser Arkadius, nach Aussage eines zeitgenössischen Schriftstellers, beherrschte wie ein Tier.[2]

[1] Philostorg. XI, 4. Zosim. V, 17.
[2] Zosim. V, 12.

Wie im einzelnen sich die Beziehungen zwischen Eutropius und Stilicho gestaltet haben mögen, ist hier gleichgültig. Fest steht jedenfalls, daß diese Beziehungen im ganzen rasch grundschlechte wurden, und daß daran die gegenseitige Eifersucht jener die Hauptschuld trug. Der Westen erkannte das Konsulat des Eutropius nicht an,[1] dieser seinerseits ließ vor dem versammelten Senat den Stilicho als Feind des Vaterlandes erklären und versuchte dem Westen durch Unterstützung des Aufrührers Gildo die Provinz Afrika zu entziehen.[2]

Während sich so die äußeren Verhältnisse in der Politik zugespitzt hatten, erfahren wir direkt nichts von irgend einem Einflusse der Eudoxia. Wir erfahren nur, daß dieselbe dem Kaiser in den folgenden Jahren, d. h. bis 400 zwei Mädchen gebar,[3] welche die Namen Pulcheria und Arkadia erhielten. Ferner aber wird uns berichtet, daß Eutropius die Kaiserin beleidigt habe, und infolgedessen gestürzt, bald darauf auch getötet sei. Ueber die Beleidigung selbst erfahren wir nur, daß Eutropius die Unverschämtheit gehabt hatte, der Kaiserin zu drohen, sie aus dem Palast werfen zu lassen. Ueber die Entfernung des Eutropius aber wird bei dieser Gelegenheit hinzugefügt, daß dieselbe auf direktes Einschreiten des Arkadius stattfand, indem die geängstigte und entrüstete Mutter, mit ihren Kindern in den Armen, gegen alle Etiquette, in die Gemächer des Kaisers stürzte, um ihn unter einem Strom von Thränen und unter Hinweisung auf seine unmündigen Kinder zum Mitleid zu bewegen.[4]

Das ist alles und, wie es im ersten Augenblick scheinen könnte, nicht viel; bei näherer Betrachtung aber doch genug, um die Situation der Eudoxia in der damaligen Zeit ziemlich genau erkennen zu können.

Zuerst sehen wir aus jenen Nachrichten, daß in der That Eutropius sich vollkommen getäuscht hatte, wenn er meinte, die Eudoxia nach Belieben als sein Werkzeug betrachten zu können. Ferner können wir folgern, daß Eutropius nach dem Erkennen seines Mißerfolges alles daran setzte, die Eudoxia, wie er sie erhoben hatte, so auch wieder zu verdrängen.

Was für Mittel und Wege er zu diesem Zwecke anwendete, ist uns nicht überliefert worden; aber wir werden kaum irre gehen

1 Claud. de Theodori cons. v. 266 sqq.

2 Zosim. V, 11.

3 Ich folge Philost. XI, 6, vgl. Sozom. IX, 1. Eine andere Nachricht ist entschieden unsicher.

4 Philost. ibid.

in der Vermutung, daß er den Arkadius in der wirksamsten Weise gegen Eudoxia einzunehmen suchte, indem er ihre Treue verdächtigte.

Wir müssen in dieser Auffassung bestärkt werden, wenn wir in Zosimus' Geschichte lesen, daß die meisten nicht glaubten, Arkadius sei der wirkliche Vater des später geborenen Sohnes Theodosius, sondern die Vaterschaft dem Joannes, dem vertrauten Freunde des Kaisers, zuschrieben.[1]

Nur so erklärt sich die bodenlose Frechheit, die sich jener elende Eunuch seiner kaiserlichen Herrin gegenüber herausnehmen zu dürfen glaubte, indem er sie wie eine Dirne zum Hause hinauszujagen drohte. Nur so finde ich eine Erklärung für die leidenschaftliche Scene, die Eudoxia herbeiführte, und für die Anrufung des „Mitleids" ihres Gatten, dessen Unterstützung in jedem anderen Falle selbstverständlich gewesen wäre.

Es ist klar, daß das Vorgehen des Eutropius ein Spiel der Desperation war, bei dem alles auf eine Karte gesetzt wurde. Eudoxia mußte ihm nicht nur nicht willfährig, sie mußte ihm sogar überaus gefährlich geworden sein, und zwar bis zu dem Grade, daß er nach eigener Einsicht verloren war, falls Eudoxia nicht umgehend beseitigt wurde.

Wir sind, wie gesagt, über die Thätigkeit der Eudoxia in dieser Zeit nicht speziell unterrichtet, doch erschließen wir die Richtung derselben mit Sicherheit aus der rasenden Wut des Eutropius.

Promotus war ein Freund des Stilicho, sein alter Waffengefährte gewesen. Es müßte geradezu wunderbar erscheinen, wenn dieser kluge Mann die Gelegenheit nicht benutzt hätte, auf einem bequemen, sich von selbst ergebenden Wege mit dem kaiserlichen Hofe zu Konstantinopel in Verbindung zu treten. Konnte es denn eine bessere Gehilfin seiner Politik geben als die Kaiserin, in deren lebhaftestem persönlichen Interesse es liegen mußte, sich den Einfluß ihres ursprünglichen Gönners fern zu halten? Zumal hatte ja Stilicho seit dem 27. November 395 außer Gainas sicherlich eine Reihe einflußreicher Offiziere in Konstantinopel, welche ihm treu ergeben und besonders geeignet waren, seine Absichten im Kreise der Eudoxia zu fördern. Das Glück der Eudoxia, zweimal rasch hintereinander Mutter zu werden, hatte natürlich deren Stellung dem Kaiser gegenüber noch fester begründet, als dies allein durch ihre körperliche Schönheit auf die Dauer möglich gewesen wäre.

Wollen wir daher nicht aller Wahrscheinlichkeit entgegen ent-

[1] Zosim. V, 18.

scheiden, so müssen wir der Eudoxia eine hervorragende Rolle in der damaligen Politik zuerteilen.

Sie war die natürliche Feindin des Eutropius und dadurch die natürliche Verbündete des großen Stilicho. Und durch diese ihre Haltung ist sie zu einer Persönlichkeit geworden, deren Thätigkeit nicht bloß der damaligen Zeit in engen Grenzen zu gute kam, sondern durch diese Haltung hat sie sich ein Verdienst erworben, was nie untergehen kann. Sie hat dem Manne in die Hände gearbeitet, der, wie wir jetzt alle leicht erkennen, allein imstande war, dem Anprall des gotischen Barbarentums mit Einsicht und Gewalt zu begegnen, und sie ist dadurch eine jener Größen geworden, die indirekt dazu dienten, die damals drohende jähe Vernichtung der Reste antiker Bildung aufzuhalten.

Das hat man vergessen oder nicht erkannt unter dem Haufen von Verunglimpfungen, die pfäffische Gehässigkeit von jeher auf diese schöne Frau gehäuft hat.

Wegen des zuletzt berührten Umstandes, wegen ihrer Haltung der Geistlichkeit gegenüber, hat sich die Eudoxia nicht minder einen unauslöschlichen Namen in der Geschichte gemacht.

Es hängt diese Stellung derselben mit ihrem Verhältnis zum Eutropius, als er auf der Höhe seiner Macht stand, zusammen, und so spielt diese Angelegenheit auch in das Gebiet der Politik hinüber.

Es bedarf hier eines weiteren Ausholens.

Nachdem durch Konstantin d. Gr. zu Anfang des Jahrhunderts, in dem Eudoxia Kaiserin geworden, das Christentum zur Staatsreligion erhoben und durch Spenden übermäßiger Rechte und Stiftungen an die Geistlichkeit die kirchliche Hierarchie vorbereitet oder eigentlich schon begründet war, da fanden sich auch rasch ehrgeizige Pfaffen ein, deren hauptsächliches Bestreben darauf ging, nicht nur vermittelst der ihnen zustehenden Rechte, sondern durch willkürliche Erweiterung derselben Staat und Kirche nach ihrem Sinne rücksichtslos zu beherrschen.

Selbstverständlich zeigte sich dieses bedauerliche Bestreben am Hofe des Kaisers am meisten, denn hier war durch die höchsten Beziehungen, falls es gelang, sie zu gewinnen, dem hierarchischen Gelüste am leichtesten zu frönen, mit Aussicht auf den weitgehendsten Erfolg. So wurden die Ketten geschmiedet, in die das freie Denken gelegt wurde, und an denen die Menschheit zum Teil bis zum heutigen Tage trägt.

Die Hauptsache lag aber damals nicht einmal auf diesem Gebiete, sondern darin, daß der Staat fortwährend in seinem inneren Frieden gestört wurde.

Wer kennt nicht die dogmatischen Streitigkeiten, die mutwillig Athanasius in die Menge trug, statt sie mit seinesgleichen abzumachen, die Haß und Verbitterung unter den Menschen, Zerfahrenheit und Zwietracht im Staate herbeiführten? Und alles nur um dem Eigensinn und Ehrgeize eines herrschsüchtigen Priesters zu dienen! Ueber solche traurigen Bestrebungen hat zwar die Kirche versucht, den Dunst der Heiligkeit auszubreiten, weil es im Interesse der Hierarchie lag, Christentum und Kirche als selbstverständlich identisch hinzustellen.

Heutzutage kann dem kritisch-nüchternen Forscher das Trügerische solchen Gebarens nicht mehr verborgen bleiben.

Nicht Interesse für das Christentum und seine versöhnende Lehre war die Triebfeder derartiger Bestrebungen; einzig und allein war es die schnödeste Herrschsucht, der blindeste Ehrgeiz. Daher keine Spur von liebender Schonung Andersdenkender, nur die wildeste Verfolgung, die selbst vor Blutvergießen und hochverräterischen Unternehmungen nicht zurückschreckte.

Auf solchem Boden war auch zur Zeit des Arkadius ein Heiliger der allerbedenklichsten Art erwachsen, Joannes, den die späteren Jahrhunderte Chrysostomos, d. h. Goldmund nannten. Er war, wie berichtet wird, nach dem Tode des Nestorius 397 vom Volk und Klerus einstimmig,[1] unter Beistimmung des Kaisers zum Bischof und Hofprediger von Konstantinopel gewählt, während er vorher Presbyter in Antiochia gewesen war.

Schon die Art, wie seine Wahl zustande kam, war eine sehr üble, und läßt jene gerühmte Einstimmigkeit derselben in einem eigentümlichen Lichte erscheinen, zumal noch dazu ausdrücklich eine große Verschiedenheit hinsichtlich der Wünsche der Leute berichtet wird.[2]

Joannes war nämlich der Kandidat des Eutropius, mithin bei dem Einflusse des letzteren auch der der Hofpartei, denn diese bestand damals sozusagen nur in dieser Person.

Die Förderung durch Eutropius setzt eine Verbindung des Joannes mit diesem schmählichen Eunuchen voraus, welche ihm nur zur Schande gereichen konnte.

Eutropius stand damals auf dem Gipfel seiner Macht. Den Weg, den derselbe bis dahin zurückgelegt hatte, mußte Joannes kennen, und doch scheute er vor dieser Verbindung nicht zurück, weil seine Herrschsucht und sein Ehrgeiz größer waren als die Gesetze, die Ehre und Patriotismus diktierten.

[1] Sozomen. VIII, 2.
[2] Sozomen. VIII, 2 Anfang.

Der Gegenkandidat Isidorus wurde durch Eutropius leicht verdrängt, indem dem Mentor desselben, Theophilos, Bischof von Alexandrien, von jenem gedroht wurde, ihn auf unter den Geistlichen stets bereite Anklagen hin zu belangen. Was das zu bedeuten hatte, lag auf der Hand; eine solche Anklage war das vorher besiegelte Verderben.[1] Es blieb nichts übrig, als sich zu fügen.

Was den Eutropius speziell bewogen haben mag, die Kandidatur des Joannes so eifrig zu betreiben, ist mit Sicherheit im einzelnen schwer zu sagen, da wir die Art der persönlichen Beziehungen der beiden Männer nicht mehr kennen. Wahrscheinlich aber ist es, daß er denselben als Trumpf gegen das drohende Uebergewicht der barbarisch-gotischen Partei in der Armee und im Staate benutzen wollte.

Da war vor allem Gainas und sein sicherlich bedeutender Anhang. Diese Leute waren Arianer. Gegen dieselben konnte Eutropius demgemäß keinen besseren Kämpfer brauchen als einen zelotischen Hofprediger, der geneigt und imstande war, sie öffentlich zu diskreditieren, indem sie durch ihn mit der damals schlimmsten Nota, der der Häresie, behaftet wurden.

Es leuchtet nämlich klar aus den Verhältnissen dieser Zeit hervor, daß die Spaltung in Athanasiertum und Arianertum Hand in Hand ging mit dem Gegensatz zwischen den eigentlichen Altrömern oder denen, die sich als solche betrachten zu können meinten, und den eingedrungenen und von letzteren nur geduldeten Barbaren. Der Gegensatz gestaltete sich auch in dem staatlichen Leben um so gehässiger, als die Römer die Barbaren fürchteten, und bei ihrer Impotenz gewiß mit Grund fürchteten. So wird also des Eutropius Interesse erklärlich.

Auch dürfte mit dieser ganzen Tendenz des Eutropius seine doch jedenfalls von ihm selbst dem schwachen Arkadius abgepreßte Erhebung zum Patriziate und seine Ernennung zum Konsul zusammenhängen. In solchen Würden stand er als adeliger Vollbürger da, dessen Antibarbarenpolitik im Innern natürlich zu sein scheinen mußte, oder wenigstens Eutropius bildete sich dieses ein; denn der Makel seiner dunkeln Eunuchen-Abkunft wurde in Wahrheit auch dadurch nicht getilgt!

Obgleich die Kaiserin Eudoxia zur orthodoxen Kirche gehörte, so traf das Poussieren des Joannes seitens des Eutropius indirekt auch diese bei ihrer Stellung zu Stilicho und seiner Politik, die ich oben entwickelt habe.

[1] Socrates VI, 2.

Man muß in der That den Scharfsinn bewundern, welchen Eutropius auch hier wieder entwickelte.

Was den Charakter anlangt, so konnte er für seine Absichten gar keinen besseren Menschen wählen als den Joannes.

Wir sind ja nur durch seine Lobredner über ihn unterrichtet und dennoch ist es ihnen nicht gelungen, den wahren Charakter desselben zu vertuschen.

Die beste Quelle über diesen Mann besitzen wir in dem Kirchenhistoriker Sokrates, einem jüngeren Zeitgenossen des Joannes, welcher, wie sich für einen Kirchenschriftsteller der orthodoxen Kirche von selbst versteht, im höchsten Grade von der Größe jenes Mannes erfüllt ist. Und dennoch kann er nicht umhin, die Fehler seines Charakters zu enthüllen. Von Jugend auf war Joannes dem Jähzorn ergeben. Dreistigkeit im Sprechen war seine Gewohnheit. Im Privatverkehr anmaßend, verfuhr er in seiner amtlichen Thätigkeit gegen die ihm unterstellten Geistlichen mit bureaukratischer Roheit. Natürlich wurde, wie ein derartiges Vorgehen zu allen Zeiten, seitdem es eine Bureaukratie gibt, gerechtfertigt ist, dies als im Interesse der Sache liegend dargestellt, in diesem Falle, um die Lebensgewohnheiten der Kleriker zu bessern, als ob nicht jedem denkenden Menschen klar sein müßte, daß freundlicher Zuspruch und bescheidenes Beispiel mehr nützte als alle Rigorosität. Daneben zeigte er die größte Unduldsamkeit gegen Andersgesinnte: er allein hatte selbstverständlich die einzig richtige Erkenntnis, und besaß das Geheimnis, den Seelen den einzig richtigen Weg zum Heile zu zeigen. Joannes täuschte zunächst nicht die auf ihn gestellten Erwartungen.

Seine Angriffe richtete er in der That besonders gegen Gainas. Vorwand war, daß dieser General den bescheidenen und sehr berechtigten Antrag beim Kaiser stellte, den Arianern, zu denen er und die ihm unterstellten Soldaten gehörten, eine Kirche Konstantinopels zuzuweisen.[1] Auch andere vornehme Leute erlaubte er sich öffentlich herabzusetzen; endlich wagte er sich in seinen dreisten Reden sogar an die Majestät der Kaiserin Eudoxia.

Es wäre vielleicht solch ein Getriebe eines unfehlbaren bischöflichen Hofpredigers im ganzen ziemlich gleichgültig gewesen, wenn es auch Aergernis erregte. Jedoch Joannes besaß eine dem damaligen Geschmack angepaßte Beredsamkeit, die die Massen, welche zum Gottesdienste kamen, fesselte. Außerdem wußte er durch das Geld einer alten Betschwester, die er gewonnen, Almosen in ent-

[1] Socrates VI, 5.

sprechender Weise zu verteilen. So wurde allerdings ein Priester, wie Joannes es war, auch dem Staate gefährlich. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß Joannes' Haltung, abgesehen von des Eutropius Machinationen, den stolzen Barbaren Gainas wesentlich mit zum Plane jener verhängnisvollen Revolution trieb, welche fast das Reich vernichtete.

Eutropius fiel den Verhältnissen, die er selbst leichtfertig herbeigeführt, bereits 400 zum Opfer. Den letzten Impuls zu diesem Sturze habe ich oben mitgeteilt. — Aber Joannes blieb. Es stärkte ihn dieser Sturz noch, denn es war, wie vorauszusehen gewesen, bei zwei Leuten, die beide unbedingt herrschen wollten, nicht ohne Konflikt zwischen Eutropius und Joannes abgegangen.

Die Hierarchie behielt in der Kirche und für die Kirche das, was ihr paßte und gewinnreich schien, aus dem Heidentum bei. Dahin gehörte auch das Asylrecht der Tempel. Dieses Recht war schon in früheren Zeiten geradezu gefährlich geworden, indem es, endlos ausgedehnt, die bedenklichsten Individuen faktisch straffrei machte, sobald das schützende Asyl des Gottes erreicht war. Wie unter dem einsichtsvollen Kaiser Tiberius diesem Unwesen gesteuert wurde, hat uns Tacitus in seinen Annalen[1] berichtet. Wenn dies Asylrecht auf die christliche Kirche übertragen wurde, so verschaffte es der Priesterschaft selbstverständlich einen großen Einfluß, mit dem sie der weltlichen Macht und Gerechtigkeit trotzen konnte. Es wurde dieses Recht daher beibehalten, und es scheint gerade in der Zeit, von welcher wir reden, übermäßig ausgedehnt gewesen zu sein, ein Zustand, der der willkürlichen Anmaßung des damaligen Bischofs von Konstantinopel genau entsprechen würde.

Es wird demnach kaum Zufall sein, wenn gerade damals Eutropius[2] sich veranlaßt sah, gegen dies Asylrecht einzuschreiten. Diese Maßregel war, wie kaum einem Zweifel unterliegen kann, gerade so berechtigt und vernünftig, wie einst die des Tiberius gegen die heidnischen Priester. Aber ebenso selbstverständlich war es, daß um dieses Rechtes willen, das Eutropius beseitigte, zwischen Joannes und dem letzteren der tollste Hader ausbrach. Man braucht sich demnach auch nicht zu wundern, wenn die Kirchenhistoriker den Eutropius der Abstellung des besagten Mißbrauchs halber mit Schmähungen überhäufen.

Ein unglücklicher Zufall brachte es aber mit sich, daß Eutropius nach Aufhebung jenes Asylrechts selbst beseitigt wurde,

[1] Ann. III, 60 sqq.
[2] Socrates VI, 5.

und in seiner Verzweiflung selbst unter dem Altare der Kirche, der Joannes vorstand, Schutz suchte.

Es würde uns zu weit abführen, wollte ich hier erzählen, wie unedel Joannes in einer Predigt angesichts des vernichteten Eutropius vor vielem Volke dieses ihm so günstig gekommene Ereignis zur Verhöhnung seines nunmehrigen Feindes benutzte. Ich führe jene Sache selbst nur kurz an, um zu zeigen, daß Joannes nach dem Sturze des Eutropius stärker als je war, und daß er nun auch ungenierter als je seinen hierarchischen Endzielen nachging.

Aus der Geschichte dieser Zeit geht deutlich hervor, daß gegen die angemaßte Macht des Joannes, der auch die Massen durch Predigt und Beängstigung der Gewissen willig gemacht wurden, der einzige Widerstand an maßgebender Stelle von der Kaiserin Eudoxia geleistet wurde. Sie war mutig genug, den Kampf aufzunehmen, und hat sich das unstreitige Verdienst erworben, den Uebergriffen der Kirche entgegenzutreten.

Wir besitzen unter anderen Quellen über das Leben des Joannes eine Vita von Georgios Alexandrinus geschrieben. Sie schöpft aus den älteren vorhandenen Quellen, hat aber auch Zusätze, die man meist zu voreilig als vollkommen erfunden und wertlos beiseite geworfen hat. Man glaubte sich um so mehr zu diesem Urteil berechtigt, als die betreffenden Nachrichten mit allerhand Wunderkram durchflochten sind, die selbst streng theologisch Gläubigen unwahrscheinlich erscheinen mußten. Man hatte außerdem alles Interesse, diese Nachrichten aus dem Leben des Heiligen zu eliminieren.

Es wird nämlich berichtet: Einst ging die Kaiserin spazieren, und indem sie einen schönen Weinberg passierte, kostete sie eine der daselbst reifenden Trauben. Nach damals bestehendem Rechte ging aber ein Grundstück, von dem der Kaiser oder die Kaiserin etwas genossen hatte, in das Eigentum der kaiserlichen Familie über, falls dieselbe darauf Anspruch erhob. Selbstverständlich wurde für eine derartige Expropriation aus der kaiserlichen Schatulle der volle Wert gezahlt. Die Kaiserin, deren Aufmerksamkeit auf diese gesetzliche Bestimmung gelenkt war, machte in diesem Falle Gebrauch von ihrem Rechte. Wiewohl sie natürlich keineswegs die Zahlung des Wertes vorenthalten wollte, tobte doch Joannes, welcher sich ganz unmotiviert in diesen Handel gemischt hatte, wütend gegen den Vollzug der legalen Expropriation, indem er sich als Verteidiger der vorgeblich beraubten Witwe gerierte, die in dem bisherigen Besitz des Grundstücks gewesen war. Als nun Eudoxia einmal an einem Festtage den Gottesdienst besuchen wollte,

befahl Joannes, der Kaiserin die Thore der Kirche vor der Nase zuzuschlagen. Und so geschah es. Die Kaiserin wurde von dem frechen Priester in solch unerhörter Weise beleidigt, natürlich unter dem Beifall des kirchlichen Autors.

Wenn man diese Geschichten, wie es von uns geschehen, alles Beiwerks entkleidet, so erscheinen sie keineswegs unwahrscheinlich, und die Kritik ist nicht berechtigt, die Wahrheit derselben zu bezweifeln, weil sie nicht in den zeitgenössischen Schriftstellern mitgeteilt werden, die entweder auf Arkadius oder seinen Sohn Rücksicht zu nehmen hatten.

Uebrigens möchte ich diese Anekdoten auch nur als Symptom dafür angesehen wissen, in wie unglaublich verkehrter Weise man das Andenken der Eudoxia zu verunehren suchte, und um die Richtung zu kennzeichnen, wie das günstige Urteil über den Joannes und das ungünstige Urteil über die schöne Kaiserin künstlich zustande gebracht ist.

Natürlich dienten derartige gefärbte Berichte dazu, daß man die Gegnerschaft der Eudoxia gegen den Joannes nur als Ausfluß weiblicher Rache erscheinen ließ. Doch dem nüchternen Forscher kann es nicht verborgen bleiben, daß diese Gegnerschaft aufgezwungen ist, daß in dieser Gegnerschaft ein frevelhaft hervorgerufener Gegensatz der Kirche zur Staatsgewalt sich offenbarte, der nur deshalb sich gegen die Person der Kaiierin öffentlich geltend machte, weil diese letztere bei der vollkommenen Gleichgültigkeit des Arkadius in der That die Staatsgewalt in ihrer Person repräsentierte.

Endlich kam es zum definitiven Bruch. Joannes wurde abgesetzt und er ging mit gleisnerischer Demonstration freiwillig ins Exil. Ja, er wußte wohl, weshalb er dieses that. Schon war dafür gesorgt, daß sein Weggang das Signal zum öffentlichen Kampfe und Aufruhr war;[1] er wußte schon, daß sein Exil nichts bedeute als eine schnelle Wiederkehr, die seine Stellung noch weit mehr verstärken würde.

In der That wurde denn Joannes auch sogleich wieder zurückgerufen, für jeden Verständigen kann diese Maßregel der Zurückberufung des Joannes nur als politische Maßregel erscheinen, da man damals sicherlich, nur der momentanen Not gehorchend, mit schwerem Herzen nachgab.

Joannes hat selbst durch sein Gebaren dafür gesorgt, diese Auffassung zu bestätigen. Statt Versöhnung brachte er neuen Hader, statt Liebe, deren Prediger er sein sollte, stiftete er von

[1] Zosim. V, 23.

neuem Haß. Das alles wird nur verständlich, wenn seine Rückberufung auch von Joannes als ein Palliativmittel der Regierung aufgefaßt wurde, welchem kein wirkliches Einlenken in die Wünsche der Kirche, welche auf die Knechtung der Staatsgewalt gerichtet waren, folgen würde.

So können wir auch allein verstehen, wie Joannes in seiner maßlosen Wut sich endlich zu der schamlosesten Verleumdung verstieg, welche je ein Priester ausgestoßen.

Der Kaiserin Eudoxia war auf einem Platze bei der Sophienkirche eine Statue errichtet, eine damals nur allzu häufige Auszeichnung der Großen schon bei Lebzeiten.

Das Volk pflegte sich hier zu versammeln, gerade so wie auch heutzutage sich das Volk an solchen Stellen zu versammeln liebt, zumal meist an solchen Stellen von jeher Anlagen zu sein pflegen, die das Gemüt erfreuen. Es geht dort deshalb oft lärmend her; es ging natürlich in einer aufgeregten Stadt, wie Konstantinopolis eine war, nicht ruhiger wie anderswo her. Das aber mißfiel dem Priester Joannes; war es doch die Kaiserin, die er unversöhnlich haßte, zu deren Füßen die fröhliche Schar des Volkes lärmte, und zu der dasselbe auch wohl oftmals aufblickte als einer gern gesehenen Gebieterin, war es doch ein Platz in der Nähe jener Kirche, der Joannes speziell vorstand. Und so hatte denn dieser Hierarch die Stirne, in jener Kirche, an einer Stelle, die dem Priester vor allem heilig und eine Stätte für Worte des Friedens sein sollte, in einer Predigt seine erhabene Gebieterin als eine neue Herodias zu bezeichnen. „Es rast wieder die Herodias, wiederum tanzt sie, wiederum will sie das Haupt des Joannes auf einer Schüssel haben“, begann er eine Rede, und alles Volk verstand, wen er meine, wenn der schlaue Priester auch den Namen seiner Herrin nicht nannte. Kann man glauben, daß wir bis jetzt fast überall derartiges Beginnen verteidigen sehen! Die Kaiserin des Reiches wird von dem ersten kirchlichen Diener dieses Reiches in der ersten Kirche dieses Reiches vor allem Volke als eine schamlose Ehebrecherin bezeichnet!

Ich glaube, die nackte Darlegung dieser Thatsache überhebt mich jeglicher ferneren Besprechung. Nur das muß ich noch sagen, daß wir die Lobpreisung derartiger Werke der Kirche verdanken, in der alles als gut und wahr gepriesen wurde, was ihrer zeitlichen Herrschaft Vorschub leistete.

Es kann nur mit Bedauern erfüllen, wenn man das Treiben des Joannes, welches ich eben geschildert habe, damit zu entschuldigen strebte, daß man die fröhlichen Reigen an dem Bildnisse der Eudoxia mit Erinnerungen an heidnische Ovationen zusammen-

brachte. Und wäre es so gewesen, ist denn das dafür eine Entschuldigung, daß ein Priester die Kaiserin an geweihter Stätte beschimpfte, auf die jedem Weibe empfindlichste Weise, sie, welche doch von keinem beschuldigt werden konnte, jene Zusammenkünfte des Volkes vor ihrer Statue veranlaßt zu haben?

Wenn Joannes nach diesem Vorkommnis endgültig verbannt wurde und nicht wiederkehrte, so hat er das geerntet, was er gesäet hat.

Die Eudoxia, die der Verhängung dieser Verbannung nahe stand, kann deshalb keiner mit Recht tadeln. Es war die einfache Pflicht der Selbstachtung, den Joannes beseitigen zu lassen; es war die höhere Pflicht der Staatsraison, dieses zu thun, wollte man die weltliche Macht nicht der Kirche und ihren Vertretern preisgeben.

Eudoxia hat das Ende dieses Kampfes nicht lange überlebt. Sie starb noch in demselben Jahre, in dem Joannes verbannt wurde (404). Natürlich war dieses traurige Ereignis ein Wink für die Lobredner der Kirche, dasselbe als Strafe Gottes zu bezeichnen.[1]

Wer wird heutzutage bei solch einem historischen Unsinn verweilen!

In höchstem Grade ist es vielmehr zu bedauern, daß Eudoxia nicht länger lebte und den Kampf ihres Lebens nicht nur zu einem ephemeren, sondern zu einem dauernden Siege führen konnte.

Wäre dieses damals gelungen, so gehörte die Eudoxia zur Zahl der glorreichsten Kulturkämpfer aller Zeiten, indem dann vieles, was sich aus den oben dargestellten und diesen ähnlichen Verhältnissen zum Schaden des geistigen Fortschritts entwickelte, nirgends hätte geschehen können; die Hierarchie hätte einen Stoß bekommen, von dem sie sich schwerlich erholt hätte. Mit dem frühzeitigen Tode der Kaiserin kam aber alles bald wieder ins alte Geleise.

Der so eminent gelehrte katholische Forscher Tillemont hat in unserem Zeitalter wiederum wahrscheinlich zu machen gesucht, daß Eudoxia keine treue Ehegattin gewesen sei. Die dahin gehenden Gerüchte des Altertums sind oben behandelt worden. Solche Mäkeleien sind unerfreulich und überflüssig.

Ich wenigstens vermag nicht einzusehen, wie derartige Dinge die Bedeutung der Eudoxia an ihrer Stelle in der Geschichte beeinflussen könnten. Mir genügt es zu wissen, daß sie vier Kinder geboren, welche ihr Vater als die seinigen selbstverständlich anerkannte und die auch von Staats wegen stets anerkannt wurden.

Im übrigen fühle ich mich nicht veranlaßt, mit den Schriftstellern der Kirche nach $1^1/_2$ Jahrtausenden die Tugend einer schönen Frau zu prüfen.

[1] Socrates VI, 19.

# Goethes Jugendentwicklung nach neuen Quellen.

Von

J. Minor.

## II. (Schluß.)

Dieselbe Wandlung wie die Lyrik macht auch das Drama Goethes in der Zeit des Leipziger Aufenthaltes durch. Auch auf diesem Gebiete stand ihm in Frankfurt, wie oben gezeigt, das Größte und Höchste als Ziel vor den Augen: die hohe Tragödie nach französischem Stil und von biblischem Inhalte; Raçine und Klopstock sind seine Muster. Der Eingang jenes „Belsazar", den er mit nach Leipzig nahm, um ihn dort zu vollenden, ist in unseren Briefen enthalten: die typische Exposition eines Alexandrinerdrama, beginnend mit der langen pathetischen Rede eines Vertrauten; die Situation unmittelbar vor der Entscheidung ....

Das erste, was der junge Goethe mit diesem Trauerspiel sofort nach seiner Ankunft in Leipzig unternimmt, ist eine Veränderung der äußeren Form: es war bis an den vierten Akt in Alexandrinern geschrieben worden und soll nun in fünffüßigen Jamben beendet werden. Als Grund gibt er zunächst an, daß diese Versart einem Mädchen, dem „besten Trauerspielmädchen", besonders wohlgefiel. Dann aber, daß „der große Schlegel" und die Kritiker alle dieses Versmaß des britischen Trauerspiels empfohlen haben ... Er beruft sich also auf Autoritäten. Aber er ist mit denselben wenig vertraut: denn er verwechselt offenbar den „großen Schlegel", d. h. J. Elias Schlegel, der sich des fünffüßigen Jambus nur in dem Bruchstücke der Uebersetzung eines englischen Trauerspiels bedient, welches 1762 in den „Werken" erschienen war, mit seinem Bruder Johann Heinrich, welcher 1760 und 1764 Thomsons Trauerspiele in fünffüßigen Jamben über=

setzt hatte. Indem er aber „den großen Schlegel“ als Autorität aufruft, zeigt er, wie genau er sich an das Urteil der Leipziger hält; denn eben damals erlebte J. E. Schlegel in Leipzig eine Art Wiederauferstehung. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften erschien in den sechziger Jahren; zur Eröffnung des Leipziger Theaters gab man seinen Hermann, ein gleichzeitiges Epigramm feiert ihn als den Genius vom tragischen Kothurne, an welchen die Muse, spröde gegenüber ihren anderen Lieblingen, noch immer zurückdenke. Und endlich, indem Goethe sein in Alexandrinern begonnenes Trauerspiel in fünffüßigen Jamben vollendet, gibt er uns ein lebendiges Zeugnis seiner Ungeduld, sich das Neueste auf dem Gebiete des Dramas zu eigen zu machen, das er in Leipzig haben konnte. Denn gerade damals wandte sich auch der beliebteste unter den Leipziger Dramatikern, Ch. F. Weiße, diesem Versmaß zu und entschied den Sieg desselben auf der Bühne. Im zweiten Teile seines „Beytrages zum deutschen Theater“ hatte er 1763 zaghaft geschrieben: „Wären unsere deutschen Schauspieler gewöhnt, Trauerspiele ohne Reim vorzustellen, so würde er diesen unnötigen Zierat, den man allenfalls den kleinen Kindern lassen muß, gleich den Engländern und Italienern gern abgeworfen haben; aber man muß sich notwendig mit einer Gesellschaft verstehen, ehe man dieses wagen will, wofern man nicht bloß für Leser, sondern auch für eine Schaubühne schreiben will.“ Der folgende Band der Beiträge bringt ein Jahr später (1764) bereits ein Trauerspiel in fünffüßigen Jamben mit männlichem Ausgange; und in der Vorrede heißt es: „In dem zweiten Trauerspiel hat er einen, wo nicht neuen, doch weniger gewöhnlichen Weg durch das fünffüßige Silbenmaß und die Weglassung der Reime gewählet; die besten unserer Kunstrichter haben schon längst die deutschen Schriftsteller dazu aufgemuntert und mehr als zu gegründete Ursachen angegeben, als daß man ihnen nicht längst hätte folgen sollen.“ Aber auch dieses Drama wurde, des ungewohnten Verses wegen, nicht gegeben; erst als er in dem vierten Teile seiner Beiträge eine Tragödie (Atreus und Thyestes) in fünffüßigen Jamben mit wechselnden männlichen und weiblichen Ausgängen veröffentlicht, gelang es ihm, damit ein Jahr später (1767) die Bühne zu erobern .... Mich dünkt, wir haben in Goethes Berufung auf die „Kritiker alle“ nur einen Widerhall der Weißeschen Vorreden zu den „Beiträgen“. Auf Weißes Vorgang verweist noch ein anderes: Goethe gibt in einem Briefe an einen Jugendfreund (Der junge Goethe 1, 10 f.) und in einem anderen Briefe an seine Schwester (Jahrbuch 7, 11) Proben der gewählten Versart; in den letzteren

finden sich nur Jamben mit stumpfem Ausgange, in den ersteren drei mit klingendem Ausgange. Er bevorzugt also wie J. E. Schlegel und Weiße den stumpfen Ausgang, während in Johann Heinrich Schlegels Uebersetzungen die Mehrzahl der Verse klingend ist. Auch Klopstocks „Salomo" (1764), gleich dem Goetheschen Belsazar ein biblisches Drama, welches in fünffüßigen Jamben abgefaßt ist, gibt dem weiblichen Ausgang den Vorzug.

Aber wie zuversichtlich und schnell bereit der junge Goethe auch an die neue Arbeit dieses letzten Aktes ging, nun treten auch hier die Leipziger Muster abschreckend hervor, nun lähmt ihn auch hier die Clodius'sche Kritik. Wie sehr sein Mut gesunken ist, das zeigt deutlich der Umstand, daß sich die Vollendung dieses letzten Aktes über anderthalb Jahre, bis in den Mai 1767, hinauszieht. Zur Ausführung anderer Pläne findet er gar nicht mehr den Mut! Er plant ein weiteres biblisches Drama: Der Thronfolger Pharaos, welches die Erschlagung der Erstgeburt durch den Engel behandeln sollte; er will die Erzählung von Yukle und Yariko, nach dem englischen Zuschauer oder nach Gellert, dramatisieren, aber er findet zu viele Schwierigkeiten; und als er Weißes „Romeo und Julie", das neueste Kassenstück dieses beliebten Dramatikers, welches die Shakespearesche Liebestragödie zu einem Zugstück in der Art von Raupachs „Müller und sein Kind" bearbeitete, zu Gesichte bekommt, macht er den Entwurf zu einem „Neuen Romeo" (dieser Titel nach der Nouvelle Heloise). „Aber," so fügt er eingeschüchtert hinzu, sobald er der Schwester davon Nachricht gegeben, „Gott bewahre mich, ihn auszuführen." Ein Schüler, und der rühmt er sich jetzt zu sein, kann so etwas nicht ausführen. Innerlich hält er seinen Entwurf freilich für besser als dieses Stück, aber „es wäre ein verfluchter Stolz, wenn ichs laut sagte" ... Und als er endlich mit dem „Belsazar" zu Ende ist, mußte er sich sagen, daß er eine Riesenarbeit als ein ohnmächtiger Zwerg unternommen habe; er widmet ihn, wie den biblischen „Joseph" und andere Produkte der Frankfurter Zeit, dem Feuer und denkt vorderhand nur auf Pläne, weil er die Ausführung für seine noch zu schwachen Schultern unmöglich hält.

Und gerade so wie er in der Lyrik die großen Gattungen aufgibt und sich auf das leichte Lied immer mehr und mehr einschränkt, so legt er jetzt auch auf dem Gebiet des Drama klein bei. Jene großen Pläne auszuführen fehlt es ihm an Mut; er nimmt kleinere Arbeiten vor. Ein Schäferspiel, Armine, noch aus der Frankfurter Zeit, wird umgeschmolzen. Am zweiten Tage nach

der ersten Aufführung der „Minna von Barnhelm“ auf dem Koch-schen Theater setzt er sich hin und fängt ein kleines, einaktiges Lustspiel in Prosa, „Der Tugendspiegel“ betitelt, an. Die Eingangsscene ist in unseren Briefen erhalten und wenig verheißungsvoll. Sie führt uns zwei befreundete Kaufleute vor. Der eine hat sich einer Geliebten zu Gefallen durch Verschwendung und Feste ruiniert; der andere hat für ihn gutgestanden und teilt nun den Ruin des Freundes. Aber das erschüttert in sächsischen Komödien die wahre Freundschaft nicht; er ist glücklich, das Los seines Freundes zu teilen und wäre im Besitze aller seiner Glücksgüter ohne den Freund unglücklich... Behrisch erinnerte nach der Lektüre dieser Scene an den von Goethe wegen der überfließenden Tugendgefühle so arg verspotteten „Medon“ von Clodius. Aber das ganze sächsische Lustspiel, besonders auch Gellert, liefert zu der Goetheschen Exposition die Parallelen. Aufopfernde Liebe, die sich selbst der Geliebten wegen zu Grunde richtet; Freundestreue, auch nachdem aller Besitz dem Freunde zu Opfer gefallen ist; und endlich — was nicht zu übersehen ist — auch eine Geliebte, welche den Ruin keineswegs beabsichtigt, sondern nur durch ihr gutes Herz verschuldet hat: das gibt einen rechten „Tugendspiegel“ in Gellerts Art.

In dem niedrigeren Genre, auf welches sich Goethe in Leipzig zurückgewiesen sah, erstand ihm aber zur selben Zeit ein großes Muster: Lessings „Minna von Barnhelm“. Wiederum, indem er dieses Meisterwerk auf sich wirken läßt, greift er nach dem Neuesten und Modernsten, was ihm Leipzig bieten konnte.

Aus dem Frankfurter Schäferspiel „Armine“ wurde in Leipzig die „Laune des Verliebten“; die mühselige Umarbeitung zieht sich vom März 1767 bis in den April 1768 hin und greift radikal ein. Manche Situation ist zwei-, dreimal umgearbeitet worden; nicht 100 Verse sind stehen geblieben. Die endgültige Fassung kam erst nach dem Erscheinen der „Minna von Barnhelm“ zustande.

Die „Laune des Verliebten“ ist ein Schäferspiel ganz nach dem engen Typus der Zeit, welchen uns kürzlich ein Werk Scherers erschlossen hat. Es werden wie in allen diesen Stücken zwei schäferliche Liebespaare eingeführt: Das eine (Armine und Eridon) durch Streitigkeit oder Uneinigkeit auseinander gehalten; das andere munter und froh das Glück der Liebe genießend. Die Handlung besteht einzig und allein darin, daß das uneinige Paar vermittelst des einigen wieder zusammengebracht wird.

Wir wissen, was Goethe an der Frankfurter Fassung am meisten zu tadeln fand: Armine, das Mädchen des uneinigen

Paares, war zu zärtlich, zu gütig, oder besser: zu einfältig, debonnaire geschildert worden und machte das ganze Stück schläfrig. Das heißt: Goethe hatte sie zu sehr in dem Geschmack gehalten, welcher in Frankfurt der herrschende war: zu sentimental. Er hilft in Leipzig ab; er gibt ihr, wie er sagt, zur Zärtlichkeit ein gewisses Feuer, eine Liebe zur Lust, die sie interessanter macht und doch nicht mit dem Charakter der Egle, dem Mädchen des munteren Paares, vermischt, da zwischen beiden noch eine merkliche Nuance bleibe. Also: Armine wird dem munteren Wesen der Egle genähert, die beiden Mädchencharaktere rückten so nahe zusammen wie die weiblichen Charaktere der „Minna von Barnhelm", wie Minna und Franziska. Der aufgeweckte Geist des Lessingschen Lustspiels geht in das Goethesche Schäferspiel über und hebt es über die Mehrzahl seiner faden und langweiligen Vorgänger hinaus.

Dazu kommt dann noch ein anderes. Während Goethe von seinen Trauerspielen so mutlos redet und der Hoffnung auf Ausführung gar keinen Raum gibt, ist er hier der besten Hoffnung, daß das Stück mit der Zeit fertig werden könnte, und zwar aus dem Grunde: „da es sorgfältig nach der Natur kopiert ist, eine Sache, die ein dramatischer Schriftsteller als die erste seiner Pflichten erkennen muß." Noch in Dichtung und Wahrheit ist er der Meinung, der Leser werde hinter dem unschuldigen Wesen den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr werden.

Was die Goethesche Anakreontik von der seiner Zeitgenossen unterscheidet, das unterscheidet auch „Die Laune des Verliebten" von den Schäferspielen der Zeit: sie beruht auf Erlebnissen, es liegt ein wahres und wirkliches Verhältnis zu Grunde. Goethes Darstellung seiner Liebe zu Aennchen Schönkopf in Dichtung und Wahrheit wird in allem Wesentlichen durch die Briefe an Behrisch bestätigt. Er hat in der lehrhaften Stimmung der ersten Leipziger Zeit an ihr ein Mädchen gefunden, das noch nicht durch Lektüre verdorben ist, das sich ziehen läßt. Bald wird das Verhältnis durch gegenseitige Eifersüchteleien getrübt. Goethe hat oft ohne Grund, einmal eines Zahnstochers wegen, eine Scene mit ihr; und solche Zwistigkeiten kehren eben so schnell wieder, als sie vergehen. Dann ist die Schuld wieder auf ihrer Seite: als ein von Studenten und gesetzten Herren viel umworbenes Mädchen betrachtet sie Goethes Liebe, solange er ihr zu Füßen liegt, als einen schuldigen Tribut; erst wenn er sich wieder losreißen will, gibt sie sich alle Mühe, ihn festzuhalten und nun war die Eifersucht auf ihrer Seite und wurde von Goethe mit allen Mitteln genährt. Also ein Verhältnis, welches seinen größten Reiz durch

die damit verbundene Unruhe erhielt und auf gegenseitigen Neckereien und Quälereien beruhte. Uebrigens keineswegs tief, wie das lakonische Vermächtnis beweist, mit welchem sie Goethe an jeden anderen, welchen sie lieben könnte, weitergibt; nur für den Fall, als sie keinen anderen lieben und heiraten könnte, hält er ihr Hand und Vermögen offen. Dieser Fall ist nicht notwendig geworden: recht zum Unterschied von der Sesenheimer Friederike war Aennchen schon ein Jahr nach Goethes Abreise eine Frau Doktor Kanne.

Dieses Verhältnis spricht sich nun nicht bloß in den Leipziger Liedern aus, sondern es liegt auch der „Laune des Verliebten" zu Grunde. Das erste Paar (Armine und Eridon) ist nicht wie sonst durch die Sprödigkeit der Schäferin oder durch die Blödigkeit des Schäfers entzweit, sondern durch Eifersüchteleien und Quälereien. Eridon, welcher seiner Geliebten auf diese Weise die Liebe vergällt, wird dahin gebracht, daß er selber ihre Freundin Egle küßt und durch das eigene Schuldbewußtsein zur Nachsicht und Nachgiebigkeit auch der Geliebten gegenüber gedrängt wird. Armine nimmt jetzt die munteren Züge Aennchen Schönkopfs an und Eridon wird Goethe, welcher den Mißmut und die Unverträglichkeit, die ihn oft in Leipzig befielen, noch in späteren Briefen an Aennchen bereut.

Und auch das zweite Paar wird nun nach dem Leben gezeichnet. Im Hause Schönkopfs wurde die Minna von Barnhelm aufgeführt. Goethe und Aennchen gaben Tellheim und Minna; als Wachtmeister und Franziska standen ihnen Goethes Frankfurter Genosse Horn und seine Geliebte Konstanze Breitkopf gegenüber. Hier haben wir die Personen des zweiten Paares: Horn, dessen drolliges Wesen Goethe in Briefen mit den Scherznamen „Rüpel" oder „Pegauer" kennzeichnet, welcher in jener Farce auf Clodius mit solchem Uebermut den Hanswurst spielte, ist Lamon. Unter Egle (der Name kommt bei Marivaux vor) haben wir uns seine Geliebte „Stänzel" zu denken. Wie viele Züge diese letztere zur Egle beigesteuert hat, ist freilich schwer zu entscheiden. Nach Goethes Briefen, welche sie einmal als ein durch die Lektüre verdorbenes Mädchen, ein andermal nach Horns Abreise als verlassene Ariadne hinstellen, dürfte sie mehr im Kostüme der Franziska als mit ihrer eigenen Person Modell gesessen haben.

Aus Erlebnissen (das erkennen wir nun gleichfalls bestimmter als früher) hat Goethe entweder noch in Leipzig oder bald nach der Rückkehr in Frankfurt auch seine „Mitschuldigen" gedichtet.[1]

[1] Goethe erwähnt eines Lustspiels in einem Briefe an Behrisch Dezember 1767; vielleicht sind, wie der Herausgeber unserer Briefe vermutet, die „Mit-

Goethe selber hat dieses Drama mit Erfahrungen in Zusammenhang gebracht, welche er erst in Frankfurt gelegentlich seiner Liebe zu einem Mädchen niedrigen Standes, welches er in „Dichtung und Wahrheit“ als „Gretchen“ vorführt und mit deutlichen Anklängen an das Gretchen im Faust schildert, gemacht hatte.

Die Existenz dieses Frankfurter Gretchens, über welche uns die äußeren Zeugnisse Goethes und seiner Jugendfreunde nur irre führen, ist zu einer Streitfrage geworden. Unsere Briefe führen auch dieser ein neues Material zu: der verhängnisvolle Buchstabe W— (hätte Goethe doch ein einziges Mal den Namen ausgeschrieben!) kehrt auch hier wieder.

Goethe erzählt in Dichtung und Wahrheit, wie er durch Gretchens Vettern bestimmt worden sei, seinem Großvater einen jungen Menschen zur Anstellung zu empfehlen, welcher bald darauf durch Mystifikationen, Geldschneidereien, Nachbildung und Fälschung von Handschriften und Unterschriften in kriminalistische Untersuchung gezogen worden sei. Die Frankfurter Polizeiakten erwähnen nur einen einzigen Fall, auf welchen Goethes Erzählung annähernd paßt: ein kurz vorher angestellter Gerichtssubstitut Johann Adolf W a g n e r wird wegen Unterschleifes in der Gerichtskanzlei angeklagt.

Mit diesem Namen hat Scherer eine Stelle in einem Brief Goethes an einen Frankfurter Jugendfreund in Verbindung gebracht; Goethe schreibt: „Ich sehe mit einem verachtenden Auge auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte.“ In dieser W. findet er den Namen Wagner und in dem Mädchen das Frankfurter Gretchen wieder, welche Goethe nach seiner eigenen Erzählung seit jener Katastrophe nur mehr als selbstsüchtige, verschmitzte Kokette betrachtete, die im Bunde mit ihren Vettern sein Talent und seine Börse ausgebeutet habe.

schuldigen“ gemeint. — Jedenfalls aber geht auf sie die Erwähnung in einem Briefe an Oeser vom 13. Februar 1769: „Hieher gehört auch, daß ich in diesem Jahre eine Farce gemacht habe, die ehestens, unter dem Titel: Lustspiel in Leipzig erscheinen wird. Denn die Farcen sind jetzt auf allen Parnassen contrebande, wie alles aus der Zeit Ludwigs des Vierzehenden.“ Auf diese Briefstelle gründet sich die ungeschickte Annahme von Biedermann, der Titel laute „Lustspiel in Leipzig“; noch in den 7. Band des Goethejahrbuchs hat diese auf bloßem Mißverständnis beruhende Auslegung Aufnahme gefunden. Der begründende Nachsatz zeigt deutlich, wie die Worte zu verstehen sind. Goethe will eine Farce in Leipzig drucken lassen; aber nicht unter dem Titel „Farce“, sondern als „Lustspiel“, weil Farcen Kontrebande sind. — Beide Briefstellen können ganz wohl nebeneinander bestehen, wenn sie sich auf die erste und zweite Bearbeitung beziehen. Auch als Farce durften nach dem oben Gesagten die „Mitschuldigen“ füglich bezeichnet werden.

Und nun schreibt Goethe in unseren Briefen an seine Schwester Cornelia aus Leipzig: „So weit von Mädchen. Aber noch eines. Hier habe ich die Ehre keines zu kennen, dem Himmel sei Dank! Cor pejus . . ." (es folgt eine Reihe mit Absicht undeutlich gekritzelter Buchstaben) . . . . „Mit jungen schönen W— doch was geht dich das an! Fort! fort! fort!" — Also eine peinliche Erinnerung knüpft sich für Goethe an diesen Buchstaben, und zwar eine Herzensgeschichte. Er will nichts mehr von Mädchen wissen: „Fort! fort! fort!" Kann Goethe auf diese Weise von einer anderen Frankfurter Herzenserfahrung reden als von der Gretchengeschichte? Hat diese Annahme zum mindesten mehr Wahrscheinlichkeit als die einfache Verknüpfung dieser Briefstelle mit der Goetheschen Erzählung in Dichtung und Wahrheit?

In den Mitschuldigen nun läßt sich Alcest, ein junger Mann von Stande, zu einem Frauenzimmer (Sophie) herab, welche besser ist als ihre Umgebung. Er kommt dadurch, wie der junge Goethe mit Gretchens Vettern, mit dieser unsauberen Gesellschaft in Berührung. Der Vater Sophies, der Wirt, will seine Briefe entwenden, um seine politischen Geheimnisse zu erfahren; der Mann Sophiens, der liederliche Söller, stiehlt ihm die Börse. Alcest wird durch seine Liebe zu Sophie, wie Goethe durch seine Liebe zu Gretchen, in die Katastrophe mit hineingezogen. Und endlich ein Detail, aber ein schwer wiegendes: Söller hat die Diebsschlüssel entwendet, als er — wie jener A. Wagner — im städtischen Dienst, Sekretär bei einem Bürgermeister gewesen ist; damals hat er sie einem gefangenen Diebe abgenommen.

Das ganze Stück und die leichtfertige Auffassung, welche der junge Goethe diesem peinlichen Stoffe entgegenbringt, ist ein getreuer Ausdruck der frivolen Gesinnungen, welche sich Goethe in Leipzig wenigstens äußerlich angeeignet hatte. Die modischen Sticheleien auf Tugend und Unschuld, der durchgehende Spott auf gehörnte Ehemänner und treulose Frauen ist nur ein Seitenstück zu dem ironischen und satirischen Ton einiger Leipziger Lieder. Alcest ist durchaus ein Leipziger Typus: der Mann nach der Mode, der sich über den Verlust des einen Schätzchens mit einem anderen tröstet, wie Goethes „Unständigkeit" empfiehlt. Er denkt: Wenn man dem Laster widersteht, ist es beim Jüngling bloße Blödigkeit und beim Mädchen Furcht — das ist die Moral der Leipziger Anakreontik und noch mehr der Schäferspiele, welche sich Wieland später zu eigen gemacht hat. Noch ungenügender aber ist der peinliche Schluß. Der Diebstahl Söllers wird entdeckt, aber gleichzeitig verrät sich auch die Indiskretion des neugierigen

Wirtes und die verbrecherische Liebe Alcests zu der Gattin des unwürdigen Söller. Alle sind die „Mitschuldigen“ eines gemeinen Diebes. Die laxe Moral des Schäferspieles, welche die „Laune des Verliebten“ mit den Worten schloß: „Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt!“ kehrt hier am Schlusse in einer ähnlichen Formel wieder: „So! — diesmal bleiben wir doch alle ungehangen!“ — Eine feige Moral, recht im Sinne der Gellertschen Fabeln, die sich auf das Bewußtsein der allgemeinen Schwäche der menschlichen Natur gründet und die Reinheit als unerreichbar betrachtet! Sie mag noch angehen im Schäferspiel, obwohl auch hier Arminens Betragen eine glänzendere Rechtfertigung verdiente; aber sie verletzt in den „Mitschuldigen“, wo diese schwächliche Duldung einem gemeinen Verbrechen gegenübersteht. Goethe selbst schreibt dem Stücke etwas Bängliches zu, das kein Ergötzen aufkommen läßt.

Technisch ist das Stück gewandter, als man einer ersten Arbeit auf diesem Gebiete zumuten sollte. Es beweist ein gutes Studium glücklich ausgewählter Muster. Unter diesen steht Molière obenan: wie im „Geizigen“ bildet auch hier ein Diebstahl den cardo rei; Einzelheiten wie die wirksame Anrede an das Parterre durch einen der Spieler u. a. hat sich Goethe aus dem Stücke zu nutze gemacht und durch Molière oder Corneille, dessen „Menteur“ er in Leipzig zu übersetzen begann, hat er sich auch bestimmen lassen, der Tradition des deutschen Lustspiels entgegen sein Stück in Alexandrinern zu schreiben, welche damals bloß im Schäferspiele angewendet wurden. Ebensoviel als Molière verdankt Goethe auch hier der Lessingschen „Minna von Barnhelm“: die Scene ist ein Wirtshaus; der neugierige zudringliche Wirt, der zugleich wie Holteis Kannegießer oder wie Weißes Projektmacher die Politik betreibt, ist eine der Hauptfiguren. Auch dem sächsischen Charakterlustspiel hat Goethe einige Züge abgemerkt: an dieses erinnert der Renaissancename, welchen der Liebhaber (Alcest) wie zum Unterschiede von den Figuren tieferen Standes führt; die Intrigue ist wie in den meisten Fällen durch einen Brief eingefädelt, aber mit unleugbar besserem Geschicke als bei Weiße u. a.; endlich verraten im Dialoge die beliebten Anspielungen auf Zeitgespräche wie den Kometen oder die Vorgänge auf Korsika, sowie das bei den Sachsen beliebte Citat des Doktor Faust in seinen letzten Aengsten Einfluß des sächsischen Lustspiels.[1]

[1] Citate aus der Faustsage sind bei den sächsischen Dichtern beliebt, aber immer ironisch aufzunehmen. Vgl. Gellerts Fabel „Der glücklich gewordene Ehemann“:

Höher muß aber noch der Einfluß der lebendigen Bühne auf Goethe angeschlagen werden, obwohl er nach unseren Briefen zu urteilen keineswegs zu den ständigen Besuchern des Theaters ge-

„Er .. ging (was kann wohl ärger seyn?)
Ging, sag' ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniß an dem Blocksberg ein;
Ein Bündniß, daß er ihm zwei Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden hurtig eins, und schließen ihren Kauf;
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen,
Und Doktor Fausten selbst betrogen:
So hielt er doch sein Wort genau . . ."

Bei dem von Goethe geschätzten Zachariä finden sich mehrere Anspielungen. Die erste in den „Verwandlungen" (I. Buch) hat später bei der Aufnahme in die „poetischen Schriften" (1772) karakteristische Varianten erfahren. Sie lautet nach dem ersten Druck in den „Bremischen Beiträgen" (I. 214):

„Er stund bedachtsam auf, er zog den Mund, und pfiff.
Wie wenn im Schauspiel Faust die Stirne murmelnd faltet,
Das Zimmer furchtsam bebt, die starre Wand sich spaltet,
Woraus mit gleichem Schritt drey junge Teufel gehen,
Die im berusten Kopf die rothen Augen drehen:
So kommen, da er pfeift, drey glänzende Lakayen,
Die sich, auf seinen Wink, gebückt um ihn zerstreuen."

Die spätere Umarbeitung hat eine andere Vorstellung von dieser Faustscene; die mittleren Verse lauten:

„ . . . Die Scene furchtsam bebt, der Foliant sich spaltet,
Aus welchem nach und nach drey junge Teufel gehn,
Die durch den Zauberstab ihm zu Gebote stehn:
So kommen, da er speist, drey fertige Lakayen . . ."

Auch in einem anderen seiner komischen Epen, „das Schnupftuch", citiert Zachariä den Faust und zwar in der nämlichen Situation, wie Goethe in den „Mitschuldigen":

„So schlägt dem blassen Faust die fürchterlichste Stunde;
Die Teufel schleppen ihn zum rothen Höllenschlunde;
Er zappelt in der Luft; sie achten nicht sein Schrein;
Zähnfletschend werfen sie ihn in die Kluft hinein;
Sie stürzen sich nach ihm in die gemalten Flammen,
Und die grausame Gluth schlägt über sie zusammen."

Auch in Weißes Lustspielen, in den ersten Fassungen nämlich, sind Anspielungen auf die Faustsage beliebt; später freilich hat er sie getilgt.

Auch Anspielungen auf die Vorgänge in Korsika (bei Goethe wird Paoli genannt) sind recht im Geschmacke des philiströsen Leipziger Lustspiels, welches auf die heimischen politischen Zustände kaum einen Seitenblick wagt, um so lieber aber weit entfernte politische Ereignisse berührt. Schon in J. Elias Schlegels „Geheimnisvollen" (1762 neu gedruckt) findet sich eine solche: „Aber wenn Sie etwa ein Abgesandter vom Prätendenten sind oder König in Korsika werden wollen: so wollen wir beizeiten sehen, wie wir auseinander kommen." Uebrigens redet Goethe noch in der ersten Weimarischen Zeit gern von den Vorgängen auf Korsika: vgl. den in H. Grimms „Goethe" (2. Aufl.) S. 304 wieder abgedruckten Brief Ph. Seidels.

hörte. Sein Lustspiel aber nimmt beständige Rücksicht auf den Schauspieler. Das Bestreben ist ganz deutlich, den widerwärtigen Stoff durch drastische, possenhafte Darstellung zu überwinden; mit Recht durfte Goethe das Ganze als eine Farce bezeichnen. Die Anweisungen für den Schauspieler empfehlen die stärksten Mittel: „mit Karikatur von Angst" wird einmal vorgeschrieben. Vieles wird bloß durch possenhafte Aktion wirksam; auf viel Bewegung, ein stetes Herumtummeln der Personen geht die Absicht des Dichters. In diesen Dingen, aber nur in diesen, hat Goethe auch von Shakespeare gelernt: an den Theaterdichter scheint er sich früher als an das poetische Genie herangewagt zu haben. Die höhnischen Apartes, mit welchen der verstockte Söller die Reden der belauschten Personen unterbricht, der stehende Witz von den Männern mit Geweihen möchten auf Einfluß Shakespeares zurückzuführen sein ... Alles in allem verrät das Stück eine treffliche Ader zur derben Komik, welcher Goethe später nicht zur Genüge nachgegraben hat.

Und wie anders nun wieder die Signatur des Straßburger Aufenthaltes! Schon äußerlich fällt ein wesentlicher Unterschied ins Auge. Aus Leipzig holte im 18. Jahrhundert jedermann seine Bildung zur Weltläufigkeit; es wurde Goethe nicht mehr zu teil als anderen auch, da er diese Schule durchzumachen hatte. Er hätte 20 Jahre früher oder 20 Jahre später nach Leipzig kommen können, und die Bedeutung des Aufenthaltes wäre für ihn dieselbe gewesen. Dagegen Straßburg war für ihn ein glücklicher Zufall. Daß er gerade zu dem Zeitpunkt in Straßburg studierte, in welchem Herder (von September 1770 bis April 1771) sich dort aufhielt, das durfte er als ein Geschenk des Glückes erkennen.

In Straßburg hat Goethe seine Universitätsstudien zum Abschlusse gebracht. Aber einen Abschnitt in seiner Entwicklung bedeutet derselbe keineswegs. Viel tiefer als die juristische Fakultät, welche ihm den Titel eines Magisters und Licentiaten verlieh, hat die medizinische auf ihn eingewirkt. Goethes naturwissenschaftliche Studien beginnen nach seiner Rückkehr von Leipzig in der Frankfurter Uebergangsperiode; zugleich mit den pietistischen Schriften liest er auch mystisch-kabbalistische Werke, den Theophrastus Paracelsus und die Aurea catena Homeri.[1] Seine noch in Frankfurt

[1] Mit dem (freilich unsicheren) Verlagsorte „Frankfurt und Leipzig" in den Jahren 1769—1774 eine „neue Sammlung von einigen alten und sehr rar gewordenen philosophischen und alchymistischen Schriften, welche sämmtliche Werke nicht nur an und vor sich selbsten vollständig sind, sondern auch als eine neue Fortsetzung des bekannten deutschen Theatri chymici angesehen und gebraucht werden können" in 6 Bänden erschienen.

begonnenen, in Straßburg fortgesetzten Ephemerides sind voll von Aufzeichnungen dieser Art; sie müssen darum zuerst befragt werden, wenn man auf irgend einem naturwissenschaftlichen Gebiete den Wurzeln der Goetheschen Kenntnisse und Erkenntnisse nachgraben will. Hier in Straßburg nun war die medizinische Fakultät die beste, ja nach Herders Urteil die einzige gute Fakultät. Aus Medizinern bestand die Mehrzahl der an der Mittagstafel der Jungfern Lauth unter dem Vorsitze des Aktuars Salzmann versammelten Tischgenossen. Hier regt sich zuerst Goethes Widerspruch gegen Holbachs Système de le nature, und gegen die Theorien und Systeme überhaupt. Hier kommt Goethes Denkungsart der Herderschen näher, welche damals eben auch eine entschieden realistische Richtung eingeschlagen hatte. An Stelle dessen, was er nach seiner Rückkehr von Leipzig so zu benennen liebte, tritt jetzt eine „Erfahrung" anderer Art und jetzt erst hat Corneliens Wort seine ernsthafte Bedeutung: die Philosophie ihres Bruders gründet sich auf die Erfahrung.

In Leipzig, dem geistigen Centrum Deutschlands, nahm Goethe die galanten Manieren der Kleinpariser, also halbfranzösische Gewohnheiten an. Den Aufenthalt in Straßburg, auf französischem Boden, kennzeichnet er mit dem Schlagworte: „Deutschtum emergierend." Wiederum hält die Entwicklung des Dichters mit der des Menschen gleichen Schritt. Wir erkennen aus unseren Briefen deutlicher als früher, wie sehr Goethe seit der frühesten Jugend zur Dichtung in fremden Sprachen neigte. Nicht bloß im französischen Madrigal und im air de Vaudeville, auch in englischen Versen und sogar in einem italienischen Singspiel hat er sich versucht. Er so wenig als seine Zeitgenossen hatten eine Ahnung davon, daß mit der Sprache auch der Geist der Dichtung ein anderer werde; galten doch ein deutscher Baron Bar, der Verfasser der épîtres diverses, und später Grimm, der Deutschfranzose, als gewandte französische Dichter. Es war noch gar nicht ausgemacht, ob Goethe als Leipziger Poet oder etwa gar als Pariser Belletrist Aufsehen erregen sollte. Herder war der erste, welcher in seinen Fragmenten den Zusammenhang der Sprache mit dem der Dichtung untersuchte und in dem denkwürdigen Kapitel über die Art, wie Gedanke und Empfindung sich den Ausdruck bilden, die Unmöglichkeit nachwies, in einer fremden Sprache zu schreiben und zu dichten. Jetzt verzeichnet auch der junge Goethe den Satz Hamanns und Herders, offenbar aus des letzteren Munde, in seinem Tagebuch: „Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der im eigenen Hause wohnt." Und was

Herder theoretisch lehrte, das bestätigte ihm praktisch das abfällige Urteil eines Franzosen über seine französischen Dichtungen. Goethe hat auf französischem Boden und zu einer Zeit, in welcher die französische Litteratur die deutsche in Straßburg zurückzudrängen begann, sein letztes französisches Gedicht geschrieben. Anstatt die französische Sprache zu erlernen, hat er im Elsaß deutsche Volkslieder gesammelt. Und neben Cäsar, dem Helden Voltaires und Shakespeares, beginnen die kerndeutschen Gestalten des Götz und Faust in ihm aufzuleben.

In Leipzig war Goethe in der Kunstlehre der Schüler Oesers und Winckelmanns, die Antike sein Ideal. In Straßburg bewundert er in dem Münster die Gotik, Herders Unterweisung leitet ihn an, jede ursprüngliche, aus eigentümlichen Verhältnissen erwachsene Kunst höher als die gelungenste Nachahmung zu schätzen, und Goethe schreibt seinen Dithyrambus von der deutschen Baukunst. Aber gerade hier und auf diesem Gebiete fühlt man etwas wie Vorsehung in der Entwickelung Goethes: gerade hier ist er wie durch einen Genius von einseitigen Anregungen ferngehalten worden. In Sachsen als Schüler Winckelmanns reist er nach Dresden, um die Antike zu studieren — und verweilt mit Bewunderung bei den Gemälden der niederländischen Schule. In Straßburg droht ihn das Münster zu dem entgegengesetzten Extrem zu ziehen — da wirken auf der anderen Seite, gelegentlich der Durchreise der Königin Antoinette ausgestellt, die nach Raphaels Kartonen gewirkten Teppiche. Er soll sich nicht zu weit von der Grazie der Alten und Raphaels entfernen und, wenn wir Dichtung und Wahrheit glauben dürfen, wäre auf der Rückreise von Straßburg im Mannheimer Antikensaal beim Anblick eines Kapitäls vom Pantheon sein Glaube an die nordische Kunst bereits ins Wanken geraten.

Und endlich, was uns das Bedeutendste ist: In Leipzig hat sich Goethe den Anforderungen der Gesamtheit in der Gesellschaft und in der Litteratur gefügt; er hat sich Tugenden zu erwerben gesucht, welche er innerlich geringschätzte, die man aber besitzen muß, weil sie allgemein gelten; er hat Männer über sich gesehen, denen er es zuvorthun zu können glaubte, vor deren Ruhm er aber als Schüler zurücktreten mußte. Einzeln betrachtet fühlte er sich jedem überlegen, aber die Gesamtheit drückte ihn ... Hier in Straßburg lernt er einen einzelnen Mann kennen, keinen von der Leipziger Verbrüderung, sondern einen Provinzialschriftsteller, der sich allein gegen eine ganze Meute seiner Haut zu wehren hatte; und dieser einzelne Mann erscheint ihm als ein Größerer, vor dem

er sich willig beugt. Dieser Mann war Herder; und Goethe, der die Zurechtweisungen der Leipziger so mißmutig ertragen hatte, unterwirft sich hier freiwillig den härtesten Züchtigungen, welche Herders Uebellaune ihm angedeihen ließ. Noch nach Jahren befällt ihn mitunter eine „Hundereminiscenz",[1] es jucken wie frisch verheilte Wunden bei Veränderung des Wetters die Striemen, die ihm Herders Hand in Straßburg geschlagen. Und dennoch ruft er wieder: „Ich laß euch nicht los;" er ringt mit Herder wie Jakob mit dem Engel des Herrn; „und sollt' ich darüber lahm werden."

Jahre hinaus, bis 1773 wenigstens, sehen wir Goethe mit den Gedanken ringen, welche Herder in ihn gepflanzt hat, bis er sie ganz sich zu eigen gemacht. Herders Einfluß greift tief ein bis in die Person Goethes. Der Vorwurf des Spechtischen, Spatzenmäßigen, den Herder gegen sein leichtes, flüchtiges, unbekümmertes Wesen erhob, gibt ihm noch in Wetzlar zu denken. Die Ideen der Herderschen Plastik leiten ihn zur inneren Festigung und Konsolidierung an. Er wird massiver im Denken und Ausdruck. Er eignet sich nun, im Gegensatz zu den galanten Manieren der Leipziger Zeit, Herders derbe und kräftige Art an; der studentische aufgeknöpfte Ton, dessen er sich in gemäßigter Weise und nur per nefas in den niedrigeren Kreisen in Leipzig bediente, tritt nun ungescheut an den Tag.

Und derselbe Herder, welcher Goethe so empfindlich zu demütigen versteht, weiß ihn wieder so heilsam zu ermutigen und zu erheben. Zunächst indem er den Druck beseitigt, welcher seit der Leipziger Periode auf Goethes Talente lastete. Was der Tadel der Gelehrten, einer Frau Böhme und eines Morus in Leipzig

[1] Als ein loser Specht, welcher den verwundeten und gelähmten Adler höhnt, wird Goethe von Herder noch später in seiner „Bilderfabel" eingeführt. Es muß etwas in der äußeren Erscheinung des jungen Goethe, das sich auffallend und auch sein inneres Wesen verratend bemerkbar machte, dazu den Anstoß gegeben haben. Goethe scheint in Straßburg, mit dem wiederkehrenden Selbstbewußtsein, auch den gravitätischen Gang wieder angenommen zu haben, welchen sein Jugendfreund verspottete. So sagt Herder auch: Homers Helden seien unter Goethes Händen alle so groß und frei watende Störche geworden; womit eben gesagt sein soll, daß Goethe sich selbst in ihnen gesehen, sich dieselben auf seine Weise vorgestellt habe. So erkläre ich mir auch die von Biedermann so unglaublich mißverstandene Stelle in Herders Brief an Merk über die Frankfurter gelehrten Anzeigen: „Goethe erscheint ihm als junger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen." Das gespreizte, gestelzte, dünnbeinige Wesen kehrt in dem Bilde von Spatzen, Storche und Hahne gleichmäßig wieder: es soll damit einer bezeichnet werden, der im Aeußeren und Inneren flüchtig und oberflächlich, auf keinem sicheren Fundament ruht und doch ernst und gewichtig genommen sein will.

nicht vermocht hatte, das bringt Herder zustande: er macht Goethe die in Ansehen befindliche Litteratur, jene Litteraturgrößen, denen gegenüber Goethe sich nicht hervorwagte, gründlich herunter und läßt nur wenige Sterne bestehen. Damit hat er dem Leipziger écolier, dem Anfänger Goethe den Mut seiner ersten Frankfurter Zeit wiedergegeben und dem Götz eine Gasse gebrochen. Aber er hat noch mehr gethan: er hat Goethe zugleich höhere Aufgaben und ein höheres Ziel gesetzt, als er sich selber noch in Leipzig zu setzen imstande war. Wenn Goethe in Leipzig auf dem Wege war, ein Poet und Belletrist wie so viele andere in Leipzig zu werden, wenn er sich bestrebt, in den bei den Leipzigern beliebten Gattungen auch etwas zu leisten, so entsteht jetzt unter dem Einfluß Herders, des Bekämpfers jeder nachahmenden und des Verteidigers jeder ursprünglichen Kunst, der Gedanke in ihm, aus sich heraus etwas Ursprüngliches, etwas Eigenes, ein Original zu werden. Durch Herder hat Goethe als Mensch und Dichter den Anstoß über das Gewöhnliche hinaus zum Originellen und Genialischen erhalten. Und in froher Zuversicht droht er jetzt in seinem ersten Briefe an Herder denen, deren Urteil ihn in Leipzig so ganz entmutigt hatte: „Die Clodiuse, die Schüblern sollen sehen!"

Und an Stelle der kleinen Größen des Tages, deren Ruhm Goethe gedrückt hatte, rückt Herder ihm die wahren Größen der Vergangenheit, die Griechen und Shakespeare in vertrauliche Nähe und lehrt ihn dieselben als Freund und Bruder umarmen. An die Stelle der hinfälligen Dichtungen weniger Modeschriftsteller setzt Herder die unsterbliche Dichtung ganzer Völker und Nationen: die Volksdichtung. Auch Homer ist Goethe nun nicht mehr bloß Vertreter des griechischen Ideales der Schönheit, sondern er tritt als Naturdichter unter einen Gesichtspunkt mit Ossian; und wenn Herder spottet, alle Helden Homers seien bei Goethe so schön, groß und frei watende Störche geworden, so zeigt er uns an, daß Goethe die steife, gespreizte Haltung, durch welche er sich in jener ersten Frankfurter Zeit zunächst vor seinen Kameraden auszeichnen wollte, wieder angenommen und auf die Homerschen Helden übertragen hatte. An die Stelle des französischen Geschmackes, dem er in Leipzig huldigte, tritt endlich auf dem französischen Boden Straßburgs der englische. Goldsmiths Landprediger von Wakefield und Shakespeares Dichtungen verdrängen Boileau, Corneille und Molière zur selben Zeit, in welcher auch Herder seine „britische Periode" beginnt.

Herder hat die Sturm- und Drangzeit in Goethe angeregt. Er hat ihn die Muster seines Götz verstehen gelehrt und ihm den

Mut gegeben, seine „Riesenpläne“ auch auszuführen. „So weiß ich denn nun, was den Dichter macht,“ sagt Franz im Götz, „ein von der Empfindung volles Herz.“

Weiter fand Goethe mit Hilfe der Gedanken der Herderschen „Plastik“ und mit Hilfe des Studiums der Griechen selbst den Weg. Herder begann eben damals die Kunstbetrachtung auf eine neue, sinnlichere Basis zu stellen. Er machte der Lehre von den sogenannten niederen Seelenvermögen und den dunklen Vorstellungen, auf welche die Wolffische Philosophie und die Baumgartensche Aesthetik die Kunstlehre begründet hat, den Garaus, indem er Erkennen und Empfinden für identisch erklärte. Das Gefühl ist ihm der zuverlässigste unter den Sinnen: die solideste, erste und profundeste Hand der Seele, das Auge dagegen Trug und Oberfläche. Vom Gefühl muß alles ausgehen und dahin zurückkommen. Auf den Tastsinn gründet er die Bildhauerei, auf das Gesicht die Malerei; die Wirkung des Schönen beruht nicht auf Vorstellungen, nicht auf Erkenntnis, sondern auf dem Gefühl. Nicht überall herumspazieren, nicht bloß dreinguden lehrte er den jungen Goethe — zugreifen, dreingreifen, packen! „Ihr habt das der Bildhauerei vindiciert,“ schreibt ihm der Schüler, „und ich finde, daß jeder Künstler, solange seine Hände nicht plastisch arbeiten, nichts ist. Es ist alles so Blick bei Euch, sagtet Ihr oft. Jetzt versteh' ich's, thue die Augen zu und tappe.“ Der Sinn von Herders Zurechtweisungen ist ihm bei der Lektüre Pindars aufgegangen; bei den Worten Pindars: ἐπικρατειν δυνασθαι, die er mit „Meisterschaft“, „Virtuosität“ übersetzt. Nicht bloß mehr „das volle Herz“ macht ihm jetzt den Dichter; es muß das technische Können, die Virtuosität dazu kommen. Er wird es ferner als keinen Vorzug mehr betrachten, Lieder „ohne Kunst und Mühe“ zu verfertigen, er wird Sprache und Metrum virtuos zu beherrschen trachten. Auch ein innigerer Anschluß an die bildende Kunst hängt mit diesen Aeußerungen unmittelbar zusammen: im Winter 1772 auf 1773 stellt er auch hier fleißige technische Uebungen an und jetzt zum erstenmal verlautet aus dem Darmstädter Kreise, daß Goethe ein Maler werden wolle.

Und nun nimmt auch Goethes Dichtung in der Straßburger Zeit ein individuelles Gepräge an. Aber nicht sogleich. Es sind uns zwei Entwürfe in Briefform erhalten, welche etwa in das Frühjahr 1771 fallen mögen; also nach Herders Abreise von Straßburg, aber vor Goethes Bekanntschaft mit Friederike. In reiferer Ausdrucksweise behandeln sie ganz dieselben Themen, zeigen sie ganz dieselbe frivole Lebensanschauung wie die Leipziger Dichtungen:

Eine Ariane (Konstanze Breitkopf?) bekämpft in einem Briefe an Betty (Aennchen Schönkopf?) die Gesinnungen eines Freundes Walter, welcher die Empfindungen der Frauen ebenso cavalièrement aus Stolz und Eigennutz zu erklären sucht, wie der durch die kleinpariser Schule gegangene Goethe in den Briefen an seine Leipziger Freundinnen. Noch loser ist der Inhalt des zweiten Fragmentes, welches auf recht verwickelten Voraussetzungen beruht. Der Briefschreiber hat sich nach dem Verlust seiner Geliebten Nelly (so heißt auch die Geliebte im „Tugendspiegel") in die Arme einer C° geworfen, die ihn dann wieder über seinem Freunde W vergessen und nun auch diesen abgedankt hat. Die zu Grunde liegenden Erlebnisse sind nicht mehr sicher zu erkennen: während die Initialen C° auf Konstanze Breitkopf deuten und unter W deren Geliebten, Horn, vermuten lassen, weist uns der Anfangsbuchstabe des männlichen Namens W jetzt vielleicht sicherer auf Wolfgang Behrisch, der sich mit Goethe nicht bloß in der Liebe zu den Jettchen und Fritzchen, sondern auch zu Aennchen Schönkopf begegnet zu haben scheint. Aber gleichviel! Auch hier finden wir denselben modischen Sinn über die Unbeständigkeit der Frauen, welche seit Goethes Rückkehr von Leipzig das einzige Thema seiner Briefe bildet. „Mädchen sind Mädchen und ein Mann ist ihnen ein Mann." „Jeder wird einmal aus dem Liebhaber in einen tugendsamen Freund verwandelt" — wie er Käthchen gegenüber spottet, daß sie ihn so hübsch mit Freundschaft eingesalzen habe. Dagegen gibt es keine Hilfe als die Zeit, „und ein anderes Mittel, das noch probater ist"; denn mehr kann ein Frauenzimmer doch nicht geben, als gegenwärtigen Genuß ... Das heißt recht wie ein Franzos' sprechen! Und recht wunderlich und unpassend nehmen sich daneben die tiefen Gedanken der Herderschen „Plastik" aus, welche Goethe brockenweise in dies Leipziger Gericht hineingeworfen hat, ohne daß die hetrogenen Bestandteile eine chemische Verbindung einzugehen beliebten.

Daß Goethes Dichtung trotz dem großen Lehrer, den er gefunden hatte, trotz den großen Mustern, die ihm vor Augen standen, in diesem Fragmente noch ein so oberflächliches Aussehen zeigt, davon ist der Grund nicht schwer zu entdecken. Zu dem Lehrer und den Mustern fehlt noch ein drittes: das Leben lieferte ihm keinen tieferen Stoff. Im Herbst dieses Jahres lernt er Friederike von Sesenheim kennen — nach den Leipziger Spielen findet er das Mädchen, das seiner wert ist. Und nun bricht seine Lyrik alle Dämme und strömt rein aus dem übervollen Herzen heraus.

Auch die Friederikenlieder verleugnen den Ausgangspunkt

nicht, von welchem die Lyrik Goethes überhaupt ihren Anfang nimmt. Sie sind im wesentlichen anakreontische Lieder. Aber sie gehören alle ohne Ausnahme derjenigen Gattung des anakreontischen Liedes an, welche den lyrischen Charakter, den Charakter des Liedes am getreuesten bewahrt hat und sich an das volkstümliche Lied anschließt. Ja sie gehen darüber noch hinaus und suchen, ohne den kunstmäßigen Charakter zu verleugnen, den Zusammenhang mit dem Volkslied, auf welches Goethe durch Herder hingewiesen wurde.

Schon äußerlich ist der Zusammenhang mit der Anakreontik noch ganz deutlich. Die Versmaße und Strophenformen der Friederikenlieder gehören zum Teil zu den beliebtesten der Anakreontiker. Das Motiv der schlafenden Geliebten, welches uns sogleich im ersten Liede „Erwache, Friederike" begegnet, kehrt in den schäferlichen Liedern wie in den Schäferspielen unzähligemal wieder. Und wie spielend und tändelnd, recht im Sinn des „Jacobischen Kränzewindens", ist der Schluß eines anderen gehalten:

„Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen finden,
Und wie die kleinen Kinder sein."

Bei anderem freilich, was uns an die Anakreontik erinnert, haben wir die sichere Gewähr, daß es aus dem Leben gegriffen ist. Nach der Fiktion der Anakreontiker singt die Geliebte dem Liebenden seine Lieder; Friederike hat wirklich aus freier schmetternder Kehle die Goetheschen Lieder gesungen. Der schäferliche Dichter schreibt den Namen der Geliebten in die Baumrinde: in Sesenheim ist das wirklich geschehen. Der Anakreontiker liebt Anspielungen auf die Ritter- und Feenwelt: auch Goethe vergleicht seine Mädchen mit Prinzessinnen und stellt sich als weit verschlagenen Ritter vor; aber er nimmt dabei auf die Märchen Bezug, welche er den Schwestern kurz zuvor erzählt hat. Auch in den Liedern aus dieser Zeit wird viel gespielt und getändelt: Spiele um Küsse und Bänder geben oft das Motiv, beim Spielen hat der Geliebte das Herz der Liebenden gewonnen — aber an Stelle des leeren phantastischen Getändels treten wirkliche gesellige und ländliche Spiele, wie „blinde Kuh", „stirbt der Fuchs, so gilt der Balg"; wie sie bei den vielen ländlichen Festen im Kreise der Brionschen Familie und ihrer zahlreichen Verwandten im Schwange waren. Und wenn Goethe im Herbste, in seinem Abschiedsliede, den Blick wieder in die Heimat wendet und des freudlosen Einherbstens der Trauben gedenkt, dann steht das Bild der Frankfurter Weinlese greifbar deutlich vor uns.

Mit einem Worte: Alles was uns in der vorgoetheschen Anakreontik als konventionell und traditionell, also als abgestorben und unwahr erscheint, das erfüllt uns hier mit dem frohesten Behagen der Wahrheit und des Lebens. Was dort gekünstelt und geziert ist, macht hier den Eindruck der köstlichsten und ungesuchtesten Naivität. Und während in dem Leipziger Liederbuche die unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Züge nur hier und da erkennbar sind und von den überlieferten erstickt werden, lebt hier auch das Kleinste und Nebensächlichste.

Dazu aber noch ein Weiteres: Die Leipziger Lieder sind oberflächlich und uninteressant, denn sie stellen uns typische Situationen dar, wie sie die Launen und Uebellaunen zweier Liebenden immer von neuem hervorrufen; einen Einblick in die innere Entwicklung eines Verhältnisses gewähren sie nicht. An der Hand der Friederikenlieder verfolgen wir mit Leichtigkeit Goethes ganzes Verhältnis zu Friederike. Vom ersten Anknüpfen beim Spiele bis zu dem festen und innigen Umschlingen, und von da herab wiederum bis zur schweren Stunde des Scheidens: lauter bestimmte, individuelle, festgeprägte Situationen, welche mit den gleichzeitigen Briefen Goethes oft bis auf den Ausdruck übereinstimmen und von Goethe in Dichtung und Wahrheit umgekehrt wiederum der erzählenden Darstellung zu Grunde gelegt werden konnten. Hier zuerst hat Goethe die Fähigkeit bewährt, in der Darstellung eines flüchtigen Augenblickes die ganze Tiefe seiner Existenz ahnen zu lassen.

Diese Vertiefung seiner Lyrik, welche schon seit der Rückkehr von Leipzig in Frankfurt beginnt, unterscheidet die Friederikenlieder weiter von seiner Leipziger Anakreontik. Tiefe Bedeutung wird selbst in das kindliche Spiel gelegt; die Herzen der Liebenden finden sich beim Spiele. Aber kein loses Tändeln mehr mit der Liebe — ein festes, ewiges Umschlingen, kein Spott über den Wankelmut der Mädchen — ein felsenfestes gegenseitiges Vertrauen. „Laß mich ihr und laß sie mein, Laß das Leben unserer Liebe Doch kein Rosenleben sein" ... So hat Goethe in dem Liede „Kleine Blumen, kleine Blätter" der Perle der deutschen Anakreontik, in dem er den ganzen poetischen Apparat dieser Dichter in wenigen Zeilen gleichsam kondensierte, doch ein Gedicht von ganz anderem Geiste geschaffen. Welche Bewegung und welches Leben, welche Kraft und welche Stärke hat er diesen zarten Bildern einzuhauchen gewußt! Von Blumen und Blättern, tändelndem Frühlingszittern, von Rosen und Rosenbanden ist die Rede ... und doch fühlen wir „dieser Worte ewiges Umklammern um Friede-

rikens Herz" so stark, daß uns Rahels entrüsteter Aufschrei gegen den ungetreuen Goethe begreiflich scheint.

Und endlich: in den Straßburger Liedern gebietet Goethes Lyrik nicht bloß mehr über die lachenden Farben und Töne, sondern auch über den Ausdruck des Düsteren und Finsteren in der Natur und über den Ausdruck der Leidenschaft und des Schmerzes im Seelenleben. Ossian und Klopstock, aber auch das Volkslied sind hier seine Lehrmeister gewesen. Hier zum erstenmal ist sich Goethe der Gabe bewußt geworden zu sagen, was er leide.

Die Höhe, auf welcher Goethe als Lyriker damals bereits stand, kann uns nichts deutlicher machen als eine Betrachtung seines „Heidenröslein", welche den Schluß bilden soll. Kein Zweifel: wir haben hier ein Goethesches Lied vor uns, welches das Volkslied mit dem Refrain „Röslein auf der Heide" nur zur Grundlage nimmt. Dem Volksliede verdankt Goethe das ähnliche Silbenmaß; den Refrain in der zweiten Zeile und am Schluß der Strophe; die bildliche Vorstellung der Geliebten als Blume. Aber schon dort, wo er sich an das Volkslied anschließt, übertrifft der vom Geiste der Volksdichtung durchdrungene Kunstdichter seine Vorlage in jedem Stück. Die Strophe, deren sich das Volkslied bedient, ist breit, die Anzahl der Strophen mehr als ein halbes Dutzend, das ganze Lied also gedehnt. Goethe kürzt die Strophen und faßt den Inhalt des Liedes in drei Strophen zusammen. Das Volkslied zeigt technische Unfertigkeit in der Anwendung des Refrains, dessen Durchführung an den beabsichtigten Stellen keineswegs immer gelingt. Goethe führt mit Meisterschaft aus, was das Volkslied nur gewollt und nicht gekonnt. Das Volkslied fällt mitunter aus dem Bilde oder in einen rohen Zug; die Abwehr des Rösleins schildert es mit den Worten, welche wohl auf die Geliebte, aber nicht auf das Bild vom Röslein an dem Rosenstocke passen: „sie hat ihm treten auf den Fuß, und geschicht ihm doch kein Leide" — Goethe gewinnt hier dem Bilde einen prächtigen Zug ab und vermeidet zugleich den derben Fußtritt: „Röslein sprach, ich steche dich, daß du ewig denkst an mich, und ich will's nicht leiden"... Aber Goethe hat noch mehr aus dem Eigenen hinzugethan. Ihm gehört zunächst, während das Volkslied den Monolog des Knaben vorstellt, die dramatische Form; bei ihm ist das Ganze ein knappes Wechselgespräch zwischen dem Röslein und dem Knaben, eine kurze Scene, die sich mit Lebhaftigkeit Schlag auf Schlag vor uns abspielt. Goethe hat ferner erst den Gegensatz zwischen dem stürmisch und wild werdenden Knaben und dem spröden Röslein zum Ausdrucke gebracht. Der Knabe im Volkslied will das Röslein brechen

„züchtig fein bescheiden“; „wenn mich das Mägdlein nit mer will . . . so will ich weichen in der Still und mich von ir tun scheiden, so will ich sie auch faren lan und will ein anders nemen an . . .“ Also das Volkslied bietet die Moral der Goetheschen „Unbeständigkeit“ aus der Leipziger Zeit: verläßt euch eure Geliebte treulos, so wählt euch eine andere! Und wirklich zieht der Knabe in dem matten Schlusse des Volksliedes mit dem frommen Gruße ab: „Behüt dich Gott zu jeder Zeit“ — dagegen Goethes Heideröslein endet mit freudigem Genusse, in der ersten Fassung derb sinnlich und aus der Allegorie fallend: „Aber es vergaß darauf Beim Genuß der Leiden“; später diskreter und zarter, in dem Bilde bleibend: „Halff ihr doch kein Weh und Ach, mußt' es eben leiden.“

---

# Die Reformversuche der Regierung Ludwigs XVI.[1]

Von

L. Rhazen.

## I.

Das tragische Weltereignis der französischen Revolution tritt uns entgegen als die blutige Lösung einer sozialen und einer wirtschaftlichen Frage, nicht als ein Kampf der Ideen allein. Die Verhältnisse, die es löste, müssen also naturgemäß den größten Druck ausgeübt haben, am meisten verfahren gewesen sein. Die in den „cahiers“ der Delegierten des tiers état zu den Reichsständen enthaltenen objektiveren Beschwerden bestätigen diese Anschauung. Stück um Stück, Stein um Stein wollen sie das auf altem Untergrunde von Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. errichtete Staatsgebäude einreißen, das Staatswesen, als dem veränderten Zustande der Gesellschaft nicht mehr entsprechend, den Staatszweck nicht erfüllend, durch ein neues, verjüngtes ersetzen, den Ausgleich herstellen zwischen Recht und Pflicht, den jenes versäumte. In dem Streben nach der langentbehrten Geltung in Staat und Gesellschaft ging der ungezügelte Wunsch allerdings hinweg über die Trümmer der sozialen Kasten, die sich ihm widersetzten, hinweg über den Thron in das entgegengesetzte Extrem. Das ist die eiserne Notwendigkeit der Verkettung von Ursache und Wirkung. Große Mengen explosiver Stoffe lagen in dem genannten Staatswesen verborgen, die schwache Krone hatte vergeblich versucht,

[1] Benützt wurden: H. von Sybel: Geschichte der Revolutionszeit. — F. von Raumer: Geschichte Frankreichs und der französischen Revolution. — F. von Bernhardi: Vermischte Schriften. II. Band. — Thiers: Histoire de la révolution française. — Mirabeau: Mémoires. — A. Young: Travels in France. — A de Tocqueville: L'ancien régime et la révolution. — Taine: Les origines de la France contemporaire. I. Partie: L'ancien régime.

ihre Mischung zu verhindern. Ein letzter heftiger Anstoß, und es vollzog sich die zertrümmernde Sprengung, die nicht allein das Hindernis wegräumte, das sich der Regierung auf ihrem Wege zum Bessern entgegengestellt, sondern auch die Krone selbst in Staub verwandelte, welcher noch die „Assemblée nationale“ in ihren ersten Tagen, gewillt, gegen die alten Zustände, nicht gegen das Königtum zu kämpfen, als Gruß das Vive le roi entgegengerufen hatte. Die Geschichte beweist die Möglichkeit, gewaltsamen Erschütterungen innerhalb eines Staatswesens vorzubeugen, wenn die führenden Klassen in der Gesellschaft fortarbeiten helfen an der gedeihlichen Entwickelung, an der Zukunft der Gemeinschaft. Sie zeigt uns aber auch die Unabwendbarkeit der Erschütterung dann, wenn diese führenden Mächte als Vertreter der Vergangenheit den berechtigten Forderungen der Gegenwart sich entgegenstemmen, das Recht zu herrschen in Anspruch nehmen für Veraltetes, der Gegenwart nicht mehr Entsprechendes, oder für Elemente der Gesellschaft, denen die volle Kraft, die sittliche Berechtigung dazu fehlt. Kurz, solange die führenden Stände im Staate und in der Gesellschaft innere Kernhaftigkeit und praktische Befähigung sich erhalten, ihre Pflichten für das Gemeinwesen verstehen, werden innere Zwiste sowohl als Erschütterungen der staatlichen Existenz vermieden. Im entgegengesetzten Falle muß es zu einem Kampfe kommen, in dem es sich um reale Interessen, die hier den Gegenstand des Verlangens, dort des Verweigerns bilden, handelt, und dessen Ausgang über die Stellung des Einzelnen in dem weiten Kreise entscheidet. Es hat nie eine Revolution gegeben, die nicht eine soziale oder religiöse war, sagt H. von Sybel, und man könnte für die gestellte Spezialfrage als Resumee vorstehender Betrachtung hinzufügen: keine Revolution dann, wenn die führenden Klassen daran festgehalten, daß nur Pflichten Rechte geben, und die Aufrechthaltung von Rechten, wenn die Pflichten in Wegfall gekommen, eine unsittliche Handlung ist. Das war es, was die privilegierten Stände in Frankreich vergaßen. Darin liegt der Grund, daß man sie beschuldigen muß, in den Anfängen der Revolution zuerst mit der Absicht, die absolute Macht der Krone, die Krisis benützend, zu brechen und an ihre Stelle eine mittelalterliche Feudalherrschaft mit maßlos gesteigerten Sonderrechten aufzurichten, die Hand gegen das Königtum erhoben, den ersten Anstoß zu der blutigen Umwälzung gegeben zu haben, die mit dem Königtum auch ihre Sonderrechte verschlang. — Woher kam dieser Widerstreit der Privilegierten gegen das Königtum, gegen seine Reformen unter Ludwig XVI? Wie war es möglich,

daß ihre Kurzsichtigkeit verkannte, daß, wie die Dinge lagen, hartnäckige Fortsetzung des Widerstandes unzweifelhaft auf die eine oder andere Weise zum Verlust ihrer Vorrechte führen mußte? Liegt in dem Jahre 1787 auch der Beginn des hier zu besprechenden adelig-klerikal-erbrichterlichen Widerstandes, wurde 1788 auch das den Pakt zwischen Privilegierten und Krone brechende, entscheidende Wort gesprochen, welches dem Radikalismus ein breites Thor öffnete, so mußte doch auf den Staat zurückgegriffen werden, den Richelieu, Mazarin und Ludwig XIV. zusammenzimmerten, um die vorstehenden Fragen beantworten zu können. Hängen doch diese Fragen eng mit anderen zusammen, vor allem mit derjenigen, wie jener „gemischte Staat“ entstanden war, welcher schon zu Beginn der Regierung Ludwig XVI. eben wegen der sonderbaren Mischung von Altem und Neuem, von staatlicher Entwickelung und innerpolitischem Stillstand unhaltbar erschien, jenes eigentümliche Staatswesen, in welchem die Abschaffung des „Feudalsystems“ den Gärungsstoff für das politische Leben Frankreichs seit dem Tode Ludwig XIII. bis zu dem Tage bildete, der mit dem genannten Staatswesen aufräumte. Bei der Entwickelung der dieser Verfassung entquellenden Uebel treten die sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, unter welchen die Bevölkerung Frankreichs damals stand, als die Reformen beantragt wurden, hervor; Notwendigkeit der Reformen wie Gründe des Widerstandes der Bevorrechteten ergeben sich daraus, die Vorrechte erscheinen in ihrer unzeitgemäßen, nicht mehr berechtigten, also unmoralischen Gestalt; die Folgen kurzsichtigen Festhaltens an denselben in geradestem Gegensatze zu dem, was die Scheidung des kranken Staatswesens von jedem seiner Glieder verlangen mußte, fallen dann, wie sie fallen mußten. Ludwig XIV. fand die „souveräne Gewalt stabiliert vor“, herrschend über die alten Lehensträger und den Klerus, über Ritterschaft und Städte, im Gegensatze nur noch zu einer Körperschaft, die sich mit Stolz „souverän“ nannte, den Parlamenten. Die königliche Allgewalt warf auch diese nieder, auf schwindelnder Machthöhe stand der Herrscher, die Zentralgewalt ruhte in seiner Hand, Frankreich schien sein Eigentum, denn die Sorbonne gab die Erklärung ab: „que tous les biens de ses sujets appartiennent au roi et qu'il en pourrait user comme des siens propres“. Und doch war diese Macht nur usurpiert, sittlich nicht berechtigt, weil der Glanz der Krone nach außen, der Wunsch der Machtfülle an und für sich, nicht die Förderung des Gemeinwohles, das Streben der Monarchie war, nicht rechtmäßig im juristischen Sinne des Wortes, weil die Befugnisse der feudalen

Stände rechtlich weiter bestanden. Anders als in den übrigen Staaten war in Frankreich das Königtum emporgekommen; Ludwig XIV. hatte einen Kompromiß geschlossen mit den Feudalständen, der es der Krone unmöglich machte, sie in zwingender Weise zu den Pflichten anzuhalten, die sie gegen die Gemeinschaft hatten, ihr den Weg verlegten, die Aufgabe zu erfüllen, welche der Krone in dem an Stelle des alten neu zu schaffenden Staatswesen zufiel: gleiche Verteilung der Lasten, entsprechendes Zumessen der Rechte. Nicht der Einzelne wurde durchweg in den Dienst des Gesamtwohls, sondern das letztere in den Dienst bevorzugter Klassen und Körperschaften gestellt. Nach oben sich entfeudalisierend, hatte die Krone nichts gethan, nach unten hin ebenso zu wirken, nichts, um dem rein faktischen Zustand die dauernde Grundlage des Gesetzes zu geben, — besser gesagt, nichts thun gewollt, denn das Bestehen des alten nach unten war ja einer der Pakte des Friedensschlusses mit den Ständen. Der Satz Ludwig XIV.: „l'état c'est moi" beleuchtet nur die eine Seite seiner Stellung. Der König allein war nicht Frankreich, mit ihm bildete dasselbe vielmehr der hohe Adel, der hohe Klerus und die hohe Verwaltung. Als Ersatz für die nach oben aufgegebene eigene Souveränetät bleiben die Rechte nach unten erhalten, nehmen die früheren Rivalen der Krone an den Vorteilen des neuen Systems teil. So entstand jener gemischte Staat, jenes Zwitterwesen, das, indem es das Land als geschlossene Masse in die Hand faßte, den Staatsgedanken in seiner eigensten Bedeutung verkannte, indem es die Nation einheitlich unter einen Hut brachte, in der Gesellschaft eine strenge Scheidung in Bezug auf die Sorge des Staates für das Wohlsein von Privilegierten und Parias aufrichtete, indem es einen neuen Oberbau, ein neues Königtum, eine neue Verwaltung und neue Beamte schuf, nicht die vollen Konsequenzen der Staatslehre zog, auch nach unten hin auf neuer Grundlage zu bauen. In das neue Staatswesen ragt mächtig das hinein, was ein Fremdling hätte sein sollen in dem neuen System: das Recht, das den Bevorrechteten nach unten geblieben, während das Königtum die alten Lasten ihnen abgenommen und neue Rechte hinzufügte, jenes „feudale System", dessen Dasein allein Tausende zu Elend und Hunger durch Jahrhunderte verurteilte. Es wird unmoralisch, da dem Vorrecht kein Aequivalent an Leistungen gegenübersteht, da es ein Hemmnis, nicht eine Förderung des lokalen wie des Gesamtstaatslebens ist, es wird die chronische Todeskrankheit. Der akute Fall, der, hinzutretend, das Ende der Existenz des Staatssystems beschleunigt, ist der Widerstand der Privilegierten

gegen die vom Staate zur Heilung des chronischen Leidens geplanten Mittel. Oben beschnitten, wuchert die feudale Wurzel nach unten fort. Dies zeigt sich am klarsten in der Verteilung des Besitztums, sowie darin, daß den ehemaligen Rivalen des Königtums eine Reihe lokaler Jurisdiktionen, niedere, oft auch höhere Gerichtsbarkeit, eine Menge von Einnahmequellen, die unter der Lehensverfassung ihre Berechtigung hatten: Fund-, Erb-, Tausch-, Verkaufs-, Wein-, Korn-, Frucht- ꝛc.-Anteil, Bann-, Mühlen-, Backofen-, Kelter- ꝛc.-Gerechtigkeiten, die corvées seigneuriales im engeren Sinne, die sogar das „silence de grenouilles“ umfaßten, kurz, jene Unzahl von Einnahmequellen, die 1729 erheblich verkleinert, in den verschiedenen Provinzen doch noch auf 1200 angegeben werden, erhalten blieben; Jagdrecht und Taubenschlag nicht zu vergessen. Die Privilegierten, 270 000 an der Zahl, davon 130 000 dem Klerus angehörig, besaßen fast zwei Drittel des Bodens und zwar die reichsten Striche. Das Besitztum der „toten Hand“ allein wird auf 9 Milliarden Wert mit 80 bis 100 Millionen Zinsen geschätzt, wozu an Zehnten noch 123 Millionen und aus Sammlungen weitere bedeutende Beträge kamen, so daß der Klerus eine jährlich über mehr denn 200 Millionen Renten verfügende, wie wir sehen werden, so gut wie völlig steuerbefreite Macht bildete. Das bedeutete um so mehr, als der König zwar rechtlich die höchsten Würdenträger ernannte, die Kapitel aber die Macht beschränkten, indem sie die Ahnenprobe verlangten, und die Kirchenfürsten, wenn einmal bestätigt, in kirchlichen Dingen völlig frei, ohne die gesetzliche Einwirkung des Königs handelten, die Jugenderziehung in der Hand behielten, in jedem Lustrum zu einer „Assemblée du clergé“ zusammentraten, selbständige Beschlüsse faßten, frei bestimmten, was sie von ihren Einkünften dem Staate zukommen lassen wollten (don gratuit), mit gewaltigem Einfluß sehr häufig Feudalrechte zu ihren Gunsten entschieden und scharfen Widerstand leisteten, sobald der Staat von ihren reichen Einkünften etwas beanspruchte, oder der klerikalen Alleinherrschaft zu nahe trat, die sie mit unerhörter Unduldsamkeit zu erhalten suchten, obwohl der hohe Klerus, statt gläubig, meist atheistisch und, statt priesterlich, meist weltmännisch-höfisch war. Wie die Krone die Macht vereinigte, so suchte sie auch einen Mittelpunkt für das Leben des Adels zu schaffen: den Aufenthalt am Hofe, wo Glanz und Prachtentwickelung den Gedanken an eine Opposition niederhalten sollte. Seinen sozialen Beruf als Vertreter und Patriarch seiner Bauern nicht mehr übend, folgte der Adel gern dem Rufe an den Hof, wo, wie dies bei einem

Haushalt von circa 15 000 Personen mit einem Budget von 40 Millionen und darüber nicht anders möglich war, aus der Flut der Hofämter sich leicht ein einträglicher Posten finden ließ, wo Pensionen und Gnadengehälter, von deren Höhe man eine Vorstellung gewinnt, wenn man im Budget von 1785 dafür den Posten von 135 Millionen verzeichnet findet, wo Sinekuren in der Verwaltung, in welcher man einige der von den Valois geschaffenen, seit Richelieu nicht mehr funktionierenden Paradeämter wieder aufleben ließ, vergeben wurden; wo Bis- und Erzbistümer, abbayes commendataires, und reiche Pfründen für den Adel allein zu erreichen waren, wo man Kommandeurstellen von Regimentern an blutjunge Günstlinge verschenkte, oder für ihren Kauf das Geld vorschoß, wo man freilich auch, nach dem Zuschnitt des Hofes lebend, zu solchen Ausgaben gezwungen war, daß der Bauer daheim den Druck scharf zu fühlen bekam, den sein früherer Vertreter und Schützer, jetzt sein Quäler, der ihn nur noch aus der Schäferidylle des Salons kannte, durch dritte Hand ausüben ließ. Nicht aller Adel eilte freilich zu Hofe, nicht allen wurden die genannten Vorteile in Verwaltung, Hofämtern und Kirche zu teil; ein Teil des landsässigen Adels, der Vertreter der mittelalterlich-ständischen Idee, wollte den Schein der alten Souveränetät nicht mit dem Hofleben vertauschen, und dem armen Provinzialadel schnitt die Notwendigkeit des Kaufes der höheren Offizierstellen bei seinem Mangel an Mitteln jede Aussicht auf Erfolg in dieser Laufbahn ab, wenn er auch die 1781 zum Hauptmann geforderte Vierahnenprobe bestanden hätte; desgleichen war für ihn in den einträglicheren Posten und höheren Kirchenämtern kein Raum. Die widerstrebenden Elemente fehlten nicht, der Kompromiß war keine rechtliche Streichung der feudalen Macht, sie schlummerte nur, um sofort hervorgesucht und mit Leidenschaftlichkeit geltend gemacht zu werden, sobald die Krone nicht die feste Zügelfaust besaß. Trat ja doch unter dem alternden Ludwig XIV. schon die Meinung zu Tage, daß der Adel der herrschende Stand im Staate sein müsse, bringt ja doch für die Gesinnung des Klerus und der Parlamente ihr Verhalten unter Ludwig XV. einen deutlichen Beweis!

Einen dritten Gegner, und zwar der mächtigsten einen, hatte die Regierung sich mutwillig geschaffen, sich selbst erzogen — in den Parlamenten, jene römischen Juristen, die zu Anfang der absoluten Macht gegen Feudalität und Klerus emporgeholfen hatten, die jetzt aber im Gegensatze zur Krone das, was Uesance geworden, als ihr Recht verlangten: neben der Gesetze einzeichnenden,

mangels der états généraux, auch die gesetzgebende, das Königtum kontrollierende Behörde zu sein. Gegen sie stand wie gegen die rechtlich nicht vernichteten feudalen Befugnisse der Krone nur die Willkür, nicht das Recht zur Seite, da dieselbe die Möglichkeit der Stellenbesetzung aus der Hand gegeben hatte, indem nach und nach zunächst ein Verkauf der Richterstellen, Advokaturen, sowie, mit wenigen Ausnahmen, der Posten in den Steuerhöfen und der gesamten Verwaltung erfolgte, ja schon seit Heinrich IV. gegen eine geringe Abgabe (paulette) der Besitz in den Familien erblich wurde, ein Mißgriff, dem man später, um die Preise in die Höhe zu treiben, bei der Mehrzahl der Aemter die Erhebung in den Adelstand, verbunden mit der Steuerfreiheit, hinzufügte. So hatte sich die Regierung eine Erbrichterkaste geschaffen, von der allein im Pariser Parlament 20 000 Menschen abhingen. Neben dem Geburtsadel war ein Beamtenadel geschaffen mit allen Ehrenrechten, Steuerfreiheiten und Privilegien des ersteren, die noblesse de robe, eine starke, widerstrebende Macht. Dies Erbrichtertum nahm zwar stellenweise auch strebsame Elemente des Bürgertums, welche Posten kauften, auf, aber gerade wegen der Käuflichkeit ward es unmöglich, daß der Staat sich aus ihnen einen neuen Richterstand bildete. Sie wurden eben von der Kaste absorbiert, deren Interessen die ihrigen wurden, und deren einzelne Glieder bei jedem gegen ihre Stellung in der Gesellschaft gerichteten Reformversuche sich aufs engste zusammenschlossen. Ludwig XIV., von seiner Macht überzeugt, durch séances royales, lits de justice oder lettres de cachet den Widerstand brechend, fühlte nicht das Bedürfnis, an die Stelle des alten ein neues Richtertum rechtlich einzurichten; es fehlten auch die Mittel, die verkauften Stellen (Colbert berechnet, daß 500 Millionen in Erbämtern angelegt seien) wieder einzulösen. Er setzte neben die ordentliche eine konkurrierende Gerichtsbarkeit, die dem durchgreifenden Absolutismus besser entsprach, Ausnahmegerichte, den lieutenant provincial, durchgreifend mit der maréchaussée, Polizei-, Verwaltungs-, Kabinettsjustiz, die mit Siegelbriefen arbeitete und in stetem Hader mit den Parlamenten lag. Die verwickeltsten Rechtsverhältnisse herrschten, altfränkisches und römisches Recht, ersteres für die Lehenszeiten passend, letzteres vom Volke nicht verstanden, ein bürgerliches Gesetzbuch nicht vorhanden, Gewohnheits- und geschriebenes Recht, königliche Ordonnanzen und Beschlüsse der Parlamente — alles dies im tollsten Widerspruch. Unzählige Arten von Gerichtsbarkeiten, nach Vergehen, nach Personen, nach Klassen, die der Gutsherren nicht aufgehoben, keine Instanz mit fest gesteckten

Grenzen, keine Einheitlichkeit im Verfahren, alle Stellen käuflich und die Käufer bemüht, durch die Sporteln langer Prozesse die Zinsen einzubringen, langsames Verfahren daher bei den ordentlichen Gerichten, während Kabinetts-, Polizei- und Verwaltungsjustiz, nicht lange prüfend, schneller verfahren, Widerspenstige verschwinden lassen. Das ist das Bild einer Rechtspflege, bei welcher die Krone nicht den mindesten Einfluß auf die Besetzung der ordentlichen Richterstellen hatte, da das Amt das Erbe von Familien geworden und sich selbst eine richterliche Macht schuf, die außerhalb des Rechtes stand. Das Resultat war Unsicherheit und Zweifel, Kompetenzkonflikte und Willkür; am wenigsten zweifelhaft war das Unpopuläre und die Höhe der Kosten einer unsicheren Rechtspflege. Der Staat hatte auch in der Verwaltung alles fiskalisiert, auch hier regierte man weg über die rechtlich noch bestehenden ständischen Einrichtungen. Die zentralisierte Macht erstreckte sich bis in die kleinsten Details der Gemeindeverwaltungen, jede provinzielle Selbständigkeit wurde unterdrückt. „Der König," sagt Taine, „hat, indem er alle Gewalt an sich reißt, damit auch alle Funktionen übernommen. Das übersteigt aber die Kraft eines Menschen. Unter Leitung des Ministerrates führen deshalb drei übereinanderstehende Stufen von Funktionären alle Geschäfte, fixieren, repartieren und erheben die Steuern, bessern die Straßen, trazieren und bauen, verfügen über die Gensdarmerie, beaufsichtigen die Landwirtschaft, bevormunden die Sprengel und behandeln die Munizipalbehörden wie Diener, der Generalkontrolleur, der Intendant in jeder Provinz und der subdélégué in jeder élection." Das System ist folgendes: „bureaukratische Allmacht im Zentrum, Willkür und Gunstherrschaft überall". Neben dem Intendanten stand an der Spitze der Provinz zwar der Gouverneur, aber außer einigen militärischen Funktionen besaß er keine Macht. Der Intendant, anfangs nur zur Wahrnehmung der Finanzinteressen bestimmt, griff immer weiter um sich; Aushebung, Justiz, Polizei, Verwaltung, öffentliche Arbeiten, Steuern — alles lag in seiner Hand; er beschnitt die gutsherrlichen Rechte, er sorgte dafür, daß die vom Pariser Parlament registrierten königlichen Edikte zur Ausführung gelangten, er erhob durch seine Organe die direkten Steuern, er war daher für das Volk die greifbare Verkörperung des von der Krone ausgeübten Druckes, für die Privilegierten der Vorarbeiter der weiteren Ausdehnung der königlichen Allgewalt auf ihre Kosten. Er war das schlagfertige Organ der Regierung,

das über alle ständischen und korporativen Rechte hinweg der absoluten Macht der Krone Geltung verschaffte. Weil so der Intendant mit seinen subdélégués willkürlich regiert, weil die Krone alles zentralisiert, weil provinzielle und munizipale Selbständigkeit daneben nicht bestehen kann, weil das Volk gewissermaßen unter Kuratel gestellt wird, erscheint einesteils die Regierung für alles verantwortlich, wird anderenteils jeder Widerstand gegen ihren Druck, gegen den nächsten „point de vue“, den Intendanten, zu einem Anziehungspunkte, legt man endlich der Regierung das zur Last, wofür nicht sie, sondern das Bestehenbleiben der feudalen Rechte die Schuld trug, geht das Volk mit den Vertretern dieser unzeitgemäßen Rechte, gegen die Regierung, welche auf Kosten eben dieser Privilegien Reformen zu Gunsten des Volkes beabsichtigte. Schauen wir etwas weiter hinaus, so erkennen wir leicht, daß, weil man alles zentralisierte, weil mit dieser zentralen Allgewalt jede lokale Individualität verloren ging, weil die Fäden in Paris zusammenliefen und man von dort die Befehle zu empfangen gewohnt war, die Partei später über Frankreich herrschen konnte, die das Haupt des Landes, Paris, beherrschte; leuchtet ein, daß ohne Ertötung der provinziellen Selbständigkeit eine Jakobinerherrschaft später nicht denkbar gewesen wäre.

Wie die Regierung fast alle Verwaltungsstellen, alle Aemter veräußerte, wie sie damit rechtlich die Gewalt über ihre Organe aus der Hand gegeben und zu dem Mittel der Willkür schreiten, den Boden des Gesetzes verlassen mußte, um ihren Willen durchzusetzen, so waren auch in den Städten die öffentlichen Aemter durch achtmal wiederholten Kauf in die Hand einer Oligarchie gelangt. Die Verwaltung lag auch hier nur dem Namen nach in der Hand dieser ämterkaufenden Schöffen, thatsächlich besorgte der „lieutenant du roi“ die Verwaltung, und bestimmten die Genannten nur über das Kommunalvermögen, an dem sie sich schadlos zu halten pflegten. An diesen geschlossenen Verband reihten sich dann eine Zahl von teils gesetzlich, teils faktisch abgeschlossenen Kreisen der „haute finance“, Mitglieder der Finanzkompagnien, Pächter der indirekten, Erheber der direkten Steuern, Aktionäre der mit Staatsmonopol versehenen Handelskompagnie, sowie große Bankiers. Vermögen oder staatliche Konzession öffnete den Zugang zu diesem Kreise der Börsenaristokratie. Die Kraft des Bürgertums lag in den Großhändlern, die unter Colbert emporgekommen, dessen Schutzzölle, Kanal- und Wegebauten den Handel hoben, inländische Arbeit schützten, aber einesteils eine

bevorzugte Klasse begünstigten, indem die Konsumenten wegen des Ausschlusses der äußeren Konkurrenz mehr zahlen mußten, anderenteils die Kosten für die Herstellung der neuen Kommunikationen in Gestalt der „corvée royale“ als neue Last den schon genug gedrückten unteren Klassen aufbürdeten. Das Finanzsystem stellte neben sie Steuerpächter, Bankiers, eine Klasse von Leuten, die dem Staate vorschossen, sowie Rentenbriefbesitzer. Sie alle gehören dem dritten Stande an, der Staat ist ihr Schuldner, und die Staatsfragen hören auf, mit denen des Königs identisch zu sein. Diese Klassen beobachten die Verwendung ihres Geldes, sie gewinnen Einblick in die große Maschine, deren Mechanismus bisher Staatsgeheimnis gewesen. Der dritte Stand, an Bildung und Erziehung den bevorrechteten Ständen gleich, Arbeitskräfte liefernd für die Zentralregierung, z. B. Intendanten, seines Wertes bewußt, sieht sich dennoch ausgeschlossen vom Heer, von den hohen geistlichen und Gerichtswürden und fast allen Aemtern der Verwaltung. Dem Gewerbe waren die Adern unterbunden, der Staatsmoloch erstickte die freie Entwickelung, der Verkauf der Zunftrechte schuf neben einer Aristokratie des Handwerks ein Proletariat der Arbeit. Monopole und Privilegien überall — es entstand das Prohibitivsystem, welches das Patriziat begünstigte und die unteren Klassen drückte. Das Recht auf Arbeit war an die Zunft gebunden, die tagelöhnenden, unzünftigen Handwerker wurden eine der schlagfertigen Massen der Revolution. Die zur Begünstigung einzelner Klassen eingreifende Staatsgewalt schützte nicht das Interesse des Gemeinwesens gegen die Sonderrechte einzelner, sondern umgekehrt die sozialen und industriellen Privilegien und Monopole einzelner Individuen und Klassen auf Kosten der Gemeinschaft. Kam es in den Städten nicht zu einer Mitarbeit an dem Gemeinwohl, so war das zins- und schollenpflichtige Landvolk nicht nur der politischen, sondern auch der meisten persönlichen Rechte und Freiheiten beraubt. Die Ungleichheit der Stände vor dem Gesetze tritt am grellsten bei dem Finanzsysteme hervor. War ja doch der Bauer, freilich, wie die Sorbonne noch 1706 erklärte, auch der Bürger „taillable et corvéable à merci et miséricorde“.

Wie wir sehen werden, hatten aber die Städte sich von der „taille“ durch Kauf befreit und trug die corvée royale allein der Bauer. In einem Lande, wo Adel und Klerus, Staat und Gemeinde den Hauptteil des Bodens besitzen, kann ein wohlhabender Bauernstand sich nicht entwickeln. Etwas schwarz malend sagt Taine sogar, daß sieben Achtel der 21 000 000, die in Frankreich dem Landbau oblagen, nicht begüterte Voll-, sondern arme Halb-

pächter waren. Leibeigenschaft bestand freilich nur noch in einzelnen Teilen Frankreichs, aber überall engte das altfeudale Privilegium den Bauer ein; Abgaben beschneiden seinen Verdienst, Jagdrecht und Taubenschlag ruinieren seine Saaten, Gutsherr, Staat und Kirche zehren von ihm: der Baron leistete ihm dafür nichts. „Der Bauer nährt einen Faulenzer oder deren mehrere, den Adel und den Klerus", sagt Taine. Der Gutsherr verbraucht seine Einkünfte am Hofe, er ist mit wenig Ausnahmen nicht der Berater, sondern der Zwingherr des Bauern. Ein Fünftel seines jährlichen Ertrages, d. h. nachdem der Halbpächter die Hälfte an den Gutsherrn abgeliefert, nehmen diesem die Auflagen des Gutsherrn, ein Zehntel die Kirche; direkte und indirekte Staatssteuern kommen hinzu, Binnenzölle drücken den Preis seines Getreides herunter, Pächter oder Advokaten, die der am Hofe prassende, kein Kapital in Boden anlegende „Seigneur" mit der Eintreibung seiner Renten und Pächte beauftragt, besorgen zu Gunsten der eigenen Tasche eine weitere Plünderung; meist bleibt dem Bauer nicht genug, sich und seine Familie zu unterhalten. Aeußerste Armut, brachliegende weite Landstrecken waren die Folge. Es war die einfache Konsequenz der Privilegierung einzelner Klassen, eines auf mittelalterlicher Grundlage beruhenden Finanzsystems, das dort nahm, wo am wenigsten war, dort schonte, wo infolge königlicher Freigebigkeit die Mittel zur Verschwendung so wie so wuchsen. Das Steuersystem beruhte auf der Grundlage der „taille", Grundsteuer. Sie trug im großen und ganzen der Bauer allein. Adel und Klerus waren eximiert, d. h. zwei Drittel des Bodens dadurch steuerfrei. Man kann dies wenigstens insofern sagen, als auch die „taille d'exploitation" von ihren verpachteten Besitzungen nicht von ihnen, sondern von den Pächtern getragen wurde. Die Ungerechtigkeit verschlimmernd, trat die Art der Steuererhebung hinzu. Von Gleichmäßigkeit der Verteilung war keine Rede, dazu fehlte der Kataster, sowie ein erzogenes Beamtentum; der Intendant verteilte nach Gunst und Willkür, und dem Einnehmer stand eine fast unbeschränkte Gewalt zur Seite. Die unerhörte Maßnahme, Gemeindemitglieder für das richtige Eingehen der auferlegten Steuerquote mit ihrem Vermögen haftbar zu machen, brachte einesteils diese Leute an den Bettelstab, veranlaßte anderenteils den Bauer, trotz hoher Spesen und Sporteln für die Pfändung, nicht eher zu zahlen, bis der Exekutionssoldat bei ihm erschien, um einem noch festeren Anziehen der Steuerschraube sich zu entziehen. Von der capitation, der Kopfsteuer, zu welcher jedes Glied der in 22 Klassen eingeteilten Bevölkerung beitragen sollte, hatten sich die der Quelle

der Macht nahestehenden Privilegierten gleichfalls frei zu machen gewußt. Der Klerus ging ganz frei aus, Adel und Magistrate, die Beamten der einzelnen Departements hatten sich um das Jahr 1750 schon zu 80% entlastet, während der vermögenslose Mensch, der Aschenmann, der Sammler von Glasscherben &c. in Paris 3½ Frank Kopfsteuer zu zahlen hatten, sobald ihnen überhaupt ein Obdach nachgewiesen werden konnte. Dasselbe Spiel wiederholt sich, als 1755 der controleur général Machault eine Vermögenssteuer einzuführen strebt, die sich für jeden gleich auf 5% des jährlichen Einkommens erstrecken sollte. Adel, Klerus und Magistrate wälzen sich auch hier die Hauptlast ab, der Klerus kaufte sich durch einen „don gratuit" los, zu welchem er Anleihen macht, deren Zinsen dann später die Krone zahlt und dessen bestimmungsmäßige Raten nicht einmal mit Sicherheit eingingen, so daß die geistlichen Herren bei der genannten Zinsenvergütung noch Geschäfte machten. (Beispiel das Jahr 1787—1788, wo der Klerus ebenso wie pro 1789 die fällige Rate verweigert.) Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß bei der „vingtième" genannten Steuer dieselben Ungleichheiten und Mängel wie bei allen übrigen Lasten zu Tage traten, auf deren Repartition der Adel irgend einen Einfluß gewinnen konnte. Der Frondienst für die Krone (Wegebauten, corvées royales) fiel ebenso wie die Kosten für die Unterhaltung der Provinzialmiliz den unteren Klassen zur Last, denen außerdem die corvée seigneuriale aufgebürdet war. Desgleichen fiel der Hauptdruck der Verbrauchssteuern (droits d'aide), deren Ertrag auf 3800 Millionen angegeben wird und an welchen allerdings auch die Privilegierten teil hatten, auf die große Menge. Fügt man hinzu, daß die indirekten Steuern verpachtet waren, daß vor allem die schändliche Willkür in den Salzpreisen, wie sie sich in den sechs durch Mautlinien geschiedenen Abteilungen Frankreichs fanden, eine Quälerei tollster Art war, bedenkt man, daß es, nach Malesherbes' Denkschrift, in Frankreich kein Recht gegenüber den Generalpächtern gab, daß mittels besonderer Patente Hofleute, Croupiers, an den Ueberschüssen der Steuerpächter Anteil nahmen, daß sich der Staat, weil er von den Pächtern Vorschüsse annahm, selbst die Hände band, die Stellen in den Kontroll- und Steuerhöfen verkauft waren, die Finanzverwaltung meist zu Gunsten der Generalpächter entschied, daß circa 50 000 Beamte die Steuererhebung besorgten, in jede Wohnung eindringen durften und für entdeckte Kontraventionen eine Prämie erhielten, daß bei den direkten Steuern Heberollen nicht auslagen, bei den indirekten der Pächter der höchste Gesetzgeber in Sachen seines eigenen

Interesses war, so wird einesteils begreiflich, wie man nach Vauban, um 30 Millionen Steuer zu erheben, den Unterthanen 80 Millionen abnehmen mußte, wie anderenteils Betrug, Härte und Unsittlichkeit das ganze Steuersystem durchzogen, die Finanzbeamten nicht mit Unrecht von Vauban die Staatsblutegel genannt und für die Galeeren reif erklärt werden. Wenn die Städte dennoch einen Aufschwung erleben, so hat dies seinen Grund darin, daß sie sich von der taille freigekauft und von den Erträgen der Accise, deren Last natürlich hauptsächlich die ärmeren Klassen traf, nur zwei Drittel an den Staat ablieferten. Am schlimmsten stand es um den Bauer. Gutsherr, Klerus, Staat, Alles zehrte von ihm, und von den durch Wildschaden verdorbenen Saaten war nach diesen Abzügen das Leben nicht mehr zu fristen. Prägnant bezeichnet eine Stelle aus Taine die Situation des kleinen Mannes: „Ich armer Mann muß zwei Regierungssysteme füttern; das eine, das frühere, das lokale, existiert nicht mehr, ist unnütz, unbequem, erniedrigend, macht sich nur noch durch Seccaturen und Rechtsübergriffe, wie Abgaben bemerkbar; das andere, das neue, zentrale, ist allgegenwärtig und nimmt alle Dienstleistungen auf sich, daher hat es ungeheuere Bedürfnisse und fällt mit seinem vollen Gewicht auf meine mageren Schultern.“ Den verarmten Bauern trieb es in die Banden von Wegelagerern, Schmugglern, oder gesellte ihn dem Proletariat der großen Städte zu, als verfügbares Material für Widerstand durch Gewalt und Terrorismus. Wie stand es in Frankreich, als Ludwig XIV. ins Grab sank? Die Monarchie hat in dieser Form ihr Ziel verfehlt, sie erscheint nicht als Hüterin des Gemeinwohls, dient vielmehr dem eigenen Glanze und den materiellen wie sozialen Interessen bevorrechteter Klassen. Sie hat die zentrale Gewalt; als soziales Gegengewicht steht ihr eine entartete Feudalität gegenüber, die mit dem Königtum nicht im, sondern vom Volke lebt, den Staat als eine Beute der bevorrechteten Stände betrachtet, ihre politische Selbständigkeit nur paktweise abgetreten, nicht rechtlich verloren hat und ultrareaktionär das Haupt zu heben gewillt ist, sobald eine mächtige Königsfaust es nicht niederdrückt. Wir finden einen Staat mit einer einseitig gravitierenden sozialen Gliederung, entgegengesetzt der Schwerpunktslage in Bezug auf die Lasten, finanziell auf schiefer Ebene, den Volkswohlstand zerstört, blutigen Hader in die Massen hineingetragen durch Religionskämpfe, die Armee im Begriffe ein Spiegelbild der gesellschaftlichen Zustände zu werden, die zentrale Regierung schwach gegen die Organe, denen sie ihre Rechte verkauft, nicht über Staats-

glieder, sondern über Korporationen herrschend. „Tout était privilège dans les individus, les classes, les villes, les provinces et les métiers eux-mêmes.“ Die — ich möchte sagen — individualisierte Macht der Krone mußte sinken mit der Schwäche des Charakters des Herrschers; der finanzielle Ruin war unausbleiblich, wenn man oben nur genoß und einnahm, unten nur zahlte und darbte. Der Staatsbankrott tritt schon unter der Regentschaft Ludwigs XV. ein, vollendet den moralischen Ruin der Krone, das militärische und politische Prestige ist dahin, das adelige Offizierskorps beweist im siebenjährigen Kriege seinen Unwert. Der absolute König steigt von seiner Höhe herab in das Gewirr der Parteien, nur indem er bald die eine, bald die andere der privilegierten Klassen begünstigt und ihre Rechte auf Kosten des Gemeinwohls erweitert, erhält er sich in der Brandung des wieder hervorbrechenden ständischen Wesens. Gegen die Parlamente gelingt nur so der Gewaltakt, gegen welchen — bezeichnend genug — die königlichen Prinzen protestieren.

Gegen das morsche Staatswesen, zu dessen Regeneration schon Fénelon aufgefordert, dessen Haltlosigkeit Ludwig XV. in besseren Stunden erkannt, aber mit dem Gedanken „après nous le déluge“ nicht zu bessern versuchte, richtet noch eine weitere Macht ihre Schläge. Sie hat die Revolution nicht hervorgebracht, hat aber darauf eingewirkt, daß Ideen geweckt, der in der ersten Entfaltung stehenden öffentlichen Meinung ein Ausdruck gegeben wurde. Sie hat nicht das Bestehende zu bessern, sondern abstrakte Theorien aufzustellen gesucht, zum Vergleich mit dem Bestehenden aufgefordert. Ich kann aus dieser Zeit der geistigen Bewegung nur einzelne Charakteristika hervorheben. Wenn vorhin gesagt wurde, daß eine Besserung des Bestehenden nicht angestrebt wurde, so ist davon, buchstäblich aufgefaßt, eine der Richtungen auszunehmen; doch hat die Behauptung insofern einige Richtigkeit, als Montesquieu, der Feind der absoluten Monarchie, der Verfechter des konstitutionell-monarchischen Rechtsstaates, die englische Verfassung nach Frankreich importieren wollte, die dort doch nur eine exotische Pflanze sein konnte, als Quesnay, beziehungsweise die Physiokraten, mit dem rein agrarischen System auch etwas Unhaltbares, allerdings weniger sicher zum Untergang Führendes schaffen wollte als das reine Manchestertum. Aus der schlicht negierenden Richtung alles Bestehenden nenne ich Voltaire und Rousseau wie die Encyklopädisten. Auf katholischem Boden erwuchs die religiöse Kritik, die Negation; die Vernunft trat an Stelle des Glaubens, der vor Zweifel schützt. Wahrheit, Religion, Ge-

wohnheit, Staat, Gesetz wurden unter dem Mikroskop zergliedert. Der erste Angriff galt selbstredend der unduldsamen Kirche. Voltaires Skepsis kämpft gegen die Autorität in Kirche und Staat; er, an welchem die elegante Gesellschaft, deren Frivolität nichts heilig war, hing, hat Frankreich keinen ethischen Fortschritt, keine moralische Regeneration, vielmehr nur frivolen Zweifel gebracht. Kämpft Montesquieu gegen den Absolutismus, greift Voltaire kirchliche und staatliche Autorität an, so wendet sich Rousseau mit dem Gedanken des Umsturzes alles Bestehenden gegen die ganze bürgerliche Gesellschaft mit ihrem Besitze, ihrer Bildung, ihrem Familienleben. Der Apostel des Gefühls predigt die Rückkehr zur Natur ohne jede bindende Schranke der Erziehung, d. h. er verkündet moralisch eine viehische Sinnlichkeit, während naturgemäß da, wo alle Schranken fallen sollen, zuerst der Staat fallen muß, sein politisches Programm Freiheit und Gleichheit lautet. Aus dem „contrat social", in welchem der auf jeden einzelnen entfallende Bruchteil der Souveränetät berechnet ist, klingen die drei Stichworte der Revolution heraus, er ward der Koran einer Reihe der Redner von 1789. Rückkehr zur Natur, das Kriegsgeschrei der Sozialisten, wird auch dasjenige der Encyklopädisten. Sehen wir uns nach den Wirkungen der neuen Geistesrichtung, die sich 30 Jahre später als gegen die Kirche gegen den Staat wandte, auch die einzelnen Gesellschaftsklassen an. In den eleganten Salons wurden Voltaires Frivolität, Rousseaus Rückkehr zur Natur, Helvetius' bequeme Lehre von der Selbstsucht und dem Genusse als angenehmes Spielzeug betrachtet. „Man liebte es, die Vorteile des Patriziertums mit der Wonne einer plebejischen Philosophie zugleich zu genießen." Den die Ethik zerstörenden Kämpfen gegen Glauben und Religion, den Feder- und Wortgefechten wurde keine Gefahr für die Sonderrechte zugetraut. Man beschuldigte sogar die Regierung des Festhaltens an Vorurteilen einer barbarischen Epoche, während — Kontrast zwischen Theorie und Praxis — der eigene Pächter die Bauern knechtet. Auch Montesquieu fand eine Schule, Leute des Ernstes, der Einsicht und der Selbstlosigkeit, freilich in so geringer Zahl, daß ihre Tendenz, in liberaler Weise den erkannten Uebeln abzuhelfen, verschwindet vor der privilegierten Mehrheit, die: „Rückführung der Herrschaft ständischer Gewalten zu früherer Höhe" auf ihre Fahnen schreibt. Lange Zeit Luxus der höheren Gesellschaft, findet die Philosophie dann auch ihren Weg zu den Klassen, die als Staatsgläubiger die Staatswirtschaft zu kritisieren beginnen. Der dritte Stand, von seinem Werte gegenüber einem gottlosen Klerus und einem schmählich unfähigen

Adel überzeugt, empfindet das Beleidigende der beibehaltenen Vorrechte. Auf eine Klasse, die ihr materielles und kulturelles Steigen fühlt, sich in der Erreichung einer entsprechenden Stellung aber beschränkt sieht, in welcher Mißtrauen gegen die Regierung, Zorn über ihre Wirtschaft, Wut über die Privilegierten herrscht, mußten Jean Jacques Rousseaus Lehren bedeutenden Einfluß üben. Proklamierte er ja doch Wegräumung alles dessen, was den dritten Stand in seiner Entwickelung hemmte, Abschaffung der Privilegien, das historische Recht, Gleichheit der Menschen, Souveränetät des Volkes, löst ja doch der „contrat social" die bestehende Gesellschaft auf. Das Volk im engeren Sinne ist noch nicht mündig geworden, es folgt ohne Ueberlegung jedem auftretenden Widerstande gegen die als Drückerin angesehene Regierung. Als Ludwig XVI. den Thron bestieg, hatte die Regierung gegen sich den unbestimmten Groll der alten, durch sie entfernten Gewalten, die Provinzialversammlungen, die Parlamente, deren verbannte Räte, seit dem Thronwechsel heftig agitierend, später wider guten Rat zurückberufen, sofort mit der Nichtigkeitserklärung der Beschränkung des Rückberufungsediktes antworten; die bedeutenden Persönlichkeiten in den Provinzen; den Adel vom alten Schlage, der das ständische System zurückwünscht. Sie hat ferner gegen sich den Unwillen aller derjenigen, die bei Gunstbezeigungen übergangen worden, nicht den Provinzialadel allein, der die höheren Offizierstellen ausschließlich durch Günstlinge besetzt sieht, sondern auch den Teil des Hofadels, der nicht zu den Intimen zu gehören glaubt; die „schlechte Laune der Unterthanen, die, weil die Regierung alles zentralisiert, sie auch für alles verantwortlich macht". Sie hat als Gegnerin die „aufkeimende Menschlichkeit", die ihre Phrasen losläßt über schlechtes Steuersystem, blutige Gesetze, ungerechte Verfolgung, lettres de cachet, Staatsbankrotte, politische und militärische Niederlagen, die aber entweder, wie bei den höheren Klassen, nur spielende Theorie bleiben oder die veralteten Eckteine: Religion, Moral, Gesellschaft der Vernunft, Natur und den Menschenrechten aus dem Wege räumen will. Das Resultat der chaotischen Verwirrung ist bekannt. Die schwache Hand Ludwigs XVI., die mit Scheu das Staatsruder erfaßt, war nicht stark genug, das Schiff durch die Brandung zu steuern. Es kam hinzu, daß gerade jetzt, wo man das Gute wollte, das Leiden des Volkes von den einzelnen bisher mit stummer Duldung getragen, in das Bewußtsein der Massen trat. Der König, der den Willen hatte, in Erkenntnis des unhaltbaren Zustandes den populären Gedanken der Erleichterung der steuerzahlenden

Massen durchzuführen, verstand nicht den Wink des Schicksals, als ihm dies die größten Reformer seiner Zeit zuführte. Wenn hinter einem Turgot und seinen Plänen für die Finanz, einem Malesherbes für die Justiz, einem St. Germain für den Krieg nur ein eisern energischer königlicher Wille gestanden hätte! Wenn der Premierminister nur der Erzieher des jugendlichen Königs geworden wäre! Wenn die Sünden seines Großvaters sich nur nicht zunächst auf dem Boden des Staatsschatzes gerächt, den Stellenrückkauf unmöglich gemacht hätten! Sie alle scheiterten, ihre Reformen fanden den heftigsten Widerstand bei den privilegierten Ständen. Freiheit des ländlichen Besitzes, so dehnbar an und für sich der Begriff — der Physiokrat Turgot erkannte doch, daß das mittelalterliche Staatswesen auch damit nicht dem Bedürfnis der Krone unter den völlig veränderten Verhältnissen genügen könnte. Freiheit der Nationalbetriebsamkeit mußte hinzutreten, die Nationalarbeit größeren Ertrag liefern, im Vereine mit dem Ackerbau dem Staatsbedürfnis eine breitere Grundlage gewähren. Gleichheit vor den Forderungen des Staates, Mitarbeit für das Gemeinwohl, Weckung der Selbstthätigkeit, Selbstverwaltung in Gemeinde, Kanton und Provinz — das waren die Hauptziele seiner Reformen. Wegfall aller die Betriebsamkeit hemmenden Schranken war die Vorbedingung. Adel, Klerus und Parlament, Steuerpächter und Handwerker, die ganze Summe der durch Aufhebung der Frohnden, Wegfall der Gnadenpensionen, Duldung der Protestanten, Abschaffung der Zollgrenzen, der Binnenzölle und der Zünfte bedrohten Interessen, das gegen Turgots Rat wieder eingesetzte Parlament — alles dieses schart sich gegen den Reformer zusammen.

---

# Russen und Franzosen.[1]

Von

## Alexander Brückner.

### I.

Später als andere Nationen haben die Franzosen in der Zeit, als Rußland westeuropäischen Einflüssen zugänglich wurde, ihre Aufmerksamkeit diesem Reiche zugewandt. Der österreichische Diplomat Herberstein, welcher wohl als der „Kolumbus Rußlands" bezeichnet worden ist, schrieb sein epochemachendes Werk über Rußland bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Italiener Giovio hatte noch früher seine Schrift über das moskowitische Reich verfaßt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erschien in England eine bedeutende Anzahl von Schriften über Rußland, unter denen diejenige Fletchers den ersten Rang einnimmt. Den Spuren der Engländer folgend, kamen die Niederländer nach Rußland und trugen durch ihre Schriften dazu bei, die Kenntnis von diesem bis dahin nur wenig bekannten Reiche zu verbreiten.

Erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts erschien das Buch Margerets über Rußland. Der Verfasser, welcher in der Zeit Boris Godunows und des Pseudo-Demetrius eine hervorragende militärische Stellung in Moskau einnahm, widmete sein Buch dem Könige Heinrich IV. Er bildete als französischer Schriftsteller über Rußland für eine lange Zeit eine Ausnahme. Erst zu Ende des 17. Jahrhunderts erschien wieder einmal ein kleines Werk in französischer Sprache. Es war Neuvilles „Relation curieuse et

[1] Les Français en Russie et les Russes en France. L'ancien régime — l'émigration — les invasions. Par Léonce Pingaud. Paris 1886. XX u. 482 S.

nouvelle de la Moscovie", und nach demselben trat dann wiederum eine sehr lange Pause ein. An diplomatischen Berichten über Rußland hat es nicht gefehlt; auch gab es Werke über Rußland in französischer Sprache; aber die Verfasser derselben, wie ein Manstein, Münnich u. a., waren keine Franzosen. Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts treten dann einige eigentlich französische Schriftsteller als Verfasser von Werken über Rußland auf, wie z. B. Castera, Masson u. a. Aber erst im 19. Jahrhundert, ja im Grunde erst in der letzten Zeit sind einige wirklich hervorragende französische Werke über Rußland erschienen, deren Verfasser Sachkenntnis und Objektivität bei der Darlegung russischer historischer Entwickelungen und Zustände an den Tag legen. Diejenigen Bände von Elisée Reclus' „Géographie universelle", welche sich auf Rußland beziehen, gehören zu dem Bedeutendsten, was überhaupt über diesen Gegenstand geschrieben wurde. Durch Umsicht und Gründlichkeit zeichnet sich Leroy-Beaulieu in seinem gediegenen Werke „L'empire des czars et les Russes" vor anderen Schriftstellern aus. Sehr lesenswert sind die Werke anderer Franzosen über spezielle Fragen der Geschichte Rußlands. Der Jesuit Pierling schrieb eine Reihe von Monographien über die Beziehungen der Kurie zu Rußland; Viollet le Duc erforschte die Eigentümlichkeiten der russischen Kunst in ihrer Entstehung und ihren Anfängen; Vandal verfaßte eine Geschichte der Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich im 18. Jahrhundert („Louis XV. et Elisabeth"); Rambaud schrieb eine allgemeine Uebersicht der Geschichte Rußlands; Louis Leger wandte in seinen Schriften der slawischen Welt im allgemeinen und Rußland im besonderen seine Aufmerksamkeit zu, u. dergl. mehr.

Diesen französischen Arbeiten über Rußland hat sich nun in der letzten Zeit eine hervorragende Monographie hinzugesellt, auf deren Hauptinhalt wir in dem folgenden aufmerksam machen wollen.

Pingauds Buch über die Franzosen in Rußland und die Russen in Frankreich ist vortrefflich lesbar und für die allerweitesten Leserkreise geeignet. Der Verfasser hat Gelegenheit gehabt, französische Archivalien zu benutzen. Da er indessen von einer eingehenden Darstellung der politischen Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich absieht und nur mehr die sozialen, wenn man so sagen will, zivilisatorischen Einflüsse zum Gegenstande seiner Forschung gemacht hat, so haben diese archivalischen Studien keine besonders große Ausbeute geliefert. Die französische Litteratur über Rußland ist dem Verfasser bekannt. An Durchforschung

russischen Quellenmaterials hat er es in den meisten Fällen fehlen lassen, doch ist dies auch nicht leicht zu verlangen. Abgesehen von der Neuheit des Stoffes, von lichtvoller Anordnung und Gruppierung desselben, von Geschmack und Geist bei der Darstellung der einzelnen Erscheinungen, muß schon allein der Umstand, daß dem Verfasser mancherlei handschriftliche Materialien und andere unedierte Memoiren zur Verfügung standen, dem Pingaudschen Werke auch in Fachkreisen eine gewisse Bedeutung sichern.

Es hat nicht in dem Plane des Verfassers gelegen, dem 17. Jahrhundert eine eingehende Aufmerksamkeit zu widmen. Der Geschichte der Beziehungen der Russen und Franzosen zu einander bis zur Regierungszeit Katharina II. sind nur wenige Seiten gewidmet (S. 3—25). Dagegen ist der Einfluß der französischen Aufklärungslitteratur auf Rußland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ausführlicher geschildert. Das zweite Buch handelt von den Beziehungen zwischen Russen und Franzosen in der Revolutionszeit, das dritte von den Vorgängen in der Zeit Alexanders I. und Napoleons. Die Darstellung der allerneuesten Zeit fehlt. So umfaßt denn das Werk im Grunde nur die Geschichte eines halben Jahrhunderts; indessen darf es als ein sehr wesentlicher Beitrag zur Erforschung der Geschichte des Zeitalters Katharina II., Pauls und Alexanders I. angesehen werden.

## II.

Werfen wir zunächst einen Blick in die Zeit vor Katharina II.

Die Franzosen hatten während des Zeitalters der geographischen Entdeckungen ein geringeres Interesse an Rußland als die Holländer und Engländer. Während die Handelspolitik der letzteren sie zu der Anknüpfung lebhafter diplomatischer Beziehungen mit dem Reiche Moskovien veranlaßte, tauchte der Gedanke an derartige Anknüpfungen in Frankreich erst verhältnismäßig spät auf. Es war eine alleinstehende Thatsache, als der König Heinrich IV. im Jahre 1595 an den Zaren Feodor Joannowitsch schrieb, um sich für einen Arzt, Paul Citadin, aus Mailand gebürtig, zu verwenden, welcher Rußland zu verlassen und nach Frankreich zu reisen wünschte.[1] Sonst gab es keinen Anlaß zu offiziellen Korrespondenzen. Rußland stand völlig außerhalb des europäischen Staatensystems. Als König Heinrich IV. alle Staaten Europas

[1] Richter, Gesch. d. Medizin in Rußland, russ. Ausgabe. Moskau 1814. Bd. I S. 420, 421.

zu einem allgemeinen Bunde der Christenheit zu vereinigen gedachte, glaubte er Rußland von einer solchen Konföderation ausschließen zu müssen, indem er ausdrücklich bemerkte, daß die Russen Barbaren seien, und daß bei dem ohnehin vorhandenen Gegensatz zwischen den in Europa herrschenden Glaubensbekenntnissen man es nicht für geraten halten könne, den Katholiken, Lutheranern und Reformierten noch die Anhänger der griechisch-katholischen Kirche zuzugesellen. Solchen Anschauungen gegenüber half es nicht viel, daß Margeret 1606 in dem obenerwähnten Werke gegen die in Betreff Rußlands herrschenden Vorurteile auftrat; es sei, meinte er, irrtümlich anzunehmen, daß die christliche Welt durch Ungarn begrenzt sei; vielmehr müsse man Rußland als ein Bollwerk des Christentums betrachten u. s. w. Es blieb eine tiefe Kluft zwischen Frankreich und Rußland befestigt. Als im Jahre 1615 die russische Regierung auf den nicht sehr glücklichen Gedanken verfiel, eine Gesandtschaft nach Frankreich abzusenden, um den Beistand des letzteren Staates für den Kampf gegen Polen und Schweden zu erbitten, hatte diese Unternehmung keinen Erfolg.[1] Moskau war, wie Pingaud bemerkt, damals von Paris so weit entfernt, wie heute Siam oder Peking. Gleichwohl erschien im Jahre 1629 ein französischer Gesandter am Hofe des Zaren Michail Feodorowitsch. Des-Hayes-Courmenin verlangte im Namen seines Königs — es war die denkwürdige Zeit Richelieus — für die Franzosen in Rußland das Recht des freien Handels und der freien Ausübung des katholischen Gottesdienstes, brachte eine Allianz gegen Polen, Oesterreich und Spanien in Vorschlag und hoffte einen den Transithandel über Rußland nach Persien betreffenden Vertrag zu schließen. In den Akten findet sich die Notiz, Ludwig XIII. habe dem Zaren melden lassen, er, Ludwig, sei der oberste Herrscher im Westen, wie der Zar Michail im Osten. Stünden sie beide zusammen, so beherrschten sie alles.[2] Die russische Regierung verhielt sich allem diesem gegenüber kühl und ablehnend. Vergebens sprach der französische Diplomat davon, daß die Freundschaft Frankreichs mit der Pforte Rußland als dem Bundesgenossen Frankreichs Vorteil bringen könne; vergebens beteuerte er, die französischen Kaufleute würden ihre Waren wohlfeiler verkaufen als die Holländer und Engländer; vergebens ver-

[1] Ssolowjew, Gesch. Rußlands. Bd. IX, russisch. Nach d. Akten d. Moskauer Archivs.

[2] Aehnlich in der Zeit Napoleons. 1804 hatte dieser gesagt: „La Russie est hors de la sphère de l'Europe" (Pingaud 4); 1807 hieß es bei Tilsit: „Wer ist Europa? Wir, d. h. Frankreich und Rußland."

sicherte er, daß die Anhänger der griechisch-katholischen Kirche in Frankreich völlige Religionsfreiheit genießen sollten — die Bojaren lehnten alle Anträge ab, und Des-Hayes mußte unverrichteter Sache abziehen.[1]

Auch im Zeitalter Ludwigs XIV. gab es nur sehr wenige Berührungspunkte für den Verkehr zwischen Frankreich und Rußland. Die Interessen beider Staaten gingen in Bezug auf Schweden, Polen, die Türkei vielfach auseinander; an ein Zusammenwirken auf politischem Gebiete war nicht zu denken. So gab es denn keine Annäherung. Kalt und fremd stand der „allerchristlichste König" dem Zaren gegenüber. Man beobachtete in Paris aus weiter Entfernung die Vorgänge in dem halbasiatischen Reiche Moskovien, etwa, wie man heutzutage den Ereignissen in zentralafrikanischen oder zentralasiatischen Staaten mit einem verhältnismäßig geringen Grade von Teilnahme zu folgen pflegt.[2]

Auch machten die russischen Gesandten, welche etwa 1654, 1668 und 1681 in Frankreich erschienen, den Eindruck von Halbbarbaren. Sie trugen eine echt orientalische Kleidung, sprachen keine der westeuropäischen Sprachen und benahmen sich linkisch und abgeschmackt. Peter Potemkin, ein russischer Diplomat, welcher 1668 in Paris erschien, äußerte zum großen Ergötzen der Franzosen sein Erstaunen darüber, daß die Königin von Frankreich unbedeckten Gesichts öffentlich zu erscheinen pflegte: in Moskau verbarg sich, orientalischer Sitte entsprechend, die Zarin vor den Blicken des Publikums. Von einem Molièreschen Stücke, welches in Potemkins Gegenwart aufgeführt wurde, verstand er gar nichts; ein voltigierender Neger war für ihn ein viel interessanteres Objekt der Schaulust. — Bei dem Auftreten russischer Gesandter im Jahre 1681 gab es viel Streit in betreff des Ceremoniells. Sie weigerten sich, am Grenzzollamt ihre Effekten visitieren zu lassen. Bei der Audienz, welche der König ihnen bewilligte, vermochte man sie nicht ohne Schwierigkeit, die Mützen abzunehmen. Der französische Minister Colbert-Croissy äußerte sich damals bei den Verhandlungen über einen zwischen Frankreich und Rußland abzuschließenden Handelsvertrag, die Grundsätze und Sitten der Franzosen seien so wesentlich verschieden von denjenigen der Russen, daß eine dauernde Annäherung und Einigung beider Nationen an und für sich nicht

[1] Nach den Akten b. Ssolowjew, welchen Pingaud nicht berücksichtigte.

[2] In Anknüpfung an das Erscheinen einer großen Anzahl von Geschäftspapieren aus dem Pariser Archiv im XXXIV. Bande des Magazins der Kaiserlichen Historischen Gesellschaft zu St. Petersburg referierte ich über diese Verhältnisse in der Russischen Revue, Bd. XXII S. 1 ff.

wahrscheinlich erscheine und daß infolgedessen ein etwa abgeschlossener Handelsvertrag sehr bald hinfällig sein werde.[1]

Als man französischerseits 1683 daran dachte, einen Diplomaten Namens Piquetierre nach Rußland zu senden, um den letzteren Staat gegen Schweden aufzubringen, wurde in der für den abzusendenden Agenten ausgearbeiteten Instruktion ausdrücklich bemerkt, daß es sonst an gemeinsamen Interessen und Anknüpfungspunkten zwischen Moskau und Frankreich fehle. Aus anderen Aktenstücken ist zu ersehen, daß man in Paris von den stürmischen Vorgängen in Moskau im Jahre 1682, von der Regentschaft der Prinzessin Sophie, von der Zweiherrschaft Peters und Joanns so gut wie gar nichts wußte — ein Beweis dafür, wie durchaus außerhalb des westeuropäischen Staatenverbandes Moskovien sich damals befand.

Wie wenig man russischerseits eine richtige Vorstellung von der französischen Politik hatte, zeigt der Umstand, daß der Minister Sophiens, Fürst Golizyn, eine Gesandtschaft nach Paris schickte, um Frankreich zu einer gemeinsamen Aktion gegen den Sultan aufzufordern. Nicht bloß wurde französischerseits eine solche Zumutung kühl, fast höhnisch zurückgewiesen; man war in Frankreich höchlichst entrüstet über den Gesandten, Fürsten Dolgorukij. Derselbe hatte mit den Zollbeamten Streit angefangen, auf dem Markte in St. Denis Stoffe und Pelzwerk feilgeboten, einen Polizeioffizier durch seine Dienstboten insultieren lassen u. s. w. Es kam dahin, daß Dolgorukij aus Paris fortgeschickt wurde; um die Russen zur Abreise zu bewegen, ließ man aus ihrer Wohnung alles Hausgerät entfernen. Ihr Auftreten in Frankreich hatte wieder einmal den Beweis geliefert, daß man in Moskau zur Zeit noch sehr unvollkommene Begriffe von westeuropäischer Politik und von westeuropäischem Gesandtschaftswesen hatte. Die Behandlung, welche man französischerseits den Russen hatte angedeihen lassen, that dar, daß man Rußland weder fürchtete noch achtete, daß von einer Ebenbürtigkeit zwischen Moskau und Frankreich keine Rede war, daß der halbasiatische Staat im Osten als etwas Fremdes und Subalternes galt.

Darnach blieb eine Zeitlang eine gewisse Spannung zwischen Rußland und Frankreich bestehen. Französische Missionäre, welche über Rußland nach China reisen wollten, haben sich in Moskau keiner günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt. Als Peter 1697

[1] Magazin d. Kais. Hist. Ges. zu St. Petersburg, Bd. XXXIV S. 401. Es ist zu bedauern, daß Pingaud diese hochwichtige Sammlung von Archivalien so wenig seiner Beachtung gewürdigt hat.

bis 1698 in Westeuropa weilte, dachte er nicht daran, Frankreich zu besuchen. Ja noch mehr: im Haag, wo die russische Gesandtschaft, in deren Gefolge der Zar reiste, Beziehungen mit den Diplomaten aller Mächte unterhielt, wurden die französischen Diplomaten von den Russen geflissentlich ignoriert. Die Franzosen rächten sich damals für eine solche Nichtberücksichtigung dadurch, daß sie allerlei ungünstige Gerüchte über die russischen Reisenden in den Zeitungen aussprengten und unter anderem erzählten, daß den Russen das Reisegeld ausgegangen sei. Genug, es gab eine beiderseitige Verstimmung, welche um so weniger gehoben werden konnte, als beide Staaten vorläufig einander nicht bedurften.

Zu Anfang des nordischen Krieges tauchte in Frankreich der Gedanke auf, Rußland als Waffe gegen Holland, England, Oesterreich und Kurbrandenburg zu gebrauchen. In diesem Sinne verhandelten Du Héron in Warschau mit den russischen Diplomaten Dolgorukij und Patkul (1702) und der französische Gesandte Baluze in Moskau (1703), ohne daß es zum Abschlusse eines französisch-russischen Bündnisses kam; vor der Schlacht bei Poltawa (1709), welche Rußland in eine europäische Großmacht verwandelte, mochte es Frankreich nicht der Mühe wert erscheinen, sich ernstlich um die Allianz des Zaren zu bewerben, welcher kein Ansehen genoß und dessen militärische und finanzielle Mittel für sehr beschränkt gehalten wurden.

Auch der vorübergehende Aufenthalt Matwejews, welcher längere Zeit in Holland als Resident thätig gewesen war, in Paris führte nicht zum Abschlusse eines Vertrages. Aber das Auftreten dieses Diplomaten, welcher in europäischer Kleidung erschien, französisch sprach, der Situation gewachsen war und sich durch glatte Formen auszeichnete, machte einen günstigen Eindruck; es glich in keiner Hinsicht dem Gebaren der Halbasiaten Kondyrew, Potemkin, Dolgorukij im 17. Jahrhundert. Rußlands Vertretung nach außen hin hatte an Salonfähigkeit sehr viel gewonnen. Dazu kam dann das neue Machtverhältnis infolge der Schlacht bei Poltawa. Während man früher französischerseits ausdrücklich bemerkt hatte, es lohne nicht, sich mit Rußland einzulassen, da es keinen anderen Hafen als Archangel besitze,[1] tauchte sogleich nach der Schlacht bei Poltawa, durch welche, wie Peter treffend sagte, die Grundsteinlegung Petersburgs recht eigentlich vollzogen worden sei, der Ge-

[1] So äußerte sich ein Beamter des auswärtigen Amts, Le Dran, in einem Rückblick auf diese Zeit im J. 1726. S. Magazin d. Kais. Hist. Ges. zu St. Petersburg, Bd. XXXIV S. 15.

danke auf, daß Frankreich bei dem Friedensschluß zwischen Rußland und Schweden eine Vermittlerrolle übernehmen müsse. Jetzt, hieß es in einem französischen Memoire, habe der Zar durch seine großen Thaten und seine persönlichen Eigenschaften die Achtung der anderen Völker erworben; auf Grund der Reputation Peters, den man früher verachtet habe, müsse man ein Bündnis mit ihm zu schließen suchen. Falls Rußland sich zum Kampfe gegen Oesterreich brauchen ließ, war Frankreich geneigt, die Interessen des Zaren im Orient zu fördern. Der alsbald ausbrechende russisch-türkische Krieg durchkreuzte diese Entwürfe. Baluze, welcher den Zaren in Galizien auf dem Wege an den Pruth traf, fand einen kühlen Empfang. Die Niederlage der Russen am Pruth (1711) und der bald darauf erfolgende Abschluß des Krieges um die spanische Erbfolge änderten die Situation völlig. Frankreich bedurfte der russischen Allianz nicht mehr.

So kam es, daß der diplomatische Verkehr zwischen beiden Staaten für einige Zeit stockte. Der französische Konsul de la Vie, welcher vom Jahre 1715 an in Petersburg weilte, hatte nunmehr die Mission, für die privaten Interessen der in Rußland weilenden Franzosen einzustehen und über alle Vorgänge in Rußland zu berichten. Eine eigentliche Diplomatenrolle hat er nicht gespielt.[1] Erst in der letzten Zeit der Regierung Peters erschien der französische Gesandte Campredon in Petersburg, nachdem inzwischen der Aufenthalt Peters in Paris (1717) eine neue Epoche der französisch-russischen Beziehungen eröffnet hatte.[2]

Es war in den letzten Jahren der Regierung Peters der Gedanke aufgetaucht, die Tochter des Zaren mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Der Herzog von Chartres sollte durch Rußlands Vermittlung König von Polen werden und Elisabeth heiraten. Als ein anderer Kandidat für diese Heirat wurde der Herzog von Bourbon bezeichnet. Ja, es ist sogar über die Frage von der Vermählung Elisabeths mit dem Könige Ludwig XV. verhandelt worden. Daß alle diese Pläne sich zerschlugen, hat sodann zu einer Entfremdung zwischen Rußland und Frankreich geführt.

Erst die Anwesenheit des französischen Diplomaten Marquis

[1] De la Vies Berichte, in den letzten Jahren von der Kaiserlichen Historischen Gesellschaft zu St. Petersburg herausgegeben, haben den Wert einer Hauptquelle für die letzte Zeit der Regierung Peters des Großen.

[2] Auch über diese denkwürdige Episode geht Vingaud S. 12—14 ganz kurz hinweg. Ich behandelte dieselbe ausführlicher in der Russ. Revue, Bd. XXII S. 125—134 und schon früher in einem 1880 in russischer Sprache im „Rußkij Wjestnik“ erschienenen Aufsatze über Peters spätere Reisen nach Westeuropa.

de la Chétardie in Rußland um die Zeit der Thronbesteigung Elisabeths und in den ersten Jahren der Regierung dieser Kaiserin hat dann wiederum eine Annäherung beider Staaten bewirkt. Bei dem Staatsstreich zu Ende 1741 spielte der französische Gesandte, wenn auch hinter den Kulissen, eine hervorragende Rolle. „La France est ici en bénédiction“, konnte er nach dem Ereignis an Amelot schreiben. Auch erzählte er von der Begeisterung, mit welcher die russische Kaiserin von Ludwig XV. rede,[1] während ein Miniaturmaler Sompsoy, indem er ein Bildnis Elisabeths anfertigte, ihr von der Bewunderung des Königs für ihre Person sprach (Pingaud 19). Alsbald aber trat wiederum eine Abkühlung ein. Chétardie wurde der Kaiserin und ihren Ministern mißliebig und mußte abreisen. Der regelmäßige diplomatische Verkehr zwischen Frankreich und Rußland geriet abermals ins Stocken. Erst ein Jahrzehnt später entspann sich als Ergebnis der Verhandlungen durch halboffizielle Agenten jene „geheime Korrespondenz“ zwischen Ludwig XV. und Elisabeth, welche um die Zeit, als der gemeinsame Kampf gegen Friedrich den Großen begann, eine größere Bedeutung erlangte. Die Allianz in der Zeit des siebenjährigen Krieges brachte Momente der Verstimmung mit sich; mehr und mehr stellte sich heraus, daß König Ludwig XV. eher ein Gegner als ein Freund Rußlands war. Die Interessen beider Staaten gingen vielfach auseinander. Breteuil hatte es nicht verstanden, bei Gelegenheit des Staatsstreiches im Sommer 1762 diejenige Rolle zu übernehmen, welche Chétardie bei der Thronbesteigung Elisabeths so erfolgreich gespielt hatte. Dadurch gelangte Frankreich Rußland gegenüber gleich zu Anfang der Regierung Katharina II. in eine ungünstige Lage. Dazu kam, daß Ludwig XV. eine persönliche Abneigung gegen die russische Kaiserin empfand. In einer Instruktion, welche für einen französischen Diplomaten zusammengestellt wurde, begegnen wir der Aeußerung: „Wir kennen die Animosität des russischen Hofes gegen Frankreich. Der König verachtet die dortige Herrscherin, ihre Haltung und ihre Handlungen so tief, daß uns nicht irgendwie daran liegen kann, die Gesinnung des russischen Hofes zu ändern. Der König hält dafür, daß der Haß Katharina II. ihm mehr Ehre mache, als ihre Freundschaft es zu thun vermöchte“ u. s. w.[2]

Die erste polnische Teilung und der Türkenkrieg trugen dazu bei, die Spannung, welche zwischen Frankreich und Rußland herrschte,

[1] Vandal, Louis XV. et Elisabeth, S. 164, 166.
[2] Jauffret, Cathérine II. I, 300, 301.

zu steigern. So spielten denn die französischen Diplomaten in Rußland, die russischen in Frankreich eine untergeordnete Rolle. Erst dem hochgeistvollen Grafen Ségur, welcher 1785 nach Rußland kam, gelang es, das persönliche Wohlwollen der Kaiserin zu erwerben und an ihrem Hofe eine hervorragende Stellung einzunehmen,[1] ohne daß übrigens eine politische Annäherung Rußlands an Frankreich stattgefunden hätte.

Sodann brach die Umwälzung des Jahres 1789 herein. Sie that für längere Zeit einen Abgrund auf zwischen Rußland und Frankreich. Katharina II. wurde die erbittertste Gegnerin des revolutionären Frankreichs. Sie nahm, wenn auch indirekt, an dem Koalitionskriege Anteil. In der Folgezeit wechselten unter Paul wie unter Alexander die Stimmungen und Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland in rascher Aufeinanderfolge, so daß Kriege und Allianzverträge, gewisse Sympathien und leidenschaftlicher Haß einander ablösten. In den fünfziger Jahren, bei Gelegenheit des Krimkriegs, war Frankreich der gefährlichste Gegner Rußlands; während des deutsch-französischen Entscheidungskampfes stand Rußland still zur Seite, aber die russischen Sympathien galten im wesentlichen den Gegnern der deutschen Einheit und Macht. Und diese Stimmungen haben trotz mancher Wechselfälle bis auf die neueste Zeit fortgedauert.

[1] Es ist ein hübscher Einfall Pingauds, den Marquis de la Chétardie „une première édition de Ségur“ zu nennen. S. 18.

## Dahlmann und die Brüder Grimm.

Wohl noch nie hat unser deutsches Volk so viele Säkulartage zum Gedächtnis der Geburt großer Männer und namentlich solcher, welche den Ruhm des Denkers und Schriftstellers mit dem des Patrioten vereinigen, zu feiern gehabt, als gerade in diesen Jahren: 1785 sind Jakob Grimm und Dahlmann, 1786 Wilhelm Grimm, 1787 Uhland geboren; vier Männer, die man recht füglich nebeneinander nennen darf, denn sie alle waren große Erforscher unserer vaterländischen Vergangenheit und große Patrioten, die zwar in verschiedenen Richtungen, aber mit gleicher Wärme sich mit den Angelegenheiten der Nation zu schaffen gemacht und für sie schmerzliche Opfer gebracht haben. Die Beziehungen zwischen den Grimm und Uhland sind im wesentlichen wissenschaftliche, litterarische gewesen; es hat sie persönlich wohl eine warme Teilnahme und Zuneigung, aber keine für das Leben bestimmende Freundschaft verbunden. Eine solche aber bestand ein ganzes Menschenalter lang zwischen Dahlmann und den beiden Brüdern, und es sind seit einem Jahre die authentischen Urkunden veröffentlicht worden, welche dieses Freundschaftsverhältnis dokumentieren und ihm seinen Platz gleich neben den weltbekanntesten und gefeiertsten Bündnissen anweisen, die bedeutende Männer für ihr Leben geschlossen haben. „Zum 4. Januar 1885", also zur Säkularfeier Jakob Grimms, erschien der erste Band des von Eduard Ippel herausgegebenen „Briefwechsels zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus" (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung), nach etwas mehr als Jahresfrist der zweite. Gegen Ende des Jahres 1885 erschienen, von C. Varrentrapp herausgegeben, in Cottas Verlag „F. C. Dahlmanns kleine Schriften und Reden". Und endlich mag noch das zum Jubiläum Wilhelm Grimms erschienene Buch E. Stengels erwähnt sein: „Amtliche und private Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen," welches zwar mit den Beziehungen der Brüder zu Dahlmann nichts zu thun hat, aber dafür — neben dem Hauptgewinn, den es den germanistischen Forschern bietet — manchen Einblick in Jakobs politische Thätigkeit gestattet, so untergeordnet sie auch seinen andern Beschäftigungen gegenüber sein mag.

Ueber Dahlmann haben wir seit vielen Jahren das ausführliche Buch Springers, welches durchaus auf den genauesten und liebevollsten Studien beruht und für welches auch die Briefe von und an Dahlmann sehr ausgiebig benutzt worden sind. Für die Brüder Grimm fehlt es bis jetzt noch an einem derartigen Werke, da das Meisterwerk Scherers über Jakob sich so gut wie ausschließlich mit seiner und seines Bruders Stellung in der Wissenschaft befaßt,

das biographische Element aber ganz in den Hintergrund treten läßt. Hier sind wir also wesentlich auf die Briefe angewiesen, deren seit einigen Jahren eine sehr große Anzahl, und zwar zumeist wirklich wertvolle, erschienen sind. Um auch noch auf Uhland zu kommen, so mag bemerkt sein, daß wir über ihn sehr schätzenswerthe biographische Werke haben, das von seiner Witwe herausgegebene und das größere des Freundes Karl Mayer, daß es aber an einer umfassenden wissenschaftlichen Würdigung seiner Bedeutung als Dichter und als Forscher immer noch fehlt, da das gehaltvolle Buch Friedrich Notters, in welchem namentlich der Politiker Uhland gut und unparteiisch behandelt ist, in jener Beziehung nur leichte Versuche und Andeutungen gegeben hat und seinem Programm nach nur solche geben konnte.

Uhland steht aber für unsere Betrachtung abseits, wenn er auch noch das eine und andere Mal zu erwähnen sein wird.

Dahlmann und die Brüder Grimm sind nicht gerade früh zusammengetroffen; aber ihre Freundschaft wurde sehr schnell eine enge und herzliche, wie sie denn auch auf tieferer Grundlage wurzelte. Alle drei waren schon in den Vierzig, als sie im Jahre 1829 nach Göttingen berufen wurden. Ein brieflicher Verkehr war dem persönlichen allem nach nicht vorausgegangen; denn die ersten Briefe oder besser Zettel, welche zwischen ihnen gewechselt wurden, fallen ins Jahr 1830. Jedenfalls aber hat sich in Göttingen alsbald ein sehr freundschaftliches Verhältnis ausgebildet; bald fließen auch die brieflichen Quellen reicher, seitdem Dahlmann an der Politik des hannöverischen Staates sich zu beteiligen angefangen, an den grundlegenden Gesetzen als Hauptbeteiligter mitzuarbeiten begonnen hatte und dazu die gelehrte Luft Göttingens auf längere Fristen mit der politisch bewegteren Hannovers vertauschen mußte. Zu Ostern 1836 kam dann auch Gervinus nach Göttingen, volle zwanzig Jahre jünger als die drei, aber gleich mit offenen Armen aufgenommen; er war auch schon zuvor mit ihnen in brieflichem Austausch gestanden. Das bewegte, durch muntern Humor gewürzte Leben, das die befreundeten Männer mit ihren Familien und einem Kreise geistig Verwandter führten, erhielt nach allzu kurzer Zeit ein jähes Ende, als die Aufhebung der hannöverischen Verfassung im Herbst 1837 den von Dahlmann entworfenen Protest der sieben Professoren und die schnelle Ausweisung der drei meist gravierten, Dahlmann, Gervinus und Jakob Grimm, zur Folge hatte. Von da an haben die Freunde sich nur besuchsweise wiedergesehen; bloß als Mitglieder des Frankfurter Parlaments waren Dahlmann, Gervinus und Jakob wieder einmal auf längere Zeit beisammen. Wir verdanken aber eben der räumlichen Trennung die zahlreichen und gehaltvollen Briefe, welche einen tiefen Einblick in die geistige und gemütliche Arbeit dieser Männer gewähren. Sie treten hier alle in leibhafter, runder Gestalt vor uns hin, der ernste, ja wortkarge, aber den schlagenden und zündenden Ausdruck stets findende Dahlmann, der kraftvoll milde Jakob, der sinnige, aber mit nadelscharfem Witz begabte Wilhelm, der leidenschaftliche, feurig aufbrausende und schnell verstimmbare Gervinus.

Der letztgenannte und jüngste von ihnen tritt verhältnismäßig in den Hintergrund. Der Briefwechsel zwischen Dahlmann und den Grimm nimmt den ganzen ersten Band der Briefsammlung ein und dieser erste Band ist, was den Text betrifft, umfänglicher als der zweite; der zwischen Gervinus und den Grimm nicht ganz ein Drittel, der zwischen Gervinus und Dahlmann stark zwei

Drittel des zweiten Bandes. Auch innerlich stand wohl Gervinus den andern ferner, vor allem den Brüdern Grimm. Sein brieflicher Verkehr mit diesen bezieht sich auch vielfach auf gelehrte Gegenstände, wozu seine Litteraturgeschichte in erster Linie Anlaß bot; mit Dahlmann verhandelt er weit mehr intime, persönliche oder politische Dinge. Es lag das wohl eher in einer bedeutenden Verschiedenheit seiner geistigen Organisation begründet, als etwa in seinen abweichenden politischen Ansichten. Denn die letztere Divergenz trat erst mit der Zeit bedeutender hervor; ist doch Gervinus noch im Jahr 1849 mit den andern auf derselben Seite des Parlaments gesessen. Ueberhaupt — beiläufig gesagt — sollte dem hochverdienten Manne die Verstimmung, in der er, reizbaren Temperaments und krank geworden, von dem neuen Deutschland Abschied genommen hat, nicht auf alle Zeit nachgetragen noch auch Hillebrands lieblose Beurteilung seiner Person und seiner Leistungen als Verdikt festgenagelt werden. Es kann uns deshalb im Interesse einer unparteiischen Betrachtung nur herzlich freuen, daß die Gestalt Gervinus' nunmehr auf einem Piedestal mit solchen Männern zusammen erscheint, an denen die Herolde der neuesten deutschen Politik und Geschichtschreibung schwerlich viel auszusetzen haben werden — falls nämlich nicht manche Aeußerungen in den Briefen manchen Herren doch etwas die Augen beißen werden.

Aber in der That, weit enger hangen doch Dahlmann und die Brüder Grimm zusammen. Ihr Verkehr ist der intimste, der sich denken läßt; er umfaßt alle Seiten des persönlichen Lebens und zeugt von einer großen Wärme gegenseitiger Freundschaft. Nur einmal trat eine Wolke vor die Sonne dieser Freundschaft und verhüllte sie für längere Zeit. Es war im Jahr 1844, als ein Fackelzug zu Ehren Wilhelm Grimms von den Berliner Studenten zu einer Ovation für Hoffmann von Fallersleben, den kurz zuvor seiner Professur in Breslau entsetzten, benutzt worden war. Die Brüder gingen in ihrem gerechtfertigten Zorn über diese Taktlosigkeit viel zu weit, indem sie Hoffmann der komplottmäßigen Veranstaltung ziehen und eine lieblose öffentliche Erklärung gegen ihn losließen, welche nun zur Folge hatte, daß die Sache, und zum Teil in der gehässigsten Weise, zur Füllung der Zeitungsspalten benutzt wurde. Auch Dahlmann konnte das Verfahren der Freunde nicht billigen; aber obwohl seine Einwendungen von der freundlichsten Mäßigung und wahrer Gerechtigkeitsliebe diktiert waren, die Grimm wandten sich tief beleidigt von ihm ab. Es brauchte ein ganzes Jahr, bis eine Aussöhnung erfolgte. Aber diese Trübung des schönen Verhältnisses war die erste und letzte für alle Zeiten; gleich die folgenden Jahre mit den Germanistenversammlungen von 1846 und 1847, mit den Hoffnungen und Enttäuschungen des Parlaments in der Paulskirche, sollten die Neuverbundenen noch fester vereinigen und auch zu äußerlicher Manifestation dieser Vereinigung Anlaß geben.

Diese Freundschaft ruhte — ohne das wäre sie nicht denkbar — auf tiefen und festen Grundlagen in dem innersten Wesen der drei Männer. Stille, tiefgründige Naturen sind sie alle drei; nicht eben dazu angethan, viel aus sich zu machen — nur Wilhelm Grimm war durch seine humoristische Unterhaltungsgabe bekannt —, mehr auf die stillen Räume des Hauses und der Gelehrtenstube, als auf die lärmende Oeffentlichkeit angewiesen. Am meisten von ihnen hat Dahlmann in der Oeffentlichkeit zu thun gehabt, nahm er doch zu ver-

schiedenen Malen sehr hervorragende politische Stellungen ein. Aber wenn ihn etwas dazu befähigte, so war es neben der gesunden Klarheit seiner Ueberzeugungen nicht etwa staatsmännische Vielgewandtheit, sondern vielmehr eine unbeugsame Charakterstärke. Er ist auch ein allgemein verehrter und hochgeschätzter akademischer Lehrer gewesen, der Schule gemacht hat; den Brüdern Grimm ist das nicht gelungen, sie haben es auch gar nicht gesucht, ja das Lehramt schien ihnen von Anfang an gegen ihre Natur zu sein. Ihre beste Freude aber fanden sie alle in der stillen, treufleißigen Arbeit und in den einfachsten Freuden familiären und freundschaftlichen Umgangs. Man möchte sagen, es sei in ihnen ein Element ländlicher Beschränkung auf das Behagen im engsten Kreise herrschend und bestimmend geblieben trotz des Lebens in großen Verhältnissen und Zeitläufen. Keine Spur von moderner Kultursucht oder Kulturflucht; keine Unzufriedenheit mit den einfachsten Verhältnissen, keinerlei Streben nach künstlerischem Aufputz der Existenz, ohne den so viele nicht leben zu können vermeinen, aber deshalb auch kein Ueberdruß am Leben und Schaffen. Ueberhaupt — gesunde und unverdorbene Kraft.

Es ist charakteristisch, daß bei Dahlmann und noch in höherem Maße bei den Grimm die Familie eine große Rolle spielt. Wie sie in dem natürlich gegebenen Kreise von Blutsverwandten sich wohl und heimisch fühlen, dankbar und froh, wenn über diesen Kreis hinaus sich wackere, gleich empfindende Freunde finden, aber keineswegs gewillt, jemals jenen engsten Kreis der Familie zu verlassen, so zeigen sie sich ganz ähnlich in ihrem Verhalten zu der weiteren Familie, zu ihrem Volke, zu ihrer angestammten Religion. Sie wurzeln im Angeerbten, Hergebrachten, aber sie vermögen auch über dasselbe hinaus zu denken; nicht blind eingenommen oder verständnislos gegen andere Weltansichten, fühlen sie kein Bedürfnis, über die ihre hinauszuschreiten. Immer trifft das auf die Grimm am meisten und im vollsten Sinn zu, aber in allem Wesentlichen auch auf Dahlmann; und gerade in diesem Grundzug ihres Wesens bietet sich der Vergleich mit dem in positiven Ansichten wohl abweichenden, aber in der Charakteranlage nah verwandten Uhland ganz von selbst dar und zeigt sich dem von Haus aus ganz anders gearteten Gervinus gegenüber ein entschiedener Gegensatz.

Als jene Männer in das Alter eintraten, welches Geistes- und Gemütsrichtung zu bestimmen pflegt, hatte das große Zeitalter der deutschen Poesie und Philosophie sich vollendet. In ihrer Studentenzeit starben Schiller und Kant, Fichtes bedeutendste Werke waren schon erschienen, ebenso die zündenden ersten Schriften Schellings, nicht viel später that der langsamer aufgewachsene Hegel seine ersten Flüge. Die Philosophie freilich wirkte gerade auf unsere drei Männer wenig ein; genug, daß sie eine Periode eminentester Geisteskultur schon vorfanden, als sie selbst ihrem Geiste die Richtung zu geben hatten. Jene Kultur hatten die älteren Romantiker noch weiter zu steigern versucht; aber unter der Hand hatte sich ihnen die gerade Richtung in eine Kurve verwandelt, so daß ihr Thun und Treiben, ursprünglich eine Fortsetzung dessen, was Goethe und Schiller gewirkt und angestrebt hatten, bald diesem gänzlich zuwider lief. Unter den mannigfachen und bunt wechselnden Idealen und Vorbildern, welche jenes „geniale Geschlecht" der Reihe nach als allein seligmachende Weisheit verkündete, hielt eines Stich und wurde zu einem in der Gesamtwirkung höchst wohlthätigen

Ferment. Es war die liebevolle Betrachtung der deutschen Vorzeit, bei den ersten Schildträgern der Romantik und auch noch bei manchen spätern, wie bei Eichendorff oder in anderer Art bei Fouqué, im rein romantischen, beziehungsweise auch katholisierenden Sinne gemeint, bald aber unter der „Not der schweren Zeit“ zu einem echt patriotischen Element erwachsen. Die Zeit, welche unter dem Drucke schwerer Schicksale der humanistischen Kultur müde geworden war, besann sich auf die einfachen, voraussetzungslosen, von aller Philosophie unabhängigen, rein thatsächlichen Grundlagen, auf welche jene glänzenden poetischen und philosophischen Gebäude aufgesetzt worden waren, sie schaute mit tiefem Heimweh nach dem alten Vaterlande, dem alten Volksglauben zurück und suchte beides sich wieder zu erobern.

In dieser Freude am Einheimischen, an der Erforschung des deutschen Altertums wurzeln unsere Freunde. Die Grimm, gerade wie Uhland, hangen mit der Romantik in deren späteren Phasen aufs engste zusammen. Uhlands erste Poesie verweilt mit Vorliebe im romantischen Land; nordische Gegenstände, ein düsterer, sentimentaler Ton kennzeichnen seine ersten Balladen, und noch im Jahr 1814 und 1815 hat er mit seinem Fortunat einen echt romantischen Stoff zur Hand genommen, ja zu derselben Zeit so recht im Tone übermütiger Siegesgewißheit in dem auch in seiner Heimat entbrannten Kampf zwischen Romantikern und Klassizisten, zwischen Sonettisten und Sonettfeinden mitgefochten, wobei der Sieg einem Friedrich Weisser gegenüber unzweifelhaft war. Der romantische Ton, sowohl jenes schwermütige Düster als diese blitzenden satirischen Lichter, verliert sich aus Uhlands Dichtung: es bleibt aber neben der vollendeten Form der vaterländische Gehalt und ein von altdeutscher Poesie wohlthätig bereicherter und erwärmter Ausdruck als unverlierbares Eigentum in seinen Gedichten; seine Volksliedersammlung, seine germanistischen Aufsätze, sowie die acht Bände „Schriften“, welche die Hände gelehrter Freunde der Nachwelt zum Dank aus seinen Manuskripten herausgegeben haben, erweisen desgleichen die Richtung auf das Echt-Altertümliche und Volksmäßige als den Grundzug der Forschungen, welche in späteren Jahren seine Lebensarbeit bildeten. — Nicht anders die Brüder Grimm. Ihr enger Zusammenhang mit der Romantik geht schon aus ihren innigen Freundschaften mit Arnim, Görres, Haxthausen hervor. Romantische Neigungen zeigen sich auch deutlich in den für die intimere Kenntnis der Brüder unschätzbar wichtigen Jugendbriefen und nicht minder in ihren ersten schriftstellerischen Leistungen. Wilhelm Grimm hat eigentlich diese romantischen Neigungen nie ganz verloren, Jakob hat bald sein Augenmerk lediglich auf das Vaterländische in der deutschen Vorzeit und ihrer Dichtung gerichtet; während Wilhelm sich nicht selten mit der höfischen Poesie des Mittelalters zu thun machte, hat Jakob von dieser sich abgewandt und rein das ursprünglich Volkstümliche, oder wenigstens was er dafür hielt, ins Auge gefaßt: vor allem die deutsche Sprache und ihre Geschichte, die Altertümer des deutschen Rechts, den heidnischen Volksglauben, das nach seiner Meinung den Germanen ureigentümliche Tierepos; und es ist bezeichnend für diese seine wissenschaftliche Richtung, daß er in den beiden zuletzt genannten Punkten manches für altvolkstümlich gehalten hat, was vielmehr für eine Anleihe aus den Schätzen der ältern Kulturvölker des Südens und Ostens anzusehen ist. Der innerste Antrieb aber zu der Erforschung unserer Vorzeit kommt bei beiden Brüdern nicht aus gelehrter Neu-

gier, sondern aus einer patriotischen und poetischen Gemütsstimmung. Wie den Romantikern alles sich in Poesie auflöste, so trachten sie vor allem danach, den poetischen Kern in den Lebensäußerungen des Volkes herauszuschälen; sei es, daß sie beide eine Anzahl poetischer Werke alter und neuer Zeit im Druck herausgeben oder Materialien zur Geschichte der deutschen Poesie liefern oder dem Volke seine Sagen und Märchen ablauschen, sei es, daß Jakob, der weiter und tiefer dringende, aus dem alten Volksglauben und nicht zum mindesten aus dem, was uns leicht das Trockenste scheinen mag, aus dem Rechte des Volkes die Goldkörner poetischer Auffassung und poetischen Ausdrucks losschält: es ist immer derselbe poetische Zug, den wir bei allen Angehörigen jener ältesten Generation von Germanisten finden. Die ganze germanistische Wissenschaft erwuchs aus einem geheimen Zuge der Zeit, und das hat ihr schnelles Aufblühen sehr wesentlich gefördert.

Dahlmanns Ausgangspunkt bei seiner Forschung ist ein anderer. Er war von Haus aus Philolog und ist von der Philologie zur Geschichte und Staatswissenschaft übergegangen; wenn man den äußerlichen Lebens- und Studiengang betrachtet, gerade umgekehrt wie die Grimm, die gelernte Juristen waren und dann eine neue Gattung der Philologie begründet haben. Mit Poesie und gar mit romantischer Poesie hat Dahlmann sich kaum befaßt, jedenfalls lag seine Geistesanlage nicht nach dieser Richtung, wenn er auch als Kopenhagener Docent mit einer Dissertation über die alte attische Komödie debütiert und kurz darauf einen Aufsatz über Oehlenschläger geschrieben hat. Schon zu derselben Zeit zeigt er sich auf einem ganz andern Gebiete beschäftigt, auf dem wir ihn von da an immer sehen, auf dem der germanischen Geschichte, wozu sich späterhin die Staatswissenschaft gesellte. Die pietätvolle Betrachtung germanischer Vorzeit hat ihn ebenso seinen Klassikern untreu gemacht wie die Grimm ihrem Jus. Dieses Studium war für ihn nicht eben ausschließliche Lebensaufgabe wie für die befreundeten Brüder; aber es war eine seiner innersten Natur entsprechende Beschäftigung, zu der er von seinen politischen Leistungen theoretischer wie praktischer Art immer gern zurückkehrte, wie er nach der Vertreibung von Göttingen sich in sein größtes historisches Werk, die dänische Geschichte, vertieft hat. Man erkennt es an der liebevollen Art, wie er solche Gegenstände behandelt, und an der Rolle, welche diese historischen Studien in seinen politischen Aufsätzen spielen, sehr genau, daß ihn eine wirkliche Herzensneigung dazu gezogen hat. Auch sein Stil ist nicht der eines gelehrten Staubleckers, er ist voll von Kraft und, zumal in den älteren Schriften, von einer gedrungenen, öfters ans Poetische streifenden, aber aller Rhetorik ferne bleibenden Schönheit, wie wir sie in noch höherem Maße, hier aber auch mitunter den Boden des Natürlichen verlassend, bei Jakob Grimm finden. Beider Stil hat sich an der minder dialektischen als poetischen Redeweise älterer Zeiten unseres Volkes genährt.

An den philosophischen und theologischen Bewegungen ihrer Zeit nahmen die Freunde, soweit sich wenigstens erkennen läßt, gar keinen Anteil. Als Arnold Ruge im Oktober 1837 auf seiner großen Werbungsreise für die Haller Jahrbücher nach Göttingen kam, da will er aus Jakob Grimms Munde die Worte gehört haben: „die Philosophie sei im Grunde verlorene Mühe und käme nichts dabei heraus." Ruge setzt dazu: „dies ist Göttinger Grundsatz." Diese Stimmung war aber gewiß bei den Grimm schon von jeher vorhanden; sie hängt

mit ihrer Richtung auf das Volkstümliche, Poetische, mit ihrer Pietät gegen das Hergebrachte, Altehrwürdige aufs engste zusammen. Sie gerade wie Uhland haben zeitlebens sich nicht von dem Glauben entfernt, der ihnen als Kindern verkündigt worden war; sie hätten eine solche Entfernung wohl nicht anders anzusehen vermocht, als wenn sie von ihren Familienerinnerungen und -Beziehungen sich hätten losmachen sollen. Glückliche Menschen, bei denen es zu jenem Bruch mit der religiösen Tradition nicht kommt, welcher für Gemüter ohne stahlharte Resignationskraft einen Riß durch die schönsten Empfindungen und Erinnerungen bedeutet! Die christliche Religiosität ist für die Grimm keine Sache der wissenschaftlichen Ueberzeugung, sondern einfach ein Ding der Pietät, das sich von selbst versteht wie die Liebe zu Eltern und Geschwistern. Sie hat gar nichts Konfessionelles an sich, auch keinerlei Mystik oder Ekstase; die größte Duldsamkeit gegen Andersdenkende ist damit verbunden. Nicht anders Uhland, der, wie er überhaupt aggressiverer Natur war, böse Worte über das intolerante, mit weltlichem Despotismus verbündete Pfaffentum fallen ließ und daneben als treuer Sohn des Volkes an der Pietät gegen die religiösen Vorstellungen und Gebräuche festhielt.

Dahlmann stand gewiß in dieser Beziehung etwas weiter links; aber von einer besondern Beschäftigung mit philosophischen oder religiösen Fragen ist bei ihm nach keiner Richtung hin etwas wahrzunehmen. Im Haß gegen das vornehme dogmatische Christentum, das in Preußen Mode wurde, war er mit den Freunden einig; aber er steht jedenfalls nicht auf demselben Boden mit ihnen, wenn er sagt, daß er wohl einsehe, wie man ohne Kirche leben könne: „ich lebe selbst so, obwohl ich es anders wünschte" — ein Wunsch, der schwerlich allzu lebhaft gewesen sein wird.

Die Freiheit der Meinung, das Recht der freien Forschung hat jedenfalls keiner von ihnen angetastet wissen wollen; und es war auf politischem Gebiete nicht anders.

Es ist wohl ein Prüfstein für echten und tiefgewurzelten Patriotismus, daß er auf einer innigen Liebe zu der engeren Heimat ruhe. Diese Heimatsliebe mag sich zum Gefühl für das ganze große Vaterland erweitern; ein Patriotismus ohne Anhänglichkeit an den Heimatsboden selbst wird immer etwas Gemachtes, innerlich Kaltes und äußerlich Erhitztes haben, da er seinen Sitz weniger im Gemüt als im Verstand oder in der Phantasie haben kann. Die Brüder Grimm und Dahlmann haben denn auch zeitlebens mit ganz inniger Liebe an ihrer engern Heimat gehangen. Ungern ließen sich die Brüder von Hessen losreißen, in dem sie geboren und aufgewachsen, in dessen Diensten sie mehrere Jahrzehnte lang gestanden waren; nur als, nach früheren unverdienten Demütigungen, sie schließlich in der dienstlichen Beförderung ganz übergangen wurden, ließen sie sich in hannöverische Dienste ziehen; aber „es kostete immer noch heiße Ueberwindung". Neun Jahre später schrieb Jakob: „Ich fühle mich noch heftig allen Eigenheiten meiner Heimat zugewandt, selbst von ihren Mängeln und Gebrechen berührt." Auch Dahlmann sehen wir, ehe er den Weg nach Süden antritt und sich in den Dienst größerer Interessen begibt, in den engen Verhältnissen seiner Heimat mit ganzer Seele thätig. Seine Vaterstadt Wismar freilich war zur Zeit seiner Geburt noch in schwedischem Besitz; dafür übertrug er alle seine Sympathien auf das benachbarte, nah verwandte Schleswig-Holstein. Siebzehn

Jahre lang war er außerordentlicher Professor in Kiel und nahm an den Kämpfen der Ritterschaft gegen die dänische Centralgewalt lebhaftesten Anteil. Auch ihn konnten nur die trübsten Verhältnisse aus Holstein forttreiben; erst als seine endliche Beförderung zum Ordinariat an die Bedingung geknüpft werden sollte, daß er sich von der Ritterschaft lossage, wandte er seine Schritte Göttingen zu.

Das Leben und die Thätigkeit in den kleinen Verhältnissen einer beschränkten Landschaft hat den Blick unserer Freunde für die großen Angelegenheiten Deutschlands nicht abgestumpft. Die schleswig-holsteinische Frage, in der Dahlmann lebte, war ja von Anfang an eine allgemein deutsche und wurde es mit der Zeit nur immer mehr. Die Grimm aber waren schon von Haus aus gewöhnt worden, ihre hessische Heimat „nur als einen wesentlichen Bestandteil des deutschen Vaterlands anzusehen, dessen Ruhm und Größe auch sie bestrahlen, und was sie ihm zum Opfer darbringen könnten, liebend empfangen müßte". Auch in ihren Ansichten über die politische Zukunft des Vaterlands waren die Freunde einig; es stand ihnen fest, daß der preußische Staat die Zukunft Deutschlands bedeute, und wie wenig die Lenkung desselben einer solchen Bestimmung würdig war, das schmerzte sie tief. Als dann in den vierziger Jahren ein frischerer Luftstrom durch die Welt ging und sich die Wünsche für die Einheit und Freiheit Deutschlands lebendiger zu regen und in äußeren Zeichen zu manifestieren begannen, da standen auch sie nicht im Hintergrund. Sie waren unter den gefeiertsten Besuchern der Germanistenversammlungen zu Frankfurt 1846 und zu Lübeck 1847, und ein Jahr nach der letzteren saßen Dahlmann und Jakob mit dem alten Freunde Gervinus zusammen in der Paulskirche, einer der gemäßigten Fraktionen der rechten Seite angehörig; Dahlmann, wie schon siebzehn Jahre früher in Hannover, gesetzgeberisch vielbeschäftigt als Autor des Verfassungsentwurfs der Siebzehner und auch später noch sehr aktiven Anteil an den Verhandlungen nehmend. Gleich gesinnt zeigten sich die Freunde auch, als die Frage des Reichsoberhauptes kam; sie alle standen auf der Seite der Erbkaiserlichen. Jedermann weiß, welches Schicksal die Ernennung Friedrich Wilhelms IV. zum deutschen Kaiser hatte; auch Dahlmann war unter der Deputation nach Berlin gewesen. Im Mai 1849 trat er mit seiner Partei aus dem Parlament aus. Noch in der ersten preußischen Ständeversammlung tagte er 1849 und 1850 mit, aber nur um in tiefster Enttäuschung wieder nach Bonn zu seinen Büchern und Vorlesungen zurückzukehren. Seine politische Thätigkeit war damit zu Ende, und von allen Kämpfen, in denen er mitgekämpft hatte, war, als er 1860 starb, noch keiner ausgekämpft oder der Gegenstand des Streites erledigt. „Auf Schleswig-Holstein lastete," sagt sein Biograph, „der dänische Druck ärger als je, in Hannover thronte noch immer das Geschlecht der Verfassungsbrecher und Deutschenfeinde, und das deutsche Kaiserreich lebte nach wie vor nur im Traume." Jakob Grimm hatte nur durch die großen Forderungen der Zeit sich aus seinem Berliner Stillleben herausreißen lassen, das er von nun an nicht mehr verließ. Auch in ihm aber ließ das Scheitern aller patriotischen Pläne einen tief schmerzenden Stachel zurück, wie am besten seine Aeußerung aus dem Jahre 1858 beweist, daß er je älter, desto demokratischer gesinnt werde und jetzt leicht mit Uhland und Schoder stimmen könnte.

Die Vergleichung mit Uhland drängt sich hier wiederum auf; aber sie ist in diesem Punkte mehr eine Gegenüberstellung als in manchen andern. Uhlands Patriotismus ist und bleibt über jeden Zweifel erhaben, sollte man auch auf die Liberalen alter und neuer Zeit noch so viel Kot und faule Aepfel werfen. Allein das Hervorstechendste ist bei ihm, wie bei den meisten seiner schwäbischen Zeitgenossen, das Streben nach bürgerlicher, demokratischer Freiheit. Auch er war allen Extremen abhold; aber seinen Platz in der Paulskirche hat er auf der gemäßigten Linken genommen, und gerade in der Kaiserfrage wich er weit genug von den andern ab. Uhland wurzelt ganz und gar in der Rechtssphäre seiner Heimat; ohne diese ist er nicht verständlich. Wie die altwürttembergische Landschaft, dieser Rest ständischer Verfassung in einem autokratischen Jahrhundert, so steht auch er dem Fürstentum als solchem gegenüber; nicht nur daß er eben in dem Kampf um jene alte Verfassung ein Hauptkämpe ist, auch sonst ist etwas von unbesieglichem Mißtrauen, von sprödem Stolz gegenüber den Mächtigen der Welt in ihm; er steht da wie so ein alter reichsstädtischer Patrizier, der Bürgerstolz ist einer seiner hervorstechendsten Züge; ja er ist in seiner ganzen strengen Opposition gegen alles, was von Hofe kommt, sogar da hart geworden, wo er nicht zu tadeln, sondern zu loben hatte: in dem sonst wunderschönen Gedicht auf den Tod der Königin Katharina ist der Grundgedanke, daß die Muse nicht die Fürstin, sondern die Wohlthäterin des Volks verherrliche, mit einer durch nichts geforderten Schroffheit ausgeführt, als hätte Uhland sich vor seinen Lesern und vor sich selbst entschuldigen wollen, daß er einer Fürstin ein Loblied singe. Weder die Grimm noch Dahlmann zeigen etwas von solcher Grundstimmung. Ihre Anhänglichkeit an die Heimat ist auch Anhänglichkeit an den angestammten Fürsten; ihm bringen sie Vertrauen entgegen, das nur durch gründlichen Mißbrauch getäuscht werden und verloren gehen kann. Die Grimm haben ihre Herzensfreude an der Wiedereinsetzung ihres unwürdigen Kurfürsten; ist er doch ihr Landesfürst und freilich dazu noch kein Jérôme. Dahlmann spricht es in seinen älteren Schriften mehrmals aus, daß das Gemüt der Fürsten von Natur zu Wohlwollen und Milde hinneige. Leider war dafür gesorgt, daß dieses Vertrauen nicht gar zu lang anhalten konnte. In dieser Liebe zu dem Fürstenhause zeigt sich namentlich bei den Grimm wieder ihr wesentlicher Charakterzug der Pietät, der Anhänglichkeit an das Angeborene, das uns von Kind auf begleitet hat, jener Pietät, die nicht in erster Linie fragt, ob solche Empfindung gerechtfertigt sei, sondern die wie ein Naturgewächs sich von selbst versteht. Dieselbe Pietät gegen das Angestammte, Volkstümliche, verbunden mit dem Streben, überall den poetischen Aeußerungen der Volksseele nachzuspüren, läßt Jakob Grimm mit so liebevollem Auge dem alten germanischen Rechte nachspüren, in welchem er mannigfach schöne, milde Grundsätze findet, welche der Reception des römischen Rechts zum Opfer gefallen seien. Es mißfällt ihm an den „Konstitutionellen“ (Scherer ersetzt diesen Ausdruck richtiger durch „liberal“) „ihr pedantisches Streben nach Ausgleichung und Gleichförmigkeit; Berggipfel möchten sie ebnen, stolze Wälder ausrotten, ihren Pflug in blumenreiche Wiesengründe die Furche des Ackers reißen lassen. Sie mühen sich, das Obere hinab, das Niedere hinauf zu rücken, ihr eigentliches Gefallen ist das Gewöhnliche, Nützliche“.

Aber es fehlt viel, daß diese im besten Sinn des Wortes konservativen

Männer Anhänger eines patriarchalischen Staats oder gar Vertreter einer rohen Nützlichkeits- und Machtpolitik gewesen wären. Ihnen steht am höchsten das Recht, das hergebrachte, geheiligte Recht, welches leichtsinnig anzutasten Verrat ist. Wie Uhland die altwürttembergische Verfassung verfocht, weil sie das alte, längst mit dem Volk zusammengewachsene Recht darstellte, das die Willkür eines Despoten ihm genommen hatte, weit weniger deshalb, weil sie ihm sachlich besser zu sein schien als die vom König angebotene neue: so weisen die Unterzeichner des Göttinger Protestes zunächst darauf hin, daß es sich um den Bruch einer beschworenen Verfassung handle, daß sie selbst eidbrüchig würden, wenn sie auf diesen Bruch nichts zu erwidern hätten. Auch in den Rechtfertigungsschriften der Vertriebenen steht natürlich dieser Gedanke in der ersten Linie. Des weiteren führt ihn Dahlmann in der seinigen aus, kürzer und schneidender Jakob Grimm, wenn er auf den Titel der seinen Siegfrieds Frage setzt: **war sint die eide komen?** und die Erregung zittert noch in der sechzehn Jahre später geschriebenen Vorrede zum deutschen Wörterbuch nach: „wozu sind Eide, wenn sie unwahr sein und nicht gehalten werden sollen?“ Dahlmann hat noch bei andern Gelegenheiten seiner hohen Meinung von der Heiligkeit des Rechts Ausdruck gegeben, wie er überhaupt an der Ansicht, daß Moral von der Politik unzertrennlich sein müsse, festgehalten hat. Wenn er 1820 seinen Abscheu gegen die Vernichtung Polens ausspricht, vor welcher „der Abscheu nie erkalten möge,“ und in demselben Aufsatz meint, es sei unmöglich, „daß der Orientalismus, die göttliche Verehrung des bloßen Machtgebots, bei uns tiefe Wurzel schlage,“ wenn er 1846 mit Entrüstung bemerkt: „das Kunststück der heutigen Staatspraxis besteht ja darin, alle Rechtsfragen in politische Fragen zu verwandeln“: so mag jetzt mancher über den altmodischen Menschen die Nase rümpfen, wie es zu seiner Zeit schon geschah, aber die höchste Achtung wird diesem Charakter niemand versagen können.

Die Achtung des Rechtes ist jedoch keine abstrakte, die gegen den positiven Inhalt des Rechtes gleichgültig wäre. Das „alte gute Recht“, mit Uhland zu reden, ist kein absolutistisches, das Verfassungsleben ist ein altgermanisches, in Deutschland erst durch die schlimmsten Zeiten politischer Nullität abhanden gekommenes Gut. Für ständische Verfassung ist Dahlmann mehr als einmal eingetreten; das Steuerverwilligungsrecht der Stände erklärt er für eine fundamentale Notwendigkeit des Staates, ohne welche derselbe gegen Willkür nicht geschützt werden kann, obwohl er die Gefährlichkeit jenes Rechtes nicht verkennt. Jakob Grimm hat ein treffendes Wort über ständische Einrichtungen geschrieben: „sie fördern nicht so offenbar, als sie wohlthätig Mißbräuche hemmen; sie sind ein Damm, der eine Gegend noch nicht fruchtbar macht, aber den einbrechenden und versandenden Wellen wehrt.“ Und als Dahlmann bei den Verhandlungen über das hannöverische Staatsgrundgesetz 1832 „keinen Gefallen an den schadenfrohen Tadlern der ständischen Einrichtungen“ fand, da fiel ihm Wilhelm Grimm bei: „Es war trefflich, was Sie neulich über die vornehme Geringschätzung ständischer Einrichtung sagten. Das ist jetzt feiner Styl und guter Ton.“ NB.! Das ist vor 54 Jahren, nicht gestern und heute geschrieben.

Es darf auch die im ganzen konservative Gesinnung unserer Freunde nicht so verstanden werden, als ob sie gegen die Forderungen der Gegenwart verschlossen, für freiheitliche Ideen unzugänglich gewesen wären. Dazu war ihr

Verstand viel zu hell und unbestechlich, ihr Zusammenhang mit dem Bürgertum und mit der dem Liberalismus zuneigenden Wissenschaft viel zu eng. Die Anhänglichkeit an das Alte ist bei ihnen nie in eine Mystik des Gottesgnadentums ausgeartet, von welcher sie in Friedrich Wilhelm IV. ein gar zu deutlich redendes Beispiel vor sich hatten. Den kurzsichtigen Beschränkungen, welche ihre Zeit der persönlichen Meinungsäußerung auferlegte, sind sie nicht bloß fern gestanden, sondern feindlich entgegengetreten. Derselbe Dahlmann, der gegen die Beteiligten an der sogenannten Göttinger Revolution (1831) keine Begnadigung geübt wissen wollte, erklärte sich gegen jede Beschränkung akademischer Freiheiten, und, was ihm viele nicht verzeihen werden, er stimmte für Zulassung der Juden zum akademischen Lehramt. Wie freisinnig und weitherzig Jakob Grimm über die Zulassung politisch verdächtiger Ansichten zur Oeffentlichkeit geurteilt hat, wissen wir jetzt aufs genaueste, seit Stengel seine ohne jede bureaukratische Aengstlichkeit abgefaßten Berichte über Censurangelegenheiten veröffentlicht hat; und in den Briefen seines Bruders nimmt der geistreiche Spott über alle möglichen reaktionären Gelüste einen nicht ganz kleinen Raum ein. An einer Stelle, wo Jakob von seiner Beschäftigung mit dem Rechte der deutschen Vorzeit redet, setzt er hinzu: „Schriftsteller, die sich einem verlassenen Felde widmen, pflegen ihm Vorliebe zuzuwenden; ich hoffe, wer meine Arbeiten näher kennt, daß er mir keine Art Geringhaltung des großen Rechts, welches der waltenden Gegenwart über unsere Sprache, Poesie, Rechte und Einrichtungen gebührt, nachweisen könne. Denn selbst wo wir sonst besser waren, müssen wir heute so sein, wie wir sind.“ Ebenso hat Wilhelm wohlmeinende Bestrebungen, die alten Zwangsinnungen wieder aufleben zu lassen, als Utopien gekennzeichnet, die, „wenn sie sich etwas ernstlich herausnehmen wollten, gleich wieder verschwinden würden“; und Dahlmann hat trotz aller Anhänglichkeit an alte Formen sich sehr bestimmt für das moderne System der Repräsentativverfassung und gegen die von anderer Seite befürworteten Provinzialstände erklärt, bei aller Bewunderung des englischen Verfassungswesens und bei der kräftigsten Verfechtung des Zweikammersystems sich entschieden gegen eine preußische Pairskammer ausgesprochen, für welche man die Pairschaft, die in England uraltes Gut ist, erst hätte aus dem Boden stampfen müssen.

Es ist eine gemäßigte, mittlere Art der politischen Anschauung, welche wir in allen diesen Aeußerungen gewahren, es ist jene in den unnatürlich verdrehten und vergifteten, unwahren Parteiverhältnissen des heutigen Deutschlands leider schwer findbare „Mitte des Lebens, des Herzens, nicht die künstlich gemachte, die Lüge mit Lüge abwägt. Die innere Mitte ist warm, die Extreme sind erkältet, um sie webt schnell die luftigste Theorie, während jener Schoße die goldene Praxis entspringt.“ Diese mittlere Ansicht der Dinge, welche Jakob Grimm rühmt, ist das Resultat einer ruhigen, pietätvollen, aber vorurteilsfreien Abwägung. Sie ist verbunden mit einer andern Tugend, die aus dem Inventar so gut wie aller unserer modernen Parteien gestrichen zu sein scheint, mit der Billigkeit und Gerechtigkeit gegen Andersdenkende. Diese hat einem Dahlmann nicht gefehlt und ist ihm in seinem thatenvollen Leben, das so gebieterisch bestimmte Parteinahme verlangte, nicht verloren gegangen. Jakob Grimm aber, der über die religiösen Meinungen das schöne Wort der Toleranz hatte: „wenn Glaubensfähigkeit eine Leiter ist, auf deren Sprossen empor und hinunter, zum

Himmel oder zur Erde gestiegen wird, so kann und darf die menschliche Seele auf jeder dieser Staffeln rasten," hat auch zugestanden, daß jeder der politischen Gegensätze einen größeren oder kleineren Teil Wahrheit enthalte, und daß man in gewissen Punkten mit den Angehörigen der verschiedensten Meinungen zusammenfühlen könne, sobald sie nur nicht unredlich oder Heuchler seien.

Zu solcher Gerechtigkeit gegen andere aber wird sich — wenn wir den außer acht lassen, bei dem sie lediglich Sache der Indolenz und Interesselosigkeit ist — nur der zu erheben vermögen, der sich von keiner Autorität, sei es der Macht oder des Wissens, abhängig gemacht hat, sondern, mit billiger Verehrung gegen dieselbe, stets selbst zu sehen und zu erkennen bemüht gewesen ist. Sollte es nötig sein, ausdrücklich zu erwähnen, daß unsere Freunde von keiner Liebedienerei oder auch nur unfreien Rücksichtnahme gegen die Macht auf dem Thron, auf dem Katheder, im Parlament etwas wissen wollten? Daß sie, wenn sie Uhlands herbe Catonentugend nicht teilten, welcher die Orden von Preußen und Bayern zurückwies, deshalb doch nicht minder als er sich unabhängig und den Schild ihrer Ehre unbefleckt erhalten haben? Wer auf dem Bock eines fremden Gefährts sitzt, dessen Herr Ziel und Weg der Reise verschreibt, der mag leicht über die einfältigen Gesellen lästern, die ihren Weg selber suchen. Aber wer auf seinem armen Paar Beine sich fortbehilft, weil er zu stolz ist, vorn oder hinten aufzusitzen, der weiß, wie oft der Weg zweifelhaft, das Reiseziel durch Bäume und Hügel verdeckt ist; er ist selber öfters in Versuchung — und wenn's gut geht, bloß in Versuchung! — gewesen, einen Holzweg einzuschlagen, und wird sich hüten, andere darum zu verhöhnen, weil er sie auf einem solchen zu sehen glaubt. Man sagt, dieser Fußgänger seien früher in Deutschland allzuviele gewesen, und jeder habe die eigene Nase allzusehr zum Leitstern genommen. Mag wohl sein; doch die Verschiedenheit der Meinungen war gewiß nicht das schlimmste in Deutschland, wie man uns jetzt manchmal glauben machen will, es fehlte diesen Meinungen jedenfalls die Macht, um schädlich zu sein. Unsere drei Freunde waren der Meinung, man dürfe um des Mißbrauchs und Mißerfolgs willen, der dabei vorkommen könne, die freie Aeußerung der Meinungen und ihre verfassungsmäßige Form nicht verkürzen. Sie werden wohl einen weitern Blick gehabt haben als manche Moderne, welche um einer unerwünschten Abstimmung willen am liebsten unsern Parlamentarismus vor die Hausthür kehren möchten. Unsere Zeitgenossen haben nur zu sehr die Neigung — und sie wird wachsen, je mehr Leute auf den Schauplatz treten, deren Gedächtnis nicht über 1870 zurückreicht — gegen ältere Ideen und deren Träger ungerecht zu sein. Mögen sie ihre in der heißen Gegenwart müde gewordenen Augen doch auch manchmal auf solchen Gestalten ausruhen und sich sättigen lassen, welche wie die drei Männer, denen diese Seiten gewidmet waren, Vorbilder treuer Pietät und Vaterlandsliebe, aber auch unbestechlicher Rechtlichkeit, Geradheit und Unabhängigkeit gewesen sind.

Hermann Fischer.

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

# König Ludwig II. von Bayern und die deutsche Kunst.

Von

R. Muther.

Zwei inhaltschwere Daten stehen im Kalender dieses Jahres verzeichnet: der 100. Geburtstag Ludwigs I. und der Todestag Ludwigs II. Monatelang hatte man in München den großen historischen Festzug vorbereitet, mit dem man die 100. Wiederkehr der Geburt Ludwigs I. feiern wollte, und als die Zeit herangekommen war, da bewegte sich durch die Straßen Münchens in der That ein imposanter Zug, aber nicht der Festzug zu Ehren Ludwigs I., sondern der Leichenzug Ludwigs II. Was ist in der Zeit, welche beide Ereignisse umfassen, alles in Bayern geschehen, welche gewaltige Kunstentwicklung hat sich in diesen hundert Jahren vollzogen! Ludwig I. war es, der fast sämtliche Bauten ins Leben rief, die noch heute der Stadt München ihren Stempel aufdrücken: die Feldherrnhalle, die Ruhmeshalle, das Siegesthor und die Propyläen; den Wittelsbacherpalast, den Königsbau der Residenz und die Arkaden; die Allerheiligenhofkirche, die Ludwigskirche und die Basilika; die beiden Pinakotheken, das Kunstausstellungsgebäude und die Glyptothek. Bei Regensburg entstand die Walhalla, bei Kelheim die Befreiungshalle, in Aschaffenburg das pompejanische Haus, in der Pfalz die Ludwigshöhe. Was Ludwig I. begonnen hatte, wurde dann von Maximilian II. fortgesetzt, der die Maximilianstraße mit dem Nationalmuseum, das Maximilianeum und die Gasteiganlagen, die Isarvorstadt mit dem Gärtnerplatze anlegte, die Schlösser Hohenschwangau und Berg erbaute. Und an diese beiden kunstsinnigen Fürsten schloß sich wiederum Ludwig II. an, in dessen Leben die Kunst gar eine so hervorragende Rolle spielt, daß sie

schließlich die Vermögensverhältnisse des Königs zerrüttete, ihn in den Wahnsinn, in den Tod trieb.

Die Anfänge der Kunstpflege Ludwigs II. fallen schon in die ersten Jahre seiner Regierung. 1864 hatte er Richard Wagner nach München berufen, und bald darauf trug er sich mit dem Gedanken, für die Wagnerschen Bühnenfestspiele ein eigenes großes Theater auf den Gasteiganhöhen in München erbauen zu lassen, wozu Gottfried Semper den Plan entwerfen sollte. Kein Zweifel, daß der die Höhen der Gasteiganlagen bekrönende Bau, zu dem eine neue prachtvolle Straße geführt hätte, eine unvergleichliche Zierde der bayerischen Hauptstadt geworden wäre und den Fremdenzudrang um ein Bedeutendes vermehrt hätte. Aber die Ausführung wurde verhindert, und seitdem datiert die Abneigung des Königs gegen München. Er zog sich mehr und mehr zurück, lebte den größten Teil des Jahres abwechselnd in Berg und Hohenschwangau und beschloß, seiner Baulust in entlegenen Schloßbauten Ausdruck zu geben. Während Ludwig I. fast ausschließlich an der Verschönerung seiner Hauptstadt durch öffentliche Bauten gearbeitet hatte, baute Ludwig II. „fern von Madrid“ in den einsamen Bergen Schlösser, zu denen der Zutritt keinem Sterblichen, selbst der königlichen Familie nicht, gestattet war.

Der erste Bau, welcher auf diese Weise entstand, war Neuschwanstein. Die Errichtung dieser Burg war insofern notwendig, als das alte Schloß Hohenschwangau, welches häufig von der Königin-Mutter bezogen wurde, für zwei Hofhaltungen nicht Raum bot, der König also manchmal in der schönsten Jahreszeit darauf verzichten mußte, sein Hoflager in jene romantische Gegend zu verlegen, die ihm unter allen bayerischen Gebirgspartien am meisten sympathisch war. Insbesondere reizte ihn der gegenüber der Burg Hohenschwangau gelegene 600 Fuß hohe Tegelfelsen, der auf zwei Seiten völlig steil, fast senkrecht gegen die Ebene abfällt und auf der östlichen Seite von dem Gebirge durch den Wasserfall des wilden Pöllat abgeschieden ist. Wenn man diesen nach drei Seiten von Natur unzugänglichen Bergvorsprung auf der vierten Seite, wo er aus der Masse des Berges aufragt, durch Absprengung einzelner Teile des Felsens noch künstlich unnahbar machte, so war ein Raum für einen Schloßbau geschaffen, wie er großartiger nicht gedacht werden konnte. Es konnte ein Schloß entstehen, das thatsächlich an die alte Walhalla erinnerte: „Auf Bergeshöhen die Götterburg prunkvoll prangt der prächtige Bau.“

Sofort wurde 1868 das Plateau abgesprengt und der Hoftheatermaler Christian Jank beauftragt, eine Skizze des Schlosses

einzureichen. Nach diesem Bilde wurden durch den verstorbenen Hofbaudirektor Riedel die Baupläne entworfen. Am 5. September 1869 wurde der Grundstein gelegt und in den Jahren 1869—72 unter Riedels Leitung der Thorbau, 1872—80 unter der Oberleitung Dollmanns, eines Schülers Klenzes, der Hauptbau vollendet. Nach dem Gesamtplane wäre dann der Thorbau mit dem Hauptbau gegen die Ebene hin noch durch den Ritterbau, gegen den Pöllat hin durch die Kemenate verbunden worden, während sich in der Mitte zwischen Kemenate und Ritterbau eine Kapelle befinden sollte.

Obwohl diese Bauten, deren Weiterführung 1884 dem Hofbaurat Julius Hofmann übertragen wurde, noch lange nicht abgeschlossen sind, so lassen die vollendeten Teile doch schon erkennen, daß wir in der That einen streng durchdachten romanischen Bau vor uns haben. Das durchweg aus Sandstein erbaute Schloß, das sich in fünf Stockwerken zu einer Höhe von 130 Fuß erhebt und im Osten noch von einem 190 Fuß hohen Turm überragt wird, macht nicht nur von außen den Eindruck vollständiger Gediegenheit, sondern ist auch im Innern durchaus schön und praktisch eingeteilt. Eine um Granitpfeiler laufende Wendeltreppe verbindet die fünf Stockwerke untereinander, von denen das erste die Dienerzimmer und einen Baderaum, das zweite die — nur stilistisch motivierte — Wohnung der Königin, das dritte die Gemächer des Königs, das vierte den Thronsaal, das fünfte den Sängersaal enthält.

Und was für Aufgaben boten sich hier der Malerei! Alle Säle und Zimmer des Schlosses sollten reich mit Bildern geschmückt werden und zwar, wie bei der damaligen Geistesrichtung des Königs natürlich war, mit Bildern aus der mittelalterlichen Dichtung, mit Darstellungen aus der Siegfried-, Tristan-, Lohengrin-, Tannhäuser-, Gudrun- und Parsifalsage und aus dem Leben der Minne- und Meistersinger. Indem der König den Auftrag zu diesen Bildercyklen erteilte, hat er der monumentalen Malerei Aufgaben gestellt, wie sie ihr großartiger und schöner selten gestellt wurden. Ja noch mehr, er hat nicht nur selbst die darzustellenden Szenen aus den einzelnen Sagen ausgewählt und hierdurch sein tiefes Verständnis der deutschen Dichtung bewiesen, sondern auch das Programm für einen andern selbständigen großen Freskencyklus angegeben, für denjenigen im Thronsaal, welcher in wahrhaft imposanter Weise die Kulturentwicklung der Menschheit und die heilige Sendung des Königtums vorführt.

Mehrere Münchener Künstler, die sich schon früher durch

größere Wandmalereien bekannt gemacht hatten, wurden mit der Ausführung der Ideen des Königs betraut: in erster Linie der als Freskomaler häufig beschäftigte August Spieß, sodann eine Anzahl Maler, die kurz vorher (1868) den großen Freskencyklus aus der bayerischen Geschichte für das Münchener Nationalmuseum geliefert hatten: der 1827 zu Schlegel bei Breslau geborene und seit 1850 in München thätige Wilhelm Hauschild, der 1828 in München geborene Ferdinand Piloty, der jüngere Bruder des bekannten kürzlich verstorbenen Akademiedirektors Karl Piloty, und der 1827 zu Brünn in Mähren geborene Eduard Schwoiser. Unter ihnen war namentlich Spieß schon seit längerer Zeit rühmlich bekannt und hatte u. a. in der Albrechtsburg zu Meißen Wandmalereien ausgeführt, die dort zu den besten Arbeiten gehören. Hauschild, Piloty und Schwoiser hatten zwar mit ihren Bildern im Nationalmuseum vorher Fiasko gemacht, doch war dies, wie man zur Entschuldigung sagen konnte, damals durch die Oede des Stoffes bedingt gewesen. Während sie damals langweilige Gegenstände wie die „Feststellung des Erstgeburtsrechts eines bayerischen Herzogs“ oder den „Hausvertrag, welcher Bayern und die Pfalz trennt,“ oder den „Jesuiten Balde, der eine berühmte Ode dichtet,“ und andere öde Themata zu bearbeiten hatten, an deren fesselnder Darstellung selbst ein viel hervorragenderer Künstler gescheitert wäre, wurden ihnen jetzt Stoffe gegeben, an denen sie sich wirklich begeistern und ihre ganzen Fähigkeiten erproben konnten. Außer diesen Männern wurde noch der sonst hauptsächlich als Porträtmaler bekannte Josef Aigner und der Aquarellmaler Eduard Ille herangezogen, der schon früher zahlreiche Aquarelle aus den Wagnerschen Opern für Schloß Berg gemalt hatte.

Die Thätigkeit, welche diese Künstler in den Jahren 1872 bis 1881 entfalteten, war in der That eine gewaltige, und man kann wohl sagen, daß selten in München oder überhaupt in Deutschland eine monumentale Arbeit solcher Ausdehnung in so kurzer Zeit zu verhältnismäßig gutem Abschluß geführt worden ist wie hier. Freilich ist es klar, daß von anderthalbhundert großen Historienbildern, die in wenig mehr als sechs Jahren geschaffen wurden, nicht alle vortrefflich sein können, und man darf sich nicht wundern, wenn man neben vorzüglich Durchgeführtem zuweilen auch einer ganz flüchtigen Schnellmalerei begegnet, zu welcher die Künstler namentlich in den späteren Jahren durch die Ungeduld des Königs gezwungen wurden. Unterwirft man die einzelnen Arbeiten einer kritischen Prüfung, so hat man als die hervorragendsten ohne Zweifel die von Spieß gemalten Bilder aus der Tristan- und Par-

sifalsage zu begrüßen. Das ist jedenfalls ein echter Maler, der trefflich zu komponieren und seine Gestalten fein zu bewegen weiß. Klar und schön hat er den Liebestrank auf dem Schiffe, die Gartenszene, Isoldens Abschied, Tristan am Siechbette, die Landung Isoldens bei Tristans Burg und die Klage an der Leiche Tristans geschildert. Und besonders die 14 Bilder aus der Parsifalsage sind voller Farbenreiz, mit allerliebsten Figuren, flott und breit entworfen, lebendig und geistreich. Spieß hat, was so selten vorkommt, eine Phantasie, die ihn befähigt, jede einzelne Gestalt ihrem Charakter entsprechend zu beleben, so daß der Beschauer mit Leichtigkeit dem Ideengange des Künstlers folgen kann, und dabei hat jedes Bild, was im Fresko so schwer zu erreichen ist, seine eigentümliche Stimmung, seinen besonderen Ton. Bei einigen Bildern ist der malerische Reiz so fein und die Wahrheit der Charakteristik so schlagend, daß man unwillkürlich an die Schöpfungen des unvergeßlichen Schwind erinnert wird. Aber auch die übrigen Maler haben weit Besseres geleistet, als man aus ihren früheren Werken erwarten konnte. Wer von Hauschild nur die Bilder Karls XII. von Schweden und die Belagerung Belgrads durch Max Emanuel, von Schwoiser nur das Turnier bei der Vermählung Herzog Wilhelms V. mit Renata von Lothringen im Nationalmuseum gesehen hat, muß erstaunt sein über das, was diese Maler in Neuschwanstein geschaffen haben. Ganz besondere Anerkennung verdient Hauschild, auf dessen Schultern die Hauptlast der Arbeit ruhte und der in wenigen Jahren außer den umfangreichen, 20 Bilder umfassenden Fresken im Thronsaal auch die 11 Bilder der Lohengrin- und die 21 Bilder der Gudrunsage vollenden mußte. Auch Aigner erscheint in seinen 8 Bildern aus der Tannhäusersage, Ille in seinen 10 Bildern aus dem Leben des Walther von der Vogelweide und des Hans Sachs besser, als man aus den sonstigen Arbeiten dieser Maler schließen konnte. Nur Ferdinand Piloty ist der Alte geblieben und steht in seinen 10 Bildern aus dem „Leben auf der Wartburg“ nicht höher wie in seiner Darstellung der „Blütezeit Augsburgs“ im Nationalmuseum; man findet die Kostüme zwar auch hier sorgfältig studiert, aber die Charaktere schablonenhaft und die malerische Ausführung mäßig.

Nicht minder umfangreiche Aufgaben wie der Malerei wurde dem Kunstgewerbe in Neuschwanstein gestellt, und es war ein schöner Zug des Königs, daß er alles für das Schloß Nötige ausschließlich bei seinen Landeskindern anfertigen ließ, wodurch naturgemäß ein Wetteifer des Schaffens unter die Münchener Kunsthandwerker kam, durch welchen das Kunstgewerbe wesentlich geför-

dert wurde. Aber sonderbar, man fühlt sich von diesen kunstgewerblichen Arbeiten weniger als von der malerischen Ausstattung des Schlosses befriedigt. Wir finden einige treffliche von Wollenweber gelieferte Gold- und Silberarbeiten, wie den Siegfriedbecher, den Lohengrinbecher und den großen silbervergoldeten Aufsatz, welcher die Tötung des Drachens durch Siegfried darstellt, während andere, wie die durchbrochene mit bunten Steinen besetzte Schreibmappe stilistisch sehr viel zu wünschen übrig lassen. Die zahlreichen auf den Schränken aufgestellten Prunkgefäße erweisen sich fast durchgängig als galvanoplastische Nachbildungen der Firma Fleischmann, während die vielen von der Firma Dießl bezogenen Elfenbeinarbeiten — Statuetten des Siegfried, Tristan, Lohengrin, Parsifal u. s.-w. — nur als weichliche Nachahmungen der für den König gelieferten, in Schloß Berg befindlichen Zumbuschschen Originale gelten können. Auch die von der Firma Moradelli gelieferten Eisensachen — Gitter, Schlösser und Thürbeschläge, Laternen und Kronleuchter — entsprechen strengen Anforderungen nicht vollkommen und stehen jedenfalls hinter den kunstreichen Schlosserarbeiten zurück, welche die Firma Kölbl seit Jahren im Münchener Kunstgewerbehaus ausstellte. Und nicht viel günstiger lautet das Urteil über die von der Firma Pössenbacher gelieferten Möbel, so gediegen sie im einzelnen gearbeitet sein mögen. Das Prachtstück darunter, das große Baldachinbett des Schlafzimmers, ist an sich eine nach altem Muster geschickt hergestellte Holzschnitzarbeit, paßt aber mit seinem spätgotischen Aufsatz nicht in das sonst romanisch gehaltene Zimmer. Der große Schrank im Wohnzimmer ist eine genaue Kopie des berühmten Wartburgkastens, kann also keinen selbständigen Kunstwert beanspruchen. Die Sessel und Stühle endlich sind zwar geschickt in der Zeichnung, aber die Drapierung verrät eine ziemliche Unkenntnis des romanischen Stils. Ueberall ist der Grundsatz durchgeführt, daß die Stoffe der Vorhänge, der Sessel und der Tischdecken dieselbe Farbe und Zeichnung tragen. Im einen Zimmer tritt uns eine rote, im andern eine blaue, im dritten eine violette, im vierten eine grüne Garnitur entgegen. Auf die Stoffe sind dann immer schwere Goldstickereien, gewöhnlich des Königs Wappentiere, Löwe und Schwan, aufgenäht. Diese Monotonie ist es, die den Zimmern von Neuschwanstein alles Trauliche nimmt, sie steif und unkünstlerisch erscheinen läßt. Gerade durch die harmonische Wechselwirkung der verschiedenen Farben zeichneten sich die Zimmer unserer Vorfahren aus, während hier die Stühle und Bänke gewissermaßen in militärischer Uniform aufmarschieren.

So tüchtig Hofbaurat Julius Hofmann, nach dessen Entwürfen und Detailzeichnungen die gesamte Ausstattung an den Wänden, Möbeln und inneren Einrichtungsgegenständen ausgeführt wurde, als Architekt auch ist — hier vermißt man die Hand des kundigen Dekorateurs. Wenn uns in dem benachbarten Hohenschwangau derartige Verstöße entgegentreten, so erklärt sich dies daraus, daß das Schloß in einer Zeit entstand, als die Dekorationskunst vollständig daniederlag. Aber als Neuschwanstein erbaut wurde, lagen die Verhältnisse anders. In München lebte damals ein Mann, der, von einer übersprudelnden Phantasie und von einem tiefen Wissen unterstützt, in der Ausschmückung von Festräumen ganz Hervorragendes leistete, der u. a. für die Dekoration des deutschen Kunstsalons auf der Pariser Weltausstellung 1878 und auf der Wiener internationalen Ausstellung 1879 allgemeines Lob geerntet hatte: der geniale, leider seitdem verstorbene Lorenz Gedon. Wenn dieser geistvolle Dekorateur, den man allerdings einmal zu Rate gezogen, aber, da er nicht schnell genug arbeitete, bald wieder bei Seite gelassen hatte, vielleicht von Rudolf Seitz und Heinrich Lossow unterstützt, die innere Ausschmückung des Schlosses geleitet hätte, so wäre sicher mit denselben Mitteln etwas weit Bedeutenderes, wirklich Monumentales geschaffen worden. Man würde namentlich nicht einen alten Stil imitiert, sondern statt dessen wirklich echte alte Stücke zusammengekauft haben. Denn für die Ausstattung eines solchen Königsbaues gab es meines Erachtens nur zwei Möglichkeiten: entweder einen modernen Bau mit moderner Ausstattung aufzuführen, oder aber, wenn man einmal einen alten Stil wollte, dann auch das Schloß ausschließlich mit echten Stücken zu möblieren.

Trotz dieser Mängel ist es zu bedauern, daß der Bau von Neuschwanstein unvollendet blieb. Schon als das Schloß kaum begonnen war, hatte der König in seinen Gedanken bereits mit dem Baue abgeschlossen. Die im tiefsten Verständnis deutscher Sage und Dichtung wurzelnden Gedanken, aus denen sich der Bau von Neuschwanstein herausentwickelt hatte, waren schon zurückgedrängt und hatten jener krankhaften Schwärmerei für die Könige Frankreichs, namentlich denjenigen unter ihnen Platz gemacht, dessen „L'Etat c'est moi" allmählich einen so verderblichen Widerhall in Ludwigs Seele fand. Die Aufgabe des künftigen Historikers wird es sein, zu verfolgen, wie diese krankhafte Richtung allmählich immer mehr im Geiste des Königs um sich griff; hier genügt es, darauf hinzuweisen, daß derselben die beiden anderen Schloßbauten König Ludwigs ihr Dasein verdanken: Linderhof und Herrenchiemsee.

Die Schönheit des Ettals, in welchem Linderhof liegt, hatte bereits König Maximilian II. zu würdigen gewußt und sich hier als Absteigequartier für seinen Jagdaufenthalt ein schlichtes Holzhäuschen errichten lassen. Ludwig II. hatte einigemal daselbst verweilt und auf diese Weise auch seinerseits die Romantik dieser Gegend kennen gelernt, die nicht wie Neuschwanstein den großartigen Typus der wilden Gebirgslandschaft mit ihrem unermeßlichen Blick in die weite Ebene zeigt, sondern die Waldlandschaft in ihrer weltvergessenen, tiefträumerischen Einsamkeit repräsentiert. Das stille, menschenleere, nur mit üppigen Bäumen bewachsene Thal, weitab von der Heerstraße der Touristen, mußte naturgemäß den König, dessen Hang zur Einsamkeit seit dem Beginne der 70er Jahre mehr und mehr zum Durchbruch kam, reizen, hier an Stelle des gelegentlichen Jagdquartiers ein Schloß zu bauen. So entstand in den Jahren 1869—78, also während an Neuschwanstein gebaut wurde, der im Louis XV.-Stil errichtete Linderhof, bei dessen Anblick selbst ein Gegner des Rokokostils zugestehen muß, daß sich hier Natur und Kunst zu einem geschmackvollen Ganzen verbinden.

Man betritt allerliebste, von Laubspalieren und kleinen Alleen durchbrochene Gartenanlagen, deren Plan der verdiente Hofgartendirektor von Effner entwarf. In denselben findet man zahlreiche sorgfältig durchgeführte Springbrunnen, Statuen und Büsten aufgestellt, die von den Münchener Bildhauern Wagmüller, Walker und Hautmann geliefert wurden, und man freut sich besonders, einigen trefflichen Arbeiten Wagmüllers zu begegnen, dessen Thätigkeit leider so früh ihren Abschluß fand, nachdem er sich in seinem Liebigdenkmal als einer unserer hervorragendsten modernen Bildhauer bewährt hatte.

Das Schlößchen selbst, dessen Bau der Oberbaudirektor von Dollmann leitete, ist ein Nachbild des Versailler Trianon und könnte wie jenes von außen mehr als die Sommerwohnung einer schönen Frau, wie als die Residenz eines Königs gelten. Es enthält im Erdgeschoß nur die Wohnung des Schloßdieners und einen Baderaum, im ersten Stockwerk die zehn vom König bewohnten Zimmer, die in ihrer gefälligen Rokokoausstattung, mit ihrem vergoldeten, äußerst dezent behandelten Stuckwerk recht traulich wirken. Und sonderbar, man fühlt sich im Linderhof gleich in den ersten Minuten heimisch. Die reizenden Rokokobilder mit ihren anmutigen Kompositionen, die vielen Statuen und Büsten sprechen zu uns wie alte gute Bekannte. Wir betrachten sie genauer und finden — Kopien, Kopien berühmter, allbekannter Kunstwerke.

Wie oft haben wir sie nicht schon in Kupferstichen betrachtet, die geistreichen Kompositionen Bouchers, welche die Plafonds der einzelnen Zimmer schmücken: den „Abend", den „Morgen", „Flora", „Amor und Psyche", „Venus und Bacchus", „Venus im Bade"? Aber nicht nur Boucher, auch Watteau können wir als alten Bekannten begrüßen, da auf den Gobelins, welche die Wände einzelner Zimmer bekleiden, „Amors Opfergabe", der „Dudelsackpfeifer", „Dolce far niente", die „blaue Traube" und andere Kompositionen Watteaus prangen. Und ringsum steht der Apoll vom Belvedere, die mediceische Venus, die Artemis von Versailles, stehen zahlreiche bekannte Statuen und Büsten aus dem Zeitalter Ludwigs XV. Welcher Kontrast gegenüber Neuschwanstein! Dort der ritterliche deutsche Burgstil, hier das tändelnde französische Rokoko — dort monumentale Originalarbeiten, hier Kopien! Hauschild und Schwoiser mußten in den Plafonds die Kompositionen Bouchers wiedergeben, während Pechmann für die Wandgobelins die Kompositionen Watteaus zu verwenden hatte. Albert Gräfle, welcher die Porträts berühmter Männer und Frauen aus der Zeit Ludwigs XIV. und XV. in Pastell zu malen hatte, war dabei auf das Vorbild alter Kupferstiche angewiesen. Und Perron, welcher die zahlreichen in den Zimmern aufgestellten plastischen Werke lieferte, durfte nur teils verkleinerte Nachbildungen antiker Statuen, teils Kopien bekannter französischer Werke geben. Wohin wir schauen, fast überall finden wir alte Bekannte, und es wäre für den Kunsthistoriker sicher eine lohnende Aufgabe, den oft ganz entlegenen Vorbildern nachzugehen, nach welchen der König arbeiten ließ. Wohl selten hat jemand tiefere und umfassendere Kenntnisse der französischen Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts gehabt als König Ludwig, dessen Büchersammlung ziemlich alles enthalten dürfte, was jemals über diese Kunstperiode veröffentlicht wurde. Er kaufte jahrelang alle darüber erschienenen neuen Publikationen an, während er seltene alte Werke, die nicht mehr zu kaufen waren, aus der Kgl. Staatsbibliothek und aus dem Kupferstichkabinet entlehnte. Aus diesen Kupferstichwerken und photographischen Publikationen suchte er dann das zusammen, was er in Malerei oder Plastik ausführen lassen wollte und verteilte die Vorlagen an die ausführenden Künstler, indem er in vielen Fällen selbst die Farben bestimmte. Aber so sehr man diese Kenntnisse bewundern mag, so muß man auf der andern Seite doch sagen, daß damit die freie Kunst nur wenig gefördert wurde, ebensowenig wie früher etwa die italienische Kunst gefördert worden wäre, wenn Julius II. den Rafael und Michelangelo beauftragt hätte, Werke

Giottos und Orcagnas für die vatikanischen Gemächer zu kopieren. Wir stehen also vor der sonderbaren Thatsache, daß derselbe Mann, der in Neuschwanstein der Kunst wahrhaft monumentale Aufgaben gestellt hatte, mit einem Male von ihr weiter nichts als Nachahmung früherer Werke verlangt. Sowohl im Linderhof wie in dem benachbarten Hubertuspavillon sind nur äußerst wenige in der Idee selbständige Kunstwerke zu finden, und diese wenigen sind oft von sehr zweifelhaftem Kunstwert. Namentlich August von Heckels in der blauen Grotte befindliches Bild des Venusbergs imitiert nur in plumper Weise Makartsche Formen und ist in seiner rein äußerlichen, theatralischen Darstellung gerade so wertlos, wie Heckels frühere Bilder, der „Einzug Ludwigs des Bayern in Rom“, der „Einzug Maximilians in Brüssel“ und die „Gründung des Armenbades Kreuth durch König Max Joseph“ im Münchener Nationalmuseum.

Einen so geschmackvollen Eindruck der Linderhof also als Ganzes macht, so muß man sich doch immer gegenwärtig halten, daß den einzelnen darin befindlichen Kunstwerken zum größten Teil nur der Wert guter, sorgfältiger Kopien zukommt.

Man würde das nicht weiter zu bedauern haben, wenn diese imitierende Richtung mit dem Baue von Linderhof ihren Abschluß gefunden hätte; denn warum sollte ein König nicht auf den Gedanken kommen, sich ein kleines Schlößchen ausschließlich mit Kopien seiner Lieblingsbilder auszustatten? Leider aber blieb Ludwig II. nicht dabei stehen. Es war noch nicht genug, daß er in diesem einen kleinen Bau seiner Vorliebe für das Franzosentum Ausdruck gab, die Entwicklung ging weiter, und — man muß es geradezu sagen — die Schloßbauten Ludwigs II. bezeichnen die Entwicklungsstufen in der Wahnsinnsgeschichte des Königs. Mit fieberhafter Hast trat in den letzten Jahren die Baulust des Königs auf. Was im Linderhof begonnen und im kleinen durchgeführt war, das sollte bald im großen Stile weitergeführt werden: ein neues Versailles, getreu nachgebildet dem Königsschlosse bei Paris, sollte in Bayern entstehen. Schon 1871, nachdem er nach Beendigung des französischen Krieges Versailles gesehen, scheint er den Plan gefaßt zu haben, dieses Schloß in der Heimat zu wiederholen, und zwar in einer Kopie, die das Original in den Größenverhältnissen noch übertreffen sollte. Diesen Bau zu tragen, wurde der Chiemsee ausersehen. Nachdem er sich ein romantisches Gebirgsschloß und ein idyllisches Waldschloß errichtet hatte, galt es jetzt, noch einen dritten Bau zu vollenden, der die Seelandschaft mit dem imponierenden Gebirgshintergrunde widerspiegeln sollte.

Wer kennt es nicht, das herrliche „bayerische Meer“, dessen Schönheit so oft durch die stimmungsvollen Bilder der Maler Raupp und Wopfner verherrlicht wurde? Aus dem tiefblauen Meeresspiegel steigen zwei liebliche Eilande auf, Frauenwöhrd, einst ein Nonnenkloster, jetzt ein Eldorado der Münchener Maler, und Herrenwöhrd, einst ein mächtiger Bischofssitz, dem die Barbarei vieler Jahrhunderte noch jetzt seine Schönheit nicht rauben konnte. Schon im 8. Jahrhundert wurde hier vom Bayernherzog Tassilo II. das Kloster Herrenchiemsee erbaut und den Benediktinern übergeben. Zwischen 900—908 zerstörten die Hunnen das Herrenkloster, das nun 130 Jahre vom Erdboden verschwunden blieb. Im 12. Jahrhundert wieder aufgerichtet, wurde es den Augustinern übergeben und im Jahre 1218 zum Bistum erhoben. So hoch das Kloster im Glanze gestiegen war, so tief sollte aber auch sein Fall sein. Im Jahre 1803 wurde es nebst Bistum und Probstei durch die allgemeine Säkularisation aufgehoben, die frommen Brüder zerstreuten sich, und der fürstliche Klostersitz kam durch Kauf und Weiterverkauf an verschiedene weltliche Hände, welche die Kirche den Zeitverhältnissen entsprechend in ein Bräuhaus verwandelten. Unter der Herrschaft des Grafen Paul Hunoltstein, in dessen Besitz die Insel 1846 kam, erlebte sie dann wieder bessere Tage, wurde aber anfangs der 70er Jahre an eine württembergische Holzhändlergesellschaft verkauft, welche anfing, um schnöden Gewinnes halber die prächtigen Holzbestände abzutreiben. Ein Schrei der Entrüstung ging damals durch die Münchener Künstlerschaft, und um so größer war die Freude, als im September 1873 die Nachricht kam, daß König Ludwig II. die Insel erworben habe, da man jetzt das wundervolle Stück Landschaft vor der Verwüstung gesichert glaubte.

Dieses Inselchen wurde nun ausersehen, den kostspieligsten Schloßbau des Königs aufzunehmen. Anfangs hatte ihm bei seinem Aufenthalt am Chiemsee die alte Prälatur genügt, ein schloßähnliches Gebäude, worin ihm eine Reihe fürstlicher Gemächer eingerichtet wurde, und das er mit verhältnismäßig geringem Aufwand zu einem herrlichen Fürstensitze hätte umgestalten können. Aber er bewohnte dieses Gebäude nur, um von hier aus das Fortschreiten des neuen Schloßbaues zu beobachten, welcher schon beim Ankauf der Insel geplant war.

1874 wurde mit dem Terrainstudium begonnen, als dessen Resultat sich die jetzige Situation des Schlosses und der Gartenanlagen ergab, deren Längenachse die Insel von Osten nach Westen durchschneidet. Zu derselben Zeit begannen auch die notwendigen

Vorarbeiten für den Bau, die Ausarbeitung der Pläne, die Untersuchung der Fundations- und Wasserverhältnisse, die Auswahl der Baumaterialien und die Beischaffung derselben, die Erbauung der Bauhütten u. dergl., und alle diese Vorarbeiten wurden so weit gefördert, daß 1878 der Bau selbst begonnen werden konnte. Um die Zufuhr der Baumaterialien, sowohl vom Festland ab, wie auch von den Ufern der Insel zum Bauplatz zu bewerkstelligen, wurden Landungsbrücken mit Hebervorrichtungen an den Ufern der Insel und des Festlandes ausgeführt und ein Dampfboot für den Transport der beladenen Materialwagen in Betrieb gesetzt. Sowohl die westliche Landungsbrücke der Insel, wo die Baumaterialien ausgeladen wurden, wie auch der am Südufer gelegene neueröffnete Klostersteinbruch mußten des raschen Baubetriebes halber durch ein Eisenbahnnetz mit Lokomotivbetrieb zur Beförderung der Rollwägen verbunden werden, so daß der langsame Transport durch Zugtiere fast gänzlich ausgeschlossen blieb. Am östlichen Ufer der Insel wurden große Dampfkessel erbaut, von denen der eine dem Bau Wasser zuführte, der andere in Verbindung mit einer Säge das Dachstuhlholz, die Dielen und Bretter herstellte. Am 21. Mai 1878 wurde dann der Grundstein gelegt und am 15. Januar 1879 der Rohbau der Mittelflucht vollendet. Sobald dieser durch ein Kupferdach geschützt war, wurde sofort mit der plastischen und malerischen Ausschmückung des Inneren begonnen und außerdem die Herstellung der höchst umfangreichen Goldstickereien der Portieren und Möbel eifrig betrieben, so daß es möglich war, am angeordneten Termin — 25. September 1881 — dem König bei seinem ersten Besuch des Baues schon einige in der Innenausstattung vollendete Säle zu zeigen. Seitdem wurde der Bau — bis zum September 1884 unter der Leitung Georg von Dollmanns, von dieser Zeit an unter der Leitung des Hofbaurates Julius Hofmann — mit wahrhaft unglaublicher Schnelligkeit gefördert, so daß man gegenwärtig den Mittelbau vollendet, den linken Seitenflügel im Rohbau fertig und zum rechten die Grundmauern gelegt sieht.

Leider ist von Anfang an zu bedauern, daß die Wahl gerade der Chiemseeinsel für diesen Schloßbau eine durchaus unglückliche war. Denn während Versailles und alle anderen Schlösser jener großen und kleinen Herren des 17. und 18. Jahrhunderts, die sich den „großen König“ zum Muster nahmen, meist aus einer von der Schöpfung fast vernachlässigten Gegend hervorgezaubert wurden und gerade dadurch schon einen imposanten Eindruck machten, schadet dem Chiemseeschloß seine wunderbare Umgebung. Immer

und immer wieder muß man hinschauen auf die reizende Insel mit ihrem üppigen Baumwuchs, auf die weite glatte Fläche des blauen Sees, auf die zackige Kampenwand mit dem gewaltigen Wendelstein, und wenn dann der Blick zum Schlosse zurückkehrt, kann man sich eines Fröstelns vor dieser Unnatur nicht erwehren. „Ludwig XIV.“, sagt Saint Simon in seinen Memoiren, „tyrannisierte die Natur“, indem er aus einer sonnenverbrannten, unfruchtbaren Gegend das Versailler Schloß mit seinen gewaltigen Wasserwerken hervorzauberte. Aber wahrlich, der Erbauer von Herrenchiemsee tyrannisierte sie nicht minder, als er den dortigen Moorboden mit unglaublichen Kosten erst künstlich fähig machte, einen solchen Kolossalbau zu tragen und dann, um dem Schlosse Raum zu machen, den herrlichen Hochwald lichten ließ. Anstatt zu bewundern, wie in einer öden Gegend wohlgepflegte Parkanlagen entstehen konnten, bedauert man hier, daß die Natur so zerstört ist, und erkennt auf der anderen Seite, daß eigentlich immer noch zuviel Natur um diese steife Versailler Nachahmung übrig blieb.

Gleichzeitig zeigt schon die Betrachtung der Gartenanlagen, daß es nicht leicht ist, in wenigen Jahren einen Bau von der Ausdehnung des Versailler Schlosses zu wiederholen, das bekanntlich eine Milliarde und das Leben von 15 000 Menschen kostete. Die Großartigkeit der dortigen Umgebungen, namentlich der Wasserwerke ist bei weitem nicht erreicht, so sehr auch die Aehnlichkeit mit den berühmten Anlagen Le Nôtres angestrebt wurde. Ganz ähnlich, wie man auf dem Parterre du Midi die Fontaine de Diane und die Fontaine du Point du Jour sieht, finden sich auch hier auf dem großen Plateau zwei Bassins von je 500 Quadratmeter Flächeninhalt, in deren Mitte sich zwei von plastischen Figuren gekrönte Felsen — die Famagruppe von R. Maison und die Fortunagruppe von Rümann — erheben. Ringsum laufen wie in Versailles allegorische Figuren, die Vertreter der mythologischen Wasserwelt, Tiergruppen und zahlreiche auf Postamenten stehende Marmorstatuen, die nach den in Kupferstichen veröffentlichten Versailler Statuen von Hautmann angefertigt wurden. Und wiederum wie in Versailles führen breite Marmorstufen zu einem dritten großen Wasserbecken herab, welche Marsys berühmte Latonagruppe, ebenfalls in einer Kopie von Hautmann, enthält. Aber während in Versailles diese Statuen, Hermen und Vasen durch die Zeit geschwärzt sind und schon dadurch einen gewissen ehrwürdigen Eindruck machen, prangen sie hier in neuer flimmernder Vergoldung und lassen in dieser Neuheit die hohle Manieriertheit ihres Stiles um so mehr erkennen.

Die Fassade des Chiemseeschlosses wiederholt die Gartenfassade von Versailles. An den 344 Fuß langen Mittelbau sollten sich rechts und links zwei Seitenflügel anlehnen, welche ursprünglich eine Länge von je 424 Fuß, später sogar auf direkten königlichen Befehl eine solche von je 524 Fuß erhalten sollten. Das ganze Schloß hätte also in vollendetem Zustand eine Längenausdehnung von 1400 Fuß gehabt und so beinahe von einem Ende der Insel zum andern gereicht. Der vollendete Mittelbau ist dem Vorbild entsprechend ein einfach vornehmer französischer Palast, an der Fensterflucht mit reichen Stuckwerkmedaillons geschmückt, oben von Statuen gekrönt. Wie in Versailles führt auch in Chiemsee der Escalier de marbre in das erste Stockwerk, wo ebenfalls dieselbe Zimmerfolge eingehalten ist, mit dem einzigen Unterschied, daß die einzelnen Zimmer bedeutend größer und viel prunkvoller dekoriert sind wie dort. So hat die Galerie des glaces z. B. nicht wie in Versailles eine Länge von 240, sondern eine solche von 260 Fuß, und die von Anton Detoma in Wien gelieferte Stuckatur- und Scajolaarbeit ist besonders in den Mittelräumen so ins prunkvoll Ueberladene ausgeartet, daß Versailles dagegen einfach, beinahe ärmlich erscheint.

Naturgemäß beschränkte sich die Nachahmung nicht auf die Parkanlagen und auf die Architektur, sondern sie erstreckte sich auch auf die Malerei. Wer einmal die Säle von Versailles durchschritten hat, dem bleiben sie immer in der Erinnerung, die großen Freskencyklen, welche Charles Lebrun in den Jahren 1679—83 unter Mithilfe von Claude Audran, Noël Coypel, René Antoine Houasse, Jouvenet, Lafosse, François Verdier u. a. in den weiten Räumen des Schlosses ausführte. Am berüchtigtsten darunter sind die von Lebrun selbst ausgeführten Cyklen in der Spiegelgalerie und in den Salons des Krieges und des Friedens. In der Spiegelgalerie sind in 21 großen Gemälden die Thaten Ludwigs XIV. vom pyrenäischen Frieden bis zum Frieden von Nymwegen (1659—78) verherrlicht, während in der Mitte ein die ganze Breite des Tonnengewölbes einnehmendes Bild prangt „Le roi gouverne par lui-même". Im Salon de la guerre sieht man in der Kuppel Frankreich Blitze schleudernd und in den Zwickeln darunter die Kriegsfurie Entsetzen tragend nach Spanien, Holland und Deutschland. Im Salon de la paix ist in der Mitte Frankreich thronend dargestellt, während sich in den Zwickeln Spanien, Holland und Deutschland unter Frankreichs Aegide der Segnungen des Friedens erfreuen. Sicher, Lebrun würde denjenigen für wahnsinnig gehalten haben, der ihm gesagt

hätte, daß in 200 Jahren ein deutscher König kommen und diese Freskencyklen in einem deutschen Fürstenschlosse Strich für Strich kopieren lassen werde. Und doch — „das Unbeschreibliche, hier ist es gethan“. Nicht nur von den Decken gähnen uns überall Lebruns Kompositionen mit ihrem hohlen Pathos an, auch die zahllosen kleinen Oelbilder, welche in Versailles über den Thüren zwischen fingierter Architektur und Felderabschlüssen von vergoldeter Bronce eingesetzt sind und das Leben Ludwigs XIV. in allen Einzelheiten schildern, marschieren in Chiemsee der Reihe nach auf. Wahrlich, man ist zuerst empört, wenn man die Säle des Chiemseeschlosses durchschreitet; dieses Gefühl der Entrüstung macht aber bald dem sanfteren Gefühle des Mitleids Platz, des Mitleids mit dem bejammernswerten König, von dessen vollständiger geistiger Umnachtung diese Bilder Zeugnis ablegen, des Mitleids ferner mit den armen Künstlern, die dazu verdammt waren, diese hohlen französischen Kompositionen zu kopieren.

Um die Masse des Materials in der vorgeschriebenen kurzen Zeit zu bewältigen, mußte naturgemäß außer den bisher beschäftigten Männern noch eine ganze Anzahl neuer Künstler herangezogen werden. Bei der Auswahl derselben stieß man auf viele Schwierigkeiten, da sich die hervorragenden Münchener Maler selbstverständlich zu derartigen Kopierarbeiten nicht hergaben und außerdem die mißlichen Verhältnisse der Kgl. Kabinetskasse allmählich so bekannt geworden waren, daß selbst minder bedeutende Künstler sich sträubten, für Herrenchiemsee zu arbeiten. Diejenigen, welche die Plafonds und sonstigen größeren Bilder herstellten, waren Hauschild, Schwoiser, Ferd. Piloty, sowie die früher noch nicht beschäftigten Maler Angelo Graf Courten, Geisser, Ludw. Lesker, Jos. Weisser, und Franz Widnmann; die kleineren Surports wurden von Jul. Benczur, Ludw. Eibl, Aug. Fink, Jul. Frank, Aug. Geiger, Ludw. v. Langenmantel, W. Marc, Jos. Munsch, Wilh. Rögge, Karl Schultheiß, J. Schmitzberger und Jos. Watter geliefert, während die zahlreichen Staffeleibilder — Porträts Ludwigs XIV. und seiner Zeitgenossen nach Mignard, Rocret, van Loo, Serrure und anderen Meistern — größtenteils von Jul. Jury herrühren.

Man sieht, es waren keine Künstler ersten Ranges, welche die Arbeiten lieferten, sondern zum Teil Männer, die mehr „der Not gehorchten als dem eigenen Triebe“, aber doch fast sämtlich Leute, die sich vorher schon durch einzelne gute Werke bekannt gemacht hatten. Ludw. Lesker aus Mecklenburg ist ein so großes koloristisches Talent, daß er als Dekorationsmaler in Deutschland wohl

unerreicht dasteht und hat u. a. für das Schloß in Sigmaringen eine ganze Reihe allegorischer Deckenbilder mit entschiedenem Erfolg gemalt. Jul. Benczur, der jetzige Pesther Akademiedirektor, machte sich durch zahlreiche treffliche Historienbilder und Porträts, Graf Courten durch mythologisch-allegorische Bilder, Wilh. Rögge durch drei Fresken im Nationalmuseum bekannt. Der Schlesier J. Weisser that sich durch geistreich-humoristische Sittenschilderungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert hervor; Aug. Fink hat köstliche Wald- und Gebirgsbilder, Aug. Geiger treffliche mythologische Darstellungen, Ludw. von Langenmantel geschickte Historienbilder, Jos. Munsch und Jos. Watter witzige kleine Genrebilder aus der Rokokozeit gemalt, während J. Schmitzberger in der Darstellung des Wildes, insbesondere des Jagdgeflügels der deutschen Wälder unübertroffen dasteht.

Aber ein anderes ist es, im Atelier ein kleines gutes Tafelbild zu vollenden, ein anderes, umfangreiche Fresken für die goldstrotzenden Räume eines Schlosses zu malen. Selbst der größte Kolorist, selbst ein Makart, hätte mit der überladenen Goldornamentik dieser Räume nicht wetteifern können, also konnten es diese Maler, denen zum Teil jede Praxis in der Dekorationsmalerei abging, naturgemäß noch weniger. Sie konnten es um so weniger, als die Aufgabe selbst keineswegs zu freier Entfaltung der Kräfte anspornte. Kein Zweifel, hätte man jedem dieser Männer einen Saal gegeben und ihm es dann ganz überlassen, wie er ihn verzieren, in welcher Gestalt er seine historischen Gegenstände ausführen und einrahmen wollte, wir würden von denselben Leuten etwas unendlich Besseres und Eigentümlicheres erhalten haben, das Ganze wäre sicherlich weit interessanter geworden. Statt dessen mühten sie sich hier an einer Aufgabe ab, die ganz darauf angelegt war, auch den Besten um sein Talent zu betrügen. Und nicht genug, daß allen in trostloser Monotonie dieselbe Aufgabe gestellt war, die ihnen jedes freie Spiel der Phantasie, jede organische Gestaltung und Verzierung des gegebenen Raumes unmöglich machte — nein, sie waren nicht einmal wie in Linderhof in der Lage, gut durchgeführte Kopien geben zu dürfen; die Arbeit mußte so überhastet werden, daß sie naturgemäß auf flüchtige Fabrikarbeit angewiesen waren. So steht denn, alles in allem genommen, die malerische Ausschmückung des Schlosses tief unter allem, was sonst selbst in kleinen Provinzialschlössern zu finden ist. Während selbst die Bilder in dem einer unglücklichen Kunstperiode entstammenden Hohenschwangau voll und ganz die Kunst der Maximilianszeit widerspiegeln, tritt uns in Chiemsee nur ein

Zerrbild der deutschen Malerei der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entgegen.

Dasselbe wie von den Bildern gilt leider auch von den massenhaften Statuen und Büsten. Der Mann, welcher in den letzten Jahren König Ludwigs die Oberleitung über die gesamte Plastik hatte, war der Professor Phil. Perron, ein Bildhauer, den man zwar vergeblich im Künstlerlexikon sucht und der auch sonst in München außer einigen geschickten Drechslerarbeiten nie etwas ausstellte, dem aber jedenfalls der Ruhm des Fa presto nicht abzusprechen ist. Er hat es verstanden, unter Beihilfe von 120 Arbeitern in wenigen Jahren Hunderte von Statuen, Reliefen und Büsten für Herrenchiemsee fertig zu stellen, welche bald Ludwig XIV. zu Pferde und zu Fuß nach Desjardin, Bernini u. a., bald die französischen Heerführer Condé, Turenne, Villars, Vauban, bald die Mätressen, wie die Pompadour und Dubarry, bald bekannte antike Werke vorführen. Zu diesen Massenerzeugnissen Perrons kommen dann noch die in der kleinen Galerie aufgestellten Statuen der vier Weltteile von Friedrich Fürst und die in der Spiegelgalerie befindlichen, von Friedrich Spieß in Rom gelieferten sechzehn Büsten römischer Imperatoren, Caligula, Nero, Domitian, Caracalla u. a., die zwar als Kopien der bekannten kapitolinischen Büsten künstlerisch wertlos sind, aber doch wieder ein trauriges Streiflicht auf den umnachteten Geist des Königs werfen. Das ritterlich-romantische deutsche Mittelalter in Neuschwanstein, das üppig-weichliche französische Rokoko in Linderhof und das brutale Cäsarentum in Herrenchiemsee — armer König, was für Wandlungen haben sich in deinem kranken Hirne vollzogen!

Und derselbe Zug wie in diesen Büsten tritt uns auch in der übrigen inneren Ausstattung des Schlosses entgegen, die nur Gold, Gold und wieder Gold zeigt. Davon, daß ein Material sich dem andern unterordnen muß, daß das Kostbare erst durch das Minderwertige zur Geltung kommt, oder gar von einer Wechselwirkung der Farben ist keine Rede mehr. Jeder der Säle hat einen Grundton, bald blau, bald grün, bald lila, bald purpurrot, der durch Gardinen, Portieren und Möbelüberzüge hindurchgeht. Aber nicht nur alle Beine der Stühle, Sessel, Tische und Bänke sind vergoldet, Gardinenhalter und Fransen von schwersten Goldschnüren — auch allen Möbelüberzügen, Gardinen und Portieren sind zollhohe goldene Lilien — die Lilien Frankreichs — eingestickt. Und in diesen Räumen, in denen nichts Behaglichkeit, Wohnlichkeit atmet, in diesem Schlosse, das in fertigem Zustande viele Hunderte von Zimmern, aber nirgends ein kleineres, trauliches

Gemach, nur öde Repräsentationsräume enthalten hätte, wollte er leben, der unglückliche König! Welche Aehnlichkeit mit Versailles, und doch welcher Gegensatz! Dort Ludwig XIV., wie er huldvoll lächelnd inmitten eines glänzenden Kreises schmeichelnder Hofherren und schöner Frauen einherschreitet. Hier ein armer, kranker Fürst, der einsam und allein in weiten, von grellem Gold strahlenden Räumen, in freudlosen Prunksälen steht und beim Glanze der 2000 Kerzen nichts sieht als das hundertfache Spiegelbild seines eigenen Ich.

Wenden wir uns zur Betrachtung einzelner Kunstgeräte, so haben wir in erster Linie einiger Porzellanarbeiten zu gedenken, in denen die Meißener Fabrik wirklich geschmackvolle Kunstwerke geliefert hat, sowie der beiden großen goldgestickten Betten, deren mühevolle Goldstickereien von den Münchener Firmen Jörres, Bornhauser und Alkens hergestellt wurden. Im übrigen ist die Uebersicht wenig erbaulich. Die in jedem Zimmer in mehreren Exemplaren aufgestellten und größtenteils von Lenoir in Paris bezogenen Uhren kopieren die großen Uhrwerke Morands, Passemants u. a., welche im Salon des pendules in Versailles stehen. Der Schreibtisch ist eine Kopie des schönen Schreibtisches Ludwigs XV. Die 52 Riesenkandelaber und 33 vergoldeten Lüster der Spiegelgalerie wirken langweilig, weil sie sämtlich das nämliche Muster zeigen. Die aus Lapislazuli und vergoldetem Kupfer bestehenden Wasch- und Toilettengefäße im Schlafzimmer geben gedankenlose, unruhige Kompositionen und sind außerdem praktisch ganz unbrauchbar. Der im Vestibül auf einem bunten Marmorsockel aufgestellte silberne Pfau endlich ist ein schlechtes Pariser Produkt, dessen Emailarbeit weit hinter den zierlichen Kunstwerken zurücksteht, die in den letzten Jahren in München ausgestellt waren. Das deutsche Kunstgewerbe ist also durch den Bau von Herrenchiemsee ebensowenig wie die Malerei gefördert worden. Fast alle kunstgewerblichen Gegenstände des Schlosses sind Stücke, die nicht durch ihren Kunstwert, sondern nur durch ihr kompliziertes Material und ihren hohen Preis Interesse haben. Wir finden nichts einzig Dastehendes, kein wertvolles altes Stück, nichts Monumentales oder fein Empfundenes, keine Thürklinke, die ein liebevolles Eingehen auf das Einzelne verrät, fast nichts, was durch edle Formen das Auge erfreut. Alles erweist sich als plumpe Nachahmung oder als flüchtige Fabrikarbeit und predigt immer wieder von neuem den alten Satz, daß es in der Kunst verdienstlicher ist, etwas Kleines, und sei es ein Tisch oder Stuhl, gut, als etwas Großes mittelmäßig zu machen.

Sicher wird es keinem Menschen einfallen, über die brutale Geschmacklosigkeit und die sinnlose Verschwendung, die uns auf Schritt und Tritt begegnet, dem armen kranken König einen Vorwurf zu machen. Im Gegenteil, wer die Dinge in den letzten Jahren verfolgt hatte, der wußte a priori, daß der Kunstwert des Chiemseeschlosses ein ganz minimaler sein werde. Schon seit langer Zeit bedauerte man, daß der Bau dieses Schlosses, das bis jetzt 45 Millionen kostete, in immer größerer Ausdehnung betrieben wurde, aber mit der zähesten Energie hielt der König gerade an der Vollendung dieses Schlosses fest. Noch im Frühling dieses Jahres, als die zerrütteten Verhältnisse der Kabinetskasse zum Einschreiten nötigten, schrieb er, daß ihm alle Lebensfreude genommen sei, wenn man ihn am weiteren Bauen verhindere. Für das Jahr 1887 war der Kapellenbau und die Ausstattung des Herkulessaales, des Vestibüls zur Kapelle und des Salon de l'Abondance, für das Jahr 1889 die Ausschmückung der großen Appartements im nördlich rückspringenden Flügel, für das Jahr 1890 der Rohbau des südlichen Seitenflügels, für das Jahr 1891 der Rohbau der beiden Hofseitenflügel, für das Jahr 1892 die Fassadierung dieser beiden Flügel, die Anlage der Stallgebäude und hiermit die Vollendung des Ganzen geplant.

Jetzt, nach dem Tode des Königs, ist naturgemäß an eine Vollendung nicht mehr zu denken. Ja noch mehr, in nicht allzulanger Zeit wird man gezwungen sein, den Bau wieder abzutragen, denn schon jetzt ist das Mittelstück vom Schwamme angefressen und der linke Seitenflügel dem Einstürzen nahe. Stille Einsamkeit wie früher wird dann wieder auf dem Chiemseeeiland herrschen; da wo jetzt die künstlichen Parkanlagen sich ausdehnen, wird wieder der deutsche Hochwald wuchern und von den Zweigen der Bäume herab ungestört das Lied der Vögel ertönen. Das Unglücksschloß wird wieder vom Erdboden verschwunden sein, und der Historiker wird den Untergang desselben nicht zu beklagen haben. Denn während Neuschwanstein noch in fernen Jahrhunderten den Ruhm des genialen kunstbegeisterten Fürsten verkünden wird, könnte die Ruine von Herrenchiemsee doch nur immer und immer wieder die traurige Erinnerung daran auffrischen, was für ein edler Geist hier zerstört wurde.

---

# Die Reformversuche der Regierung Ludwigs XVI.

Von

L. Rhazen.

II. (Schluß.)

Die Bevorrechteten waren einig im Widerstande, zum erstenmal werden bewaffnete Massen von der Opposition in der „guerre de farine“ in Bewegung gesetzt. Die geringe Opferwilligkeit der Privilegierten, die Furcht des Erbrichtertums, sich beschränkt zu sehen, die Scheu des Adels und des Klerus, von ihren reichen Einkünften auf Grund eines Katasters besteuert zu werden, kurz, der Widerstand der Selbstsucht, der kleine Opfer scheute, der Gedanke der Bevorrechteten, daß sie die Regierung nur dann beherrschen könnten, wenn sie dieselben in der Patsche ließen — das verstand nämlich das Parlament unter der betonten Unveränderlichkeit der Verfassung —, wurde das erste Aufflackern der Revolution. Turgot fiel im Kampfe derjenigen, die vom Mißbrauche lebten, gegen das Interesse für das Volkswohl, in einem Kampfe, an dem selbst die Privilegiertesten, die Prinzen des Hauses, teilnahmen. Eine öffentliche Meinung, ihn zu stützen, gab es nicht, der 12. Mai 1776 ward der Tag, von welchem ab der Staat immer schneller dem Untergange zueilte. Die Regierung war im Kampfe mit den Mächten des alten Staates erlegen. Es war die Konsequenz des Absolutismus, daß bei seinem Falle keine Spur von öffentlicher Meinung sich zeigte, es ward das Verhängnis der Regierung, daß sie in dem Parlament den Herd des Widerstandes neu erweckte. — Turgot büßte auch für seine Vorgänger, Geldmangel trug zum Scheitern der Reformen bei. Das Kreditgenie Necker, eine Verwaltungskapazität, nahm die Zügel in

die Hand, verschaffte die Mittel zum amerikanischen Kriege, freilich ohne an Vorkehrungen zur Deckung der Zinsen seiner Anlehen zu denken. Der geschickt zusammengestellte compte rendu verstieß, veröffentlicht, gegen die „Heimlichkeit" des absoluten Prinzips. Er fiel, nachdem er den Hof doch in etwa kompromittiert; als Grablied sang man, daß selbst ein Finanzgenie mit einem solchen Hofe nicht wirtschaften könne. Fleury und D'Ormesson folgen in zwei Jahren. Ersterer durch Auflagen, die die unteren Stände treffen, das bestehende Uebel vermehrend, letzterer deshalb fallend, weil er die Schulden der Prinzen zu zahlen sich geweigert, die Willkür der Steuerpächter zu beschränken versucht hatte. — Weiberintriguen brachten nun einen Mann ans Ruder, unter dessen „régime" der wirtschaftliche Bankerott so gut wie vollendet wurde, unter welchem auch der Hof durch die Halsbandgeschichte eine, wenn auch unverdiente, schwere, moralische Niederlage erlitt. Nach einer Wirtschaft, die von dem Gedanken durchweht war, daß, wer Kredit haben will, ausgeben muß; nachdem man eine Zeitlang fortgejubelt, Stellenverkauf (100 überflüssige Kapitänsstellen u. a.) in Schwung gebracht, an Mißbräuchen wie die Steuerpächte, bei denen der Reingewinn sich auf mindestens 75000 Livres jährlich belief, nicht zu rühren gewagt, nachdem man in dem System der Anleihen, deren Calonne im ganzen für 800 Millionen aufgenommen, auf dem Höhepunkte angelangt, zwang der Ernst der Lage zu einem ernsten Entschlusse. Das Jahr 1787 bildet mit dem Aufhören von Calonnes Kredit, mit der dem Könige gegebenen Erklärung, daß, wenn nicht reichliche, flüssige Hilfsmittel geschaffen würden, der Staatsbankrott unvermeidlich wäre, den Wendepunkt zur schiefen Ebene, welche nun unaufhaltsam zur Umwälzung des Staates führte. Wie Turgots Projekt an der aristokratisch-klerikal-erbrichterlichen Prätension gegen das Königtum scheiterte, die den Vordergrund bildete, hinter welcher die ganze Masse der bedrohten Interessen stand, so führte jetzt dieselbe Clique eine stärkere Erschütterung der Autorität herbei, öffnete der Revolution die Thür, durch welche sie eintrat.

Wenn wir ins Auge fassen wollen, wie in den Jahren 1787 und 1788 der Widerstand der Privilegierten sich äußerte, so bedarf es auf Grundlage der bisher geschilderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse einer Besprechung der finanziellen Lage. Wurde sie, d. h. die Bedürftigkeit der Krone, ja doch der Anhaltspunkt, an welchen das allgemeine Streben nach einer Umgestaltung des Staates anknüpfte. Der Staatsbankerott stand vor der Thür. Die Anleihen hatten in zehn Jahren die Höhe von 1630 Millionen erreicht, 200 Millionen an Zinsen und 16 Millionen Spesen

kamen hinzu, an Vorschüssen auf später erst fällige Einnahmen, von Bankiers und Steuerpächtern, die nach Taine 1783 170 Millionen erreichten, ein Defizit, das Calonne selbst auf 115 Millionen angab (er sagt, die Staatsschulden seien 1776 mit 40 Millionen zu verzinsen gewesen, 40 weitere seien dazu gekommen, er selbst habe 35 Millionen hinzugefügt) — das ist nach verschiedenen Quellen die finanzielle Situation. Folgen wir Sybel in die Details, so belief sich die Solleinnahme des Staates 1785 auf 558 Millionen, dazu 41 Millionen für Lokalverwaltung der Provinzen, zusammen circa 600 Millionen Lasten. Die Kirche erhielt 133 Millionen Zehnten, 16 Millionen sonstige Gebühren, 29 Millionen richterliche Sporteln, Abgaben an lots, delots, quints mit 39½ Millionen traten hinzu. Grundzinsen, Renten 2c. dürfen auf 280 Millionen geschätzt werden, so daß das französische Volk 880 Millionen jährliche Lasten trug. Bei der geschilderten ungerechten Verteilung, welche die Privilegierten bei der Grund- und Stücksteuer allein (171 Millionen) um ein volles Sechstel des Gesamtbetrages begünstigte, Straßenbau und Wegfronden (20 Millionen) den Bauern allein aufbürdete, bei 308 Millionen Verbrauchsteuern willkürlich zu Ungunsten der kleinen Leute bestimmte, die Kosten für die Provinzialmiliz (6½ Millionen) auf ihre auch mit 40 Millionen grundherrlichen Abgaben belasteten Schultern schob, die Gemeinden zwang, den alten Steuerbetrag auch dann aufzubringen, wenn die reicheren Glieder durch Aemterkauf sich befreiten, tritt in voller Klarheit der ungeheuere, nach unten gehende Druck des Systems hervor. Der Staat war dabei immer in Verlegenheit. Die verzwickte Organisation der Finanzverwaltung, der an Einheitlichkeit abging, was der Staat bei Ludwig XIV. an Zentralisation zu viel besessen hatte, ließ keine Verantwortlichkeit des einzelnen zu, Kassenrückstände, Steuerpächtergewinne, Vorschüsse zu Wucherzinsen bei den Erhebern selbst, Verschleppung fälliger Schulden öffneten der schmutzigsten Spekulation Thür und Thor. Prüfen wir nach Sybel die einzelnen Posten des Budgets, so verbrauchte der Hof statt der offiziellen 35 Millionen: 40, ohne die Kosten der königlichen Jagden, Reisen und den Lohn der Großwürdenträger. Das Kriegsministerium, dem Calonne 114 Millionen zuwies, empfing deren 131, wovon etwas über 39 für Verwaltung, 44 für den Unterhalt der Truppen, dagegen 46 für die Gehälter des mehr denn zehnfach zu starken Offizierskorps verwendet wurden. Auf die persönlichen Anweisungen des Königs für Gnadengeschenke aller Art, die sich 1785 auf 136 Millionen beliefen, während Bauten von Kommunikationen, öffentliche Bauten

mit zusammen 6, wissenschaftliche Anstalten mit 1 Million figurieren, hatte der Finanzminister keinen Einfluß. Während oben alles Ueberfluß, war unten alles Darben; die eine Hälfte Frankreichs kannte nur Genuß, die andere nur Lasten. Sybel berechnet das Defizit 1785 auf 198 Millionen jährlich. Da es unmöglich schien, den Druck durch Erhöhung der Steuern auf die unteren Klassen abzuwälzen, so wies der Zwang der Umstände den Minister auf den einzigen Ausweg: das Vermögen der Privilegierten heranzuziehen und der Industrie die Fesseln abzustreifen, damit das Wachsen des Nationalreichtums zu ermöglichen. So entstand Calonnes Programm, ein Produkt, aus Turgots, Colberts, Neckers und Machaults reformatorischen Ideen gemischt, unter vorherrschendem Einfluß der Lehren des ersteren. Es war ein kühner Plan, der kühnste der bisherigen: Gleichmäßigkeit der Besteuerung, Selbstvertretung in Gemeinde, Kanton und Provinz sollte auf Grund der Steuerquote eintreten, eine Grundsteuer als „impôt foncier“ geschaffen werden, so zwar, daß die in natura gleich nach der Ernte abgelieferten Beträge zu Gunsten der Regierung verkauft würden, die Fronden wegfallen, dann die Mischung von Altem und Neuem in der Verwaltung gestrichen werden, die taille als ungerecht verschwinden. Es wäre, wurden diese Ideen verwirklicht, ein völlig neues Frankreich entstanden. Die alte Schattenseite des Regierungssystems Ludwigs XIV., welches immer nur mit der momentanen Gewalt arbeitete, daß nämlich jeder Widerstand gegen die Regierung, wenn er selbst gegen das Interesse des Staates und des Volkes durch die auf ihre Vorrechte zu verzichten durchaus nicht gewillten Privilegierten geleistet wurde, von unten her immer eine Stütze fand, wurde jedoch zum Verhängnis für Krone und Reformen. Die Thatsache war allerdings eigentümlich, daß der Minister, der zu Anfang den Gedanken der Reformen weit von sich gewiesen, dem Zwang der Verhältnisse in die Turgotsche Bahn nunmehr folgen, sie selbst fordern mußte. Nicht weniger merkwürdig erscheint es, daß der, von dem die Nachrichten aus den Provinzen besagen, daß die Steuern nie mit größerer Härte eingetrieben worden seien, auf Erleichterung des Volkes sann; noch sonderbarer seine Kurzsichtigkeit, mit welcher er, überzeugt, daß das Parlament ihm, seinem Feinde, nichts bewilligen werde, sich um Beihilfe zu den Reformen an diejenigen wandte, deren Existenz, wie sie damals sich gestaltet, auf Mißbräuchen beruhte. Wie konnte er erwarten, daß in den Zöglingen der Schule Ludwigs XV. und der Dubarry der Staatsgedanke lebendig werden könnte? Wie durfte er hoffen, daß sie die Selbst-

sucht überwinden, das eigene Interesse opfern sollten, sie, die Söhne einer Zeit, die den verwöhnten Gaumen mit Voltaires Frivolität, mit Rousseaus Umsturz aller sittlichen Schranken, mit Helvetius bequemer Lehre von Selbstsucht und Genuß kitzelten! Calonne mußte bedenken, daß er kein Richelieu, der König kein Ludwig XIV., nicht der Mann sei, die Prätention des privilegierten Erbrichtertums, des Adels und Klerus mit fester Faust niederzudrücken. Calonne suchte eine Stütze gegen das Parlament; die seit 1614 nicht mehr berufenen états-généraux konnten dieselbe nicht bilden, ihre Einberufung allein hätte den zur Religion erhobenen Absolutismus geschädigt, hätte eine Gewalt neben der königlichen bedeutet. Wohl aber war es thunlich, daß der Herrscher, unbeschadet seiner Allgewalt, eine Reihe von Ratgebern um sich versammelte, Männer aller Stände, die man als vertraut mit den Bedürfnissen des Volkes ansah — die Notabeln, an und für sich ein willkürliches Organ, da seine Glieder weder von der Nation gewählt, noch von irgend wem beauftragt waren, daher eine in keiner Weise rechtlich beglaubigte oder befugte Scheinvertretung. Schon der Gedanke ihrer Einberufung rechnete mit einer gewissen Gutmütigkeit des Parlaments, die Beschlüsse der Notabeln und die königliche Verordnung, daß alles, worüber sie von der Krone zu Rat gezogen würden, im ganzen Reiche ohne Einwendung als Gesetz proklamiert werden sollte, wurden hinfällig, sobald das Parlament die Registrierung verweigerte. Die Rechtsmittel waren dann erschöpft, es blieb nur noch eine sichere Macht — die Etats-généraux. Gerade weil ihnen der koerzitive Hintergrund fehlt und sie als halbe Maßregel gelten, vermehren die Notabeln nur die unruhige Bewegung der Massen, ohne ihren Drang im mindesten zu befriedigen. Hier, wie zuerst bei Turgots Reformen, rächt sich die Wiederherstellung der Parlamente. Das Unternehmen war um so gewagter, als Calonne nicht das Vertrauen wie Turgot besaß, und das Ansehen der Monarchie weit mehr als zu des ersteren Zeiten gelitten hatte. Es war ein böses Vorzeichen, daß man, weil Calonnes Exposé, unter welches der König, entgegen der Mahnung des Ministerrats, sein Placet gesetzt hatte, noch nicht fertig gestellt, den Einberufungstermin nicht weniger denn viermal verschieben mußte. Was erwartete man von jenen, bis auf acht Bürgerliche den privilegierten Ständen oder ihren Anhängern entnommenen 144 Notabeln, von einer Versammlung, in welcher die Stimmung schon deshalb für Calonne ungünstig sein mußte, weil er Opfer zu fordern gedachte, in die er aus falscher Großmut seine schärfsten Gegner, die Parlamentsräte zuließ, für welche sein

bitterster Feind, der Erzbischof von Toulouse, die geistlichen Mitglieder ernannte. „Einen einfach bejahenden Rat hoffte er zu finden — er fand ein Gericht.“ Er machte zwar insofern einen schlauen Coup, als er statt der Abstimmung nach der Majorität der Gesamtzahl diejenige nach Bureaux und in diesen nach einfacher Majorität einführte, so daß, da die Bureaux im Durchschnitt je 20—22 Mitglieder zählten, 44—46 Stimmen zu seinen Gunsten genügten. Verhängnisvoll wurde, daß die in Paris die Vorlage des Calonne-Reformenentwurfs abwartenden Notabeln durch den Sarkasmus der öffentlichen Meinung voreingenommen wurden. Die Pläne standen dazu nicht im Verhältnis zu der Kraft, deren man sich sicher wußte; man hatte zu Großes gewagt im Verhältnis zur eigenen Macht und zum entgegengebrachten Vertrauen. — Merkwürdig! Hinter den Notabeln, die in ihrer Zusammensetzung das alte Frankreich der Mißbräuche und Privilegien repräsentierten, stand die öffentliche Meinung mit ihrem haßerfüllten Mißtrauen gegen das alte Regime; hinter Calonne, den die Privilegierten seiner kühnen Pläne, der dritte Stand seiner Verschwendung wegen haßte, nur ein schwacher König. Schon bei der Frage der neuen Verwaltungsgliederung mit Gemeinde-, Kanton- und Provinzialversammlungen, bei denen der dritte Stand die gleiche Stimmenanzahl wie der zweite und erste haben sollte, traf er auf den Widerstand der Privilegierten, die, falls nach Köpfen abgestimmt wurde, ihren überwiegenden Einfluß verloren, denen das Schreckgespenst gleichmäßiger Besteuerung über dem Haupte schwebte, die deshalb die Provinzialstände in der vorgeschlagenen Form als der Grundverfassung des Reiches zuwider erklärten. Die Verwandlung der Fronden in eine Geldabgabe und die Freigebung des Getreidehandels im Innern fanden, trotzdem das Parlament immer gegen erstere geeifert hatte, bei den Notabeln geringeren Widerstand, schärferer schlug dagegen der gleichmäßigen Grundsteuer (subvention territoriale) entgegen. Auch die Geistlichkeit sollte, gleich dem Adel, diese Abgabe von ihren reichen Besitzungen tragen. Der Zahlung der vingtième gegenüber war von dieser Seite immer die Notwendigkeit von zur Bewilligung der dons gratuits aufgenommenen Anleihen ins Treffen geführt worden. Verzicht auf einige unbedeutende Rechte, sowie eine kaum merkbare Schmälerung des Kirchengutes wären mehr denn ausreichend gewesen, diese sogenannten Schulden, deren Zinsen immer die Krone trug, zu tilgen, und die gleichmäßige Besteuerung auch der Geistlichkeit hätte das Staatseinkommen ohne Druck nach unten um mindestens 31 Millionen jährlich

vermehrt. Da die Billigkeit der Forderung nicht zu leugnen war, wandte man 1) von seiten des Klerus die alte Phrase an, daß eine Veräußerung von Kirchengütern ein Raub an der Kirche sei, und verweigerte zuletzt jede Veränderung des Steuersystems, indem man erklärte, der Klerus habe das Recht, sich selbst zu besteuern; 2) klammerten sich beide Stände an die Unzweckmäßigkeit der Form, die Steuer zum Teil in Bodenerträgnissen zu erheben und diese an den Meistbietenden zu verpachten; 3) stellte man die Frage, ob das finanzielle Bedürfnis denn diese exorbitanten Forderungen rechtfertige, ob nicht durch Ersparnisse, für welche merkwürdigerweise diese Leute, die von der Verschwendung des Hofes den größten Nutzen zogen, zu schwärmen vorgaben, abgeholfen werden könne. Dies führte zugleich mit der Forderung, erst den Nachweis für das Bedürfnis geliefert zu sehen, zu dem Verlangen der Vorlage des Staatshaushaltes. Als Brienne denjenigen der letzten Jahre zur Einsicht unterbreitete, erklärte man ihn für nicht ausreichend. Man betonte, daß der König durch Abschaffung der teueren Haustruppen und durch Einschränkungen 40 Millionen ersparen könne; man wies darauf hin, daß Ludwig XV. ein Drittel weniger verbraucht habe. Bei der Zusammensetzung der Notabeln war dies ganz natürlich. Sie versagen der Regierung nicht allein die Reformen, sondern deuten an, daß, wenn die Krone solche wolle, sie auch solche verlangten, aber im altständischen Sinne. Außer den wenigen bürgerlichen Notabeln, denen die Stempelsteuer, als Handel und Gewerbe treffend, nicht gerade sympathisch sein konnte, die man aber einesteils, weil sie nach den Vorzügen der Privilegierten strebten, nicht als Vertreter eines gesunden Bürgertums ansehen kann, die andererseits, auch wenn sie wollten, ihrer Minorität wegen, nichts effektuiert hätten, bilden diese Versammlung zwei große Gruppen: eine altständische Partei, die reaktionär dahin zurück wollte, wo das Königtum Diener der Stände war, prinzipiell jedes Opfer im Interesse des Staates verwarf, dem durch seine Rücksichtnahme auf den dritten Stand lästigen Ministerium opponierte, ein feststehendes Königtum nicht wollte, sich vielmehr, je nachdem die Glieder dem Adel, Klerus oder Erbrichtertum angehörten, ein anderes Staatsgebilde zurecht konstruierte, und ein liberales Element. Das letztere, an dessen Spitze Lafayette stand, der zuerst das verhängnisvolle Wort: états généraux aussprach, opponierte prinzipiell, weil bei der Zusammensetzung der Notabeln durch sie die Verwirklichung des englischen Verfassungsideales nicht möglich schien. Eine doppelte Ungeschicklichkeit Calonnes verschärfte die von den Bureaux und zwar

zunächst von demjenigen Monsieurs ausgehende Kritik seines Haushaltsetats. In der Eröffnungsrede hatte er behauptet, daß der Ausfall in den Finanzen schon zu Neckers Zeiten existierte. Absolut richtig, aber falsch, wenn er damit behaupten wollte, daß er die Situation nicht verschlimmert, rief sie den Widerstand des eiteln Genfer Wechslers wach, der in einer gegen den Willen des Königs veröffentlichten Broschüre, geschickt mit Ordinarium und Extraordinarium operierend, das opferfordernde Calonnesche System und diesen selbst in Mißkredit brachte, was bei dem Fehlen jeder Staatswissenschaft nicht schwer wurde. Des weiteren beging Calonne den Fehler, den ihn heftig angreifenden Notabeln den König entgegenzuwerfen, indem er in dessen Namen dafür dankte, daß sie nicht die Reform, sondern nur die Formen derselben verwärfen. Das erklärte sie für unmündig und den König falschen Spieles fähig. Heftige, hauptsächlich vom Klerus unter Briennes Leitung geführte Kritik, die Behauptung des Vorlegens des falschen Staatshaushaltes, die Forderung des Nachweises der Entstehung des Mankos spitzten den Streit so zu, daß der Erzbischof Dillon von Narbonne und der Generalprokurator Castillon das unbegrenzte Besteuerungsrecht des Königs leugneten und diese Befugnis als allein den Reichsständen zustehend erklärten (Naumer). In dem Büreau Artois forderte Lafayette Abschaffung der lettres de cachet und des Lottos und erklärte auf das bestimmteste, daß die Notabeln nur provisorisch bis zur Einberufung der Reichsstände eine Steuer vertreten könnten. Fiel auch der Antrag durch, so war doch die Erbitterung gegen Calonne so groß, daß die Privilegierten nun rundweg auch die sie in keiner Weise beeinträchtigenden Projekte, die Nationalindustrie dagegen fördernden und den dritten Stand dabei entlastenden Vorschläge: „Verschiebung der Zollstätten an die Grenzmarken, Reduktion und Gleichstellung der Salzpreise für alle Provinzen", verwarfen. Bei der Frage der Verteilung der Gemeindeländereien, der Veräußerung einiger Krondomänen, der Ueberweisung der übrigen in Erbpacht erklärten die Notabeln — ein charakteristisches Merkmal für das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Privilegierten im Widerstand gegen die Krone —, daß weder sie noch die Parlamente ihre Zustimmung geben könnten. Calonne stand, wo er zu Anfang gewesen, seine Reformen waren gebrochen durch das Entgegenarbeiten der Privilegierten; durch ihren Eigennutz, ihre Kurzsichtigkeit, ihren Willen, Nutzen zu ziehen aus der bedrückten Lage des Königtums, nur Reformen zu bewilligen, wenn damit reaktionär, die Krone ihnen die altständischen Rechte in erhöhter Machtfülle zurückgab. Finanziell war nichts

gebessert, die 137 Millionen des Klerus blieben steuerfrei, die alten Zustände bestehen. Calonne, und mit ihm das Königtum, hatten vor den Notabeln „bankerottiert“. Die öffentliche Meinung, kurzsichtig wie sie war, erkannte noch immer die leitenden Gründe der Privilegierten nicht, der Versuch Calonnes, sie durch eine Flut von Broschüren, deren Inhalt den Notabeln, beziehungsweise ihrem Widerstande die Schuld der Krisis und des Druckes zuschob, aufzuklären, mißlang. Intriguen des Hofes stürzten den Minister, nachdem die Notabeln durch die Presse in schroffster Weise geantwortet hatten. Sein Fall ist wieder ein Beispiel für die versäumte Gelegenheit; ihn kräftig unterstützend, hätte man den dritten Stand gewinnen, unter seiner Beihilfe die Reform vollziehen können. Die Hoffnung, den Klerus und den liberalen Teil des Adels zu gewinnen, ließ seinem schroffsten Gegner, Brienne, das Portefeuille anvertrauen. Sein Regime kann die Periode der Kämpfe mit dem Parlament genannt werden, jener Kämpfe, in denen das letztere, für Adel und Klerus eintretend, das Kleeblatt der Widerspenstigen herstellt. Noch 25 Tage haust Brienne mit den Notabeln, der langgeforderte Generaletat wird vorgelegt; die Bereitwilligkeit, neue Auflagen zu gestatten, ward nicht größer. Zwar gelingt es Brienne, von den ehemaligen Genossen — der Provinzialversammlung — Aufhebung der Binnenzölle, sowie einiger Nebensteuern, auch eine minimale Anleihe zu erlangen. Bei den Grundsteuern verschanzte sich höchster Egoismus hinter der volkstümlichen Maske der Erklärung, daß man zu Steuerbewilligung nicht kompetent sei. Als am 25. Mai 1787 die Notabeln entlassen wurden, war es klar, daß ihr Tagen nichts genützt, nur die Ohnmacht der Regierung gegen den ständischen Widerstand gezeigt hatte, daß die Privilegierten nicht helfen wollten, Brienne mit dem von ihm adoptierten, modifizierten Turgotschen Plan den Kampf mit den Parlamenten einzugehen habe. Dieser trägt, wie früher, den Stempel selbstsüchtigen Sonderinteresses, derselbe Widerstand, mit demokratischen Redensarten ausstaffiert. Wunderbar, daß auch jetzt, nachdem Calonnes Broschüre die Bevorrechteten im wahren Lichte gezeigt, das Volk in diesem Kampfe durch das einfache Faktum der Opposition gegen eigenes Interesse zum Werkzeug für das Parlament sich gebrauchen läßt. Letzteres schliff sich zwar in der öffentlichen Meinung eine zweischneidige Waffe, deren Spitze es später fühlen sollte. Die Edikte über Freigebung des Getreidehandels und die Provinzialversammlungen, in denen Brienne durch Bewilligung der gleichen Stimmenzahl dem dritten Stand einen Köder hinwarf, wurden registriert. Bei der Frage der Grundsteuer lieferte Brienne durch

die Thorheit, sie zugleich mit der dem Mittelstande verhaßten Stempelsteuer einzubringen, für den Widerstand des Parlaments einen Haltpunkt, der demselben gestattete, den Glorienschein des Interesses für das Volk sich ums Haupt zu flechten („en attaquant l'impôt de timbre, qui affectait la majorité des contribuables, il semble défendre les intérêts publics“). (Thiers.) Es wurde leicht, Privilegien und Monopole zu verteidigen. Den Haushaltsetat verlangend, sich das Recht einer die Krone kontrollierenden Behörde anmaßend, betritt das Parlament mehr denn je den Boden der Usurpation; es war ein Angriff nicht gegen das Königtum allein, sondern auch gegen die Repräsentation des Volkes, d. h. die Verfassung. Der Vorwand des Nichtorientiertseins zog nicht mehr, es spielt sich nun als den Bescheidenen auf, verurteilt sein Vorleben, indem es erklärt, daß es sich der willkürlichsten Uebergriffe schuldig gemacht, wenn es jemals Steueredikte registriert hätte, da das Besteuerungsrecht nur den états généraux zukomme, unter denen es natürlich eine Versammlung in der Form von 1614 verstand. Es könne jetzt um so weniger neue Steuern einzeichnen, als es nicht die Hoffnung habe, die Last der Unterthanen (d. h. der Bevorrechteten, denn „taillable und corvéable à merci et à miséricorde“ blieb das Volk), die Schuldenlast des Staates verschwinden zu sehen. An dem nun beginnenden Ringen zwischen Regierung und Parlament beteiligt sich zunächst durch Demonstrationen eine aufgeregte, von Orléans bezahlte Menge. Es war ja übrigens durchaus keine neue Erscheinung mehr, daß man die Menge in Bewegung setzte. Die Art und Weise, im Parlamente gegen die Regierung zu reden, wie sie selbst Herzogen beliebte, war nicht gerade geeignet, die Autorität der Krone hochzuhalten. Der Ruf nach états généraux hatte, wie Thiers sagt, statt der ewigen Klagen etwas Positives als Ziel gegeben. Warnungen des Königs steigerten nur das Selbstgefühl des Parlaments, mit der Erzwingung der Registrierung that das Königtum einen Schritt zurück in der Gunst des Volkes — man möchte sagen —, es ging zurück, weil es nicht hinreichend weit vorwärts schritt; die Machtlosigkeit des absoluten Regimes trat immer mehr zu Tage, damit steigerte sich der Widerstand zu immer größerer Vermessenheit. Den Vorwurf, daß die Steuern unter seiner Regierung um 200 Millionen gewachsen, daß der Verfassungsgrundsatz, wonach die Steuern von denen zu bewilligen seien, die sie zahlten, vernachlässigt worden, schleuderte man gegen den König. Das Parlament gedenkt den Vormund der Krone zu spielen, faßt Beschlüsse (arrêts) gegen dieselbe und fordert die unterstellten Behörden direkt zum Ungehorsam

auf. Wiederum wurden die Unveränderlichkeit des altständischen Frankreich wie die Mißbräuche des seit Richelieu herrschenden Absolutismus betont, die états généraux gefordert. Wie und wozu man sich diese dachte, duldet keinen Zweifel. Das Versprechen des Königs, den Hofetat um 5 Millionen zu vermindern, zog nach außen nicht, trug Ludwig XVI. in der Hofgesellschaft, welche Gnadengeschenke als ihr Recht ansah, geradezu Insulten ein. Das Pariser Parlament und vor allem die jüngeren Räte, erfreuten sich noch immer der Gunst der Residenzbewohner; der Beifall der lärmenden Menge wirkte bestärkend auf die Opposition, eine feste Verbindung zwischen dem opponierenden Gerichtshofe und den Tumultuanten durfte nicht geduldet, die Auflehnung des Parlaments nicht ungerügt gelassen werden. Nur rohe Gewalt, lettres de cachets standen dazu zur Verfügung. Die Verbannung des Parlaments nach Troyes erfolgt, aber Obersteuer- und Oberrechnungshof treten mit maßlosen Protesten in seine Fußstapfen, sie fordern die Reichsstände. Die successive einlaufenden Proteste der übrigen Parlamente wären an und für sich kein so gefährliches Symptom gewesen; hatte man doch auch 1771 den Widerstand der nach korporativer Krystallisation strebenden Gesamtparlamente gebrochen; sie wurden bedenklich, weil die Gärung, die in ganz Frankreich an die Oberfläche trat, nicht allein auf Adel und Klerus, sondern vor allem auch auf die Armee, deren Führer man ja prinzipiell den bevorrechteten Ständen entnommen, sich erstreckte. Aus den Reihen des Heeres heraus klang die Erklärung, daß man gegen „die pflichtgetreuen Magistrate nicht die bewaffnete Hand erheben werde“. Immer noch stand scheinbar hinter den die Regierung bekämpfenden Privilegierten die große Masse der Nation, die Binde war ihr noch nicht von den Augen gefallen; andere Ideen, andere Wünsche lebten in ihr, als die Privilegierten erwarteten. Aber noch ging sie mit der privilegierten Opposition, noch immer dachten die Bevorrechteten, daß der dritte Stand ein leicht lenkbares Werkzeug sei, noch immer wähnte das Königtum, daß alte Mittel die Widerstrebenden zwingen, der Absolutismus die alte Stellung behaupten könne. Eine Komödie trauriger Irrungen! Warnend schrieb damals Malesherbes, das Parlament bilde das Echo von Paris, letzteres dasjenige des ganzen Volkes; es gebe keinen Menschen, der nicht analysierend untersuchte, unter welchen Bedingungen er zum Gehorsam verpflichtet sei. Die Rousseausche Lehre von dem jedem innewohnenden Souveränetätspartikelchen that ihre Wirkungen. Briennes Schritte waren nicht geeignet, die Stellung des Ministers zu befestigen, Macht und

Ansehen des Königtums zu heben. Die Absicht, mit kleinlichen Kniffen und listiger Gewinnung einzelner Glieder die Beschlüsse einer so mächtigen Körperschaft sich dienstbar zu machen, statt, die Situation ausnützend, durch klare Entwickelung seiner Pläne den Thron auf den dritten Stand zu stützen, war von vornherein eine unglückliche. Das Gegenteil geschah und mußte naturgemäß dann geschehen, wenn man die Parlamente nicht zwingen wollte. Das glaubte man aber nicht zu können, weil in den Kassen die trostloseste Ebbe herrschte. Man schloß einen Pakt schmählichster Art, — man ging mit den oberen Ständen gegen die unteren. Die Privilegierten zogen den Nutzen; Stempel und Grundsteuer ließ man fallen; die Steuerschraube wurde nur nach unten um einige Gewinde fester gezogen. Ein Teil der Räte versprach, die Behauptung von der Inkompetenz, Steuern zu registrieren, fallen zu lassen, um seine Inkonsequenz gleich praktisch zu bethätigen, eine zweite vingtième auf 5 Jahre zu registrieren und eine in vierjährigen Raten zu erhebende Anleihe von 420 Millionen zu gestatten. Die Thorheit, mit einzelnen zu paktieren, der staatsmännische Leichtsinn, die Gelegenheit zur Klarlegung der Inkonsequenz des Parlaments zu versäumen, das kranke Staatswesen mit Palliativmitteln siechend weiter zu schleppen, die unteren Stände noch stärker zu belasten, bedeutete eine Niederlage des Königtums, einen Sieg der Privilegierten. Siegreich zog das für die Vorrechte kämpfende Parlament nach Zurücknahme des im lit de justice gegebenen Einzeichnungsbefehls in Paris ein, die Einwände begannen, der Sündenlohn, die vingtième, wurde nicht gezahlt. Der von Brienne geplante Coup mit der séance royale mißlang, die Registrierung fiel durch den Widerspruch des nach Popularität haschenden Orléans, durch die Schwäche des Königs, der es nicht wagte, ihm Schweigen zu gebieten. Von den Bänken des Parlaments klang die Forderung der sofortigen Berufung der Reichsstände immer frecher. Die Verweisung Orléans und zweier Räte erschütterte die öffentliche Meinung bis in die untersten Schichten hinein. Die Proteste der übrigen Parlamente, der Verlust jedes Kredits seitens des Staates, das Scheitern des Versuchs, die vingtième höher zu schrauben, täglich wachsende Finanznot, Protest gegen Protest, — das waren die Folgen, das mußte die Regierung zu der Ueberzeugung bringen, daß Strafpredigten das Parlament nicht mehr zwangen, daß mit ihnen nicht mehr zu regieren sei, wenn nicht eine höhere ständische Behörde es überbiete.

Der Erlaß der Krone, daß der Gerichtshof nur zu bitten habe, wurde mit der entschiedensten Mißbilligung der Verbannung

Orleans, die man eine völlige Vernichtung der Gesetze nannte, beantwortet. Die Situation war für die Regierung eine kritische; nachgeben hieß auf jede Autorität verzichten, standhaft bleiben den heftigsten Widerstand heraufbeschwören. Brienne hielt, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, einesteils die Einführung der Provinzialstände, durch welche die alte Verwaltungsmaschine in diesem Moment der Krisis zu funktionieren aufhörte, anderenteils die Zusicherung der Berufung der Reichsstände innerhalb fünf Jahren für nötig. Wie gering der dadurch auf das Parlament hervorgebrachte Eindruck ausfiel, beweist das Faktum, daß es die Rehabilitierung Orléans und der Räte in Form eines richterlichen Erkenntnisses forderte. Wurde diese Form auch nicht gewählt, so glaubte sich doch die Krone, merkwürdigerweise ohne dabei die Zeit des Absolutismus als verschwunden anzusehen, zu dem geforderten Zugeständnisse an Parlament und öffentliche Meinung verpflichtet. Die Praxis wurde ein Hohn auf die Erklärung der königlichen Allgewalt. Die Gegenerklärung des Parlaments, natürlich wieder mit volksfreundlichen Phrasen durchsetzt, war die gewagteste, die je ein Parlament erlassen hat; unter anderer Adresse richtete sich ihr Inhalt direkt gegen den König. Mag die Furcht, durch die im Stillen von Brienne und Lamoignon getroffenen Vorbereitungen überrascht und bewältigt zu werden, dazu beigetragen haben: der Inhalt starrte von revolutionären Ideen. Monarchie, Erbkönigtum findet sich in dieser Erklärung neben der Forderung der alten Gewohnheitsrechte und Kapitulationen der Provinzen, der Betonung, daß das Volk allein das Recht habe, durch regelmäßig wiederkehrende Reichsstände Steuern zu bewilligen, daß es dem Parlamente zustehe, königlichen Edikten sein Veto entgegenzusetzen, daß die Willkür der lettres de cachet verschwinden müsse. Das Parlament berief sich damit auf Rechte, die ebensowenig auf gesetzlichem Boden standen, wie der Absolutismus des Königs. Die Rechtlosigkeit der Protestanten wurde hier ebensowenig weggeschafft wie früher, ein eklatantes Zeichen für die Reaktion zur mittelalterlichen Gliederung der Gesellschaft. Zugleich setzte man die Kneifzange auch in materieller Beziehung an; eine sehr merkwürdige Logik legte die bewilligte zweite vingtième dahin aus, daß der Gesamtbetrag derselbe bleiben, nur eine andere Verteilung eintreten sollte. Die Krisis hatte den Gipfelpunkt erreicht, als Brienne, statt des Versuches den dritten Stand zu gewinnen, seinen Staatsstreich ansetzte, kurzsichtig genug, um mit veralteten Mitteln zu arbeiten, den Standpunkt Ludwig XIV. behaupten zu wollen, obgleich ihm die materielle Macht als Rück-

halt fehlte. Also auch hier wieder die alte Verblendung, kein Begriff von dem in Frankreich herrschenden oppositionellen Drang nach Aenderungen, immer noch bei den Vertretern der Regierung die Ansicht, daß es nur der Beseitigung des Parlaments bedürfe, um die absolute Macht der Krone neu zu konsolidieren, die Inkonsequenz, daß derselbe König, der durch Wiedereinsetzung der Parlamente eine Schuld seines Großvaters zu sühnen erklärt, dieselbe Behörde jetzt aufheben mußte. Drei Tage nach Verhaftung der lebhaftesten Sprecher des Parlaments hielt Ludwig XVI. sein letztes lit de justice. Die Neugestaltung, die der Staatsstreich plante, hätte der grande chambre, die durch die Mitgliedschaft der Pairs und Prinzen dem Parlamente allein den Schein der Befugnis einer politischen Körperschaft geben konnte, den Garaus gemacht. Sie hätte durch die Schaffung einer großen Zahl von Untergerichten das Parlament einfach auf die Stellung eines Appellhofes reduziert. Die cour plénière, welche man aus Prinzen, Pairs, hohen Hofchargen, zwei Erzbischöfen, zwei Marschällen, vier aus königlicher Gnade berufenen hohen Herren, einer Anzahl von Staatsräten, einer verschwindenden Ziffer von Präsidenten und Räten des Parlaments zusammenzusetzen dachte, hätte, wenn allgemein anerkannt und des nötigen Rückhaltes sich bewußt, eine hohe Machtfülle wieder in des Königs Hand gelegt, zumal sie von der Krone völlig abhängig bis zur Berufung der Reichsstände Verordnungen durch einfache Einzeichnung mit gesetzlicher Kraft versehen konnte. Da ein weiterer Paragraph dem Könige Anlehen in solcher Höhe auszuschreiben gestattete, daß die Einkünfte der Krone die Zinsendeckung noch garantierten, wären die Reichsstände, wenn überhaupt berufen, zu nickenden Pagoden geworden. Die Gerichtsverfassung schuf Zwischenglieder zwischen den baillages und den in Bezug auf den Sprengel verkleinerten Parlamenten. Charakteristisch für das Festhalten an alten, sozialen Unterschieden bleibt dabei, daß den neuen grands baillages die Befugnis der peinlichen Frage für den dritten Stand zuerkannt wurde, während die Privilegierten ihre Richter nur in den Parlamentshöfen fanden. Durch lit de justice zunächst in allen Parlamenten erzwungen, brach das neue System jedoch bald durch den Fehler zusammen, daß der königliche Wille des Rückhaltes der materiellen Macht entbehrte. Nicht das Parlament allein, auch die Untergerichte, deren Macht die neue Verfassung doch erhöhte, kündeten den Gehorsam auf. Adel und Klerus, dem Parlament das vergeltend, was es gegen Calonne für sie gethan, in der cour plénière ein schlagfertiges Werkzeug der neuerstarkten königlichen Allgewalt fürchtend,

schüren den Brand. Dem Verbrennen der Gesetzdekrete zu Rennes folgt die bewaffnete Revolution. Da die Armee versagt, die Offizierskorps gegen die Standesgenossen nicht die Waffen führen wollen, lernen die noch im Dienste der Privilegierten stehenden Massen ihre Kraft kennen, versucht sich das Gesindel, das schon gegen Turgot den Mehlkrieg geführt, in der Arbeit, die es später, sobald es ihr wahres Gesicht erkannte, gegen die Bevorrechteten verrichtete. Provinzialversammlungen finden stellenweise unter den Massen statt; Aufhebung der Edikte, Entfernung der Minister, Berufung der états généraux werden gefordert, die Dauphiné beginnt sich eine Verfassung zu schaffen, als ob kein Königtum mehr existierte. Ungetrübt treten die reaktionären Tendenzen des bretonischen Adels hervor; der dritte Stand folgt auch hier eine Weile der Opposition, bis schroffes Festhalten aller Rechte seitens des Adels ihn eines Besseren belehrte. Bei solchem Widerstande, der auch in Languedoc, Provence 2c. hervortrat, wird Briennes Erklärung, der König verlange unbedingten Gehorsam, einfach zur Nullität. Fehlt doch der Krone zur Geltendmachung ihres Willens nicht weniger als alles: — flüssige Mittel und ein zuverlässiges Heer. Weil man die Offizierskorps streng exklusiv rekrutiert, weil Stellenkauf die Macht des Königs zu belohnen und zu strafen ausschloß, gab es auch im Heere nur Privilegierte und nur Uebervorteilte. Die Machtlosigkeit der Krone lag klar zu Tage. Briennes Versuch, in diesem schlechtgewählten Augenblicke durch ein don gratuit der Ebbe in den Kassen abzuhelfen, wurde mit Protesten gegen die Edikte unter Forderung der Reichsstände beantwortet. Hier treffen wir wieder auf den verhängnisvollen Irrtum im Kalkül der Privilegierten. Sie hoffen, was sie bald fordern sollten: Stände in alter Form, beherrscht durch den Willen der Bevorrechteten. Die Kassen blieben leer, der Staatsbankrott stand vor der Thür, die mit der Befugnis der Einzeichnung von Anlehen ausgestattete cour plénière wagte man nicht zu versammeln, als Brienne durch den König die Versicherung geben ließ, daß die états généraux am 1. Mai 1789 zusammentreten würden. Wieder ein Sieg der Opposition, sie hatte der Regierung die Reichsstände aufgezwungen, die derselben allerdings auch bedurfte, wenn der König, wie Brienne erklärte, durch sein Volk „en dépit des privilèges et aux dépens des privilégiés“ herrschen wollte. Man brauchte sie allerdings nicht in alter Form, sondern so zusammengesetzt, daß der dritte Stand eine Macht für die Krone gegen die Privilegierten wurde. Briennes Plan scheint darauf gerichtet gewesen zu sein; sein erster Schritt in dieser Richtung war aber schon ein falscher — ich meine die Entfesselung

der Presse. Die Aufforderung, die nicht allein an Korporationen und Behörden, sondern auch an einzelne Individuen erging, durch Meinungsäußerung mitzuwirken, daß die Reichsstände sich so volkstümlich wie möglich gestalten, mußte in einer staatlichen Gemeinschaft, die kein Staatsrecht, keinen Gemeinsinn kannte, die von der geistigen Bewegung zersetzt war, eine Flut wilder Theoreme hervorbringen. Die Geldnot brachte endlich den Minister zu Fall. Tumulte, bei denen Blut floß, wurden die Quittung auf ein Regime, das, zu schwach mit durchgreifender Macht zu herrschen, in bodenlosem Leichtsinn den Widerstand doch immer wieder gereizt hatte, auf das Wirken eines Mannes, „qui par des projets hardis, faiblement exécutés, avait provoqué une résistance qu'il fallait, ou ne pas exciter, ou vaincre". Er hinterließ eine völlig geschwächte königliche Autorität, „il laissa le trésor dans la détresse, toutes les autorités en lutte, toutes les provinces en armes". Die litterarische Kritik war entfesselt, die Regierung durch den Widerstand der Privilegierten von dem Boden geschichtlicher Ueberlieferung, den das Parlament schon vor ihr verlassen, in neue Bahnen gedrängt. Blicken wir zurück auf die beiden letzten Ministerien, so hatten Adel und Klerus Calonnes Versuchen, das kranke Staatswesen zu heilen, aus politischem, sozialem und materiellem Eigennutz in der Notabelnversammlung ihr „Nein" entgegengeschleudert. Brienne hatte dann im Kampf mit den Parlamenten das Kleeblatt der Bevorrechteten vollzählig gesehen, die Krone mit einer moralischen Niederlage und partiellem Staatsbankrott geendet. In effigie durch die von Orléans bezahlten Tumultuanten verbrannt, schied er, bewaffneten Widerstand überall, das herabgesetzte Königtum in schroffem Gegensatz hinterlassend, zu den Urhebern der Lage, den Privilegierten. Die Reichsstände waren erzwungen, unrealisierbare Phantasiegebilde herrschten an Stelle des gesunden Staatsgedankens, die schrankenlose Kritik durfte ihre Staatsutopien a là Rousseau „auf der Natur" aufbauen.

Von 1787 muß man daher die Revolution datieren, weil damals die Privilegierten den Pakt lösten, den sie mit der Regierung geschlossen, weil der Widerstand der Kasten inmitten der Staatsgemeinschaft gegen die Heilversuche der Krone damals begann, um sich bis zur bewaffneten Opposition zu steigern. Der Krone materielle Mittel versagend, die Standesgenossen im Heere mit dem Geiste des Widerspruches infizierend, hatten sie dem Königtum die Adern unterbunden — eigener Machtgewinn war das Ziel. Der Kalkül war falsch, ließ eine Größe aus, rechnete mit dem als willenlosem Werkzeuge, der bald seine Aktivität zeigen sollte — dem dritten Stande. Sie schoben dann, als sie die

Offensivkraft des dritten Standes gegen die eigene Existenz erkannten, als Schild die Krone vor, deren kurzsichtige Vertreter den durch die neuen Zustände verlegten Schwerpunkt nicht fanden. Ehe die Lage entstand, aus welcher unmittelbar die Reichsstände hervorgingen, sind hier noch Symptome zu nennen, die das Trachten der Privilegierten zum allgemeinen Bewußtsein brachten. Es ist das Bild der ihrer Maske entkleideten, der Popularität baren, unter den Schutz der Krone eilenden Privilegierten auf der einen Seite, das Bild des Königtums, welches diese Bevorrechteten nicht von sich zu stoßen, sich nicht auf die Gegenpartei zu stützen, aber dieser auch nicht direkt zu widerstehen wagt, auf der andern Seite, welches uns in der ersten Periode des neuen Neckerschen Systems entgegentritt. Indem die Regierung das Volk, welches die Privilegierten zu ihrem Pyrrhussiege in die Schranken berufen, dort rechtlich bestätigt, unterläßt sie es, sich der Führung dessen zu bemächtigen, dem sie die politische Mündigkeit verliehen.

Durch den Beifall der öffentlichen Meinung berauscht, traut sich Necker staatsmännische Kapazität zu. Und doch bewies sein erster Schritt das Gegenteil. Es war ein Zeichen äußerster Schwäche der Regierung, daß sie die neue Gerichtsverfassung sofort ad acta legte, den Parlamenten den Schein der Hegemonie im Staate gestattete. Nur für kurze Zeit freilich, denn der Versuch, die Reichsstände so zusammenzusetzen, daß von ihnen die Erreichung des vom Parlamente gewollten Zieles doch noch zu hoffen war, stürzte das Erbrichtertum für immer von seiner Stelle in der Volksgunst. Der Gedanke des Ministeriums Necker war, als es als Morgengabe die Einberufung der états généraux nach acht Monaten verkündete, fraglos der gewesen, eine Volksvertretung in verjüngter Form, eine Zusammensetzung, ähnlich derjenigen, wie sie die Dauphiné mit Bewilligung der Regierung ihren Ständen gegeben, zu schaffen, die Abstimmung nach Köpfen als Mittel zur Brechung des Kastengeistes anzuwenden. Die Regierung hatte das Recht, die Zusammensetzung zu bestimmen, es mußte ihr nach der reaktionären Forderung des Parlaments, états généraux in der Form von 1614 zu berufen, ein Leichtes sein, den dritten Stand zu gewinnen. Gelang es der Krone, mit seiner Hilfe zu verjüngter Macht in veränderter Gestalt zu gelangen, so geschah — dies sagten sich die Privilegierten — das, was ihr Widerstand seit 14 Jahren zu verhindern strebte. Bevorrechtete und bisher sozial wie politisch Benachteiligte standen einander gegenüber, erstere noch immer des Glaubens, daß ihre eigene Macht die Krone besiegt, während es doch die der Massen war, die hinter

ihnen stand, der Massen der Nation, für welche Sieyes seine abstrakten Ergüsse schrieb, abstrakt insofern, als sie nur nach Zahlen rechneten, den berechtigten Willen des durch Bildung und Einsicht wie Verständnis für die Natur und den Zweck des Staates geleiteten Teiles von der rohen Willkür der unverständigen Menge nicht unterschieden. Zwischen beiden eine Krone, ein Minister, der soeben einen Bankbruch erlitten hatte, sein finanzielles Ansehen gescheitert sah, der zwar der öffentlichen Meinung die gleiche Zahl der Deputierten des dritten Standes nachgab, aber nicht die Kraft besaß, die neuberufenen Notabeln zu zwingen, sie den Beschluß fassen ließ, durch Wählbarkeit und Wahlfähigkeit des ganzen Adels und Klerus, beim ersteren ein Zugeständnis an das Vorrecht des Blutes, bei letzterem an das des Standes — die Macht numerisch zu stärken, in der Tendenz die Vorrechte wie in der ersten Notabelnversammlung gegen die Krone, so jetzt gegen Königtum und Volk zu verteidigen. Unbestimmt und schwankend, den Hof ebensowenig wie die öffentliche Meinung verletzen wollend, durch einen an Halbheit und Unentschlossenheit leidenden Minister, der die Privilegierten fürchtet, beraten, wagt die Krone nicht, der gleichen Stimmenzahl auch das Recht der Abstimmung nach Köpfen für den dritten Stand hinzuzufügen. Sie überläßt es diesem vielmehr selbst, seine Rechte zu erkämpfen, kurzsichtig genug, um nicht zu erkennen, daß die Symptome, die schon bei der Wahlbewegung und bei der Ankunft der Abgeordneten hervortraten, zum wilden Orkan werden mußten, wie es geschah, weil keine kräftige Hand das Steuerruder führte, das Staatsschiff in die neue Strömung zu lenken, zu jenem Orkan, der mit den wahren Urhebern der Revolution auch das von ihnen in die Bresche geschobene Königtum verschlang. — Die Ereignisse selbst beantworten die Frage nach den Folgen des Widerstandes der Privilegierten. Er verschuldet das welterschütternde Ereignis, bildet den Inhalt der Revolution von 1787, er hat dem König die Stellung bereitet, durch welche er in der Revolution zum Märtyrer wurde. Politischer, sozialer und materieller Eigennutz war die treibende Kraft des Widerstandes. Weil die Privilegierten nicht dienende Glieder des Staates sein, für ihn nicht kleine Opfer bringen, in dem Könige vielmehr nur ihren Mandatar sehen wollten, weil dem dritten Stande in den états généraux die Bittstellerrolle bleiben, die soziale Schranke für Staats- und Heeresämter nicht fallen sollte, weil der dritte Stand das Zahlen ohne Rechte, das Steuern zum Nutzen der Bevorrechteten nicht verlernen sollte — darum brach das von vorn herein ungesunde Staatswesen zu-

sammen; die elementare Gewalt löschte Königtum und Privilegien aus.

So ward die französische Revolution ein neuer Beleg für die weltgeschichtliche Erfahrung, daß staatliche Umwälzungen nur dann möglich sind, wenn die führenden Stände den Standpunkt ihrer Pflichten verlassen, indem sie etweder nicht das verdienen, was sie gewesen, oder ihre Stellung zum Königtum, den Dank vergessen, den sie ihm schulden. Ruhige Ueberlegung hätte den Bevorrechteten sagen müssen, daß fortgesetzter Widerstand erstens finanziell eine Krisis herbeiführen würde, die ihre Existenz gefährdete; daß sie zweitens, der Krone die Macht entwindend, die états généraux fordernd, selbst nicht befähigt, den Staat zu lenken, das bestehende System umstießen; daß von Privilegien im altständischen Sinne keine Rede sein könne, sobald der dritte Stand Gelegenheit erhielt, seine Kraft zu erproben; daß drittens dieser Stand die soziale Benachteiligung dann nicht weiter würde dulden können.

Das Verschwinden der Privilegien bezahlte die Sünde der falschen Rechnung. Weil die Privilegien dem Dienste des Gemeinwohls sich entziehen, fehlt der Kitt im contract social — überall rollen und stürzen die einzelnen Bausteine des Staatswesens.

---

# Russen und Franzosen.

Von

Alexander Brückner.

III. (Schluß.)

So hatte sich im Laufe der letzten Jahrhunderte der politische Hintergrund gestaltet, an welchem sich die nichtoffiziellen Beziehungen der Russen und Franzosen abhoben. Die Geschäftslage war einer Annäherung der Völker im wesentlichen nicht günstig gewesen. Erst in der allerletzten Zeit etwa bildet der Haß gegen Deutschland ein Vereinigungsmotiv auf politischem Gebiete, während in früherer Zeit die französischen und russischen Herrscher, Minister und Diplomaten einander häufig bekämpfen. Der Kampf im Jahre 1812, welcher von beiden Nationen die allerschwersten Opfer forderte, hat aber nicht eigentlichen Haß zwischen den Völkern zu säen vermocht. Pingaud macht (S. 381) auf den eigentümlichen Umstand aufmerksam, daß die Hekatomben der französischen Invasion nicht irgendwie eine Kluft zwischen Franzosen und Russen befestigt hätten.

Die Empfänglichkeit der Russen für die Eigentümlichkeit französischer Sitte und Bildungsform ist ein hervorragender Zug der vornehmeren Kreise dieser Nation. Seit dem 18. Jahrhundert gibt es in Rußland eine Unzahl von Halbfranzosen. Frankreich ist mehr als alle anderen Länder das Vorbild für die gesellschaftliche Schulung der Russen geworden. Mehr als irgend eine andere Stadt in Westeuropa hat Paris auf die Russen eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt. Die Wirkung der französischen Kunst und Litteratur auf das geistige Leben der höheren Gesellschaftsklassen in Rußland war stark und dauernd. Es mußte für die Entwickelung der Russen eine willkommene Ergänzung sein,

wenn sie, nachdem sie im Zeitalter Peters bei den Deutschen, Holländern und Engländern in die Schule gegangen waren, dem Einflusse der französischen Kultur ausgesetzt wurden. Hier gab es eine Fülle von Anregung und Belehrung. In der Beherrschung der französischen Sprache und der Verwertung aller Feinheiten derselben, in der Uebung der gefälligen Umgangsformen, welche den Besuchern der Pariser Salons zur zweiten Natur geworden waren, zeigten sich die Russen viel gelehriger als auf den Werften und technischen Werkstätten in Holland und England zur Zeit Peters des Großen. Widerwillig hatten sie, dem Befehl des großen Zaren gehorchend, sich der harten Arbeit von Matrosen und Schiffszimmerleuten unterzogen; aus freien Stücken suchten sie die Stätten auf, wo man im Genusse der unerschöpflich sprudelnden Causerie schwelgte. Sehr rasch eigneten sie sich die Allüren von „Grands seigneurs“ an; an Beweglichkeit, Esprit fehlte es den Russen nicht; gerade einer allgemeinen, encyklopädischen Bildung zeigten sie sich besonders zugänglich; hier lernten sie rascher als andere Schüler der Franzosen.[1]

Beachtenswert ist, wie Russen und Franzosen im Zeitalter Peters einander in entgegengesetztem Lichte erschienen. Auch in Frankreich, wie in anderen Ländern Europas, gab es damals Reisestipendiaten, junge Russen, welche den Schiffsbau, das Seewesen u. s. w. erlernten oder erlernen sollten. Sie fielen durch ihre rohen Sitten auf. In den Schreiben eines gewissen Sotow, welcher die Oberaufsicht über die in Frankreich studierenden Russen führte, finden sich Hinweise auf viele Exzesse dieser Halbbarbaren. Der Marschall d'Estrées, bei welchem Sotow ein und aus ging, beschwerte sich bei demselben darüber, daß die russischen Gardemarinen in Toulon untereinander Raufereien hätten und einander so schimpften, daß der letzte Bauer in Frankreich sich schämen würde, solche Worte in den Mund zu nehmen. Die französische Obrigkeit bestrafte sie, indem sie ihnen die Degen abnahm.[2]

Im Gegensatze hierzu erschien Frankreich, die französische Gesellschaft dem russischen Gesandten Matwejew, welcher, wie oben bemerkt wurde, im Jahre 1705 nach Paris kam, in einem durchaus idealen Lichte. Er legt eine unbedingte Bewunderung französischer Sitten, französischer Bildung und französischer Institutionen an den Tag. Er ist entzückt darüber, daß in Frankreich niemand einen anderen ungestraft kränken dürfe, daß auch der König sich

[1] S. mein Buch über Katharina II., S. 6 u. 7.
[2] S. mein Buch über Peter I., S. 186.

keine Gewaltsamkeit erlaube, daß den Beamten das Annehmen von Geschenken verboten sei. Recht ausführlich verweilt er bei den Hilfsmitteln der Bildung für die höheren Kreise der französischen Gesellschaft. Er erzählt als etwas ganz Neues, daß alle Kinder der Vornehmen sorgfältig erzogen und unterrichtet würden; er nennt die Lehrgegenstände: es sind Mathematik, Geographie, Geometrie, Arithmetik, militärische Uebungen, Reiten, Tanzen, Singen u. dergl.; er betont ausdrücklich, daß die Damen auch allerlei Unterricht erhalten, daß es bei ihnen nicht für eine Schande gelte, sich überall frei zu bewegen, an geselligen Vergnügungen teil zu nehmen, in ihren Häusern auf Privatbühnen Theater zu spielen, was auch darin nützlich sei, daß es in der korrekten Aussprache des Französischen übe. Er schildert die Assembleen, die Visiten, die Bälle und Maskeraden und den dabei üblichen Luxus, und charakterisiert die Kunst der Konversation zwischen Herren und Damen als eine „Unterhaltung mit aller nur möglichen süßen und menschenliebenden Annehmlichkeit und Höflichkeit".[1]

Auch Peter der Große hatte einen starken Eindruck von Paris und der feinen Sitte der Franzosen. Unmittelbar nach dem Aufenthalte des Zaren in der französischen Hauptstadt erschien der „Ukas über die Assembleen", worin vorgeschrieben wurde, wie die Russen regelmäßig „jours fixes" halten und sich geselligen Vergnügungen widmen sollten. Mochten nun auch solche von oben diktierte Salonübungen nur eine schwache und zum Teil gänzlich verfehlte Kopie des Pariser Originals sein, so war denn doch ein solcher Versuch, es in der feinen Sitte der Geselligkeit dem westeuropäischen Mustervolke gleich zu thun, ein totaler Bruch mit der Tradition, ein bedeutender Fortschritt. Ebenso ist es dem Aufenthalt Peters in Frankreich zuzuschreiben, wenn die Lustschlösser in der Nähe der neuen Hauptstadt und Revals, Peterhof, Oranienbaum, Katharinenthal, in dem Stil von Marly und Trianon gebaut, die Parks und Gewächshäuser nach französischen Mustern errichtet, Gobelins als Schmuck der neuen russischen Luxusbauten angeschafft wurden u. s. w. So konnte es kommen, daß wenige Jahre später französische Offiziere, welche, 1734 bei Danzig in russische Kriegsgefangenschaft geraten, am russischen Hofe erschienen, darüber erstaunten, wie die Sitten an diesem Hofe, der Luxus

[1] Matwejews Reisebericht befindet sich in der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg. Eine Abhandlung darüber (russisch) von Pekarskij erschien in der Zeitschrift „Der Zeitgenosse" (Ssowremennik) 1856. Abt. II, S. 39–66.

und die Pracht, welche dort herrschten, durchaus an Paris und Versailles erinnerten.[1]

Französische Werke über Erziehung, über Wohlanständigkeit und guten Ton erschienen in russischer Uebertragung und dienten der russischen Jugend als Laienbrevier. Die Russen bedurften solcher Katechismen des „savoir faire“ und „savoir vivre“; es waren Produkte des Imports aus Frankreich, wie der Champagner oder die seidenen Kleider, welche man von dorther zu beziehen begonnen hatte.[2] Wenigstens äußerlich nahmen sich die russischen Großen und deren Frauen und Töchter wie Marquis und Marquisen aus. Die Stellung der Frauen wurde eine total veränderte im Gegensatze zur orientalischen Abgeschlossenheit derselben in der früheren Zeit. Dem früher herrschenden nationalen Prinzip, dem ehemaligen „Chinesentum“, trat ein neues, weltbürgerliches entgegen. So wuchs denn die neue Generation unter ganz neuen Bedingungen auf.

Und nicht bloß der äußere Habitus der Russen änderte sich. Auch der geistige Horizont dehnte sich ins Ungemessene aus. Unter Elisabeth wurde die französische Sprache mehr und mehr herrschend am russischen Hofe. Es kamen französische Erzieher und Erzieherinnen.

Schon als Kind hatte Elisabeth Unterricht in der französischen Sprache erhalten. Als Kaiserin las sie gern französische Bücher; ihr Günstling Iwan Schuwalow korrespondierte mehrere Jahre hindurch eifrig mit Voltaire (1757—62); ihr Hauptvergnügen war das französische Theater, so daß sie sich wohl mit der Bitte an Ludwig XV. wandte, ihr den Schauspieler Lekain und die berühmte Clairon zusenden zu wollen. Die französischen Klassiker bürgerten sich in Rußland ein. Der Dichter Tredjakowskij übersetzte Fénelons „Télémaque“ ins Russische, Ssumarokow ahmte in seinen Dramen die französischen Tragiker nach u. s. w.

Noch viel lebhafter waren die Beziehungen Katharinas zur französischen Litteratur. Schon vor ihrer Thronbesteigung hatte sie eine Menge französischer Werke gelesen, Unterhaltungslektüre und tiefsinnige philosophische Werke, Frivoles und Ernstes in bunter Reihenfolge, Brantôme und Bayle, Mme. de Sévigné und Montesquieu u. s. w. An Voltaires Schriften hat sie ihren Geist geschult, ihren Stil gebildet. An Esprit und schillernden Wen-

[1] S. den Bericht der Gemahlin des englischen Gesandten Rondeaus aus Rußland (russ. Ausg.), S. 71.

[2] S. mein Buch über Peter, S. 549.

dungen that sie es ihm gleich. Mochte sie auch keine hohe Meinung haben von Frankreich, mochte sie auch Gustav III. um dessen Vorliebe für die Franzosen willen tadeln, so suchte sie doch über alles, was in Frankreich in den Kreisen der Schriftsteller und Gelehrten vorging, unterrichtet zu sein; durch Grimm ließ sie französische Bilder, geschnittene Steine, Zeichnungen, kostbare Stücke von Sèvresporzellan für sich und ihre Günstlinge besorgen; ihre litterarische und journalistische Thätigkeit war in erster Linie französischen Mustern nachgebildet, ihre „Instruction pour dresser un nouveau projet de lois" zum großen Teil ein Auszug aus Montesquieus „esprit des lois"; sie übersetzte im Vereine mit einer Anzahl von Hofleuten Marmontels „Bélisaire" ins Russische, korrespondierte mit Diderot, d'Alembert, Voltaire, Grimm, und Mme. Geoffrin, kaufte französische Bibliotheken, ließ sich von Buffon über die wichtigsten naturwissenschaftlichen Probleme belehren, sorgte für die Edition eines posthumen Werkes des Helvetius, dachte an eine in Rußland herauszugebende Edition der „Encyclopédie" und spielte der französischen Schriftstellerwelt gegenüber eine Mäcenatenrolle. Die vornehmen Russen wurden Halbfranzosen. Voltaires Werke wurden in tausenden von Exemplaren in Rußland abgesetzt. Die Fürstin Daschkow beherrschte das Französische unvergleichlich besser als das Russische; Andrei Rasumowskij, welcher das feinste Französisch schrieb, war außer stande, Geschäftspapiere in russischer Sprache zu verfassen, Andrei Schuwalows „Epître à Ninon" ist für eine Schrift Voltaires gehalten worden; Nikita Petrowitsch Panins in französischer Sprache verfaßte Schreiben und Gutachten sind Muster des Stils: es gab manche Russen, welche in Paris sich bequemer zurechtfanden als daheim; russische Schauspieler gingen bei französischen in die Schule u. dgl. m. Und auch im 19. Jahrhunderte ging das so weiter: Russen, wie Golenischtschew-Kutusow und Buturlin, machten französische Verse; die Bibliotheken russischer Magnaten, wie der Panin, Golowkin, Golizyn, bestanden vorherrschend aus französischen Werken; die Institute für die Erziehung der Mädchen wurden französischen Mustern nachgebildet; der Hauptunterrichtsgegenstand war die französische Sprache und Litteratur; einige der Koryphäen der russischen Litteratur haben sich für ihre Schöpfungen zum Teil von französischen Mustern begeistern lassen; die „jeunesse dorée" in Rußland liest mit Vorliebe Paul de Cock, Dumas, Sue, Daudet und Zola und liefert ein Kontingent zu der Armee der „boulevardiers" und der „gommeux" in der französischen Hauptstadt.

## IV.

Die wichtigste Gruppe der nach Rußland einwandernden Franzosen bilden die Emigranten der Revolutionszeit. Ehe wir auf die Bedeutung dieser friedlichen Invasion, welche der feindlichen von 1812 vorausging, hinweisen, erwähnen wir in kurzem einiger Gruppen von Franzosen, welche bereits früher nach Rußland kamen.

Wie namentlich aus den Berichten des Konsuls De la Vie zu ersehen ist, gab es schon in der Zeit Peters des Großen manche Großindustrielle aus Frankreich in Rußland. So errichtete Delannoy eine Glasfabrik, Montbrion eine Strumpfmanufaktur, Loubattie eine Waffenfabrik; Bourdin war der erste, welcher in Rußland Gobelins anfertigte; in der Zeit Elisabeths that der Kaufmann Michel gelegentlich geheime Diplomatendienste und unternahm Reisen als Courier; etwas später blühte am Onegasee die Stahl- und Blechfabrik des Franzosen Barral, welcher von der russischen Regierung unterstützt wurde; der Kaufmann Anthoine in Nikolajew und Cherson erfreute sich der Gunst Potemkins; der Kaufmann Trappe suchte eine regelmäßige Verbindung zwischen der Krim und Marseille herzustellen u. s. w.

Unter Peter dem Großen kamen manche französische Künstler und Ingenieurs nach Rußland. Im Kampfe gegen Karl XII. thaten die Franzosen Collonges, Coulon, Lépineau, Lambert u. a. bei Festungsarbeiten gute Dienste; der Architekt Le Blond baute das Schloß zu Peterhof; als unter Elisabeth die Akademie der Künste entstand, war Vallin de la Mothe der Erbauer derselben; unter Katharina thaten sich die Ingenieurs und Architekten Clérisseau, Perronet, Bourgeois de Castelblanc hervor; als Bildhauer sind zu erwähnen: Simon, Gillet; unter Katharina Falconet, der Schöpfer der berühmten Reiterstatue Peters des Großen; als Maler Le-Lorrain und Lagreulé, in der späteren Zeit die Vigée-Lebrun u. a.

Auch bedeutende Lehrkräfte bezog man aus Frankreich. Im Zeitalter Peters nahm Saint-Hilaire die Stellung eines Direktors der Seeakademie in St. Petersburg ein; an der Akademie der Wissenschaften waren die Brüder Delisle thätig, unter Elisabeth kam ein Parlamentsrat von Metz, Namens Tschudi, unter dem Namen eines Chevalier de Lucy nach Rußland, wurde Sekretär bei den Stroganows, dann Schauspieler und dann Redakteur eines französischen Journals, welches eine Zeitlang erschien. Diesem „caméléon litteraire“ folgten in der Zeit Katharinas andere

ebenfalls kurzlebige, journalistische Unternehmungen, wie der „Mercure de Russie“ oder „l'agréable et l'utile“. Mercier de la Rivière kam nach Rußland bald nach der Thronbesteigung Katharinas, um den russischen Verwaltungsapparat in das rechte Geleise zu bringen, trat aber so anspruchsvoll auf, daß die Kaiserin ihn bald wieder gehen ließ.[1] Diderot entwarf einen Plan für das höhere Schulwesen in Rußland; Bezkij schrieb nach französischen Mustern im Jahre 1777 „Le système complet d'éducation publique“; Clerc half ihm bei der Einrichtung der Schulen für die adeligen Fräulein, welche man nach dem Muster von St. Cyr errichtete. Sénac de Meilhan war von der Kaiserin für die Stelle eines Historiographen Rußlands ausersehen, erwies sich aber einer solchen Aufgabe nicht gewachsen; als Lehrer wirkten Abraham Chaumeux, der Sekretär Bezkijs, Salins, der berühmte Laharpe u. a. Baumale, ein Edelmann aus dem Vivarais, war zuerst der Lehrer Potemkins, dann lange Jahre dessen Sekretär; Duvernoy lehrte die Anatomie an der Akademie der Wissenschaften, Charpentier schrieb eine russische Grammatik in französischer Sprache, Clerc eine Geschichte Rußlands; an der russischen Jugend wurden nach Rousseau's „Emile“ Experimente gemacht u. s. w.

Ebensolche „emprunts au génie français,“ wie Pingaud sich ausdrückt, war die Berufung französischer Aerzte, wie Poissonnier, Lefleur, Duvernoy, die Anstellung französischer Sänger und Sängerinnen, der Zulauf, welchen französische Coiffeurs, Kochkünstler und Modewarenhändler hatten, u. dgl. m. Es war kein Wunder, wenn auch Abenteurer und Schwindler aus Frankreich nach Rußland kamen, wie denn von einem entsprungenen Galeerensträfling erzählt wird, er habe, nachdem er als Lehrer aufgetreten war, das an seinem Körper entdeckte Brandmal für eine Lilie ausgegeben und behauptet, es liege darin der Beweis für seine Verwandtschaft mit den Bourbons; unwissende Charlatans, welche sich für Lehrer ausgaben, sind nicht selten als urkomische Typen in russischen Romanen anzutreffen, z. B. Beaupré in Puschkins „Kapitänstochter“. Der Mystiker Saint Germain kam zu Anfang der Regierung Katharinas nach Rußland, der bekannte Schwindler Cagliostro im Jahre 1779; erfolgreicher war das Treiben französischer Propagandisten für den Katholizismus, wie Jubé de la Cour um die Mitte des Jahr-

[1] Sie spottete über ihn: „Il nous supposait marcher à quatre pattes, et très-poliment il s'était donné la peine de venir de la Martinique pour nous dresser sur nos pieds de derrière.“

hunderts, oder einer Anzahl von Freimaurern und Illuminaten während der Regierungszeit Katharinas u. s. f.

Unmittelbar vor der Revolution kam eine Reihe von französischen Militärs nach Rußland, um in dem Türkenkriege (1787) Dienste zu leisten. Das fünfte Kapitel des Pingaudschen Buches ist der Darstellung dieser sehr beachtenswerten Gruppe französischer Einwanderer gewidmet. Es sind Männer, deren Bravour und Ritterlichkeit, verbunden mit Leichtlebigkeit und persönlicher Liebenswürdigkeit im ganzen anmutend wirken. Diese Volontairs, Nassau-Siegen, Dillon, Lameth, Roger de Damas u. a. erlangten eine gewisse Berühmtheit und erfreuten sich der Gunst der Kaiserin und ihres Günstlings, des Fürsten Potemkin; auf dem Schwarzen Meere, wie an der Donau, insbesondere bei Otschakow und Ismail haben sie mit Todesverachtung gefochten; in Finnland wirkten um dieselbe Zeit Prévot als Ingenieur, Traversay als Seemann, Varage und Verbois als Offiziere. Die Schilderung ihrer Erlebnisse, namentlich der Geschichte Roger de Damas' gehört zu den anziehendsten Partien des Pingaudschen Buches, der Verfasser benützte die noch nicht herausgegebenen Memoiren dieses fahrenden Ritters, und diese Quelle enthält eine Fülle von Zügen, welche das Bild jener Zeit Rußlands, Ssuworows, Potemkins u. s. w. sehr glücklich ergänzen.

Für die Geschichte der französischen Emigranten in Rußland während der Regierungen Katharinas, Pauls und Alexanders finden sich in Pingauds Werke sehr wertvolle Angaben, obgleich auch hier, wie in anderen Partien des Buches, die Behandlung eine ungleiche und zum Teil nur skizzenhafte ist. Wir wissen aus anderen Werken, welche Stellung Katharina der französischen Revolution gegenüber einnahm, wie die letzten Jahre ihres Lebens und ihrer Regierung verdüstert wurden durch die Besorgnis vor dem Liberalismus und Radikalismus Frankreichs, wie ein Umschlag erfolgte in den Grundanschauungen der Kaiserin, und wie sie den Zusammenhang zwischen der Litteratur der Aufklärung und den Vorgängen des Jahres 1789 nicht erkannte. Wir haben an einer anderen Stelle auf diese Inkonsequenzen aufmerksam gemacht und gezeigt, wie auffallend es erscheint, daß der Republikaner Laharpe als Erzieher der Enkel Katharinas an demselben Hofe verbleiben durfte, wo die Emigranten als Royalisten und Aristokraten eine maßgebende Rolle spielten.[1] Während manche Russen mit der Revolution sympathisierten, während russische Reisende in Paris,

[1] S. mein Buch über Katharine II. den Anfang des fünften Buches.

wie z. B. der junge Stroganow mit seinem Erzieher Romme den Sitzungen der Konstituante beiwohnten und für die Reformen derselben schwärmten, während die Großfürsten Alexander und Konstantin am russischen Hofe mit den Emigranten über die verrotteten Zustände das „ancien régime“ herumstritten, mehrte sich die Zahl derjenigen Aristokraten und Royalisten, welche, von der Revolution aus ihrer Heimat vertrieben, in Rußland ein Asyl suchten und fanden, in der Kaiserin ihre Wohlthäterin und Beschützerin verehrten und sogar bereit waren, im Vereine mit Rußland gegen Frankreich zu kämpfen.

Die diplomatische Geschichte dieser Zeit hat Pingaud im Grunde gar nicht behandelt; indessen teilt er doch einige dem französischen Archiv entlehnte Züge aus der Geschichte des Bruches Rußlands mit Frankreich mit und erzählt, wie der französische Diplomat Genet zur Abreise genötigt wurde (S. 172), dagegen finden sich in dem Pingaudschen Buche eine Menge von Anekdoten, welche das Leben und Treiben der Emigranten in Rußland charakterisieren. So erfahren wir z. B., daß Marats Bruder in Rußland bleiben durfte, indem er den Namen eines Herrn von Boudry annahm.[1] Der Bruder Ludwig XVI., Artois, kam nach Rußland; Condé, Richelieu erfreuten sich einer günstigen Aufnahme; es tauchte der Gedanke auf, eine große französische Kolonie mit ausgedehntem Grundbesitz in Rußland anzulegen, aber die neuen Ankömmlinge stellten sich als schlechte Arbeiter, als für den rationellen landwirtschaftlichen Betrieb untauglich heraus. Leute wie die Polignacs, Choiseul-Gouffier, Esterhazy u. a. eigneten sich doch nur mehr für das Hofleben und die Hofintrigue, während andere, wie Langeron, Quinsonas eine gewisse militärische Tüchtigkeit an den Tag legten. Manche dieser Emigranten blieben ein paar Jahrzehnte in Rußland und erlangten dann doch einen gewissen Einfluß. Unter Paul wurde die Ankunft einer großen Schar von französischen Emigranten nach Rußland vorbereitet; sie sollten in russische Dienste treten und kamen im Jahre 1798; aber auch diese Unternehmung erwies sich als eine verunglückte. Der Anwesenheit des sogenannten König Ludwigs XVIII. in Mitau widmet Pingaud einige Seiten seines Buches, aber die Behandlung dieser Episode ist doch nur mehr eine skizzenhafte. Die Zeit Pauls wird durch einige Züge aus dem Leben der

[1] Diesem Bruder Marats wurde übrigens bereits vor einigen Jahren in einer russischen Zeitschrift ein Aufsatz gewidmet. Ueberhaupt sind in russischen Quellen viele Beiträge für die Geschichte dieser Zeit, memoirenartige Aufzeichnungen, Briefe u. s. f. zu finden.

Emigranten in anziehender Weise illustriert. Ein Offizier fiel in Ungnade, weil er alte Bäume im Park als die „Repräsentanten“ der alten Zeit bezeichnet hatte. Dieses Wort erregte Anstoß, weil es an die Revolution erinnerte, wie Paul sagte; Choiseul-Gouffier wurde auf sein Gut verbannt, weil er dem österreichischen Gesandten einen Besuch gemacht hatte; Lambert wurde fortgejagt; Richelieu verlor den Befehl über ein Regiment; die Vertreibung Ludwigs XVIII. aus Mitau wird bei Pingaud ausführlich beschrieben.

Der Einfluß der Emigranten auf gewisse Kreise der russischen Gesellschaft mußte bei der großen Zahl solcher Fremden ein erheblicher sein. Es waren viele Geistliche darunter, welche für ihren Glauben Propaganda machten und als Erzieher in den Familien russischer Großer eine hervorragende Rolle spielten. So wirkte der Abbé de Villy bei den Odojewskij, Brice bei den Ssamoilow, Gaudon aus Angers, Machart aus Reims, Vialart aus Alby bei den Golizyns, Surugues bei den Mußin-Puschkin; der Abbé Nicolle hatte als Erzieher und Lehrer einen großen Einfluß; Salandre und Septavaux haben viele Russen erzogen; die Jesuiten gründeten eine Schule in Petersburg, eine Schule, an welcher eine ganze Anzahl von Vertretern dieses Ordens, wie Rosaven, de Grivel, Forget, Ploquin, Follage thätig waren. Einzelne Emigranten erlangten besonderen Einfluß auf manche russische Familien. So hing Saint-Priest besonders mit den Golizyns zusammen, Choiseul-Gouffier mit den Potockijs, Langeron mit den Trubezkois, Quinsonas mit den Odojewskijs, Michelet mit den Oubrils u. s. w. Es kamen Celebritäten der Bühne, wie der Tänzer Duport, die Tragödin Georges, der Komponist Boieldieu u. s. w. Ingenieurs thaten sich hervor: Destrem, welcher Direktor des Instituts der Wegekommunikationen wurde, Potier, Fabre, Bazaine u. a., Brun de St. Hippolyte beschäftigte sich mit dem Schiffsbau, Lancry leitete die Gewehrfabrik in Sisterbeck u. dergl. m.

Es war kein Wunder, wenn Napoleon sich durch die große Anzahl von in Rußland weilenden Emigranten beunruhigt fühlte. Manche von ihnen waren Kapazitäten. Die ärgsten Gegner des Korsen hatten ein Asyl in Rußland gefunden, so Joseph de Maistre, dem in Pingauds Buche einige vortreffliche Bemerkungen gewidmet sind, so Madame Staël, so Pozzo di Borgo u. a.

Keiner der Emigranten ist so thätig und nützlich gewesen wie Richelieu, welcher als Organisator Südrußlands, als Begründer Odessas eine bleibende und hervorragende Stelle in der Verwaltungsgeschichte Rußlands einnimmt. Ihm und seinen Ge-

hilfen ist in Pingauds Buche ein sehr wertvoller Abschnitt (das elfte Kapitel) gewidmet. Richelieu war ein tüchtiger Arbeiter, selbstlos und ideal angelegt. Ungemein vorteilhaft unterscheidet er sich von vielen andern französischen Einwanderern, welche als Schmarotzerpflanzen ein ungemein kümmerliches Dasein verbrachten und zum Teil mehr schadeten als nützten. Jahrelang hat Richelieu in Südrußland eine Art souveräner Stellung eingenommen, und noch heute wird man in Odessa und in der Krim bei unzähligen Gelegenheiten an die Wirksamkeit des tüchtigen Mannes erinnert. Der überaus rasche Aufschwung Odessas wird seinen großartigen Reformen verdankt. In der Zeit seiner Verwaltung wurde der Grund gelegt zu den Baumpflanzungen in Odessa, zu manchen Landbaukolonien in der Umgebung, zu der Entwickelung der Schafzüchtereien in Südrußland. Er regulierte die Wasserwege, legte in der Krim den Nikitagarten an, dehnte seinen wohlthuenden Einfluß bis nach dem Kaukasus aus. Seine Gehilfen waren Raimbaud, Raynard, Rosset, Castelnau (Verfasser einer Geschichte Südrußlands), Bazaine, Albrand, Thomon u. a. Die ersten Schafzüchter in Südrußland waren ebenfalls Franzosen; Lancy, Réveillod, Rouvier, Madame Potier, Madame Vassal u. a. Quinsonas baute im Kaukasus Forts und befestigte Tiflis, Clari legte in Kaffa Baumwollplantagen an, Maisons bot alles auf, um die Nogaier in der Steppe an eine seßhafte Lebensweise zu gewöhnen, sie zur Beschäftigung mit dem Ackerbau zu erziehen; der Zolldirektor von Kertsch, Paul Dubrux, beschäftigte sich bis an seinen Tod erfolgreich mit archäologischen Forschungen u. s. w. Auf das Schulwesen Südrußlands übten die Franzosen lange Zeit hindurch einen wohlthuenden Einfluß. An der 1804 gegründeten Universität Charkow waren Delavigne als Botaniker, Paquis de Sauvigny als Philosoph thätig; ein tüchtiger Schulmann in Odessa war Jeudy-Degour. Das Gymnasium Richelieu besteht noch heute, das Lyceum Richelieu bestand einige Jahrzehnte und wurde vor ein paar Jahrzehnten in eine Universität verwandelt. Richelieu hat die Einnahmen von seinem Gute Ursuf in der Krim für Schulzwecke verwandt. Er nahm persönlichen Anteil an den Prüfungen in den von ihm gegründeten Lehranstalten. Als in Odessa monatelang die Pest wütete, legte Richelieu beim Besuche der Krankenhäuser, beim Ueberwachen aller Maßregeln zur erfolgreichen Bekämpfung der Seuche einen bewunderungswürdigen Heroismus an den Tag; sein unermüdlicher Genosse Rosset erlag der ermattenden Arbeit bei dieser Gelegenheit.

Sehr geistreich bemerkt Pingaud, daß Voltaire und Richelieu

die zwei Hauptphasen des französischen Einflusses auf Rußland repräsentieren. Inmitten seiner in der kaiserlichen Bibliothek zu St. Petersburg aufgestellten Bücher sitzt Voltaire, eine der gelungensten Porträtstatuen (von Houdon), welche es überhaupt je gegeben hat: er erinnert an die Bedeutung der Aufklärungslitteratur für Rußland im Zeitalter Katharinas. Auf dem das weite Meer hoch überragenden Boulevard des von Richelieu geschaffenen Odessa steht die herrliche, 1828 errichtete Statue des unvergeßlichen Mannes; er vertritt die Epoche des Emigrantentums nicht im Sinne einer Kaste, welche den Fortschritt des Jahres 1789 nicht erkannte, sondern im Geiste der Arbeitsleistung, welche verschiedene Nationen einander als Ausnahme verdanken können. Voltaires Genius hat indirekt eine außerordentlich starke Wirkung auf Rußland ausgeübt; Richelieus Tüchtigkeit äußert sich unmittelbar in den Ergebnissen seiner persönlichen Verwaltung. Aehnlich gewissenhaft und tüchtig war übrigens auch die siebenjährige Verwaltungsperiode Langerons, welcher, bei Gelegenheit der Rückkehr Richelieus in die Heimat, sein Nachfolger in Südrußland wurde. Noch ist sodann der militärischen Verdienste dieser Männer u. a. während des russisch-türkischen Krieges im Jahre 1811 zu erwähnen. Alexander I. sagte wohl: die französische Revolution hat mir viel Schaden zugefügt, aber ich verdanke ihr drei Männer: Richelieu, Traversay, Langeron. Mit ihnen zugleich kämpften u. a. Saint-Priest, d'Ollone, Quinsonas, d'Aumont. In der Zeit des Kampfes gegen Napoleon begegnen uns in der Umgebung Alexanders: Alexis de Noailles, der Marquis de Rivière, der Baron de Damas, Heraklius de Polignac, Melchior de Moustier, La Maisonfort, Lambert u. s. w. Lambert und Langeron haben der auf dem Rückzuge befindlichen Armee Napoleons empfindlichen Schaden zugefügt; Richelieu hat für den Kampf gegen Napoleon eine sehr bedeutende Summe gespendet; Saint-Priest hat bei der Einnahme von Reims den Tod gefunden; Moreau fiel bei Dresden an der Seite Alexanders I.; seine Leiche wurde in der katholischen Kirche zu St. Petersburg begraben. Im wesentlichen hatte die Periode der Emigranten bald nach dem Jahre 1815 ihr Ende erreicht: Rastignac, Damas, Broglie, St. Aulaire, Quinsonas, Rochechouart u. a. kehrten nach Frankreich zurück. Richelieu ging in seine Heimat, um der Minister Ludwigs XVIII. zu werden; der Baron de Damas wurde Minister Karls X., Langeron blieb in Südrußland als Statthalter und wurde 1824 durch den Grafen Michail Woronzow ersetzt; während seiner Verwaltung baute Potier den Boulevard von Odessa,

gründete Dessemet den botanischen Garten bei dieser Stadt, gab Devallon ebendort den „Messager de la Russie méridionale“ heraus; Maisons blieb noch bis zum Jahre 1827 bei den Nogaiern, er wurde von Langeron wie von Woronzow hochgeschätzt; nachdem er in seine Heimat zurückgekehrt war, nahmen die Nogaier zum Teil das Nomadenleben, welchem er sie entrissen hatte, wieder auf; Dubrux starb 1835 in Kertsch, nachdem er bis zum letzten Atemzuge mit unermüdlichem Eifer seine archäologischen Studien fortgesetzt hatte.

Auch eine andere Gruppe französischer Emigranten übte dauernden Einfluß auf Rußland, d. h. auf einige vornehme russische Familien. Es waren dieses die Apostel des römischen Glaubens, die Jesuiten, die Vertreter der ecclesia militans. Schon im Zeitalter Peters des Großen hatte es Beispiele von Uebertritten zur katholischen Kirche gegeben. Ein paar vornehme Russen wurden wegen dieses Uebertritts in der Zeit der Kaiserin Anna Iwanowna dazu verurteilt, die klägliche Rolle von Hofnarren zu spielen. In der Zeit Elisabeths wurde eine Fürstin Dolgorukow katholisch; unter Katharina fanden die Lehren Saint-Martins zahlreiche Anhänger in Rußland; in Weißrußland gab es unter Paul eine Art Operationsbasis, von wo aus die Jesuiten systematisch handelten; Joseph de Maistre übte unter Alexander einen starken Einfluß auch im Sinne der kirchlichen Reaktion, unter anderem auf den Minister des Unterrichts, Alexei Rosumowskij; in dieser Zeit war die Stellung des Jesuitenkollegiums zu Polozk eine hervorragende. Den um diese Zeit stattgehabten Konversionen ist ein Abschnitt des zehnten Kapitels des Pingaudschen Buches gewidmet. Basinet d'Angard bekehrte die Gräfin Golowin und deren Töchter, die Gräfin Tolstoi und deren Tochter. Katholisch wurden ferner: die Gräfin Dietrichstein, geborene Schuwalow, Sophie Ssoimonow, welche später als Frau Swjetschin eine Art Berühmtheit erlangte, u. a. Der Abbé Surugues bewirkte mit großer Geschicklichkeit den Uebertritt der Gräfin Rostoptschin, ein Priester aus Metz, Coince, wurde die Seele der katholischen Bewegung in Riga. Sehr geschickt wußten die Jesuiten zu der russischen Geistlichkeit Stellung zu nehmen. Eine Zeitlang hatten sie Erfolg, dann wurden sie in der Zeit der Reaktion, welche auf das Jahr 1815 folgte, vertrieben. Sie suchten ihre Abreise hinauszuschieben, aber schließlich wurden sie genötigt, zu gehen. Die meisten gingen nach Frankreich.

So begegnen wir auf Schritt und Tritt den Spuren französischen Einflusses auf die Russen. Derselbe war allerdings, die

weithin durchgreifende Thätigkeit des Herzogs von Richelieu und seiner Genossen abgerechnet, auf gewisse Kreise der vornehmeren russischen Gesellschaft beschränkt; auch war dieser Einfluß nur zum Teil nützlich, in anderer Hinsicht gefahrdrohend. Aber bis zur Stunde ist derselbe stark und traditionell; eine Reihe von Generationen sind unter demselben aufgewachsen; das Französische als Umgangssprache steht in manchen Kreisen der russischen Gesellschaft ebenbürtig neben dem Russischen. Die Romane Lew Tolstois führen uns in diese Kreise ein; es gab in den ersten Ausgaben dieser Romane so viel französische Konversationsbestandteile, daß in der letzten Zeit wohl eine besondere, russifizierte Edition derselben nötig geworden ist.

## V.

Kein Wunder, daß die Russen, fasciniert von der Intensität des französischen Einflusses, für Frankreich schwärmen, nach Paris pilgern. Man hat die Vaterlandsliebe der vornehmen Russen verspottet, indem man witzig bemerkte, ihre Devise sei „mourir pour la patrie et vivre à l'étranger". Turgenjew, welcher selbst einen großen Teil seines Lebens im Auslande verbrachte, hat diesen Typus von Halbrussen sehr ausdrucksvoll geschildert. Von dem Fürsten Kantemir an, welcher in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Frankreich weilte und Montesquieus „lettres persanes" mit Entzücken las, bis auf den General Skobelew, welcher noch vor wenigen Jahren die Studenten in Paris haranguierte, gab es eine Anzahl von russischen Verehrern Frankreichs, welche sich in Paris in tadellosem Französisch mit den Spitzen der Pariser Gesellschaft unterhielten. Die Fürstin Daschkow hat in Paris im Gespräch mit Diderot die Unerläßlichkeit und Vortrefflichkeit der Leibeigenschaft in Rußland zu beweisen gesucht; Karamsin las ebendort mit Befriedigung die Schriften Mablys, wenn er auch nachher mit großer Leidenschaft die französische Revolution bekämpfte; in fließendem Französisch verspottete der Hofnarr Potemkins in Gegenwart Ségurs die große Bewegung des Jahres 1789; selbst prinzipielle Gegner der Franzosen haben die Allüren der Halbfranzosen beibehalten.

Und allerdings hat es solche Gegner unter den französierten Russen gegeben. Der Streit, ob man Westeuropas bedürfe oder nicht, ist ein paar Jahrhunderte alt. Als ein Russe einmal äußerte, Rußland solle gar nichts mehr mit dem Auslande zu thun haben, antwortete Tschernyschew sehr treffend: „Meine Herren,

seht doch euch selbst an, vom Scheitel bis zur Sohle; was ihr wißt, was ihr seid — alles verdankt ihr den Ausländern; durch die letzteren sind eure Waffen zum Siege gelangt; wenn es bei euch ordentliche Gerichtsstätten gibt und andere Institute, so verdankt ihr dieselben den Ausländern." Rostoptschin predigte den Haß gegen Frankreich in französischer Sprache; Kutusow las während des Kampfes gegen Napoleon im Biwak die Romane der Madame Genlis; der Sohn des Anglomanen Simon Woronzow, Michail, wäre gern in die französische Armee eingetreten, wenn sein Vater nicht sein Veto eingelegt hätte; als einmal an der Tafel Alexanders I. ein Russe die Bemerkung machte, jetzt brauche Rußland nichts mehr vom Auslande, lachte der Kaiser und bat sich zum Zeichen, wie sehr er vom Gegenteil überzeugt sei, ein Glas Madeira aus. Trotz Rostoptschins Franzosenhaß [1] heiratete seine Tochter einen Franzosen; Tschitschagow, ein Anglomane, schrieb seine Memoiren in französischer Sprache und starb in Paris u. s. w.

Ebenso wechselten die Urteile der Franzosen über die Russen und Rußland. In der Zeit Katharinas gab es in Paris eine Art Schwärmerei für die Kaiserin. Es gab Schilder: „à l'impératrice de Russie" oder „au Russe galant"; man enthusiasmierte sich für die „Minerva des Nordens", Dorat schrieb ein Stück über Peter den Großen, Laharpe eines über Menschikow, Desforges ein anderes „Feodor und Lisinka;" Grimm lachte, es gebe in Frankreich eine neue Krankheit, „die Katharinensucht", [2] aber eine solche Schwärmerei war vorübergehend, und die scharfen Urteile der Franzosen über Rußland und die Russen begegnen uns viel häufiger als etwa lobende oder günstige.

Auch hatten ja die nach Rußland eingewanderten Franzosen häufig sehr schlimme Erfahrungen gemacht. Leblond, welcher als Architekt Peter dem Großen wesentliche Dienste geleistet hatte, war von ihm gemißhandelt worden; der Bildhauer Simon war für seine Arbeiten unbezahlt geblieben; Gelehrte und Lehrer waren von den Russen chikaniert worden; Großindustrielle hatten bedeutende Verluste infolge von Zollplackereien und Beamtenbestechlichkeit; Kaufleute mußten ihre Waren den russischen Großen umsonst hergeben, weil die letzteren gewissenlose Schuldner waren;

[1] Sehr beißend äußerte Rostoptschin gelegentlich: „Le Français est créé pour danser beaucoup, rire souvent, se moquer toujours et ne penser jamais."

[2] Suard sagte zu Alexander I.: „Si votre auguste aïeule a mérité l'immortalité en Russie, c'est en France, qu'elle l'a obtenue"; s. Pingaud S. 44.

der Veterinär Lafosse und gelegentlich auch andere Franzosen waren den Brutalitäten Potemkins ausgesetzt; Kolonisten aus dem Elsaß, welche nach Rußland einwanderten, erfuhren eine schlechte Behandlung; die in Polen bei Gelegenheit der dortigen Wirren von den Russen verhafteten Franzosen schmachteten lange Zeit in Sibirien, so daß selbst die Fürsprache Voltaires und d'Alemberts die Lage dieser Unglücklichen (es waren unter anderen Choisy, Galibert, Saillant, Vioménil, Lalaing) nicht zu bessern vermochte. Als in der Zeit Katharinas und Pauls auf Anhänger der französischen Revolution gefahndet wurde, griff man unter anderen einen gewissen d'Orbeil auf und sperrte ihn in einen Schiffsraum ein; er ertrank bei einem Fluchtversuch. Selbst die Emigranten waren oft einer rauhen Behandlung ausgesetzt; die Brüder Masson wurden ganz plötzlich ausgewiesen; einer derselben rächte sich durch seine Schmähschrift „Mémoires secrets sur la Russie“, welche 1799 erschien; ein Kaufmann Guillaume Raynaud wurde, obgleich ganz unschuldig, eines Attentats beschuldigt und nach Sibirien verbannt; auch im Jahre 1812 sollen einige Franzosen nach Sibirien verwiesen worden sein u. s. w.

Kein Wunder, daß die Franzosen gelegentlich ein sehr scharfes Urteil über Rußland und die Russen fällten. Der Mißerfolg französischer Diplomaten, z. B. L'Hôpitals, Breteuils, Sabatier de Cabres, hat sie zu manchem leidenschaftlichen Worte über Rußland veranlaßt.[1] De Maistre sagte von Peter I., er könne es ihm nicht vergeben, daß er Rußland auf einen falschen Weg geführt habe; ungemein abfällig und bitter urteilte Langeron im Jahre 1817 über den Charakter Alexanders I.[2] Von Rostoptschin ist französischerseits gesagt worden, er stelle im korrekt drapierten Gewande des zivilisierten Menschen den Moskowiter dar, in welchem das barbarische Element noch immer fortgäre (Pingaud 429). Höchst geistvoll, aber scharf geißelt de Broglie die glatte Außenseite der

[1] L'Hôpital schrieb u. a.: „Tout est ici prestige et fumée; les rangs sont des vertus.“ Sabatier de Cabres: „Les Russes ont au moral l'agitation trompeuse et perfide du singe.“ Pingaud 56.

[2] Jamais il n'y a eu un despote pareil à Alexandre; son terrible caractère s'est montré en entier depuis ses succès. Tout le monde tremble et l'abhorre. Voyez ce qu'on peut attendre d'un despotisme outré joint à des idées libérales et à une mysticité évangelique, qui lui fait croire que tout ce qu'il fait est inspiré par le ciel. C'est Paul ressuscité, avec la différence que Paul faisait tout par boutade et revenait sur tout, tandis que celui-ci toujours froid, impassible, dur et cruel, ne s'ouvre jamais à personne, ne pardonne jamais et n'aime qu'à inspirer la terreur; ajoutez à cela une fausseté et une hypocrisie portée au dernier degré et jugez de l'agrément qu'il y a à le servir.“ Pingaud S. 409, 410.

Russen, ihre Gewandtheit in der Konversation, den Schwung ihrer Ideen, ihre Phrasen von Zivilisation und Fortschritt, bis dann irgend eine Wendung, ein Wort, eine Bewegung in das eigentliche Innere der Russen blicken läßt, die Gemachtheit ihres Wesens entlarvt und sie als Gegner Westeuropas bloßstellt.[1] Aehnlich geistreich bemerkt Düstine: „Ce Kamtschatka et Versailles à trois heures de distance, voilà la Russie".[2] Schon früher hatte Mirabeau Rußland mit einer Frucht verglichen, welche in einem mit Schnee bedeckten Treibhause gezeitigt worden sei, während ein Engländer bemerkt hatte, Rußland erscheine wie ein plumpes, linkisches, unwissendes zwölfjähriges Mädchen, welches einen neumodischen Pariser Hut aufgesetzt habe. Ein Franzose hat Rußland mit einem Blindgeborenen verglichen, welcher plötzlich die Sehkraft erlangt, aber sich auf einem steilen Felsen, von Abgründen umgeben, befindet und, außer stande zu fliehen, der Verzweiflung oder dem Tode anheimfällt.[3]

So sehen wir denn, wie Russen und Franzosen im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte einander bald angezogen, bald abgestoßen haben. Der Verkehr beider Völker untereinander ist für die Russen von unvergleichlich größerer Bedeutung gewesen als für die Franzosen. Abgesehen von großen politischen Krisen, wie das Erscheinen russischer Armeen auf französischem Boden bei dem Kampfe gegen Napoleon, haben nicht die Russen, sondern die Franzosen, als das ältere Kulturvolk, bei diesem Verkehr die Initiative gehabt. Rußland ist der Regel nach der Gast Frankreichs gewesen. Das

[1] „A les entendre causer, à vivre avec eux dans les fêtes, dans les théatres, même dans les tribunes des assemblées législatives, on les aurait pris pour des Français de naissance comme de coeur, du meilleur aloi comme du meilleur monde. C'était une contrefaçon à s'y méprendre dans les manières, dans la conversation. Ils étaient vêtus à la dernière mode, savaient par coeur le roman du jour et raisonnaient de la politique contemporaine et parlementaire avec une connaissance très-judicieuse des personnes et même des principes qui y présidaient. Les mots de progrés et de civilisation étaient incessemment sur leurs lèvres. On se laissait prendre involontairement à causer avec eux à coeur ouvert, comme si on eût marché sur un terrain commun d'idées, de sentiments et d'interêts. Puis tout à coup un mot, un geste, une inflexion de voix échappée vous avertissaient que vous étiez en face de l'ennemi le plus acharné de votre patrie. Le désappointement était pénible et tout en admirant cette reproduction si exacte de moeurs étrangères et même détestées, on ne pouvait se défendre d'une secrète répugnance pour le défaut d'originalité propre et de franchise, de naturel et de vigueur qui était l'inévitable condition de tant de souplesse dans l'art d'imiter." S. 431.

[2] Pingaud S. 46.

[3] Pingaud Einleitung.

letztere war der Lehrmeister, Rußland der lernende Teil. Die Empfänglichkeit der Russen für die französische Kultur zeugt von einer gewissen Begabung; aber die großen Erfolge der Franzosen in Rußland beweisen zugleich, wie bestimmbar, unselbständig das russische Wesen zu Zeiten und in gewissen Klassen der Gesellschaft gewesen ist. Es war eine geschichtliche Notwendigkeit, daß, sobald Rußland überhaupt dem westeuropäischen Wesen zugänglich wurde, es in der Zeit, als Frankreich durch seine Aufklärungslitteratur und durch seine großen politischen Wandlungen überhaupt eine große Bedeutung in der Reihe der Völker gewann, besonders energisch auch auf manche Elemente des russischen Volkes wirken mußte. Pingaud hat die Geschichte des Verkehrs beider Nationen bei der Regierung Alexanders I. abgebrochen; es wäre eine lohnende Aufgabe, die Frage zu untersuchen, ob nicht wesentliche französische Elemente in den Anschauungen der Dekabristen, in den destruktiven Theorien der Nihilisten zu entdecken sind. Wir werfen diese Frage auf, ohne sie zu lösen.

Bei so lebhaftem Verkehr zweier Völker, wie der Russen und Franzosen, mag man sich des Sprichworts erinnern: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist." Den Gewinn haben bei diesen Beziehungen, wenn überhaupt eine solche Bilanz gezogen werden kann, nicht die Franzosen, sondern die Russen gehabt. Die Frage liegt nahe, wie der künftige Verkehr beider Völker sich gestalten werde? Es dürften in den Stimmungen und Urteilen beider Nationen über einander noch manche Wandlungen bevorstehen. Pingaud macht darauf aufmerksam, daß an der Statue Richelieus auf dem Boulevard zu Odessa eine französische Kanonenkugel zu sehen sei; sie stamme aus dem Krimkriege; es ist, sagt der Verfasser, als habe diese Kugel den Mann treffen wollen, welcher in seiner Großmut nicht voraussah, daß er eine Macht, welche Frankreich gefährlich werden konnte, stützte und stärkte. „So ist der französische Geist," schließt der Verfasser sein Buch, „er teilt sich anderen Völkern mit ohne Aussicht auf Lohn und Dank. Mag Deutschland sich dazu Glück wünschen, daß es dem Reiche der Zaren fleißige Ackerbauer, zahlreiche Beamten, überreiche Mittel des Despotismus und der Eroberung geliefert hat. Uns (den Franzosen) genügt es, zu denken, daß der französische Geist in der Entwickelung der Kultur und der wahren Freiheit in Rußland eine gewisse Stellung einnimmt."[1]

[1] Que le génie français est pour quelque chose dans tous les progrès de la Russie vers la vraie civilisation et la vraie liberté.

---

# Eine Reichsstadt im vorigen Jahrhundert.

Eine Stadt, die aus eigener Kraft emporgewachsen, ein eigenes Staatswesen mit landeshoheitlichen Rechten bildete, gleich den Landesherren nur dem Kaiser und dem Reiche unterthan, von den Reichssteuern befreit, auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatte, das war eine freie Reichsstadt.

Im äußeren Leben verrieten die zahlreichen deutschen Reichsstädte eine gewisse Familienähnlichkeit, nur Hamburg, Lübeck, Bremen, Augsburg, Nürnberg und Frankfurt, mit ihrem verhältnismäßig großen Gebiete, hatten Gelegenheit zur Ausbildung von auffallenden Besonderheiten.

Da gab es aber doch noch eine, die in ihrer äußeren Physiognomie gar mannigfaltige und eigenartige Linien zeigte. Auch sie nagte an den Knochenresten alter Herrlichkeit, hatte aber aus dem 17. Jahrhundert ein Heiligtum mit herübergenommen, und das eben war dazumal die merkwürdigste Merkwürdigkeit im ganzen heiligen römischen Reiche deutscher Nation. Es war wohl eine alternde Schöne, die zweifellos viel Aventüren erlebt, aber wenn sie im Abendrot erglühte oder zitternder Mondschimmer sie umspielte, noch von wunderbar seltsamem Reiz.

Es ist Regensburg.

In einer Beschreibung der „Reise durch den bayerischen Kreis (1784)“ heißt es wörtlich: „Die Stadtwache, die Kleidertracht, das Pflaster, die Mundart, die Manieren, alles spricht laut, daß da Reichsbürger wohnen. Die engen Gassen, die Unregelmäßigkeiten und der Ruß an den Häusern beurkunden das hohe Alter der Stadt“. Im Jahre 1786 schrieb Goethe in seiner italienischen Reise: „Regensburg liegt gar schön: die Gegend müßte eine Stadt herbeilocken“. Das wäre aber doch nur die eine gewesen. Regensburg aber, Stadt und Staat für sich, umschloß noch andere selbständige Staatengebilde. Außer zwei kleinen Inseln auf der Donau besaß sie nur wenig Aecker, Wiesen und Gärten vor den Thoren, weder Gebiet noch Territorium, gleichwohl lagen in ihrer Mitte vier katholische Reichsstände: der Bischof, der Fürstabt von St. Emmeram und die adeligen Fräuleinstifte Nieder- und Obermünster — wovon die drei letzteren, ihrer Reichsstandschaft unbeschadet, nicht einen Finger breit Land besaßen. Also geistliche und weltliche Herrschaft nebeneinander, jede eine kleine Welt für sich, in jedem Stadtteil, in jeder Straße anders gestaltet.

Von welchem Gesichtspunkte immer wir diese Stadt ins Auge fassen, wir schauen da überall tief in die deutsche Kulturgeschichte hinein. So weit das

Auge schweift, sieht es Denkmale deutscher Vorzeit, ebenso berühmt durch ihre Erbauer und Stifter, als ihre Bewohner durch Jahrhunderte hindurch. Durch die unregelmäßige Anlage der Gassen, die in schmalen, gekrümmten Linien ausliefen, ergaben sich stille, lauschige Gäßchen, wie der Arnoldswinkel, Stärzenbach, Hundsumkehr, Eulengang u. a., wo am hellen Mittag der Schritt widerhallte, wie um Mitternacht in dem Kreuzgang eines Klosters. Neben den noch blühenden Gewerbestraßen lagen die halb erstorbenen, dürre Grashalme lugten aus dem klaffenden, brüchigen Pflaster. Im Fortschreiten fand man sich plötzlich ganzen Gebäudegruppen gegenüber, deren ehrwürdige Stein- und Mauerverschlingungen ein herrliches Architekturbild darstellten. Allenthalben stieß man auf Monumente, die bald zusammengedrängt, bald ringsum verstreut in ihren Baugliedern einen Reichtum der Formen zeigten, der in seinen Grundzügen wie Uebergängen ebenso selten als wunderbar eigentümlich war. Die bei Privatbauten nicht so häufigen Streittürme standen noch alle, auch die Brücke schirmten noch ihre drei Wehrtürme. Reiche Skulpturen und Fresken in ziemlicher Farbenfrische prangten noch auf Wandfläche und Giebel der alten, stolzen Patrizierhäuser, noch zeigten die alten, mittelalterlichen Handwerkerhäuser deutlich, daß jedes Haus nur für eine Familie eingerichtet war, daher es in Regensburg den Gesandten oft so schwer wurde, trotz der vielen Privatgebäude entsprechende Mietswohnungen zu finden. Von Stein waren sie alle, schmal und hoch, über viele war eine graue, abgewitterte Farbe wie ein alter Wettermantel ausgebreitet. Freundliche Gärten durchzogen die Stadt nach allen Richtungen. Vor dem alten Jakobsthor stand die Schießstätte der Bürgerschaft mitten im Gartengrund im Schatten alter Bäume; ein Bräuhaus, ein Rüst- und Zeughaus, eine Münzstätte, eine Salzniederlage, Schiffswerften, Waren- und Getreidemagazine, Mühlen aller Art waren Stadtbesitz. An öffentlichen Brunnen, rieselnden Quellen und alten künstlichen Wasserwerken war auch kein Mangel, fast jedes Haus besaß seinen eigenen Zieh- oder Schöpfbrunnen. Dem reichen Straßengebilde entsprach auch der Rahmen, in den es gefaßt war. Die Stadtmauer mit ihren romantischen, burgartigen Projekten, dem malerischen Wechsel ihrer gebrochenen Umrißlinien und Schatten, den vielen Türmen und Türmchen aus allen Jahrhunderten, den breiten Wällen und die dunkelschattige Schlucht des Stadtgrabens, der Aufenthalt von Hirschen und Rehen, war vom ersten Frühlingsschein an der liebste Tummelplatz lustiger Kinderschwärme. Entlang der ganzen Mauer zog sich der gedeckte, hölzerne Sturmgang, dessen man sich noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wie einer Straße bediente. Die alten Hauptthore und Nebenthore und sonstigen Einlässe konnten von der Gesamthäuslichkeit der Stadt wohl mehr erzählen als von alltäglichem Leben und Sterben. Der alte Steinbau der Brücke, die ihre 15 Bogen über die grünlichen Wellen der Donau spannt, führte zu Hügeln, die noch Reben trugen; zwischen den grünen Bergen zeigten sich vereinzelte Dörfer mit schlanken Kirchtürmen, ihnen zu Füßen eine weite Ebene, fruchtbarer Acker- und Wiesengrund. Weithin sichtbar standen dazwischen verstreut die alten steinernen Grenzsäulen des Weichbildes der Reichsstadt.

Im Jahre 1729 umfaßte die Stadt ein Gürtel gegen die Landseite doppelter, fester, mit Türmen bewehrter Mauern; ein tiefer, ausgemauerter Graben

mit einem weiten Zwinger war vorgelegt. Gegen die Donau zu waren die Stadtmauern so breit, daß zwei bis drei Personen darauf bequem herumspazieren konnten. Der Basteien, die um die Stadt liefen, gab es sechs. Die Prebruner, wo einst das gleichnamige Thor gestanden, die heilige Kreuzbastei, von dem Frauenkloster der Dominikanerinnen so genannt, die von St. Emmeram auf Reichsstiftsgrund unter gewissem Vorbehalt (1552) errichtet, die von St. Peter nach dem gleichnamigen Thore, die Kräuterbastei (seit 1530) und die Osterbastei (östliche) gegen die Donau und landeinwärts gerichtet. Gegen den Strom zu führten zwölf, ins Land fünf Thore. Die Wasserthore waren mit Wach- und Schreibstuben für die Wache und die Thorschreiber versehen, die Landthore mit Türmen, Wehrgängen, Ravelinen und Ziehbrücken ausgerüstet, oben vom Hochwächter, unten vom Thorwart bewohnt, mit Soldaten und Thorschreibern wohl besetzt. Drei Wachthäuser fanden sich auch auf der Brücke, zu Anfang beim mittleren Turm und fast zu Ende bei dem äußersten Turme, Tag und Nacht hielt hier die Stadt-Quardia Wache.

Von der Brücke sagte einst ein altes Sprichwort: „Daß, wer über diese Brücke gegangen und ihm allda kein Jude begegnet oder in der Stadt kein Glockengeläute gehört, derselbe Regensburg nie gesehen habe."

Im 18. Jahrhundert war dies schon wesentlich anders geworden. Bereits 1519 mußten die Juden an einem Tage die Stadt verlassen und wurden nur vier bis fünf Judenfamilien hier geduldet, seit 1542 trat die Stadt dem augsburgischen Bekenntnisse bei und bildete eine evangelische Gemeinde; mit dem „perpetuus Chorus", dem Gottesdienste bei Tag und Nacht in der ganzen Stadt, war es nun vorbei. Die Geistlichen konnte man nicht mehr nach Tausenden zählen, der Kapellen gab es nicht mehr „so viel, als man Tage im Jahre gezählet", und die Zahl der heiligen Messen in der Kirche der „schönen Maria" hätte nun nicht mehr wie im Jahre 1519 in drei Jahren auf 25 374 gebracht werden können.

Die Glocken aber konnte man auf der Brücke noch oft genug hören, denn noch wurde in Regensburg so gut als zur selben Zeit in München und Wien wacker geläutet, denn noch gab es viele Kirchentürme und viele Glocken; die geistliche Besatzung der Stadt war stattlich und stellte in ihrer Grenze eine bunte Musterkarte der Mönche fast aller Farben dar.

Eine kleine Umschau kann das leichthin beweisen.

Dominikaner gab es zu St. Blasii, am Nonnenplatz zum heiligen Kreuz; die Weiblein dieses Ordens, die Stiftsherren von St. Emmeram waren Benediktiner; ihnen gehörte auch die ältere Pfarrkirche zu St. Rupert bei St. Jakob in der Jakobsstraße, in der Nähe des Jakobturmes residierten Benediktiner-Schottländer, Augustiner-Eremiten, die im Jahre 1730 ihr Kloster vom Grund auf zu bauen angefangen und den Bau 1738 vollendet haben, bei unseres Herrn Kapelle, Karmeliter bei St. Joseph; der Kirche derselben gegenüber stand bei St. Magdalena „am Klaren-Anger" das Kloster der Ordensschwestern der heil. Klara, das der Kapuziner bei St. Matthäus, der Minoriten bei St. Salvator. Die Jesuiten bei St. Paul begannen im Jahre 1715 mit der Renovierung ihrer Kirche; im Jahre 1716 fingen sie das Kirchenrecht zu lehren an, im Jahre 1725 eröffneten sie einen zweijährigen Kursus der Philosophie, sie er-

wiesen sich auch hier, wie überall, außerordentlich thätig und fanden an dem Bekehrungseifer des Kardinals von Sachsen-Zeitz, der jeden, der sich zur römisch-katholischen Kirche wandte, mit einem Thaler beschenkte, einen einflußreichen Gönner. So war auch die nicht wenig Aufsehen erregende Bekehrung des 76jährigen kurbrandenburgischen Gesandten, Grafen Ernst von Metternich, ihr Werk. Noch am 12. Dezember im Jahre 1727 empfing er von dem reformierten holländischen Prediger das Abendmahl; kurz darauf fand Frobenius, Fürst von Fürstenberg, und die Gräfin von Regal Gelegenheit, verkleidete Jesuiten zu dem Kranken zu bringen, denen es auch gelang, dessen Religionsveränderung zu bewirken. Der reformierte Geistliche wurde nicht mehr zugelassen und nachdem der Graf am 27. Dezember 1727, morgens gegen 6 Uhr verstorben war, errichteten die katholischen Geistlichen im kurbrandenburgischen Gesandtschaftsquartier ihre Altäre und begruben ihn auch am 2. Januar 1728 in der hinteren Stiftskirche zu St. Emmeram vor dem Altar der schmerzhaften Mutter. In ihren Haus- und Schulkomödien waren sie nicht immer harmlos und poetisch jämmerlich, was sie im September des Jahres 1781 durch die Aufführung eines Trauerspieles Boleslaus II. nur durch ein Zwischenspiel „Der Weinberg des Naboth" bewiesen haben, dessen Spitze gegen ihren eigenen früheren Beschützer, den Kurfürsten von Pfalz-Bayern, Karl Theodor, unter der Person des teuflisch geschilderten Achab gerichtet war.

Von mächtigen Freunden begünstigt, blieben sie auch nach 1784 unter dem schirmenden Fittich des Fürstbischofs Grafen Fugger in ihrem Kollegiennest warm und sicher sitzen.

Eine Viertelstunde vor den Stadtthoren lag im Prül die einzige Kartause in Bayern. Noch 1784 sah man den Herrn Kartäuserprälaten mit vier stolzen Pferden in einem prächtigen Wagen in die Stadt fahren. Dies dauerte wohl nur bis zur allgemeinen Klosteraufhebung (1803/1804). Abt Niklas Rastbauer beschloß die Reihe der Aebte. In Stadt am Hof wurde im Jahre 1734 der neue Klosterbau für die Canonissae Regulares St. Augustini de la Congrégation de Notre Dame begonnen; den 15. Oktober 1735 hielten sie hier ihren Einzug. Malteser und deutsche Herren hatten in Regensburg ihre Kommenden und Kirchen, jene bei St. Leonhard, diese zu St. Aegidi. Erstere Kirche wurde im Jahre 1717 neu erbaut; am St. Leonharditage pflegte man die Pferde hineinzuführen, um ein Jahr vor allem Gebrest gefeit zu bleiben. Die Kirchen zu Niedermünster und Obermünster, um welche sich die hochgeborenen Stiftsdamen im pflichtschuldigen Chordienst nur am Morgen kümmerten, hießen kaiserliche Stiftskirchen. Die Pfarrkirche zu St. Peter, neben dem Dom, war dem Reichsstift Niedermünster zugehörig, die dem heil. Dionysus geweihte Kirche in der Buchfelderstraße dem von Obermünster. Die uralte St. Cassianskirche auf dem Hofmarkt war als Pfarrkirche dem kaiserlichen Kollegiatsstift zur alten Kapelle einverleibt.

Von jenem berühmten hölzernen Bethaus, das sich über dem Gnadenbild der „schönen Maria", zu welcher oft 50000 Wallfahrer herbeikamen, an der Stelle erhob, wo einst die Synagoge gestanden, war schon im vorigen Jahrhundert keine Spur mehr.

Dem protestantischen Gottesdienst diente die kleine St. Oswaldkirche, mit

welcher ein altes Hospital verbunden war, und dort, wo die Predigerstraße mit der Gesandtengasse zusammentrifft, die helle, freundliche Dreifaltigkeitskirche.

Die Ansiedlungen der hohen Klerisei repräsentierten in ihrem Umfang eine stattliche Pfaffengasse. Außer der Residenz des Fürstbischofs neben dem Stiftsdom und noch eines besonderen, meist von seinen Beamten bewohnten Hofes außer der Prälatenresidenz von St. Emmeram und den beiden der Stiftsdamen gab es in Regensburg geistliche Fürstenhöfe, des Erzbischofs von Salzburg, der Bischöfe von Passau, von Bamberg — später dem Hochstift zugefallen —, von Freising, Augsburg, Eichstätt, Brixen, in der Nähe des Doms am Markt den Dompropsthof, den Domdechanthof und einige Domherrenhöfe, „welche alle wegen ihrer Größe und Zierde der Stadt Regensburg ein großes Ansehen machen“.

Eine so große Anzahl katholischer Kirchen, Klöster, geistlicher Häuser muß in einer protestantischen Stadt überraschen, aber auch das äußere Aussehen derselben nicht wenig beeinflussen. Gleichwohl wird behauptet, daß man Protestanten und Katholiken schon nach ihren Gesichtern zu unterscheiden vermochte.

Es geschah wohl nicht zum Vergnügen der Evangelischen, wenn sich in der Stadt immerfort Veranlassungen zur Entfaltung glänzenden Pomps in kirchlichen Aufzügen und Schaustellungen fand. Durch das ganze Jahrhundert hatte insbesondere für die Stadt Burglengenfeld das Grab des heil. Wolfgang in der Stiftskirche von St. Emmeram die größte Anziehungskraft, die sich regelmäßig am Pfingstmontag, aber auch sonst noch mehrere Male des Jahres in herrlichen Prozessionen bethätigte. Einmal regnete es zu wenig, ein andermal wieder zu viel, ein andermal handelte es sich um das Glück der Waffen gegen die Türken (1738), alsbald wurde der ganze gewaltige Heerbann der Klerisei mit allen frommen Erzbruderschaften zu einer öffentlichen solennen Prozession entboten, die Schuljugend und die Studenten mit eingerechnet. An besonderen Andachten und kirchlichen Feierlichkeiten war auch kein Mangel. So feierten beispielsweise die Jesuiten im Juli 1738 die Heiligsprechung St. Francisci regis in einer acht Tage dauernden Andacht; im Jahre 1746 celebrierten wieder die Kapuziner, ebensolange die Kanonisation der Kapuzinerheiligen St. Fidelis, Märtyrers von Sigmaringen und St. Josephi à Leonissa; ein Jahr darauf jubelten „mit großer Solennität“ die hochwürdigen Klosterjungfrauen bei dem heiligen Kreuz über die Heiligsprechung der Katharina von Riciis. Dann und wann fiel ein kleineres Jubiläum dazwischen, so als Benedikt XIV. 1750 ein Gnadenjahr verkündete. Im Jahre 1734 gab es in der Stiftskirche zu St. Emmeram eine achttägige Andacht zu Ehren des heil. Benedikt „um Erlangung eines glücklichen Sterbestündels“, auch wurde dort in demselben Jahre wegen „erlittenem großem Viehfall“ auf dem Altar, wo früher das Bild des heil. Benedikt gestanden, das des heil. Wendelin gesetzt und beschlossen, fortan alle Jahre den 20. Oktober ein solennes Amt zu Ehren dieses heil. Patrons abzuhalten.

Zuweilen starb auch ein hoher Würdenträger der Kirche, der dann mit geziemendem Pomp zur letzten Ruhestätte geleitet werden mußte; so am 20. Okt. 1712 der Kardinal Philipp von Bamberg, Bischof zu Passau und Prinzipalkommissarius auf dem Reichstag. Am 6. November wurde er um 6 Uhr abends in das zur Abfahrt nach Passau bereit gehaltene Schiff von 14 Domkaplänen,

Hofpagen und Trabanten beim Scheine von 130 Fackeln und ungezählten Wachskerzen auf die Donau hinausgetragen. Ein anderer Kardinal und Prinzipalkommissarius von Sachsen-Zeitz wurde den 24. August 1725 in gleicher Weise in solenner Prozession auf das Schiff gebracht, um seine letzte Reise nach Ungarn anzutreten.

Das Hochstift Regensburg, gegen andere deutsche Stifte fast arm zu nennen, besaß ein geringes unmittelbares Gebiet, daher auch das Domkapitel meistens einen solchen Bischof erwählte, der entweder schon ein anderes Bistum besaß oder schon von Haus aus standesgemäß zu leben vermochte. Der Umfang und die Grenzen des Kirchensprengels erstreckten sich weit genug, von Eger bis Salzburg und von Pattling, in der Nähe des Einflusses der Isar in die Donau, bis Ingolstadt. Er enthielt zwei Kollegienstifte, 28 Abteien und Prälaturen, 29 Ruraldekanate, zu welchen 1383 Pfarrfilialen gehörten, und reichte auch über das bayerische Amt Holmberg in der Oberpfalz, über die katholischen Pfarren im Fürstentum Sulzbach, Landgrafschaft Leuchtenberg und Grafschaft Sternstein.

Zu dessen weltlichem Gebiet gehörten: die freie Reichsherrschaft Donaustauff mit den Schlössern Schönberg und Adelmannstein, einigen Märkten und Dörfern, die freie Reichsherrschaft Wörth, Markt, Schloß und Dörfer, die freie Reichsherrschaft Hohenburg im Nordgau an der Lautrach, außerdem Hohenburg, ein Schloß am Inn, mit niederer und vogteilicher Gerichtsbarkeit, das schon im Nibelungenliede genannte Pächlarn im Lande unter der Enns; in Niederbayern Eberspeunt, Euting, Wildenberg. Beamte des Domkapitels saßen zu Irl an der Donau, zu Nabburg, Aufhausen, Pfaffenberg, Schwandorf, Raitenbach und Chamb.

Genug der gerühmten apostolischen Armut!

Das Wappen des Hochstiftes war ein schmaler, silberner Schrägbalken im roten Felde. Als Reichsfürst saß der Bischof im Reichsfürstenrat auf der geistlichen Bank und beim bayerischen Kreise zwischen den Bischöfen von Freising und Passau.

Das Domkapitel bestand aus 15 Kapitularherren und neun Domicellaren, die ihre 16 Ahnen zu beweisen hatten. Erbmarschälle des Hochstiftes waren die Grafen von Törring, Erbkämmerer die Freiherren von Stingelheim, Erbschenken die Freiherren von Pfetten und Erbtruchsesse die Grafen von Taufkirchen. Neben dem hochwürdigsten Konsistorium hatte der Bischof Hof- und Kammerräte, einen glänzenden Hofstaat und zahlreiche Beamte; auch an seinem Hofe war ein üppiges Hofleben, die Finanzen aber auch an seinem Hofe nicht in bester Verfassung.

Im vorigen Jahrhundert regierten hier die Herzöge von Bayern, Joseph Klemens (1685—1716), Klemens August (1716—1719), dessen Bruder Johann Theodor (1727, auch Bischof von Freising, lebte meist in München, machte sich aber durch Bezahlung vieler Schulden um das Hochstift sehr verdient, er starb 1763, ihm folgte der bigotte Klemens Wenzeslaw, Prinz von Polen und Herzog von Sachsen, Bischof von Freisingen, welcher, 1768 zum Erzbistum von Trier berufen, auf Regensburg resignierte, 1769—1787 Anton Ignaz Johann Graf Fugger-Glött, bereits seit 1756 Fürstpropst von Ellwangen. Sein Suffragan, zugleich Praeses Consistorii war ein Freiherr von Schneid, ein stattlicher Mann,

dem die Inful wohl anstand. Der Bischof, seit einigen Jahren erblindet, scheint das Regieren anderen überlassen zu haben, so daß abwechselnd bald die Jesuiten, bald das Domkapitel, bald wieder ein Konsistorialrat den Herrn spielte, ein gewisser P. Kleinl als Kanzleidirektor die Geistlichkeit der Diözese tyrannisieren durfte. Mönche saßen als Examinatores synodales im Konsistorium, die künftigen Weltgeistlichen zu prüfen. Auch wird geklagt, daß schon um einen Karolin eine gute Kaplanei zu erlangen war, und daß es den Landgeistlichen jährlich viele Schweine kostete, wenn sie die Konsistorialen in guter Laune erhalten wollten, daß der Auszug des Visitator Consistorii mit Kammerknechten und Lakaien aufs Land einem feindlichen, vernichtenden Einfall gleich zu achten war. Der Landesregierung gegenüber ließ die Sprache dieses Konsistoriums an Unverschämtheit und Grobheit nichts zu wünschen übrig, und die beständige dreiste Fehde mußte über kurz mit Temporalsperre gewisser Einkünfte des Bischofs gesühnt werden.

Was diesem Bischof jedoch zu einem gewissen Rufe verhalf, war das hohe Patronat, das er dem Wunderthäter und Teufelsbanner Johann Gaßner zu teil werden ließ. Sehr bezeichnend für die Zeit hatte dieser Wundermann so viel Aufsehen gemacht und einen solchen Anhang gefunden, daß die Schriften über ihn, für ihn und gegen ihn und über sein Austreiben der Teufel eine kleine Bibliothek bilden können; es erschien sogar eine eigene Zauberbibliothek, worin die meisten dieser Schriften angezeigt wurden.

Wie Lavater mit ihm in vielem übereinstimmte, sein segenvolles, gottbegnadetes Wirken der größten Aufmerksamkeit wert gefunden hatte, mit ihm im steten Briefwechsel blieb, das beweist eine Stelle in einem Brief desselben an den Pater: „Laßt uns stille, stille unsere Seelen ineinander mitteilen — die Welt ist's auch nicht wert, daß wir die Kraft Gottes ihr vor die Füße werfen.“ Gaßner trieb mit unerhörter Meisterschaft Teufel aus, besonders in Schwaben, seit 1744 in Ellwangen, zuletzt in Regensburg, wo ihn der Bischof zu seinem Hofkaplan und geistlichen Rat ernannte. Er bekam einen unbeschreiblichen Zulauf aus Böhmen, Oesterreich, Bayern, Schwaben, Franken, ja selbst aus niederrheinischen Provinzen. Im Juli 1775 waren nach Regensburg 3000 Presthafte gekommen. Der Umstand, daß vom Oktober 1774 bis Dezember 1775 Tausende von Menschen glaubten, daß auf einmal der Teufel völlig los geworden, um die Menschen zu plagen, ist bemerkenswert, da der Geldnot halber weit mehr Standespersonen als armer Pöbel dem Wundermanne zuströmten. Da erschien aber ein noch wundermächtigerer, noch gewaltigerer über alle Teufel — ein Minorit; das schwächte die Wunderwirkung Gaßners. Als selbst Papst und Kaiser seinem Wirken ein Halt geboten, zog er sich 1776 gekränkt zurück und genoß die bedeutenden Einkünfte einer Dechantei zu Bondorf im Bistum Regensburg, und starb 1779, als ihm kein Wunder und kein Exorcisieren mehr helfen konnte. Auf Graf Fugger folgte nach langem Wahlstreit Max Prokop Graf von Törring (1787—1789), einer der schlimmsten Herren dieses in Bayern mächtigen Geschlechtes; er führte ein ärgerliches Leben und war mit seinem Domkapitel im beständigen Zwiste. Besser als sein Vorgänger war der letzte Bischof von Regensburg und Freising, Johann Konrad Freiherr von Schroffenberg (1790 bis 1803) aus einem Konstanzer Geschlechte.

Zu äußerst am südlichen Ende der Stadt liegt die berühmte alte Reichsabtei St. Emmeram, von der ihr Abt Johann Baptist Kraus behauptete, daß sie älter als das Bistum Regensburg sei; ein buntes Gewirr sich lang hinstreckender Gebäude, die bei der Verschiedenheit der Zwecke, denen sie dienstbar waren, einen eigenen besonderen Stadtbezirk ausmachen. Noch im 18. Jahrhundert wurde hier so viel eingerissen, an- und hineingebaut, daß es schwer hält, den ursprünglichen einheitlichen Grundgedanken des ganzen großen Bauwerkes herauszufinden, der sich aus einzelnen interessanten Bruchstücken nun kaum mehr erraten läßt. Der äußere Eingang in die Kirche von der Stadt her führte an der St. Michaelskapelle über den katholischen Friedhof, der mit alten eisernen, verzierten Kränzen ganz erfüllt ist. Hinter dem freistehenden Glockenturm und der anstoßenden Mauer, die diesen Kirchhof abschließt, ruhen auf eigenem Friedhof die alten adeligen Patrizierfamilien der Reichsstadt. Die ehemalige Stadtpfarrkirche St. Rupert ragt über dem im Hintergrunde mit einem schlanken Turm sichtbaren Dormitorium des Klosters empor; die unmittelbar daran anstoßende größere Kirche hat als Eingang eine dunkle, geräumige Vorhalle. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts machten Bettler aller Art und jeden Alters, vor allem Weiber, diese Gegend unsicher und den Aufenthalt ekelhaft. Sieche und mit allen wirklichen erwerbsmäßig zur Schau gestellten Gebresten Behaftete wurden auf Karren hierher gebracht und bequem auf Strohsäcken niedergelegt. Was man in den Stiftskirchen, in der vorderen unbedeutenden, wie in der hinteren größeren zu sehen bekam, war das Uebermaß der geschmacklosesten Ornamentik. In dem weitläufigen Stiftsgebäude lebten oft über 250 Menschen. Außer dem Fürstabt, seinem zahlreichen Hofstaat, den Mönchen, Offizianten und sonstigen dienstbaren Geistern wohnten hier eine lange Zeit hindurch die Prinzipalkommissarien des Reichstages, der kurtrierische Gesandte; Fürsten und andere vornehme Herren sprachen hier oft als Gäste vor. Ein Fürst Thurn-Taxis hatte hier lange, bevor ein anderer seines Hauses den Stiftskomplex zu seiner Residenz erhob, einen Teil seiner Stallungen und Wagenremisen. Im Jahre 1732 hat Karl VI. die reichsfürstliche Würde erneuert. Der Titel des Abtes war von Gottes Gnaden ... des heiligen römischen Reiches Fürst, zu St. Emmeram in Regensburg Abt. Als solcher saß er auf dem Reichstage auf der rheinischen Prälatenbank zwischen dem Abt zu St. Cornelii-Münster und der Aebtissin zu Essen, beim bayerischen Kreis hatte er auf der geistlichen Bank zwischen dem Propst zu Berchtesgaden und der Aebtissin zu Niedermünster in Regensburg Sitz und Stimme. Die meisten Güter des Stifts sind in Bayern unter der Schirmvogtei des Kurfürsten. Als sich aber der Abt derjenigen Decimation, welche der Kurfürst 1757 der gesamten Geistlichkeit mit Bewilligung des Papstes auferlegt hatte, nicht unterwerfen wollte, ließ der Kurfürst die Einkünfte des Stiftes vermöge Patents vom 23. Januar 1761 sequestrieren. Aebte jener Zeit waren: Johann Baptist Hamm (erwählt 16. November 1694, gest. 14. September 1719), Wolfgang Mohr (erwählt 23. Oktober 1719, gest. 28. Februar 1725), Anselm Godin (erwählt 11. April 1725, gest. 21. September 1742), Johann Baptist Kraus (erwählt 24. Oktober 1742, gest. 1762), Frobenius Forster (erwählt 17. Juli 1762, gest. 12. Oktober 1791) und der letzte Fürstabt in der Reihe der Aebte

der 62., der die Säkularisation und die letzten Tage des uralten Stiftes überlebt, Cölestin Steiglehner (erwählt 1. Dezember 1791, gest. 21. Februar 1819). Von diesen waren der Tiroler Godin, Kraus und Forster auch litterarisch thätig. Ersterer gab eine „Ratis bona politica“, Kraus eine „Ratis bona monastica“ heraus.

Frobenius Forster hatte als Professor der Philosophie in St. Emmeram und Salzburg gewirkt, wurde im Jahre 1747 wieder in sein Kloster zurückberufen und 1750 zum Prior ernannt. Im Jahre 1777 veröffentlichte er die Werke Alcuins (Flaccus Albinus), des Ratgebers Karl des Großen, des Vaters der Pariser Universität, und machte sich durch mehrere philosophische Abhandlungen berühmt. Mit dem Streben seines Zeitalters vertraut, selbst ein vielseitig gebildeter Gelehrter, umgab er sich schon bei Antritt seiner Regierung mit Männern von Talent und Kenntnissen, deren Kreis sich immer mehr erweiterte. Ueberzeugt, daß ernste Studien den Klostergeist veredeln und zur Ehre gereichen, faßte er den kühnen Entschluß, in seiner geistlichen Gemeinde eine Akademie der Wissenschaften zu gründen. Der Erfolg war der beste. Ueber den glücklichen Fortschritt der physisch-mathematischen Studien in seinem Stifte erfreut, beabsichtigte er im Klostergarten einen astronomischen Turm nach dem Beispiele von Kremsmünster zu errichten. Um dem Studium der orientalischen Sprachen aufzuhelfen, lud er Charles Loncelat aus der berühmten Benediktinerabtei zu St. Germain des Près in Paris nach Regensburg ein, um seinen Konventualen Unterricht zu erteilen. Frobenius war ein frommer, bescheidener Mann, der durch seine Liebe zu den Wissenschaften und gelehrte Verdienste ausgezeichnet war; als „einen ehrwürdigen alten Mann“ bezeichnet ihn Nicolai in seiner Reisebeschreibung. Sein Beispiel und seine Anstalten brachten es dahin, daß in seinem Kloster viele Männer von anerkannter Tüchtigkeit herangebildet wurden.

Als unmittelbarer Reichsfürst kümmerte er sich aber wenig um das in Bayern geltende Gesetz, das vor 21 Jahren niemand zum Profeß zuließ, da er Knaben von 16 Jahren in den Orden aufnahm, und diese schon mit 17 Jahren die Gelübde ablegen durften; die Konventualen mußten noch um Mitternacht die Mette singen und stumpf abgehauene Schuhe tragen, dagegen war es einigen älteren Herren erlaubt, mit spanischen Zwickelbärten einherzustolzieren.

Cölestin Steiglehner war ein Meister im Singen, auf der Violine und dem Klavier, zeichnete sich als Lehrer der Mathematik und Physik aus und wurde im Oktober 1781 an die Universität nach Ingolstadt als ordentlicher Lehrer der Mathematik, Experimentalphysik und Astronomie berufen. Aus Anlaß des Besuches des Klostermuseums gesteht Nicolai, seine „vorzüglichste Aufmerksamkeit“ wäre auf P. Cölestin gerichtet gewesen, er nennt ihn einen merkwürdigen Mann und sagt von ihm: „Ich habe selten einen Mann gesehen, der so sehr viele Wissenschaften und Kenntnisse zusammen besitzt, und es doch so wenig merken läßt.“

In der That, es war ein Mann von so universellem Wissen, daß ihm kein Gebiet menschlicher Erkenntnis fremd war. Kaum jemand in Deutschland konnte sich so gründlicher Studien in der Mathematik und Physik rühmen; in der Astronomie und Meteorologie hatte er Bedeutendes geleistet, in der Philosophie, Baukunst, Musik, im Zeichnen, alten und neuen Sprachen gleich bewandert, ein

gewiegter Kunstkenner, lieferte er sogar in der Numismatik und Archäologie Beweise gründlicher Kenntnisse.

Ein Schüler des Musikdirektors der fürstlich taxischen Hofkapelle, Riepel, ein sehr guter Violinspieler, — komponierte er selbst viele Hymnen und andere Kirchengesänge; als Musikdirektor des Stiftes pflegte er die Aufführung aller größeren Musikstücke selbst anzuführen und verhalf der Kirchenmusik zu St. Emmeram zu dem Rufe der besten in Regensburg. Den Chorgesang studierte er ebenso gründlich, untersuchte die griechischen Tonarten, er revidierte die Chorbücher seines Stiftes, punktierte alle Antiphonen der neueren Kirchenfeste mit Choralnoten und schrieb die meisten mit eigener Hand ab.

Er verfertigte schöne Baurisse, topographische Karten, geometrische Figuren und zeichnete alle physikalischen Maschinen, welche er nach eigenen Ideen bauen ließ, im Grundrisse, Aufrisse und perspektivisch. Alle Kupferstiche und Vignetten zu Alcuins Werken sind nach seinen Handzeichnungen gestochen und verraten alle, namentlich das schön ausgeführte große Widmungsblatt, wohl mehr als die Hand eines bloßen Dilettanten.

Als Abt bereiste er alle Besitzungen des Stiftes, hörte die Klagen seiner Unterthanen, schaffte ihnen Recht, kontrollierte die Verwaltungsbeamten an Ort und Stelle und strafte ungerecht befundene Richter.

Er regierte in einer schweren Zeit, die dem edeln Fürsten das Auskommen oft schwer machte. Um das Stift vor Schulden zu retten, opferte er sein Haussilber, 1796 ließ er sogar einen großen Teil des Kirchensilbers einschmelzen. Eben als er daran war, die Wunden der Kriegsjahre zu heilen, läutete die große Säkularisationstotenglocke auch dem Stifte Emmeram zur ewigen Ruhe, welches dem Erzkanzler Karl Theodor von Dalberg zufiel. Bei der Aufhebung des Klosters kamen aus der sehr wertvollen Stiftsbibliothek 912 Handschriften an die Münchener Hofbibliothek.

Von den Damen der beiden Stifte Ober- und Niedermünster wissen wir wenig, mehr hätten wohl die Diplomaten und Tafelhalter des gottseligen deutschen Reiches von ihnen erzählen können.

Wir wissen nur, daß sie galant und durchaus nicht klostermäßig gelebt haben. Stiftsdamen der Form nach, in einem gewissen beschränkten Sinne, waren sie in feinen Damenarbeiten sehr geschickt, hielten aber sonst auch viel, ganz wie die Reichsgesandten, auf Visiten und Gegenvisiten. Für die Gesandten der österreichischen und preußischen Werbeoffiziere, — für die Domherren waren sie in der sonst ohnehin etwas schwerfälligen, steifen Stadt eine sehr erwünschte, angenehme Unterhaltung. Des Morgens nur trugen sie ihr Stiftskleid, am Nachmittag streiften sie es ab, und es kommt nun die weltliche Kleiderordnung zum Vorschein. Sie nehmen teil an allen Spektakeln, an allen Bällen in der Stadt, — beim Tanzen waren sie gewöhnlich die letzten — an allen vornehmen Gesellschaften, an allen Vergnügen und Lustbarkeiten derselben zu Wasser und zu Lande, was oft bis tief in die Nacht währen konnte. Bei alledem bleibt ihnen das Recht, da sie kein Gelübde bindet, zu heiraten, wenn ihnen eine glückliche Stunde einen Gatten in die Arme führte. Nicht so die gefürsteten Aebtissinnen. Für sie hat die Gesellschaft nicht so viel Reiz, sie kommen daher in keine Gesellschaft, auch liegt die Gefahr nahe, daß sich andere Frauen gegen

ihren Rang verkündigten, was in Regensburg jederzeit außerordentlich wichtig war. Ganz wie die Gesandten, auch die Aebtissinnen, eine stand gegen die andere auf, Fräulein gegen Fräulein hob selbstbewußt die erlauchte Nase. Einsichtsvoll und bescheiden räumen zwar die von Niedermünster denen von Obermünster ihre ältere Fundation ein, allein jene behaupten dagegen steif und fest, daß ihr Stift eher als das von Obermünster zur fürstlichen Würde gelangt sei. Nun sind das aber Thatsachen, die es beiderlei Fräulein nicht erlauben, gleichzeitig friedlich nebeneinander zu sitzen, folgerichtig können sie auch nicht zu einer Mahlzeit gebeten werden, wenn nicht vorerst ausdrücklich ausgemacht worden ist, daß alles ohne Rangordnung abgehen soll.

Die Stadt selbst wird in acht Quartiere, welche Wachten genannt werden, abgeteilt und enthielt im Jahre 1781 in 130 Gassen bei 2000 wohnbarer Häuser mit etwa 20000 Einwohnern. Nach den Wachten ist die Bürgerschaft in acht Fahnen abgeteilt. Soweit das Bannrecht der Stadt Regensburg reichte, war hier allein der wohlweise ehrsame Magistrat gebietender Herr. Dieser bestand aus 16 Ratspersonen (Rechtsgelehrten und ein bis zwei Kaufleuten), welche den inneren Rat bildeten. Diese Zahl der Ratsmitglieder ist jahrhundertelang unverändert geblieben. Es sind die Denominati von 1207 und die consules von 1260.

Unter diesen machen sechs den geheimen Rat aus, heißen „geheimbde Herren", „Stadtkämmerer" und wechseln vierteljährlich in dem Vorsitze und in der Proposition bei den Ratsversammlungen ab.

Der äußere Rat bestand aus 32 Mitgliedern, Assessoren der Aemter, Kaufleuten und anderen angesehenen Personen; Präses desselben war jederzeit der Stadtschultheiß; dazu gehörte ein Ausschuß der Gemeinde von 40 Bürgern, dessen Einwilligung nach der ursprünglichen Regimentsverfassung der Stadt zur Errichtung neuer Abgaben u. dgl. notwendig war.

Neun Personen, drei des inneren Rates, drei des äußeren und drei gemeine Bürger üben das Wahlamt aus.

Diese Wahl des Stadtregiments, des ganzen Rats und der Aemter beginnt jedes Jahr am 28. Dezember. Zwar werden die Gewesenen meistens bestätigt, beginnen aber immer ihre Funktion wie beim ersten Antritt ihres Amtes.

Die Aemter sind: Im Rang das erste, das Steueramt mit einem Direktor, zwei Assessoren, einem Steuerschreiber und zwei Dienern. Das Umgeldamt für die Umlagen auf Getränke; ihm kam auch die Inspektion über alle Mühlen, Bräuhaus, Getreidehäuser, der Stadt gehörige Grundstücke zu, es hatte einen Direktor, zwei Assessores, zwei Schreiber, Kastner, Diener, zwei Visierer. Das Stadtgericht mit dem Stadtschultheiß, der die Kriminaljustiz „den Blutbann" von Kurbayern zu Lehen trägt, mit zwölf Assessoren, einem Aktuar und Fronboten. Dieses entscheidet in allen Rechtshändeln als erste Instanz, und geht die Appellation von diesem Gericht ad Senatum als höherem Richter. Diesem Gericht unterstehen auch alle geschworenen Advokaten und Prokuratoren.

Der Hansgraf (Handelsgraf)[1] entschied selbständig in allen Handels-

[1] Der Hansgraf war nichts weiter als der Gülдemeister der Regensburger Kaufmannschaft (Hanse).

angelegenheiten in Bezug auf Handel und Handwerk, Maß und Gewicht und war zugleich Chef der Stadtpolizei.

Unter ihm als Präses waltet ein Hansgericht, zwölf Assessores, ein Schreiber und ein Hausdiener ihres Amtes.

Das Almosenamt, im Jahre 1531 errichtet, erschien damals noch so wichtig, daß es einen Direktor und Kondirektor besaß, vier Assessores, zwei Schreiber, einen Substituten, einen Almosenamtsbereiter, Amtsdiener, Bruderhausmeister und noch andere kleinere dienstbare Geister. Unter dieser Amtsverwaltung standen alle Armen- und Krankenhäuser, als das Bruder-, Seel- und Waisenhaus, das Spital zu St. Oswald, Pestinhoff, Zuchthaus zu Osten, Lazarett im unteren Wörth.

Das Vormundamt mit einem Direktor, vier Assessores, zwei Schreibern, einem Substitut und Diener. Das Bauamt, seit 1574, mit einem Direktor, drei Assessoren, zwei Dienern, zwei Werkmeistern; ihm unterstanden alle Arbeitsleute, die immer am Freitag abends ausbezahlt wurden. Das Mautamt, dem Hausgrafen untergeordnet, hat einen Mautner und einen Gegenschreiber. Das Salzamt mit zwei Salzbeamten, „Salzstadtlmeister" genannt und einem Schreiber, unter der Direktion von zwei der ältesten Herren des geheimen Rates. Jedes der acht Stadtquartiere hatte einen „Wachtherrn" von den jüngeren Herren aus dem Rate als Vorstand, denen acht Wachtschreiber zugeordnet waren. Vor ihr Forum gehörten alle Klagen der Hausherren und Mietsleute, der Herren und Dienstboten und alle strittigen Bausachen.

Nicht wählbar war das Kollegium der Konsulenten, ebenso das der Syndici, deren vornehmster der so wichtige Stadtschreiber war. Diese wurden vom Rate ernannt und auf gewisse Jahre in Dienstverband aufgenommen, ebenso hing das Bauamt von der Disposition des Magistrates ab: die Kanzlei überhaupt unterstand der Inspektion von zwei Herren des inneren Rates. Unter der besonderen Leitung des Herrn Stadtschreibers wirkten hier ein Kanzleiregistrator, etliche Kanzlisten, Inventarschreiber, Diener und Kanzleiboten. Die Stadt Guardia nicht zu vergessen, hatte ihren Hauptmann, zwei Lieutenants, einen Fähnrich samt nötigen Unteroffizieren, durfte jedoch ohne den Herren „Kriegsverordneten" aus dem geheimen Rat nichts unternehmen. Die Stadt hatte ihre alte wohlbewährte und viel gerühmte Feuerordnung, eine Art Feuerwehr, die ihre zwei „Feuerlieutenants, vier Feuertrabanten und andere Bediente" zählte. Ein „Turmherr" war bestellt, der allezeit ein Mitglied des Rates, Türmern und Hochwächtern wegen des Anschlages die Ordre gab. Das evangelische Ministerium bestand aus einem Superintendenten und elf Predigern, die Judenschaft hatte ihren Rabbiner. Das Stadtgymnasium leitete ein Rektor mit acht Lehrern.

Die wertvolle Stadtbibliothek befand sich in einem nicht besonders günstig gelegenen, dem Gebrauche hinderlichen Saale seit 1654 auf dem Rathaus, wurde aus Anlaß des Neubaues desselben in den Turm über den kurfürstlichen Nebenzimmern in einen durch ein dreiteiliges Bogenfenster von außen kennbaren Raum übertragen. Die Bibliothek wurde auch als Aufbewahrungsort aller wissenschaftlicher und altertümlicher Merkwürdigkeiten gebraucht. Der Reichtum der Sammlungen an Manuskripten, Büchern, Landkarten, sowie auch

an Altertümern und Seltenheiten machte endlich den Bau eines Bibliothekhauses gegen Osten am Ende des Hauptplatzes notwendig. Im Mai 1784 war die Einrichtung desselben beendigt; den Bau hatte Stadtkämmerer Bösner geleitet. Die Bibliothek wurde mit der Rats-, Schul- und Ministerialbibliothek vereinigt und dem allgemeinen Gebrauch übergeben, Dienstag und Freitag von 2—6 Uhr offen gehalten. Karl Theodor Gemeiner, der Verfasser der sehr gründlichen, aber unvollendeten reichsstädtisch regensburgischen Chronik war als Stadtschreiber Archivar und zugleich Bibliothekar.

Sitz der Regierung war das im Jahre 1722 erbaute neue Rathaus, viermal in der Woche sollte hier zum Wohl der respublica gesessen werden. Kein Reichsbürger durfte vor ein fremdes Gericht gezogen werden, gegen einen Ratsbescheid unter 400 fl. rheinisch war eine Appellation unzulässig. Wappen der Stadt waren zwei gekreuzte silberne Schlüssel im roten Felde, darüber die goldene Mauerkrone.

Im Reichstag saß Regensburg auf der schwäbischen Bank unter den Reichsstädten die erste, beim bayerischen Kreis aber auf der weltlichen Bank die letzte. Zuweilen vertraten einige alte Regensburger Ratsherren der leidigen Ersparnis halber auch noch andere Reichsstädte (Goslar, Mühlhausen, Nordhausen).

Im Rathause befand sich auch ein Saal, „Herren- oder Trinkstube“ genannt, wo sich die Häupter der Stadt und ihre hochschätzbaren Gäste zu ihren Kollationes gastlich zusammenfanden.

Da hieß es denn oft genug in urgemütlicher Weise:

„So esset doch und trinket satt,
Was der Magistrat euch vorgesetzet hat.“

Ganz anders wurden in dem alten Rathause nebenan jene traktiert, deren interessante Fälle in peinlicher Frage ihre blutige Lösung finden sollten. Da saß der hochgebietende Stadtrichter mit seinen Beisitzern hinter dem eisernen Gitter, sah ruhigen Auges in die Folterkammer hinein und verordnete nach der unfehlbaren Vorschrift der peinlichen Halsgerichtsordnung der Carolina und des späteren Codex Maximilianeus zur Wahrheitserforschung als erweichende Mittel Eisen und Feuer. So Ersprießliches konnte natürlich nicht ohne den nötigen Schergen und äußerst sinnreiche Werkzeuge zustande kommen, und wenn die Richter im würdigen Ernst ein derlei heilsames Ding, die „böse Elisabeth“ oder den „Beichtstuhl“ zu nennen beliebten; der Volkswitz der Regensburger nannte so etwas die „schlimme Liesel“, den „Jungfernschoß“, das „gespickte Häschen“, mochte aber trotz solchem Galgenhumor vor dem „spanischen Esel“ denn doch einen gewaltigen Respekt haben, denn diese nicht seltenen christlichen Rechtsdenkmäler waren bis zum Jahre 1770 nicht hinwegzuwitzeln.

Ebenda gab es auch tief unter der Erde billige kleine Wohnungen und unter dem Dache des Regensburger Rathauses niedrige Holzkäfige, die der hochweise Senat auf kurz oder lang gewissen Günstlingen unentgeltlich in Gnaden überließ.

Der frühere kaufmännische Reichtum war im Schwinden. Bei dem niedrigen Zoll blieb die Hauptgewerbstraße nach wie vor noch die Donau. Der Handel bewegte sich eben in bescheidenen beschränkten Bahnen.

Menschenhandel haben die Reichsstädte nie betrieben, die Ehre eines solchen überließen sie willig den mächtigeren deutschen Fürsten. Wie die geänderten Handelsverhältnisse den Städten die materielle Grundlage zu weiterer Entfaltung der früheren äußeren Pracht entzogen, die gesteigerte Fürstengewalt ihre ehemalige politische Bedeutung niederdrückte, so schwächten die aufstrebenden Fürstensitze nicht minder ihren sittlichen und gesellschaftlichen Einfluß. So verfielen auch die Gewerbe in den Reichsstädten, suchten und fanden in den neuen Mittelpunkten lebhafteren Verkehrs eine lohnendere Thätigkeit in den Residenzen, den Hauptstädten und selbst manchen Landstädten fürstlicher Territorien. Das Bewußtsein der auf sich beruhenden unabhängigen Macht wurde oft genug durch solche gefährliche Nachbarschaft erschüttert. Mit Mühe hatte sich auch Regensburg gegen Anfeindungen, Plackerei und selbst gewaltthätigen Angriff, der seine politische Selbständigkeit oder seinen Verkehr bedrohte, aufrecht zu halten. So wurde zur Zeit vor dem siebenjährigen Kriege der Magistrat wegen einer und derselben Schrift von Preußen gepeinigt, weil er sie verbot, und von Hannover, weil er sie duldete.

Von den vornehmen adeligen Geschlechtern im Rat und der Bürgerschaft, als denen von Auer, Flettacher, Lerchenfelder, Aichinger, Kreyssen, Postar, Dimpfel, Edeerer, Schwäbel, Beyhelt, Hueber, Schiltel, Reuthmar, Hommer, Marchthaler, Wolffen, Widmann, waren bereits mit Ausnahme der Memminger und Adler viele ausgestorben; was davon übrig blieb, streifte nach und nach seinen früheren Stolz, seine Härte, die starrsinnige Unbeugsamkeit ab, suchte aber den Rest seines Ansehens durch Stellungen im Rat zu erhalten und zu befestigen.

Im vorigen Jahrhundert erhielt die stets erneuerte Wiederwahl im inneren Rate fast in bleibender Herrschaft die Herren: Paulus Memminger, Joh. Christ. Wild, Joh. Georg Gölgel, Christ. Zimmermann, Mich. Geudinger, Zach. Perger, Georg Gottl. Harrer, Joh. Wilh. Adler, Joh. Mich. Gehwolff, Joh. Ludwig Mylius, Georg Math. Selperth, Joh. Albert Wendler, Esaias Jakob Fuchs, Georg Math. Pfaffreither und Andreas Thomä.

Noch gab es viele, die einst weit über Wien hinausgekommen, Land und Leute kannten, mit scharfem Blick die Umgebung übersahen; in dem engen Kreis verengte sich aber ihr Sinn, selbsüchtige kleinliche Rücksichten hemmten jede edlere Thatkraft. Der Glaube an Liebestränke, Wundermittel, Zauberei, Teufel, Hexen, Gespenster war noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts überhaupt ziemlich lebhaft; bei mittelmäßigen Schulen griff Unwissenheit, Roheit des Volkes um sich, Schwärme von Bettlern und Vagabunden umlagerten alle Kirchenthüren; die alten trefflichen Anstalten für Krankenpflege und für Milderung der Armut bestanden wohl noch; die Justiz war nicht zum besten bestellt; dem Rate zu Regensburg verwies 1750 eine kaiserliche Resolution, das er justifizierlicherweise in einem Prozesse ab executione angefangen habe. Die Polizei wurde schlecht gehandhabt; noch gegen Ende des Jahrhunderts brannten nur an den Häusern der Gesandten Laternen, sonst waren die Straßen und Gassen alle stockfinster, das Pflaster elend.

In Regensburg, das einst ein mächtiges Patriziat besessen, verlor sich dieses bereits im 15. Jahrhundert. Nicht ohne Kampf rückten an Stelle der edeln

Geschlechter die Zunftgenossen und die erste gesetzgebende Gewalt wurde nun zwischen Rat und Gemeinde geteilt; die vollziehende Gewalt blieb ausschließlich bei dem Rate und den Gerichten. Schon unter Max I. hatte Regensburg einen vorherrschend demokratischen Charakter, im 18. Jahrhundert gab es daselbst weder ein Patriziat noch ein Zunftregiment mehr. Darum war auch keine Reichsstadt der Aufnahme von Fremden so günstig wie Regensburg, so daß gegen Ende des Jahrhunderts fast der dritte Teil der Bürgerschaft aus Fremden bestand. Das bewahrte das Gemeinwesen vor völliger Erstarrung und führte von selbst zur Duldung. Es ist erwiesen, daß in der Reichshofratsanzeige so etwas wie „Regensburg contra Regensburg“ nie vorgekommen.

Ebenso hatte die örtliche Nebeneinanderstellung der geistlichen, katholischen Reichsgewalt und der protestantischen Bürgerschaft allgemach dahingeführt, daß die feindlichen Brüder unter einem Dache sich vertragen lernten. Das Bedürfnis friedlichen Zusammenlebens führte zur gegenseitigen Achtung der kirchlichen Gerechtsamen. Schon gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte das beiderseitige Verketzern von den Kanzeln aufgehört, der Rat chikanierte nicht wegen jeder Prozession die Katholischen, und diese hatten nichts dagegen, als die Stadt 1730 und 1742 ihr evangelisches Jubiläum feierte. Der kirchlichen Gleichberechtigung ward ihr Recht; das ansehnliche St. Katharinaspital wurde von einem paritätischen Spitalrate, der aus vier Domherren und vier Magistratspersonen bestand, in der schönsten Eintracht verwaltet.

Der Reichsbürger, der, auf sich selbst angewiesen, sich eine gewisse achtbare Selbständigkeit angeeignet hatte, kam aus der kleinen Welt einer abgeschlossenen Stadt nicht heraus, und muß in seinem ganzen Thun und Lassen etwas absonderlich erscheinen. Da er wie ein Atlas eine Welt zu tragen vermeint, erscheint er sich selber wichtig und zeigt dies auch in seinen Grundsätzen, Anschauungen, seiner ganzen Lebensweise. Die Gewohnheit und das Bedürfnis alter deutscher Formen, die Ueberlieferungen aus den Tagen einer glanzvolleren Machtzeit, ein praktischer, nüchterner Sinn, nicht selten eine gewisse Gelehrtheit heben ihn über seine Umgebung empor, lassen ihn aber zugleich als ein Menschenkuriosum aus einer untergegangenen Welt erscheinen.

Auch der Bürger in Regensburg lebte eingezogen nach der Väter Sitte; den Landjunker verachtete er grundsätzlich, dieser wieder sah ihn über die Achsel an. In seinem Hause hielt er auf eine gewisse Behaglichkeit, strenge Ordnung und eine steife Etikette.

Wie sein Staat auf sich selbst gestellt war, so stellte er sich selber. Er bewegte sich auf seinem höheren abgesonderten Standpunkte mit einer gewissen ernst feierlichen Würde, lebte in seinem Museum, Kabinette, seiner Arbeitsstube für sich abgeschlossen, selbst die Glieder der Familie wurden nur zu gewissen Stunden förmlich zur Audienz zugelassen; nur der Mittagstisch brachte alle seiner Person näher. Vom tiefsten Respekt war alles im Hause für ihn erfüllt; mit Ernst und Strenge wußte er dieses Ansehen zu wahren, die genaueste Pflichterfüllung heischte er unablässig, alles in der Hausgenossenschaft, die Hausfrau nicht ausgenommen, stand ausnahmslos zu ihm im Verhältnis der größten Unterwürfigkeit. War er Kämmerer und Vorstand irgend eines Amtes, so mußten ihm jeden Abend die Schlüssel des Amtes ins Haus gebracht werden,

sowie die des Hauses selbst; am Abend empfing er auch die Meldungen der Diener und erteilte seine Befehle für den folgenden Tag.

Ganz anders lebten die Gesandten des Reichstages in Regensburg. Da dafür gesorgt war, daß ihnen ihre harte Arbeit nicht zu schwer werden konnte, so lebten sie herrlich und in Freuden, gesellschaftlich sehr ungezwungen auf vornehmem Fuß. An Assemblees, Bällen, Theater und üppigen Mahlzeiten fehlte es nicht, Liebhaber des Spiels fanden auch hier ihre Rechnung; zudem sorgte auch die Munifizenz des Fürsten Thurn-Taxis andauernd für ihr Vergnügen, er gab Pferderennen, Freischießen, Bälle, Schlittenpartien, Konzerte. Der Fürst machte eigentlich die Honneurs des Reichstages und der Stadt. In den Sommermonaten wohnte er gewöhnlich zu Donaustauff oder auch auf dem gräflich Lerchenfeldschen Schlosse Köfering, im Winter in der Stadt im Freisingerhofe. Er hielt einen prächtigen Hofstaat, lebte fürstlich und ließ auch andere mitgenießen; er hatte seine eigene, ausgezeichnete Hofkapelle und unterhielt eine eigene Truppe von Komödianten; sein deutsches Theater aber ließ er schließen und eröffnete eine italienische Bühne. An jedem Neujahrstage zeigte er sich in einer ungeheuren, an Gold und Samt überreichen Maschine von Staatswagen, die an 36 000 fl. gekostet haben soll.

Zu Regensburg gab es auch jahraus, jahrein bis 1784 jeden Sonntag Tiergefechte. Schlözer hat uns in seinem Briefwechsel einen auf einem Folioblatt gedruckten Anschlag, einen sogenannten „Hetzzettel" aufbewahrt. Dessen Eingang lautet:

„Sonntag, den 17. Juni 1781.

Mit landesherrlicher Bewilligung wird man in dem vorhandenen Hetzamphitheater am Steinwege nächst der blauen Traube folgende besondere Lusthatz, genannt der Zauberpalast, oder die Fee Gallantis vorstellen." Nun folgt die Anzeige von neun sehr viel versprechenden Programmspunkten, und zum Schlusse heißt es:

„Der Anfang mit dem Schlag 3 Uhr. Entree in der Loge Noble 1 fl., auf dem 2. Platz 24 kr., auf dem 3. Platz 12 kr. und auf dem 4. Platz 6 kr."

Wie in allen Reichsstädten fanden auch in Regensburg österreichische, preußische und dänische Werbungen statt. Die Stadt hatte dabei den Vorteil, daß sie ihre eigenen Galgenvögel leicht an den Mann brachte. Als die billigsten und bescheidensten werden österreichische Werber gerühmt. Die Preußen prunkten mit ihren großen Unteroffizieren, ihren großen Hüten, großen Säbeln und großen Heldenthaten, machten sich durch Windbeuteleien, Grobheiten und nicht besonders feine Kniffe auffallend bemerkbar. Im Jahre 1778, als die Oesterreicher die ganze Gegend um die Stadt besetzt hielten, ließen sie keinen Preußen mehr vor das Thor passieren. Nach dem Teschner Frieden kamen sie jedoch wieder.

Die Dänen hingegen begnügten sich mit dem, was ihnen jene übrig ließen.

An Industrie und Manufaktur gebrach es der Stadt. Der Met, der sonst sehr geschätzt und berühmt war, wurde im Laufe der Zeit gering geachtet, hingegen war das Bier beliebt und wurde verführt; unter den bürgerlichen Gewerben war das Bierbrauen das einträglichste, dessen Ertrag durch die Klosterbrauereien jedoch sehr beeinträchtigt. Einige angesehene Handlungshäuser bestanden noch; Speditionsgeschäfte nach Oesterreich, Ulm und nach Bayern be-

günstigte die Donauschiffahrt, während sich der Kleinhandel auf das benachbarte Land von Bayern und Oberpfalz beschränkte. Der Handel mit Salz war bedeutend, sowohl mit bayerischem Salz aus Reichenhall als auch mit salzburgischem aus Hallein; zu der Schneidemühle am Oberwörth wurde das Holz vom bayerischen Grunde geholt, wo auch das Brennholz gekauft werden mußte. Wein, Eisen und Ochsen kamen aus Oesterreich, an Schafen gab es auch keinen Mangel, kostbares Federvieh und Wild lieferte für die Tafeln der Diplomaten Böhmen; für die vierzigtägigen Fasten und anderen Fasttage half treulich das Nordgau und die Pfalz, zudem erwies sich die Donau samt Regen, Laber und Naab nicht minder ergiebig; an den besten Fischen insbesondere weiß unser geistlicher Gewährsmann die Donaukarpfen hoch zu rühmen, „deren zarte Milde einem schon die Zähne wässert, da man nur bloß daran gedenket“.

Die Zölle auf der Donau waren mäßig. Von Regensburg bis Passau zahlte man 24 kr. für den Zentner ohne Unterschied der Ware bayerischen Zoll, in Passau 30 kr. bischöflichen und ebensoviel von da bis Wien österreichischen, also auf einer Strecke von 120 Stunden 1 fl. 24 kr. In Bezug auf Schiffahrt hatte die Stadt Regensburg Verträge mit Wien und Ulm abgeschlossen; nach Wien ging wöchentlich ein Schiff ab, nach Linz eines zur Marktzeit zweimal des Jahres, so oft die volle Ladung für zwei oder drei Schiffe bereit lag. Die Frachtschiffe auf der Donau waren damals im allgemeinen noch von sehr unvollkommener Bauart, ungeteert, ohne Masten und Segel, bloß zum Rudern stromabwärts und zum Ziehen durch Pferde stromaufwärts eingerichtet.

Daß Reisen zu Wasser in jener Zeit in Deutschland nicht eben bequem und besonders ergötzlich war, ist ebenso sicher, als daß bei dem schlechten Stand der Landstraßen das Reisen in den Wägen jener Zeit weder zu dem billigen noch zu dem angenehmsten Zeitvertreib gerechnet werden konnte.

Jahrmärkte wurden zu Regensburg zwei abgehalten, um Georgii und St. Emmeram im Herbst. Da war es strenge geboten, daß vor jeder Hausthür ein Zuber voll Wasser bereit stand, indes der pfälzische Adel („das Geleit“) in ziemlicher Anzahl in Wehr und Waffen zum Schutz der Marktbesucher und Wallfahrer von allem Menschenkehricht, Vagabunden und Raubgesindel die Straßen rein fegte und seinen Umritt auch mitten durch die Stadt bis nach Prifling ausdehnte. Wochenmärkte fanden alle Mittwoch und Samstag statt; am Dienstag und Freitag wurde der Abendmarkt abgehalten.

Regensburg hatte auch eine Buchhandlung: die Montagische. Rousseau und Voltaire hielten über Manheim ihren Einzug. St. Emmeram besaß seine eigene Buchdruckerei; nebst dieser bestanden später noch andere. Das Zeitungswesen hob sich gegen Ende jener Zeit. Die geschriebene Reichstagszeitung erschien 1780; nebst dem bestanden als politische Blätter eine „Staatsrelation“, deren „neueste europäische Nachrichten“, ferner „historische Nachrichten der neuesten europäischen Begebenheiten“, monopolisiert eine „Regensburgsche Reichspostzeitung“, eine gelehrte Zeitung als „Wöchentliche Nachrichten von gelehrten Sachen“; die Breitfeldsche Druckerei lieferte alle Dienstag einen Bogen in 4⁰ das „Regensburgsche Diarium oder wöchentliche Frag- und Anzeigenachrichten“, das als ein Anzeigeblatt für Taufe, Trauung und Tod, die Fremden und zugleich auch die Getreidepreise, Brot- und Fleischtaxe nachwies.

Als vor hundert Jahren Macht und Reichtum der Stadt zu zerrinnen begann, war auch die Kunst daselbst in ihrem Niedergange begriffen.

Im Kirchenbau wurde noch viel geschaffen, das feine Kunstgefühl der alten Meister war aber erloschen; was jetzt geschaffen wurde, war zopfig. Den Dom ließ man nach dem dreißigjährigen Kriege altern, verwittern, verfallen und füllte ihn im Innern mit geschmacklosen Monumenten und Zierwerk. Noch im Jahre 1784 fiel es der Aebtissin zu Obermünster, Felicitas von Neuenstein, ein, die alte, zweifellos gotische Kirche im italienischen Geschmack umzubauen. Nur die neuen Bauten bekunden den schlechten Geschmack des Verfalles, und es ist als ein Glück zu preisen, daß man aus Mangel an Mitteln in der Regel an den Umbau der alten, vom 12. bis zum Ende des 14. Jahrhunderts reichenden Baudenkmale sich nicht heranwagen konnte. Von dem Maler Otto Gebhard besitzt die Stadt viele Altarblätter; er malte aber auch Schlacht- und Tierbilder, erstere in der Manier von Bourguignon.

Kosmas Damian Assam arbeitete in Oel und Fresko, hatte seine Ausbildung in Rom erlangt, ebenso sein Bruder Egid, der als Bildhauer sehr beschäftigt war; beider Arbeiten waren sehr gesucht und sind fast über ganz Bayern verbreitet.

Als Tiermaler wurde Joh. Paul Marschlunger zu den besten Künstlern seiner Zeit gezählt; er arbeitete zu Regensburg und Bamberg und malte Landschaften mit Tieren, besonders Jagden auf Eber und Hirsche, Stillleben, Frücht.

Die Kirchenmusik fand eine sorgsame Pflege in den zwei Benediktinerklöstern; als Förderer der Kammermusik erwies sich insbesondere Fürst Karl Anselm von Thurn-Taxis; in dem Direktor seiner Hofkapelle, Johann Riepel (gest. 23. Okt. 1782) besaß er einen Mann, der auch als theoretischer Schriftsteller und Komponist seiner Zeit berühmt war. Auch Fürst Karl Alex. von Thurn-Taxis (geb. 1770, gest. 15. Juli 1827) bezeugte dieselbe Gunst und Huld der Musik, da er selbst ein tüchtiger Orgelspieler war und Symphonien komponierte.

Eine gewisse Jungfrau Neumann formte Porträts und Landschaften in Wachs; Daniel Oexl wird als geschickter Edelsteinschneider gerühmt. Sehr gesucht und auch gut bezahlt wurden Spaths Klaviere.

Mit dem Anfang des Jahres 1713 zeigten sich die ersten Spuren der Pest. Als das Uebel überhand nahm und nicht mehr zu verbergen war, floh alles, was nur fliehen konnte, aus der Stadt, die Gesandten, der Adel, die höhere Geistlichkeit, an 6—7000 Personen.

Die kaiserliche Reichspost zog sich samt Expedition und Pferden nach Prüfling. Zwei kurfürstlich „Konfin- und Pestkommissarii“ kamen von Straubing, ein Hauptmann, Lieutenant und 25 Husaren folgten und umritten beständig die Stadt, niemand ein-, noch weniger hinauslassend; sie hatten ihre Hütten auf den Feldern des Stiftes Emmeram. Die Pestkommissarii residierten in Prül. Die Stadt war abgesperrt, und das einzige Weih St. Petersthor blieb für Spaziergänger und für die Herbeischaffung nötiger Einkäufe offen. Der Abt Johann Baptist ließ auf der „Braitten“ ein Holzhaus aufführen, wohin seine Unterthanen das Dienst- und Zehntgetreide abliefern mußten. Die Herren von der Stadt wachten über dem rechtzeitigen Abführen der Kranken und Toten aus den Häusern; die Kranken kamen in das Lazarett auf dem unteren Wörth; auch für die

Anwesenheit der Aerzte und Geistlichen war hier wohl gesorgt. Anselmus Godin, damals Stadtpfarrer, ging unerschrocken eifrig seinem Berufe nach, ebenso sein Kooperator Kaspar Erhard; vom 14. August bis 12. Oktober 1713 starben 16 Kapuziner; die Pflichttreue und der Eifer des med. und phil. Dr. Schorer, des Chirurgen Philipp Allgermayer und des Stadtapothekers Gschwendtner werden sehr gerühmt. Am 3. Mai 1714 wurde die Stadt wieder geöffnet. In der Stadt erlagen der Seuche 2108, im Lazarett 684, katholischerseits in der Stadt 2566, im Lazarett 2497, zusammen 7857 Personen. Soviel auch die Stadt vordem von dem Wüten der Elemente erduldet, von dem Feuer blieb sie in jener Zeit verschont, durch das Wasser wurde sie nur in den Jahren 1709, 1740 und 1784 in Schrecken versetzt. Im Jahre 1700 mußte man das Schaff Weizen mit 36 fl., Korn mit 30 fl., Gerste mit 24 fl., Hafer mit 19 fl. bezahlen. Die grausame Kälte des Jahres 1709, durch welche die Donau so festes und starkes Eis ansetzte, daß man mit Lastwagen darüberfuhr, wurde durch die bereits im Oktober mit starkem Schneefall eingetretene außerordentliche Kälte im Jahre 1760 um 9⁰ übertroffen. Am 20. Dezember war unter Wetterleuchten ein bisher unerhörter Sturm; durch anhaltenden Regen schwoll die Donau furchtbar an, verdarb alle Wege, riß Brücken nieder, ergoß sich bis in die Stadt.

Aber auch ihre kleinen Freuden und Feste hatte die Stadt; Jubiläum der Konfession, der Buchdrucker (1740), Huldigungen mit feierlichem Aufzuge vor dem Prinzipalkommissarius aus Anlaß der Wahl jedes neuen Reichsoberhauptes, Bälle, Soupers aus Anlaß von Geburt oder Vermählung eines deutschen Prinzen; im Jahre 1751 gab der französische Gesandte Follard aus Anlaß der Geburt des Herzogs von Bourgogne ein Fest, das zwei Tage (23.—24. Okt.) währte und mit einem großartigen Feuerwerke auf dem oberen Wörth endete.

Eine fast zu große Befriedigung der immer regen Schaulust des Volkes war immer die Begrüßung des kaiserlichen Prinzipalkommissarius bei seiner Ankunft. Stadtmiliz und Wache traten ins Gewehr, die Repräsentanten der Stadt fahren ihm in stattlichen Galakutschen entgegen, das übliche Präsent zu überreichen. Ein Wagen mit etlichen Fässern mittelmäßigen Weines und ein rot und weiß angestrichener Wagen mit 16 Säcken voll Hafer folgt ihnen nach. Rot und weiß erscheinen dabei alle fungierenden Diener der Stadt. Zudem werden noch zwei Zuber voll verschiedene Fische überreicht.

Die kurfürstlichen Gesandten bekommen gleichzeitig ein Geschenk von der Stadt, dieses besteht jedoch nur in Wein und Fischen; 24 rotweiße Stadtdiener tragen in jeder Hand eine große damit gefüllte zinnerne Kanne. Auch den fürstlichen Gesandten machen nach der Bekanntmachung ihrer Ankunft die Stadtdeputierten ihren Besuch mit der Bemerkung, das Geschenk sei bereit und warte nur auf ihren Befehl; die Gesandten aber antworten, sie nähmen es als empfangen an; dies geschieht darum, weil sie wissen, daß sie weniger Wein als die kurfürstlichen und keine Fische erhielten, so wie es eben in den Stadtregistern vorgeschrieben sich findet.

Selbst das Trinkgeld für das Präsent fand seine normierte Verwendung. Der Brau- oder Umgeldschreiber, der erste im Zuge erhielt zwei Dritteile, das übrige kam den Trägern zu.

Wenn man den Kohlmarkt passiert hatte, so fand man sich inmitten eines äußerst bewegten Lebens, da gab es am Tage ein Treiben, ein Wogen von Menschenmassen, ein Fahren und Reiten um die Wette. Mit Bewunderung konnte das Auge des Fremden auf den Formen der Equipagen, der Farbe und dem Schnitt der Livreen und den antiken Sänften verweilen, neben dem der Bedienentroß ehrbar dahinschritt. Im ehrfurchtgebietenden, geheimnisvollen Schweigen ragte das altersgraue finstere Rathaus mit seinem abgetreppten hohen Giebel aus dem Gewühl hoch empor.

Zweispännig und sechsspännig kamen die Excellenzen herangebraust in Wägen, die in ihrem Bau nach unten verjüngten Kästen glichen und kaum für zwei Mann Raum hatten, nebenbei stolzierten die Hausdiener mit vom Barett wallenden Federschmuck oder marschierten in langer Reihe hinterher. In keinem Teil der ganzen Stadt Regensburg gab es so viel Leben als auf diesem einen Platz, hier war alles in Bewegung. Der einzige, der in unerschütterlicher Ruhe stramm und fest dastand, war der Reichstagsgardist. An der Pforte, durch welche die kurfürstlichen Gesandten, wenn sie in den Reichsrat fuhren, in das Kollegium hinaufschritten, vor der fürstlichen und städtischen Pforte standen je zwei Männer, auf ihre Hellebarden gelehnt und sahen mit den gleichgültigsten Mienen in das bunte farbenreiche Gewirr von Pferden und Menschen hinein, und mit einem Blicke, der da zu sagen schien: „Alles eitel! Alles schon — dagewesen!“

Betreten wir nun den heiligen Ort, wo die absonderlichste Versammlung Wohl und Wehe deutscher Nation in so lange und reifliche Erwägung zog! Hier saß seit 1663 der Reichstag (Comitia imperii) in Permanenz, wurde im Jahre 1713 der Pest halber nach Augsburg und des Krieges wegen von 1742—45 nach Frankfurt verlegt, saß und kam nie von der Stelle. Da stehen sie noch, die Versammlungszimmer der kurfürstlichen und fürstlichen Kollegien mit ihren Nebenkammern; der große Saal „Re- und Korrelationssaal“, mit seiner Holzdecke, alten Tapeten, antiken Tischen und Stühlen, einem alten schäbigen Thronsessel, zwei messingenen Hängeleuchtern und in der Nähe der Thür einer alten merkwürdigen Schlaguhr nach dem Modell jener im Straßburger Münster. Bei dem Schlage der Viertel regten sich einige Figuren, bei jeder ganzen Stunde aber kamen die heil. drei Könige heraus, um der heil. Maria mit dem Kindlein ihren Respekt zu erweisen, dazu krähte der Hahn, der oben stand. Das war übrigens ein merkwürdig deutscher Hahn. Als das Achtsdekret gegen Kurbayern vorgelesen wurde, krähte er plötzlich laut auf, darob allgemeines Gelächter im Saale. Im fürstlichen Kollegio war der Ofen in der Mitte des Zimmers unter dem Fußboden, der mit einer kupfernen Platte überlegt war; in den Versammlungszimmern aller drei Reichskollegien standen die „Konfekttische“. Konfekt und süße Weine opferte hier die Stadt, bis der Reichstag ewig zu werden drohte. Da fand es sein Ende, zumal als von dem Konfekt selten etwas übrig blieb und das nicht auf der Stelle Verspeiste mitgenommen wurde; die Tische aber blieben an ihrer Stelle für die Röcke, Hüte und Regenschirme der Sekretarien. Auch eine besondere Stube für die Garde des Reichstages gab es da, wo 50 Mann treu zu ihrer Muskete hielten.

Im ganzen mochten etwa 30 Gesandte von 300 Ständen in Regensburg

anwesend sein; das Gefolge von Legationssekretären, Kanzlisten, Kopisten und der Troß der Dienerschaft erreichte oft die Zahl von 600 Personen.

Das muß doch der Stadt zum Nutzen und Vorteil gereicht haben. Gleichwohl wurde dieser Umstand immer mehr beklagt als gerühmt. Die Zollfreiheit wurde zum Nachteil der Zollwachen durch Herren und Diener sehr erweitert und mißbraucht, oft wurden in einer Woche über die Donaubrücke für fast 2000 fl. Lebensmittel mit Freizetteln unter dem Vorgeben eingebracht, daß sie den Gesandten gehören.

Ein Gesandter hatte einst 50 Leute, die seinem Hause beigezählt wurden, Handlung und Handwerk trieben und keine Abgabe dafür bezahlten; Bediente und Kutscher verkauften öffentlich Bier und Wein, und da sie nichts dafür an Import bezahlten, verschenkten sie es wohlfeiler als andere. Bei jeder Erledigung des kleinsten Dienstpostens sind auch die Herren Gesandten mit ihren Rekommandationen bei der Hand; es machen sich Rücksichten geltend, die ein freies Verfügen des Rates binden. Bei vorfallenden Streitigkeiten müssen sich Bürgermeister und Rat gefallen lassen, mit derben Verweisen, insbesondere von den katholischen Herren, beehrt zu werden. Streit gab es mit dem Reichserbmarschallamt wegen der Jurisdiktion, Schutz und Schirm der Juden und anderen Gerechtigkeiten. Der Landadel hielt sich der Stadt ferne, weil er den fremden Excellenzen nicht nachstehen wollte. Einige römisch-katholische Gesandte werden auch angeklagt, daß sie ihre Lebensbedürfnisse so wenig als möglich aus der Stadt bezogen, solche vielmehr aus der Stadt am Hof und der anderen bayerischen Nachbarschaft herbeiholen ließen.

Die erste und ehrenvollste, aber auch einträglichste aller diplomatischen Stellen des Kaisers, zu der nur Fürsten, Kardinäle und Bischöfe genommen wurden, war die des „hochansehnlichsten Prinzipalkommissars“; im Rang als kaiserlicher Gesandter ging ihm nur der am päpstlichen Hofe vor, in Regensburg aber stand er als Repräsentant des Reichsoberhauptes über allen kaiserlichen Abgeordneten. Keinem Gesandten, selbst den kurfürstlichen nicht ausgenommen, gab er den Titel Excellenz, erstattete auch keinem die Gegenvisite. Sprach ein kurfürstlicher Gesandter bei ihm vor, so ließ er ihn unten durch vier Kavaliere, zwei Pagen und den Hoffourier begrüßen, ging ihm bis an die Thür der zweiten Antichambre entgegen, schritt dann zu dessen Rechten vor ihm her und, ebensoweit immer vorangehend, begleitete er ihn wieder zurück. Bei der Audienz stand sein Stuhl unter einem Baldachin, worunter des Kaisers Bild gestellt ist; der Fußboden des Saales war mit Tuch belegt, auf welchem die vordersten Füße des Stuhles, der für den kurfürstlichen Gesandten gesetzt ist, ruhen. Der kurfürstlich mainzsche Gesandte muß jederzeit melden lassen, ob er als kurfürstlicher Abgeordneter komme oder als Deputatus Imperii. Im letzten Falle kommen ihm fünf Kavaliere des Prinzipalkommissarius entgegen und empfangen ihn.

Frobenius Fürst von Fürstenberg hatte eine Kammerbesoldung von 24000 fl. rheinisch und 12000 fl. aus der kaiserlichen Schatulle.

Als Prinzipalkommissare fungierten in jener Zeit: Kardinal Philipp von Bamberg (1686—1712), nach ihm Fürst von Löwenstein bis 1719, Kardinal Christian August, Herzog von Sachsen-Zeitz, ein überaus eifriger Bekehrer, starb am 20. August im Stifte Emmeram; Frobenius Ferdinand, Reichsfürst (mit

f. Diplom von 1712), vor Fürstenberg 24. September (1726, resignierte im Jahre 1735), Joseph Wilhelm Ernst Fürst von Fürstenberg (1735) saß 1735 im Reichstag zu Frankfurt, und nachdem er seinen Frieden mit dem Hause Oesterreich wieder geschlossen, das zweite Mal seit 27. Oktober 1745 in Regensburg und resignierte im Jahre 1748; von da an regierte das Fürstenhaus Thurn-Taxis bis zur Auflösung des Reiches und zwar Alex. Ferdinand, Karl Anselm und als letzter Karl Alexander. Konkommissare waren gleichzeitig Baron Philipp von Jodoci (1724 baronisiert), Karl Johann Baron von Palm (seit 1750 der erste Graf seines Geschlechtes, der Vater des 1783 von Joseph II. kreierten ersten Fürsten), August Friedrich Seidewitz, seit 1743 Graf, Ludwig Baron Lehrbach, seit 1781 Graf, berühmt durch den französischen Gesandtenmord auf dem Rastädter Kongreß, Baron Borie von Schönbach, Franz Georg Freiherr von Leykam und als letzter Johann Alois Joseph Baron Hügel.

Die kurfürstlichen Gesandten hielten sich für weit besser als die altfürstlichen, diese wieder für besser als die neufürstlichen, um die reichsstädtischen kümmerte man sich wenig. Diese durften auch nur mit zwei Pferden fahren, während jene zu ihren Besuchen mit sechs Pferden vorfuhren. Ueber diese Visiten und Revisiten wurde nicht wenig gestritten, über das Forum der Gesandten, über ihre Zollfreiheiten wurde jahraus, jahrein verhandelt. Neujahrsgratulationen waren stilgemäß, Reichsgratulationsgutachten fanden so oft, als in der kaiserlichen Familie ein freudiges Ereignis eintrat, statt.

Zu parlamentarischen Diskussionen kam es in Regensburg nie, nur die an einzelne Abgesandte gelangten Instruktionen wurden unablässig diktiert und protokolliert. Da aber das Eintreffen immer neuer Instruktionen erst abgewartet werden mußte, ehe zur Schlußfassung geschritten werden konnte, so gab es für die Herren Gesandten viele Ferien.

Die Gesandten richteten sich zwar nach den Befehlen ihrer Höfe, konnten aber trotzdem irgend eine Partei gegen ihre Instruktionen begünstigen, wenn sie sich mit anderen Gesandten verabredeten und sich auf die Mehrheit der Stimmen beriefen.

Verschiedene Gesandte waren auch instruiert, sich nach den österreichischen Notis zu richten. Als zu Anfang des spanischen Erbfolgekrieges Oesterreich einstens in seinem Voto meldete, es wolle 30000 Mann an den Rhein stellen und als darnach die Reihe an einen bischöflichen Gesandten kam, sagte er: „In omnibus wie Oesterreich", worauf der kurbrandenburgische Gesandte von Jena erwiderte: „Nun so haben wir schon 60000 Mann beisammen". Von dem Secreto comitiorum weiß man auch nicht viel Löbliches zu berichten. Die Sekretarien kamen weder in die Nebenstuben, noch in die Konferenzen, und doch wußte man bald, was sich da zutrug; Schriften, die mit Ausschluß der Sekretäre als großes Geheimnis behandelt zustande kamen, drangen immer nur zu bald in die Oeffentlichkeit.

Der Geschäftsgang war furchtbar schleppend; die Geschäftssprache nennt Schloßer „halb lateinisch, halb kauderwelsch"; der witzige C. J. Weber aber meint: „Regensburger Deutsch wäre am verständlichsten gewesen, wenn man genug Atem hatte, die langen Perioden bis ans Ende zu lesen." Zwischen dem kaiserlichen Konkommissario und den kurfürstlichen Gesandten ist festgestellt wor-

den, daß sie sich wechselseitig den Titel Excellenz gewähren, die Fremden aber machen keinen Unterschied, was Gesandte ist, heißt Excellenz. Als einst ein Kavalier, der öfters bei einem kurfürstlichen Gesandten speiste, daselbst die fürstlichen Gesandten auch mit Excellenz ansprach, bat ihn jener, an seiner Tafel mit dem Titel Excellenz nicht zu freigebig zu sein.

Als Joseph II. im Jahre 1781 als „Graf Falkenstein" in Regensburg auch das Rathaus besuchte und der kurmainzsche Gesandte ihn auf die Baufälligkeit des Verhandlungssaales aufmerksam machte, sagte der Kaiser: „Wohlan! Wenn das Haus zusammenfallt, ist der Reichsabschied fertig (Eh bien! si la maison s'ecroule le recès de l'Empire sera fait)."

Die Erfüllung dieses Wortes ließ nicht lange auf sich warten: Am 10. Mai 1803 wurde durch kaiserlichen Beschluß die Reichsdeputation aufgelöst; bald folgte ihrem Schicksale das Reich, und mit ihm erlosch auch die Reichsfreiheit der Städte und der schon verblassende Glanz der Stadt, mit deren Aussehen und Einrichtungen wir uns beschäftigt haben.

Prag. Heinrich Pechtl.

## Bibliothek deutscher Geschichte.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift erlaubt sich, die Leser derselben darauf aufmerksam zu machen, daß gleichzeitig mit diesem Hefte die erste Lieferung eines Werkes ausgegeben wird, welches jedem Deutschen, den die Geschichte seines Volkes und die Geschicke seiner Vorfahren nicht gleichgültig lassen, wert erscheinen muß, sich mit demselben zu beschäftigen. Eine Anzahl von Fachgenossen hat es auf Aufforderung der J. G. Cottaschen Buchhandlung übernommen, in einer Folge selbständiger Darstellungen der wichtigsten historischen Zeiträume eine „Bibliothek deutscher Geschichte" zu liefern, in welcher die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft allen Freunden derselben zugänglich gemacht werden. Es bearbeitet Dr. Gutsche in Danzig die deutsche Geschichte bis zu den Karolingern, Professor Mühlbacher in Wien die Karolinger, Dr. Manitius in Dresden die sächsischen und salischen Kaiser, Dr. Jastrow in Berlin die Stauffer, Professor Lindner in Münster die Zeit vom Interregnum bis zum Aussterben der Luxemburger, Dr. von Kraus in Wien Friedrich III. und Maximilian I., Dr. Egelhaaf in Stuttgart die Reformationszeit, Professor M. Ritter in Bonn die Gegenreformation und den Dreißigjährigen Krieg, Professor v. Zwiedineck in Graz die Zeit der Gründung des preußischen Königtums, Professor Koser in Berlin Friedrich den Großen, Professor Heigel in München den Ausgang des 18. Jahrhunderts, Professor Fournier in Prag die Napoleonische Zeit, Professor v. Zwiedineck den Deutschen Bund und das Entstehen des neuen Reiches. Jedes Werk erscheint in Lieferungen, die in bunter Folge nach Maßgabe des vorhandenen Stoffes ausgegeben werden, so daß jedoch in jedem Monate bestimmt zwei Lieferungen in die Hände der Leser gelangen. Der Preis einer Lieferung, deren im Verlaufe von etwa vier Jahren beiläufig 130 erscheinen werden, beträgt eine Mark. Jedem Werke wird eine genau ausgeführte Originalkarte zur Uebersicht der Territorialverhältnisse beigegeben. Möge das Unternehmen mit jener Liebe und jener nationalen Begeisterung aufgenommen werden, mit welcher sich die Mitarbeiter desselben ihrer schwierigen, aber schönen und befriedigenden Aufgabe widmen, und möge die Würdigung der Größe der letzteren die Quelle der Nachsicht für Unvollkommenheiten sein, deren kein Menschenwerk entbehren wird.

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

# Die Katalanen im Herzogtum Athen

## und die neuesten spanischen Forschungen über ihre Geschichte.

Von

**Ferdinand Gregorovius.**

Genau ein volles Jahrhundert war nach dem vierten oder lateinischen Kreuzzuge verflossen, welcher die jähe Zertrümmerung des byzantinischen Reiches der Komnenen und die Gründung französischer und lombardischer, venezianischer und genuesischer Kolonien und Feudalstaaten auf dem Festlande wie auf den Inseln Griechenlands zur Folge gehabt hatte, als auch die Spanier auf diesem östlichen Schauplatz als Konquistadoren auftraten. Die spanischen Reiche waren im Beginne des 14. Jahrhunderts aus ihren unablässigen Kriegen mit den Mauren zu größerer Nationalkraft erwachsen und sie besaßen eine zahlreiche und kühne Handelsmarine. Nichts aber war abenteuerlicher und zufälliger, als die verspätete spanische Unternehmung im Orient, welcher ursprünglich jeder nationale und politische Zweck fehlte; denn sie ging nicht von einem ehrgeizigen Könige, sondern von einer nach Beute hungernden katalanischen Söldnerschar aus, die während des Krieges mit den Anjou im Dienste Friedrichs, des vierten Königs von Sicilien aus dem Hause Aragon, gestanden hatte. Als die sicilianischen Vesperkriege durch den Friedensvertrag von Caltabellota im August 1302 zu einem Abschluß oder doch zum Stillstande gelangt waren, wurden jene Söldner, Katalanen und Aragonier, brotlos. Der König Friedrich, welcher sie nicht hinreichend belohnen konnte und aus Sicilien entfernen wollte, unterstützte bereitwillig ihren verzweifelten Plan, neue Lorbeeren und neuen Raub im Solde des byzantinischen Kaisers Andronikus II. zu suchen, dessen letzte

Besitzungen in Kleinasien von den Türken hart bedrängt wurden. Er ließ dieses Kriegsvolk, welches etwa 5600 Mann stark war, zum Teil auf seinen Schiffen von Messina nach Konstantinopel abziehen.

Der Tempelritter Roger Blum aus Brindisi (mit romanisiertem Namen Roger de Flor genannt), der Sohn eines deutschen Mannes, welcher ehemals dem Hohenstaufenkaiser Friedrich II. als Falkenmeister gedient und dann unter den Fahnen Konradins auf dem Schlachtfelde bei Tagliacozzo den Tod gefunden hatte, führte die furchtbare Soldbande erst nach Byzanz, dann als kaiserlicher Admiral nach Kleinasien.

Die kurze und glänzende Laufbahn dieses Helden, eines ritterlichen Vorgängers der Cortes und Pizarro, aber auf dem Theater der Levante und Nordgriechenlands, lebt noch im Gedächtnis der Nachwelt fort, und die Geschichte der von ihm gegründeten katalanischen Kompanie, des „glücklichen Heeres der Franken in Romanien“, beschäftigt noch heute, als eine der erstaunlichsten Episoden des blutigen und verworrenen Dramas der Frankenherrschaft in Griechenland, die historische Forschung.

Die damit nicht Unbekannten wissen, daß sich jene Soldatenkompanie, nach der verräterischen Ermordung Rogers de Flor durch die Byzantiner in Adrianopel, unter anderen heldenhaften Kapitänen vom griechischen Kaiser lossagte, und als wandernde Militärrepublik ein paar Jahre lang in Thracien und Macedonien ihren erbitterten Rachekrieg gegen Byzanz fortsetzte, bis sie nach unsagbaren Anstrengungen südwärts erst nach Thessalien gelangte und in die Dienste Walthers von Brienne trat, des Herzogs von Athen.

Dies fränkische Herzogtum war, nach der Eroberung Konstantinopels durch die Venezianer und das lateinische Pilgerheer, von dem burgundischen Ritter Odo de la Roche, dem Waffengefährten und dann Lehnsmanne des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, gegründet worden. Seine Dynastie hatte dort ein Jahrhundert lang nicht ohne Ruhm und Glück geherrscht und aus Attika, Böotien, Megara und der Phtiotis ein verhältnismäßig blühendes Feudalreich gemacht. Das Herzogtum Athen stand zwar im Lehnsverbande mit dem Fürstentum Achaja, wo erst die Villehardouin, dann die Anjou Neapels Gebieter waren, doch war es thatsächlich unabhängig. Als der Herzog Guido II., der letzte vom burgundischen Hause la Roche, am 5. Oktober 1308 in Athen gestorben war, erbte sein Land von ihm Walther von Brienne, Graf von Lecce. Die katalanische Kompanie, von diesem Fürsten

in Sold genommen, half ihm erst einen Teil Südthessaliens erobern, dann aber sah sie sich von ihm als eine käufliche Soldbande, die ihren Dienst gethan hatte und lästig zu werden begann, verächtlich behandelt, und dies tapfere Kriegsvolk aus der Schule Rogers de Flor und Roccafortes beschloß, den übermütigen Herzog als Feind und sein Land als Terra di conquista anzusehen. Eine einzige Schlacht, welche die an Zahl viel geringeren Katalanen am 15. März 1311 dem Heere Walthers von Brienne lieferten, dem glänzendsten, das jemals die französische Ritterschaft in Hellas aufgestellt hatte, entschied das Los des Herzogtums. Sie wurde an den sumpfigen Ufern des Kopaissees geschlagen, unweit des alten Orchomenos der Minyer. Der See bedeckte damals weite Strecken des böotischen Tieflandes; heute ist er nach einer Dauer von Jahrtausenden verschwunden und trockengelegt, wie der Lago di Fucino; eine französische Gesellschaft von Kapitalisten und Ingenieuren hat ihn im Juni 1886 durch neue Kanäle in das Meer geleitet und so 25 000 Hektaren fruchtbaren Landes für den Ackerbau Böotiens gewonnen.

Unter den Schwertern der spanischen Almogavaren und den Pfeilen ihrer türkischen Bundesgenossen erlagen dort die stolzen Enkel jener fränkischen Helden, welche Griechenland erobert hatten; die ritterliche Blüte Moreas und Attikas wurde erschlagen und der Herzog Walther selber fiel. Die Sieger besetzten alsbald das wehrlose Land, warfen die französischen Barone aus ihren Lehen, bemächtigten sich der Weiber und Töchter der Gefallenen und richteten dann ihren katalanischen Militärstaat ein. Das Herzogtum Athen, in welchem die la Roche die feinste ritterliche Kultur Frankreichs eingeführt hatten, so daß man, wie Ramon Muntaner versicherte, in Theben und Athen so gut französisch sprach, wie in Paris, wurde jetzt hispanisiert. Die Gesetze der Assisen Jerusalems, die in allen Frankenstaaten des Orients Geltung hatten, machten den Gebräuchen und dem Civilrecht Barcelonas Platz, und siebzig Jahre lang vernahm man auf der Akropolis Athens, auf der Kadmea Thebens, in Lebadea und Salona, selbst in Zeitun dieselbe lengua volgar catalana, die in Barcelona und Lerida gesprochen wurde. So lange dauerte in jenen schönen Ländern die Herrschaft der katalanischen Kompanie, welche allen ihren zahlreichen Feinden, den Venezianern auf Euböa, den Prätendenten des Hauses Brienne in Argos und Nauplia, den Anjou, den Päpsten, den Griechen und Türken einen siegreichen Widerstand zu leisten vermochte. Sie erhielt sich sogar als „Genossenschaft des glücklichen Heeres der Franken“ mit ihren soldatischen

Einrichtungen und Statuten, obwohl sie einen ihr stammverwandten König im fernen Abendlande zu ihrem Oberherrn und zum Herzog Athens erwählt hatte. Denn bald nach der Eroberung des Herzogtums zwang die Bedrängnis durch die Venezianer und die drohende Gefahr innerer anarchischer Auflösung durch den Hader auf einander eifersüchtiger Kapitäne dies Kriegsvolk, sich unter den Schutz des stark und seemächtig gewordenen Siciliens zu begeben. Die Soldbande, welche einem Ritter aus Roussillon den Oberbefehl übertragen hatte, da von ihren alten Feldherren keiner mehr am Leben geblieben war, schickte Bevollmächtigte an jenen mannhaften König Friedrich, und trug ihm die Herrschaft über Attika und Böotien an, die er mit Freuden annahm. Das Herzogtum Athen, bald darauf mit dem eroberten Neopaträ vereinigt, wurde von ihm zu einer Sekundogenitur seiner Dynastie gemacht und seither an Infanten seines Hauses, meist unmündige Kinder, verliehen, während ein königlicher oder herzoglicher Statthalter die Regierung in Theben führte.

Die kühnen Thaten der katalanischen Kompanie in Griechenland sind die einzige kriegerische Beteiligung gewesen, welche die Spanier, und zwar wesentlich Aragon, Katalonien und Majorca, an dem großen Kampf des Abendlandes um den Wiederbesitz des griechischen Orients genommen haben; denn während die anderen lateinischen Nationen dort seit den Kreuzzügen große und kleine Fürstentümer stifteten, hatten die Katalonier, zumal die Bürger der mächtigen Seestadt Barcelona, nur Handelsverbindungen in den levantinischen Meeren unterhalten.

Erst die Kompanie gründete eine Militärkolonie mitten in Griechenland auf dem vorzugsweise klassischen Boden Attikas und der angrenzenden Provinzen. Die Könige vom Hause Aragon in Sicilien verwirklichten in dieser unverhofften Weise die alten Eroberungspläne ihrer Vorgänger, der normannischen Fürsten; sie faßten festen Fuß in Griechenland und durchkreuzten auch hier als Todfeinde des Hauses Anjou dessen ehrgeizige Absichten, welche, seit dem in Viterbo abgeschlossenen Vertrage Karls I. mit dem letzten durch den Paläologen Michael vertriebenen Frankenkaiser Balduin, auf die Eroberung Konstantinopels gerichtet waren.

Die Geschichte der Katalanen in Griechenland hat daher eine nationale Bedeutung für Spanien: sie ist wie eine Domäne seiner historischen Wissenschaft anzusehen, und das schon seit Ramon Muntaner. Dieser katalanische Kriegsmann aus der Heldenschar des Roger de Flor, des Ximenes, des Arenos, des Roccaforte und Entenza, der Waffengefährte und Freund des unglücklichen

Infanten Ferdinand von Majorca, beschrieb, nach seiner endlichen Rückkehr in sein Vaterland von seinen odysseeischen Kämpfen und Fahrten ausruhend, als ein zweiter Xenophon die Thaten der Kompanie bis zur Eroberung Attikas in seiner Chronik, und dies mit Recht bewunderte Werk eines tapfern Soldaten war die erste große Prosaschrift in der lengua catalana. Sie ist das um ein Jahrhundert jüngere Seitenstück zur Chronik des Gottfried von Villehardouin, des ersten Geschichtschreibers in der französischen Sprache. Gleichzeitig mit Muntaner entstand die erste große Chronik in der italienischen Sprache, die des Giovanni Villani.

Seit Muntaner haben die Spanier die patriotischen Erinnerungen an die Kriegsfahrten der Katalonier im Orient von Zeit zu Zeit im Gedächtnis ihrer Nation erneuert. Das geschah ganz besonders im 17. Jahrhundert durch eine Schrift des berühmten Staatsmannes Francesco de Moncada, Grafen von Osona, eines Valencianers aus uraltem katalonischem Geschlecht. Von dem Ruhme Mendozas, des Verfassers der Guerra de Granada, angefeuert, schrieb er die Historia de la expedicion de Catalanes y Aragoneses contra Turcos y Griegos (Barcelona 1623). Dies auf die Berichte des alten Muntaner und der byzantinischen Geschichtschreiber gestützte Buch gilt noch heute als eine Perle der kastilianischen Litteratur. Spazier übersetzte dasselbe ins Deutsche im Jahre 1828. Die Uebersetzung war damals zeitgemäß, denn der heroische Aufstand Griechenlands, seine Befreiung vom langen Joch der Türken und seine endliche nationale Wiedergeburt riefen überall in Europa das lebhafteste Interesse an der Geschichte des klassischen Landes während seiner fränkisch-byzantinischen Epoche wach, auf welche die Nacht der türkischen Herrschaft gefolgt war. Die türkische Barbarei hatte sich auf Griechenland gelegt wie eine rohe Tünche, womit man alte schöne Gemälde bedeckt; als nun diese verhüllende Schicht wieder abgenommen wurde, betrachtete die gebildete Welt mit Aufregung das byzantinisch-griechische Originalbild, welches daraus zum Vorschein kam, und bekanntlich fand man sich ein wenig getäuscht.

Fast alle Länder Europas beteiligten sich seit der Renaissance Griechenlands an diesen historischen Studien, während Touristen und Archäologen die halbvergessenen Landschaften bereisten, die antiken Ruinen aufsuchten und Ausgrabungen zu veranstalten begannen. In Frankreich, dem Vaterlande des Ducange, des großen Schöpfers der neueren Geschichtswissenschaft vom byzantinischen Griechenland, setzten Buchon und andere dessen Forschungen fort, und noch heute blühen diese Studien dort, wie die Namen aller

derer beweisen, die der Société de l'Orient latin angehören. Von Engländern genügt es, die Namen Leake und Finlay zu nennen, von Deutschen an Hammer, Fallmerayer und Karl Hopf zu erinnern. Auch die Neugriechen sind nicht zurückgeblieben, zumal nachdem sie durch die kühnen, ihr Nationalgefühl so tief verletzenden Theorien Fallmerayers von der gänzlichen Verslavung Griechenlands in Aufregung versetzt worden waren. Die Reihe ihrer Geschichtschreiber begann schon mit Dionysios Surmelis, welcher eine übersichtliche Geschichte Athens bis zum Ende der Türkenherrschaft verfaßte. Es folgten bis auf unsere Tage die verdienstvollen geschichtlichen Arbeiten der Paparrhigopulos, Rangawis, der Lambros, Sathas, Konstantinidis und anderer. Selbst die katalanische Epoche hat im Jahre 1869 in Epaminondas Stamatidis einen griechischen Geschichtschreiber gefunden. Katalanisch ist auch der Stoff für das Drama „Der letzte Graf von Salona", welches den talentvollen Spiridon Lambros zum Verfasser hat.

In Spanien selbst hat man seit dem Beginne der vierziger Jahre die Schicksale der katalanischen Kompanie zum Gegenstande dichterischer wie geschichtlicher Behandlung gemacht. Roger de Flor war dort plötzlich in Mode gekommen, und vielleicht wirkte auf die Spanier Bartholds „Geschichte des Templers von Brindisi", welche im Jahre 1840 zu Berlin erschienen war. Der berühmte Bandenführer und byzantinische Cäsar lieferte bis auf unsere Zeit den Stoff für eine ganze Reihe spanischer Heldengedichte und Trauerspiele. Ein Drama dieses Inhalts von Capdepon ist im Jahre 1878 in Madrid aufgeführt worden. Wichtiger freilich sind die geschichtlichen Arbeiten der Katalonier geworden. Eine neue Aera der historischen Litteratur brach für sie an, seit der gelehrte Don Prospero Bofarull im Jahre 1814 die Ordnung des unermeßlich reichen Staatsarchivs der Krone Aragon in Barcelona begonnen hatte. Ihm verdankt Katalonien Geschichtswerke von bleibendem Nationalwert, und seine verdienstlichen Arbeiten hat sein Sohn und Nachfolger Don Manuel, der heutige Archivar Barcelonas, mit rühmlichem Eifer fortgesetzt.

Gegenwärtig beschäftigt sich ein jüngerer Gelehrter der dortigen Universität, Don Antonio Rubio y Lluch, mit der Geschichte des katalanischen Herzogtums Athen. Herr Rubio ist kein Neuling mehr auf diesem Gebiete. Im Jahre 1883 veröffentlichte er eine Monographie La Expedicion y dominacion de los Catalanes en Oriente juzgudas por los Griegos, und in diesem Jahre eine zweite Los Navarros en Grecia y el ducado Catalan de Atenas en la epoca de su invasion.

In dieser wichtigeren Schrift hat zwar Rubio auch eine übersichtliche Darstellung der Entstehung und Fortentwickelung der Frankenherrschaft, sowohl in Morea oder Achaja, als im eigentlichen Hellas gegeben, doch stützt sie sich durchaus auf die sorgsamen Forschungen Karl Hopfs, die freilich immer die Grundlage von Granit für alle seine Nachfolger auf dem dunklen Gebiete des griechischen Mittelalters bilden müssen. Nur eine Partie in der genannten Schrift Rubios ist neu und selbständig, und deshalb auch in besonderem Maße verdienstlich. Sie betrifft nicht sowohl die kriegerische Invasion der Navarresen in das Herzogtum Athen, als die politischen, feudalen und lokalen Verhältnisse desselben zur Zeit des genannten Einfalles.

Im Jahre 1380, fast siebzig Jahre nach dem Einzuge der Katalanen, trat nochmals eine raubgierige Söldnerkompanie in Griechenland auf, um, wie ihre stammverwandten Vorgänger, in dem zerrütteten Lande mit dem Schwert ihr Glück zu suchen. Die Soldbanden, welche im 14. Jahrhundert unablässig die Länder Europas, zumal Frankreich und Italien, durchzogen, waren das Proletariat des untergehenden Rittertums, und immer Ausgeburten von dynastischen Kriegen. Der Ursprung der Bande der Navarresen ist dunkel, doch scheint sie in dem Kriege zwischen Karl V. von Frankreich und Karl II. von Navarra entstanden zu sein. Nach dem Friedensschlusse diente sie dem Infanten Don Luis de Evreux von Navarra, einem der Prätendenten der Herrschaft Albaniens. Der Prinz führte navarrisches Kriegsvolk nach Neapel, um von dort nach Epirus überzusetzen. Als er plötzlich um das Jahr 1376 starb, trat diese Kompanie in die Dienste Jakobs von Baux, des bekannten letzten Titularkaisers von Byzanz aus fränkischem Geschlecht, und für ihn eroberte sie die Insel Korfu. Da Baux als Erbe der Anjou das Fürstentum Achaja und deshalb auch das dazu als Lehen gerechnete Herzogtum Athen beanspruchte, unternahmen die Navarresen unter seiner Fahne einen Kriegszug in dieses Land.

Die Zeit war günstig genug, denn am 27. Juli 1377 war der König Friedrich III. von Sicilien und Herzog von Athen gestorben und mit ihm der aragonische Mannesstamm Siciliens erloschen. Er hinterließ außer seinem Bastard Guillelm nur eine legitime Tochter, die unmündige Donna Maria. Dieses Kind sollte seinem Testament gemäß Sicilien und die griechischen Herzogtümer, Athen und Neopatria, erben. Allein die Rechte der Prinzessin bestritt der König Pedro IV. von Aragon, welcher auf Grund alter Familienverträge zwischen den beiden regierenden Zweigen

des Hauses Aragon, dem spanischen und dem sicilianischen, nicht nur Sicilien, sondern auch die griechischen Provinzen als das seiner Krone anheimgefallene Erbe erklärte, und dann auch wirklich gewann. Im Herzogtum Athen bildete sich sofort eine Partei für Pedro; die meisten Großen der katalanischen Kompanie, die mächtigsten Barone des Landes, die Bischöfe, und Luis Fadrique von Salona, der Generalvikar des verstorbenen Königs, riefen ihn zum Herzog aus. Sie zogen das Banner Aragons auf der Akropolis, der Kadmea, in Lebadea und anderen Burgen auf, und sie wie die Städte wählten Bevollmächtigte, welche nach Barcelona schifften, dem Könige zu huldigen und ihn einzuladen, vom Herzogtum Athen Besitz zu nehmen.

Ehe sich noch diese dynastische Umwälzung vollziehen konnte, brach jene navarresische Soldbande unter ihren Kapitänen Mahout de Coquerel und dem Bastard Pedro von S. Superan in Boötien und Attika ein, unterstützt von einer Gegenpartei, die sich für Donna Maria erklärt hatte, und von anderen Unzufriedenen, sowohl unter den einheimischen Griechen als den katalanischen Baronen. Sie eroberte im ersten Anlauf fast das ganze Herzogtum; nur wenige Festungen hielten stand, wie vor allem die Akropolis Athens, damals das Kastell Setines genannt, „das schönste Kleinod der Welt," wie es später Pedro IV. gepriesen hat.[1] Ihr katalanischer Kapitän Romeo de Belarbre schlug mit seinem Häuflein Bogenschützen die Stürme von dem westlichen Eingange der Stadtburg ab, welchen damals noch ältere byzantinische Schanzen deckten, während auch die Burgunder und die Katalanen selbst diese verstärkt hatten. Wahrscheinlich rührte schon von den la Roche jener gewaltige Frankenturm auf der Südseite der Propyläen her, welcher, wie der Minervakoloß des Phidias im Altertum, seit

[1] Athen wurde von den Franken gewöhnlich Setines genannt. Die Katalanen sagten la ciutat e castell de Cetines. Doch findet sich in offiziellen Schriften, wie auf Münzen auch der alte Name Athenes. Theben hieß Estives. Die Entstehung dieser Vulgärnamen ist bekannt. Der Name und Begriff Akropolis war aus dem Bewußtsein der Menschen verschwunden. Als die Abgeordneten der Athener den König Pedro baten, eine Verstärkung von zwölf Bogenschützen für ihr Kastell zu bewilligen, genehmigte er das, und in seinem Befehl an seinen Schatzmeister sagte er: „Diese Burg sei der reichste Edelstein der Welt, so daß alle Könige der Christenheit zusammen nichts Aehnliches schaffen könnten": con lo dit castell sia la pusricha joya qui al mont sia, e tal que entre tots los Reys de cristians envides lo porien, far semblant. Lerida 11. Sept. 1380, bei Rubio Los Navarros, Anhang n. XX. Ein ästhetisches Urteil im Munde des Königs von Aragon, nur vom Hörensagen, und für jene Zeit höchst merkwürdig.

der Frankenzeit jahrhundertelang als weit sichtbares Wahrzeichen die einsame Akropolis überragte, bis er vor unsern Augen einem falschen Purismus zum Opfer fiel. Denn die Athener ließen diesen merkwürdigen Turm vor einigen Jahren als ein Denkmal der Barbarei abtragen, und Schliemann gab dazu die Kosten her. So zerstörten sie das einzige Monument, welches sich aus der Frankenzeit in ihrer Stadt erhalten hatte. Ich stimme übrigens nicht dem Urteil meiner Freunde in Athen bei, die jenen Turm für einen türkischen Bau erklärt haben.[1]

Der Einbruch der Navarresen war übrigens nur ein flüchtiger Raubzug. Die erst bestürzten Katalanen sammelten sich unter dem letzten Grafen von Salona, Don Luis Fadrique vom königlichen Bastardgeschlechte Aragon im Herzogtum Athen, und unter anderen Führern zu energischem Widerstande. Endlich schickte auch der König Pedro einen Vicekönig mit Truppen nach dem Piräus, worauf die Navarresen das Land verließen. Sie warfen sich jetzt auf Morea, welches sie für Jakob von Baux zu erobern hofften. Dort setzten sie sich auch nach vielen Kämpfen mit den Venezianern, den Johanniterrittern und den Griechen von Misithra fest, und sie gründeten in Elis einen neuen, bald unabhängig werdenden Militärstaat, welcher sich sogar bis auf die Zeit der türkischen Eroberung Griechenlands behaupten konnte. Ihr Hafen und Kastell war dort Navarin beim alten nestorischen Pylos. Hopf hat diesen Namen im Widerspruch zu Fallmerayer von jener Bande abgeleitet und als das Schloß der Navarresen erklärt, jedoch darin geirrt, denn schon vor ihrem Einbruch gab es daselbst bei Zonclon einen Ort Abarinon, so daß die Ansicht Buchons, Navarin sei aus Neo-Abarinon entstanden, wohl die richtige sein wird.[2]

Pedro IV. war nach dem Abzuge der Soldbande der anerkannte Herzog Athens, und dieses Land wurde jetzt in derselben Weise mit der spanischen Krone Aragon verbunden, wie es früher mit jener Siciliens vereinigt gewesen war. Seine Viguers oder Vicekönige regierten für ihn in Theben oder in Athen. Allein nur ein paar Jahre lang vermochte jener thatkräftige Monarch seine griechischen Besitzungen zu behaupten. Die räuberische Invasion der Navarresen hatte die Landeskraft erschüttert und ge-

[1] Der englische Geschichtschreiber Freeman klagte die Athener dieser Zerstörung wegen des Vandalismus an — und die Römer, welche den Turm und das Kloster Aracöli auf dem Kapitol, ihrer Akropolis, eben erst zerstört haben?

[2] Schon die Chronik von Morea nennt das *κάστρον τοῦ Ἀβαρίνου;* und die Notitia 4. graecar. Episcop. (Hieroclis Synecdem. ed. Parthey S. 312) sagt von Pylos: nunc vocatur Abarinus.

schwächt, und schon lange vorher war die alte Organisation der Kompanie durch den Feudalismus und die Parteizerrüttung aufgelöst und um ihre soldatische Energie gebracht worden. Rainerio Acciajoli, der Adoptivsohn des berühmten Großseneschalls von Neapel, Nicolo Acciajoli, der Erbe von dessen Reichtümern und Glück, damals gebietender Herr in Korinth, konnte von Megara aus im Jahre 1385 ohne Mühe Attika erobern, da er mit den Venezianern auf Euböa im Bündnis war. Zwei Jahre lang verteidigte noch der letzte katalanische Kapitän die Stadtburg Athens, bis ihn Hunger endlich zur Ergebung zwang.

Die Geldmacht siegte über die Waffenmacht. So erwarb zu derselben Zeit, als die reichen Medici in Florenz zur Herrschergröße und Tyrannis emporstiegen, ein anderes Bankhaus derselben Stadt das Herzogtum Athen, welches die ritterlichen Konquistadoren Frankreichs und Spaniens mit dem Schwert der Helden errungen hatten. Die letzten Geschlechter der katalanischen Barone kehrten nach Spanien oder Sicilien zurück, und der in Griechenland zurückgebliebene Rest dieser Nation verschwand dort so spurlos, daß heute in Attika und Böotien nichts mehr an die Katalanen erinnert. Das Haus der Acciajoli, aus dem einige kluge und geistvolle Fürsten hervorgingen, sicherte sich den Besitz des Herzogtums Athen, bis dieses von Mohammed II., dem Eroberer Konstantinopels, vernichtet wurde.

Die Schrift Rubios schildert nicht den Untergang der Genossenschaft des glücklichen Heeres der Franken in Romania; sie beschäftigt sich hauptsächlich mit Pedro IV. von Aragon, das heißt mit seiner Uebernahme der herzoglichen Gewalt in den griechischen Landen, welche er übrigens niemals mit Augen sah, wie auch von seinen Vorgängern im Herzogtum vom königlichen Hause Sicilien kein einziger den hellenischen Boden betreten hatte. Rubio hat zwar, wie der Titel seiner Monographie erkennen läßt, gerade die Geschichte der Navarresen in Griechenland, oder doch ihre Invasion in Attika behandeln wollen, aber die urkundlichen Quellen für diesen Zweck sind ihm doch nur spärlich zugeflossen; auch seine Erwartung, noch in den Archiven Navarras und Majorcas Aufschlüsse zu finden, dürfte kaum erfüllt werden.

Was ihm das Staatsarchiv der Krone Aragon unter der Leitung Bofarulls darbieten konnte, hat Herr Rubio ans Licht gezogen. Die nicht geringe Zahl bisher völlig unbekannter Dokumente, die er im Anhange ihrem Wortlaute nach wiedergegeben hat, beleuchtet auf überraschende Weise die Zustände des Herzogtums Athen zur Zeit der Besitznahme Pedros IV., und darunter

befinden sich katalanische Urkunden auch von hohem sprachlichem Wert. Sie zeigen, daß die Sprache Muntaners und der Troubadours an den Höfen in Barcelona und Majorca selbst noch am Ende des 14. Jahrhunderts im katalanischen Griechenland im offiziellen wie privaten Gebrauch gewesen ist.

Sehr merkwürdig sind die Kapitel der Stadt Athen, welche der aragonische König vor den Boten dieser Gemeinde beschwören mußte, ehe er die Huldigung als Herzog empfing. Die ansehnlichsten Städte des Herzogtums, Athen selbst, die tief herabgekommene Stadt des Solon und Perikles, Theben, die Stadt des Epaminondas und Pindar, damals die reichste in Hellas durch ihre noch immer blühenden Seidenfabriken, ferner die starke Festung Lebadea, welche zur Türkenzeit dem ganzen Lande sogar ihren Namen gab, Salona, das alte Amphissa in der Nähe Delphis, der Sitz einer großen Lehnsgrafschaft erst der Stromoncourt, dann der Fadrique von Aragon, Neopaträ, das alte Hypata, und selbst kleinere Orte hatten während der Herrschaft der Katalanen eine selbständige Municipal-Verfassung. Denn sowohl in Aragon, als in Katalonien, und auch in Sicilien genossen die Städte im 14. Jahrhundert und schon früher die Rechte der Selbstverwaltung, und sie stellten ihre Vertreter zu den Cortes. Die Gemeinden des erschöpften Griechenlands konnten freilich nicht mit der bürgerlichen Macht und dem Handel Barcelonas, Valencias, Taragonas, oder mit Palermo, Catania und Messina wetteifern; sie waren gegen solche Städte des Abendlandes nur verrottete Flecken und Burgen zu nennen. Ihre Municipalitäten, zu welchen niemals die vom Frankenrecht ausgeschlossenen unterjochten Griechen, sondern nur Spanier und andere in die Kompanie aufgenommene Lateiner gehörten, waren der Regierung gegenüber zu schwach, um wie in Katalonien eine wirkliche landständische Verfassung neben den Baronen durchzusetzen. Von vereinigten Landesparlamenten der drei Stände, wie in Katalonien und Sicilien, findet sich im Herzogtum Athen keine Spur.

Die Ansicht Hopfs, daß die Archive Barcelonas für die Geschichte Griechenlands „nur geringe Ausbeute“ geben, ist also wenigstens in Bezug auf die kurze Epoche Pedros IV. unbegründet, denn die von Rubio beigebrachten Dokumente ergänzen die auf kaum zwei Spalten beschränkte Darstellung, welche der deutsche Geschichtsforscher jenen Ereignissen zu widmen vermocht hat, in sehr bedeutender Weise. In allem übrigen aber dürfte Hopfs Ausspruch leider nicht unrichtig sein.

Das Archiv Barcelona besitzt zahlreiche Urkunden, welche auf

die Gründung des aragonischen Königreichs Sicilien infolge der Vesper-Revolution Licht werfen, und solche hat Don Isidoro Carini zu veröffentlichen begonnen. Dieser gelehrte Palermitaner, welcher seit nicht lange vom Papst an das vatikanische Archiv berufen worden ist, erhielt zuvor vom italienischen Ministerium auf den Vorschlag des Präfekten der sicilianischen Archive, Herrn Giuseppe Silvestri, den Auftrag, die Archive Spaniens zu durchsuchen und ihr Inventar in Beziehung auf die Geschichte Siciliens aufzunehmen. Die Früchte seiner dortigen Arbeiten sind die sorgsamen Berichte über das betreffende Material und die Publikation bezüglicher Regesten.[1] Allein Herr Carini hat sich in Barcelona nur auf die Epoche der Vesper beschränkt, und hier freilich manches an den Tag gebracht, was die Geschichte der sicilianischen Vesper von Amari ergänzt.

Es ist kaum zu erwarten, daß im katalonischen Staatsarchiv Urkunden zur Geschichte der großen Kompanie vor der Zeit Pedros IV. zu finden sind, denn das spanische Königreich Aragon hat bis auf diesen Fürsten nicht in dynastischer Verbindung mit dem Herzogtum Athen gestanden. Wo der Forscher solche Urkunden am ehesten erwarten darf, im Staatsarchiv Siciliens selbst, sieht er sich zwar nicht getäuscht, jedoch die dortigen Dokumente umfassen meist nur die letzten Decennien der sicilianischen Herrschaft im Herzogtum Athen, und sie sind nicht politischer, sondern administrativer Natur, da sie sich fast ausschließlich auf die Ernennung der Vicekönige, der Kastellane und Kapitäne des Landes beziehen. Eine noch geringere Ausbeute bietet das Staatsarchiv Neapel für Athen dar. Es ist auch in diesem Falle wieder Venedig, dessen unerschöpfliche Archive allein manche empfindliche Lücke ergänzen.

Herr Rubio hofft wohl vergebens auf glückliche Entdeckungen in Bibliotheken und Klöstern Griechenlands selbst. Mit seiner eigenen Schrift hat er den Forschungen auf diesem Felde des griechischen Mittelalters einen schätzbaren Dienst geleistet. Er wird schon deshalb nicht ermüden, sie in seiner Heimat fortzusetzen.

[1] Gli Archivi e le Biblioteche di Spagna in rapporto alla storia d'Italia in generale e di Sicilia in particolare. Relazione di Isidoro Carini archivista ... al Comm. Giuseppe Silvestri sovraintendente agli archivi siciliani. Palermo, bisher in drei Heften, 1884. 1885.

# Balthasar Weydacher.

## Ein Studentenabenteuer in Padua

von

**Arnold Luschin v. Ebengreuth.**

Die italienischen Universitäten waren während des 16. Jahrhunderts von Deutschen viel besucht. Manch Gesellenbüchlein hat uns die Namen von Scholaren bewahrt, welche sich damals in Padua, Bologna, Ferrara, Siena oder anderswo im schönen Welschland aufgehalten haben, auch wohl in Wort und Bild Anspielungen auf dort erlebte Abenteuer uns überliefert. Ausführlicheren Bericht vermitteln uns Tagebücher und Briefwechsel der Studenten, welche sich hier und da in Familienarchiven erhalten haben, allein die reichlichsten Quellen, um das Leben und Treiben des deutschen Bruder Studio in Italien kennen zu lernen, müssen noch immer an Ort und Stelle aufgesucht werden.

Als ein Beispiel, wie es vor 300 Jahren zu Padua in Studentenkreisen zuging, habe ich das Abenteuer Balthasar Weydachers aus hundert ähnlichen Geschichten herausgegriffen, namentlich auch darum, weil dasselbe einen eigentümlichen Einblick in das innere Getriebe der venezianischen Staatskunst gewährt. Ich erzähle es nach den Jahrbüchern der deutschen Juristen zu Padua und den Akten des Rates der Zehn, welche sich jetzt teils im Universitätsarchiv zu Padua, teils im kgl. Staatsarchiv zu Venedig befinden.

### 1.

Zu Padua lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts — die Pestzeiten abgerechnet — jahraus, jahrein eine stattliche Anzahl deutscher Studenten. Die Matrikel der Juristen

deutscher Zunge hebt mit 1546 an und enthält in den ersten 25 Jahren über 1600 Einträge, darunter 168 Namen aus fürstlichen, Grafen- und Herrengeschlechtern, ferner 1460 Unterschriften von Personen des niederen Adels und des Bürgerstandes. Das ergibt im Durchschnitt einen jährlichen Zuwachs von 65 Deutschen. Freilich ist wahr, daß nicht jeder der hier Eingezeichneten Padua als Student besucht hat, denn der Vorstand der deutschen Nation war verpflichtet, das Album allen durchreisenden Standespersonen zur Eintragung vorzulegen, deren Namen von obigen Zahlen in Abzug zu bringen sind. Indessen wird dieser Abgang von der Menge auf anderer Seite wieder reichlich aufgewogen, weil es immerdar genug Scholaren gab, welche sich mit der Aufnahme in die amtliche Liste des Rektors begnügten und die Kosten der Privatmatrikel sparten. So mögen damals jährlich an 200 Deutsche als Rechtsjünger in Padua geweilt haben, in den besten Zeiten aber überstieg die Zahl wohl 300, wenn wir amtlichen Berichten Glauben schenken, welche freilich einer spätern Zeit angehören. Dazu kamen noch viele Deutsche, welche an der Artistenuniversität als Theologen, Mediziner u. s. w. studierten.

Die Deutschen waren in Padua gern gesehene Gäste und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie viel Geld in der Stadt verzehrten. Gar manches Vorrecht, welches der Senat von Venedig anderen Studenten hartnäckig verweigerte, räumte er den Deutschen ein. Kamen aber Dinge in Frage, welche man offiziell nicht billigen konnte oder wollte, so drückte man wenigstens ein Auge zu, soweit Deutsche dabei ins Spiel kamen. So namentlich in Glaubenssachen, obwohl man recht gut wußte, daß es mit der Rechtgläubigkeit vieler Studierenden aus Deutschland nicht weit her sei. So streng die Republik gegen die eigenen Unterthanen verfuhr, wenn diese in den Verdacht der Häresie kamen, so nachsichtig war sie gegen Deutsche, sobald diese klug genug waren, öffentliches Aergernis zu vermeiden und keine Bekehrungsversuche an Italienern unternahmen. Ein Aktenstück des bekannten Rates der Zehnmänner, auf welches wir noch zurückkommen werden, erwähnt es als offenkundig, daß die weit überwiegende Mehrzahl der deutschen Studenten zu Padua in Glaubenssachen vom Katholizismus abweiche. Dies sei jedoch an sich noch kein Anlaß zu gewaltsamem Einschreiten gegen dieselben, da man ja im Gegenteil hoffen dürfe (wie heuchlerisch hinzugefügt wird), daß der Umgang mit Katholiken die Irrenden auf den wahren Weg zurückführen werde.

Diese berechnete Duldsamkeit der Republik, die günstige geo-

graphische Lage, die angenehmen Lebensverhältnisse, endlich der Ruf der Lehrer (extollit Paduam juris studium et medicinae heißt es in einem Denkvers), all diese Umstände haben zusammengewirkt, um Padua während des 16. Jahrhunderts zu einer Lieblings-universität vermöglicher Deutscher zu machen. Ob dabei der Zu-zug aus Süddeutschland jenen aus Norddeutschland wirklich um so viel überwog, als angenommen wird, das bedarf noch genauerer Untersuchung. Gewiß ist, daß die Zahl der Oesterreicher in Padua bedeutend war, und daß der Besuch dieser Universität in manchen Familien vom Vater auf den Sohn und Enkel sich vererbte. Im ersten Bande der deutschen Juristenmatrikel, welcher nur den Zeit-raum zweier Menschenalter umspannt (1546—1605), erscheinen z. B. die Auersperg und Stubenberg je 19mal, die Breuner sind mit 15, die Pollheim mit 14, die Jörger mit 13, die Windisch-grätz mit 12 Einträgen vertreten, am eifrigsten scheinen jedoch die Freiherren von Herberstein gewesen zu sein, deren Namen sogar 23mal vorkommt. Nicht minder eifrig sandte das Patriziat der ober- und mitteldeutschen Reichsstädte seine Söhne nach Padua, wo während der nämlichen 60 Jahre u. a. 20 Fugger, 21 Welser und sogar 29 Rechlinger sich einzeichneten. Von norddeutschen Adelsgeschlechtern sind die Bünau mit 14, die Dohna mit 16 Mit-gliedern vertreten.

Diese Proben mögen vorläufig genügen. Ungleich öfter be-gegnet man natürlich kleineren Namensreihen. Im ganzen dürften die 6029 Einträge der ältesten Nationsmatrikel auf mindestens 4000 verschiedene Geschlechter zu verteilen sein.

Die Reise nach Italien wurde meist in Gesellschaft näherer Landsleute angetreten und gern ebenso fortgesetzt; wer es freilich nicht anders konnte oder wollte, der wanderte auch allein. Reiche Familien übertrugen außerdem die Obsorge für das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder in der Fremde einem Vertrauensmann, dem Präceptor. Ihre Wahl fiel gewöhnlich auf einen Mann, welcher Italien schon kannte, häufig auf einen Juristen. Den Um-fang seines beschwerlichen und verantwortlichen Amtes bezeichnete die von den Eltern festgestellte „Instruktion", und es hing von deren Inhalt ab, ob der Präceptor nur Hofmeister war oder über-dies als Reisemarschall und Verwalter des Hauswesens auftreten mußte.

## 2.

Unsere Geschichte beginnt im Jahre 1570 und zwar in den Oktobertagen. Es dürfte jedoch zweckmäßig sein ein paar Monate

weiter zurückzugreifen, um dem Leser ein anschauliches Bild der Verhältnisse zu gewähren, welche zur Zeit an der Universität Padua herrschten. Ich benutze dazu als Hauptquelle die Jahrzeitbücher der deutschen Studentenschaft (Annales Inclytae Germanicae Nationis juridicae facultatis) und behalte auch deren chronikalische Darstellung bei, weil diese am unmittelbarsten den Einblick in die großen und kleinen Angelegenheiten der Paduaner Studenten eröffnet.

1570, 5. April. Der Prokurator der deutschen Juristen Johann Georgi wird an Stelle des heimreisenden Moriz Welzer zum Konsiliar der Nation und der Wiener Michael Eham zum Prokurator gewählt.

6. April. Johann Cladius aus Kreta wird nahezu einstimmig von der gesamten Studentenschaft zum Vizerektor der Juristenuniversität erkoren.

13. April, frühmorgens im Kloster der Augustiner Eremiten, dem gewöhnlichen Versammlungsort der Nation. Beratung über den Vorschlag der Brescianer, dem scheidenden Prätor der Stadt Jakob Soranzo gemeinsam ein feierliches Geleit zu geben. Obwohl man von einigen Seiten widersprach, so wurde schließlich die erbetene Zusage doch „aus vielerlei Gründen“ gegeben.

2. Mai. Tod des Dogen Leonardo Loredano und Wahl des Aloys (II.) Mocenigo zum Nachfolger am 10. d. M. Beide Ereignisse waren für die Verhältnisse der Paduaner Universität von keiner unmittelbaren Bedeutung, um so wichtiger aber ein Todesfall, welcher einige Wochen später erfolgte. Beinahe zwei Menschenalter hindurch hatte das Bistum Padua als Versorgungspfründe für die venezianische Patrizierfamilie Pisani gedient. Dem Franz Pisani, welcher 1570 als Kardinalbischof von Ostia starb, war nach 43jähriger Regierung sein Neffe Aloys 1567 im Bistum Padua gefolgt. Dieser, vom Papste Pius IV. gleichfalls zum Kardinal erhoben, kümmerte sich jedoch wenig um seinen Sprengel, dessen Verwaltung er seinem Weihbischofe, dem Paduaner Hieronymus Sanctius überließ. Nun wird zwar berichtet, daß Sanctius ein ganz vorzüglicher Prediger war, allein die kirchlichen Verhältnisse in der Diöcese scheinen nicht die besten gewesen zu sein. Als nun Kardinal Aloys Pisani am 29. Juni 1570 starb, entschloß sich der Papst zu raschem und eingreifendem Handeln. Vierzehn Tage später (13. Juli) ist bereits sein Vertrauensmann Nicolaus Ormanettus aus Verona, ein Schüler des berühmten Kardinals Karl Borromäus, zum Bischof von Padua ernannt. Wir werden bald Gelegenheit haben, den Eifer kennen zu lernen, welchen der neue Seelenhirte für kirchliche Disciplin und die Glaubenseinheit an den

Tag legte, einstweilen kehren wir zur unterbrochenen Erzählung der Studentenannalen zurück.

1. Juli. Sitzung des akademischen Senats mit interessanten Einblicken in die Verwaltung der Universität. Abweichend von den heutigen Einrichtungen ruhte in Padua, Bologna und auch anderwärts in Italien die Leitung der Universitätsangelegenheiten nicht in den Händen des Lehrkörpers, sondern in jenen der Studierenden. Zu dem Ende wurden die Studenten je nach dem Universitätsstatut in mehrere Landsmannschaften, „Nationen“, eingeteilt, deren erwählte Vorstände, die Konsiliarien, unter Vorsitz der übrigen gleichfalls von den Studenten erkorenen Funktionäre, des Rektors, Prorektors, Syndikus u. s. w. den akademischen Senat bildeten. Jede Nation, und es gab deren in Padua an der Juristenfakultät 24, mußte aber jeweilig mindestens drei inskribierte Hörer aufweisen, wenn sie als „ordinaria“ Anspruch auf einen selbstgewählten Vertreter haben wollte, anderenfalls wurde sie zur „natio supplenda“ erklärt und ihr Votum bis zur Behebung des erwähnten Mangels auf eine andere Nation übertragen. Dies geschah einfach in der Weise, daß durch Senatsbeschluß die Beistellung des Aushilfskonsiliars einer der besser vertretenen Nationen überlassen wurde. Es läßt sich wohl denken, daß die Deutschen als die zahlreichsten gewöhnlich im Senat neben ihrer eigenen Stimme auch noch über das Votum der einen oder anderen natio supplenda verfügen konnten.

In der letzten Senatssitzung war nun die böhmische Nation, deren Stimme die Deutschen aushilfsweise führten, zur ordinaria erklärt worden. Der Verlust war nur scheinbar, da es den Deutschen gelungen war, einen aus ihrer Mitte, den Deutsch-Mährer Joseph von Lydlau an die Spitze der böhmischen Nation zu bringen, demungeachtet begehrten und erlangten sie Ersatz. Man überwies ihnen die spanische Nation, und die Deutschen besetzten sofort deren Konsiliarsposten durch Reinhard von Wendt. Der Erfolg war wichtig, denn es begannen schon zwischen den einzelnen Nationen die Verhandlungen für die Rektorswahl vom 1. August 1570. Die Sache lief diesmal ziemlich glatt ab, der bisherige Vizerektor Johannes Cladius aus Kreta wurde einstimmig zum Rektor, der von den Deutschen kandidierte Moritz Helbigk ebenso zum Syndikus der Universität erkoren. Die Deutschen behielten die Stimme der Spanier und gewannen mittelbar noch eine zweite, da man das Votum der ungarischen Nation aushilfsweise der böhmischen zuwandte und von dieser der Deutsch-Mährer Gregor von Lydlau zum Konsiliar bestellt wurde.

Die Studentenannalen verzeichnen sodann eine Reihe von Todesnachrichten. Am 9. September erlag einem tückischen Fieber Wolfgang von Weichs, welcher kaum 14 Tage vorher aus Bayern mit seinem Präzeptor in Padua eingetroffen war, am 16. und 21. Oktober folgten ihm Georg Döring aus Berlin, und der Augsburger Geschlechtersohn Ludwig Herwart, am 5. November Niklas Ludolph aus Erfurt. Weitere Todesfälle ereigneten sich im Jahre 1571. Am 17. Februar starb der Konsiliar der böhmischen Nation, Joseph von Lydlau (welchem sein Bruder Daniel im Amte folgte), am 8. Juni Michael Pantschmann aus Leipzig. Der Letztgenannte hatte zwar die Einzeichnung in die Privatmatrikel der deutschen Nation unterlassen und dadurch den Anspruch auf Beisetzung in der gemeinsamen Studentengruft verwirkt; es wurde ihm jedoch nichtsdestoweniger ein letztes Ruheplätzchen in dieser Begräbnisstätte „aus Erbarmen" zugestanden.

3.

Es ist Zeit, daß wir die Hauptperson der Begebenheit auftreten lassen. Balthasar Weydacher, aus Mühldorf in Bayern gebürtig, scheint schon 1563, als er zum erstenmal nach Padua kam, bei inneröſterreichischen Adeligen den Posten eines Hofmeisters bekleidet zu haben, denn sein Eintrag in die Matrikel der deutschen Juristen fällt genau mit der Einzeichnung zusammen, welche Balthasar Wagen von Wagensberg, Georg Hofmann und Georg Bernhard von Urschenpeck unmittelbar vor ihm am nämlichen Tage (14. Juni 1563) machten. Genaueres über das Vorleben und die Schicksale Weydachers in jener Zeit wissen wir nicht, desto mehr ist uns über seinen zweiten Aufenthalt überliefert.

Ende Oktober 1570 war er mit fünf jungen Freiherren von Herberstein, Brüdern und Vettern, wieder in Padua eingetroffen. Der eine seiner Zöglinge, Johann Sigismund — der spätere Kriegsheld, welcher 1611 als Generalfeldzeugmeister und Hofkriegsratspräsident starb — war der Sohn Kaspars von Herberstein, des Obersthofmeisters am Hofe des Erzherzogs Karl II. von Oesterreich. Das Brüderpaar Jakob Franz und Georg Christoph stammte von dem (1578 gestorbenen) Feldhauptmann Georg Sigismund aus der Neubergschen Linie, die Brüder Georg Bernhard und Friedrich endlich gehörten der sog. Georgischen Linie an und waren Söhne des lutherisch gewordenen Landesverwesers und seit 1580 Landeshauptmanns von Steiermark, Georg des Breiten von Herberstein. Sie hatten sich kaum in Padua einigermaßen zurechtgefunden, als es schon fühlbar wurde, daß der neue Bischof in Sachen der

Glaubensübung viel entschiedener vorzugehen entschlossen sei, als es seine Vorgänger gethan hatten.

Von alters her hatten die Bischöfe zu Padua noch manchen Einfluß auf Universitätsangelegenheiten bewahrt. In ihrem Namen wurden akademische Grade erteilt, aus ihren Händen empfingen die Rektoren das Caputium als Abzeichen ihrer Würde u. dgl. m. Demungeachtet erschien es dem Bischof Ormanettus zweckmäßiger, die weltlichen Behörden vorzuschieben, anstatt von Anfang an persönlich gegen die protestantischen Schüler aufzutreten. Auf seine Veranlassung berief der Capitano oder Stadtpräfekt, der höchste venezianische Verwaltungsbeamte im Orte, den Konsiliar der deutschen Juristen, Johann Georgi, zu sich und erteilte diesem väterlichen Tones die Weisung, dafür zu sorgen, daß von deutschen Studenten jedes Aergernis in kirchlichen Dingen vermieden werde, damit sie im übrigen unbelästigt in Padua verweilen könnten. Da dies Verlangen im Einklang mit Verpflichtungen war, unter welchen den deutschen Studenten ihre besonderen Begünstigungen von seiten der Republik zugestanden waren,[1] so berief Georgi auf den 8. November eine Nationsversammlung ein und stellte hier seinen Landsleuten vor, daß sich dieselben während des Gottesdienstes des störenden Umhertrippelns und anderer nicht ortsüblicher Handlungen enthalten oder aber zu Hause bleiben müßten. Auch sei es nicht statthaft, Bekehrungsversuche an Fremden vorzunehmen oder mit diesen Religionsgespräche zu halten.

Am 16. Dezember lud dann der Bischof selbst den Rektor und die Konsiliarien, welche den akademischen Senat bildeten, zu sich und ermahnte sie, auf die Studierenden einzuwirken, damit die Kirchen von ihnen mit größerem Eifer besucht würden und Störungen der Predigten unterbleiben. Die Form, in welcher dies geschah, war eine höfliche, so daß der Rektor zum Schluß dem Bischof für das der Universität entgegengebrachte Wohlwollen bestens dankte.

So lag etwas wie Gewitterschwüle in der Luft. Dennoch traf der Schlag, als er daniederfuhr, die deutsche Studentenschaft ganz

[1] Die Statuta et privilegia Inclytae Germanorum Nationis juridicae facultatis in celeberrima et antiquissima universitate Patavina verordnen im 14. Abschnitt des 1. Kapitels: quicunque ritibus ecclesiasticis intererit, ille nihil quiquam contra mores huius urbis molitor. Privatim quoque unusquisque modeste se gerito nec facile controversias theologicas moveto. Caeterum ob diversitatem religionis nemo factionibus studeto, nedum eapropter in aliquo negocio turbas in conventu vel alibi excitato.

unvermutet, weil sie, auf die Versicherungen der Stadtbehörden bauend, bei Einhaltung des vorgeschriebenen Benehmens keine Behelligung von kirchlicher Seite erwartete. Indessen es kam anders. Am 23. März 1571 wurde Balthasar Weydacher von den Bütteln des Stadtrichters vor den Bischof gebracht und hier für verhaftet erklärt, weil er in weltlicher Kleidung umhergehe, obgleich er geistliche Weihen empfangen habe, und außerdem der Ketzerei dringend verdächtig sei.

Als dies ruchbar wurde, geriet die Nation in größte Aufregung. Der Konsiliar berief sofort die Senioren der Nation, um Gegenmaßregeln zu beschließen. Nach langer Beratung entschied man sich für eine Reise des Konsiliars nach Venedig, welchem die Edeln Melchior von Diebes, Reinhard von Wendt und Leonhard Mercheritsch als Vertrauensmänner beigegeben wurden. Ueber Georgis Aufforderung gesellten sich ihnen auch noch Burggraf Fabian von Dohna und Freiherr Joachim von Landau zu, dann brach man nach Venedig auf, wo man am 25. anlangte und sofort den kaiserlichen Gesandten um seine Hilfe anging. Dieser erbat Bedenkzeit bis zum nächsten Tage und wies sie dann an die Reformatori dello Studio di Padova, die höchste Unterrichtsbehörde der Republik. Hier nahm man die Beschwerdeschrift der deutschen Studenten entgegen und vertröstete sie mit guten Worten auf das Einschreiten des Zehnmännerrates, welche in dieser Angelegenheit bereits ein Schreiben an die Stadtbehörden von Padua gerichtet hätten, und mahnte im übrigen zur Heimreise. In der That war damals der Schriftenwechsel zwischen den Rettori di Padova und den Capi del consiglio di X schon im vollen Gange. Die Rettori, welche ein schlechtes Gewissen hatten und die Folgen der erhobenen Beschwerde fürchteten, hatten schon unterm 26. März von der Verhaftung Weydachers berichtet, über welche sich nicht nur dessen Zöglinge, die Freiherren von Herberstein, sondern auch andere Deutsche bei ihnen lebhaft beklagt hatten. „Denn um der Wahrheit die Ehre zu geben, so müßten sie gestehen, daß die deutschen Studenten von ihnen zu Beginn des Schuljahres beruhigende Zusicherungen erhalten hätten, für den Fall, daß diese in Kirchen und an öffentlichen Orten Aergernis vermeiden würden. Da ihnen überdies die gnädige Gesinnung des Rates für die Deutschen bekannt sei, so hätten sie heute schon von freien Stücken mit dem Bischof wegen der Freilassung Weydachers verhandelt, ohne jedoch etwas zu erlangen. Der Bischof habe erklärt, daß er den Präzeptor zunächst verhaftet habe, weil er als Kleriker in weltlichen Kleidern einhergegangen sei. Später, bei der Hausdurchsuchung,

seien allerdings auch noch verbotene Bücher aufgefunden worden, welche ihn der Ketzerei verdächtig gemacht hätten."

Die Antwort des Rates der Zehn vom 27. März tadelt in entschiedenen Worten die Haltung der Ortsbehörden in dieser Angelegenheit. Sowohl wegen des Wortes, das sie der Studentenschaft gegeben hätten, als auch aus vielen anderen erheblichen Rücksichten hätten sie diesmal dem Bischof überhaupt keinen Beistand zur Verhaftung bieten sollen. Das Tragen weltlicher Kleidung durch Weydacher könne kein öffentliches Aergernis in Padua gegeben haben, da er sich hier als Schüler unter Schülern bewegt habe. Die Auffindung der verbotenen Bücher zeige hingegen, daß der Bischof jenes nur zum Vorwand nahm, um ihn sicher in seine Hände zu bekommen, denn der Besitz solcher Werke sei von den Rettori weder Weydacher, noch den übrigen deutschen Studenten untersagt worden, als man ihnen den sicheren Aufenthalt in Padua verhieß. Es sei ja auch allbekannt, wie wenige von den deutschen Scholaren katholisch seien. Indessen sie betrügen sich in Padua ganz anständig, und so dürfe man wohl hoffen, daß sie durch den Umgang mit Rechtgläubigen von selbst auf den rechten Weg gebracht werden würden, während durch Gewaltthätigkeiten nur das Entgegengesetzte des von den Katholiken erhofften Erfolgs zu erzielen sei. Podestà und Capitano hätten daher sofort nach Erhalt dieses Befehls den Bischof aufzusuchen und mit diesem wie aus eigenem Antrieb wegen der Freilassung des Gefangenen zu verhandeln. Für die Zukunft aber erwarte der Rat von ihnen ein vorsichtigeres Vorgehen in derlei heikligen Dingen.

Podestà und Capitano thaten, wie ihnen befohlen war und berichteten tags darauf sehr kleinlaut über den Mißerfolg ihrer Sendung. Vor allem verwahrten sie sich dagegen, daß die Verhaftung Weydachers mit ihrem Einverständnis geschehen sei. Der Bischof habe dieselbe ohne ihr Wissen verfügt, hätten sie diesen Ausgang der Sache ahnen können, so würden sie ihre Hände nimmermehr dazu geboten haben, in Anbetracht der Duldung in Glaubenssachen, welche der deutschen Nation zu Padua verstattet sei. Sie seien nun beim Bischof gewesen und hätten sich alle erdenkliche Mühe gegeben, um von ihm die Freigebung Weydachers zu erlangen. Er möge doch erwägen, wie sehr sie nach ihren früheren Versicherungen an den Vorstand der Nation durch die Verhaftung bloßgestellt worden seien, er möge bedenken, daß man sein Vorgehen als Verletzung der dem Erzherzog Karl schuldigen Achtung auslegen könne, daß ein Massenabzug der deutschen Studenten aus Padua drohe, wenn ihrem Verlangen nicht willfahrt werde

u. dgl. m. All dies sei jedoch vergeblich gewesen. Der Bischof habe erklärt, daß er in der Sache über besonderen Befehl des Papstes vorgehe und daß er jenen Hofmeister nicht als Laien, sondern als abtrünnigen Priester zu behandeln habe. Dem Weydacher seien die Kinder glaubenstreuer Eltern zur Erziehung in der katholischen Religion übergeben worden, er aber habe deren Vertrauen mißbraucht. Beweis dessen sei ein ketzerischer Katechismus, nach welchem er seine Zöglinge zu unterrichten pflegte. Der Bischof habe es darum für seine Pflicht gehalten, die Eltern brieflich über die Beschaffenheit des Hofmeisters aufzuklären, welche sie kaum gekannt haben dürften. Ueberhaupt handle es sich hier um Sachen des katholischen Glaubens, und darum habe auch der kaiserliche Gesandte zu Venedig nicht eingreifen wollen, als einer der Zöglinge ihn darum ersucht habe. Eine Hausdurchsuchung habe er nicht vornehmen lassen, obwohl er dazu Veranlassung gehabt hätte, nur der ketzerische Katechismus sei ihm gebracht worden. Weydacher sitze auch nicht im Gefängnis, sondern es sei ihm ein Zimmer angewiesen, in welchem er gut behandelt werde, auch wolle der Bischof künftighin in ähnlichen Dingen mit noch größerer Rücksicht vorgehen, um den weltlichen Behörden gefällig zu sein, deren Wohlwollen gegen die deutschen Studenten er nun hinlänglich kennen gelernt habe.

Während dieser Briefwechsel zwischen Padua und Venedig spielte, blieb die deutsche Studentenschaft keineswegs unthätig. Nach Rückkehr der Gesandtschaft wurden sofort die Stadtbehörden besucht. Der Präfekt empfing sie sehr freundlich und gab zu, daß der von den Reformatori dello studio erbetene Schutzbrief eingetroffen sei. Bezüglich Weydachers könne er aber vorläufig nichts thun, da der Bischof vorher die Antwort des Freiherrn Kaspar von Herberstein erwarten wolle. Sobald diese eingelangt sei, dürfe man wohl das Beste hoffen. Rückhältiger benahm sich der Prätor, welcher den Empfang einer Zuschrift aus Venedig in Abrede stellte und mit leeren Vertröstungen durchkommen wollte. Den Zweifeln machte das Eintreffen der Briefe ein Ende, welche nicht nur vom Freiherrn von Herberstein, sondern auch vom Erzherzog Karl selber kamen und sofort unter Mitwirkung eines Notars dem Bischofe überreicht wurden. Dieser erklärte, am nächsten Tage seine Antwort geben zu wollen, doch dürfe das Erscheinen der Studenten nicht so zahlreich sein. Als man sich dem fügte, hieß es, der Bischof könne in der Sache nichts thun, da alles vom Entschlusse Seiner Heiligkeit des Papstes Pius V. abhängig sei.

Das war den Studenten denn doch zu bunt. Die Reihe

konnte ein nächstes Mal ebensogut an die Artisten kommen, wie sie jetzt an den Juristen war, man mußte sich gemeinsam vorsehen. Alte Eifersüchteleien wurden beiseite gesetzt und eine allgemeine Versammlung der Deutschen nach dem Eremitenkloster einberufen. Erst sprach hier der Konsiliar der Juristen zu seinen Leuten, und dann jener der Artisten; es ging dabei lebhaft genug zu, man pochte mit den Füßen und klatschte mit den Händen, übertönte die zwei oder drei Widersprechenden und einigte sich endlich auf die Abordnung einer zweiten Gesandtschaft an den Dogen selbst.

Am 6. Mai erschien man im Dogenpalast, der sprachgewandte Krainer Leonhard Mercheritsch[1] machte den Wortführer und entledigte sich seines Auftrags aufs beste.

Der Doge empfing die Botschaft überaus gnädig. Die Studentenschaft möge sich nur beruhigen, die Deutschen hätten von der Inquisition nichts zu fürchten, da er nicht zugeben würde, daß man gegen sie in Glaubensangelegenheiten vorgehe. Doch müsse er zu einer Lebensweise mahnen, welche kein öffentliches Aergernis errege. Gespräche über Religion seien zu vermeiden und alle Handlungen zu unterlassen, durch welche venezianische Unterthanen zum Abfall von ihrem gewöhnlichen Glauben gebracht werden könnten, auch sei die gewährte Duldung geheim zu halten und nicht prahlerisch zu veröffentlichen. Weydachers Angelegenheit wolle er im Auge behalten und auch dem kaiserlichen Gesandten empfehlen.

Die Bitte um schriftliche Ausfertigung dieser Zusicherungen wurde abgeschlagen; dagegen wiederholte der Rat der Zehn am 8. Mai seine früheren Befehle mit dem Beisatze, die Stadtbehörden hätten in Zukunft ihre Mitwirkung gegen deutsche Studenten dem Bischof zunächst unter passenden Vorwänden zu verweigern und in der Zwischenzeit Verhaltungsmaßregeln in Venedig einzuholen.

Da diese Verfügung an die Rettori unter Auflage strengen Amtsgeheimnisses ergangen war, so erhielt der deutsche Konsiliar nur Nachricht von deren Vorhandensein, nicht von deren Inhalt. Noch weniger vermochte er etwas über die weiteren Schicksale des Verhafteten im Bischofshofe zu erfahren, wie der Stoßseufzer darthut, mit welchem Johann Georgi bei Niederlegung seines Amtes (10. Juni 1571) die Chronik abschließt. Anders die Stadt-

[1] Er lebte seit 1567 als Mentor zweier Freiherren von Stubenberg und des jungen Georg Khisel aus Laibach zu Padua. Vgl. über seine Schicksale Elze, Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain, 1877, S. 66, Nr. 11.

behörden, welche gar bald in die Lage kamen, die letzterhaltenen Vorschriften anwenden zu müssen, da ihnen der Bischof am 27. Mai ankündigte, daß er Weydacher auf Befehl des Papstes der Inquisition ausliefern müsse. Sofort wurde beim Rat der Zehn angefragt, ob die Rettori bei der Uebergabe einschreiten sollten, zumal es möglich sei, daß dieselbe ganz formlos erfolge, indem der Bischof verreist sei und befohlen hätte, die Sache Weydachers und mehrere ähnliche Fälle nötigenfalls in seiner Abwesenheit der Inquisition abzutreten. Die Antwort des verstärkten Rates (1. Juni 1571) befahl ihnen, das herkömmliche Verfahren einzuhalten und darauf zu sehen, daß man gegen Weydacher so schonend als möglich verfahre, damit die deutsche Nation nicht neuerdings Ursache zu Klagen habe.

So endigten die Bemühungen der venezianischen Behörden zu Gunsten des Verhafteten. Auch die Hilfsmittel seiner Freunde versiegten, da der Bischof sogar die dringende Verwendung des Erzherzogs Karl unberücksichtigt ließ.[1] Weydacher war also auf sich selbst angewiesen, auf die Treue seiner Ueberzeugung, auf die Festigkeit seines Charakters. Solcher Prüfung war er nicht gewachsen. Wohl hielt ihn sein Mut auch nach der Auslieferung an die Inquisition noch eine Zeitlang aufrecht. Als jedoch die Hoffnung auf Befreiung durch fremde Hilfe versiegte, begann er wankend zu werden. Drohungen und die Schrecken des Kerkers einerseits, Versprechungen anderenteils vollendeten das Werk. Er ließ sich zum Widerruf herbei, indem er dem Inquisitor (einem Mönch aus dem Franziskanerkloster al Santo zu Padua) eröffnete, er habe von Jugend auf jener Lehre angehangen, welche er für die heilbringende hielt. Sollte er geirrt haben und der Bischof ihm einen anderen Weg zur Seligkeit weisen, so sei er bereit, sich auf diesen zu begeben. Beichte, Lossprechung und der Empfang des heil. Abendmahls folgten, allein der Schwergeprüfte erlangte mit alledem noch nicht die Freiheit. Selbst der Besuch der Gnadenorte innerhalb der Stadt wurde von der Bürgenstellung für 400 Kronen abhängig gemacht. Jetzt konnte die Thätigkeit der Nation für ihr Mitglied wieder erfolgreich einsetzen, denn die Uebernahme der Haftung durch Joseph di Zuanni, einen Paduaner Hausbesitzer aus der Pischeria vecchia, geschah zweifellos unter ihrer Vermittelung. Weydacher wurde nun aus dem Bischofshofe entlassen, mußte aber geloben, vorläufig in der Stadt zu bleiben,

[1] Il Serenissimo Arciduca Carlo ha fatto ogni istanza per soe lettere, che volesse relassar detto retento et non l'ha voluto relassar. Aus dem Bericht der Rettori an den Rat der Zehn d. d. 1571, 28. Mai.

da Bischof Nikolaus die völlige Freigabe von der Entschließung des Papstes abhängig machte, an welchen er den ganzen Fall berichtet hatte. Endlich traf diese ein und Weydacher wurde zum Bischof gerufen. Sei es, daß dieser wirkliche Zuneigung zum Dulder gewonnen hatte, welchen die Studentenchronik immer als doctissimus vir auszeichnet, sei es aus anderen Gründen, kurz Bischof Ormanettus versuchte ihn bei Verkündigung der Freiheit durch glänzende Versprechungen an Padua zu fesseln, indem er ihm die Stelle eines Hofkaplans mit 200 Kronen Einkünften antrug. Weydacher dankte in verbindlichen Ausdrücken für die zugedachte Gnade, er fühle sich jedoch durch sein Wort gebunden, das er den Freiherren von Herberstein bei Uebernahme der Hofmeisterstelle gegeben habe. Wir können es dem Chronisten Reinhardt von Wendt aufs Wort glauben, daß der Befreite erleichterten Herzens aufatmete, als er kurze Zeit danach mit seinen Zöglingen Padua verlassen konnte, um in die Heimat zurückzukehren.

Was hier aus ihm geworden, das konnte ich nicht erkunden. Aber in den Studentenkreisen zu Padua, das steht fest, da besprach man noch oft und lange die Erlebnisse des Herbersteinischen Hofmeisters Balthasar Weydacher, deren unter andern noch Tomasini in seinem Gymnasium Patavinum (Udine 1654, S. 415) mit den Worten gedenkt: „Hoc eodem anno (1570) magna controversia cum Germanorum Natione ob incarcerationem Balthassaris Veiducheri præceptoris filiorum D. Baronis Gasparis a Herbenstein ab Episcopo facta.“

Graz, September 1886.

---

# Der Tumulto de' Ciompi.

## Ein Stück florentinischer Verfassungsgeschichte.

Von

K. Jentsch.

## I.

Wenn man sich mit der Geschichte von Florenz beschäftigt, so lernt man der Vorsehung danken, daß sie den Italienern das Glück des Einheitsstaates nicht zu früh beschert hat. Denn nur in einem demokratischen [1] Gemeinwesen, wenn man will, in jener Unordnung, jenem Zustande permanenter Revolution, aber auch unaufhörlicher unglaublich rascher Mischung, lebhaftester Reibung und Reizung der Geister, welcher das hochbegabte Völkchen am Arno fünf Jahrhunderte hindurch nicht zu Atem kommen ließ, konnte jener wunderbare Reichtum geistiger Güter [2] erzeugt werden,

[1] Le monde allant à la démocratie, l'histoire de Florence doit être étudiée plus qu'aucune autre, parce qu'il n'en est pas de plus démocratique dans les temps anciens et dans les temps modernes. So pflegte Thiers zu sagen. Er selbst hatte die Absicht, eine Geschichte der florentinischen Republik zu schreiben, kam aber nicht dazu. Dafür ermutigte er Perrens, dessen bei Hachette in Paris erschienene Histoire de Florence (6 Bände, 1877—1883) auf einem so vollständigen Quellenstudium beruht, daß späteren Bearbeitern inhaltlich kaum noch etwas Wesentliches zu thun übrig bleibt. Der erste einleitende Teil der vorliegenden Arbeit lehnt sich an Perrens an, und ihr Inhalt ist ihm zum größeren Teil entnommen. Auch Gino Capponi bekennt in der Vorrede zu seiner „Geschichte der Florentinischen Republik" (übersetzt von Dr. Hans Dütschke, Leipzig bei Weigel, 1876), von Thiers Anregungen empfangen zu haben.

[2] La civiltà europea è in gran parte italiana, l'italiana in gran parte toscana, la toscana fiorentina in gran parte. Ein Ausspruch Niccolo Tommaseos, den Dr. Robert Pöhlmann in der Einleitung zu seiner von der

mit welchem dasselbe die Menschheit beschenkt hat. Die Entwickelung seines Gemeinwesens nahm den ganz normalen Verlauf, daß die Staatsgewalt von den Adeligen auf den reichen Bürgerstand, von diesem auf die Kleinbürger, und schließlich auf den Pöbel kam, worauf dann die Volksherrschaft in die Monarchie umschlug. Der kritische Moment der Pöbelherrschaft trat im Jahre 1378 mit einer Revolution ein, welche der Tumulto de' Ciompi genannt wird. Derselbe ist vor ähnlichen Umwälzungen dadurch ausgezeichnet, daß er dem vierten Stande wirklich vorübergehend zur Regierung verhalf, und daß dieses Pöbelregiment weder in eine Schreckensherrschaft ausartete, noch durch eine Militärdiktatur niedergeworfen wurde. Ganz allmählich, wenn auch nicht ohne heftige Stöße, ging die höchste Gewalt wieder in die Hände der Vornehmen über, die sich als Oligarchie konstituierten, unmerklich aber ihre einzelnen Machtanteile an die Mediceer verloren.

Soll in der Erzählung des Tumults solchen Lesern, die keine Spezialstudien gemacht haben, nicht manches unverständlich bleiben, so muß ein Abriß der inneren Geschichte von Florenz vorausgeschickt werden.

Das Naturell des florentinischen Volkes, welches als die Blüte des toskanischen sich darstellt, zeigt die merkwürdigste Aehnlichkeit mit dem der Athener. Dieselbe Empfänglichkeit für geistige Eindrücke, dieselbe Beweglichkeit, dieselbe Schärfe der Denkkraft, derselbe feine Formensinn, dieselbe Anmut der Erscheinung. Vielleicht dürfen wir den Florentinern den Vorzug größerer Tüchtigkeit zuerkennen. Zwar beweisen die hinterlassenen Werke der Athener, daß diese nicht samt und sonders Müßiggänger und eitle Schwätzer gewesen sein können, wofür moderne Praktiker sie zu halten geneigt sind. Aber da das Institut der Sklaverei den athenischen Bürger der gröberen Arbeit überhob, so konnte er sich nicht wohl jene Beharrlichkeit in der Arbeit, jene findige und schneidige Energie im Kampfe ums Dasein aneignen, die dem Florentiner sein eigentümliches Gepräge gibt: eine Mischung des kaufmännischen, gewerblichen, politischen und Künstlergeistes, wie sie nirgendwo sonst in der Weltgeschichte vorkommt. Vor allem aber fehlte, eben wegen der Sklaverei, selbst dem demokratischen Staatswesen Attikas jene gründliche Blutzirkulation, welche in Florenz die Gesundheit und Jugendfrische des Volkes erhielt, wo in ununterbrochenem Wechsel Leute der untersten Lebensstufe durch Arbeit und Glücksfälle zu

Jablonowskischen Gesellschaft gekrönten Preisschrift: „Die Wirtschaftspolitik der florentiner Renaissance und das Prinzip der Verkehrsfreiheit“ citiert; dessen Ausführung sehr lohnend wäre, aber ein mehrbändiges Werk erfordern würde.

Reichtum und Einfluß emporstiegen, während vornehme Familien in entsprechender Anzahl verarmten und im niederen Volke verschwanden.

Als sich die Fluten der Völkerwanderung verliefen und die Städte Italiens aus ihren Trümmern neu erstanden, da waren Bürgergeist und klassische Kulturreste die Güter, welche sie den feudalen Einwanderern gegenüber, so viele deren zurückgeblieben waren, vertraten. Sei es nun, daß dieser Bürgergeist im toskanischen Hügellande von Natur kräftiger war und rascher assimilierte als in Lombardien, der Romagna und den übrigen Landschaften Italiens, sei es, daß dort die eingewanderten Feudalherren der Zahl nach schwächer waren als anderswo, oder daß sie durch die milde Luft und durch die Annehmlichkeiten des städtischen Lebens bezwungen wurden, die in Florenz größer gewesen zu sein scheinen als in irgend einer anderen Stadt Italiens — Toskana ist das einzige Land Europas, in welchem schon beim Beginn des 15. Jahrhunderts der Feudalismus vollständig überwunden und vom Bürgertum absorbiert war. Zwar fand der Prozeß erst in dem Statut vom Jahre 1415 seinen Abschluß, welches verfügte: „Die zwangsweise unbedingte Aufhebung aller Leibeigenschaft und Zinshörigkeit, aller Gebundenheit an den Boden, aller Fronden und Rechtsverhältnisse zwischen Privaten, aus welchen sich Verpflichtungen gegen die persönliche Freiheit ergeben.“[1] Aber schon am 6. August 1289 wurde durch Staatsbeschluß „der weitere Erwerb und die Veräußerung abhängiger Leute, Grundholden und Zinsbauern, oder von Fronden, Rechten und Leistungen, die mit der Freiheit der Person unvereinbar sind, verboten und verfügt, daß jedes derartige Rechtsgeschäft ungültig sein und die sofortige Freiheit des Hörigen zur Folge haben sollte.“[2] Zum Glück für die Wehrkraft der Republik verloren sich mit den feudalen Einrichtungen nicht sofort auch die kriegerischen Eigenschaften der germanischen Feudalherren. Vielmehr bildeten dieselben sogar dann noch ein charakteristisches Element des florentinischen Lebens, als den Kaufleuten und Handwerkern die Herrschaft im Staate bereits verfassungsmäßig gesichert war. Die Junker nämlich, welche teils im kleinen Kriege bezwungen, teils durch Befreiung ihrer Hörigen der Existenzmittel beraubt wurden, zogen, die einen freiwillig,[3] die anderen

[1] Pöhlmann am angeführten Ort.

[2] Ebendaselbst.

[3] Wie Giovanni Villani erzählt, sind die Grafen Guidi, die Barone Uberti und Lamberti ursprünglich Hofleute deutscher Könige gewesen, und es hat ihnen beim Aufenthalte des Hofes in Florenz daselbst so gut gefallen, daß sie dort blieben; das war also schon, bevor die Bürgerschaft mächtig wurde.

gezwungen, in die Stadt, wo sie entweder das Ritterleben fortzusetzen suchten und verarmten, oder sich auf Handel und Gewerbe verlegten und, Reichtümer erwerbend, die schwindende alte Grundlage ihrer Herrlichkeit durch eine neue ersetzten. Perrens, der übrigens zugesteht, daß die Durchdringung und die häufige Berührung mit germanischen Elementen den Charakter des Volkes stählte, sieht in der Einwanderung adeliger Familien die Ursache aller Uebel, von denen später die Stadt betroffen wurde, da jene Geschlechter die Häupter und Anstifter aller Parteiungen gewesen seien. Entgegengesetzter Meinung ist Macchiavelli. Er stellt im 1. Kapitel des 3. Buchs seiner „Florentinischen Geschichten" einen Vergleich an zwischen den Parteikämpfen im alten Rom und denen in seiner Vaterstadt, welcher sehr zu Ungunsten der letzteren ausfällt. Er findet, daß die militärische Tüchtigkeit durch die Parteikämpfe in Rom gefördert, in Florenz zu guter Letzt völlig vernichtet wurde. In Rom habe das Volk zwar nach Teilnahme an der Regierung gestrebt, den Adeligen aber die Oberleitung überlassen und deren kriegerische Tüchtigkeit sich selbst angeeignet. In Florenz aber habe das siegende Volk nicht fürs Vaterland, sondern nur für sich gesorgt, habe die Adeligen der Teilnahme an der Regierung beraubt, und diese seien, wenn sie wieder zu Staatsämtern gelangen wollten, gezwungen gewesen, dem Volke in Gesinnung und Lebensweise völlig gleichförmig zu werden; „so daß jene Tapferkeit und Hochherzigkeit, die ursprünglich dem Adel eigen war, in diesem erlosch, im Volke aber, wo sie von Haus aus fehlte, nicht entzündet werden konnte, und Florenz immer niedriger von Gesinnung wurde." Wie immer es auch sich mit Rom verhalten möge, bezüglich seiner Vaterstadt hat Macchiavelli recht; und wenn Perrens an anderer Stelle es den Florentinern zur Schuld anrechnet, daß sie späterhin die Freiheit preisgegeben und sich einem Monarchen unterworfen haben, so vergißt er, daß ohne Waffentüchtigkeit die Selbständigkeit keines Staates gewahrt werden kann, Bürgermilizen aber ohne Beimischung von Berufssoldaten nach und nach unkriegerisch werden, und, wie die italienischen Städte alle thaten, schließlich zu Söldnern ihre Zuflucht nehmen.

Außer der Macht der Barone war noch die kaiserliche Obermacht abzuschütteln. Die Befreiung von der Herrschaft der Grafen von Tuscien, welche ursprünglich kaiserliche Statthalter waren und, wie anderwärts, sich mit den Bischöfen in die Hoheitsrechte teilten, ging so unmerklich vor sich, daß ein bestimmtes Jahr als Anfangspunkt für die Geschichte der Republik nicht angegeben werden kann. Die geistliche Gewalt bereitete nur geringe Schwierigkeiten. In

Toscana erlangten die Bischöfe niemals so großes Ansehen und solche Macht wie in Lombardien oder gar in Deutschland, und namentlich in Florenz war man frei von übertriebener Ehrfurcht vor Geistlichen und Mönchen. Dieselben mußten sich in allem der bürgerlichen Ordnung fügen, und ihre Güter wurden für Staatszwecke häufig in Anspruch genommen, zuweilen mit einer gehässigen Härte. Die Begebenheit, durch welche der Bischof seinen keimenden Einfluß verlor, gehört zu jenen Momenten, in denen der Geist der Weltgeschichte seinen Humor offenbart. Reine Frömmigkeit, ungeheuchelter Eifer gegen die Simonie war es, was das Volk im Jahre 1063 trieb, sich gegen seinen Bischof Mezzabarba zu empören. Der heilige Johannes Gualbert, Stifter des Ordens von Vallombrosa, und andere enthusiastische Mönche rannten in den Straßen umher und riefen, Mezzabarba sei durch Simonie zu seiner Würde gelangt, das Volk dürfe bei diesem Heiligtumsschänder nicht Messe hören, von ihm nicht die Kommunion empfangen; die von ihm erteilte Priesterweihe sei ungültig. Die Verlegenheit des Papstes Alexander II., welcher Mezzabarba anerkannt hatte, war um so größer, als er selbst die Erhebung auf den päpstlichen Stuhl seinem Eifer gegen die Simonie verdankte und sich gegen den von der Kaiserin Agnes „simonistisch" ernannten Honorius II. (Cadalohus von Parma) zu behaupten hatte. Ein römisches Konzil verdammte aufs neue die Simonie, erklärte aber zugleich die Wahl des Mezzabarba für gültig. Die von den Mönchen angebotene Feuerprobe wurde nicht gestattet. Der Markgraf Gothefred (Gottfried von Lothringen, der zweite Gemahl von des Bonifacius Witwe Beatrix) drohte die Mönche hängen zu lassen. Half alles nichts! Das Volk lag im Straßenkot auf den Knieen und schrie händeringend: „Christus, man verjagt dich! Simon der Magier läßt dich nicht bei uns wohnen!" Ein Mönch, Pietro d'Aldobrandini, bestand die Feuerprobe ohne Erlaubnis, und dem Papste blieb nichts übrig, als sich der vollendeten Thatsache des Gottesurteils zu fügen und Mezzabarba abzusetzen. Nicht ungern erlitt er diese Niederlage, welche einen glänzenden Sieg des von ihm verfochtenen Prinzips bedeutete. Unterlegen waren eigentlich nur die Bischöfe, welche in Mezzabarbas Sache ihre eigene verteidigt hatten. „Niemand bemerkte damals, wie teuer die Kirche und die Feudalherren diesen Erfolg bezahlten. Die bürgerlichen Behörden machten zum erstenmal die Entdeckung, daß man unter Umständen sehr wohl ohne Einwilligung des heiligen Stuhles oder wohl gar gegen den ausgesprochenen Willen desselben zu handeln vermöge. Die Menge lernte, wie man mit Lärm und Geschrei seinen Willen

durchsetzt."[1] Was die Jurisdiktion der Markgrafen anlangt, so befanden sich die toscanischen Städte in der angenehmen Lage, deren allmählichen Verfall abwarten zu können. Die „große Gräfin" Mathilde, des Markgrafen Bonifacius und der Beatrix Tochter, wurde wegen ihrer Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl vom Kaiser mehr als einmal hart bedrängt. Die lombardischen Städte unterhandelten mit ihr wie von Macht zu Macht, Florenz kündigte nicht geradezu den Gehorsam, aber es handelte selbständig, und Mathilde mußte die Bürger gewähren lassen. Die Ausübung ihrer Hoheitsrechte beschränkte sich auf gelegentliche Abhaltung von Gerichtstagen (denn wie die Kaiser und Päpste weilte sie gern in der schönen Stadt); namentlich, bemerkt Perrens, liebte sie es gleich ihrer Mutter, in Prozessen zwischen Laien und Geistlichen zu Gunsten der letzteren zu entscheiden. Mit ihrem Tode im Jahre 1115 erlosch das Markgrafenamt, und während sich Kaiser und Papst um die Mathildische Erbschaft stritten, befestigte sich die Unabhängigkeit der großen Städte; die kleineren Ortschaften des mittleren und oberen Arnothales wurden dem florentinischen Gebiet einverleibt.

Als nun so die italischen Städte auf eignen Füßen standen, da zeigte es sich, daß in den Stürmen der eben verflossenen Jahrhunderte ihre uralte Eigenart zwar erschüttert und teilweise verschüttet, aber nicht zerstört worden war. Ohne Unterbrechung waren in den Schulen die republikanischen Ideen und die Kunde von einer Munizipalverfassung fortgepflanzt worden, die Praxis aber in jenen Korporationen oder Innungen, die man vom 6. Jahrhundert ab scholae nannte. Waren aus diesen scholae artium im permanenten Kriegszustande der Völkerwanderung scholae militum geworden, so nahmen sie ihren ursprünglichen Charakter wieder an, sobald die Gewerbthätigkeit zu neuem Leben erwachte, was in Florenz, das sich später entwickelte als die lombardischen und die Seestädte, nicht früher geschehen konnte, als bis man sich durch Unterwerfung der Landschaft, durch Bändigung der Raubritter nach allen Seiten hin Luft gemacht, durch Erschließung und Sicherung der Verkehrswege die Ausfuhr heimischer Produkte gesichert hatte. Das hauptsächlichste Erzeugnis florentinischer Industrie war und blieb das Tuch. Daher war es die Tuchmacherzunft, die Arte della lana, welche sich zuerst konstituierte, und die, wenigstens der Kopfzahl nach, die bedeutendste wurde. Dazu kam die Arte di Calimala,[2] die Zunft jener Tuchkaufleute, welche mit

[1] Perrens I, 96.

[2] Wahrscheinlich ursprünglich Name der Straße, an welcher das Zunfthaus lag: Callis malus.

ausländischen, namentlich flandrischen Tuchen handelten, denen die Florentiner durch Appretur und Farbe ein weit schöneres Ansehen zu geben wußten als sie aus ihrer „ultramontanen" Fabrik mitbrachten. Schon früh trat auch die Seidenzunft hinzu, welche jedoch den anderen beiden niemals weder an Umfang noch an Einfluß gleichkam. Das Bankwesen, die große Erfindung der Florentiner, verschaffte nicht allein dem Warenhandel Erleichterungen und Vorteile, die bis dahin unbekannt gewesen waren, sondern wurde sehr bald ein selbständiges Gewerbe und ein Kanal, durch welchen der Stadt die Reichtümer entfernter Länder zuströmten. Mit Recht stand die Wechslerzunft im höchsten Ansehen. Hochangesehen waren auch die Richter und Notare, welche gleich den Rittern mit dem Titel messere angeredet wurden. Diese fünf Zünfte unterzeichneten im Jahre 1204 einen Vertrag, welcher zwischen Florenz und Siena geschlossen wurde. Aber man zählte sieben arti maggiori, die schon im Jahre 1193 vorhanden gewesen sein müssen; wenigstens spricht eine Urkunde dieses Jahres von den septem rectoribus, qui sunt super capitibus artium. Die noch nicht genannten sind die Zunft der Aerzte und Apotheker (letzterer Hauptgeschäft war der Handel mit Droguen und Spezereien) und die der Kürschner.

Die Vorsteher der Zünfte hießen anfänglich Rektoren, dann Prioren, später consules artium, zuletzt capitudines (capitudini). Ganz ursprünglich hatten sie den Konsultitel geführt, welcher im Beginn des Mittelalters Obrigkeiten der verschiedensten Art ganz unterschiedslos beigelegt, später jedoch den Munizipalbehörden vorbehalten wurde. Aber letztere gingen aus den Zunftvorständen hervor, oder vielmehr, wenigstens gilt das für Florenz, beim Verfall der kaiserlichen Jurisdiktion blieben zunächst die Zunftvorsteher als einzige Obrigkeit übrig, ähnlich wie in den Unruhen von 1357/58 zu Paris Marcel, der Prevôt des marchands, als Stadthaupt auftritt. Die verschiedenen Gewerbe konzentrierten sich in verschiedenen Stadtteilen, und der Zunftvorstand übte in dem Viertel, wo sein Zunfthaus stand, die Polizei. Nachdem das kaiserliche Vikariat gänzlich erloschen war, wurde die Stadtverwaltung von der Zunftregierung getrennt und der Konsultitel für die höchsten städtischen Beamten reserviert. Die erste historisch beglaubigte Erwähnung zweier städtischer Konsuln findet sich im Jahre 1101. Es ist demnach willkürliche Konstruktion, entsprungen aus dem Wunsche, die Verfassung von Florenz in ununterbrochener Kontinuität von der römischen abstammen zu lassen, wenn der sogenannte Malespini (ein Fälscher, wie Scheffer Boichhorst in seinen „Florentiner Studien" nachgewiesen hat) um das Jahr 1000 zwei

Konsuln mit einem Rate von 100 Senatoren regieren läßt. Bürgerversammlungen allerdings fanden schon bei Lebzeiten der Gräfin Mathilde und sogar in ihrer Anwesenheit statt, wie sie denn auch jene Konsuln vom Jahre 1101, wenn nicht förmlich anerkannt, so doch geduldet hat. Die Zahl der Konsuln schwankte. Folgende Ziffern, die aus dem Verzeichnisse bei Perrens ausgewählt sind, geben ein Bild der Schwankungen: Es gab im Jahre 1138 zwei Konsuln, 1176 neun, 1180 zwei, 1186 drei, 1194 zwei, 1196 einen, 1197 zwanzig, 1200 zwei, 1201 dreizehn, 1202 fünf, 1203 neun, 1204 zehn und 1210 wiederum zwei Konsuln. Ueberhaupt kehrt die Zahl 2 am öftesten wieder. Kurz vor 1200 scheint den Konsuln ein Rat von 100 buoni uomini beigegeben worden zu sein. Wenn man dem Chronisten Paolino di Pieri glauben darf, so hätte Florenz im Jahre 1195 eine förmliche Verfassung erhalten. Wie wenig Festigkeit dieselbe besaß und wie sehr noch die Zahl der Beamten und die Abgrenzung ihres Amtsbereichs im Fluß blieben, sieht man unter anderem aus einem Dokument vom Jahre 1202, welches von „Prioren jedes Viertels" spricht, genauer gesagt Sechstels, denn Florenz war in sestieri geteilt. Jedenfalls trug diese anfängliche Verfassung, wie schwankend sie auch sonst sein mochte, noch einen aristokratischen Charakter. Nur die reichen Kaufleute und Fabrikanten wählten die Obrigkeiten, und zwar meist aus den Adelsgeschlechtern. Aber diese vermochten sich dennoch nicht im dauernden Besitze der Aemter zu behaupten, weil deren Träger außerordentlich rasch wechselten, so daß nicht die Beamten, sondern die Wähler die eigentlichen Herren waren. Unter il Comune verstand man ursprünglich die Gesamtheit des Adels und der Popolanen, wie die angesehenen Bürger genannt wurden.

Ehe nun die hauptsächlichsten der Aenderungen, welche diese einfache Grundverfassung im Laufe der nächsten beiden Jahrhunderte erlitt, skizziert werden, möge man sich jene Reihe entgegengesetzter Elemente vergegenwärtigen, aus deren beständigem Widerstreit die neuen Formen hervorgingen.

Da war zunächst der Gegensatz zwischen Adeligen und Bürgern, oder Magnaten und Volk. Von letzterem kamen anfänglich nur die Popolanen, die reichen Kaufleute und Fabrikanten, in Betracht.

Dann die Spaltung der adeligen Geschlechter unter sich, welche um den Vorrang stritten, sich gegenseitig zu verdrängen strebten, von ihren burgähnlichen Häusern aus (Villani zählte 150 solcher Türme, später waren ihrer weit mehr) in der Stadt selbst sich befehdeten, zuweilen ein ganzes Stadtviertel in ein befestigtes Lager verwandelten und die gesamte Bevölkerung in ihren Familienzwist

hineinzogen. Die berühmtesten derartigen Parteiungen sind die der Uberti und Buondelmonti, welche im Jahre 1215 bei einem Feste ausbrach, wo Oddo Arringhi de' Fifanti den Uberto degli Infangati[1] durch einen Scherz beleidigte, dieser scharf erwiderte und jener dem Gegner einen Teller an den Kopf warf. Dann von 1300 ab die zwischen den Cerchi und Donati, welche die Häupter der von Pistoja herübergekommenen Weißen und Schwarzen wurden.[2] Endlich nach 1350 die der Albizzi und Ricci, welche sehr wesentlich dazu beitrug, die Katastrophe von 1378 herbeizuführen.

Drittens die Spaltung in Welfen und Ghibellinen. Der Adel stand im allgemeinen auf seiten des Kaisers, die Bürgerschaft auf seiten des Papstes. Aber die Zwietracht der Familien spaltete auch die Stände; so wurden die Buondelmonti und die von Donato geführten Schwarzen Welfen, während die Uberti und die Weißen unter der Leitung der Cerchi Ghibellinen blieben; und jeder dieser Adelsparteien schlossen sich Bürgerfamilien an. In dem Maße, als der Feudaladel vom Bürgertume unterdrückt wurde, ging es mit dem Einflusse der Ghibellinen abwärts, die, häufig vertrieben, fast immer nur mit fremder, namentlich deutscher Hilfe die Rückkehr erzwangen. Schließlich war die Stadt eine unzweifelhaft und rein welfische. Ihr Welfentum bestand aber nicht etwa in Bigotterie — gab es doch in ganz Europa keine geistig freiere und vorurteilslosere Bevölkerung als die florentinische! — noch weniger in der Verteidigung klerikaler Ansprüche, die sie vielmehr bei ihrer Geistlichkeit gar nicht aufkommen ließ. Sondern Florenz und die meisten mittelitalienischen Städte machten die Sache des Papstes zu der ihrigen, weil und solange der Papst im Kampfe gegen die weltlichen Großen ihre Sache zu der seinigen machte. Beide fanden sich als natürliche Verbündete gegen die hohenstaufische Weltmacht und den deutschen Lehensadel. Nachdem später der Papst selbst gewissermaßen ghibellinisch geworden war, als er durch fremde Söldner Mittelitalien unterjochen, einen absoluten Staat aufrichten ließ und, seinen Traditionen untreu, im Bunde mit

[1] Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig, zu bemerken, daß das Genitivzeichen vor italienischen Namen keineswegs den Adel ausdrückt. In der Einzahl (di) steht es vor dem Namen des Vaters, und in der Mehrzahl (dei, de', degli) vor dem Familiennamen, gleichviel ob das Haus ein adeliges oder bürgerliches ist. Der Name Infangati (etwa Schmutzfinken, von infangare) erinnert daran, daß im Italienischen wie im Deutschen nicht selten Spott- und Spitznamen zu Familiennamen geworden sind.

[2] Unter den im Jahre 1302 verbannten Weißen befand sich auch Dante.

den Großen die städtische Freiheit zu unterdrücken suchte, da waren die Florentiner die ersten, die päpstlichen Städte zur Empörung anzureizen und einen Bund zum Schutze der freien Kommunen zu bilden. Im Jahre 1375 erklärten sie dem Papste den Krieg.

Viertens stellte sich sehr bald Feindschaft ein zwischen den sieben oberen und den unteren Zünften. Solcher geringer geachteter arti minori waren, nachdem ihre Zahl vollständig geworden, vierzehn. Sie hießen: 1. Fleischer, 2. Schmiede, 3. Schuster, 4. Steinmetzen, 5. Leinenhändler, 6. Weinschenker, 7. Gastwirte, 8. Viktualien- und Oelhändler, 9. Gerber, 10. Panzerschmiede und Schwertfeger, 11. Schlosser und Kupferschmiede, 12. Riemer, 13. Tischler, 14. Bäcker. Die oberen Zünfte bildeten den Popolo grasso, die Bourgeoisie, die unteren den Popolo minuto.

Fünftens traten den Zünften später die Ciompi[1] feindselig entgegen, jene Hilfsarbeiter der zünftigen Handwerker, denen die oft begehrte eigene zünftige Organisation nicht gestattet wurde. Besonders in der Wollenzunft waren sie häufig, und da es auch im popolo minuto der Armen und Bedrängten genug gab, so fand wohl gelegentlich die Pöbelmasse der Ciompi in den „kleinen Leuten" des Handwerkerstandes neuerungssüchtige Bundesgenossen.

Alle diese Parteien wogten untereinander und gingen unter Umständen die merkwürdigsten Verbindungen ein, so daß es zum Beispiel einmal weiße Welfen und schwarze Ghibellinen gab. Daß Vornehme den Pöbel gegen den Mittelstand hetzten, ist nicht bloß in Florenz vorgekommen.

Diese vielfältige Spaltung der Bürgerschaft rechtfertigte gerade in Florenz am meisten jenes merkwürdige, den italienischen Städten allein eigene Element, welches im 12. Jahrhundert zu der Zunft- und Kommunalverfassung hinzukam, den Podestà. Friedrich Barbarossa setzte rectores civitatum et locorum ein, meist Deutsche, die auch potestates genannt wurden. Als Vertreter des Kaisers und Zerstörer der städtischen Freiheit haßte man sie und manche derselben wurden ermordet. Seitdem aber der Kaiser im Jahre 1185 den Mailändern das Privilegium bewilligt hatte, sich ihren Potestaten[2] selbst zu wählen, wurde die Institution populär; man fand, daß ein Fremder wenigstens den Vorzug größerer Unparteilichkeit besitze und sehr geeignet sei, bei den ewigen Streitigkeiten

1 Das Wort Ciompi ist wahrscheinlich aus compare, Gevatter, entstanden; nach Leo hätten die Vornehmen, welche die Frauen der Armen mißbrauchten, deren Ehemänner so genannt.

2 Schon im 9. und 10. Jahrhundert wurde das Wort zur Bezeichnung von Obrigkeiten, damals aber noch als Femininum, gebraucht.

der einheimischen Behörden untereinander als Schiedsrichter zu fungieren. Die Florentiner sollen ihren ersten Podestà im Jahre 1184 gewählt haben. 1193 wird merkwürdigerweise ein Caponsacchi als Podestà genannt (die Caponsacchi waren ein florentinisches, also einheimisches Geschlecht). Der aus Lucca berufene Paganello de' Porcari fungierte zwei Jahre, von 1200—1202. Das Amt schien besonders deswegen unentbehrlich, weil die Adeligen sich damals kaum dem Richterspruche eines Bürgerlichen unterworfen hätten, einheimische Adelige aber als Oberrichter zu große Gewalt erlangt hätten. Von Ridolfo di Capraja (1212) an zeigt das Verzeichnis der Potestaten keine Lücke, ist ihre Reihenfolge also nicht mehr unterbrochen worden. Es versteht sich, daß in einem Gemeinwesen, dessen Einrichtungen in beständiger rascher Umbildung begriffen sind, auch die Kompetenzen der Aemter schwanken. Der Podestà ist Richter, Vollzugsbeamter sowohl für seine eigenen Sprüche wie für die Beschlüsse der Kommunalbehörden, und hat die Tendenz, Stadthaupt zu werden, denn er wird mit einem Rate umgeben und übernimmt zuweilen die Geschäfte der Konsuln, die ihrerseits gelegentlich in seinen Amtsbereich eingreifen.

Bald wurde der aristokratische Konsultitel abgeschafft; vom Jahre 1233 ab wurden die Gemeindevorsteher Anziani (anciens) genannt, was volkstümlicher und vertrauenerregender klang. Im selben Jahre stellte man eine Statistik des Contado, der Landschaft, auf. Die Einwohner derselben mußten vor den Notaren der Stadtviertel erscheinen und ihren Stand anmelden, ob sie Adelige, Ritter, Allodialbesitzer, masnadieri (Soldaten, bezw. Wegelagerer), Halbwinner (Pächter), Tagelöhner, abhängige oder unabhängige Leute (eigentliche Sklaven gab es schon damals nicht mehr) seien; Unterlassung der Anmeldung wurde streng bestraft; die Zählungslisten sind leider verloren gegangen.

Perrens scheint recht zu haben, wenn er die Einführung der Anzianen lediglich als Aenderung eines Titels bezeichnet, die man als Verfassungsänderung nicht gelten lassen könne. Die erste große Neuerung, welche wirklich eine neue Verfassung genannt werden darf, vollzog sich im Jahre 1250 mit der Organisation der Bürgermiliz, durch welche der Republik für die ganze übrige Zeit ihres Bestehens der bürgerliche Charakter gesichert ward. Es ist bekannt, daß die Bemühungen Karls des Großen um Begründung eines Volksheers, dessen Kern eine aus freien Bauern bestehende Infanterie bilden sollte, nicht bloß an dem Hochmute der Feudalherren, sondern auch an der Abneigung der kleinen Leute scheiterten; weder der Bauer noch der Handwerker, deren beider

wirtschaftliche Existenz auf stetige ununterbrochene Arbeit gegründet ist, können in Zeiten, wo jedes neue Jahr einen neuen Feldzug mitbringt, die Wehrpflicht übernehmen, ohne rasch zu verarmen und dabei für ihr Gewerbe untauglich zu werden. In der feudalen Zeit wurde der miles, der Fußsoldat, überall durch den eques, den cavaliere verdrängt: miles und eques wurden gleichbedeutende Wörter. Als die Florentiner so viele adelige Geschlechter in ihre Stadt aufnahmen, da spekulierten sie dabei sicherlich auch auf die angeborenen kriegerischen Eigenschaften derselben. Sie gewannen in ihnen gewissermaßen ein Herr von Berufssoldaten, Söldner, denen sie keinen Sold zu zahlen brauchten, da die im Kriege gewonnene Ehre und Beute den Magnaten hinlänglich entschädigten. Bald indes fand sich, daß der Bürgersmann sich seiner Haut zunächst gegen die Herren Verteidiger zu wehren habe und daß er die Waffe nicht gänzlich aus der Hand legen dürfe. Im Jahre 1250 wurden die Zünfte militärisch organisiert, zunächst zum Schutze gegen die übermütigen Uberti.[1] Jeder Mann vom 17. bis 70. Jahre wurde für dienstpflichtig erklärt und hatte sich auf das gegebene Zeichen mit der vorgeschriebenen Waffe bei seiner Fahne einzufinden. Die waffenpflichtige Mannschaft jedes Sechstels bildete mehrere Abteilungen, die sich durch die Abzeichen und die Farben ihrer Fahnen voneinander unterschieden. Die sestieri wurden bei dieser Gelegenheit umgrenzt; die beiden größten, Oltrarno und San Pier Scheraggio, wurden in je 4, die übrigen 4 in je 3 Compagnien geteilt. Jede Compagnie wurde von einem Caporale oder Gonfaloniere, einem Bannerherrn oder Venner, befehligt. An Pfingsten wurden den neuen Vennern auf dem Mercato nuovo die Fahnen feierlich übergeben. Zu diesem allgemeinen Heere kamen folgende Spezialtruppen: 6 Abteilungen Kavallerie, je eine für ein Sechstel; die Garde des Carroccio;[2] die Bogenschützen (arcadori); die Armbrustschützen (balestrieri); die Schildträger (pavesari; pavese, pavois ist ein großes Schild); der Train (salmeria) und die Irregulären (ribaldi). Die 96 Pfarreien (pivieri) des Contado stellten ebenso viele Compagnien, welche sich auf den Alarmruf nach der Stadt zu verfügen hatten. Bald bemerkte

[1] Als Vorspiel erschien eine Ordonnanz der Anzianen, nach welcher die durchschnittlich 120 Fuß hohen Türme der Magnaten bis auf eine Höhe von 50 Fuß abgetragen werden mußten.

[2] Wenn das Heer in den Krieg zog, so fuhr an der Spitze die Martinella, die in einem transportablen Turme aufgehängte Sturmglocke, und hinter dieser der von zwei Ochsen gezogene Carroccio, von welchem das (seit Inkorporierung der Gemeinde Fiesole) rotweiße Banner von Florenz herabwehte.

man, daß diese zunächst für den inneren Dienst bestimmte Infanterie auch bei Expeditionen nach auswärts (cavalcate), namentlich bei Belagerungen, nicht leicht entbehrt werden konnte, und so wurde die Bürgerschaft zwar gegen ihre Neigung, aber zum Besten ihrer Unabhängigkeit gedrängt, einigermaßen kriegerisch zu werden. Reiche Popolanen sah man zu Pferde steigen, und der Ritterdienst hörte auf, ein Privilegium adeliger Feudalherren zu sein.

Die Bürgermiliz erheischte einen Befehlshaber; als solchen — und darin bestand das Wesentliche der Verfassungsveränderung — setzte man eine neue Obrigkeit, den Capitano del popolo, ein, der, wie der Podestà, ein Fremder und ein Vornehmer, aber zugleich ein Welfe sein mußte. Ihn hatten die Anzianen, deren Zahl auf 12 (2 aus jedem Sechstel) fixiert wurde, nicht allein zu beraten, sondern auch zu überwachen. Ihnen wurden noch 36 Ratsherren, aus jedem sestiere 6, beigegeben. Der Podestà blieb Oberrichter in Civil- und Kriminalsachen; doch übte auch der Volkshauptmann richterliche Funktionen aus; er entschied in Klagesachen der Popolanen wegen Einschatzung, Erpressung, Betrug, Gewaltthat und durfte über Adelige die Todesstrafe verhängen. Man sieht auch hieraus, daß die ganze Neuordnung in erster Linie den Schutz der Bürger gegen die Großen zum Zwecke hatte. Bei Expeditionen nach auswärts fungiert der Podestà als Anführer, zuweilen des ganzen Heeres, jedenfalls aber der Spezialtruppen, aber auch letztere darf er wiederum dann nicht befehligen, wenn sie im inneren Dienste, namentlich gegen die Großen, aufgeboten werden. Die größere Ehre läßt man dem Podestà; er hat den einzelnen Truppenteilen ihre Fahnen zu übergeben und die Republik im Verkehr mit den auswärtigen Mächten zu repräsentieren; die Briefe des Papstes und der Fürsten an die Stadt nimmt er in Empfang. Wie dem Volkshauptmann, so wurden auch ihm 2 Räte beigegeben; neue Gesetzvorschläge wurden zuerst den Räten des Podestà, und zwar dem kleineren derselben, vorgelegt. Wie schwierig, beziehungsweise unmöglich es auch sein mag, die Kompetenzen dieser Räte und ihr Verhältnis zu einander genau zu ermitteln, so viel wenigstens ist klar, daß ihre Vielheit samt der Vielheit der Behörden und dem oftmaligen Wechsel beider ein vorzügliches Mittel war, der Befestigung irgend einer obrigkeitlichen Gewalt zur Alleinherrschaft vorzubeugen. Der erste Capitano del popolo war Uberto aus Lucca; man installierte ihn samt den Anzianen in der badia; doch wurden die Herren damals noch nicht verpflichtet, in ihrem Amtslokale zu wohnen. Das unter ihm konstituierte Volk wird von den florentinischen Geschichts-

schreibern il popolo vecchio, die spätere mehr demokratisch organisierte Bürgerschaft popolo nuovo genannt. Mit der Bedeutung des Wortes Comune ging damals, wie wenigstens Perrens behauptet, eine Aenderung vor. Dasselbe bezeichnete von da ab den Podestà mit seinen beiden Räten, die Repräsentanten des aristokratischen Elements, wurde aber daneben auch zur Bezeichnung des ganzen Staates gebraucht.

Als nach dem Falle Manfreds bei Benevent im Jahre 1266 die Ghibellinen, welche noch einmal in Florenz ans Ruder gelangt waren, ihre letzte Stütze verloren, suchte der ghibellinische Podestà Graf Guido Novello den Haß des Volkes, welches besonders über die Kontributionen für deutsche Söldner unwillig war, durch Neuerungen in der Staatsverfassung von sich abzulenken. Er versöhnte sich mit dem Papste und setzte mit dessen Hilfe eine wunderliche Obrigkeit ein: zwei Podestàs aus dem Orden der „lustigen Brüder“ (Frati gaudenti, einem verweltlichten geistlichen Orden), von denen der eine ein Welfe, der andere ein Ghibelline war. Diesen gab er einen Rat von 36 buoni uomini, angesehenen Kaufleuten und Handwerkern, bei, die ebenfalls beiden Parteien entnommen wurden. Diese neue Behörde beschäftigte sich mit der offiziellen Organisation der Zünfte. Macchiavelli stellt die Sache (II, 8) folgendermaßen dar. „Sobald die beiden Ritter aus Bologna (die Frati gaudenti) kamen, teilten sie die Stadt in Zünfte ein, setzten jeder derselben einen Vorsteher und gaben ihr ein Banner. Anfänglich waren solcher Zünfte 12, 7 obere und 5 niedere.“ Aus anderen Quellen geht hervor, daß damals nur die Rangordnung der bereits organisierten 7 oberen Zünfte festgestellt wurde (1. Richter und Notare, 2. Calimala, 3. Wechsler, 4. Wollenzunft, 5. Aerzte, Apotheker und Spezereikrämer, 6. Seidenzunft, 7. Kürschner), während 5 weniger angesehene Gewerbe sich zwar nach dem Muster dieser Zünfte freiwillig organisierten, ohne jedoch damals schon die offizielle Anerkennung ihrer Vorsteher und Bannerherren durchzusetzen; es waren dies die Schnittwarenhändler, die Fleischer (denen später in der Hierarchie der arti minori der oberste Rang eingeräumt wurde), die Schuhmacher, die Maurer und Zimmerleute und die Schmiede. Das Wichtigste war die Verleihung der Banner an die Zünfte; dadurch traten die Zünfte als Grundlage der Wehrverfassung an die Stelle der sestieri und wurde die Erhebung des Zunftvorstandes zur höchsten Kommunalbehörde vorbereitet. Später, als die Regierung geradezu aus den Zunftvorständen gebildet wurde, titulierte man die Zunftvenner, als Beisitzer der regierenden Herren, „Kollegen“ (collegi).

Die neue Organisation bestand sofort ihre Probe, als ihr mittelbarer Urheber, Graf Guido, mit einer neuen Geldforderung für seine Söldner hervortrat. Die Zünfte sagten einfach „nein" und verbarrikadierten sich. Als der Graf, dessen Haupttugend Kühnheit nicht war, die ganze Bürgerschaft gegen sich sah, zog er mit seinen Söldnern und einigen Granden ab. Die Florentiner stellten sich unter das Protektorat des Königs Karl von Anjou,[1] der ihnen nach außen Sicherheit verschaffte, ohne sie im Inneren zu belästigen. Der Protektor, welcher von einigen Schriftstellern fälschlich Podestà genannt wird, setzte in der Person Guidos von Montfort einen Vikar ein. Diese gesicherte Lage benutzten die Bürger schon im Jahre 1267 zu einer neuen Verfassungsrevision auf der Grundlage der eben sanktionierten Zunftverfassung.[2] Abgesehen von dem vorübergehenden und fremdartigen Amte des königlichen Vikars, welchem, solange er vorhanden war, Podestà und Capitano untergeordnet blieben (der erstere wurde gleich dem Vikar vom Könige ernannt), haben wir die Behörden und die beratenden, beziehungsweise gesetzgebenden Körperschaften zu unterscheiden.

Der Podestà, welcher, wie gesagt, die Tendenz hatte, Stadthaupt zu werden, wurde auf sein Richteramt und der Volkshauptmann auf sein Amt als Befehlshaber der Bürgermiliz zurückverwiesen. Die Zahl der buoni uomini, in deren Sitzungen vorerst der Vikar präsidiert, wird von 36 auf 12 herabgesetzt; dieselben werden zuweilen auch noch Anzianen genannt, bis dann später alle diese verschiedenen Bezeichnungen dem Namen: priores artium weichen; die Prioren, die Zunftvorsteher, bilden zusammen die Signoria und werden selbst Signoren genannt. Was den sehr komplizierten Mechanismus der beratenden und gesetzgebenden Körperschaften anlangt, so zählt Perrens (Bd. II. S. 94) die 7 verschiedenen Kombinationen von Villani, Ammirato, Macchiavelli, Sismondi, Leo, Desjardins und A. v. Reumont auf. Er selbst hält die folgende Darstellung für richtig, welche, wie er angibt, der Hauptsache nach mit der von Villani 1866 im „Politecnico" veröffentlichten übereinstimmt.

Wenn die Signoren einen Beschluß gefaßt hatten, so wurde derselbe zunächst dem Rate der 100 buoni uomini[3] vorgelegt,

[1] Nach dem offiziellen Ausdruck: sie übertrugen ihm die Signorie.

[2] Ueber den liberalen Geist der Florentiner Zünfte, die das gerade Gegenteil von dem Ideal unserer heutigen Zünftler waren, siehe das oben genannte Buch von R. Pöhlmann.

[3] Diese schön klingende Bezeichnung gefiel so gut, daß sie stark abgenützt und bald für die regierenden, bald für die Ratsherren gebraucht wurde.

welche aus dem popolo grasso gewählt wurden. Hatten diese zugestimmt, so wurde die Einwilligung der zwei Räte des Capitano del popolo eingeholt. Der eine, di credenza (Geheimrat) genannt, bestand aus 80 Mitgliedern; der andere, der „Generalrat“, umfaßte 300 Mitglieder. Die Achtzig waren Vertreter der Zünfte und wurden capitudines artium genannt. Beide Räte versammelten sich in ein und derselben Kirche, natürlich in verschiedenen Räumen derselben, und vereinigten sich nach Schluß der Separatverhandlungen zu einer gemeinsamen Sitzung. Am folgenden Tage wurde die Sache den beiden Räten des Podestà vorgelegt; der engere hatte 90, der weitere 300 Mitglieder, so daß an der gemeinschaftlichen Sitzung 390 Personen teilnahmen. In wichtigen Fällen vereinigten sich alle diese Körperschaften zum consiglio del popolo (Volksrat), welchem der Capitano del popolo präsidierte, und in außerordentlichen Fällen wurde ein „Parlament“, d. i. eine Versammlung aller stimmberechtigten Bürger, einberufen. Perrens beweist aus dem Geschäftsgange dieses verwickelten Mechanismus, daß in demselben für die Entfaltung parlamentarischer Rhetorik weder Zeit noch Raum blieb. Schriftsteller des Cinquecento, wie Macchiavelli, haben nachträglich die Erzeuger nicht gehaltener Reden dadurch entschädigt, daß sie ihnen sehr schöne, kunstreich stilisierte Reden in den Mund legten. Für die laufenden Angelegenheiten hatte jede der genannten Körperschaften ihre besonderen Kompetenzen. Bei der großen Zahl der Ratsherrnstellen und dem häufigen Wechsel der Inhaber konnte es nicht fehlen, daß alle wahlfähigen Bürger einigemal oder wenigstens einmal daran kamen, wofern nicht, wie das allerdings später geschah, gewisse Persönlichkeiten und Familien durch künstliche Vorkehrungen ausgeschlossen wurden.

Nachdem im Jahre 1280 der Kardinal Latino zwischen den ghibellinischen und welfischen Familien in Florenz Frieden gestiftet hatte, wurde zur Befestigung desselben die Zahl der 12 buoni uomini auf 14 erhöht, mit der Bestimmung, die Aemter sollten zwischen Welfen, Ghibellinen und Unparteiischen nach dem Verhältnisse der Kopfzahl verteilt werden. In Wirklichkeit wurden die Unparteiischen ganz übergangen und die neue Regierung aus 8 Welfen und 6 Ghibellinen zusammengesetzt (Macchiavelli sagt II, 11: 7 Ghibellinen und 7 Welfen), je ein Grande, die übrigen Popolanen. Die Amtsdauer wurde auf 2 Monate festgesetzt. Der Capitano della parte guelfa, also das offizielle Haupt der Welfenpartei (von welchem noch die Rede sein wird), wurde conservator pacis genannt, wozu er offenbar seiner Natur nach wenig geeignet

war. Vielmehr wurde durch diese Neuerung nur eine Stärkung der Welfenpartei erreicht, die allerdings damals noch eine Befestigung der Volksherrschaft bedeutete.

Im Jahre 1282 wurden die Vierzehn, als zu viel für ein Regierungskollegium, durch 3 Prioren aus der Calimala, der Wechsler- und der Wollenzunft ersetzt. Auch sie wurden auf 2 Monate gewählt; 2 wenigstens mußten Welfen sein. Sie wurden Signoren genannt und samt dem Capitano in der badia (später im palagio, wie man damals für palazzo sagte) installiert, welche sie ohne spezielle Erlaubnis weder bei Tag noch bei Nacht verlassen durften; sie speisten und schliefen also während der Dauer ihrer Amtszeit im Palaste. Sie erhielten Amtsdiener und Boten, welche ihre Familie genannt wurden. Sprechen durften sie nur in den Audienzen, welche sie Montag, Mittwoch und Freitag abzuhalten hatten, und untereinander nur über geschäftliche Angelegenheiten, wenn ihrer (das bezieht sich auf die Zeit nach Erhöhung ihrer Zahl) mindestens zwei Drittel beisammen waren. So war dafür gesorgt, daß die Signoren Gott dankten, wenn ihre 2 Monate um waren, und daß sich ein heftiges Verlangen, wieder gewählt zu werden, kaum bei irgend einem regte. Bei den Beratungen wurden ihnen savi, Rechtsgelehrte, zur Seite gegeben.

Schon nach Ablauf der ersten zwei Monate stellte es sich heraus, daß die Ausschließung von 4 Zünften und 3 Stadtsechsteln als eine gehässige Maßregel aufgefaßt wurde. Man erhöhte deshalb die Zahl der Prioren auf sechs; aus jedem sestiere wurde einer gewählt; von den Zünften blieb die Juristenzunft ausgeschlossen, die ja ohnehin schon amtlichen Einfluß genug übte. Der Capitano erscheint nach der Beseitigung des königlichen Vikars[1] als das eigentliche Stadthaupt; er präsidiert dem Kollegium der Prioren und bildet mit ihnen die Signoria, die Regierung von Florenz. Er hält auch durch seine berrovieri (Sbirren) die Ruhe in der Stadt aufrecht und bietet, wenn diese nicht hinreichen, die Mannschaften der Zünfte auf. Im Jahre 1279 erhielt er den Titel: „Verteidiger der Zünfte“, und damit den Vorsitz in der

[1] Den letzten Stoß erhielt das wankende Ansehen des Vikars Guido von Montfort durch das Verbrechen, welches Dante „Inferno XII, 119“, mit den Worten erwähnt: „Der durchbohrt' im Schoße Gottes das Herz, das an der Themse noch geehrt wird.“ Aus Rache dafür, daß sein Vater Simon, Graf Leicester, in einer Empörung gegen König Richard von Cornwall getötet und geschleift worden war, erstach Simon dieses Königs Sohn Heinrich, der zufällig nach Viterbo kam, in einer dortigen Kirche während der Messe und schleifte die Leiche an den Haaren hinaus.

Beratung der Zunftvorstände, capitudines (capitudini) oder consules artium, die ihrerseits den Beratungen der Räte sowohl des Capitano als des Podestà beiwohnen. Doch übte später der Capitano sein Amt als Defensor der Zünfte nicht mehr in Person aus, sondern durch einen Prokonsul, welcher aus der Richterzunft gewählt wurde und sein eigenes Amtshaus, seinen Palast erhielt. Trotzdem der Podestà durch Verringerung und Einschränkung seiner Amtsbefugnisse mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wurde, blieb er doch dem Range nach der Höhere; er prunkte in bunten, goldglänzenden Brokatkleidern und bezog 6000 Livres Gehalt, während der Capitano nur 2500 Livres hatte und sich mit einem schlichten schwarzen Talare begnügte. Die Wahl der beiden Beamten wurde durch Wahlherren vollzogen, welche lediglich für diesen Zweck von den bezüglichen Ratskollegien ernannt wurden. Der Erwählte wurde durch einen Gesandten benachrichtigt, und nahm er an, so mußte er vier Tage vor seinem Amtsantritte in Florenz erscheinen, um sich mit den Gesetzen bekannt zu machen. Er schwur die Statuten, welche seine Amtsführung regelten, sowohl selbst zu beobachten, als auch seine Beamten zur Beobachtung derselben anzuhalten (auch dem Podestà wurde sein Palast und seine famiglia [1] angewiesen). Der Volkshauptmann schwur außerdem, die Zünfte zu beschützen und für Aufrechterhaltung des (inneren) Friedens zu sorgen. Sehr häufig zogen die beratenden Körperschaften, welche sich täglich versammelten, noch richiesti, für diesen bestimmten Fall Einberufene, hinzu, unter denen wir uns wohl Sachverständige zu denken haben. Ein notajo delle riformagioni, welcher den Prioren beigegeben wird, vervollständigt die Hierarchie der Behörden.

Wenn wir lesen, daß nach Abschluß dieser Verfassungsreform, im Jahre 1282, einigen fürstlichen Besuchern, wie dem Fürsten von Salerno, König Karls Sohne, und dem Grafen von Alençon, Bruder des Königs von Frankreich, überaus glänzende Feste gegeben wurden, noch dazu während einer Teuerung, und daß im Sommer 1283 die Feier des Johannesfestes (Johannes der Täufer ist bekanntlich Patron der Stadt) zwei Monate lang ausgedehnt wurde, während deren das ganze Volk sich der ausgelassensten Freude überließ, so darf man schließen, daß die Bürgerschaft mit

[1] Der Podestà erhielt: 7 Richter, 3 Ritter, 18 Notare, 10 Pferde, 20 berrovieri; der Capitano: 3 Richter, 2 Ritter, 4 Notare, 8 Pferde, 9 berrovieri. Der Podestà trat sein Amt am 1. Januar an und mußte seine Familie am 1. Juli wechseln; der Capitano trat am 1. Mai ein und erhielt am 1. November neue Beamte.

der verbesserten Verfassung zufrieden war, und daß der Wohlstand nichts zu wünschen übrig ließ.

Und doch standen neue Stürme unmittelbar bevor. Längst schon hatte das alte Element der Unruhe, der Magnatengeist, eine neue Inkarnation gefunden in der Welfenpartei, deren förmliche Konstituierung um so wunderlicher erscheint, als sie gerade zu einer Zeit erfolgte, wo die Ghibellinen vernichtet wurden und die ganze Stadt nur ein Welfenlager zu sein schien. Als im Jahre 1267 die Ghibellinen vertrieben worden waren, wurden deren Güter konfisziert. Von dem Erlös sollte die Welfenpartei ein Drittel erhalten; wahrscheinlich aber, meint Perrens, riß sie den bei weitem größten Teil an sich. Sie kapitalisierte diese massa guelfa, und konstituierte sich, solchergestalt trefflich „finanziert“, als förmlicher Staat im Staate. Ihre capitani di parte guelfa wurden gleich den Beamten der Republik je auf zwei Monate gewählt (die Zahl dieser Hauptleute wechselte), und zwar nach Stadtvierteln, diese Behörde erhielt ihren Palast, ihre zwei Räte und trat in so innige Wechselwirkung mit der Staatsregierung, daß der Volshauptmann vorübergehend den Titel eines Welfenhauptmanns annahm. Einige Geschichtsschreiber, wie Trollope, stehen der sonderbaren Erscheinung ganz ratlos gegenüber; einige meinen, der Magistrat der Welfenpartei sei eins mit der Regierung des Staates, und unter der Welfenpartei dieser späteren Zeit sei nichts anderes als die Stadtgemeinde zu verstehen. Perrens erklärt das für einen zweifellosen Irrtum und sagt zur Verdeutlichung: „Die Magistrate und Räte der Welfenpartei wurden in Florenz schließlich das, was der Jakobinerklub für den Konvent war.“

Auf diese Organisation gestützt, vermochten sich die Magnaten immer wieder über Recht und bürgerliche Ordnung hinwegzusetzen, zumal der einzelne in seiner consorteria, der ebenfalls förmlich organisierten Vetterschaft, für seine persönlichen Zwecke und Unternehmungen stets bereitwillige Hilfe und Schutz gegen Gefahren fand. Gar manchen Morgen wurde ein Popolane, der irgend einer Konsorterie verhaßt oder unbequem war, tot auf der Straße gefunden, oder auch nicht gefunden, da man seinen Leichnam spurlos verschwinden ließ, und die Mörder blieben regelmäßig unentdeckt. Nachdem die Bürger es mit verschiedenen Statuten versucht hatten, die nichts fruchteten, nachdem sie 1289, um die Großen zu schwächen, durch strenge Verbote der Entstehung neuer feudaler Abhängigkeit vorgebeugt, führten sie im Jahre 1293 einen Gewaltstreich. Auf Anstiften des Giano della Bella, aus adeligem aber florentinischem Geschlecht, verlangte und erhielt am 10. Januar

dieses Jahres[1] der Rat der 100 „Balia", d. h. die außerordentliche Vollmacht, den Entwurf einer Verfassungsreform auszuarbeiten. Bei dieser Arbeit wurden zum erstenmal die capitudini aller 21 Zünfte gehört. Am 18. Januar wurde der aus drei Artikeln bestehende Entwurf verkündigt und angenommen. 1. Die fünf angesehensten der 14 unteren Zünfte sollen den oberen beigezählt werden. 2. Den sechs Prioren wird ein siebenter beigegeben, welcher den Namen Gonfaloniere della giustizia und eine Truppe von 1000 Mann erhält, mittels deren er die Beschlüsse der Signoria ausführt. 3. Drei Rechtskundige erhalten Balia, um die Statuten gegen die Großen zu revidieren. Am 15. Februar 1293 bezw. 1292 traten die neuen Prioren ihr Amt an, wählten den Baldo Ruffoli zum Bannerherrn der Gerechtigkeit, und dieser hing sofort seine „Fahne der Gerechtigkeit" (weiß mit rotem Kreuze) das Sammelzeichen für seine 1000 Trabanten, zum Fenster seines eigenen Hauses heraus. Die den drei Rechtsgelehrten übertragene Statutenreform erfolgte stückweise. Ihr Resultat war eine Ausnahmegesetzgebung: Die ordinamenta justitiae, welche ein Denunziationsverfahren gegen die Großen und ein summarisches Strafverfahren (u. a. das barbarische Zerstören ihrer Häuser) vorschrieb, die Mitglieder jeder Familie bis in die entferntesten Verwandtschaftsgrade solidarisch haftbar für die von einem derselben verübten Verbrechen erklärte, und den Adelscharakter zum Schimpf stempelte, indem als Strafe für besonders qualifizierte Verbrechen von Popolanen die Versetzung des Schuldigen in den Stand der Magnaten verhängt wurde, eine Strafe, welche die ganze Verwandtschaft mit traf, und die um so härter war, als die Magnaten von allen Aemtern ausgeschlossen wurden.

Weder die Schicksale des Giano della Bella, welcher als Verbannter in Frankreich starb, noch die Unruhen, zu denen sein Reformwerk Anlaß gab, gehören hierher. Es genügt, hinzuzufügen, daß der Bannerherr der Gerechtigkeit, welcher anfänglich der letzte der Prioren und ihr Exekutivbeamter war, allmählich zum höchsten Range emporstieg und das Haupt der Signoria wurde, daß seine Garde auf 4500 Mann anwuchs, daß ihm auch noch 150 Steinmetzen und 50 Picconieri zum Einreißen der Häuser zur Verfügung gestellt wurden, und daß, nachdem er aus dem Diener ein Kollege der Signoren geworden war, seine Funktion auf einen Esecutore degli ordinamenti della giustizia überging,

[1] In den florentinischen Chroniken und Urkunden heißt es 1292, weil das Jahr in Florenz damals noch mit dem 25. März begann.

der ein Auswärtiger sein mußte, und der daher rücksichtslos verfahren durfte, ohne daß er nach Ablauf seiner Amtszeit den Haß der Betroffenen zu fürchten brauchte. Auch die capitudini der Zünfte erhielten in den Syndiken (Sindachi) eine Art Exekutivbeamte. Im Jahre 1325 nahm die Signoria das Recht in Anspruch, nicht allein den Esecutore, welcher von vornherein ihr Beamter gewesen war, und den Capitano, ihr erwähltes Haupt, abzusetzen, sondern auch den Podestà, welchem bis dahin die Fiktion, als sei er immer noch der Stellvertreter der höchsten, der Reichsgewalt, einen Schimmer von Autorität verliehen hatte. Nun erst waren die Prioren die eigentlichen Souveräne des florentinischen Staates. Zugleich sicherten sie sich eine gewisse Kontinuität der Regierung und leiteten die Oligarchie ein durch folgendes Wahlverfahren, welches man imborsationi und squittinj nannte. Die regierenden Prioren und Kollegen (zu den Kollegen waren außer den Zunftbannerherren mittlerweile noch 12 buoni uomini gekommen) bestimmten diejenigen, welche die nächsten 40 Monate hindurch Signoren sein sollten. Die Namen der Erkorenen legten sie in Beutel, und aus denselben wurden alle zwei Monate die neuen Signoren herausgezogen, ausgelost. Begünstigt durch Walther von Brienne, einen Abenteurer, der sich auf Grund alter Familienansprüche Herzog von Athen nannte, und den sich die Florentiner von 1342—1343 als Herrn gefallen ließen, hatten auch die 9 unteren der 14 arti minori Anteil an der Regierung erlangt, so daß nun der demokratische Charakter der Staatsverfassung vollendet schien. Da eine wesentliche Aenderung bis zum Jahre 1378 nicht mehr eintrat,[1] so können wir hier einen Augenblick innehalten, um den Gang der Entwickelung bis dahin zu überschauen, welcher bei aller Komplikation der Einzelheiten im großen und ganzen einfach und klar ist. Die Republik beginnt ihr selbständiges Leben im 12. Jahrhundert mit einem aristokratischen Regierungs- und einem aus Adeligen und angesehenen Bürgern gemischten Ratskollegium. Der Podestà ist zwar eigentlich nur Richter, aber indem er die Gemeinde nach außen vertritt und gelegentlich als Feldherr fungiert, doch eigentlich die monarchische Spitze, wenn auch eine wechselnde. Damit sie nicht etwa Wurzel fasse, wird ihr in dem Volkshauptmann mit seiner Bürgermiliz ein Gegengewicht geschaffen. Indem später die Fähnlein nicht mehr aus städtischen Bezirken ausgehoben, sondern

[1] Ohne kleinere Aenderungen ging natürlich kein Jahr vorüber. Dante war sehr unglücklich über diese unermüdliche Gesetzmacherei. „O Florenz," ruft er Purg. 6, 142, „die du so fein erdachte Satzungen machst, daß bis Novembers Mitte nicht reicht, was im Oktober du gesponnen."

von den Zünften gestellt werden, fangen die letzteren an, sich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Dieselbe fällt ihnen ganz und gar zu, als ihre Vorsteher und Bannerherren (Signori e Collegi) in den Regierungspalast einziehen. Aber bald sehen sich die oberen 7 Zünfte genötigt, den 5 angesehensten aus den 14 unteren Anteil an der Regierung einzuräumen, und schon machen auch die übrigen 9 ihre Rechte geltend. Mit deren Hilfe gelingt es, den Magnaten den letzten Rest ihres Einflusses zu nehmen, und damit sie nicht noch einmal ihre Häupter erheben, wird ihnen der Bannerherr der Gerechtigkeit gewissermaßen als Zuchtmeister bestellt, der sich aber mit der Zeit zum Vorsitzenden der Signoria erhebt. Eine vielräderige Maschine von Behörden und Ratskörperschaften, die sich gegenseitig mehr hemmen und kontrollieren als unterstützen, sorgt dafür, daß weder ein einzelner Beamter noch eine einzelne Körperschaft übergroße Gewalt erlangen und auf die Dauer behaupten könne. Allein, leben die Großen nicht mehr als privilegierte Adelige fort, so leben sie als Glieder der Zünfte fort. Der Familienstolz, die Neigung zu Parteiungen und Gewaltthätigkeiten sind nicht erloschen; und neue Popolanengeschlechter, mit dem Adel verschwägert und vervettert, bieten sich dem Magnatengeiste als neue Gefäße dar, nachdem der größte Teil der alten bei den Ghibellinenvertreibungen zerschlagen worden. Um volksfreundlich und volkstümlich zu scheinen, nimmt die neue Verbrüderung vornehmer Familien den Namen „Welfenpartei“ an, organisiert sich als Staat im Staate, versucht die Regierung unter die Herrschaft des Klubs zu beugen, die dem Klub nicht Angehörigen von der Regierung auszuschließen und die Aemter in einigen wenigen Familien festzuhalten, die nun wiederum anfangen, sich als neuer Adel zu gebärden, der das bürgerliche Gesetz nicht zu respektieren braucht. Aus dieser Lage erwuchs die Spannung, welche im Jahre 1378 ihre gewaltsame Lösung fand, in folgender Weise.

Obwohl das Erscheinen Karls IV. in Toskana die städtische Freiheit nicht im mindesten bedrohte, gab es doch den Parteihäuptern willkommenen Anlaß, die längst bedeutungslosen Namen Welfe und Ghibelline wieder zu beleben. Ein Ricci war es, der zuerst den Versuch machte, der feindlichen Familie Albizzi durch den Schimpf des Ghibellinennamens einen tödlichen Streich zu versetzen. Zwar mißlang der Anschlag so vollständig, daß den Albizzi sogar die Führung der Welfenpartei zufiel, aber die verhängnisvolle Losung war einmal ausgegeben. Die alten Gesetze gegen die Ghibellinen wurden erneuert, neue hinzugefügt. Glieder

ghibellinischer Familien sollten niemals für Welfen erklärt werden können; und um als Welfe zu gelten, genügte weder die welfische Abstammung noch die welfische Gesinnung: man mußte die Statuten der Welfenpartei beschwören, und wer nach Ablauf von 15 Jahren den Schwur nicht wiederholte, war unfähig, ein höheres Amt zu bekleiden. Ueberhaupt wurde nun die Ausschließung von den Aemtern das hauptsächlichste Kampfmittel der Parteien; man griff nicht mehr so oft wie in der ritterlichen Zeit zum Schwerte, sondern focht mit Wahlbeuteln. Daß die Verwandten hoher Beamten von den Aemtern ausgeschlossen wurden (oder wie man sich ausdrückte, daß gegen sie das divieto, das Verbot, ausgesprochen wurde) könnte man billigen, wenn nicht bei mißliebigen Familien die Verwandten der entferntesten Grade ausspioniert worden wären. Weit schlimmer war die im Jahre 1358 eingeführte ammonizione oder Verwarnung. Dem als Ghibelline Verdächtigten wurde geraten, kein Amt anzunehmen; ein mildes Verfahren dem Scheine nach; in Wirklichkeit wurde die Verwarnung eine Aechtung des Verwarnten und seiner ganzen Familie; denn die von Aemtern Ausgeschlossenen mochte, wie es in Macchiavellis Lustspiel „Mandragola" heißt, „kein Hund mehr anbellen". Die Sache wurde nicht besser, sondern schlimmer, als im Jahre 1372 die Ricci und Albizzi sich vereinigten. Solange sie entzweit blieben, bestand für die unparteiischen Bürger immer noch die Möglichkeit, sich zu behaupten. Nun erzwangen die verbündeten Oligarchen unter Führung des adelsstolzen Rechtsgelehrten Lapo di Castiglionchio durch terroristische Einschüchterung der Abstimmenden ein Gesetz, nach welchem kein Beschluß, welcher die parte betreffe, gefaßt werden dürfe ohne ausdrückliche Genehmigung der Welfenhauptleute, die in solchen Fällen zu den Sitzungen der Signoren eingeladen werden müßten. Das hieß die Parteiherrschaft gesetzlich sanktionieren. Die Bürgerschaft fühlte sich derart beängstigt, daß in Konventikeln beraten wurde, wie wohl die von den Großen bedrohte Freiheit zu retten sei. Man wandte sich feierlich an die Signoren. Einem der Deputierten legt Macchiavelli (er nennt den Namen nicht, sondern sagt: Uno di loro; III, 5) eine lange schöne Rede in den Mund, welche ein Bild der damaligen Sittenverderbnis und des früheren Elends der jahrhundertelangen Parteikämpfe entrollt. Und nun werde der Name der Welfen und Ghibellinen — „möchte er niemals in unserer Republik gehört worden sein!" — wieder aufgefrischt. Aber jetzt sei weit eher Aussicht vorhanden, die Zwietracht zu unterdrücken. „Denn in jenen älteren Zeiten war die Macht der von Fürsten begünstigten Adelsgeschlechter so gewaltig,

daß bürgerliche Ordnungen und Gesetze nicht stark genug waren sie zu zügeln. Heut aber liegt das Kaisertum kraftlos danieder, vorm Papste fürchtet sich niemand, und in ganz Italien ist eine solche Rechtsgleichheit der Bürger durchgeführt, daß es sich recht wohl selbst regieren und seine Freiheit wahren könnte." Und nirgends seien die Bedingungen für die Freiheit so günstig wie in Florenz, wenn nur die Signoren sich der Sache annehmen wollten.

Die Signoren setzten eine Kommission nieder, welche eine Enquete anzustellen und Vorschläge zu machen hatte. Das Ergebnis war der Beschluß, gegen drei Ricci und drei Albizzi auf drei Jahre das divieto zu verhängen (gegen die letzteren ein kalter Schlag, weil, wenn ihnen der Signorenpalast verschlossen wurde, der Palast der Partei ihnen geöffnet blieb), einige Sicherheitsmaßregeln zum Schutz der Behörden, und die Einsetzung einer neuen Behörde, der Dieci della libertà. Diese Zehnherren von der Freiheit sollten das Parteiwesen und die Rechtspflege überwachen; man wählte zwei von den Großen, zwei aus den unteren, sechs aus den oberen Zünften in dieses Kollegium.

Bald darauf, 1375, geriet die Republik in Krieg mit dem Papste Gregor XI. Sie setzte bei dieser Gelegenheit eine besondere Behörde „gegen die Priester" ein, um dieselben zu schatzen und sonst zu ängstigen. Der Papst seinerseits erließ jene berüchtigte Bulle, welche die Florentiner auf dem ganzen Erdenrund für vogelfrei erklärte, und deren gehässigen unchristlichen Charakter Gregorovius in so lebhaften Farben geschildert hat. Die Florentiner beschämten den Papst dadurch, daß sie sich ohne geistliche Leitung auf die Frömmigkeit verlegten; die Kirchen waren beständig gefüllt; junge reiche Leute verließen die lustige Stadt des Boccaccio, führten in der Nachbarschaft ein Eremitenleben, kasteiten sich und bekehrten Sünderinnen; alles dieses nicht etwa zum Zeichen der Reue, sondern aus Opposition. Für die inneren Verhältnisse der Stadt wurde dieser Krieg durch die neue Behörde der „Acht Kriegsherren" (Otto della guerra) bedeutungsvoll. Es traf sich, daß die acht Männer, welchen unumschränkte Vollmacht zur Leitung des Krieges gegeben wurde, sämtlich Gegner der welfischen Oligarchenpartei waren, und daß sich der Gegensatz desto lebhafter entwickelte, je länger der Krieg dauerte. Denn die Welfenhauptleute neigten zum Frieden, wohl weniger aus welfischer Gesinnung, als um nicht in den Achten eine Konkurrenzmacht aufkommen zu lassen. Der Krieg aber war in hohem Grade populär, und die Acht, welche ihrer Aufgabe gewachsen waren, stiegen derart in der Hochachtung des Volkes, daß sie die Acht Heiligen genannt wurden

und — unerhört in der Stadt der zweimonatlichen Amtsdauer! — drei Jahre im Amte blieben. So wurden sie naturgemäß der Kern der Opposition.

Um sie scharten sich zuvörderst jene gemäßigten Bürger, die man als Mittelpartei bezeichnen kann, denen es um Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung, um die Abstellung des Parteigezänks und der Verfolgungen und um die innere Freiheit der Republik, d. h. um möglichst gleichmäßige Teilnahme aller Bürger (mit Ausschluß des Pöbels jedoch) an der Regierung aufrichtig zu thun war. Ob Salvestro de' Medici ein Mann von solcher Gesinnung war, ist schwierig zu ermitteln. Thatsache ist jedoch, daß diese Partei ihn als ihr Haupt ansah, daß, wie Perrens sich ausdrückt, die Masse, welche ja stets eines Idols bedarf, ihn zu ihrem Idol machte und daß seine Gegner „ihm die Ehre erwiesen, ihn zu fürchten“. Daß er kein großer Mann gewesen ist, sieht man aus dem Verlauf und Ausgang seines Unternehmens und der Haltung, die er dabei beobachtete. Gino Capponi[1] empfängt aus dem wenigen, was über Salvestro berichtet wird, den Eindruck, daß er „weder gut noch aufrichtig“ genannt werden kann.

Ferner alle diejenigen, welche sich durch das Unwesen der Ammonitionen in ihrer bürgerlichen Existenz bedroht sahen, vor allen natürlich die Ammonierten selbst.

Sodann viele verschiedenartige Elemente, welche weniger durch politische, als durch soziale Verhältnisse in Unzufriedenheit und Unruhe versetzt wurden. Da waren die Bürger, welche über Steuerdruck klagten. Auswärtige kriegerische Unternehmungen, die ununterbrochen aufeinander folgten, verschlangen ungeheure Summen. Wurden dieselben nicht durch Umlagen aufgebracht (zwar bildeten die indirekten Steuern den „Rückgrat“ des florentinischen Finanzsystems, aber für außerordentliche Ausgaben reichten dieselben doch nicht hin), so waren Anleihen zu verzinsen, die natürlich nicht außerhalb, sondern bei Bürgern aufgenommen wurden. Wunderlicherweise glaubte auch diese Stadt der Bankiers, dieser „Geldmarkt Europas“, an die Unerlaubtheit des Zinsennehmens, und mit aller Strenge suchte die Obrigkeit das kanonische Zinsverbot durchzuführen. Aber da ohne Zinsen nun einmal kein Geld zu haben war, so wurde für die Staatsschuld, den monte comune, eine Ausnahme statuiert und ein Zins von 5 Prozent gewährt. Als auch dafür niemand sein Geld hergeben wollte, half man sich damit, daß statt je 100 Floren Valuta 300 eingeschrieben wurden, so daß

[1] a. a. Orte S. 285.

die Gläubiger scheinbar nur die gesetzlichen 5, in Wirklichkeit aber 15 Prozent erhielten. So war also eine bedeutende Verzinsung aufzubringen. Und da, je strenger das Zinsennehmen verboten ist, der Wucher nur desto ärger zu wüten pflegt, so hatten auch nicht wenige Privatschuldner von wucherischer Ausbeutung schwer zu leiden. Die Vermögenslagen wechselten beinahe ebenso schnell wie die Staatsverfassungen. „Der Reiche von gestern war der Arme von heute.“ Da gab es Familien, die in den politischen Verfolgungen verarmten, deren Häuser man zerstörte, deren Vermögen man konfiszierte; da gab es andere, die bankrott machten oder wenigstens in einen der großen Bankrotte verwickelt wurden, die damals so häufig waren.[1] Das Börsenspiel wurde eben damals erfunden und mit Leidenschaft betrieben. In dem Maße als die einen verarmten, gelangten die anderen schnell zu Reichtümern. In der Pest fiel gar manchem durch plötzliches Hinscheiden aller Verwandten unverhoffter Reichtum zu. Wer arm wurde, verstärkte das Heer der Unzufriedenen; der plötzlich reich Gewordene ging gern auf Abenteuer aus, um noch mehr zu gewinnen. Da waren ferner die unteren Zünfte, welche von den popolani grassi immer noch über die Achsel angesehen und nicht in dem Verhältnisse ihrer Kopfzahl zu den Aemtern zugelassen wurden. Da waren endlich die Hilfsarbeiter der oberen Zünfte, diejenigen, welche die eigentliche Arbeit verrichteten; die Wollenzunft allein enthielt 25 Klassen derselben. Seit langem strebten sie nach eigener zünftiger Organisation, aber dieselbe wurde ihnen beharrlich verwehrt. Zwar hatten sie durch den Herzog von Athen eigene Konsuln erlangt, aber diese blieben den Capitudini der Zünfte untergeordnet. Ja, die untersten dieser Hilfsarbeiter, und diese wurden eben Ciompi genannt, hatten es noch nicht einmal zu einem Konsul gebracht, sondern standen unter Aufsehern, von denen sie wohl auch körperliche Mißhandlungen erduldeten. Sie klagten über schlechte Bezahlung und waren von jenem Geiste der Unzufriedenheit und des Strebens nach Besserung ihrer Lage erfüllt, welcher damals die arbeitenden Klassen des ganzen westlichen Europas durchzog.

Die Spannung erreichte den höchsten Grad, als am 27. April 1378 einer der Acht Heiligen, Giovanni Dini, von der Ammonition betroffen und durch einen Anhänger der Welfenpartei, Niccolo Gianni, ersetzt wurde. Da schon im vorhergehenden Jahre

[1] Zuweilen wurden dieselben durch brutale Gewaltthat von Fürsten herbeigeführt, die sich ihrer Schulden durch Einkerkerung oder Vertreibung der Gläubiger entledigten.

für den mit dem Tode abgegangenen hochverehrten Giovanni Magalotti als Ersatzmann ein Mitglied der parte, Simone Peruzzi, durchgebracht worden war, so war dieselbe nun schon durch zwei ihrer Anhänger in diesem Kollegium vertreten, und der oppositionelle Charakter desselben gefährdet. In dieser Not hielten die Führer der Mittelpartei, es waren außer Salvestro noch Tommaso Strozzi, Benedetto Alberti, Giorgio Scali, mit ihren Gesinnungsgenossen unter den Acht häufige Beratungen ab, um Vorkehrungen zu treffen, daß nicht die Republik gänzlich der Knechtschaft der Partei verfalle. Aber auch diese hielt den Zeitpunkt für gekommen, wo sie den letzten Streich führen könne. Im Wahlbeutel für den Gonfaloniere della Giustizia befand sich nur noch der eine Name des Salvestro de' Medici, dieser mußte also am nächsten 1. Mai gezogen werden. Durch eine Intrigue suchte man dessen Erhebung zu hintertreiben und beschloß zugleich, am Johannisfeste, während die Signoren entweder den kirchlichen Feierlichkeiten beiwohnten oder den Volksbelustigungen zuschauten, mit Hilfe der vom Lande hereingeströmten Burschen, unter denen viele Pächter der Verschworenen waren, den Palast der Signoria zu besetzen. Die Intrigue mißlang, Salvestro übernahm das Banner der Gerechtigkeit. Nun erwartete das Volk, die neuen Signoren würden die Welfenpartei vernichten; allein es geschah nichts von Bedeutung. Als am 15. Juni die Welfenpartei eine Verwarnung gegen zwei harmlose Bürger in terroristischer und nach ihren eigenen Statuten ungesetzlicher Weise durchdrückte, kannte der Unwille keine Grenzen mehr; man verspottete die Signoren ob ihrer Zaghaftigkeit, und namentlich den Salvestro, von dem man sich so Großes versprochen. Dieser sagte: „Wir werden die Sache schon besorgen, wenn ich Proposto sein werde." Die Signoren führten nämlich abwechselnd den Vorsitz, und nach drei Tagen, am 18., war die Reihe an Salvestro. Derselbe löste sein Wort ein und entflammte dadurch den Aufruhr.

---

# Der Kampf Ludwigs des Bayern mit der Kurie.

Von

Richard Schwemer.

## I.

Der Kampf Ludwigs des Bayern mit der Kurie ist der letzte der großen Kämpfe zwischen Kaisertum und Papsttum. Er ist gewissermaßen nur ein Nachspiel des großen Streites, der jahrhundertelang die mittelalterliche Welt in Spannung hielt, aber ein Nachspiel von gewaltiger dramatischer Lebendigkeit und höchstem historischen Interesse.

Nachdem das glänzende Geschlecht der Hohenstaufen sich in Italien verblutet hatte, war der Kampf thatsächlich zu Ende, denn die kaiserlichen Ansprüche auf die Oberhoheit über Italien — die Ursache des steten Haders — hatten keinen Vertreter mehr. — Während des Interregnums gab es in Deutschland überhaupt keinen allgemein anerkannten König, und auch die Wiederbegründung der königlichen Gewalt in Deutschland durch Rudolf von Habsburg führte zunächst eine Wiederbegründung des Kaisertums nicht herbei. Rudolf, vollauf damit beschäftigt, die Reste der königlichen Gewalt in Deutschland zu sammeln, ist nicht dazu gekommen, nach Rom zu ziehen und sich die Kaiserkrone zu holen, und ebensowenig war dies unter seinen Nachfolgern Adolf und Albrecht der Fall: Keiner von ihnen ist in Italien gewesen; das Kaisertum schien mit dem kaiserlichen Geschlecht der Hohenstaufen zu Grunde gegangen zu sein.

Allein dem war nicht so: der Idee nach lebte das Kaisertum noch fort. — „So unzweifelhaft es für uns ist, daß das Kaisertum im 14. Jahrhundert jede wahre Lebenskraft verloren hatte,

so wenig hat das Jahrhundert selbst diesen Glauben gehegt. Die Theorie von der Berechtigung und Notwendigkeit des Imperiums hat sich im Gegenteil in dieser Zeit erst recht ausgebildet. Es galt noch unerschüttert die Auffassung, daß die Einheit der Christenheit auch durch ein höchstes weltliches Haupt dargestellt werden müsse. Zu dieser Forderung drängte auch gerade jene weltliche Bildung, welche neben der überwiegenden kirchlichen sich damals am nachdrücklichsten geltend machte: das Studium des römischen Rechts."[1] Der eigentliche Sitz dieses Studiums war Italien, wo man das römische Recht als das eigentlich nationale auffaßte. Dementsprechend war denn auch nirgends die kaiserliche Idee lebendiger als eben in Italien. — Seit dem Untergange der Hohenstaufen war dieses Land zerrissener denn je. Guelfen und Ghibellinen lagen in erbittertem Streite, jede Stadt war ein Kampfplatz. Die Zustände waren unerträglich und wurden von den Besten des Landes tief empfunden. Nur die Wiederaufrichtung des Kaisertums schien dem unglücklichen Lande den Frieden wieder geben zu können. Nur ein Kaiser schien der Retter sein zu können, und mit namenloser Sehnsucht schaute man nach diesem Retter aus. Ein großer Teil des italienischen Volkes war in einem Zustande fieberhafter nationaler Erregung. Man braucht nur an Dante zu erinnern, um eine deutliche Vorstellung von dieser gewaltigen Leidenschaft zu geben, die damals den besten Teil der Nation durchschauerte:

„Wie durftet ihr," ruft er,[2] „du (Albrecht) und der Vater dulden,
„Nur weil die Habsucht Euch dort jenseits festhielt,
„Daß Eures Reiches Garten gar verwildre; — —
„Sieh deine Roma, die in heißen Thränen
„Verwitwet und allein, bei Nacht und Tage,
„Mein Cäsar, ruft, warum bist du mir fern?"

Sein Wunsch wurde erfüllt. Die Erneuerung des Kaisertums schien eine Forderung der Zeit, und so bot denn die Kurie, welche sich diesem Zuge der Zeit nicht entziehen wollte und auch Hoffnungen an die Erneuerung der Kreuzzüge daran knüpfte, selbst die Hand, diese Forderung zu erfüllen, — schien es doch das einzige Mittel, um wieder gesetzmäßige Zustände in Italien herzustellen. Mit ausdrücklicher Zustimmung des päpstlichen Stuhles zog Heinrich VII., kaum gewählt, über die Alpen und empfing in Mailand unter

[1] Riezler, Die litter. Widersacher d. Päpste. S. 10.
[2] Purgat. VI, 103—105 u. 112—114.

dem unendlichen Jubel der Nation die lombardische und dann in Rom die kaiserliche Krone. Allein dieses Mittel schlug im Sinne der Kurie fehl. Diese hatte natürlich der Erneuerung des Kaisertums nur in der Voraussetzung zugestimmt, daß das neue Kaisertum gefügig sein werde, und es waren sorgfältig die Grenzen festgestellt worden zwischen der kaiserlichen Gewalt und den Rechten des päpstlichen Stuhles. Allein diese Grenzen wirklich zu ziehen, war eben eine Unmöglichkeit. Mit der alten Würde lebten auch die alten Ansprüche wieder auf: es kam bald zum Streite zwischen Heinrich und dem Papste; Heinrich traf Anstalten zum Kampfe gegen den guelfisch gesinnten König Robert von Neapel, der Papst erklärte jeden dem Banne verfallen, der Unteritalien angreifen würde, der offene Kampf war unvermeidlich, — da starb Kaiser Heinrich.

Die Gefährlichkeit des Kaisertums für die partikularen Gewalten in Italien und für die territorialen Ansprüche des Papsttums hatte sich aufs neue klar gezeigt.

Der Gedanke kam daher an der Kurie zur Reife, daß das Kaisertum in völlige Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhle gebracht werden müsse.

Johann XXII., der im Jahre 1316 den päpstlichen Stuhl bestieg, war ganz von diesem Gedanken erfüllt. Und er hatte nun die beste Gelegenheit, diesen Gedanken zur Durchführung zu bringen, denn es war in Deutschland nach dem Tode Heinrichs zu einer Doppelwahl gekommen: Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich waren gewählt und kämpften miteinander um die Krone. Doppelwahlen hatten der Kurie von jeher die beste Handhabe geboten, um ihre Macht in Deutschland zu erweitern: Johann XXII. war fest entschlossen, sich dieser Handhabe zu bedienen. Er verkündigte zunächst in einer Bulle vom Jahre 1317,[1] es sei von allen Zeiten her unerschütterlich beobachtet worden, daß bei Erledigung des Imperiums, welcher Fall jetzt vorliege, die Jurisdiktion an den Papst überginge, dem in der Person des heiligen Petrus Gott selbst die Rechte des irdischen und himmlischen Imperiums zugleich verliehen habe. Es folgte dann die Aufforderung an die Inhaber aller Reichsämter, dieselben niederzulegen, und die Uebertragung des Reichsvikariates an den König Robert von Neapel. Mit dem letzten Gliede in dieser Kette von Uebergriffen wurde eigentlich nur ein Gedanke durchgeführt, den schon Clemens V.

[1] Vgl. hierfür und für die folgende Darstellung C. Müller, Der Kampf Ludwigs des Bayern mit der Kurie I, 39 ff.

erfaßt hatte. — Nun erfolgte fernerhin die Entfesselung des Kampfes gegen die widerstrebenden Ghibellinen. Dem König Robert wurde der Nepote Johanns zum Beistand beigegeben: mit einem Heere rückte derselbe in Italien ein. Ueber Matteo Visconti, die Hauptstütze der Ghibellinen, den Herren von Mailand, wurde der Bann verhängt; das Kreuz wurde gegen ihn gepredigt. Die Sache des Papstes war in bestem Fortschreiten; nicht weit mehr schien er von dem Ziele seines Ehrgeizes — der Aufrichtung der päpstlichen Herrschaft in Italien — entfernt, da erfolgte plötzlich ein Umschwung.

In Deutschland war nach langem Bürgerkriege durch die Schlacht bei Mühldorf endlich eine Entscheidung herbeigeführt worden: König Friedrich der Schöne war geschlagen und gefangen; er mußte nach der festen Burg Trausnitz wandern, und Ludwig, nun endlich seines Gegners ledig, konnte daran denken, die Rechte des schwer erkämpften Reiches wahrzunehmen. Nirgends waren dieselben mehr bedroht, als in Italien. Ein päpstliches Heer stand vor Mailand; es konnte nicht mehr lange dauern, so mußte die Stadt fallen. So war es denn das erste, daß er hierhin seine Machtboten entsandte, um zu retten, was noch zu retten war. Das Erscheinen derselben hatte aber eine ganz überraschende Wirkung. Der schon tief gesunkene Mut der Bedrängten belebte sich aufs neue. Frischer Zuzug verstärkte die Kraft der Verteidigung in demselben Maße, als die des Angriffs erlahmte, — die Belagerer mußten an einem glücklichen Erfolge verzweifeln, und so bot denn eine ausbrechende Krankheit einen willkommenen Vorwand, abzuziehen.

Mailand war gerettet; der Plan des Papstes war durchkreuzt.

Er hatte, wie wir gesehen, den Thronstreit dazu benutzen wollen, um den päpstlichen Einfluß in Italien zum herrschenden zu machen, und als Basis hierzu sollte ihm der im Jahre 1317 proklamierte Satz gelten, daß das Reich vakant sei. Wann die Vakanz zu Ende sein sollte, das war nach seiner Auffassung ganz in sein Belieben gestellt, denn — und das ist der zweite Rechtsgrundsatz, den er als unbedingt gültig verkündigte — die streitige Wahl konnte nur durch ihn entschieden werden, nur durch ihn konnte dem Reiche ein neuer Herrscher gegeben werden. Die Entscheidung sollte natürlich abhängig sein von den größeren oder geringeren Zugeständnissen, welche der eine oder der andere Kandidat machte.

Daß sich keiner der beiden Erwählten an ihn um eine Entscheidung gewandt hatte, änderte nicht das Geringste an seiner

Meinung, daß nur sein Spruch eine Entscheidung herbeiführen könne.

Seine Rechtsanschauung über die vorliegende staatsrechtliche Frage bildete ein vollständiges System. Er faßte die streitige Königswahl einfach nach Analogie der streitigen Bischofswahlen auf; diese hatte der päpstliche Stuhl längst vor sein Forum gezogen: erst wurde nach dem üblichen Rechtsgange eine Prüfung der Wahl und der Person der Erwählten vorgenommen, und dann der Spruch gefällt. So wenig wie ein im Zwiespalt erwählter Bischof sich in die Verwaltung der Kirche mischen durfte vor päpstlicher Prüfung und Bestätigung, so wenig durfte sich Ludwig nach päpstlicher Anschauung die Verwaltung des Reiches anmaßen. That er dies doch, so beging er damit ein Verbrechen, das streng zu ahnden war. Am 8. Oktober 1324 schreitet daher Johann zu dem ersten der berüchtigten Prozesse gegen Ludwig. In feierlicher Sitzung verkündigt er zunächst im Eingange die Thatsache der zwiespältigen Wahl und stellt dann die Behauptung auf, daß bei zwiespältigen Wahlen ihm Prüfung der Wahl und Person zustehe. Obwohl nun, fährt er fort, seine Wahl von uns nicht zugelassen und seine Person nicht bestätigt ist, hat sich Ludwig dennoch des Königreiches der Römer und des königlichen Titels angemaßt. Hiermit nicht zufrieden, habe Ludwig die Verwaltung der Rechte des regnum und imperium übernommen, habe sich in Deutschland und in einzelnen Teilen des Reiches von Vasallen desselben huldigen lassen, habe über die dem regnum und imperium zustehenden Rechte verfügt, habe z. B. die Mark Brandenburg seinem Sohne verliehen, habe sich schließlich zum Gönner und Verteidiger von Feinden der römischen Kirche, wie des Galeazzo Visconti, obwohl dieser der Ketzerei überführt sei, aufgeworfen. In Erwägung nun, daß die Unmöglichkeit bestehe, sicher zu ihm zu gelangen, um ihm persönlich die Mittel und Wege zur Umkehr vorzuschlagen, daß aber andererseits die Zeit dränge, so ermahne er Ludwig in feierlicher Versammlung aller Gläubigen unter Androhung der Exkommunikation, in welche er im Falle des Ungehorsams ipso facto gerate, daß er innerhalb von drei Monaten die oben gerügte Verwaltung und Gönnerschaft unterlasse, in der Weise, daß er sie erst dann ausübe, wenn seine Wahl und Person vom päpstlichen Stuhle geprüft und für gut befunden sei.

Abgesehen von dem dem Rechte zuwiderlaufenden Inhalte dieser Verfügung sowie der verletzenden Form der Verkündigung verdient besonders die beleidigende Art des Vorgehens hervorgehoben zu werden: Ludwig wird einfach als überführter Verbrecher

behandelt; es wird ihm eine Gnadenfrist bewilligt, Gegengründe werden ignoriert, das einzig Mögliche ist: Unterwerfung.

Es ist nun eine Genugthuung, daß man in Deutschland die richtige Sprache fand, um diesem Angriffe zu begegnen.

Zunächst allerdings sandte Ludwig eine Gesandtschaft nach Avignon. Der Zweck war in erster Linie Information, sowie fernerhin die Erreichung eines längeren Termins. Die Antwort auf die dahin zielende Bitte erfolgte erst genau an dem Tage, da der Ludwig gesteckte Termin ablief: der Termin wurde allerdings verlängert, aber in völlig unzureichender Weise nur um zwei Monate.

Unterdessen aber hatte sich Ludwig schon zu einem entscheidenden Schritte entschlossen. Aus dem Ausbleiben der Gesandtschaft mußte man entnehmen, daß — was wirklich zutraf — die Antwort absichtlich verzögert würde. Es mußte sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß an ein erfolgreiches Vertreten des eigenen Rechtes vor diesem Richterstuhle nicht zu denken sein würde, — Ludwig entschloß sich also — darauf zu verzichten und von dem Rechte der Appellation Gebrauch zu machen.[1]

Am 18. Dezember, bevor also der vom Papste gesteckte Termin verstrichen war, gab er zu Nürnberg seinen Protest gegen das Vorgehen des Papstes zu Protokoll.

Im Eingange beteuert er seine Verehrung für die Kirche und seine Absicht, den Pflichten als Vogt der Kirche in gewissenhafter Weise nachzukommen. Dann wendet er sich gegen die Vorwürfe des Papstes und weist zunächst die Behauptung, daß seine Wahl und Person erst noch der Prüfung und Bestätigung durch den Papst bedurft hätte, durch eine Darlegung des in Deutschland geltenden Rechtes zurück. Er erklärt, daß es seit Menschengedenken bezüglich der Königswahlen feststehe, daß der römische König allein dadurch König sei und König genannt werde, daß er von den Fürsten, die das Recht zur Kur haben, einstimmig oder in Majorität gewählt und an rechter Stelle gekrönt werde, daß ihm von allen

[1] Müller hat hier einen Widerspruch in dem Verfahren Ludwigs gefunden; es erscheint ihm inkonsequent, daß er erst die Gesandtschaft schickt und dann vor Rückkehr der Gesandtschaft die Appellation erhebt. Aus der obigen Darstellung, die auf den Untersuchungen Pregers (Abh. d. hist. Kl. d. bayer. Akad. d. Wiss. XVI, 2, 119) fußt, ergibt sich, daß beide Schritte wohl vereinbar sind und sich aus der Zögerung der Kurie erklären. Wesentlich ist bei Preger die Betonung des juristischen Charakters der Erklärung vom 18. Dezbr. 1324. Nur solange die Sentenz nicht gefällt war, konnte in dem Inquisitionsverfahren, auf dessen Boden hier verhandelt wird, das Rechtsmittel der Appellation überhaupt angewandt werden. Preger betont mit Recht die Worte: artante termino praefixo.

als König gehuldigt werde, und er die Rechte des Reiches verwalte. Da es nun feststehe, daß er von der bei weitem größeren Zahl der Kurfürsten gewählt und an dem rechten Orte gekrönt sei und er hierdurch königlichen Namen und königliche Rechte erlangt habe, so sei es offenbar eine Beleidigung und Beeinträchtigung, zu behaupten, daß er sich unbefugter Weise den Namen und Titel angemaßt habe —, noch dazu, da er nun schon seit 10 Jahren in ruhigem Besitz alles dessen, das ihm nun bestritten werde, und ohne Anfechtung seiner Wahl oder Person, wenn dies überhaupt jemandem zugestanden hätte, regiert habe. Daher, erklärt er, sei es unerträglich, beleidigend und rechtswidrig, daß jetzt erst der Papst ohne Einsicht in das geltende Recht, ohne Anhörung der Parteien, ohne gehörige Ordnung und Einhaltung des Rechtsganges gegen ihn vorgehe. Da es somit evident sei, daß er die Regierung des heiligen Reiches, des sacri regni, in der Hand halte, so sei es völlig der Wahrheit entgegen, zu behaupten, daß das imperium erledigt sei und ihm, dem Papste, die Leitung desselben zustehe, denn als König habe er eben die Verwaltung sowohl des regnum wie des imperium. Es fehle ihm nichts als die Krönung mit den kaiserlichen Insignien. Er gebe also nicht zu, daß dem apostolischen Stuhle Prüfung, Zulassung und Bestätigung seiner Wahl und Person zustehe. Das könnte ihm höchstens zustehen, wenn ihm durch Klage, Bitte, Appellation oder Provokation diese Sache übertragen wäre. Dies sei aber nicht geschehen.

Was die weiteren Anklagen des Papstes wegen Unterstützung und Begünstigung der ketzerischen Visconti anbelangt, so erklärt er, von der Ketzerei der Visconti nichts zu wissen, ihm sei nichts davon offiziell mitgeteilt worden.

Warum Männer wie die Visconti Rebellen gegen die Kirche genannt würden, wisse er gleichfalls nicht. Es sei denn, daß man diejenigen Rebellen gegen die Kirche nennen wolle, welche in lobenswerter Bethätigung ihrer Treue den Angreifern der Rechte des Reiches Widerstand leisteten. Den Vorwurf der Häresie gibt er dem Papste zurück, Johann sei gegen die Minoriten wegen Verletzung des Beichtgeheimnisses nicht vorgegangen.

Am Schlusse folgt dann die Appellation und Forderung der Berufung eines Konzils.

Der Papst ließ sich durch diese Appellation, von der wir übrigens nicht wissen, ob er sie erhalten hat, nicht stören. Als der zweite Termin verstrichen war, wurde Ludwig, da er halsstarrigerweise nicht erschienen sei, der Exkommunikation für ver-

fallen erklärt. Dazu wurde eine neue feierliche Verwarnung gefügt, innerhalb der drei folgenden Monate von seinem Trotze zu lassen — bei Strafe des Verlustes aller Rechte am regnum und imperium, die ihm etwa aus seiner Wahl erwachsen sein könnten.

Die Antwort Ludwigs war die Appellation von Sachsenhausen vom 22. April 1324.[1]

Zunächst wird die Ungültigkeit des bisherigen Vorgehens Johanns XXII., „der sich Papst nennt", nachgewiesen. Johann sei Partei gewesen, er konspiriere als Todfeind Ludwigs und des Reiches mit dessen Feinden. In offenem Konsistorium habe er erklärt, er wolle mit aller Macht auf die Zertretung des imperium der Deutschen, dieser ehernen Schlange, hinarbeiten. Wenn Johann die Vasallen des Reiches zum Abfall von Ludwig und zur Vergießung von Christenblut veranlasse, so seien das nicht Werke eines Stellvertreters Christi, sondern eines grausamen Tyrannen. Bistümer und Abteien verleihe er an durchaus Unwürdige, wenn sie nur gegen das Reich rebellierten. Das Geld, das er in aller Welt für einen Kreuzzug gesammelt habe und noch sammle, verwende er zur Vergießung von Christenblut, ohne dem heiligen Lande Hilfe zu leisten. Ausführlich wird dargethan, daß seine Tendenz auf Vernichtung des Reiches im Widerspruch mit dem seit unvordenklichen Zeiten geltenden Rechte stehe. Er wird ein Feind des Friedens genannt, ein Anstifter von Zwietracht und Aergernis; solle er doch öffentlich ausgesprochen haben, nur wenn unter den Königen und Fürsten der Welt Zwietracht herrsche, sei der Papst wahrer Papst und werde allgemein gefürchtet. Schließlich wird noch der Vorwurf der Häresie gegen ihn erhoben: er habe versucht, die evangelische Lehre von der höchsten Armut, „diese Fackel unseres Glaubens", umzustürzen, habe zwei schandbare Statuten erlassen, in welchen er Ketzer, ja Erzketzer geworden sei und dadurch alle kirchlichen Würden verloren habe.

In dieser Sachsenhäusener Appellation, aus der hier nur einige Hauptpunkte herausgehoben sind, nimmt Ludwig den Handschuh auf, den ihm der Papst hingeworfen. Die Schrift ist von

[1] Dies ist das richtige Datum der Urkunde, wie Preger (a. a. O.) mit zwingenden Gründen nachweist. Müller gibt im Text den 22. Januar an (a. a. O. S. 75), im Anhange (a. a. O. S. 355) entscheidet er sich für den 22. Mai. — Bei dem ersteren Datum ist ein Verständnis der Appellation unmöglich; Müller erhebt denn auch hier den Vorwurf der Inkonsequenz; bei der Pregerschen Datierung ordnet sich hingegen die Erklärung von Sachsenhausen ganz ordnungsgemäß zwischen die beiden päpstlichen Erlasse vom 23. März und vom 11. Juli.

höchstem Interesse. Sie ist nicht gehalten wie ein ernster politischer Traktat, sondern trägt den Charakter einer Flugschrift. Auch bloße Gerüchte werden nicht verschmäht, wenn sie zum Ziele führen können. Und dieses Ziel ist, wie Preger sehr richtig bemerkt, die Aufregung der öffentlichen Meinung. Villani berichtet, daß, als diese Appellation in Avignon bekannt wurde, die Kurie in große Bestürzung geraten sei, und wir wollen dies gern glauben. Die Appellation ist eine furchtbare Anklage gegen das Treiben Johanns überhaupt: was man bisher überall nur scheu einander zugeraunt hatte, das wurde hier kühn in die weite Welt hinausgeschleudert.

Besonders auffallend ist die Stelle über die Häresie des Papstes. Dieselbe wird aber geradezu befremdlich, wenn man sie mit dem Schlusse der vorigen Kundgebung vergleicht: in beiden Auslassungen ist vom Minoritenorden die Rede, aber in entgegengesetztem Sinne. Man hat daher auch hierauf die Anklage auf Unbeständigkeit begründet; man hat scheinbar mit gutem Rechte angenommen, daß Ludwig wahllos jedem Einflusse offen gewesen sei, denn man glaubte ganz natürlich für jeden der beiden Erlasse zwei in ihrer kirchlichen Richtung ganz verschiedene Einflüsse annehmen zu müssen.

Preger hat nun eine andere, für Ludwigs Beurteilung jedenfalls günstigere Lösung gezeigt. Es muß nach seinen Ausführungen folgendes zur Aufklärung bemerkt werden.

Der Minoritenorden, der sich auf die Heiligkeit seines Gründers, Franz von Assisi, besonders viel zu gute that und sich durch dessen Lehre und Anordnung auf den Weg zur Nachahmung Christi gewiesen glaubte, hatte von jeher die Lehre hochgehalten, daß Christus und die Apostel weder einzeln noch insgesamt Eigentum besessen hätten. Darüber war es zu Reibungen mit den Dominikanern gekommen, welche den Minoriten als ihren Nebenbuhlern den Vorzug größerer Entsagung nicht gönnen wollten. Der Streit wurde mit großer Gereiztheit geführt. So z. B. erzählt ein Chronist, daß Prediger der Minoriten zum Spott in ihrer Kirche Christus mit einer Geldbüchse abbilden ließen.

Auch im Orden selber bekämpften sich verschiedene Richtungen, und es kam über diese Frage zu einer Spaltung im Orden.

Nach langen Streitigkeiten war endlich durch Papst Clemens V. die Frage zu Gunsten der Armut Christi entschieden worden. Allein unter Johann XXII. wurde der scheinbar schon begrabene Streit wieder hervorgezerrt. Johann nahm sich der Behauptung der Gegner an, die Lehre von der Armut Christi sei ketzerisch, und erließ 1322 und 1323 die beiden oben in der Appellation als „schandbare Statuten“ bezeichneten Bullen. Es war eine eigentümliche

Fügung des Schicksals, daß gerade dieser Johann XXII., der größte Finanzkünstler auf dem Stuhl Petri, der in seiner achtzehnjährigen Regierung 25 Millionen Goldgulden gesammelt hat, sich mit so auffallender Neuerung gegen die Lehre von der Armut Christi erklärte. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich des Ordens. Der Gegensatz zwischen ihm und dem Papste verschärfte sich allmählich so, daß es in einigen Jahren sogar zum offenen Kampfe kam. So weit war es nun zur Zeit der Sachsenhäusener Appellation gekommen. Preger macht hierauf als auf ein sehr wesentliches Moment aufmerksam. Der Orden war wohl mächtig aufgeregt, aber eben noch nicht im offenen Kampfe mit dem Papste, — ein Minorit der herrschenden Richtung konnte also damals die betreffende Stelle noch nicht schreiben. Der ganze Ton, bemerkt Preger weiter, zeigt vielmehr, daß die Stelle von einem Anhänger einer besonderen minoritischen Sekte, den Spiritualen, ausgegangen sein muß. Diese Spiritualen waren in der Armutsfrage mit der herrschenden Richtung, den sog. fratres de communitate einig, standen im übrigen aber im heftigen Gegensatze zu derselben. Sie eiferten namentlich gegen das im Orden eingerissene Streben nach Privilegien; sie wollten die Askese bis zum äußersten treiben. Sie waren religiöse Schwärmer, glaubten, die herrschende Richtung werde untergehen, sie selbst bis zum jüngsten Tage bestehen. Von ihren Kreisen aus war schon früher Johann als Häretiker bezeichnet worden. Durch die Entscheidung desselben in der Armutsfrage wurden sie in ihrer Opposition nur bestärkt. Ein Anhänger dieser Sekte — Johann von Lautern — läßt sich nun in der That in dieser Zeit in der Umgebung Ludwigs nachweisen, und auf seinen Einfluß wird nicht bloß die Stelle in der Sachsenhäusener Erklärung zurückzuführen sein, sondern auch jene gleichfalls die Minoriten betreffende Stelle der Nürnberger Appellation, und der Widerspruch, der zwischen beiden zu bestehen scheint, löst sich so in ungezwungener Weise auf. Wir sehen also, daß von einer schwankenden Politik Ludwigs auf Grund seiner bisherigen Schritte nicht die Rede sein kann, es verdient im Gegenteil seine klare Auffassung von der Natur des ausgebrochenen Kampfes hervorgehoben zu werden. Bei der großen Macht des Papstes und bei den eigentümlichen Grundlagen dieser Macht mußte es für Ludwig von besonderer Bedeutung sein, Bundesgenossen zu gewinnen und zwar am besten solche, die den Papst auf seinem eigentlichen Herrschaftsgebiete, dem geistigen Gebiete nämlich, angriffen. Daher mußte ihm Johann von Lautern hoch willkommen sein. Daher auch mußte ihm daran gelegen sein, der Appellation eine möglichst große Verbreitung zu geben.

Er sorgte persönlich dafür, indem er sie in allen Städten, durch die er kam, in seiner Gegenwart verlesen ließ. Er suchte ferner die Kurfürsten durch den sehr richtigen Hinweis auf seine Seite zu bringen, daß der gegen ihn gerichtete Angriff auch sie treffe. Allein dieser Ruf an die Fürsten verhallte. Ein Teil derselben hing dem habsburgischen Hause an, für dessen Interessen sich nach der Gefangennahme Friedrichs dessen Bruder Leopold zum leidenschaftlichen Verteidiger aufgeworfen hatte. Seine noch immer große Partei arbeitete rastlos auf den Sturz Ludwigs hin.

Diesen Leopold nun ersah sich der Papst zum Bundesgenossen. Auch bei ihm war nach der Sachsenhäusener Appellation der Sturz Ludwigs beschlossene Sache. Als der neue Termin herangekommen war (11. Juli), wurde die früher angedrohte Strafe vollzogen: Ludwig aller Rechte, die er etwa aus seiner Wahl haben könnte, für verlustig erklärt, seine Anhänger mit der Exkommunikation, ihre Länder mit dem Interdikt belegt.

Wenige Tage darauf erfolgte die Zusammenkunft Leopolds und Karls IV. von Frankreich zu Bar a. d. Aube: sie war ein Werk des Papstes. Es wurde beschlossen, die Wahl des französischen Königs durchzuführen; Leopold versprach, alle Kräfte daran zu setzen, Karl stellte Leopold Geldsummen und andere Vorteile in Aussicht.

Dieser Bund war eine furchtbare Gefahr für Ludwig; dreien vereinten Gegnern schien er unterliegen zu müssen. Da befreite ihn eine meisterhafte Wendung seiner Politik aus seiner verzweifelten Lage. In der berühmten Sühne zu Trausnitz söhnte er sich mit seinem Gegner Friedrich aus, schenkte ihm die Freiheit wieder und verabredete mit ihm eine gemeinsame Führung der Regierung, wogegen Friedrich sich verpflichtete, seine Brüder von ihrer Feindseligkeit gegen Ludwig abzubringen.

Ludwig schuf sich so einen Bundesgenossen gegen Leopold, wie er ihn nicht besser wünschen konnte. Wenn Leopold mit seiner Begünstigung der französischen Thronkandidatur fortfuhr, so stand er jetzt im Kampfe mit seinem eigenen Bruder, der nun Mitinhaber der Würde war, auf deren Sturz Leopold so leidenschaftlich ausging. Nachdem im Münchener Vertrag (5. Sept.) die gemeinsame Regierung genauer festgestellt und damit das Mißtrauen Leopolds besiegt war, fand vermutlich eine Aussöhnung mit demselben statt. Es war nun zu erwarten, daß der Uebertritt Leopolds den der habsburgischen Parteigänger, also namentlich der Kurfürsten von Mainz und Köln zur Folge haben würde, allein die Kurfürsten verweigerten dem Münchener Vertrag ihre Zustimmung. Sie wollten

von einer solchen Teilung des Königtums nichts wissen. Eine neue Verlegenheit! Der ganze Erfolg des Planes stand auf dem Spiele; da that Ludwig einen überraschenden, ja zunächst unbegreiflichen Schritt: er verzichtete im Ulmer Vertrag vom 7. Januar 1326 auf die Krone zu Gunsten Friedrichs. Was konnte Ludwig hierzu bewegen? Sollen wir annehmen, er habe mit einemmale den Mut verloren? Es scheint kaum glaublich, daß Ludwig, der bisher in so kühner Weise den Angriffen des Papstes entgegengetreten war, nun mit einemmale an dem Gelingen verzweifelt haben sollte. Es wäre am Ende gut gewesen, wenn man ruhig eingestanden hätte, daß man sich hier vor einem Rätsel befinde. Allein statt dessen hat man auch aus diesem Ulmer Vertrage die Anklage auf Wankelmut gegen Ludwig erhoben. In einem Anfall von Laune sollte er seine Krone verschenkt haben! Daß man ihm mit dieser Unterstellung aber bitter Unrecht gethan hat, zeigt eine von Preger im Münchener Archiv gefundene Urkunde.[1] In dieser wird von glaubwürdigen Zeugen die Existenz einer Urkunde Friedrichs bekräftigt, worin dieser erklärt, wenn er bis zum 25. Juli seine Bestätigung vom Papste nicht erhalten habe, so solle der Verzicht Ludwigs ungültig sein und der frühere Münchener Vertrag wieder in Kraft treten. Aus dieser neu aufgefundenen Urkunde scheint mir nun zweifellos hervorzugehen, daß der Ulmer Vertrag nicht aus einer plötzlich auftretenden Unlust an der Regierung hervorgegangen ist, wir müßten denn annehmen wollen, Ludwig habe im voraus gewußt, daß sich diese Unlust bis zum 25. Juli wieder verloren haben würde. Es muß mit dem Ulmer Vertrage eine besondere Bewandtnis haben. Preger stellt die sehr anmutende Ansicht auf, der Vertrag sei nur eine Finte. Um die französische Thronkandidatur zu Falle zu bringen, mußten die habsburgisch gesinnten Kurfürsten um jeden Preis gewonnen werden; da der Ausweg der Mitregentschaft nicht zog, mußten sie in anderer Weise bei ihrem Parteiinteresse gepackt werden, und da bot sich eben der andere Ausweg: Scheinbar zu verzichten. Gefahr war nicht dabei, denn es war ganz sicher vorauszusehen, daß der Papst so ohne weiteres Friedrich die Bestätigung nicht geben würde, der Vorteil aber war der, daß durch den Verzicht eine klare Situation geschaffen war. Die vielleicht gewünschten Folgen blieben denn auch nicht aus: Mainz und Köln entzogen sich jetzt dem Einflusse des Papstes zu Gunsten Frankreichs, und eine Zusammenkunft, welche im März 1326 zwischen den päpstlichen Abgesandten

[1] Abh. d. hist. Kl. d. bayer. Akad. XVII, 1, 128.

und einem Teile der Kurfürsten stattfand, — verlief resultatlos. Die Bitte aber um Bestätigung der Wahl Friedrichs, welche jetzt die österreichischen Herzöge in Avignon vortrugen, wurde abschlägig beschieden: Der Münchener Teilungsvertrag trat also wieder in Kraft.

Ludwig war aus dieser verzweifelten Krise als Sieger hervorgegangen. Alle diplomatischen Künste der Kurie waren an seiner Schlauheit gescheitert. Aber auch die anderen Mittel wirkten nicht mehr so recht. Allerdings, von den Bischöfen wagten nicht viele, die Prozesse zu verschweigen, allein fast überall haben wir Nachrichten, daß die päpstliche Haltung der Bischöfe zu harten Streitigkeiten mit Klerus und Volk Anlaß gab. Beim niederen Klerus und Volk finden wir damals eine entschieden oppositionelle Stimmung. Außerdem waren Hauptherde der Opposition die Domkapitel. Diese hatten ordnungsmäßig die Bischöfe zu wählen. Allein durch eine Masse von Reservationen und Exemtionen war es den Päpsten gelungen, die Besetzung der Bischofsstühle mehr und mehr in ihre Hand zu bekommen. Diese Neuerung wurde besonders dadurch verhaßt, daß die Bischöfe für ihre Erhebung oft bedeutende Summen zu zahlen hatten, die sie natürlich auf die Kapitel zu wälzen suchten.

Bei dieser Stimmung im Volke hatte also Ludwig die päpstlichen Bannstrahlen nicht sehr zu fürchten. Seine Politik konnte jetzt einen höheren Flug nehmen. Schon seit längerer Zeit ergingen aus Italien von seiten der Ghibellinen Aufforderungen an ihn, zu kommen. Jetzt, nachdem er seine Autorität in Deutschland hergestellt hatte, eilte er, diesen Rufen zu folgen. So wie er durch sein bisheriges Thun den Prozessen des Papstes zum Trotz durch die That sein gutes Recht an der deutschen Krone bewiesen hatte, so wollte er jetzt auch durch die That beweisen, daß das Kaisertum nicht erledigt sei, und daß er die Rechte des Reiches zu wahren wisse.

Allein der gehoffte Erfolg des anfangs 1327 unternommenen Römerzuges blieb bekanntlich vollständig aus. Die politische Zuchtlosigkeit der Italiener, die Unzulänglichkeit seiner Mittel und vor allem die unglücklichen Folgen der Bereitwilligkeit, mit der sich Ludwig den Ratschlägen genialer, aber durch und durch unpraktischer Theoretiker hingab, vereinigten sich, um seine Stellung in dem Lande jenseits der Berge bald unmöglich zu machen. Als im Anfang des Jahres 1330 die Nachricht vom Tode Friedrichs von Oesterreich erscholl, benutzte Ludwig die Gelegenheit, um mit einigermaßen gutem Grunde Italien verlassen zu können. — Wenige Monate später lag der von ihm aufgestellte Gegenpapst Johann XXII. in Avignon zu Füßen und schwor unter Thränen seine Irrtümer ab.

Das Mißlingen des italienischen Zuges übte auf die Stellung Ludwigs in Deutschland keine nachteilige Wirkung. Wir finden im Gegenteile Ludwig nach seiner Rückkehr in stärkerer Position als vorher. Dies hatte zunächst in der Stellung Balduins von Trier seine Ursache. Dieser mächtige Kirchenfürst, dem Ludwig zum großen Teil seine Wahl verdankte, hatte seit dem Siege Ludwigs bei Mühldorf eine neutrale Haltung genommen. Nun aber war 1328 der Erzbischof von Mainz gestorben. Das Kapitel hatte einmütig Balduin als Erzbischof postuliert und ihm Pflege und Verteidigung der Kirche übertragen. Der Papst dagegen hatte Heinrich von Virneburg, einen hartnäckigen Gegner Ludwigs, für das Erzstift bestimmt. Dadurch war Balduin in harten Konflikt mit dem Papste gekommen und nun wieder auf den Kaiser angewiesen. Ludwig spürte sofort die gute Wirkung davon. Balduin war thätig für eine Aussöhnung des Königs mit Avignon, hemmte einen Bruch mit Johann von Böhmen, der damals anfing, mit seiner unruhigen und ehrgeizigen Politik Ludwig gefährlich zu werden, und bahnte auch eine Aussöhnung zwischen Bayern und Oesterreich an, die sich nun nach dem Tode Friedrichs glatt vollzog und für Ludwigs Anerkennung namentlich in Süddeutschland von überaus günstigem Erfolge war.

Diesen Fortschritten Ludwigs gegenüber verhallten die Flüche, die neuerdings von Avignon herübertönten, ziemlich wirkungslos. Allerdings begnügte sich Johann nicht mit dem bloßen Verkündigen derselben. Mit leidenschaftlichem Eifer ergriff er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, um sie zur Wirksamkeit zu bringen. Er scheute nicht vor den tiefsten Eingriffen in die Rechte des Reiches: er schrieb Reichstage aus, erklärte alle auf kaiserlichen Tagen durch Ludwig veranlaßten Beschlüsse für ungültig, belehnte die Herzöge von Pommern mit ihren Ländern. Von seinen Reservationsrechten machte er bei Erledigung deutscher Bistümer ausgiebigen Gebrauch. Im Jahre 1331 ernennt er allein 5 Bischöfe, ein Verfahren, welches allerdings außer den politischen auch noch andere sehr reelle Vorteile bot. Wir hören, daß der Bischof von Schleswig für seine Ernennung 2000 Goldgulden zahlte. — Im Jahre 1332 versuchte er 3 Bistümer durch Ernennung zu besetzen. In Mainz und Worms suchte er seinen Provisen durch verschärfte kirchliche Zensuren Eingang zu verschaffen.[1]

Während dieser Wutausbrüche arbeitete Ludwig ruhig an der Befestigung seiner Stellung. Er suchte dies hauptsächlich durch

[1] Preger, Abh d. hist. Kl. d. bayer. Akad. XV, 2, 29.

Begünstigung der Städte zu erreichen. Es ist ein starker Beweis für den politischen Scharfblick Ludwigs, daß er die große Bedeutung des städtischen Elementes erkannte. Er erbaute sich in ihrer Dankbarkeit für die vielen Privilegien, die er ihnen erteilte, eine der festesten Stützen seines Thrones. Das Hauptbedürfnis dieser damals herrlich aufblühenden Mittelpunkte des Handels und Verkehres war Frieden und Schutz, und diesem Hauptbedürfnisse dienten die Landfriedensbünde, die wir ihn in dieser Zeit abschließen sehen: So brachte er einen solchen im Jahre 1331 zustande, an dem 22 schwäbische Städte teilnahmen. — Daneben versäumte er allerdings auch nicht, in direkter Weise den Einmischungen des Papstes entgegenzuwirken. Gleich nach seiner Rückkehr aus Italien hatte er das Eßlinger Edikt erlassen,[1] worin er, um den gefährlichen Folgen des Interdiktes zu begegnen, gebot, die Güter aller Geistlichen einzuziehen, die nicht Messe lesen wollten. Den päpstlichen Bischöfen begegnete fast überall ein von ihm kräftig unterstützter Widerstand, und es gelang in den meisten Fällen, den von der kaiserlichen Partei Erwählten den Besitz des Bistums zu verschaffen oder zu erhalten.[2]

Sehen wir nun, wie thatkräftig Ludwig nach allen Seiten hin auftritt, so erscheint es zweifelhaft, ob die bisher geläufige Meinung berechtigt ist, welche ihn auf Grund von Friedensunterhandlungen, die er in diesen Jahren in Avignon führen ließ, des Wankelmutes beschuldigt. Preger[3] weist diese Auffassung mit sehr gewichtigen Gründen zurück. Gewissensunruhe kann hier nicht das Motiv gewesen sein, denn wir sehen Ludwig auch nach Beginn der Verhandlungen mehrfach gegen den Papst handeln. Wir brauchen aber dies Motiv gar nicht zur Erklärung. Vielmehr wird die Handlungsweise Ludwigs ganz erklärlich, wenn wir bedenken, daß Frieden an sich doch immer wünschenswert war, daß ferner die steten Bemühungen um den Frieden, auch wenn sie umsonst waren, als ein Kampfmittel gelten konnten, und endlich, daß es auch schon ein Vorteil war, wenn durch die Diskussionen, die die Verhandlungen hervorriefen, die Anmaßungen des Papstes bloßgestellt wurden.

[1] Bei Müller, I, Anhang Urk. 2.

[2] Vgl. Müller, I, § 14: d. deutsche Episkopat in den Jahren 1327—1334.

[3] a. a. O. S. 41. Bezüglich des damals ganz unvermittelt auftretenden Planes einer Thronentsagung Ludwigs zu Gunsten Heinrichs von Niederbayern sucht Preger wahrscheinlich zu machen, daß es sich dabei auch nur um eine List handle. Er bringt vieles bei, was diese Ansicht unterstützt, aber die Sache scheint noch nicht spruchreif.

Erfolg hatten nun die Friedensbemühungen in der That nicht. Johann XXII. blieb unbeugsam. Eher ließ sich bei seinem Nachfolger Benedikt XII. auf Nachgiebigkeit hoffen. Daher begann Ludwig sofort wieder die Unterhandlungen. Eine feierliche Gesandtschaft, die er 1335 nach Avignon sandte,[1] fand gute Aufnahme. Der Papst gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß Deutschland, ein so edler Zweig, der sich von dem allgemeinen Baume der Kirche losgerissen habe, unter so großer Genugthuung für den heiligen Stuhl wieder demselben verbunden werden solle; es sei auch ein Kaiser dringend not, denn das heilige Land schmachte unter der Herrschaft der Heiden, Italien sei von Tyrannen heimgesucht, daher müsse er ihm die Absolution erteilen. Und wenn der Papst frei gewesen wäre, wenn er seinen Intentionen gemäß hätte handeln können, so wäre jetzt vielleicht ein Frieden zustande gekommen. Allein der Papst war eben nicht frei. Der französische Einfluß war stärker denn je, und die ganze ungeheure Macht, die der päpstliche Stuhl in Deutschland hatte, stand in Wahrheit durch ihn den Feinden Deutschlands zu Gebote. Die große Mehrzahl der Kardinäle waren Franzosen und der Papst in seinen Entschließungen an sie gebunden. Sobald die Geneigtheit Benedikts zum Frieden bekannt wurde, erschienen von seiten der Könige von Frankreich und Neapel Gesandtschaften, welche ihn von einem solchen Schritte abhalten sollten. Und der König von Frankreich begnügte sich damit nicht. Er ließ Güter und Einkünfte der Kardinäle mit Beschlag belegen, und das wirkte dann natürlich: der Papst mußte weichen. Auch von Böhmen und dem Herzoge von Niederbayern waren Briefe eingelaufen, welche warnten: alle die kleinen Mächte, welche durch das Zurücksinken der kaiserlichen Macht in die Höhe gekommen waren, sahen in Ludwig ihren gemeinsamen Feind, sie alle reichten sich zu seiner Bekämpfung die Hände. An der Spitze steht Frankreich, aber neben ihm Neapel, Ungarn, Polen und Böhmen, es war eine gewaltige Koalition, gewaltig insbesondere dadurch, daß sie eben durch Frankreich über den heiligen Stuhl gebot. Aber Ludwig stand aufrecht inmitten so vieler Feinde, gelegentlich mit dem Schwerte kräftig dreinschlagend, dann wieder aufs neue Friedensanerbietungen machend.

Gleichwie auf die Verhandlungen des Jahres 1331, so hat man auch auf die wiederholten Friedensanerbietungen, die er in dem Jahre 1336 an die Kurie gelangen ließ, schwere Vorwürfe gegen seinen Charakter gegründet. Man hat ihn nicht bloß des

[1] Müller, II, § 16 u. 17.

Kleinmutes, sondern geradezu der Würdelosigkeit[1] beschuldigt. Und in der That, wenn man die offiziellen Aktenstücke, welche die Gesandten als Grundlage der Verhandlung zu überreichen hatten, die sog. Prokuratorien, betrachtet, so scheint dies Urteil gerechtfertigt. Allein auch hier hat man sich zu rasch zu Anklagen verleiten lassen. Preger hat gezeigt, daß diese für Ludwig so viel Schmachvolles enthaltenden Prokuratorien gar nicht von Ludwig stammen, daß sie vielmehr von der Kurie verfaßt sind. Sie bilden die Basis, auf der sich diese überhaupt nur auf Unterhandlungen einlassen will. Sie waren der ersten Gesandtschaft mitgegeben, und Ludwig mußte sie als Grundlage anerkennen, wenn er seinen Gesandten überhaupt Zulassung zum Zweck einer Friedenseinigung erwirken wollte. Aber Ludwig war weit entfernt, die ihm vom päpstlichen Stuhle vorgeschriebenen Forderungen wirklich erfüllen zu wollen. Er band vielmehr seine Gesandten noch an besondere geheime Instruktionen, in denen das Maß dessen, was er zugestehen wollte, genau angegeben ist, und nur diese geheimen Instruktionen entscheiden die Frage, wie weit der Kaiser Zugeständnisse zu machen wirklich bereit war. Die Annahme der Prokuratorien war in seinem Sinne nur eine einleitende Handlung. Rechtlich bindend waren sie für ihn noch keinenfalls. Quellen für Ludwigs Standpunkt in den Unterhandlungen sind daher nur die geheimen Instruktionen, die wir allerdings nicht vollständig besitzen, daher denn im einzelnen manches unklar bleiben muß.[2]

[1] Riezler, Litt. Widersacher d. Päpste. S. 336.

[2] Diese Ausführungen Pregers haben Widerspruch erregt (Riezler, Histor. Zeitschr. 40, 327, v. Weech, Aus alter und neuer Zeit S. 39, Weizsäcker, Theol. Litt Ztg. 879 ev. 13; vgl. Müller II, Beilage 14); allein Müller (a. a. O.) ist mit großer Entschiedenheit für dieselben eingetreten.

# Wilhelm Scherer †.

Ein Gelehrtenleben, reich an Erfolgen wie nicht bald eines, hat erschreckend rasch geendet. Wilhelm Scherer, welcher in seltenster Weise das Wort beherrschte, ein ebenso guter Redner als Stilist war, welcher als Gelehrter und Lehrer, als Forscher und populärer Darsteller, als erster Grammatiker und poesiebegabter Litterarhistoriker, als genauester Kenner der deutschen Entwickelung und fruchtbarster Detailphilologie glänzte, Wilhelm Scherer, welcher anregend und streitbar überall einsetzte, wo es die höchsten Fragen galt, hat am 7. August 1886 unerwartet und plötzlich seine auch an äußeren Ehren reiche Laufbahn geschlossen. Ein Schlaganfall machte seinem Leben ein Ende. Ihn beweinen nicht nur die nächsten Angehörigen, ihn betrauern seine zahlreichen Schüler, ihn beklagt das große Publikum und jedes deutschfühlende Herz.

Es ist nicht leicht von dieser überraschenden Vereinigung scheinbar widerstreitender Eigenschaften ein zutreffendes Bild zu entwerfen. Vielleicht erklärt seine Entwickelung manches. Scherer war Süddeutscher von Geburt, geboren am 26. April 1841 zu Schönborn; er nahm aus seiner österreichischen Heimat jene Wärme des Gefühls, jene offene Herzlichkeit, jene frische Unmittelbarkeit, welche mehr noch in seinen Vorträgen und im persönlichen Verkehr, als in seinen Aufsätzen deutlich wurde. Scherer war aber seiner Selbsterziehung nach Preuße durch und durch; er hatte in der preußischen Philologenschule seine Ausbildung erhalten und suchte mit vollem Bewußtsein preußisches Wesen zu erwerben. Auch in seiner Sprache zeigte sich diese Mischung zwischen Süd und Nord; er strebte nach gänzlicher Beseitigung süddeutscher Anklänge aus seinen Lauten, freute sich jedoch, daß er trotzdem die bayrisch-österreichische Mundart, wenigstens als Vorleser von Dialektgedichten, noch frei beherrschte. Scherer hatte dabei nichts Geziertes in seiner Art; seine Selbstzucht hatte ihm das Fremde so angeeignet, daß es mit ihm fest verwachsen war, und besonders seit seiner Uebersiedelung nach Berlin hatte er manche Eigentümlichkeit aufgegeben, welche mißverstanden werden konnte.

Scherer hatte eine Gabe, welche leider überaus selten ist: er vertiefte sich in die minutiösesten Detailforschungen ohne das Ganze aus dem Auge zu verlieren, und er konnte selbst die trockensten Untersuchungen so anmutig und geschmackvoll darstellen, daß sie fast zur Unterhaltungslektüre wurden. Scherer war Künstler durch und durch, wer weiß, ob er nicht auch noch versucht hätte dichterisch zu gestalten; sein Aufsatz über Goethes Nausikaa in Westermanns

Monatsheften enthält bereits ganze versifizierte Teile, und Scherer gestand selbst, es reize ihn der Plan eine Nausikaa als Dichter auszuführen. In seiner Litteraturgeschichte zeigt er seine Kunst im hellsten Lichte. Wer das Glück hatte, ihn bei der Arbeit zu belauschen, weiß, daß er unermüdlich bemüht war, seine Werke harmonisch zu machen, Licht und Schatten künstlerisch zu verteilen und ein feingegliedertes Ganzes zu schaffen. Er konnte sich nicht genug thun in genauester Durcharbeitung, immer von neuem durchforschte er den Stoff, bis sich ihm sein Werk vollendet aufbaute. Mit Begeisterung ging er endlich an die Niederschrift, welche er in kurzer Zeit zu beenden hoffte; allein Störungen blieben nicht aus, die Arbeit zog sich in die Länge, oft hatte Scherer Mühe, die gleiche Frische weiter zu bewahren, er ruhte und rastete nicht, er rang häufig mit sich selbst, bis er die letzten Worte niederschreiben konnte. Das Werk hatte seine Kraft aufs äußerste gespannt, er war während der Gestaltung unverhältnismäßig gealtert, matt legte er die Feder aus der Hand; aber er sollte nicht, wie er wohl gedacht hatte, wenigstens eine Zeitlang ohne größere weitausgreifende Plane bleiben. Der Tod Müllenhoffs legte ihm eine Aufgabe nahe, so bedeutend, wie nur die Geschichte der deutschen Litteratur: die Vollendung von Müllenhoffs großartiger deutscher Altertumskunde. Mit Hintansetzung eigener Plane, einer deutschen Poetik und einer Goethebiographie, versenkte sich Scherer in die Studien, welche ihm zwar nicht fremd waren (Beweis dafür viele Rezensionen in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien und im Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteratur, besonders seine tiefdurchdachte Besprechung von Baumstark), welche jedoch weiter ausgedehnt werden mußten und den ganzen Mann verlangten. Leider ist auch Scherer wie Müllenhoff abberufen worden, ehe es ihm gegönnt war diese Aufgabe zu lösen.

Und Scherer wäre ganz der Mann dazu gewesen, dies wichtige Werk auszugestalten. Müllenhoffs Plan war ein großartiger gewesen; er wollte, wie er mir in unvergeßlichen Stunden auseinandersetzte, während welcher ich ihn zum letztenmale sprach, Frühjahr 1883, er wollte die Entwickelung der Germanen von jenem Zeitpunkte verfolgen, da sie sich vom gemeinsamen Stamme der Indogermanen abtrennten, bis herauf, da sie einen Teil ihres historischen Berufes erfüllten, und als Schlußakkord sollte die Aufgabe dargestellt werden, welche den Deutschen im Reiche der Geister zufiel. Es sollte eine Geschichte der Deutschen werden, wie sie noch keiner geschrieben hat, und im Rückblick sollten wir unsere Zukunft schauen. Müllenhoffs Augen leuchteten hinter der blauen Brille hervor, als er von diesem Plane sprach und mir sagte, wieviel davon ausgeführt sei und wieviel der Gestaltung noch harre. Jede Zeile, welche er während seines Lebens geschrieben hatte, jede Anzeige, jede Notiz stand mit seinem Lebensplan in Beziehung, er sammelte und untersuchte, er lernte und forschte und immer lebendiger stellte sich ihm sein Thema dar; vieles wurde niedergeschrieben oder doch skizziert; aber ehe nicht die letzte Schwierigkeit behoben war, ehe sich nicht alles klar machen ließ, konnte er sich nicht entschließen, auch nur das Geringste zu veröffentlichen. So blieb das Werk ein Torso, der aus dem Nachlasse nur zum kleinen Teile wird ergänzt werden können.

Scherer hatte lange Jahre mit Müllenhoff in treuester Freundschaft verbunden gelebt, aus einem Schüler war er bald ein Mitarbeiter Müllenhoffs

geworden; nur seine werkthätige Teilnahme machte es Müllenhoff eingestandenermaßen möglich, die grundlegende Sammlung der kleineren althochdeutschen „Denkmäler" abzuschließen, welche bereits in zweiter Auflage vergriffen ist. Leider blieb auch diesem Freundschaftsverhältnisse vorübergehende Trübung nicht erspart! hervorgerufen durch Meinungsverschiedenheiten in einer noch immer offenen, politischen Frage. Aber selbst während dieser Zeit der Trennung hingen die beiden Freunde fast ebenso intim wie früher, wenigstens geistig zusammen, und der eine war erst dann mit seiner eigenen Arbeit ganz zufrieden, wenn er sich der Beistimmung des andern versichert hatte. Für Scherer war es also eine Art Ehrenpflicht, sich des Lebenswerkes anzunehmen, welches Müllenhoff nicht hatte vollenden können. Freilich war seine Methode in manchem Punkte von der seines Freundes verschieden. Beide waren einander gleich in Gelehrsamkeit, beide gleich in der jugendfrischen Begeisterung, in dem unverdrossenen Erforschen auch des Kleinsten, das fürs Ganze wichtig werden konnte. Aber während Müllenhoff langsam Schritt vor Schritt weiterkam und nur das festhielt, was ihm wirklich ganz gesichert erschien, machte Scherer von dem Gebrauch, was Goethe als wesentlich für die Wissenschaft bezeichnet hatte, vom „glücklichen Aperçu".

Aus allen Arbeiten Scherers leuchtet in glänzender Weise die vergleichende Methode hervor; mit Vorliebe faßte er zwei Erscheinungsformen ins Auge, um die Aehnlichkeiten und Unterschiede beider zu erfassen und so jeder einzelnen um so tiefer das Charakteristische, Wesenhafte abzulauschen. Dabei ging er naturgemäß vom Bekannteren aus, von dem er dann Schlüsse fürs Unbekanntere zog. Er folgte dabei den Naturwissenschaften und nutzte, wie vor ihm vielleicht keiner, den Analogieschluß; ähnliche Ursachen riefen ähnliche Wirkungen hervor, wir dürfen also zur Aufhellung dunkler Dinge auch — wenigstens versuchsweise — sagen, ähnlichen Wirkungen entsprechen ähnliche Ursachen. Scherer wurde gerade wegen dieser Methode häufig angefeindet und bekämpft, aber oft konnten sich selbst seine Gegner der Triftigkeit seiner Beweise nicht entziehen. Sein Buch „Zur Geschichte der deutschen Sprache" war gerade durch die strenge Durchführung dieses Gedankens so grundlegend und für die ganze moderne Sprachwissenschaft befruchtend. Scherer zog aus den Fortschritten der Sprachvergleichung Nutzen für die Geschichte der deutschen Sprache, und dadurch gab er der allgemeinen Sprachwissenschaft vielfach neuen Anstoß, ja ganz neue Aufschlüsse. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß sein Buch die große Wertschätzung des Germanischen für die Erforschung des Indogermanischen bewirkte. Während man früher das Sanskrit als den klassischen Zeugen für das Arische betrachtete, lernte man jetzt, daß vielfach selbst das bedeutend jüngere Althochdeutsch wichtiger und lehrreicher ist.

Und ebenso machte es Scherer auch als Litterarhistoriker. Auch hier strebte er Gesetzmäßigkeit zu erkennen, vielleicht zu früh, zu schnell wollte er Resultate sehen, wo noch mancherlei zu ergründen war, aber sein Irrtum selbst ist so charakteristisch und echt künstlerisch, daß er nicht so kurzer Hand hätte zurückgewiesen werden sollen, wie geschehen ist. Ihm ergab sich aus der Betrachtung der deutschen Litteraturgeschichte der Gedanke, die deutsche Entwickelung habe sich in der Form einer Wellenlinie vollzogen, und zwar liegen Wellenberg und Wellenberg immer sechshundert Jahre auseinander, mit anderen Worten, durch

drei Jahrhunderte ein allmähliches Steigen bis zu einem Gipfelpunkte, dann ein ebenso langes Sinken. Scherer sieht auf der Wende des 12. und 13. und wieder auf jener des 18. und 19. Jahrhunderts solche Wellenberge, hier glaubt er den Einfluß des weiblichen Elements in unserer Art zu erkennen, wir haben es mit einer weiblichen Epoche zu thun; dazwischen liegt die Zeit des Verfalles, das männliche Element macht sich geltend, es zeigt sich die männliche Epoche; jede dauert dreihundert Jahre — merkwürdig bleibt, was noch nicht zum Vergleich herbeigezogen wurde, daß auch die Dauer einer Familie nach den Rechnungen der Historiker dreihundert Jahre beträgt.

Die Thatsache einer solchen Blütenperiode um das Jahr 1200 und einer zweiten um das Jahr 1800 läßt sich nicht wegleugnen. Scherer ging einen Schritt weiter und konstruierte eine erste Blütenperiode um das Jahr 600, d. h. er glaubte, daß in dieser Zeit jene Sagen entstanden, welche später aufgezeichnet und nur umgestaltet erhalten wurden; auch hier sah er wieder weiblichen Einfluß und erblickte eine Bestätigung seiner Ansicht in der Namengebung. Er sagte sich, unmöglich kann ein und dieselbe Zeit zugleich kriegerische und friedliche Ideale in ihren Namen verherrlichen. Eine männliche Zeit hält ihr Ideal von Kampf und Streit etwa in einem Eckehart fest (der Schwertharte), eine weibliche dagegen erfreut sich an Glanz und Sitte, wünscht daher den Kindern Eigenschaften dieser Art, nennt den Sohn etwa Adalbrecht (Albrecht), den Adelsglänzenden, die Tochter aber Berchta, die Glänzende. Also auch hier wieder zwei verschiedene Lebensauffassungen, die zur gleichen Zeit undenkbar sind; der Analogie nach vermutete Scherer eine ähnliche Entwickelung, wie für die uns bekannten Jahrhunderte, und etwa für das Jahr 600 einen Wellenberg.

Noch ein anderer Punkt zeigt seine Weise, auch er ist vielbestritten; Scherer nannte die Spielleute des Mittelalters, welche von Burg zu Burg, von Bischofssitz zu Bischofssitz zogen, alte Sagen und neue Lügenmären verbreitend, politische Ereignisse berichtend und wohl auch politische Stimmung erzeugend: „wandernde Journalisten". Ein solcher Ausdruck, so befremdend er vielleicht ist, stellt uns modernen Menschen die Figur des Spielmanns mit der größten Lebendigkeit vor Augen und ist dies nicht die vorzüglichste Aufgabe der Litteraturgeschichte? Was gegen die Methode eingewendet wurde, ist nichtig, wir werden eine Zeit dann am besten verstehen, wenn wir sie mit der unseren in Vergleich gesetzt haben, und das Aehnliche betrachtend, das Unterscheidende deutlich erfassen.

Scherers Arbeiten sind zahllos. Ihm war die deutsche Litteratur in allen Perioden vertraut, für jede hat er in größeren oder kleineren Aufsätzen neue Gesichtspunkte, neue Thatsachen und Ansichten vorgetragen. 1871 erschien eine Sammlung seiner „Vorträge und Aufsätze", welche zum hervorragendsten Teile der deutsch-österreichischen Litteratur galten.

Scherer machte rasch Carriere; als Privatdozent der Wiener Universität geriet er mit dem damaligen Ordinarius Franz Pfeiffer in eine heftige Polemik über das Nibelungenlied. Nach Pfeiffers Tod wurde trotzdem Scherer sein Nachfolger, denn keiner war wie er berufen, als Lehrer an einer großen Universität zu wirken. Mit einem wahren Feuereifer ging er ins Zeug, schon als Privatdozent hatten sich begeisterte Schüler ihm angeschlossen. Mit jugendwarmer Ungezwungenheit gab er seinen Ansichten sehr oft kräftigen Ausdruck und beteiligte

sich im preußisch-deutschen Sinn am politischen Leben. Die fabelhaften Siege der deutschen Waffen, die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen rissen ihn zu lautem Jubel hin, dem er Luft machen mußte. Dadurch geriet er in Konflikt mit dem österreichischen Ministerium, welches ihm einen Verweis gab. Mit Ottokar Lorenz, der wie Scherer zu den beliebtesten Professoren der Wiener Universität gehörte, hatte er eine „Geschichte des Elsasses“ verfaßt, welche besonders in den litterarischen Teilen glänzend genannt werden muß. Als daher in Straßburg wieder eine deutsche Universität errichtet und mit den bedeutendsten Lehrern Deutschlands besetzt wurde, richtete sich natürlich sogleich die Aufmerksamkeit auf Scherer. Er folgte 1872 dem an ihn ergangenen Rufe und entfaltete von Straßburg aus während fünf Jahren seine segensreiche Thätigkeit. Von allen Seiten wanderten Zuhörer nach Straßburg, um Scherers Unterricht zu genießen. Und als Lehrer war er einzig; man mußte ihn sehen, in der Vorlesung, im Seminar, besonders aber im Gespräche mit seinen Schülern; jung, frisch, begeisternd stand er da, als sei er einer von ihnen, ungezwungen verkehrte er mit ihnen im Hörsaal und in der Kneipe, nahm an jedem Anteil und leitete ihn so liebreich und freundlich, daß keiner die Straßburger Zeit jemals vergessen wird. Im Jahre 1877 übersiedelte Scherer nach Berlin, wo er, von allen Seiten in Anspruch genommen, seiner seminaristischen Wirksamkeit etwas entzogen wurde. Scherer war Mitglied der Wiener und Berliner Akademie, wiederholt fungierte er als Preisrichter, vor kurzem wurde er Geheimer Regierungsrat; und im letzten Jahre wählte ihn das Vertrauen seiner Kollegen zum Dekan der philosophischen Fakultät.

Von seinen Arbeiten seien noch genannt seine schöne Monographie über Jakob Grimm, welche zum Grimmjubiläum in zweiter Auflage erschien; seine „Geschichte der deutschen Litteratur im 11. und 12. Jahrhundert“ (1875), „Die Anfänge des deutschen Prosaromans“ (1876), „Aus Goethes Frühzeit“ (1878), seine „Geibelrede“ (1884), seine zahlreichen Beiträge zur „Allgemeinen deutschen Biographie“, zur „Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur“, seine wichtigen „Deutschen Studien“ (drei Hefte in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie) über deutschen Minnesang und über das Drama des 16. Jahrhunderts, über welches er neben Goedeke wohl die genauesten Forschungen angestellt hatte.

Wiederholt hat er sich mit Goethes Werken beschäftigt und war daher in die Leitung der neuen durch die Großherzogin von Weimar angeregten Goetheausgabe berufen. Seine Hauptthätigkeit galt dem Faust, dessen Geschichte er mit philologisch-ästhetischer Methode zu erhellen suchte. Was vor ihm bisher darüber erschienen war, bezeichnete er nur als Vorläufer, und rief vielleicht gerade deshalb so lauten Widerspruch hervor. Er glaubte an einen Faust in Prosa, von dem Spuren selbst in den scheinbar versifizierten Teilen des Faust, ferner in den Paralipomenis vorliegen; er betrachtete die einzelnen Gretchenmonologe als Niederschläge verschiedener Entwickelungsphasen und meinte z. B. die Domszene und Gretchen vor der Mater dolorosa seien Ausführungen desselben Motivs, welche ursprünglich nicht sollten nebeneinander bestehen bleiben. Den ersten Faustmonolog zerlegte Scherer in drei Teile, welche später erst zu einem Ganzen zusammengeschweißt worden seien. Die Helena des zweiten Teils suchte er in ihrer

früheren Fassung zu erkennen und ergänzte den Plan, wie die Pläne zur Nausikaa, Iphigenie zu Delphi und Prometheus. Den Anteil Goethes an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (1772) legte er dar und schrieb zu dem von Seuffert besorgten Neudruck eine wichtige lesenswerte Einleitung (1884).

Ueberall entzückt er durch die Klarheit und Eleganz seiner Darstellung, durch das Originelle seiner Auffassung und nötigt auch dem Gegner Achtung vor seinem Scharfsinn und seiner Gelehrsamkeit ab. Sein Tod reißt eine weitklaffende Lücke in die deutsche Philologie und die moderne Litteraturgeschichte, sein Verlust ist unersetzlich. Er war einer der ersten, welcher die Wichtigkeit von Arbeiten über die neuere deutsche Litteratur betonte und die Errichtung von Lehrkanzeln für dieselbe verlangte. So hat er wesentlich zu einer Erweiterung der Germanistik beigetragen und theoretisch wie praktisch für dieselbe gewirkt. Sein beredter Mund ist geschlossen für ewig, aber sein Andenken lebt fort in seinen Werken und seiner Lehre, welche weiterwirken werden zum Segen der Wissenschaft.

St. Gilgen, Goethes Geburtstag 1886. J. M. Werner.

---

# Ein Stillleben vor dem Sturme.

## Sonnige Tage aus dem Leben der Königin Luise von Preußen.

„Sie wär' in Hütten Königin der Herzen,
Sie ist der Anmut Göttin auf dem Thron."

In keiner der mir zur Hand gekommenen Darstellungen des kurz bemessenen Erdendaseins der unvergeßlichen Königin Luise ist des Verweilens derselben an der Seite ihres königlichen Gemahls im Fichtelgebirge — Sommer 1805 — eingehender gedacht. An sich ist das in keinem Falle zu verwundern. Was bedeutet eine „Sommerfrische", selbst wenn sie dem Biographen bekannt geworden sein sollte, der Flucht der kranken Königin nach Memel, der Tilsiter Demütigung, der heroischen Größe der Dulderin im Unglück gegenüber? — Und doch bildet jene Idylle thatsächlich eines der anmutigsten Blätter in dieser leider auch solcher tiefschmerzlichen Züge nicht entbehrenden Lebensgeschichte.

Das königliche Paar hatte von Baireuth aus in Alexandersbad, im Schoße des Fichtelgebirgs, Aufenthalt genommen. Das schlichte, biedere Gebirgsvolk war — der Ausdruck ist kaum übertrieben — trunken von dem ihm zu teil gewordenen Glücke, Landesvater und Landesmutter in seiner Mitte sehen zu können. Dazu die Leutseligkeit des Königs, der Liebreiz, die Milde und das Wohlwollen, das in der hoheitvollen Erscheinung der geliebten Königin zum Ausdruck kam! — „Es ist nur eine Stimme für den König — und die Königin vorzüglich. Die der Königin eigene Anmut und Freundlichkeit gewinnt alle für sie. Jeder geht zufrieden von dannen, wenn er die Königin freundlich lächeln

geschehen hat. Gestern Abend begegneten wir den Herrschaften, welche zu Pferde vom Burgstein zurückkamen. Sie riefen uns freundlich ‚Guten Abend!‘ zu. Wir waren vor Freude außer uns &c." (Aus einem Privatbriefe. Schmidt, „Luisenburg" S. 19.)

Alexandersbad liegt am Ostfuße eines die Zentralgruppe schräg flankierenden merkwürdigen Gebirgszuges. Derselbe erhebt sich südsüdwestlich von Wunsiedel zu einem gedehnten, in der gleichen Richtung ansteigenden Waldrücken, der schließlich in der 942 m hohen Kössein gipfelt. Dieser Rücken trug in grauer Zeit die Feste Luchsburg,[1] nach welcher der ganze, der Kössein vorliegende Berg benannt war, und ist bedeckt mit einem Labyrinthe gewaltiger Felsblöcke, welche von dichtem Nadelforst beschattet sind. In seiner „Ausführlichen Beschreibung des Fichtelbergs" (1716) versucht Pachelbel die ursprüngliche „entsetzliche Wildnis" mit allen sprachlichen Hilfsmitteln seiner Zeit zu schildern. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aber unternahmen es Wunsiedler Naturfreunde, Pfade in dieses Felsengewirre zu bahnen, und so entstand endlich ein origineller Park, der kaum irgendwo seinesgleichen haben dürfte. Goethes Urteil bestätigt dies.

Wunsiedels „wonnetrunkene Bewohner" beschlossen in ihrer Freude, der in Alexandersbad weilenden gefeierten Königin eine eigenartige Ueberraschung zu bereiten, und am 14. Juni ward dieser Vorsatz in der gelungensten Weise zur That. An diesem Tage besuchten die hohen Gäste die Luchsburg. „Diese war würdig hergerichtet worden; man hatte die Wege mit gelbem Sand bestreut und mit schwarzem und weißem Moose als den Farben Preußens eingerändert." (Schmidt.) In der Klingergrotte harrten zwölf weißgekleidete Mädchen. Als das Königspaar sich näherte, traten sie hervor und empfingen die Königin mit folgender hübschen, von dem Hofrat Klinger verfaßten poetischen Anrede:

Ein Mädchen.

Willkommen, vielgeliebte Königin!

Alle Mädchen.

Willkommen!

Ein Mädchen.

Willkommen uns in diesem Felsenhain!
Nie ist ein heiß'rer Gruß der treuen Brust entglommen,
Als dieser deines Volks durch deiner Töchter Reih'n.
Hoch auf dem Gipfel dieser Felsenschlüchte

[1] Es dürfte kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Name der alten Burg von den einst in diesem Felsgeklüfte heimischen Luchsen — noch 1710 wurde ein solches Tier in der Nähe erlegt — herrühre, wie ja verschiedene Oertlichkeiten im Fichtelgebirge nach hervorragenden Tiergattungen benannt sind; z. B. Bäreneck, Wolfstein, die Feste Hirschstein &c. Man knüpfte bei der Namenswahl hieran an oder an die charakteristische örtliche Lage, wie bei Waldstein, Grünstein, Schauenstein &c., oder setzte einen Personennamen vor: Rudolfstein, Eckbrechtstein &c. Wenn nun ein neuerer Monograph lieber die nichtssagende Form „Luxburg" wählt, weil die Ableitung von Luchs zu bequem erscheine, so können wir uns mit ihm nicht einverstanden erklären. Es ist diese Ableitung bequem, aber natürlich.

Stieg einst der Wohnsitz einer Räuberbrut empor,
Tief trauernd zog der Nachwelt die Geschichte
Vor ihren Namen einen Vorhang vor.
Jetzt wohnt in diesem fröhlichen Gefilde
Ein biedres Volk in sichrer Ruh',
Und heut erscheint mit eines Engels Milde
Ihm seine Königin, Luise, du!
Da nimmt der Genius der Zeit sein Tagbuch wieder,
Das er voll Unmut dortmals von sich warf,
Schreibt deinen Namen auf die erste Seite nieder
Und streicht, wenn er es wagen darf,
Des Schlosses Schaudernamen durch —
Es heißt auf ewig nun —

Alle Mädchen.
Luisenburg!

Die „schöne, unerschrockene Sprecherin" war die Tochter eines verstorbenen Pfarrers Roth. Während sie der „überraschten und erfreuten" Königin nun das Gedicht auf einem Atlaskissen überreichte, schlang diese dem hochbeglückten Mädchen eine goldene Kette um den Hals. Sämtliche zwölf Mädchen wurden öfter zur königlichen Tafel gezogen. (Johanna Roth wurde die Gattin des Justizamtmanns Rucker; nach Schmidt wird die Kette von der Familie in Quedlinburg noch als teures Andenken bewahrt.)

Seitdem steht hier im Herzen Deutschlands, dem immergrünen Fichtelgebirge, umwoben vom rosigen Dufte der Poesie, ein erhabener Tempel der Erinnerung an die edle Fürstin, den alljährlich Tausende durchwallen.

Die Pracht und Größe dieser Natur mit den gewaltigen, so mannigfach gestalteten, moosbedeckten Blöcken in der Stille des dämmerigen, sonnendurchstreiften Nadelwaldes gewann sofort das empfängliche Herz der Königin. Gern und oft weilte sie hier und ihr feinsinniges Auge hatte sich bald einen Lieblingsplatz erkoren. Sommerer („Das Alexandersbad &c." S. 44) beschreibt diesen folgendermaßen: „Auf der einen Seite sind sechs ungeheure Felsstücke aufeinander geschichtet, wovon eines 43' lang und 24' breit, gleichsam absichtlich so auf und zwischen zwei andere gelegt ist, daß eine große Kluft entsteht, deren Boden ein ungeheurer, schief liegender, aus zwei Schichten fest zusammengefügter anderer Felsen ausmacht; weiter hinauf zeigt sich eine Steintreppe, oberhalb welcher man eine kleine dunkle Oeffnung mitten in dem Felsengeklüfte gewahrt. Auf der anderen Seite erstreckt sich ein ungeheurer abgerundeter Granitblock, 58' lang, 27' dick und 18' breit, querüber und auf demselben ruht ein anderer fast ebenso großer und ebenso geformter, an dessen beinahe ganz glatter Wand eine weiße Marmortafel zwischen einer Fichte und Föhre herunterschimmert. Sie enthält die gemütvollen Worte:

Seh'n wir den milden Strahl der holden Fruehlingssonne
An diesem Felscolosse glueh'n;

So denken wir des Blicks der sanften Huld und Wonne,
Mit dem Louise heut uns Gluecklichen erschien,
Und bei dem Felscolosse denken wir
An unsre Treu und Lieb zu ihr.
Im Junius 1805.

Auf der bedeutend langen, aber etwas schmalen Fläche, welche jene mit einer Bank versehene Basis darbietet, genießt man eines höchst anziehenden Anblicks auf die vollen grünen Wipfel der ganz nahen Fichten, mit denen man in fast gleicher Höhe steht; auf jene hier noch auffallender sich darstellenden Felsen, die im Hintergrunde der Kluft eine Ruhebank zeigen; dann auf die weiter oben der Stiege gegenüber sich auftürmenden Granittrümmer, welche in den verschiedensten Lagen und Gestalten als mächtige Vierecke, Tafeln, Kegel, Keile oder Säulen aufeinander geschichtet und durcheinander geworfen und aufs reizendste mit mannigfaltigen Kräutern und fröhlich grünenden, zwischen und auf ihnen emporgewachsenen Bäumen besetzt sind. Als das königliche Paar bei seinem ersten Besuche von der großen Höhle hierher kam, erhob sich ein Gesang mit Instrumentalbegleitung, dessen Text von Wunsiedels großem Sohne Jean Paul Fr. Richter verfaßt war."

Dem König selbst hatte man bereits früher, am 3. August 1799, einen schönen Felsenplatz gewidmet. Eine Felswand trägt hier die Inschrift:

Friedrich Wilhelm dem Dritten
heiligen diesen Ort der schoenen
grossen Natur die Kur-Gaeste
Alexanderbads
am dritten August
1799.

Links davon stehen die 1805 eingegrabenen Worte:

„Erhabene Natur
Sag Ihr, deiner holdesten Tochter,
wie froh und gluecklich
wir heute
in Ihrem Anschauen sind!"
So sprachen
Wunsiedels wonnetrunkene Bewohner
und verbanden
in kindlicher Liebe
auch an diesem erhabenen Felsen
Dich, geliebte Koenigin
mit ihrem segnenden Landesvater.

An einem Junitage fand in der Nähe der Luisenburg ein Volksfest mit Schießen statt. Auch da erschienen die Majestäten und bewegten sich zwanglos

unter der Menge. Sommerer berichtet hierüber: „Die Königin wurde Schützenkönigin und nahm den Preis, den ihr zwei von den Schützen überreichten, gütig an. Darauf machte sie der Schützengesellschaft eine weißseidene, goldgestickte Fahne, mit dem Anfangsbuchstaben ihres Namens in der Mitte, zum Geschenk, begleitet von dem schönen Schreiben:

‚Bei Gelegenheit des für Mich gethanen besten Schusses wünsche Ich der guten Stadt Wunsiedel und der Schützengesellschaft in derselben ein Andenken des großen Vergnügens zu hinterlassen, welches Ich in diesen schönen Gegenden und unter den biederen Bewohnern derselben empfunden habe, sowie Meines aufrichtigen Dankes für die Beweise ihrer treuen Anhänglichkeit an den König und Mich.

Die hierbei überkommende Fahne wird die Erinnerung daran erhalten und ihnen ein Merkmal seyn von dem Wohlwollen ihrer gnädigen Königin.

Alexandersbad, den 3. Juli 1805.

Louise.‘

Jene Fahne, wie ein Heiligtum verehrt, prangt nun alljährlich bei jedem Vogelschießen neben einer alten zerrissenen, welche die Wunsiedler ehemals von der Eroberung Waldecks, eines oberpfälzischen Städtchens mit einem jetzt zerstörten Schlosse, als Siegeszeichen zurückbrachten.“

Auch den Epprechtstein bei Kirchenlamitz mit seiner schönen Ruine und der lieblichen Aussicht besuchte das königliche Paar. Noch stehen der steinerne Tisch und die steinernen Ruhebänke, welche für die hohen Gäste errichtet wurden, im Waldesschatten; dicht daneben aber und bis zum Felsensockel der Ruine ist die reizende Waldhöhe nun in einen öden Steinbruch umgewandelt, ein grauses Bild der Verwüstung bietend, das jeden betrübt, der diesen anmutigen Berg früher kannte.

Es waren schöne, glückliche Tage, jene Sommertage im Fichtelgebirge. Zeugnis von der Stimmung der Bevölkerung gibt noch ein am Wege von Alexandersbad zur Luisenburg stehender Obelisk mit der Inschrift:

Denkmal der Gegenwart
Friedrich Wilhelms und Louisens
in diesen Thaelern 1805.

Diese sonnige Idylle, inmitten eines treuen, guten Volkes verlebt, und — wenige Monate später, welche Wandlung! — Unwillkürlich gemahnen diese rauschenden und flüsternden Fichten an die Fichtenallee in Charlottenburg, die gigantischen Blöcke, zwischen denen einst die hehre Königin gewandelt, an die aus dem gleichen Gestein geformten Säulen des Mausoleums.

Granit, des Urgebirges rauher Sohn,
Bot gern zum Schemel die gewalt'gen Glieder,
Als einst sich Huld und Güte hier ließ nieder
Bei Jubelklang auf laubgeschmückten Thron.

Im Fichtenhaine bebt's wie Harfenton,
Der Nachhall ist es wehdurchhauchter Lieder,
Er sang sie einst und singt sie immer wieder,
Ob, seit Luise schied, manch Jahr entfloh'n.

Und wo die Reine nun in Frieden ruht,
Umschließt Granit als starker Hort die Schwelle,
Ihm ward des teuern Staubes treue Hut;

Und säuselnd flutet um der Ruhe Port
Der Fichte Klaggesang in sanfter Welle,
Sie pflegt des frommen Amtes hier und dort.

Ludwig Zapf.

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.

# Politische und Kulturgeschichte.

Von

**Bruno Gebhardt.**

Mit einem Nachworte des Herausgebers.

Bei Erörterung der Frage, womit es die Wissenschaft der Geschichte zu thun habe, treten sich zwei Meinungen gegenüber. Die eine behauptet, nur die Verhältnisse des staatlichen Lebens seien in erster Reihe zu behandeln; der Staat schließe das gesamte Leben eines Volkes ein, die Blüte der geschichtlichen Studien sei die politische Geschichte, nicht das, was man Kulturgeschichte nennt.[1] Dieser Ansicht steht eine andere gegenüber, welche meint, daß das staatliche Leben nur eine der vielen Lebensäußerungen eines Kulturvolkes sei, wenn auch eine der bedeutsamsten; daß aber auch seine Thätigkeit in Wissenschaft, Kunst und Litteratur, in Industrie und Ackerbau, daß auch seine Existenz in Haus und Gesellschaft, in Schule und Kirche und welche Beziehungen sonst noch vorhanden sind, beachtet, erkannt und dargestellt werden müssen, daß mit einem Worte die Kulturgeschichte die Blüte der historischen Studien sei. In noch schrofferer Weise wird der Gegensatz formuliert in der Aufstellung des Satzes: Diplomatengeschichte oder Volksgeschichte? und diejenigen, die für die letztere eintreten, machen immer geltend, daß es viel gleichgültiger sei, zu wissen, wann, wie und weshalb dieser oder jener Zipfel Landes zu einem Staate zukam, und viel wichtiger sei, zu erfahren, wer diese oder

[1] In der Theorie vertreten diese Ansicht in erster Reihe Fournier, Ueber Auffassung und Methode der Staatshistorie (jetzt Ges. Abhandlungen) und Maurenbrecher unter Berufung auf Fournier „Geschichte und Politik“ (Leipzig 1884).

jene Entdeckung und Erfindung auf einem Gebiete der menschlichen Thätigkeit gemacht habe.

Es ist bekannt, daß man vielen unserer Historiker und darunter dem weitaus größten, den wir besaßen, zum Vorwurf gemacht hat, das eigentliche Volk existiere nicht für sie, nur die großen Haupt- und Staatsaktionen bilden den Gegenstand ihrer Forschung und Darstellung. Bevor wir aber diesem Vorwurf beistimmen oder ihn zurückweisen, müssen wir uns klar werden, was ist politische Geschichte, was ist Kulturgeschichte und inwieweit ist die letztere überhaupt möglich?

Politische Geschichte ist Staaten- oder Staatsgeschichte. Ihren Inhalt bilden allezeit diejenigen Ereignisse oder Handlungen, die sich auf die staatliche Gemeinsamkeit beziehen, entweder in ihrer inneren Entwickelung oder in ihren Verhältnissen nach außen. Mit dieser Definition werfen wir alsbald den Begriff „diplomatische" Geschichte über Bord; sie ist bloß die eine Seite der politischen Geschichte, die andere bildet die Entwickelung der inneren Verhältnisse eines Staates. Es wird keiner leugnen, daß die Neugestaltung des Verwaltungsorganismus in Frankreich durch Richelieu ebenso zur politischen Geschichte des Staates gehöre, wie seine Bekämpfung des Hauses Habsburg, daß die Stein-Hardenbergschen Reformen ebenso ihren Platz in der politischen Geschichtsdarstellung finden müssen, wie die späteren Allianzverhandlungen mit Rußland. Wie weit sich die Aufgaben eines Staates erstrecken, brauchen wir hier nicht zu erörtern; es genügt darauf hinzuweisen, daß seine Ziele nach außen und innen sich richten müssen und daß alles, was zur Erreichung dieser Ziele geschieht oder auch negativ hemmend eingreift, in die politische Geschichte hinein gehört.

Aber der Mensch hat nicht bloß ein staatliches Sein, sondern lebt in der Gesellschaft, in der Familie, als Individuum; er ist nicht bloß Mitglied einer politischen Genossenschaft, sondern auch Glied einer religiösen Gemeinschaft, einer Berufsklasse, und die Entwickelung aller dieser und vieler anderer Richtungen der menschlichen Existenz will die Kulturgeschichte in ihre Kreise ziehen. Es herrscht allerdings über keinen Begriff so viel Unklarheit und wird mit keinem Worte so viel Mißbrauch getrieben, als mit dem Worte „Kulturgeschichte". Was sich nirgends in ein bestimmtes Schema einreihen läßt, wird gewöhnlich unter jene Rubrik geschoben und die sogenannten Kulturgeschichten bieten ein Sammelsurium von allem und noch einigem anderen ohne System und Ordnung. Diese Unklarheit hat auch bis jetzt am meisten bei-

getragen, daß die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Bearbeitung überhaupt bestritten wurde, um so mehr, als die Praxis noch kein Werk gereift hat, das zur Widerlegung der Gegner geeignet wäre. Der Hauptfehler liegt darin, daß der Begriff „Kultur“ in seiner Ausdehnung sehr schwer zu begrenzen und zu bestimmen ist, und daß niemals ein organischer Aufbau der Kulturgeschichte versucht worden ist. „Kultur“ durch ein deckendes deutsches Wort wiederzugeben ist nicht möglich; ebensowenig wird es glücken, den Begriff logisch zu definieren. Ausdrücke wie „Gesittung“ bezeichnen zwar den Grundzug der ganzen Sache, lassen aber nicht die Richtungen erkennen, in denen sich die Gesittung ausspricht. Man hat sich mit Wendungen wie Sittengeschichte, Leben und Sitten eines Volkes und dergleichen zu helfen gesucht, Auskunftsmittel, die nirgends einen vollen Ersatz bieten.

Kulturgeschichte ist im weitesten Sinne Geschichte des Menschen; das Individuum muß die Basis sein, von der sie ausgeht und stufenweise fortschreitet. Dieses hat sie zuerst auf seinem Lebenswege von der Wiege bis zum Grabe zu geleiten, in seinem äußeren Dasein (Kleidung, Nahrung, Erwerb u. s. w.) und seiner inneren Entwickelung (geistiges Werden, Unterricht und Ausbildung u. s. w.). Die konzentrischen Kreise, in denen dieses Fortschreiten vor sich geht, sind schon oben angedeutet: die individuellen Existenzen verknüpfen sich in der Familie, in der Gesellschaft, im Staat, in der Menschheit als Gesamtheit. Die Stellung in der Familie ist zuerst die des Kindes zu den Eltern und Geschwistern, dann die des Gatten oder der Gattin, die des Vaters oder der Mutter; die Gesellschaft schließt im engeren Sinne den Verkehr, im weiteren Sinne soziale, kommunale, kirchliche Verbände ein; noch mannigfacher sind die Beziehungen des einzelnen zum Staat und die Spitze der ganzen Pyramide bildet sein Verhältnis zur Menschheit, hinaus über alle Schranken, die sonst das tägliche Leben umgrenzen.

Natürlich nehmen sich diese wenigen Andeutungen keineswegs heraus, das Programm einer Kulturgeschichte zu enthalten; es kam nur darauf an, ihren Inhalt nach Möglichkeit zu bestimmen, um zu einer Grenzscheide zwischen politischer und Kulturgeschichte zu gelangen. Die politische Geschichte hat es also mit dem Staate, die Kulturgeschichte in unserer Auffassung mit dem Individuum zu thun; indem aber die Individuen den Staat bilden, ist der Berührungspunkt zwischen beiden Gattungen vorhanden. Der Staat ist nicht bloß eine der vielen Erscheinungen des Kulturlebens, sondern die höchste und reifste; die Geschichte des Staates gehört also zweifellos in die

Kulturgeschichte, ob aber auch die Geschichte eines Staates? Diese nur, insoweit der Einzelstaat Träger einer bestimmten Staatsform ist, die etwa als Ausdruck der politischen Ideale einer bestimmten Epoche gelten kann; ferner weil, wenigstens im europäischen Staatensystem, der führende Staat auch immer einen allgemeinen kulturellen Einfluß ausgeübt hat und so gleichsam aus seiner nationalen Einzelentwickelung der Gesamtentwickelung Elemente bildender Natur zugeführt hat; schließlich weil die Kultur eines Staatswesens ihren Rückhalt an der politischen Machtentfaltung desselben findet, die politische Geschichte also gleichsam den Hintergrund der Kulturgeschichte bildet. Nur aus diesem Grunde und in solcher Beschränkung gehört die politische Geschichte in die Kulturgeschichte, während die Entstehung des Staates, die Entfaltung seiner verschiedenen Regierungsformen, die allmähliche Erweiterung seiner Ziele und Zwecke und die Einwirkung des Staatsorganismus auf die Gesamtheit und den einzelnen einen breiten Raum in jener einnehmen werden. Daneben soll keineswegs bestritten werden, daß auch die politische Geschichte es mit Individuen zu thun hat, aber doch nur mit denjenigen, welche Träger oder Vertreter der Staatsgewalt sind, immer nur in Rücksicht auf den Staat, mit Beziehung auf das politische Leben.

Halten wir diese Trennung fest, so ist nicht zu leugnen, daß eine wissenschaftliche Bearbeitung der Kulturgeschichte sehr wohl möglich sei; allerdings gehören eine ganze Reihe bisher getrennt behandelter historischer Disziplinen in den Rahmen dieser umfassenden Wissenschaft hinein und bei vielen derselben werden immer die Grenzlinien der beiden Gattungen ineinanderlaufen und nur unter Beachtung des festgestellten Grundsatzes auseinandergehalten werden können. Die Geschichte eines bestimmten Krieges hat politische Folgen und gehört in die Geschichte der beteiligten Staaten; Kriegsgeschichte im allgemeinen, also Entwickelung des Heerwesens, der Waffen, der Strategie gehört in die Kulturgeschichte. Religiöse Bewegungen, kirchliche Veränderungen haben die Gestaltung der Staaten im Innern und nach außen vielfach beeinflußt; die Geschichte der Religion oder der Kirche wiederum ist zu umfassend, um an ein Staatswesen gebunden zu sein und kann nur kulturgeschichtlich behandelt werden. Nicht anders steht es mit der Litteratur, mit der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen, mit den Fortschritten in technischer Hinsicht und vielem andern. Soweit diese Gebiete sich auf das Feld politischen Lebens und staatlichen Seins erstrecken, wird sie der politische Historiker beachten müssen; in ihrer Richtung auf das Individuum

als solches und auf die Gesamtheit der Individuen als Menschheit wird ihre Darstellung Aufgabe des Kulturhistorikers.

Insofern nun jedes Volk ein Teil der Gesamtheit, jede Epoche ein Teil der nach Anfang und Ende unbegrenzten Zeit ist, kann mit vollem Recht die Kulturgeschichte eines Volkes oder einer Epoche geschrieben werden, und sie wird ebenso wie die Geschichte des Individuums geschrieben werden müssen, bevor an eine allgemeine Kulturgeschichte gedacht werden kann.

Werden also die beiden Arten historischer Darstellung als getrennte Gebiete trotz mannigfaltiger Berührungspunkte aufgefaßt und festgehalten, so wird es leicht ersichtlich und erkennbar, daß von einer graduellen Schätzung nur sehr bedingt die Rede sein kann. Denn sobald wir fragen: welche von beiden Gattungen ist wertvoller? müssen wir vorher feststellen, zu welchen Zwecken? Denn erst aus dem Endzweck können wir den Maßstab der Beurteilung gewinnen.

Vorher aber bedarf es noch einer Auseinandersetzung mit den Vertretern der Meinung, daß nur die politische Geschichte Geschichte *κατ' ἐξοχήν* sei. Sie soll es sein, weil das Leben der Menschen bei aller Vielseitigkeit seiner Aeußerungen „seine Organisation im Staate, seinen höchsten Ausdruck im politischen Bewußtsein und in dessen Thaten“ findet. Das erste ist unrichtig, denn nur eine Seite der Lebensäußerungen findet im Staate seine Organisation, andere finden, wie oben schon dargelegt, ihre Gestaltung in andern Institutionen. Das zweite sei unbestritten, aber stand wirklich die Politik „allezeit“ im Vordergrund? Gab es nicht Epochen, wo gerade die besten und reichsten Geister sich ganz von ihr abwandten und ihres Lebens Arbeit und Inhalt der Wissenschaft, der Kunst oder andern, von dem politischen ganz getrennten Gebieten zuwandten? Der Beweis ex omnium temporum consensu läßt sich für die „Staatshistorie“ nimmermehr führen. Und auch ein weiterer Beweis dafür ist nicht glücklich gewählt. Es soll die Staatshistorie vorzugsweise Geschichte sein und bleiben, solange „die Völker ihre Organisation zur Erreichung der Kulturzwecke nicht finden in einer seligmachenden Kirche, in großen Akademien der Wissenschaften und Künste, nicht in umfassenden Handels- und Industrie-Compagnien, sondern eben in Staaten“. Ganz abgesehen davon, daß in der That eine frühere Zeit ihre Kulturzwecke innerhalb der Organisation der Kirche erreichte, können wir wohl zugeben, daß in Staaten, aber nicht im Staate das Organ dafür gegeben ist. Die politische Geschichte hat es aber nur mit einem Staate, wenn auch vielfach in seinen Berührungen mit

anderen Staaten zu thun; die Staatenhistorie ist nur eine Vervielfältigung der Staatshistorie. Gerade für das Streben, Kulturzwecke zu erfüllen, wird innerhalb einer politischen Gemeinschaft das Gebiet zu eng sein, und wir finden vielfach die Zwecke erst realisiert durch Beteiligung aller Kulturstaaten.

Können wir also die angeführten Gründe für die Superiorität der politischen Geschichte nicht als stichhaltig ansehen, so haben wir doch so viel zugegeben, daß das Leben der Menschen seinen höchsten Ausdruck im politischen Bewußtsein und in dessen Thaten findet, wenn auch mit der Einschränkung, daß diese Ansicht keineswegs immer gültig war. Auf keine Wissenschaft wirken die politischen Verhältnisse so erkennbar umgestaltend ein, wie auf die Geschichte, und wiederum hat die geschichtliche Erkenntnis vielfach das politische Leben beeinflußt. Wer als Zweck des historischen Studiums mit Lessing die Belehrung für den Staatsmann, wer mit Droysen in diesem die Grundlage für die politische und administrative Ausbildung sieht, hat zweifellos recht, in der Staatshistorie die Blüte der geschichtlichen Studien zu sehen. Anders wird urteilen, wer mit Wilhelm von Humboldt der Geschichte die Aufgabe zuschreibt, „nach dem Bilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit" zu streben, als Ziel der Geschichte „die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee" festsetzt. Was dieses, allerdings unerreichbare Ideal nach erreichbarer Möglichkeit verwirklichen will, wird die Kulturgeschichte zur Grundlage nehmen müssen, weil nur aus ihr, die den Menschen nach allen Richtungen hin zu schildern versucht, die in der Menschheitsgeschichte waltenden Ideen erkennbar sein werden. So wandelt sich das Urteil nach dem Ziel und Zweck, und es ist unrichtig, graduelle Unterschiede zu machen. Will man dies dennoch, allgemein und ohne bestimmte Tendenzen ins Auge fassen, so wird nach dem Satze, daß das Ganze mehr ist als der Teil, die Kulturgeschichte höher stehen als die politische, die bloß als eine der vielen Seiten jener gelten kann; sie wird aber auch schwerer zu schreiben, unter größeren Schwierigkeiten zu betreiben sein. Das Problem der Kulturgeschichte ist dem Problem der Universalgeschichte ähnlich und für beide liegt die Gefahr nahe, haltlose Spekulation, Metaphysik der Menschheit zu werden, die für das geschichtliche Erkennen wertlos ist. Deshalb muß das Schlußurteil lauten, daß in der Theorie die Kulturgeschichte die höhere Stufe, in der Praxis es aber fast unmöglich sei, sie so zu gestalten, daß sie den höchsten Ansprüchen, auf Grund deren ihre Stellung so erhaben wird, genügt. Der hohe Wert der poli-

tischen Geschichte wird selbstverständlich durch diese Schätzung der Kulturgeschichte nicht im geringsten vermindert; sie bleibt, was sie war, der Spiegel der Zeiten und die Lehrerin der Geschlechter.

---

Wie steht es nun, möchten wir im Anschlusse an die in vielem zu billigenden Auseinandersetzungen des Herrn Verfassers fragen, mit den notwendigen Beziehungen der politischen zur Kulturgeschichte und ist die Trennung beider Gebiete in dem Sinne, wie sie uns hier empfohlen wurde, im Interesse der Wissenschaft[1] gelegen, welche man unter dem Namen „Geschichte“ begreift? Daß die Kulturgeschichte ohne eine gewisse politische Grundlage nicht bestehen kann, wird vielleicht wenig bezweifelt werden. Wer je in die Lage gekommen ist, kulturgeschichtliche Verhältnisse zu erörtern, sei es mit dem geschriebenen, sei es mit dem lebendigen Worte, der wird sich selbst Rechenschaft darüber geben können, was er aus der politischen Geschichte voraussetzen muß, um sich verständlich zu machen. Akademische Vorlesungen oder die sogenannten „populären Vorträge für gebildete Kreise“ sind für diese Erkenntnis allerdings nicht so belehrend, als Unterrichtsversuche bei jenen Klassen der Gesellschaft, die eine wissenschaftliche Vorbildung überhaupt gar nie erlangt haben. Man versuche nur einmal in einem solchen Falle über den Kulturzustand der Hellenen zu sprechen, ohne die Geschichte der Perserkriege und des peloponnesischen Krieges zu berühren, man versuche die Entwickelung der deutschen Wissenschaft und Kunst im Mittelalter für jemand darzustellen, der über das Verhältnis von Kaisertum und Papsttum, der von den Unternehmungen der staufischen Kaiser in Italien, von dem Verlaufe der Kreuzzüge, von der Begründung der Territorialgewalt, von der Machtvermehrung einzelner fürstlicher Familien nie etwas gehört hat oder sich darauf nicht besinnen kann! Es hat zwar pädagogische Besserwisser gegeben und gibt ihrer noch, welche von der Einführung der Kulturgeschichte als eines Unter-

[1] Es wäre hier nicht am Platze, nochmals auf die Unterscheidung zwischen „Geschichte“ als Wissenschaft und als Kunst zurückzukommen, worüber in diesen Blättern auch schon gehandelt wurde. Heinrich Ulmann hat der Erörterung dieses Gegenstandes einen sehr beachtenswerten Aufsatz in der Sybelschen Zeitschrift gewidmet und die Redaktion derselben verspricht für eines der nächsten Hefte eine Darlegung ihrer eigenen Auffassung, welche zu der Ulmanns in vollständigem Gegensatze steht. Es wird also an Anregung zur Wiederaufnahme der Verhandlung nicht fehlen.

richtsgegenstandes in den Mittelschulen faseln, durch welchen die bis jetzt als notwendiges Bildungsmittel erkannte „Weltgeschichte“ verdrängt werden könnte. Dergleichen Leute sprechen wie der Blinde von der Farbe, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich ihrer freiwilligen Blindheit nicht bewußt sind, sondern sich sogar für sehr scharfsinnig halten. Sie zu bekehren fühlen wir keinen Beruf, auch dürfte es kaum der Mühe lohnen, da es diesen sogenannten „Reformern“ und Fortschrittsfreunden ohnehin nur um die Verbreitung von packenden Schlagworten, nicht aber um eine Prüfung der Ausführbarkeit ihrer weltbewegenden Ideen zu thun ist. Die Gefahr, daß der politischen Geschichte die Stellung entzogen werden könnte, welche ihr in dem Gesamtgebiete unserer Bildung notwendig zukommt, scheint uns daher nicht sehr drohend, aber es wäre bedauerlich, wenn die Vertreter der politischen Geschichte es für notwendig finden würden, dieselbe von dem, was man Kulturgeschichte zu nennen beliebt, für alle Zeiten getrennt zu erhalten. Es gibt eine Richtung der Geschichtsschreibung, welche mit Vorbedacht auf dieser Einseitigkeit beharrt und darin eine weise Selbstbeschränkung erblickt, und wir sind weit davon entfernt, der selbständigen Behandlung der politischen Ereignisse und der Untersuchung ihres Zusammenhanges Berechtigung absprechen zu wollen, so wenig als man die Nützlichkeit und Notwendigkeit einer in sich abgeschlossenen Litteratur- oder Kunstgeschichte, einer Geschichte des Kriegs- und Heerwesens, des Münzwesens, der Rechtsverhältnisse kleinerer oder größerer Volksgruppen wird bestreiten wollen. Die Menschheit wird es sich aber niemals nehmen lassen, nach einer Darstellung des Geschehenen zu verlangen, in welcher der innere Zusammenhang aller menschlichen Thätigkeit aufzudecken versucht wird. Je kleiner der Rahmen ist, in welchem sich die Erzählung der Thatsachen bewegt, um so mehr Veranlassung wird der Erzähler finden, sich die Untersuchung dieses Zusammenhanges zur Aufgabe zu machen, und die Resultate seiner Forschung werden, wenn sie wirklich wertvoll sind, wenn sie neue Anschauungen hervorrufen, von denjenigen nicht unbeachtet bleiben können, welche das Bild eines großen Zeitraumes entwerfen, das Ineinandergreifen der Völkerschicksale behandeln, also Welthistorie betreiben wollen.

Gerade die Staatshistorie kann von dem, was man Kulturgeschichte zu nennen gewohnt ist, gar nicht getrennt werden, wenn sie ihr Ziel unverrückt vor Augen behält. Die Entwickelung des Staates ist von der Entwickelung des Individuums und der Familie bedingt, der einzelne wirkt auf die Gesamtheit ein und

diese wieder bestimmt und begrenzt die Thätigkeit des einzelnen. Die Staatshistorie muß stets das Gesamtleben des Staates vor Augen haben, sie darf keine Erscheinung der materiellen und geistigen Kultur übersehen, welche auf die Form oder den Inhalt dieses Gesamtlebens Einfluß genommen hat. Können wir modernen Menschen uns eine Geschichte unserer Zeit denken, in welcher von der Börse und ihren Geschäften keine Erwähnung geschehen würde? Kann ein künftiger Historiker das Wesen der gegenwärtigen französischen Republik erklären, ohne auf die Finanzkräfte Rücksicht zu nehmen, von denen sie gehalten wird, soll die ängstlich sorgsame Zusammenstellung aller diplomatischen Noten, die in der ägyptischen, kretensischen, bulgarischen, rumelischen, afghanischen und anderen Fragen gewechselt wurden, auf das wirkliche Leben Europas in den letzten Jahren jedoch nur einen sehr bescheidenen Einfluß geübt haben, wichtiger sein als eine Schilderung des Kampfes der europäischen Landwirtschaft gegen die von Amerika, Asien und Australien andringende Konkurrenz, ja wird man sich den Grafen Taaffe ohne Länderbank und Herrn von Plener ohne die „Neue freie Presse" vorstellen können? Und soll das liebevolle Verständnis, welches Fürst Bismarck der „Familie Buchholtz" entgegengebracht hat, unerwähnt bleiben, wenn das innerste Wesen dieser geschichtlichen Persönlichkeit den Nachkommen erschlossen werden soll? In solcher Verschlingung aber bewegte sich Politik, Verkehr, Handel, Kunst, Litteratur, Philosophie zu allen Zeiten und sich darüber Klarheit zu verschaffen, ist die Hauptaufgabe der Geschichte im weitesten Sinne. Erkennt sie dieselbe nicht, so dient sie auch der Wahrheit nicht. Ein Zeitbild, auf welchem sich nur Staatsmänner und Offiziere bewegen, ist unvollständig und wirkt geradezu irreführend, wenn es den Anspruch erhebt, alles aufgenommen zu haben, was der Aufnahme wert gewesen sei. „Wer des Historikers bedeutsamste Aufgabe," sagt Fournier, „in dem Aufsuchen und Darlegen der ursächlichen Verknüpfung der Erscheinungen erblickt, um auf diesem Wege schließlich zu den großen bestimmenden Motiven zu gelangen, der kann nicht anders als demjenigen, was man als Kulturleben dem politischen entgegenstellen will, vorzügliche Beachtung schenken." Gewiß! es handelt sich nur noch darum, die Art dieser Beachtung etwas näher zu bestimmen. Sie darf keine vornehm-oberflächliche und etwa nur auf einzelne pikante Details des gesellschaftlichen Lebens gerichtete sein, sie muß auf einem tiefgehenden Studium aller Staatsverhältnisse beruhen. Der Historiker muß sich vor allem andern mit den Kulturerscheinungen ebenso eingehend *beschäftigen*, als mit den politischen, dann

wird er die Bedeutung derselben und ihre „ursächliche Verknüpfung“ erst erkennen. Wer etwa noch im unklaren darüber sein sollte, wie sich der Geschichtschreiber die kulturgeschichtlichen Errungenschaften dienstbar machen kann, der verfolge die Pfade, die Heinrich von Treitschke in seiner „Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert“ einschlägt, und er wird gewiß nicht irregehen.

Die abwehrende Haltung, welche namhafte, ja selbst wirklich große Forscher und Darsteller dem kulturgeschichtlichen Elemente gegenüber an den Tag gelegt haben, beruht zum großen Teile auf der Unkenntnis desselben und auf der Unmöglichkeit, in die sie sich versetzt sahen, auf diesem Gebiete zu einer ausreichenden Selbstaufklärung zu gelangen. Was er aber selbst nicht kann, sieht der deutsche Professor nur zu gern als überflüssig an, er findet es der Wissenschaft nicht würdig und versagt jedem Streben nach Erweiterung derselben seine akademische Bestätigung, weil sie ihm unbequem ist und seine Alleinherrschaft gefährdet. Dieser Bann muß gebrochen werden, dann wird die Kulturgeschichte auf dem Boden erblühen, dessen jede Wissenschaft bedarf, auf der Grundlage strenger, methodischer Forschung. Dann wird sich ihre Verbindung mit der politischen Geschichte auch ganz von selbst wieder vollziehen und der Streit über den Vorrang, welcher diesem oder jenem Teile der allgemeinen Geschichte gebühren könnte, wird verstummen. Wir haben alles, was bis auf diesen Tag für die Aufhellung des politischen Lebens der einzelnen Völker und Staaten geleistet ist und noch geleistet werden wird, dankbarst zu begrüßen, es soll uns keine Nachricht so geringfügig und keine so unbedeutend erscheinen, um sie nicht zu berücksichtigen, wenn sie einmal aus dem Dunkel der Vergessenheit ans Licht gebracht wurde; aber es wäre an der Zeit, in dieser Richtung nicht länger Kräfte zu vergeuden, deren man auf dem Gebiete kulturgeschichtlicher Forschung so notwendig bedarf. Hier sind erst noch die umfangreichsten, mühevollsten Arbeiten zu unternehmen, Schätze zu heben, die wahrhaft befördernd auf die Weiterbildung der Geschichtswissenschaft wirken werden. Man gehe nur einmal mit demselben Mute und derselben Freudigkeit daran, mit welcher unsere Vorkämpfer auf dem Felde der politischen Geschichte ihr Werk begonnen haben — der lohnende Erfolg wird nicht ausbleiben. Die Geschichte der Wirtschaft, auf die wir am nachdrücklichsten gewiesen haben möchten, bedarf der umfangreichsten Vorarbeit, die ohne eine geschickte und wohlüberlegte Organisation kaum gedeihen kann. Schmoller und seine Schule sind mit dem schönsten Beispiele

vorangegangen. Doch was kann ein einzelner, was können einige wackere Pioniere gegenüber der Ungeheuerlichkeit des Materiales, das bewältigt werden muß! Hier muß von möglichst vielen Seiten gleichzeitig mit dem Abbau begonnen werden, dann erst werden die Resultate jene Wendung in der Geschichtschreibung erzielen, durch welche dem berechtigten Verlangen nach Berücksichtigung der Kulturelemente im Leben der Völker und Staaten entgegengekommen wird.

v. Zwiedineck.

---

# Der Ungarnkrieg des Jahres 955.[1]

Von

## Max Manitius.

Der große Aufstand der Jahre 953 und 954, welchen die Söhne Ottos I. aus Haß gegen ihren Vatersbruder Heinrich von Bayern angestiftet hatten, war auch für die östlichen Völker ein Zeichen zur Erhebung. Nach dem Ungarneinfall von 954 scheinen sich auch in demselben Jahre die slavischen Ukrer wider die deutsche Herrschaft empört zu haben. Markgraf Gero erhielt damals auf Befehl des Königs Zuzug von Konrad von Lothringen und die Slaven wurden in einer großen Schlacht ruhmvoll besiegt. Große Beute wurde gemacht und in Sachsen ertönte lauter Jubel über diese glänzende Waffenthat.

Auch der Streit zwischen Markgraf Hermann und seinen Neffen Ekbert und Wichmann konnte gefährlich werden. Wir sahen, daß Ekbert bei der Verhandlung durch den König frei ausgegangen war, während Wichmann einige Zeit in der königlichen Pfalz gehalten wurde. Als sich dann der König zum bayrischen Feldzug rüstete, hatte Wichmann Krankheit vorgeschützt, um an dem Zuge nicht mit teilnehmen zu müssen. Der König redete ihm daher ins Gewissen, daß er ihn ja als Waise fast an Sohnesstelle angenommen, erziehen und zu der hohen Stellung seines Vaters habe gelangen lassen. Er möge sich keine Schwierigkeiten bereiten, da auch andere Gerüchte über ihn gingen. Doch Wichmann blieb bei seiner Gesinnung und ward dem Grafen Ibo zur Bewachung übergeben. Bei Gelegenheit eines Jagdvergnügens entwischte aber Wichmann,

[1] Aus der in Kürze zur Ausgabe gelangenden 1. Lieferung des Werkes „Geschichte der sächsischen und salischen Kaiser" in der „Bibliothek deutscher Geschichte".

sammelte dann seine Anhänger und zog nach Sachsen zurück. Hier eroberte er mehrere Burgen, verband sich wieder mit Ekbert und ergriff die Waffen gegen den König. Indes es gelang der Achtsamkeit Hermanns, beide über die Elbe zu drängen. Da sie nun hier, auf sich angewiesen, dem Hermann keinen Widerstand leisten konnten, so verbanden sie sich mit zwei Slavenhäuptlingen, Nako und dessen Bruder Stoinef. Hermann zog gegen die Empörer im März des Jahres 955. Er fand sie in einer Burg Namens Suithleiscranne. Beinahe wären sie samt der Burg in seine Hände gefallen, aber sie wurden noch rechtzeitig gewarnt und retteten sich. Doch wurden vierzig Bewaffnete vor den Thoren der Burg getödtet und ihrer Waffen beraubt, worauf Hermann wieder abzog. So war vorläufig wenig ausgerichtet, und bald nach Ostern fielen die Slaven unter der Führung von Wichmann in Sachsen ein. Aber auch Hermann war schnell auf seinem Platze. Da er jedoch sah, daß er dem großen Heere der Feinde nur eine kleine Mannschaft gegenüberstellen konnte, hielt er es für das beste, es jetzt zu keiner Entscheidung kommen zu lassen, sondern befahl der Besatzung einer benachbarten Burg, den Cocarescemiern, für den Augenblick um jeden Preis um Frieden zu bitten. Freilich waren die Krieger hierüber mißmutig und ganz besonders Graf Sifrid, der schon in der früheren Fehde gegen Wichmann dem Hermann geholfen hatte. Aber trotzdem kam ein Vertrag zustande und zwar unter der Bedingung, daß die Freien mit Weib und Kind aus der Feste unbewaffnet abziehen durften, die Knechte dagegen und aller Hausrat Beute der Slaven sein sollte. Doch bei der Plünderung entstand Streit zwischen einem Sachsen und einem Slaven, so daß der Vertrag gebrochen wurde. Nun begann das Morden, und die Slaven töteten alle mannbaren Leute, Weiber und Kinder wurden gefangen weggeführt.

So schmerzlich auch dieser Verlust an Land und Leuten für Hermann sein mußte, so war doch jetzt keine Zeit, die Sache weiter zu verfolgen. Denn gerade tobte der große Ungarnkampf des Jahres 955. Die Ungarn waren schon 954 im Reiche erschienen, aber damals war die Gefahr zum Teil durch Rudolf und Konrad abgewandt worden, indem diese den Ungarn Geld und Führer gaben, um sich über das Westreich zu ergießen. Inzwischen war der unheilvolle Bürgerkrieg beinahe beendet, freilich die Ungarn schienen von dem endlichen Siege des Königtumes nichts erfahren zu haben, sondern glaubten, daß das Reich immer noch in Parteileidenschaft zerrissen sei. Aus diesem Grunde erschienen um den Anfang des Juli Gesandte von ihnen, die der

König in Sachsen traf, gerade als er von dem bayrischen Feldzuge zurückkehrte. Diese Gesandten gaben zwar vor, aus alter Treue und Anhänglichkeit seien sie gekommen, in Wahrheit aber waren sie erschienen, um die politischen Verwicklungen des Reichs auszukundschaften. Sie blieben einige Tage am Hofe, aber kaum waren sie mit unbedeutenden Geschenken von Otto entlassen, als Boten von Herzog Heinrich meldeten, die Ungarn hätten sich schon wieder über einen Teil Bayerns ergossen und wollten den König bekriegen. Otto blieb bei dieser Nachricht unerschrocken und standhaft und raffte seine Sachsen zusammen, die freilich nur ein kleines Heer bildeten, da ein großer Teil von ihnen im Kriege gegen die Slaven verwendet werden mußte. Doch ließ der König sofort ein allgemeines Aufgebot ergehen.

Unterdes stürmten die Ungarn über Bayern nach Schwaben; schon standen sie am Schwarzwalde. An 100000 Mann sollen damals beisammen gewesen sein, so daß sie sich rühmen konnten, wenn sich nicht die Erde vor ihnen aufthäte oder der Himmel über ihnen einstürzte, vermöchte keine Macht der Welt sie zu überwinden. In Bayern verwüsteten und zerstörten sie das reiche Stift Benediktbeuren. Dann wandten sie sich nach Schwaben gegen die volkreiche Stadt Augsburg, welcher damals noch gute Festungswerke zur Verteidigung fehlten. Bischof Udalrich hatte längst von ihrem Zuge Kunde erhalten und hielt sich mit den Seinen zur Abwehr gerüstet. Tapfer empfing das kleine Häuflein die großen Scharen und der erste Sturm wurde glücklich abgeschlagen. Aber wenn nicht am nächsten Tage, wo sich die Ungarn in ungeheurer Anzahl zum Sturme anschickten, plötzlich Berthold, der Sohn des bayrischen Pfalzgrafen Arnolf, die Ankunft des Königs gemeldet hätte, so wäre die Stadt zweifellos unterlegen und eine der bedeutendsten Kulturstätten des Reiches vom Erdboden verschwunden. In die Nähe der Stadt, an den Ufern des Lech war der König vorgerückt, und es zeigte sich jetzt, daß der Wille des Königs wieder bindend geworden für das ganze Reich. Als Otto hier sein Lager aufgeschlagen, da erschien das Aufgebot des Reiches. Der vordem so mächtige Aufstand war schon gedämpft, und wenn je noch etwas davon zurückgeblieben, so fiel auch das im Nu zusammen vor der großen allgemeinen Gefahr, die jetzt dem Vaterlande drohte. Es erschien der Heerbann der Franken, Bayern und Schwaben. Und auch Konrad von Lothringen kam mit einem Ritterheere. Trotzdem er seines Herzogtumes verlustig gegangen, ward er vom Könige in einer Befehlshaberstellung belassen. Denn Otto kannte die vorzüglichen Eigenschaften des großen Mannes. Mit einer Kühnheit ohne-

gleichen verband er die höchste Klugheit, und im Kampfe sowohl zu Pferde als zu Fuß war er in seiner Tapferkeit unwiderstehlich. Deshalb galt er den Seinen als ein fester Hort und als er im Lager erschien mit seinen glänzenden Rittern, da schwoll den Kriegern der Mut. Alles Zagen verschwand jetzt und das Heer forderte einmütig den Kampf.

Jedes von beiden Heeren wußte jetzt, daß das andere nicht weit entfernt sei. Am 9. August ward ein Fasttag geboten, die Waffen ruhten. Für den nächsten Tag wurde die entscheidende Schlacht angesetzt. Beim ersten Morgengrauen erhoben sich die Deutschen. Alle Feindschaft wurde jetzt abgeschworen und mit einem feierlichen Eide verpflichtete man sich zuerst dem Führer, dann untereinander. Darauf setzte sich das Heer mit erhobenen Feldzeichen in Bewegung. Der König aber gelobte für sich, dem hl. Laurentius, welchem der 10. August geweiht war, ein Bistum in Merseburg zu stiften, wenn Gott seinen Waffen den Sieg verleihe.

Das Heer setzte sich zusammen aus acht Scharen, deren jede ohne das gewaffnete Gefolge etwa 1000 Mann betrug. Im ersten bis dritten Zuge standen die Bayern unter ihren Grafen; denn Herzog Heinrich lag krank zu Hause und mußte dem Kriege fern bleiben. Den vierten Zug bildeten die Franken unter dem Befehle Konrads, des Tapfersten von allen. Der fünfte Zug war der königliche; er war der größte und ihn bildeten die auserlesensten jungen Krieger aus allen Aufgeboten. In der Mitte war der König und vor ihm das Reichsbanner mit dem Erzengel Michael, umgeben von starker Bewachung. Im sechsten und siebenten Zuge standen die Schwaben unter ihrem neuen Herzoge Burchard. Den Schluß endlich bildeten 1000 auserlesene Böhmen unter Herzog Boleslaw; unter ihrem Schutze befand sich das ganze Gepäck, da man zu dessen Bewachung den letzten Zug für den sichersten hielt. Noch hatte das Heer einen beschwerlichen Marsch zu bestehen, denn der König beschloß, die Ungarn zu umgehen. Und so zog man durch Gebüsch und niedriges Strauchwerk, um nicht gleich beim Anzuge von dem Pfeilregen der Feinde überschüttet zu werden. Doch die Sache kam anders, als man gedacht. Die Ungarn nämlich hatten die Stellung des Feindes ausgekundschaftet und wandten sich gleichfalls zur List. Ihr Lager war auf der linken Seite des Lech in der großen ungeschützten Ebene, die noch heute den Namen Lechfeld führt. Ein großer Teil des ungarischen Heeres überschritt nun den Fluß zweimal gegen Norden hin, so daß die Feinde in den Rücken des deutschen Heeres gelangten. Ein Pfeilregen begrüßte plötzlich die Böhmen im Rücken und mit gellendem Geschrei

stürzten sich die wilden Horden auf die nichts ahnenden Krieger. Das ganze Gepäck fiel ihnen zur Beute und nachdem viele der böhmischen Ritter getötet und gefangen waren, wurde der ganze Zug in die Flucht gejagt. Dann warfen sich die Ungarn auf die Schwaben und zwangen deren beide Züge gleichfalls zur Flucht, nachdem sie viele getötet. Da erfuhr der König von dem unglücklichen Ausgange des Kampfes in seinem Rücken. Und in dieser Not wandte er sich sofort an den kühnsten Helden seines Heeres, an Konrad. Keinen Besseren konnte der König hierzu finden; mit größter Schnelligkeit machte Konrad kehrt und griff die heranstürmenden Feinde an. Bald waren die Gefangenen befreit, den Ungarn die ganze Beute abgejagt und die schwärmenden Züge der Feinde in Verwirrung gebracht. Auf sie warf sich Konrad mit aller Macht und in kurzer Zeit waren sie auseinander getrieben. Glänzend waren diese Erfolge und Konrad war der Held des Tages. Als froher Sieger kehrte er zum Könige zurück und im ganzen Heere ward sein Ruhm gepriesen. Denn mit ganz junger Mannschaft, die an den Krieg wohl gar nicht gewöhnt war, hatte er so herrliche Thaten vollbracht. — Dann hielt der König eine Ansprache: „Ihr sehet selbst, meine Mannen, daß wir in unserer jetzigen Lage vor allem Mut nötig haben. Denn der Feind ist nicht weit von euch, sondern ganz in eurer Nähe. Bis jetzt waren eure Waffen und Arme nie müßig und immer haben sie mir zum Siege verholfen, wenn wir ferne von Heimat und Reich in den Kampf gezogen. Schimpflich wäre es daher, wenn wir auf unserem eigenen Grund und Boden fliehen wollten. Wohl stehen wir den Feinden nach an Zahl, aber nicht an Tapferkeit und Waffen; denn ihr wißt, daß der größte Teil von ihnen ohne alle Bewaffnung ist und was unsere Hauptstütze ist, sie entbehren den Beistand Gottes. Ihnen ist ihre Kühnheit der einzige Schutz, uns aber die Hoffnung auf göttliche Hilfe. Schande wäre es, wenn wir, die Herren von fast ganz Europa, uns in ihre Hände geben sollten. Besser ist es, wenn anders uns das Ende bestimmt ist, ruhmvoll in der Schlacht zu sterben, als unseren Feinden unterthan das Leben in Knechtschaft hinzubringen oder nach Art der wilden Tiere durch den Strang zu endigen. Mehr noch würde ich zu euch sprechen, wenn ich wüßte, daß eure Tapferkeit und Kühnheit durch Worte noch gesteigert werden könnte. Wohlan, jetzt gilt's ein Gespräch mit Schwertern zu führen, nicht mehr mit dem Munde.“ Und sofort ergriff er das Schwert und die heilige Lanze und wandte zuerst sein Pferd gegen die Feinde, ein tapferer Soldat und zugleich ein trefflicher Feldherr.

Nun ging's mit aller Wucht gegen die Ungarn, die durch den mächtigen Anprall schnell in Unordnung kamen. Die Tapferen hielten zwar stand, als sie aber die Ihrigen fliehen sahen, wurden sie verwirrt, gerieten in die Reihen der Deutschen und fanden da ihren Tod. Andere gelangten auf ihren schon ermatteten Pferden in die nächsten Gehöfte, wo sie eingeschlossen und samt den Gebäuden verbrannt wurden. Wieder andere stürzten sich in den nahen Fluß, doch das jenseitige Ufer brach unter der Last der Aufklimmenden zusammen und so kamen sie in den Wellen um. Dann ward das Lager der Ungarn erstürmt, und alle Gefangenen befreit. Und was noch von den Feinden entkommen war, wurde in den nächsten Tagen von den benachbarten Burgen aus eingeholt und niedergemacht, so daß nur ganz wenige dem großen Blutbade entrannen. Freilich war der Sieg auch auf Seite der Deutschen kein unblutiger. Vor allem war der Verlust eines Mannes zu beklagen, der unter Umständen ein ganzes Heer aufwog. Herzog Konrad hatte im tapfersten Kampfe wegen der glühenden Sonne seinen Helm gelüftet und in diesem Augenblicke war ihm ein Pfeil in die Kehle gedrungen, so daß er sterbend umsank. Groß war die Trauer um ihn, den größten Kriegshelden seiner Zeit. Zu Worms am Rheine fand der tapfere Mann sein Grab, so befahl es der König, der dem Toten die größten Ehren anthat. Alle Franken weinten und klagten, denn er war ein Franke gewesen und hatte noch zuletzt zu dem großen Siege das meiste beigetragen. So hat sich auch sein Andenken bei dem Volke rein und ungetrübt erhalten, denn der Fleck seines Lebens, die Teilnahme am Aufruhre gegen den König, ward getilgt durch des Helden rühmlichen Tod.

Noch am späten Abend hielt König Otto seinen Einzug in das treue Augsburg und am folgenden Tage schon brach er zur Verfolgung des geschlagenen Feindes auf. Ueberallhin erging der Befehl, die fliehenden Ungarn anzugreifen und ihnen Hindernisse in den Weg zu legen. Bis zur Grenze Ungarns hin soll diese Jagd gedauert haben, nur wenige werden in die Heimat gelangt sein, um die furchtbare Niederlage zu verkünden. Schwere Strafe traf die drei vornehmsten ungarischen Großen, die auf der Flucht gefangen genommen wurden. Man brachte sie zu Herzog Heinrich nach Regensburg. Nicht wie Fürsten wurden sie da behandelt, sondern als gemeine Räuber und Friedensbrecher ließ er sie aufknüpfen. Der König aber, heißt es, dessen Ruhm durch den Sieg außerordentlich zunahm, wurde vom Heere als Vater des Vaterlandes und als Imperator begrüßt. Für alle Kirchen des Reiches wurde ein Dankestag festgesetzt und Boten mit der Siegesnachricht

an Mahthilde, Bruno und Liudolf abgesendet. Und als der Held nach Sachsen zurückkehrte, da ward er vom Volke mit hoher Freude und lautem Jubel empfangen, wie es dem gebührte, der so schweres Unheil vom Reiche glücklich abgewendet.

Am 10. August 955 ward vom deutschen Könige und Volke ein Sieg errungen, wie es nur wenige in der Geschichte gibt. Kaum ein Jahrzehnt später ist dieser Sieg in seiner Tragweite treffend mit dem Siege Karl Martells über die Sarazenen bei Tours und Poitiers verglichen worden. So wurde schon damals seine Bedeutung erkannt. Noch klarer können wir heute darüber urteilen, da fast ein Jahrtausend seitdem vergangen. Nie mehr haben es die Magyaren später gewagt, das Reich anzugreifen und wie früher aufs schwerste zu schädigen. Sie sind seither seßhaft geworden in den großen Stromebenen ihres Landes. Und da auch bald die Mark Aquileja vom Reiche einen kräftigen Schutz erhielt, so wurde ihnen auch der Eintritt nach Italien verwehrt. Erst von da an konnte sich das deutsche Volk seinen Kulturaufgaben ruhig widmen, denn was vorher der Fleiß der Bewohner zustande gebracht, das war stets von den furchtbaren Gästen wieder vernichtet worden. Die Sicherheit des Besitzes vermehrte nun den Wohlstand, der Anbau des Landes nahm zu und im Süden und in der Mitte des Reiches entstanden nach und nach im Schutze der Burgen wohlgebaute Städte, welche bald zu einer Quelle des Reichtumes werden sollten. Und auch in den Gegenden des Ostens wurden nun bald die Keime zu neuen Bildungen gelegt; die Grenzen des Reiches erweiterten sich hier und das Gebiet östlich der Enns empfing allmählich von Bayern aus die Elemente der Civilisation. Nach seiner Lage hieß es die Ostmark, späterhin Oesterreich genannt.

In ganz Europa wurde der Ungarnsieg in seiner Bedeutung gewürdigt und mit Jubel begrüßt; hatten doch die Ungarn fast das ganze europäische Festland schon heimgesucht. Da wir nun hiervon in Zukunft nichts mehr hören, so wird der Ungarnsieg vom Lechfelde mit Recht das Ende der Völkerwanderung genannt, weil vom Jahre 955 an kein Volk in Europa durch seine Wanderzüge die Existenz anderer wirklich in Frage gestellt hat.

# Der Kampf Ludwigs des Bayern mit der Kurie.

Von

Richard Schwemer.

## II. (Schluß.)

Daß Ludwig überhaupt wieder die Unterhandlungen begonnen hatte, findet in der allgemeinen politischen Lage seine gute Begründung. Wir haben das schon früher konstatiert. Unter dem Drucke der durch das Interdikt geschaffenen Verhältnisse wurde die Unruhe im Volke immer stärker. Ludwig mußte daher seine Friedensbereitschaft immer aufs neue zeigen. — Die erste Gesandtschaft von 1335 verlief resultatlos, weil durch den Einfluß Frankreichs die Verhandlungen einfach verschleppt wurden; als es mit der Verschleppung nicht mehr ging, wurden immer demütigendere Bedingungen gestellt, in der Hoffnung, daß der Kaiser auf diese nicht eingehen würde. Aber der Kaiser ging darauf ein, allerdings, wie bemerkt, nur zum Schein; das Maß des Zuzugestehenden gab er in einer geheimen Instruktion an. Er ging darauf ein, weil er die Fortführung der Unterhandlungen erzwingen wollte. Das ganze Jahr 1336 über wurde verhandelt. Ludwig betrieb die Aussöhnungsversuche mit großem Geräusch; er beglaubigte sogar außer den Grafen und Herren, die seine Gesandtschaft bildeten, zwei Fürsten an der Kurie: den Pfalzgrafen Ruprecht und den Markgrafen Wilhelm von Jülich, allein es ward nichts erreicht. Der König von Frankreich, der in geradezu perfider Weise ein falsches Spiel trieb und mit dem Kaiser Ludwig offiziell Freundschaftsversicherungen austauschte, ließ es nicht zu. Er ließ den Papst wissen, daß er den ihm verdächtigen Bayern überhaupt nicht zu

Gnaden aufnehmen solle. Benedikt machte darauf dem Könige dringende Vorstellungen;[1] er erinnert an das Verderben, dem in Deutschland so viele Seelen rein um ihrer Anhänglichkeit an Ludwig willen anheimfielen, er gibt zu bedenken, daß die klugen und scharfsinnigen Deutschen — ein seltenes Kompliment von dieser Stelle — gereizt oder gar in Verzweiflung sich mit den Engländern oder anderen Feinden des Königs verbinden könnten — alles umsonst: In dem öffentlichen Konsistorium, in welchem die Gesandten endlich günstigen Bescheid erhofften, erklärte der Papst zu ihrem nicht geringen Erstaunen: Ludwig sei nicht wahrhaft bußfertig; er gleiche dem großen Drachen in der Apokalypse; wäre er bußfertig, so würde er Königtum und Kaisertum niederlegen, worauf er sofort Absolution erhalten würde.

Empört über diesen Bescheid verließ die Gesandtschaft die Kurie. Auch Ludwigs Geduld war nun zu Ende. Er hatte das denkbar Mögliche an Nachgiebigkeit geleistet, und nichts, gar nichts war erreicht. Aber wenigstens das eine hatte er klar vor aller Augen gestellt, daß es an ihm nicht lag, wenn der ersehnte Frieden nicht zustande kam. Wer sehen wollte, der mußte sehen, daß es nur weltliche Rücksichten waren, welche die Kurie bestimmten, den Völkern den Frieden zu verweigern, wie sie es auch gewesen waren, die den ganzen Kampf heraufbeschworen hatten. Eine tiefe Mißstimmung bemächtigte sich immer weiterer Kreise. Langsam, aber unaufhaltsam war unter dem Eindruck der fortdauernden inneren Zerwürfnisse, der stets wiederholten Friedensversuche des Kaisers, seiner im ganzen entschieden Achtung gebietenden Persönlichkeit, insbesondere in den bürgerlichen Kreisen, die in Ludwig ihren besonderen Beschützer verehrten, eine ganz eigentümliche Bewegung entstanden. Warum sollte man nicht dem durch die Wahl der Fürsten zum Herrscher Berufenen gehorchen? Ludwig war in allem ein echt deutscher Mann, sein streitbarer Sinn, sein ganzes Wesen mußten ihm je länger desto mehr Sympathie erwecken. Daß die Kurie völlig verwelscht war, wußte jedermann; man fing in ihrer Haltung etwas zu spüren an, was gegen den Deutschen als solchen gerichtet war: eine Art von nationaler Bewegung beginnt sich allmählich bemerklich zu machen.

Diese Bewegung, welche den eigentümlichen Hintergrund für den totalen Umschwung bildet, der sich nun ganz plötzlich vollzieht, gewinnt eine erhöhte Bedeutung, wenn wir bemerken, daß ähnliche Stimmungen damals auch sonst in der germanischen Welt verbreitet

[1] Raynald ad a. 1337, 2.

waren, daß sich auch England im Gegensatz wider die Habgier und Herrschsucht der päpstlichen Kurie befand, daß aber hier zugleich eine mächtige Bewegung gegen Frankreich gärte. „In dem Grade," bemerkt Pauli,[1] „wie das sächsische Element in der englischen Nation erstarkte, war hier eine Antipathie gegen alles französische Wesen erwachsen, das bis vor kurzem geistig und auch gewissermaßen politisch die Herrschaft behauptet hatte. Diese volkstümlichen Regungen erkannte Eduard III., als er jung, thatenlustig und ruhmbegierig die Zügel der Regierung ergriff, und gedachte sie zu benutzen ... Er trat als Prätendent der französischen Krone auf; statt eines Vasallen, wie es seine Vorfahren seit Wilhelm dem Eroberer gewesen, gedachte er selber Herr von Frankreich zu werden."

Diese kriegerischen Entschlüsse des englischen Königs haben nun, wie wir glauben, den Anstoß zu dem Umschwunge der Dinge in Deutschland gegeben, von dem oben die Rede war. Eduard mußte bei einem Kriege mit Frankreich von vornherein und notwendig auf Hülfe von Deutschland rechnen. Die Verbindungen zwischen beiden Ländern waren damals sehr enge, denn abgesehen von den Handelsbeziehungen, welche in Flandern und Brabant eine Reihe blühender Industriestädte hatten entstehen lassen, bestanden zwischen den Beherrschern nahe verwandtschaftliche Bande. Eduard und Ludwig waren Schwäger. Der erstere hatte die jüngere Tochter des Grafen von Hennegau-Holland-Friesland Philippa zur Gemahlin, der Kaiser die ältere. Der Graf Rainald von Geldern ferner, einer der mächtigeren Fürsten Nordwestdeutschlands, war mit einer Schwester des Königs vermählt. Schon deswegen lag eine Allianz eigentlich in der Natur der Sache. Denn England konnte damals so wenig wie heute seine festländischen Kriege ohne fremde Truppen führen.[2]

So erschien im Frühjahr 1337 eine vornehme englische Gesandtschaft auf dem Festlande und besuchte die verschiedenen niederländischen Höfe. Ueberall wurden Soldverträge abgeschlossen. Im Juli kam es zu Frankfurt auch mit den Bevollmächtigten des Kaisers zum Abschluß.

Allein die Pläne Eduards waren offenbar auf weiteres gerichtet. Dafür spricht ein Brief des Papstes an den französischen König vom 6. November 1337.[3] Der Papst spricht in demselben

[1] Bilder aus Altengland, Kaiser Ludwig IV. und König Eduard III. S. 143 ff.

[2] Pauli a. a. O. S. 145.

[3] Raynald 1336, 12—14, vgl. Müller II, S. 46 ff.

von einem Plane, der bei den deutschen Fürsten vorhanden sei, Ludwig zum Verzicht auf das Kaisertum zu bewegen und ihm nur das Königtum in Deutschland zu überlassen. Ja man denke daran, heißt es in dem Briefe, Eduard zum deutschen König zu machen. Sollte dies auf zu große Hindernisse stoßen, so sollte Eduard zum Reichsvikar in Niederdeutschland gemacht werden. Müller schenkt dieser Nachricht mit Recht Glauben, denn der Papst zeigt sich immer vorzüglich unterrichtet, allein wir möchten etwas mehr daraus folgern, als Müller thut. Zunächst zeigt der Brief deutlich, welche außerordentliche Bewegung die englischen Werbungen unter den deutschen Fürsten hervorriefen. Diese Bewegung ist sehr leicht begreiflich. Wir brauchen zur Erklärung nicht die bei den deutschen Fürsten stets mißliche Annahme eines echten Patriotismus, es genügt die Erinnerung an die englischen Subsidien. Ferner aber zeigt er, daß gleich im Beginn der Verhandlungen die Absicht darauf ging, Eduard in irgend einer Weise mit der Reichsgewalt auszustatten. Von welcher Seite die Anregung hierzu kam, ob von seiten der deutschen Fürsten oder, was doch sehr viel wahrscheinlicher ist, von seiten Englands, wissen wir nicht. Genug, daß die Sache lebhaft diskutiert wurde. Wenn die Fürsten, um dem englischen Könige entgegenzukommen und die Unterhandlung recht lukrativ zu machen, wirklich daran dachten, an Stelle Ludwigs Eduard zu setzen, so konnte sie dabei nur der Gedanke leiten, daß das Königtum Ludwigs allzusehr der Festigkeit ermangelte. Dieser Plan hat aber jedenfalls, wenn überhaupt, nur sehr vorübergehend bestanden. Ludwig dachte damals jedenfalls weniger denn je an Verzicht, und bei den Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Eduard und Ludwig mußte sich jeder Versuch, Eduard an seine Stelle zu erheben, als unthunlich erweisen. Wenigstens dürfte das Vorhandensein eines solchen Planes bei den eigentlichen Wahlfürsten sehr unwahrscheinlich sein, denn gerade unter diesen hatte Ludwig damals außerordentlichen Anhang: Von den weltlichen Fürsten waren ihm zwei völlig ergeben; der eine war sein Sohn Ludwig von Brandenburg, der andere der Pfalzgraf bei Rhein. Feindselig stand nur Johann von Böhmen zu ihm. Unter den drei geistlichen Fürsten hatte er keinen Feind, der Erzbischof von Mainz war sogar sein entschiedener Anhänger. Es wird in dem besprochenen Briefe des Papstes eine Wahl Eduards auch nur als bloße Möglichkeit behandelt; dagegen ist doch die eventuelle Erhebung Eduards zum Reichsvikar damals schon sehr ernst ins Auge gefaßt worden. Dies zugegeben, schließen wir weiter, daß man damals auch zugleich in Fürstenkreisen angefangen haben muß,

über die streitigen staatsrechtlichen Fragen zu debattieren. Denn wenn die Erteilung des Reichsvikariats Wert haben sollte für die Engländer, so mußte erst eine solide Rechtsbasis gefunden, die Zweifel, welche durch die päpstlichen Prozesse an Ludwigs Königtum bestanden, mußten erst gehoben werden. Die Werbung Englands mußte die Frage nach dem in Deutschland bei der Königswahl gültigen Rechte in Fluß bringen.

Ludwig war thatsächlich gewählt, seit Jahren aber versagte ihm die oberste Autorität der Christenheit ihre Anerkennung. Die Fürsten mußten doch gerade jetzt recht lebhaft empfinden, wie sehr durch die päpstlichen Ansprüche ihr fürstliches Interesse geschädigt wurde. Es konnte doch nicht ausbleiben, daß die englischen Gesandten fragten, ob denn Ludwig wirklich rechtmäßiger König und Inhaber der Reichsgewalt sei. Sie mußten erkennen, daß mit den päpstlichen Behauptungen doch geradezu die Bedeutung einer von ihnen vollzogenen Wahl illusorisch wurde, und es mußte sich in ihnen der Wunsch regen, dieser Verdunkelung des bestehenden Rechtszustandes ein Ende zu machen. Im Interesse Englands mußte dies geschehen, zu dessen Gunsten die Reichsgewalt ausgespielt werden sollte, und in ihrem eigenen Interesse. Wer der eigentliche Wortführer in diesen Verhandlungen war, wissen wir nicht, allein wir werden kaum fehlgehen, wenn wir den Erzbischof Heinrich von Mainz dafür ansprechen. Es ist dies derselbe Heinrich von Virneburg, den wir früher als Günstling des Papstes Johann kennen gelernt hatten. Wir erinnern uns, daß er bei Erledigung des Mainzer Stuhles für diesen providiert worden war, allein nicht in den Besitz hatte gelangen können, da Balduin als Erwählter des Kapitels das Stift in Verwaltung genommen hatte. Lange Zeit hatte der päpstliche Stuhl in Ansehung der großen Macht Balduins ein Auge zugedrückt und es bloß bei leiser Ermahnung gelassen. Im Juni 1336 war auf Anstehen Heinrichs das Verfahren wieder aufgenommen worden. Balduin wollte keinen völligen Bruch mit der Kurie; er entschloß sich also zum Verzicht. Allein der Kurie erwuchs daraus kein Heil. Das Mainzer Domkapitel verharrte in seiner antipäpstlichen Haltung und wollte zunächst von dem päpstlichen Provisor Heinrich von Virneburg nichts wissen. Gegenüber dem Widerstande der realen Mächte blieben die Verfügungen von Avignon her, worin Heinrich ausdrücklich bestätigt wurde, bloße Worte. Dies mochte wohl auch Heinrich selbst sehr bald einsehen. Er entschloß sich daher zu einer völligen Schwenkung. Er gab seine bisherige Opposition gegen Ludwig auf und wurde aus seinem hartnäckigen Feinde sein ergebener

Anhänger. Dagegen erkannte ihn dieser durch Vertrag vom 29. Juni 1337 als Erzbischof an und versprach ihm, für seine weitere Anerkennung zu sorgen und sich mit dem römischen Stuhle nicht zu versöhnen, ohne den Erzbischof mit einzuschließen. Beide Kontrahenten fanden bei diesem Vertrage ihren großen Vorteil; Heinrich hatte als bisher päpstlich Gesinnter geradezu wohl auch ein Interesse, seine nunmehrige kaiserliche Gesinnung recht ins Licht zu stellen, selbst wenn sie ihm nicht Herzenssache war, und so sehen wir ihn denn von nun an auch im Vordergrunde der Aktion.

Auf sein Betreiben trat im März 1338 in Speier eine Versammlung deutscher Bischöfe, fast ausschließlich seiner Diöcese angehörig, zusammen. Es war wohl ursprünglich auf eine allgemeine deutsche Kirchenversammlung abgesehen; es sprechen dafür mehrere Anzeichen. Diese nahm die Sache der Aussöhnung in die Hand. Sie ersuchte den Kaiser, mit der Kurie Frieden zu schließen. Ludwig erklärte sich bereit und stellte eine Urkunde darüber aus, worin er versprach, den Abmachungen der Versammlung, soweit es Billigkeit und Ehre erlaube, nachzukommen. Darauf ordnete die Versammlung eine Gesandtschaft an die Kurie ab: den Bischof von Chur und den Grafen Gerlach von Nassau. Diese erhielten ein Schreiben mit, das in sehr gemäßigtem Tone den Papst bat, Ludwig den Bayern in Gnaden aufzunehmen. Zugleich erließ Ludwig Schreiben an die verschiedenen Reichsstände, worin er ihnen sein bisheriges Verfahren auseinandersetzte, wie er trotz aller Angebote nichts anderes als gute Worte und kein Ende der Sache habe erlangen können, und forderte sie auf, da der Speierer Tag Boten nach Avignon sende, die ihrigen ihnen beizugesellen und sich für ihn zu verwenden. Es liegen uns einige solcher Schreiben, die darauf hin abgegangen sind, vor. Der Empfang, den die Gesandten fanden, war kein guter. Der Papst antwortete ihnen höchst erzürnt und ungnädig, warf ihnen vor, die Prälaten, in deren Namen sie gekommen, wollten sich als Richter über die Kirche stellen. Lieber wollte er sterben, als Ludwig zu Gnaden annehmen, wenn derselbe nicht zuvor auf alle seine Rechte Verzicht leiste. Als dann die Gesandten zum Schluß nach dem Rate einiger Kardinäle, die sich selbst dazu anboten, um Absendung zweier Kardinäle nach Deutschland baten, erklärte der Papst, er habe keine Lust, seine Kardinäle unter Bären und Wölfe zu schicken.

Die prinzipielle Bedeutung des Speierer Tages scheint noch nicht genügend hervorgehoben. Der Zweck war nicht eine bloße Demonstration, wie man bisher immer gemeint hat. Der Speierer

Tag bedeutet vielmehr eine totale Veränderung der Sachlage. Die von Ludwig abgebrochenen Verhandlungen sollen nicht wieder aufgenommen werden. Die Sache ist in ein ganz neues Stadium gelangt: die Fürsten sind in die Aktion eingetreten; sie wollen eine Art Schiedsgericht zwischen Staat und Kirche bilden. Das steht ganz klar in dem Briefe des Papstes. Hier schreibt dieser, Ludwig habe erklärt: se velle stare ac parere super materia dissidii etc. informationi et ordinationi dictorum praelatorum. Daher auch der Zorn des Papstes. Er schreibt: „Wir sagten auch denselben Boten, daß ein so wichtiges Geschäft durch die genannten Prälaten außerhalb der römischen Kirche nicht verhandelt und erledigt werden dürfe; sondern wenn Ludwig und die anderen Prälaten oder Fürsten Deutschlands die Versöhnung in der Weise, wie sie es dürften, betreiben wollten, so sollten er und die Fürsten, welche bei der Wahl eines Königs eine Stimme haben (die die Sache doch eigentlich angehe), Boten schicken. Es ist dem Papste besonders unheimlich, daß die geistlichen Fürsten sich ins Mittel legten; er will nur mit den eigentlichen Kurfürsten zu thun haben, und jede Verhandlung der Sache außerhalb des römischen Stuhles lehnt er energisch ab.

Ludwig hatte sich dem Schiedsgericht der Fürsten unterworfen, der Papst nicht. Das änderte an der Sache nichts. Diese ging ihren Gang. Daß der Speierer Tag keine vereinzelte Kundgebung, sondern der erste Schritt der großen Aktion des Jahres 1338 war, zeigt auch der Umstand, den Matthias von Neuenburg[1] hervorhebt: daß man sich trennte mit der Abmachung, wieder zusammen zu kommen, um weiter zu beschließen, was zu thun sei.

Die Antwort der Kurfürsten auf die Forderung des Papstes, daß er nur mit ihnen zu thun haben wollte, waren die Tage von Lahnstein und Rense.

Während die Einladungsschreiben des Kaisers an die Reichsstände ergingen, sich am Anfang August in Frankfurt zu einem Reichstage zusammenzufinden, traten am 15. Juli sämtliche Kurfürsten mit Ausnahme des böhmischen Königs, der sich bei seiner entschieden französischen Gesinnung von einer Verbindung mit England und von allen übrigen zugleich gegen den Papst und gegen Frankreich gerichteten Beschlüssen fern hielt, an dem ersteren Orte, in Lahnstein zusammen und schlossen hier eine Vereinigung, den sogen. Kurverein, zur kräftigen Wahrung der Ehre und Rechte des Reiches sowie ihrer eigenen Rechte, namentlich des Wahlrechtes,

[1] Böhmer, Fontes IV, 209.

gegen jedermann ohne alle Ausnahme. Am nächsten Tage versammelte man sich abermals, jetzt in dem gegenüberliegenden Rense. Diesmal war es nicht mehr bloß ein Tag der Kurfürsten, sondern eine Vereinigung dieser auch mit andern Reichsständen, geistlichen wie weltlichen. Hier gab man die eidliche vor drei Notaren aufgenommene Erklärung, daß die Wahl eines römischen Königs durch die Kurfürsten — in Einstimmigkeit oder Majorität — ohne alles weitere vollkommene Berechtigung zur Verwaltung der Güter und Rechte des Reiches gebe, und daß hierzu keinerlei Bestätigung irgend welcher Art, insbesondere keine Zustimmung seitens der Kurie erforderlich sei. So sei es gehalten worden seit unvordenklichen Zeiten. Die übrigen Reichsstände, um ihre Ansicht befragt, gaben ihre rückhaltlose Zustimmung. Zugleich gaben die Kurfürsten die Erklärung ab, daß sie mit ihrem Bündnisse, in welchem sie stets nur das Reich genannt hätten, niemand anders als ihren Herrn Kaiser Ludwig gemeint hätten.[1]

Es fragt sich nun, welches die Bedeutung dieser Beschlüsse von Lahnstein und Rense ist.

Man hat sie vielfach als eine patriotische That hingestellt: allein dabei thut man wohl etwas zu viel. Wenn man den nüchternen Ton der Erklärungen erwägt, bemerkt, wie neben dem Reiche immer gleich die Kurfürsten und ihre speziellen Rechte genannt werden, wie die Erklärung ganz allgemein gehalten ist, und namentlich eine Beziehung auf Ludwig gänzlich fehlt, so wird man sich kaum überreden können, daß diese Männer, die so redeten, irgend etwas von dem empfanden, was sich damals unter der Bürgerschaft regte. Wir glauben vielmehr, daß sie nur ihren eigenen Vorteil im Auge hatten, der allerdings in diesem Falle mit dem Ludwigs und Deutschlands Hand in Hand ging. Wir hatten in den englischen Werbungen den Anstoß zu einer Bewegung auch der höchsten fürstlichen Kreise gefunden. In den Erklärungen des Papstes lag auch eine Beeinträchtigung ihres Rechtes; ihr Interesse war gefährdet, daher versagten sie sich nicht, als es nun galt, durch eine Erklärung ihrerseits Ludwigs Recht neu festzustellen.

Allein die Art ihres Vorgehens ist doch sehr eigentümlich. In ihrer Vereinigung zu Lahnstein liegt eigentlich eine Erniedrigung des Königtums. Sie vereinigen sich zur Verteidigung der Reichsrechte und ihrer Wahlrechte gegen jedermann. Auch den König nehmen sie nicht aus. Sie bilden in ihrer Vereinigung gewissermaßen eine höhere Autorität; sie übernehmen selbst die

[1] Müller II, 64 ff.

Wahrung der Ehre des Reiches. Es liegt darin die Möglichkeit einer fürstlichen Nebenregierung. Von dieser Seite betrachtet, ist der Kurverein ein Symptom für die tiefe Erniedrigung des deutschen Königtums. Es spricht sich doch darin aus, daß dasselbe in sich nicht mehr die Kraft hat, seine Ehre und Würde zu verteidigen; die Wahlfürsten treten jetzt in die Bresche, in dem Moment, da in einer weiteren Erniedrigung auch eine Verschlechterung ihres Rechtes läge. Nicht den deutschen König versprechen sie zu schützen: sie proklamieren sich als die Träger der Reichsrechte und verpflichten sich solidarisch für ihre und ihres Wahlrechtes Erhaltung. Wenn diese Interpretation richtig ist, dann stehen die Beschlüsse von Lahnstein und Rense in dem Verhältnis wie Gabe und Gegengabe. Ludwig duldet diese Vereinigung, welche der immer mehr zur Oligarchie sich ausbildenden Reichsaristokratie den Ausdruck verleiht, und dafür befestigen die Kurfürsten am nächsten Tage durch ihr Weistum die Krone auf Ludwigs Haupte.

Was nun auch immer während jener Tage zu Lahnstein und Rense hinter den Koulissen gespielt worden sein mag: es war doch ein reines Resultat erzielt, und Ludwig konnte zufrieden sein. Durch die Erklärung der Kurfürsten war der staatsrechtliche Untergrund geschaffen, auf dem nun der Reichstag, der in den ersten Tagen des August in Frankfurt zusammentrat, weiterbauen konnte. Es war eine glänzende Versammlung, die sich hier um Ludwig scharte, — Fürsten, Prälaten, Herren und die Boten zahlreicher Städte waren erschienen. Vor dieser Versammlung beklagte sich Ludwig „mit gewichtigen Worten und beinahe unter Thränen", daß ihm vom Papste Unrecht geschehen sei. Er legte dar, was er schon alles gethan habe, und fragte, ob und was er noch weiteres thun solle, und was insbesondere die Versammlung von dem Interdikt halte. Es wurde der Spruch gefällt, daß der Kaiser gethan habe, was er zu thun schuldig gewesen sei, und daß ihm der Zugang zu Gnade und Recht widerrechtlich verschlossen sei. Es beschlossen daher sämtliche Fürsten, daß alle vom Papst gegen den Kaiser erlassenen Prozesse ungültig seien. Sie fügten hinzu, daß im ganzen Reiche der Gottesdienst ohne jeden Gewissensskrupel wieder aufzunehmen sei. Der Klerus, der sich dessen weigere, sei eventuell zu zwingen. Den Inhalt dieser Beschlüsse verkündete Ludwig am 8. August in feierlicher Sitzung im Deutschordenshause in Sachsenhausen als Reichsgesetze und ließ dieselben an dem nämlichen Tage an die Thüren der Bartholomäuskirche anschlagen. Es war eine ohnmächtige Demonstration, daß Kommissäre des

Papstes daneben eine Bulle anhefteten, in welcher der Fluch gegen Ludwig erneuert wurde.

Das Ungeheuere blieb bestehen; Deutschland als Ganzes hatte sich zum Widerstande gegen die Kurie ermannt. Der Bogen war zu straff gespannt und nun zerrissen. Weltliche Interessen hatten den Papst in den Kampf getrieben. Vom Allmachtstaumel ergriffen, hatte er sich nicht gescheut, die geistlichen Zuchtmittel in demselben zu verwenden. Mit seiner Macht über die Gewissen hatte er geglaubt, jedem Widerstande gewachsen zu sein. Allein er hatte sich verrechnet. Er hatte durch sein Thun Geister gegen sich heraufbeschworen, die er nun nicht mehr los werden sollte: deutsches Nationalbewußtsein und den gesunden Menschenverstand. Aus schweren Wehen sind sie herausgeboren. Lange dauerte es, ehe die an den kindlichen Gehorsam gewöhnten Gemüter sich zu freiem Denken erkühnten. Aber unter dem unerträglichen Zwiste, mit dem Stadt und Land durch das Interdikt erfüllt wurde, unter den unerträglichen Gewissensqualen, welche aus der Verweigerung der kirchlichen Gnadenmittel entstanden, mußte doch auch dem Blödesten die Frage hervordämmern: Was hat der Streit zwischen Papst und Kaiser eigentlich mit meinem Seelenheile zu thun, und warum ist es gerade unser und immer unser König, der so von der Kirche verfolgt wird? Es war wahrlich nicht die Schuld der Deutschen, wenn sie so ketzerische Fragen stellten. Jetzt war ihnen die Geduld gerissen; zum erstenmal seit der Hohenstaufenzeit wagte die Nation wieder gegen den päpstlichen Stuhl eine kühne Sprache zu führen.

Bevor wir den Faden der Erzählung wieder aufnehmen, müssen wir noch einer Schwierigkeit kritischer Natur gedenken, welche die beiden auf dem Reichstage publizierten Gesetze betrifft. Das eine derselben, nach den Anfangsworten Fidem catholicam genannt, behandelt in breiter Ausführlichkeit die päpstlichen Prozesse, beweist die Rechtlosigkeit des ganzen Verfahrens und gipfelt in dem strengen Befehl, das Interdikt fernerhin nicht weiter zu beachten. Das andere, kürzere Gesetz: Licet juris, behandelt nur die Folgen der Kurfürstenwahl, Titel und Rechte des Erwählten. Es ist nun gemeinhin die Ansicht verbreitet, daß Ludwig in diesem Gesetze über die Renser Beschlüsse noch bedeutend hinausgegangen sei, indem er erklärt habe, daß der Gewählte schon durch die bloße Wahl Kaiser und sich so zu nennen befugt sei. Man versäumt bei Erwähnung dieser Thatsache natürlich nicht, gegen Ludwig den üblichen Vorwurf zu erheben. Er sei, heißt es, durch den Erfolg übermütig geworden. Nicht zufrieden mit der Erklärung

der Fürsten zu Rense wage er es nun, zur Rechtfertigung seines kaiserlichen Titels zu einer Behauptung fortzuschreiten, die allem bis dahin Herkömmlichen Hohn spreche. Wenn uns nicht alle Anzeichen trügen, so hat man auch hier Ludwig Unrecht gethan. Müller hat sich natürlich mit der Frage beschäftigen müssen, und aus seiner Untersuchung[1] geht zunächst ganz klar hervor, daß ein Reichsgesetz, welches auch die kaiserliche Würde aus der Wahl der Kurfürsten hervorgehen läßt, gar nicht existiert.

Die Fassung des Gesetzes Licet juris, welche eine solche Folgerung aus der Wahl zieht, war zu Zeiten Böhmers nur in älteren Drucken vertreten und deshalb von diesem für eine Fälschung erklärt.

Nun sind aber seitdem zwei handschriftliche Mitteilungen hinzugekommen: 1) In dem Sammelwerke des Nicolaus Minorita und 2) in Occam, de coratione Caroli. Nicolaus Minorita gibt das Gesetz in der von Böhmer beanstandeten Fassung, Occam aber in einer den Beschlüssen von Rense entsprechenden Form. Die Frage wird dadurch nur verwickelter. Welche von beiden Fassungen ist die echte? Müller spricht sich, wie es scheint, mit Recht für die Fassung Occams aus, d. h. er erklärt den von ihm gegebenen Text für den Text des wirklich publizierten Gesetzes. Die von Nicolaus gegebene Fassung dagegen erklärt er für die ursprüngliche Vorlage, die aber nicht die Genehmigung fand. Daß eine solche Aenderung erfolgte, erschließt er aus einer vergleichenden Betrachtung mit dem Gesetze Fidem catholicam. Dieses zeigt an der entscheidenden Stelle den Wortlaut des Renser Beschlusses, Motivierung aber und Beweisgang scheinen die weitere Folgerung im Sinne zu haben, daß aus der bloßen Wahl schon die Kaiserwürde hervorgehe. — Daß aber die von Occam gegebene Fassung, die Variata, wie sie Müller nennt, die offizielle, d. h. wirklich publizierte ist, dafür macht er mit Recht geltend, daß die einen Monat später in Koblenz erfolgende Wiederholung des Gesetzes in der Fassung der Variata erfolgte, daß ferner auch weder die Chroniken noch die Streitschriften der Zeit die Fassung der Invariata zu kennen scheinen. Nun macht sich aber Müller selbst — wie es scheint — ohne Not einen Einwurf. Er bemerkt, daß an der Kurie das betreffende Gesetz in der Fassung der Invariata existiert habe; er sucht diese auffallende Thatsache dadurch zu erklären, daß er annimmt, Ludwig habe, da er die weitergehende Fassung den Kurfürsten gegenüber nicht durchsetzen konnte, dieselbe wenigstens in Avignon einschmug-

[1] a. a. O. II, Beilage 7. Hier auch die näheren Litteraturnachweise.

geln wollen und habe in dem dorthin gesandten Exemplare die ursprüngliche Fassung des Gesetzes Licet juris, also die Invariata, hergestellt. Nun fragt man allerdings sofort: Warum nur in dem einen Gesetze? Die Aenderung konnte doch nur dann einigen Sinn haben, wenn beide Gesetze übereinstimmend geändert wurden? Müller erklärt: „Dieses Interesse hatte man bei Fidem catholicam nicht, dessen letzte Absicht eine ganz andere war, und so wurde hier in dem nach Avignon gesandten Exemplare der ursprüngliche Text nicht wieder hergestellt.“ Es ergibt sich von selber, daß diese Erklärung völlig hinfällig ist.

Es ist nun eigentümlich, daß Müller sich diese Schwierigkeit ganz unnötigerweise macht. Wir sagten eben, daß er von der Ansicht ausgehe, an der Kurie existiere das Gesetz in der Fassung der Invariata. Er stützt diese Ansicht auf eine Aeußerung des Albericus de Rosate. Aus den Worten dieses Schriftstellers geht aber gar nicht hervor, was Müller aus ihnen entnimmt. Alberich spricht über das Kaisertum und seine Rechte, erwähnt die päpstlichen Ansprüche und kommt bei seiner durchaus kaiserlichen Gesinnung zu dem Ergebnis, daß das Kaisertum von der Kurie durchaus unabhängig sei. Zur Zeit Johanns XXII. und Benedikts XII. habe zwischen diesen und Ludwig von Bayern ein heftiger Streit stattgefunden. Und er selbst sei damals an der Kurie gewesen und habe sehr hochgestellte Prälaten und Juristen sich in seinem Sinne äußern hören. Auch habe Ludwig ein Gesetz über diese Frage erlassen (und nun folgt das Gesetz Licet juris in der übertreibenden Fassung der sogenannten Invariata). Er fährt dann weiter fort, er habe auch Briefe von Kurfürsten und Fürsten selbst gesehen, welche über diese Frage authentische Erklärungen enthielten, allein er wolle diese Briefe nicht mitteilen, da sie zu lang seien.

Geht denn nun aus dieser Stelle hervor, daß er das Gesetz Licet juris an der Kurie gesehen hat? Ganz und gar nicht; gesehen hat er nur die Briefe der Kurfürsten. Die Kenntnis des Gesetzes Licet juris hat er anders woher.

Ob also und in welcher Form das Gesetz Licet juris an der Kurie existierte, darüber wissen wir gar nichts; die Hypothese Müllers also von einer versuchten Schmuggelei Ludwigs fällt dahin.[1]

Durch diese Richtigstellung tritt nun aber erst das Hauptresultat der Untersuchung Müllers richtig in den Vordergrund,

[1] Eigentümlich ist, daß Raynald, dem doch das Archiv offen stand, eine Originalurkunde des Gesetzes Licet juris nicht vor sich hatte; er kennt die beiden Frankfurter Gesetze nur aus dem Sammelwerke des Nikolaus Minorita.

nämlich die Feststellung der Thatsache, daß das wirklich publizierte Gesetz über die Beschlüsse von Rense nicht hinausging. Daß Versuche gemacht wurden, die Beschlüsse noch weiter auszubeuten und von der Wahl durch die Kurfürsten auch gleich den kaiserlichen Titel abhängig zu machen, das beweist das Vorhandensein der sogenannten Invariata, ob aber diese Versuche die Billigung Ludwigs fanden, darüber wissen wir ganz und gar nichts.

Wir kehren von dieser Abschweifung zurück. Ludwig eilte in diesem Jahre von Triumph zu Triumph. Es waren sonnige Tage für ihn. Von Frankfurt begab er sich nach Koblenz, und hier fand die längst verabredete Zusammenkunft mit König Eduard statt. In feierlicher Versammlung, bei der der ganze anspruchsvolle Pomp des Reiches entfaltet wurde, sprach der Kaiser dem König Eduard das Königreich Frankreich zu, das Philipp von Valois mit Unrecht beanspruche, und ernannte ihn, nachdem ihm Eduard den Huldigungseid geleistet, zum Reichsverweser für alles Reichsgebiet auf dem linken Rheinufer.

Ludwig war damals auf dem Höhepunkte seiner Regierung. Mehr als die gesucht glanzvollen Vorgänge in Koblenz beweist das eine Betrachtung darüber, in welchem Grade die Beschlüsse des Frankfurter Reichstages Thatsache wurden. Der Widerstand von seiten des Klerus war natürlich groß. Allein beinahe alle Reichsstädte erzwangen die Wiederaufnahme des Gottesdienstes. Die Widerspenstigen wurden verjagt. In Frankfurt sorgte der Kaiser selber dafür. Fast überall waren es die Dominikaner, die sich nicht fügen wollten, dahingegen waren die Augustiner zum großen Teil für Ludwig, ebenso wie die Deutschherren und die Minoriten.

Es ist ein starker Beweis für die Machtstellung Ludwigs, daß sich jetzt selbst Johann von Böhmen beugte. Seit Jahren war er Ludwigs unermüdlicher Gegner. Jetzt versöhnte er sich mit ihm. Aber das war freilich nur ein halber Erfolg: Der Sohn Johanns, Karl von Mähren, stand grollend zur Seite. Für ihn gab es keinen Frieden mit dem Hause, das den dynastischen Interessen Luxemburgs überall im Wege stand.

Dies sind die Ereignisse des denkwürdigen Jahres 1338; für die folgende Zeit, die bei weitem nicht mehr ein ähnliches Interesse beanspruchen kann, mag ein kurzer Ueberblick genügen. Ludwig erscheint auch in den letzten Jahren als ein schlauer, kühler, hie und da auch gewissenloser Politiker. Das englische Bündnis war ihm nicht Endzweck gewesen. Es hatte ihm vielen und großen Vorteil gebracht, allein als es ihm größeren Vorteil nicht mehr bringen zu können schien, trug er kein Bedenken, es aufzugeben.

Schon im Jahre 1341 sehen wir ihn im merkwürdigen Wandel der Dinge mit Frankreich im Bunde. Philipp hat dagegen die Verpflichtung übernommen, ihn mit der Kurie auszusöhnen. Man hat dies Bündnis getadelt und in der That: Ludwigs Verfahren entspricht nicht unseren Vorstellungen von Bundestreue. Allein man darf nicht vergessen, daß Ludwig in diesem Punkte ein Kind seiner Zeit ist; er ist nicht treuloser als die übrigen Fürsten. Hievon abgesehen, erscheint das Bündnis ganz gut verständlich. Man darf nur nicht vergessen, daß Ludwig im Prinzip immer die Aussöhnung mit der Kurie wollte. Durch den Krieg hatte sich die Sachlage zu seinen Gunsten gewandt. Philipp hatte doch wohl eingesehen, daß seine bisherigen Feindseligkeiten gegen seinen Vorteil gewesen seien, also wünschte er, namentlich da der Krieg mit England ungünstig verlief, den Frieden. Bisher war Frankreich die Hauptstütze des Papstes gewesen, wenn ihm diese jetzt auch noch entrissen wurde, dann mußte er doch endlich nachgeben. So dachte offenbar Ludwig und die Kombination war ohne Frage richtig. Zunächst freilich sträubte sich der Papst gegen die Zumutung des französischen Königs, sich mit Ludwig auszusöhnen; er fragte empört, ob er denn den Fürsten nach dem Gutdünken Frankreichs heute für einen Häretiker und morgen für einen Christen erklären solle.

Vielleicht, daß Ludwig jetzt endlich ans Ziel seiner Bemühungen gekommen wäre, allein die Entwickelung wurde plötzlich abgebrochen, auf der einen Seite durch die verhängnisvolle Vermählung Ludwigs von Brandenburg mit Margarethe Maultasch, durch die allerdings Tirol für das bayerische Haus gewonnen, dafür aber Todfeindschaft zwischen diesem und den Luxemburgern gestiftet wurde, — auf der anderen Seite durch den Tod Benedikts: Clemens VI., der den Stuhl Petri nun bestieg, war ein warmer Freund des französischen Königs, und stand mit dem luxemburgischen Hause, insbesondere mit Karl von Mähren seit Jahren in engster Beziehung. „Daß dieser Mann," sagt Müller, „in einem Augenblick auf den päpstlichen Stuhl gelangte, da zwischen Ludwig und dem böhmischen Königshause unheilvoller Zwist ausgebrochen war, ist ebenso verhängnisvoll für Ludwig als folgenreich für Karl geworden." Noch einmal beginnt jetzt das alte Spiel. Ludwig sucht auch mit dem neuen Papste Versöhnung. Dieser schraubt die Bedingungen absichtlich hoch, um jede Verhandlung unmöglich zu machen. Ludwig sucht eine Ermäßigung dieser Bedingungen, und da dies nicht zu erlangen war, legt er die päpstlichen Forderungen aufs neue einem Reichstage vor, der dann wieder erklärt, daß Ludwig schon zu weit

gegangen sei und nicht weiter gehen dürfe. Allein unterdessen wird der Boden unterwühlt, auf dem Ludwig steht. Schon 1344 beginnen die Versuche, einen Gegenkönig aufzustellen. Anfangs 1346 tritt der Papst in die Aktion ein: Der Erzbischof Heinrich von Mainz wird abgesetzt, Gerlach von Nassau an seiner Stelle erhoben, — dann folgt die große Verfluchung des Kaisers und das Gebot an die Kurfürsten, sofort zu einer neuen Königswahl zu schreiten, widrigenfalls der Stuhl, dem Recht und Gewalt der Wahl zustehe, Abhilfe treffen werde; im April beschwört Karl von Mähren alle Bedingungen und im Juni 1346 folgt seine Wahl zu Rense.

Allein noch ist für Ludwig nichts verloren. Der neue König ist ohne alle Macht in Deutschland, er heißt spottweise der Pfaffenkönig, die Macht des Bayern ist fest gegründet; die Städte stehen einmütig zu ihm, 1346 erfolgt die Niederlage der Franzosen bei Crecy, in der auch sein Gegner, dessen Bleibens in Deutschland nicht lange gewesen war, mit unterliegt. 1347 beginnt der Kampf in Deutschland; der Kaiser ist siegreich, da ruft ihn plötzlich der Tod ab, den 11. Oktober 1347.

Dieser Tod Ludwigs bahnte erst dem Gegenkönige den Weg nach Deutschland. Aber nicht ohne weiteres war es mit dem Widerstande vorbei: Namentlich die Städte beobachteten noch längere Zeit eine trotzige Haltung. Es war schließlich das Friedensbedürfnis, das sie zum Nachgeben bestimmte.

Die Kirche hatte gesiegt. Jene Forderungen, welche von Ludwig auch in seinen schwersten Zeiten standhaft zurückgewiesen waren, Karl hatte sie ruhig beschworen. Er hatte gelobt, wenn er König werde, wolle er alle Schenkungen früherer Kaiser und Könige an den päpstlichen Stuhl bestätigen, alle Regierungshandlungen Ludwigs des Bayern für nichtig erklären, an dem Tage seiner Kaiserkrönung Rom wieder verlassen und weder vorher noch nachher ohne des Papstes Erlaubnis die Stadt betreten, sich nicht in die italienischen Angelegenheiten mischen, alle Streitigkeiten zwischen dem deutschen und französischen Reiche der Entscheidung des Papstes anheimgeben u. a. m.

Und dieser König gebot jetzt in Deutschland!

Die Kurie hatte die fernere Genugthuung, allmählich auch die Trotzigsten zur Obödienz wieder zurückkehren zu sehen. Allein der Sieg der Kurie war ein Pyrrhussieg. Sie ging schwer geschädigt an ihrem Ansehen aus dem gewaltigen Kampfe hervor. Die Kirche war mit dem religiösen Gefühl selber, auf das doch zu allerletzt ihre Macht gegründet ist, in Konflikt gekommen. Viele Kreise

waren von tiefer Mißstimmung erfaßt. Man lese nur die beweglichen Worte, mit denen Johann von Winterthur das Absolutionsgeschäft, das nach dem Tode Ludwigs in vollem Gange war, begleitet. Die Sache wurde von der päpstlichen Kommission wirklich geschäftsmäßig behandelt. Für einen Gulden konnte ein einzelner schon die Lossprechung erhalten. Allein für die Lossprechung einer Stadt, Neuweihung eines Kirchhofs wurden 40, 50 und mehr Gulden verlangt. Er bemerkt dazu bitter, das Wort des Evangeliums: Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch, scheine damals seine Kraft verloren zu haben.

Wie weite Kreise damals schon im Rahmen der Kirche religiöse Befriedigung vergebens suchten, zeigen die Geißlerfahrten, die gerade in dieser Zeit auftraten, zeigt ferner die Mystik.

Und wie auf dem Gebiete des religiösen Lebens, so weist dieser denkwürdige letzte große Kampf der mittelalterlichen Gewalten auch in anderer Beziehung weit über sich selbst hinaus in die Zukunft.

In demselben Momente, da das deutsche Königtum den Todeskampf ringt und schließlich unterliegt, treten jene beiden Elemente in den Vordergrund der Aktion, welche mehr und mehr zu Trägern der deutschen Geschichte werden sollten: das Bürgertum und das Fürstentum.

Das Bürgertum erscheint uns als der eigentliche Vertreter des nationalen Gedankens. Emporgekommen in der Negation gegen die mittelalterliche Lehensverfassung, der die Universalität tief im Blute steckt, rein auf sich selbst stehend, ist es von vornherein von strenger Exklusivität und von instinktmäßiger Abneigung gegen alles Fremde beherrscht. Daher hat man in den Städtekreisen so feine Witterung für die Verwelschung der Kurie, daher hängt man hier gerade Ludwig dem Bayern mit so rührender Treue an.

Daher ist er auch der letzte König, der hier wirkliche Sympathien hat. Denn Ludwig der Bayer ist doch recht eigentlich der letzte deutsche König gewesen. Die Luxemburger, die Habsburger haben ihre Interessen mehr außerhalb Deutschlands gehabt. Das Königtum war schon mit Karl IV. der Nation entfremdet.

An Stelle dieses Königtums war mehr und mehr der Nation gegenüber das Fürstentum getreten.

Auch dieses treffen wir in diesem Kampfe unter den Gegnern des Papsttums. Es war eine eigentümliche Nemesis der Geschichte, daß gerade diese Macht, die die Kurie stets geflissentlich groß gezogen hatte, ihr hier in den Weg tritt. Allerdings schon nach

wenigen Jahren sehen wir eine andere Kombination, allein das nimmt den Ereignissen von 1338 nicht ihre große prinzipielle Bedeutung.

Zum erstenmal stößt hier die Kurie mit den Interessen der deutschen Fürsten zusammen. In ihrem auf Deutschlands Beherrschung gerichteten Bestreben stieß sie bald noch öfters mit ihnen zusammen, denn die Fürsten waren eben allmählich dem Volke gegenüber an die Stelle des Königtums getreten. So wurden aus den alten Bundesgenossen bittere Feinde und um den Umschwung ganz zu erfüllen: Aus den alten Feinden, Papsttum und Kaisertum, wurden Bundesgenossen.

Als dies geschehen war, als Friedrich III. die Wünsche und Hoffnungen der Nation seinen eigenen dynastischen Interessen opferte und sich mit der Kurie verband, da war auch der Ausbruch des Sturmes nicht mehr ferne. Und in diesem Sturme sehen wir die Fürsten wieder an der Spitze der Nation; das Bürgertum wirft sich mit Enthusiasmus in die Bewegung. Hoch gehen die Wogen religiöser und nationaler Begeisterung.

Darin liegt also die Bedeutung der hier betrachteten Zeiten: Wir beobachten in ihnen das erste Kräuseln der Wellen.

---

# Der Tumulto de' Ciompi.

## Ein Stück florentinischer Verfassungsgeschichte.

Von

K. Jentsch.

## II.

Außer den Florentiner Chronisten [1] und Geschichtsschreibern haben zwei Zeitgenossen den Tumult erzählt. Der eine hat demselben ein besonderes Schriftchen gewidmet, welches man im XVIII. Bande von Muratoris Scriptores rerum italicarum, S. 1104 ff., findet. Es ist Gino Capponi, ein Ahnherr des gleichnamigen im Jahre 1876 verstorbenen Verfassers einer Geschichte von Florenz, welchem Alfred von Reumont ein biographisches Denkmal gesetzt hat. „Kein Gelehrter," sagt A. v. R. [2] in Uebereinstimmung mit Muratori, „wie sie in seinen Tagen, den Tagen des beginnenden Humanismus, den einfachen Bürgern, Handels- und Geschäftsleuten die Feder aus der Hand zu nehmen begannen, sondern ein Mann, welcher Aemter und Aufträge in buntem Wechsel, munizipale, diplomatische, selbst militärische [3] übernahm

[1] Von denen hier als Augen- und Ohrenzeuge nur Marchionne di Coppo Stefani in Betracht kommt.

[2] „Gino Capponi, Ein Zeit- und Lebensbild", von A. v. Reumont; Gotha, Fr. A. Perthes, 1880; S. 4. Was die Schulbildung Ginos des Aelteren anlangt, so sagt er selbst in seinen Ricordi, daß er als Knabe den abaco besucht hat; das entspricht etwa unserer heutigen Bürgerschule. Giovanni Villani gibt in der Statistik seiner Vaterstadt (Mailänder Ausgabe von 1802, Bd. VII der Flor. Gesch., S. 194 ff.) auch die Zahl der Schüler an: 8—10000 Knaben und Mädchen lernten Lesen und Schreiben; 1000—1200 lernten in 6 Schulen den abaco e algorismo (also Rechnen), und 550—600 in 4 Schulen Grammatik und Logik.

[3] Ihm vor allen verdanken die Florentiner die Erwerbung Pisas im Jahre 1406, welche er ebenfalls in einer kurzen Monographie beschrieben hat.

und mit Ehren versah, und uns hier eine chronikartige, ungeschminkte und kunstlose, aber lebendige Erzählung geliefert hat, die beste Quelle für die Kenntnis besagter Ereignisse, ein Denkmal der Sprache, wie das 14. Jahrhundert sie in ihrer Reinheit und Natürlichkeit schrieb." Gino gehörte der Welfenpartei an und schrieb natürlich von seinem Standpunkte aus, aber er war durch und durch Patriot. Er pflegte zu sagen, daß man den Dienst und die Wohlfahrt des Gemeinwesens der Sorge für die Seele vorziehen müsse; und daß er die Aemter, in denen er Jahrzehnte hindurch thätig war, nicht zu seiner Bereicherung ausgebeutet hatte, ergab sich aus der Geringfügigkeit seines Nachlasses. Die politischen Grundsätze, welche er als Greis in den Ricordi an seine Söhne ausgesprochen, verdienen Beachtung.

Der andere Zeitgenosse, welcher diese Dinge berichtet, ist ein Anonymus, dessen Tagebuchaufzeichnungen A. Gherardi in der Nationalbibliothek aufgefunden und herausgegeben hat. Das Diario reicht von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis 1388; den Teil jedoch, welcher die Unruhen des Sommers 1378 enthält, hat Gherardi zuerst und gesondert im Archivio Storico Italiano, Serie terza, Tom. XVII., 1873 veröffentlicht. Der unbekannte Verfasser ist ein Anhänger und glühender Verehrer Salvestros, steht also auf dem entgegengesetzten Standpunkte wie Capponi. Seine Schulbildung ist noch geringer als die des anderen; er schreibt sehr ungrammatisch und seine Orthographie richtet sich nach der Aussprache des Volkes, dem er wohl angehören mochte. Wir erzählen nach Gino Capponi, ohne ihn in seiner ganzen Breite wiederzugeben, und fügen einige Ergänzungen aus dem Diario in Anmerkungen bei.[1]

Im Jahre 1378 am 18. Juni, als folgende Bürger das Priorenamt für die laufenden beiden Monate Mai und Juni bekleideten, nämlich: Francesco di Feduccio Falconi und Niccola di Lippo Alberti für Santo Spiritu (Namen des Stadtviertels); der Tuchfabrikant Piero di Fronte und der Kürschner Francesco di Spinello für Santa Croce, Lorenzo di Matteo Boninsegna und Simone di Benedetto Gherardi für Santa Maria Novella, der Schwertfeger Piero di Cenni und der Schuhmacher Simone di Bartolino für San Giovanni,[2] Salvestro di Messere Alamanno

[1] T. Ad. Trollope, „A History of the common wealth of Florence", II, S. 193 ff., erzählt ebenfalls einfach nach Gino Capponi, ohne eine andere Quelle einzusehen, und wo dieser abbricht, kehrt er zu seiner bisherigen, der Geschichte des Marchionne, zurück.

[2] Die quartieri waren im Jahre 1343 an die Stelle der sestieri getreten.

de' Medici aber Gonfaloniere di Giustizia war und Ser Domenico Salvestro ihr Notar, ließ besagter Salvestro am besagten Tage, wo er Proposto war, den Volksrat versammeln. Während dieser (im ersten Geschoß des Palastes) sich sammelte, die Prioren und Kollegen aber in ihrem Audienzsaale (im Oberstock) schon beisammen waren, zog der Venner Salvestro[1] einen Antrag hervor des Inhalts, die Ordnungen der Gerechtigkeit sollten gegen die Großen wieder zur Anwendung kommen. Der Antrag fand nicht die Mehrheit, und es fielen beleidigende Worte. Salvestro, um zum Ziele zu gelangen, entfernte sich, ohne daß einer der Amtsgenossen wußte, wohin. Er stieg hinab in den Ratssaal und sprach:

„Wohlweise Ratsherren! Ich hatte heute die Absicht, diese Stadt von der nichtswürdigen Tyrannei der Granden und der Mächtigen zu befreien, aber man läßt mich nicht; meine Amtsgenossen und die Kollegen stimmen mir nicht bei. Es wäre doch so gut gewesen für die Bürger und für unsere ganze Stadt, aber man hat mir weder zugehört noch geglaubt; man hat mich, den Gonfaloniere della Giustizia, gar nicht anhören mögen. Und da ich, fürs Gemeinwohl sprechend, nicht gehört worden bin, so bin ich meines Erachtens weder Prior noch Gonfaloniere mehr. Drum will ich in mein Haus zurückkehren, ihr aber nehmt euch einen anderen Gonfaloniere an meinerstatt. Behüt' euch Gott!" Sprach's und ging hinaus.

Da sprangen die Ratsherren von ihren Sitzen auf. Einige liefen dem Venner nach, holten ihn auf der Treppe ein und zogen ihn in den Saal zurück, wo der Lärm groß war. Ein Schuh-

Die beiden größten Stadtviertel: Oltrarno und San Pier Scheraggio machten damals geltend, daß sie zusammen die Hälfte der Stadt ausmachten und mehr als die Hälfte der Abgaben zahlten. Durch die Drohung derer von Oltrarno, die Brücken abzubrechen und sich als selbständige Stadt zu konstituieren, wurde die Forderung durchgesetzt; die vier Viertel wurden nach Kirchen benannt und jedem Quartier der angrenzende Bezirk des Contado zugeteilt.

[1] Im Diario heißt es: „Um der Ruhe und des Friedens unserer Stadt Florenz willen, damit die Kaufleute nicht alle Tage zu Ghibellinen gemacht und von den Großen und dem Anhange derselben gebrandschatzt würden (denn täglich waren sie bedroht; kaum konnte man noch ohne Gefahr ein Wörtchen sprechen, und das Amt unserer Signoren galt keinen Pfifferling mehr), und um jene reißenden Wölfe, die Magnaten, zur Ruhe zu bringen, entwarf der gute Salvestro di Messere Alamanno de' Medici, der gute und teure Bürger, einen Antrag..." Der offizielle italienische Ausdruck für Gesetzesentwurf oder Antrag ist petizione, welches man offenbar nicht mit Petition übersetzen kann. Nur wenige, besonders charakteristische Abweichungen von Capponi sollen angeführt werden; die Differenzen der verschiedenen Quellen in den Datumsangaben und in der Reihenfolge der Ereignisse lassen das Wesentliche unberührt.

macher, namens Benedetto di Carlone, packte den Carlo Strozzi an der Brust und rief: „Carlo, Carlo, es kommt anders wie du dir einbildest; eurer Herrschaft muß ein Ende gemacht werden!" Karl war überlegt genug ihm nicht zu antworten. Ein Ratsherr, Benedetto di Nerozzo degli Alberti, machte sich ans Fenster und schrie: „Es lebe das Volk!" und sagte zu denen auf der Piazza: „Schreiet doch: es lebe das Volk!" Sofort verbreitete sich der Ruf durch die Stadt, und die Läden wurden geschlossen. Zwar ließ der Lärm bald nach; aber nichtsdestoweniger fing man an sich zu bewaffnen.

Am selben Tage hatten die Capitani di Parte Guelfa in ihren Palast eine Versammlung von über 300 Bürgern, Granden wie Popolanen, einberufen, weil sie wohl wußten, was sich im Palaste der Signoria gegen die Großen vorbereitete. Als der Lärm losbrach, unternahmen sie weiter nichts, als daß einige auf die Straße heraustraten und fragten, was das Geschrei zu bedeuten habe.[1] Da sie nun erfuhren, im Rate sei der Antrag durchgegangen, die Ordnungen gegen die Großen nur auf ein Jahr, nicht auf längere Zeit in Kraft zu setzen, so begaben sie sich ein jeder nach seinem Hause und warteten ab, was weiter kommen würde. Die Nacht hindurch verhielten sich die Bürger ruhig, waren jedoch auf der Hut. Am folgenden Tage, es war ein Samstag, blieben die Läden geschlossen, und in der darauffolgenden Nacht wurde durch die ganze Stadt hin Wache gehalten.

Sonntags versammelten sich die Zünfte und wählten Syndiken, je einen die Zunft. Montag früh versammelten sich die Signoren bei Zeiten, um diese Dinge zu ordnen, aber sie konnten nicht einig werden. Dienstag fingen die Zünfte an sich zu bewaffnen, wie ihnen in den Zunfthäusern gesagt worden war, und sie entfalteten ihre Fahnen. Als die Prioren und Kollegen das erfuhren, ließen sie zur Ratsversammlung läuten. Sofort erschienen die Zünfte mit ihren Fahnen auf der Piazza und riefen: „Es lebe das Volk!" Nun gab der Rat den Prioren, deren Kollegen, den Welfenhauptleuten, den Zehn von der Freiheit, den Acht Kriegs-

[1] Nach dem Diario befand sich diese Welfenversammlung im Zustande höchster Aufregung. Unten an der Treppe standen Scharen mit gezückten Schwertern und riefen: „Wir wollen doch sehen, wer uns aus Florenz verjagen wird!" Schon wollte Adoardo de' Pulci mit wehender Fahne in die Straßen stürmen, aber Forese Salviati wehrte es ihm, zum großen Glück aller, wie der Anonimo bemerkt; denn hätten sie sich mit der Welfenfahne sehen lassen, das Volk würde sie in Stücke gehauen haben, und ein großes Blutbad wäre unvermeidlich gewesen.

herren und den von den Zünften erwählten Syndiken außerordentliche Generalvollmacht (balia generale).

Während die Zünfte noch auf der Piazza standen und schrieen: „Es lebe das Volk!" ging eine der Fahnen, es war die der Kürschner, ab und stürmte zu den Häusern des Messer Lapo da Castiglionchio und seiner Verwandten, raubte dieselben aus und steckte sie in Brand. Gleiches widerfuhr den Häusern der Buondelmonti, des Bartolo Siminetti, des Carlo Strozzi, dem Palaste der Pazzi. Das Haus des Migliore Guadagni wurde von seinem Schwiegersohne, einem de' Covoni, angesteckt, weil jener der Verwarnung der Covoni beigestimmt hatte. Auch die Häuser der Albizzi wurden verbrannt. Dann zogen sie über den Arno und verbrannten die Häuser des Piero Canigiano. Hier sollen die Nachbarn, die Mannelli, die Anstifter gewesen sein, weil Messer Ristoro, ein Sohn des Piero Canigiano, Welfenhauptmann war, als die Mannelli ammoniert wurden. Dann ging es an die Häuser des Tommaso Soderini, des Bonajuto Serragli, und des Messer Coppo di Lapo di Cione del Cane und seiner Brüder.[1] Nach Vollbringung dieser Plünderungen und Brandstiftungen zogen die Zünfte und die kleinen Leute zu den Staatsgefängnissen, erbrachen dieselben und befreiten die Gefangenen; Bardo di Gugliemo Altoviti hatte es geheißen, weil zwei Schwestersöhne von ihm darin saßen. Am schlimmsten trieb es ein gewisser Jacopo di Poggibonzi mit der Fahne der Freiheit, welche gewisse Bürger — ich will sie nicht nennen — ihm gegeben hatten. Der Haufen strömte zu den Eremiten degli Agnoli, erzwang den Eintritt und raubte Kleider, Juwelen und Geld im Gesamtwerte von mehr als 100 000 Gulden; denn viele Bürger hatten ihre Habe dorthin geräumt. Zwei der Brüder wurden bei dem Einfalle getötet. Am selben Tage sammelten sich die kleinen Leute der Quartiere jenseits des Arno: Camaldoli, San Friano, Santo Piero Gattolino zogen nach Santo Spirito, erzwangen den Eintritt und raubten nicht wenig von den Sachen, welche einige Bürger an diesen Ort in Sicherheit gebracht hatten. Gewiß hätten sie auch hier großen

[1] Uns Heutigen erscheint es wunderbar, daß in diesem Tumulte nicht ganz Florenz in Flammen aufgegangen ist. Eine der Quellen berichtet, es seien beim Anstecken jedes Hauses die Nachbarhäuser niedergerissen worden, um die Weiterverbreitung des Brandes zu verhüten. Man muß sich erinnern, daß damals das Einreißen von Häusern eine häufig angewandte obrigkeitliche Maßregel war. Die Florentiner scheinen es in dieser Praxis zu einem Grade von Uebung gebracht zu haben, um den unsere heutigen vortrefflichen Feuerwehren sie beneiden könnten.

Schaden angerichtet, wenn nicht Piero di Fronte, einer der Signoren, zu Pferde herbeigekommen wäre und das Gesindel abgewehrt hätte. Drei[1] von den Leuten, die er beim Fortschleppen von Sachen erwischte, ließ er aufhängen. Dann kehrte Piero in die diesseitige Stadt zurück und bemerkte, wie ein Haufen des Raubgesindels zur Kämmerei zog, um diese auszuplündern und anzustecken. Er sorgte dafür, daß dieselbe unberührt blieb. Darüber brach die Nacht ein, während deren die Fahnen der Compagnien Straßenwache abhielten.

Am nächsten Tage, es war Mittwoch und die Vigilie von St. Johannes Baptista, beschlossen die Herren Prioren mit ihren Kollegen, den Gonfalonieren und den Zwölfen, daß, wer seit 1357[2] als Ghibelline oder Verdächtiger von der Welfenpartei verwarnt worden sei, durch zwei Drittel der Bohnen[3] von der Verwarnung befreit werden könne und solle. Anfangen solle das Revisionsverfahren mit den vom September 1377 ab Verwarnten, doch sollten die Rehabilitierten samt ihren Verwandten die nächsten drei Jahre hindurch noch kein Amt bekleiden dürfen. Diejenigen Ammonierten, welche befreit zu werden wünschten, hätten den Herren Prioren ihre Petition einzureichen, darin auch den Grund anzugeben, weshalb sie ammoniert worden, den Welfenhauptleuten aber von der Einreichung der Bittschrift Kenntnis zu geben. Den Capitani sollte es freistehen, binnen 24 Stunden bei den Achtzig gegen die Restitution zu protestieren. Außerdem erließen die Achtzig von der Balie noch andere Gesetze, durch welche jene Verordnungen gänzlich aufgehoben und beseitigt wurden, die Bartolo Siminetti und seine Amtsgenossen, als sie Prioren waren, zur Befestigung der Parte Guelfa erlassen hatten. Auch machten sie aus Granden Popolanen, und aus Popolanen Granden.[4] Messer Lapo da Castiglionchio samt seiner Verwandtschaft, den Orlandi, Messer Banco Buondelmonti, Carlo degli Strozzi, Niccolo Soderini und Bonajuto Serragli wurden für Rebellen erklärt.

Die Handwerker, große und kleine, waren darauf bedacht, ihre Warenlager zu verwahren, die Vornehmen aber, ihnen ergebene

[1] Nach dem Anonimo waren es ihrer vier, aber keine geborenen Florentiner, sondern Flamänder. Um die Exekution eindrucksvoller zu machen, knüpfte man jeden in einem anderen Stadtviertel auf; einen auf der Piazza.

[2] Perrens erklärt, wie mir scheint mit Unrecht, diese Jahreszahl für einen Druckfehler; der 1. September 1377 sei der Anfangstermin gewesen.

[3] Zu Abstimmungen bediente man sich weißer und schwarzer Bohnen; die schwarzen bedeuteten ja, die weißen nein.

[4] Solche, die schon Magnaten waren, wurden zur Strafe für „Obermagnaten“, Sopragrandi, erklärt.

Burschen vom Lande zu Hilfe zu rufen, und beide errichteten Barrikaden sowohl in den Straßen wie vor den Häusern zum Schutze gegen die Plünderer. So lebte man bis Ende Juni; die Läden waren nur durch das Pförtchen zugänglich, und Tag wie Nacht, besonders aber des Nachts, wurde Wache gehalten.

Am 28. wurden die neuen Prioren gezogen. Alle Welt freute sich und schöpfte Hoffnung; denn die Gezogenen galten als friedfertige Leute, denen die Ruhe der Stadt und die Sicherheit der Bürger am Herzen liege. Nichtsdestoweniger wurden weder die Waffen abgelegt, noch die Läden geöffnet. Die Namen gedachter Prioren aber sind: Tommaso di Ser Otine Brancacci und der Hufschmied Brancazio die Berto Borsi für S. Spirito; Pierozzo di Piero Pieri und Zanobi di Cambio Orlandi für Santa Croce; Mariotto di Giovanni Davanzati und Alamanno di Messer Alamanno Acciajuoli für Santa Maria Novella; Niccolajo di Lapo del Nero Canacci und Guerriante di Matteo Marignolli für S. Giovanni; Luigi di Messer Piero Guicciardini Gonfaloniere di Giustizia; Ser Baldo Brandaglia ihr Notar.

Am 1. Juli zogen vorgenannte Prioren in den Palast ein ohne Glockengeläut, was ganz unerhört ist. Und während sonst die feierliche Vereidigung stets auf der Ringhiera[1] vollzogen wird, wurde sie diesmal im Saale vorgenommen. Auch unterblieb dieses Jahr die Johannisfeier und der Wettlauf. Die neuen Prioren ergriffen sofort Maßregeln zur Wiederherstellung der Ruhe in der Stadt. Sie erließen eine Verordnung, daß die Landleute sich aus der Stadt zu entfernen hätten, bei Lebensstrafe,[2] daß die Werkstätten und Läden geöffnet würden, und ein jeder an sein Gewerbe oder an seinen Handel gehe, und daß die Barrikaden weggeräumt würden. Die Signoria fand Gehorsam, und binnen wenigen Tagen war die Verordnung durchgeführt. In Florenz sah es aus, als wären gar keine Unruhen vorgekommen. Jedermann pries die Weisheit der Signoren und ihrer Kollegen; die Bürgerschaft befand sich von Tag zu Tag wohler, und zehn Tage vergingen in vollkommener Ruhe.

Aber den Zünften war noch ein Rest von Gift im Leibe stecken geblieben, den sie vollends ausspucken wollten. Am 11. versam-

[1] Die Ringhiera war ein für öffentliche Staatsaktionen hergerichteter offener Vorbau des Palastes.

[2] Bei Strafe, einen Fuß zu verlieren, wie der Anonimo genauer mitteilt. Die Drohung nützte nichts, weil man sicher war, daß die Signoren sie nicht ausführen würden; als später eine Geldstrafe verhängt wurde, gehorchten die Landleute.

melten sie sich im Zunfthause der Kaufleute, und hier einigten sich die Sechs von der Mercatanzia, die vier Proposti der Zünfte und die vier Proposti der Achtzig von der Balie über einen Gesetzesentwurf, welchen sie den Prioren vorlegten. Demnach sollte kein Bürger als Ghibelline oder des Ghibellinismus verdächtig oder als verdächtigt (sic!) verwarnt werden können, wenn er oder einer seiner Vorfahren, vom Jahre 1320 ab gerechnet, einmal das Amt eines Priors, Kollegen, Welfenhauptmanns oder Konsuls bekleidet hätte. Und viele Bürger stimmten dieser Forderung bei, so wie der anderen, daß die Wahlbeutel der Welfenpartei, namentlich der im vergangenen März von Lapo da Castiglionchio und dessen Kollegen hergestellte, kassiert und verbrannt, und dafür neue angelegt würden. Mit dem Geschäft der Rehabilitation der Verwarnten waren die alten Prioren nicht fertig geworden; sie hatten nur 54 freigesprochen, und 130 oder mehr blieben noch übrig, die ebenfalls befreit werden sollten. Deshalb wurde in den Gesetzesentwurf die Bestimmung aufgenommen, daß die neuen Prioren den Achtzig beigesellt und mit denselben schönen Vollmachten und Ehren ausgestattet würden; so waren ihrer nun 89 und sie nannten sich die Neunundachtzig von der Konsorterie. Der Entwurf wurde nämlich sofort angenommen, sowohl von der Signoria wie vom Rate, und zwar aus Furcht; denn die Zünfte standen gewaffnet und mit fliegenden Fahnen da, bereit zum Aufruhr. Sobald sie vernahmen, daß ihr Antrag durchgegangen war, gaben sie sich zufrieden und nahmen von Gewaltthätigkeiten Abstand. Am anderen Morgen nahm auch der Consiglio del Comune sämtliche Forderungen an, und an die Welfenhauptleute erging der Befehl, ihre Wahlbeutel zu erneuern. Und zwar wurde ihnen für dieses Geschäft das Servitenkloster angewiesen, wegen der Geräumigkeit und weil es im Parteihause zu heiß war. Das Geschäft erforderte sechs Tage.

Während solchergestalt die Signoren auf nichts anderes bedacht waren, als im fortwährenden besten Einvernehmen mit den Kollegen die Stadt zu beruhigen und Anstöße zu beseitigen, fingen die Zünfte schon wieder zu rumoren an. Sie wollten neue Aemter einführen, wie solche noch niemals verlangt worden waren. Die Prioren nahmen die Capitudini und Syndiken einen ganzen Morgen hindurch vor, und baten inständig, sie möchten doch das Rumoren lassen; wenn sie etwas wünschten, so möchten sie es in Ruhe vorbringen, und was recht und zulässig sei, werde ihnen mit Freuden bewilligt werden. Die Capitudini und Syndiken waren's zufrieden, und die Signoren ordneten folgendes an. Zwei Gonfalonieri, zwei von den Zwölfen, zwei von den Zehn della libertà, zwei

Welfenhauptleute und zwei von den Acht Kriegsherren sollten mit den Syndiken über die Wünsche der Zünfte verhandeln, und über das Ergebnis der Verhandlungen den Signoren Bericht erstatten. Als Versammlungsort wurde ihnen der Ratsaal angewiesen. Da saßen sie nun mehrere Tage und berieten, wurden aber nicht eins; und darüber erfolgte die Verwüstung und Zerstörung unserer Stadt in folgender Weise.

Um der gegen die heilige Kirche Gottes begangenen Sünde willen, damit sie nicht ungestraft bliebe, daß die schlechten Bürger von Florenz den Krieg gegen dieselbe unternommen und so viele Städte und Schlösser, Perugia, Citta di Castello, Bologna, die ganze Romagna, das Patrimonium, einen großen Teil der Mark zur Empörung gereizt haben, in welcher diese von der Comune Florenz mit Streitkräften und Geld unterstützt wurden; und daß man die Kirchengüter verkaufte und so viel Geld daraus zog als sich nur ziehen ließ, und wegen der Beschimpfungen und Beleidigungen, die man den kirchlichen Personen zufügte, hat Gott diese Züchtigung unserer Stadt zugelassen, welche nachstehend erzählt wird.

Nachdem das Raubgesindel kleiner Leute und niedrigen Standes jene Plünderungen und Brandstiftungen verübt, war ihnen bange, sie möchten zu gelegener Zeit dafür gestraft werden. Daher kamen viele von ihnen vor dem Thore von San Piero Gattolini an einem Orte zusammen, welcher Ronco heißt, und verpflichteten sich daselbst mit heiligen Schwüren und Küssen, in Tod und Leben zusammenzustehen und sich zu verteidigen gegen Jeden, der sie etwa antasten wollte.[1] Und sie schickten einige in der Stadt umher zu allen ihresgleichen, um denselben die gleichen Schwüre und Versprechungen abzunehmen. Und sie wählten Syndiken, denen gemeldet werden sollte, wenn einem von ihnen etwas widerführe, damit alle für den einen einständen. Dazu kamen die Ammonierten, welche noch nicht befreit worden waren, und jene, die zwar befreit, aber noch dem dreijährigen divieto unterworfen waren, und wiegelten Tag und Nacht die kleinen Leute auf und sagten zu ihnen: „ihr

[1] Machiavelli läßt III, 13 einen der Führer (alcuno de'più arditi e di maggiore esperienza) eine lange, höchst interessante Rede halten, welche charakteristisch sein würde, wenn sie echt wäre. Es heißt darin: „Lasset euch auch nicht durch den alten Adel ihres Blutes beirren, den sie uns vorhalten. Denn da alle Menschen denselben Ursprung haben, so sind sie alle gleich alten Geschlechts, und ihre natürliche Bildung ist bei allen dieselbe. Ziehen wir uns nackt aus, so werdet ihr sehen, daß alle Menschen gleich sind. Bekleiden wir uns mit den Gewändern jener und jene mit den unserigen, so werden ohne Zweifel wir adelig und jene unadelig aussehen; denn Armut und Reichtum allein sind es, die alle Ungleichheit erzeugen."

schlechtes Gesindel, ihr werdet alle aufgeknüpft werden wegen der Räubereien, die ihr an Bürgern und an der Kirche verübt; schon haben die Prioren beschlossen, Advokaten und Schergen kommen zu lassen." So jagten sie den Leuten Schrecken in den Leib, damit diese noch einmal rumorten und ihnen vollends zur Erreichung ihrer Absicht verhülfen. Wären die Plünderer sofort bestraft worden, so hätten sie sich nicht noch einmal übermütig erhoben; aber Gott ließ es so geschehen um der Gerechtigkeit willen.

Von diesem Treiben erfuhren die Prioren nichts, sondern waren nur darauf bedacht, wie sie der Stadt im innern und von außen Frieden verschafften. Drum schrieben sie auch an die Gesandten in Rom, der Friede zwischen der Kirche und uns möchte so fest wie möglich gemacht werden. Das geschah auch durch Gottes Gnade: Sonntag früh am 18. Juli kam der Oelzweig des Friedens, und das Schreiben unserer Gesandten in Rom, daß der Frieden zwischen der Kirche und uns geschlossen worden sei, um den Preis von 250 000 Goldfloren, von denen wir 20 000 am 8. August, 25 000 Mitte September, und das übrige binnen 4 Jahren ratenweise zu zahlen hätten, wie es im Vertrage steht. Sobald der Brief und der Oelzweig ankam, wurde zum Parlamente geläutet; die Prioren standen auf der Ringhiera, und dem Volke wurde das Schreiben vorgelesen. Das Volk fühlte sich getröstet, und die Signoren waren voller Freude; nur zu bald sollte diese Freude in bitteren Schmerz umschlagen. Abends wurde die ganze Stadt erleuchtet.

Montag früh versammelten sich die Kollegen bei Zeiten im Palaste samt den Otto della guerra. Und einer der letzteren (es war Andrea di Messere Francesco Salviati) trat vor und sprach in seinem und seiner Amtsgenossen Namen: Dieweilen der Frieden nun mit Gottes Hilfe geschlossen und fest sei, ein schöner und für die Comune ehrenvoller Frieden, und man demnach des Amtes der Acht Kriegsherren nicht mehr bedürfe, so bäten sie die Prioren aufs demütigste um Entlassung, damit sie endlich wieder einmal nach ihren eigenen Angelegenheiten sehen könnten. Es sei nun schon lange genug her, daß sie sich um ihr Eigenes nicht hätten kümmern können, so daß es recht wüst und elend aussehe bei ihnen zu Hause; drum bäten sie um der Barmherzigkeit Gottes willen, die Herren möchten doch Mitleid haben mit ihnen und ihren Familien. Nachdem besagter Andrea solches gesprochen, nahm er die Schlüssel und das Amtssiegel und überreichte beides dem Proposto der Prioren. Dieser aber weigerte die Annahme, erhob sich und sagte den Achten: Obwohl nunmehr der Friede mit der

Kirche geschlossen sei, benötige man ihrer Dienste mehr denn je, denn in ihren Händen lägen die Verträge mit den Söldnern, die Bündnisse mit den Landschaften; drum sei es nötig, daß sie mit ganzer Kraft ihres Amtes walteten wie zuvor; sie möchten doch nicht um einer Zeitspanne willen das Gute, das sie begonnen, unvollendet lassen; sie sollten nicht erst noch Worte machen, sondern einfach thun, was ihres Amtes sei und sich an ihren Ort verfügen. So thaten sie denn auch. Vielleicht wäre es besser gewesen, man hätte sie abgesetzt; vielleicht hätte sich dann das Unglück nicht ereignet. Indes, wer weiß? Vielleicht ist es auch so, wie es ist, am besten.

Am selben Montag, nachmittags 3 Uhr, hinterbrachte jemand den Prioren, daß Dienstags der Aufruhr losbrechen sollte. Sie möchten nur einen gewissen Simoncino, genannt Bugigatto, vom Thore San Piero Gattolini festnehmen, oder auch den Lorenzo Riccomanni von San Friano, oder den Pagolo della Bodda: „welchen immer von den dreien ihr habt, der wird euch die ganze Verschwörung erzählen; und sputet euch!" Sogleich ließen die Prioren den Simoncino holen; der Proposto ging mit ihm in die Kapelle, und vor dem Altare befragte er ihn. Simoncino sprach: „Mein Herr! Ihr fragt mich wie sich die Sache verhält, und ich werde es Euch sagen. Es ist wahr, daß wir uns wegen der Plünderungen fürchteten, die ich und die andern begangen haben, und daß wir uns oft an verschiedenen Orten versammelt und beraten haben, wie wir der Gefahr entgehen könnten, da wir hörten, daß ihr Signoren beschlossen habt, uns hängen zu lassen, und daß ihr den Ser Nuto aus Città di Castello habt kommen lassen und ihn zum Häscherhauptmann gemacht habt, daß er uns alle aufknüpfe. Gestern sind wir zusammengekommen, ich und Pagolo della Bodda (folgen die übrigen Namen) unser zwölf, und sind ins Spital der Priester in der St. Gallusstraße gegangen. Auf unsere Einladung kamen auch noch andere aus der Nachbarschaft; und es wurde beschlossen, den Aufruhr um die Terz (vormittags 9 Uhr) zu beginnen. So war es von den Syndiken geordnet worden, die wir draußen im Ronco gewählt, 's ist schon einige Tage her. Und daß Ihrs wißt, Signor mio, wir haben uns heilig verschworen, und unter uns sind Handwerker genug, und das von den angesehenen! Auch hält ein sehr großer Teil der Verwarnten zu uns, die gar mancherlei vorgebracht haben." Der Proposto fragte: „Was wollen denn die Leute eigentlich von der Signoria?" „Mein Herr," sagte er, „daß die Krämpler, die Kämmer, die Klopfer, die Färber, die Putzer, die Kardätscher, die Hechler, die Wäscher

und andere, welche der Wollenzunft untergeben sind, nicht mehr untergeben sein sollen; sie wollen, daß kein Offizial mehr sein soll, und wollen mit dem nichts mehr zu thun haben; denn er behandelt uns schlecht, ja ja! der Offizial, und wegen jeder Kleinigkeit schlägt er uns; und es sind Meister Tuchmacher, die bezahlen uns sehr schlecht; und wenn wir zwölf zu bekommen haben, so geben sie uns acht. Drum sagen die Leute, sie wollen eigene Konsuln, und wollen mit den Tuchmachern nichts mehr zu thun haben und mit der ihrem Offizial. Und sie sagen auch, sie wollen mit beim Stadtregiment sein; und die Räubereien und Brandstiftungen sollen nicht vor Gericht kommen." Befragt, ob nicht ein Bürger, Popolane oder Grande ihr Haupt sei, gab er zur Antwort: „etliche Verwarnte". Ob er keinen Namen wisse? „Giovanni Dini, der Gewürzkrämer," sagte er, „und Guglielmo, und der Steinsetzer Andreas, und der Seiler Maso, und viele andere, die ihm nicht gleich einfielen. Aber daß Ihrs wißt, Signor mio, viele Ammonierte haben uns zu diesen Sachen aufgeredet." Weiter wollte er keinen Bürger nennen. Der Proposto ließ ihn in Verwahrung nehmen, versammelte die Amtsgenossen und erstattete Bericht. Den Herren Signoren wollte das gar nicht gefallen. Sie sagten es den zwei Gonfalonieren, welche im Palaste waren, um mit den Zunftsyndiken die bewußten Verhandlungen zu führen, und den Zweien vom Krieg. Man beschloß, nach der Mahlzeit sämtliche Gonfalonieri zu bestellen, so wie die Acht Kriegsherren und sämtliche Syndiken. Ehe alle beisammen waren, wurde es Nacht. Mittlerweile ließen die Signoren Schreiben abfassen an die Grafen Guidi, an die Gemeinden San Miniato, San Gimignano, Prato, Pistoja, Valdinievole, Sangalandi, sie möchten Leute schicken, so viel sie könnten.

Die Kollegen rieten: man möge die Sache doch auch den Zünften mitteilen; demnach wurden deren Konsuln und Syndiken berufen. Nachdem diesen die Sache vorgetragen worden, wurde beschlossen, den Simoncino dem Capitano zu übergeben und ihn zu wippen, bis er die Wahrheit sagte. Zum Verhör wurde ein Gonfaloniere, einer von den Zwölfen und einer von den Achten abgeordnet. Nachdem besagter Simoncino einige Züge erlitten, bekannte er nicht mehr und nicht weniger, als er vorher dem Proposto gesagt hatte. Nur fügte er noch bei, daß Salvestro di Messere Alamanno de' Medici das Haupt und der Führer sei; Pagolo della Bodda und Filippo wüßten's auch; man solle nur nach ihnen schicken, die wüßten's noch besser. Selbige wurden geholt,

und sagten ad litteram wie Simoncino aus. Auch noch die Ordnung des Aufruhrs. Die ersten, welche sich erheben, werden die von Camaldoli und San Friano sein; auf das Glockenzeichen von Carmino und San Friano werden sie sich sammeln; dann die von San Piero Gattolini, von San Niccolò und von Ognissanti; dann die von Santo Stefano an der Brücke, von San Piero Maggiore und von San Lorenzo. An vier Stellen werden sie sich sammeln. Die einen in San Spirito, deren werden 1000 sein; die anderen in Santo Stefano an der Brücke, deren werden 400 und mehr sein; der dritte Haufe in San Piero Maggiore, ihrer werden 800 sein oder mehr; die übrigen in San Lorenzo, alle Belletraner, eine zahllose Menge.

Auf dieses Geständnis beschlossen die Signoren mit den Kollegen, den Acht, den Capitudini und Syndiken folgendermaßen vorzugehen. Erstlich, daß man unsere Söldner kommen lasse, nach Aussage der Acht 1130 Lanzen; bei Tagesanbruch sollten dieselben auf der Piazza stehen. Gleicherweise sollten die Gonfalonieri sofort nach Hause gehen, ihre Compagnien zu den Waffen rufen und mit den Fahnen auf die Piazza kommen. So wäre dann wenigstens das Regierungsgebäude gegen Angriffe gesichert; weiter wußte man vor der Hand keinen Rat.

Während diese Sitzung abgehalten wurde, befand sich ein Uhrmacher Niccolò im Palaste, der gerade mit dem Ausbessern der Uhr beschäftigt war. Der hörte, wie Simoncino gefoltert wurde. Sogleich lief er nach Hause, er wohnte in San Friano, bewaffnete sich, rannte durch die Straßen und schrie: „Zu den Waffen, zu den Waffen! Die Prioren sind am Schlachten! Sie haben Ser Nuto, den Henker, in den Palast kommen lassen. Bewaffnet euch, armes Volk, wenn ihr nicht alle des Todes sein wollt!“ Er lief in die Kirche San Carmino, und ein Nardo von Camaldoli läutete die Glocke. Da bewaffneten sich die Leute in der Ordnung, wie ihnen angegeben worden war, denn das Geläut ging von Glocke zu Glocke durch ganz Florenz hin. Die Söldner kamen gegen Morgen auf die Piazza, zu Fuß und mit der Pickelhaube; die Gonfalonieri aber mit ihren Compagnien ließen sich nicht sehen. Der erste Aufrührerhaufe, welcher auf der Piazza erschien, war der von San Piero Maggiore, nicht mehr als 150. Die Soldaten aber rührten sich nicht; sie standen da und sahen zu. Dann kam ein größerer Haufe durch die Vacchereccia, wohl 300, und schrien: „Es lebe das Volk!“ Die Soldaten aber rührten sich nicht, und von den Gonfalonieren kam keiner den Signoren zu Hilfe. Das Volk aber schrie: „Gebt uns die Menschen

heraus, die ihr da drin gefangen haltet!" Und sie fingen an, Bolzen abzuschießen. Und da sie sahen, daß sie Herren der Piazza waren, begab sich ein Teil über den Arno und steckte das Haus des Gonfaloniere della Giustizia in Brand. Da wurden die Gefangenen herausgegeben. Zwar waren unter den Prioren etliche, die sagten: „Haut die Kerls in zwei Stücke!" Aber die Gonfalonieri bestanden auf Freilassung.

In der Nacht, ehe der Aufruhr ausbrach, hatten die Prioren zu Salvestro di Messere Alamanno geschickt und ihm sagen lassen, wie jener Simoncino ihn verunglimpft habe; wenn es wahr wäre, würde er schwere Strafe verdienen. Salvestro stellte nicht in Abrede, daß er um die Sache wisse. Es seien einige Ammonierte bei ihm gewesen und hätten ihm ihre Gedanken mitgeteilt; er habe ihnen geantwortet, das seien staatsgefährliche Sachen, er wolle davon nichts hören. „Ich erkenne an, Signori, daß ich eigentlich verpflichtet gewesen wäre, euch Anzeige zu erstatten, allein ich überlegte, daß jene Leute sich vor der Macht eurer Herrlichkeit nicht fürchten, und so ließ ich's bleiben." Die gütigen Signoren tadelten ihn in höflichen Worten und verziehen ihm, was sie später bereut haben. Einige freilich waren anderer Meinung; aber vielleicht ist's so am besten gewesen.

Später nun also, als die Prioren in ihrem Palaste beschossen wurden, anstatt der von den Achten versprochenen 280 Lanzen nur 85 erschienen und ihnen niemand zu Hilfe kam, schickten sie Boten über Boten an die Gonfalonieri: dieselben möchten doch kommen, aber alles was sie sagten, war nur ein Schlag ins Wasser; und der Volkshaufen auf der Piazza wurde immer größer. Da schickte man zu Salvestro di Messere Alamanno und einigen anderen, auch trat einer der Prioren selbst heraus, es war Guerriante Marignolli, um zu erfragen, was die kleinen Leute eigentlich wollten. Mittlerweile bemerkte man, daß der Executore zu seinem Schutze die Fahne der Gerechtigkeit zum Fenster herausgehängt hatte. Sofort zog ein Haufen hin, bemächtigte sich der Fahne und richtete unter deren Führung großen Schaden an unter Zustimmung derselben Männer, welche wir geschickt hatten, um Frieden zu stiften. Sie verbrannten den Palast der Wollenzunft und verjagten den Offizial, dann das Haus des Tuchmachers Domenico di Berto Ugolini (folgen noch eine Menge von Namen anderer Bürger, deren Häuser verbrannt wurden). Auch das Haus des Andrea del Legnino Baldesi wurde verbrannt, und zwar aus folgendem Grunde. Andrea war Bannerherr der Compagnie vom Weißen Löwen. Als am Morgen der Aufruhr ausbrach, ver-

sammelten sich die Compagnien des Quartiers Santa Maria Novella, nämlich die von der Viper, vom Einhorn, vom Roten und vom Weißen Löwen in der Loggia der Tornaquinci, und wollten auf die Piazza rücken, wie befohlen war. Aber Tommaso di Marco Strozzi und Giorgio Scali wehrten ab und ließen sie nicht, und so ging der Staat zu Grunde. Andrea aber sagte, er wolle den Prioren gehorchen, und geriet in Wortwechsel mit Tommaso, deshalb schickte ihm hernach Tommaso die Furie ins Haus. Auch einem der Otto della guerra, Rinieri Peruzzi, und dem Notajo delle Riformagioni, Ser Piero, wurde das Haus angesteckt. Die Prioren aber saßen drin im Palast wie vor den Kopf geschlagen. Plötzlich erschienen die Fahnen vom Goldenen Löwen und die Kürschnerfahne, Giovenco di Messere Ugo schwang mutig die erste, Giovanni Cambi die andere. Als das die Prioren sahen, waren sie voller Freude und schickten nochmals zu den anderen Bannerherren, sie sollten alle kommen. Aber keiner gehorchte, weder Bitten noch Befehle halfen; sie sagten, sie müßten ihre eigenen Häuser schützen. Das geschah aber alles auf Anstiften der Verwarnten und eines der Acht Kriegsherren. Als nun das Volk sah, daß die Gonfalonieri den Signoren nicht gehorchten, da gingen auch viele Bürger mit dem Pöbel; die einen aus Furcht, die anderen gern. Denn wer irgend einmal von einem anderen beleidigt worden war, der hatte jetzt die schönste Gelegenheit, sich zu rächen. Er brauchte nur zu sagen: Gehen wir zu dem und dem und zünden wir sein Haus an; sogleich fand er Gefolgschaft. Und wer waren die Anstifter dieses Unfugs? Salvestro de' Medici, Benedetto degli Alberti, Benedetto di Carlone und der Schenkwirt Calcagnino! Dieselben vier Bürger, welche geschickt worden waren, um durch Unterhandlungen den Tumult zu beschwichtigen, die waren es, die ihn schürten, und dann kamen sie zu den Signoren und berichteten, der Wille des Volkes sei, daß das Unwesen des Verwarnens ganz und gar abgestellt werde.

Groß war der Schmerz der Signoren, so von aller Welt verlassen zu sein, namentlich aber von ihren Gonfalonieren. Als die zwei Fahnen, welche auf die Piazza gekommen waren, sahen, daß sie allein blieben, kehrten sie nach Hause zurück; die Soldaten aber rührten sich nicht. Das Sengen und Brennen ging fort bis abends. Gegen Abend fiel es dem Volke ein, den Salvestro de' Medici zum Ritter zu schlagen, und so geschah es. Dann machten sie den Tommaso di Marco Strozzi, den Benedetto degli Alberti, den Antonio di Messere Nicolajo degli Alberti zu Rittern. Außerdem noch 74, einige wurden gezwungen, einige durch Drohungen

bewogen, sich's gefallen zu lassen, und einige ließen sich's gern gefallen. Wenn einer Umstände machte, so wurde gedroht, man werde ihm das Haus anstecken. Hie und da packte der tolle Pöbel einen, schleppte ihn auf die Piazza und, mochte er wollen oder nicht, er wurde zum Ritter geschlagen. Hat man je so etwas gesehen? Mancher, dem früh das Haus angesteckt worden war, wurde abends zum Ritter gemacht. Einer war unter der Menge, der Küraßschmied Simoncino di Biagio, dem die Zunge nicht einen Augenblick stillstand; in einem fort schrie er: „Blut und Feuer!" Auch richteten sie auf der Piazza ein Paar Galgen auf, um jeden daran zu hängen, der etwas geraubt hätte. Denn es war von den Führern angeordnet worden, daß nichts geraubt, sondern jedes der angesteckten Häuser mit allem, was darin sei, verbrannt würde. Als das Ritterschlagen anfing, meinten die Prioren, die Wut des Pöbels sei nun verraucht und es werde Ruhe werden. Aber nein. Die Schar nahm, 6000 Mann stark, mit der Fahne in Belletri beim Palaste des Messere Stefano Aufstellung und blieb dort die Nacht hindurch. Abends um 9 Uhr wollten sie nach Santa Croce gehen und die Kasse der Prioren nehmen. Diese aber bekamen Wind und ließen sie heimlich holen. Das Volk erfuhr es und drohte, die Prioren in ihrem Palaste zu verbrennen. Daher setzten die Signoren sich in Verteidigungszustand. Sie verproviantierten sich mit Brot, Wein, Essig, Salzfleisch, Salz und Käse, schafften Steine hinein und verbarrikadierten sich. Sie gedachten sich tapfer zu halten und eher zu sterben, als den Palast zu verlassen, haben's aber nachher nicht gethan.

Mittwoch früh, den 21. Juli, fiel ein gewaltiger Regen und ließ keinen Augenblick nach bis um die Terz; ein Regen, wie man ihn noch nicht erlebt hat, so daß die Straßen sich in Ströme verwandelten. Mitten im dichtesten Regen ließ das Volk den Zünften sagen, sie möchten ihnen Deputierte schicken, jede Zunft zwei, welche ihnen schwören sollten, daß die Fahnen der Zünfte zu ihnen stoßen würden. Aus Furcht vor Brandstiftung schickten die Zünfte ihre Fahnen mit großem Geleite in die Kirche San Barnaba; und hier schworen sie, dem Volke in allen Stücken zu Willen zu sein. Nun beschloß das Volk, den Palast des Podestà zu nehmen, und sofort marschierte der Zug dahin ab, voran die Fahne der Gerechtigkeit, dann die Zünfte mit ihren Fahnen und das Volk. Zwei Stunden lang wurde der Palast gestürmt, dann ergab sich der Podestà den Zünften. Der Podestà war beizeiten von der Absicht des Volkes unterrichtet gewesen und hatte die Signoren gebeten, ihm zu seiner Verteidigung Soldaten zu schicken. Die Signoren beauftragten

damit die Acht Kriegsherren, diese aber sagten, sie hätten keine Leute. Wo denn die Soldaten der Comune ständen? ließen die Signoren fragen. Sie seien alle in der Romagna, war die Antwort; die Comune führte nämlich gerade Krieg gegen den Grafen Francesco da Doadola und gegen Matteo da Portico. Doch erfuhren die Signoren, daß eine Schar von 120 Mann angekommen war und die Acht sich in dieselben geteilt hatten; der eine hatte sich 12, der andere 15 in sein Haus gelegt zu eigener Sicherheit. Diese ließen die Prioren zum Palaste kommen und schickten sie dem Podestà; aber als sie hinkamen, hatte sich dieser bereits ergeben.

Hierauf erbaten sich die Proposti der Zünfte Zutritt in den Palast; sie hätten einige Gesetzesvorschläge zu machen, die vernünftig und gerecht wären; es seien die Punkte, welche sie mit den Abgeordneten der Signoria beraten hätten; dieselben würden der Stadt zum Frieden gereichen; die Otto della guerra hätten dieselben durch ein Mitglied ihres Kollegiums begutachtet; die Signoren würden gebeten, diese Forderungen zu lesen, in Erwägung zu ziehen und den Kollegen vorzulegen.

Der Entwurf des popolo minuto enthielt folgende Punkte:

1. Daß der Offizial der Wollenzunft abgeschafft werde.

2. Das Gesetz vom Juli 1356, daß demjenigen, welcher die wegen schweren Verbrechens verhängte Buße nicht binnen zehn Tagen erlegt, die Hand abgehauen werden soll, wird aufgehoben.

3. Der Popolo minuto soll fortan zwei Mitglieder unter den Signoren, drei unter den zwölf buonuomini, vier unter den sechzehn Gonfalonieren und den vierten Teil aller Aemter haben.

4. Der Popolo minuto soll ein eigenes Versammlungshaus, acht Konsuln und einen Notar haben; seine Konsuln sollen denen der 21 Zünfte (der Capitudini) gleichberechtigt sein.

5. Die vom 18. Juni bis auf diesen Tag verübten Gewaltthaten sollen straflos bleiben.

6. Jeder Name aus dem Popolo minuto, der in den Wahlbeutel für die Signoren kommt, soll auch in den für die Kollegen gelegt werden.

7. Nach Ablauf von 6 Monaten darf keine Zwangsanleihe mehr aufgenommen werden, wenn nicht vorher eine neue Einschätzung erfolgt ist.

8. Den Staatsgläubigern (Gläubigern des Monte comune) soll binnen 12 Jahren ihr Kapital zurückgezahlt, aber vom heutigen Tage ab nicht mehr verzinst werden.

9. Ser Pier di Ser Grifo, dessen Sohn und Verwandte, sollen auf ewige Zeiten von allen Aemtern ausgeschlossen sein.

10. Alle Strafurteile sollen, bis auf gewisse Ausnahmen, kassiert werden.

11. Vor Ablauf von zwei Jahren darf keiner aus dem Popolo minuto wegen Schulden verfolgt werden.

12. Guido Bandiera, einer der beiden zu Rittern geschlagenen Popolanen, soll zu Ehren der Ritterschaft 2000 Goldgulden aus den Gütern der Rebellen erhalten.

13. Das Amt der „Vier Aufseher des Fleischvorrats"[1] soll abgeschafft werden.

14. In Anbetracht, wie viel der edle Ritter, Herr Silvester de Medicis, für die Freiheit und die demokratische Verfassung des Florentiner Volkes und Gemeinwesens, sowie für die Ehre und den Bestand der Kaufleute und Handwerker gearbeitet und welchen Gefahren er sich ausgesetzt, soll derselbe auf Lebenszeit die Verkaufbuden auf dem Ponte vecchio erhalten, mit dem Rechte, dieselben nach Belieben zu vermieten.

15. Der Popolo minuto soll 32 Syndiken wählen.

16. Das Amt des Gonfaloniere di Giustizia soll auch dem Popolo minuto und den niederen Zünften zugänglich sein.

17. Bis zum 20. August sollen die Wahlbeutel für den Popolo minuto angefertigt werden.

18. Von den Personen, deren Häuser geplündert oder angezündet worden sind, darf keiner Ritter werden, ausgenommen den Gonfaloniere di Giustizia, Luigi Guicciardini.

Der Entwurf der Zünfte besagte:

1. Wer seit 1357, freiwillig oder auf Befehl der Parte, auf die öffentlichen Aemter verzichtet hat, kann rehabilitiert werden.

2. Die seit 1357 Verwarnten sollen wieder in ihre Rechte eingesetzt werden.

3. Die Welfenkapitäne können im consiglio del popolo und del comune ihre Stimmen nicht durch Stellvertreter abgeben lassen.

[1] L'office des quatre préposés à l'abondance des viandes, wie Perrens V, 247 es nennt. Perrens vermindert den Wert seines Werkes einigermaßen dadurch, daß er viele technische Bezeichnungen ins Französische übersetzt, ohne die italienische oder lateinische Originalform anzugeben. Die regelmäßige und reichliche Verproviantierung der Bürgerschaft war jederzeit eine der ersten und vornehmsten Sorgen der Regierung, und zahlreich waren die Behörden, welche im Laufe der Zeit für diesen Zweck eingesetzt wurden. Wodurch jene Vier sich mißliebig gemacht haben, ist nicht bekannt.

4. In die neuen Wahlbeutel des consiglio del comune sind für jedes Quartier 10 Namen von Popolanen mehr als bisher zu legen.

5. In die Akten der Parte, sowie in die der Prioren im Palast der Signoria ist in perpetuam rei memoriam zu vermerken, daß Lapo da Castiglionchio und sein Anhang als Räuber und Verräter verbannt sind.

6. Wer von den Gemeindeämtern ausgeschlossen ist, bleibt auch von den Aemtern der Parte ausgeschlossen.

7. Diejenigen, deren Häuser in den letzten Unruhen verbrannt worden sind, werden vor Ablauf von 10 Jahren nicht zu den Aemtern zugelassen.

8. Rosso und Uguccione, der Bruder und der Sohn des verstorbenen Ricciardo de' Ricci, werden in ihre Rechte wieder eingesetzt.

9. Alle vor dem Juli angelegten Wahlbeutel werden samt den dazu gehörigen Akten verbrannt.

10. Niemand darf zu gleicher Zeit mehr als ein Gemeindeamt bekleiden.

11. Die bestehenden Ordonnanzen, betreffend die Angriffe einer Klasse der Bürger auf eine andere, sollen wieder angewendet werden.

12. Giovanni Dini, der immer ein guter Welfe gewesen, soll in sein Amt als Mitglied des Kollegiums der Otto della guerra wieder eingesetzt werden.

13. Auch Giorgio Scali soll samt seiner Verwandtschaft von der Verwarnung freigesprochen werden, die ihn ungerechterweise getroffen.

14. Giovanni di Mone, der im Dienste des Gemeinwesens stets großen Eifer bewiesen und schon die Ritterwürde als Belohnung empfangen hat, soll auf Lebenszeit jährlich 300 Gulden beziehen, einzutragen auf die Marktstandgelder der Fleischer und Geflügelhändler auf dem Mercato vecchio.

15. Alessandro de' Bardi, einer von den Otto della guerra, soll aus dem Stande der Granden in den der Popolanen versetzt werden.

16. Die Welfenkapitäne sollen jene königliche Fahne, welche im vorhergehenden Februar, als Lapo da Castiglionchio in ihrem Kollegium saß, angeschafft wurde, innerhalb 5 Tagen den Signoren ausliefern und niemals mehr eine ähnliche haben dürfen.

17. Bis zum 15. August soll auf Gemeindekosten für die Zunft und die Konsuln des Popolo minuto ein Versammlungshaus gekauft werden, zum Preise von höchstens 500 Gulden.

18. Spinello Alberti, Stefano Becchi, Benedetto Landi und die übrigen, die dem Salvestro de' Medici beigestanden, sollen der Privilegien teilhaftig werden, welche genanntem Salvestro durch die Juni-Ordonnanzen gewährt worden sind.

Diese Anträge also wurden von den Syndiken der Zünfte und des Popolo minuto den Signoren überreicht, während das bewaffnete Volk mit den Fahnen auf der Piazza stand und schrie, daß es zum Himmel drang. Die Signoren, die teils von dem Lärm, teils von der Hitze ganz schwach waren, schickten nun gleich die Anträge den Kollegen, welche dieselben genehmigten. Dann wurde der Volksrat versammelt und auch dieser stimmte zu. Darob waren die Zünfte wie die Kleinen Leute zufrieden und versprachen, daß, wenn am folgenden Morgen die Anträge auch vom consiglio del comune angenommen würden, der Lärm aufhören und jedermann die Waffen niederlegen werde.

Auch die Signoren waren guten Mutes. Aber als am Abend die Thürsteher die Stadtthore geschlossen hatten und die Schlüssel zum Palaste trugen, um sie dort abzugeben, entriß ihnen der Popolo minuto dieselben mit Gewalt. Es war nämlich bekannt geworden, daß die Söldner den Signoren zu Hilfe kamen. Zwar hatten die acht Kriegsherren ihnen sagen lassen, sie sollten nicht kommen, man bedürfe ihrer nicht mehr; aber da die Zünfte und das Volk erfuhren, daß von Valdinievole und Pistoja her Soldaten gekommen wären und bei Poggio a Cajano ständen, ließen sie den Signoren sagen, wenn diese Truppen nicht sogleich umkehrten, werde man die Signoren samt den Kollegen im Palaste verbrennen. Da nun das Volk sonst in günstiger Stimmung und die Waffen niederzulegen geneigt war, so ließen die Signoren den Befehl an die Truppen ausfertigen, dieselben sollten umkehren.

Am nächsten Morgen, Donnerstag den 22. Juli, dem Tage der heiligen Maria Magdalena, wurde zum consiglio del comune geläutet. Während die Gesetzesvorschläge verlesen wurden, verführte das wieder auf der Piazza mit den Fahnen versammelte Volk einen solchen Lärm, daß man im Saale kein Wort von dem Vorgelesenen verstand. Doch wurden die Artikel sofort angenommen und die Sitzung ward aufgehoben. Einer der Signoren, es war Guerriante di Matteo Marignolli, sagte zu seinem Nachbar: „ich will nur hinuntergehen und die Annahme der Artikel den Leuten melden, auch am Thore achtgeben, daß uns nicht etwa einer von dem Gesindel in den Palast hereinkommt.“ Sprach's, ging hinunter und zum Thore hinaus, sagte dem Volke kein Wort und machte sich nach Hause. Als die Zünfte und das Volk ihn fortgehen

sahen, fingen sie an, aus vollem Halse zu schreien: „Sie sollen alle herunterkommen! Wir wollen gar keine Signoren mehr!“ Sofort bemächtigte der Haufe sich des Einganges, drang in den Hof des Palastes ein und ließ die Ratsherren nicht hinaus. Die Signoren hatten mittlerweile den Ratssaal verlassen und hatten sich wieder hinauf in ihren Audienzsaal begeben. Da trat Messere Tommaso di Marco Strozzi zu ihnen hinein und meldete, wie die Sachen standen. Die Signoren waren sehr betrübt, sowohl über den Weggang ihres Amtsgenossen, wie noch weit mehr über die Forderung der Zünfte und des Volkes. Eine Zeitlang blickten sie einer den anderen an und wußten nicht, was thun. Dann versammelten sie die Kollegen und die Acht im Audienzsaale und machten ihnen Mitteilung von dem Geschehenen. Die Kollegen weinten; einer rang die Hände, der andere zerschlug sich das Gesicht; sie verloren alle Fassung und keiner wußte Rat; besonders auch die Otto della guerra waren außer sich vor Schmerz, und unterdessen wurde das Geschrei draußen immer ärger: die Signoren sollten sich fortmachen und nach Hause gehen; nur die Acht möchten bleiben; widrigenfalls die Stadt in Flammen aufgehen werde, und wenn sie nicht augenblicklich herauskämen, werde man ihre Frauen und ihre Kinder holen und vor ihren Augen umbringen. Auch iese Drohungen waren ihnen eingelernt worden.[1] Mittlerweile

[1] Eingelernt oder nicht, jedenfalls waren diese Drohungen nicht sehr ernst gemeint, sondern sollten, zusamt dem Höllenlärm, der tagelang verführt wurde, und den Brandstiftungen, nur ein kräftiger Druck sein zur Erreichung ihrer Forderungen. Blutdürstig war das Volk von Florenz nicht; nur 3 Personen waren bis dahin, gewiß nicht absichtlich, umgebracht worden: zwei Mönche und ein junger Mann, die sich den Plünderern widersetzt hatten. Die einem wütenden Pöbel eigene Bestialität kam nur einer einzigen Person gegenüber zum Ausbruch; es war das nicht ein Florentiner Bürger, sondern der von auswärts bestellte Henker. Das Diario erzählt: Als die Signoren den Palast verließen, ging auch der Häscherhauptmann Ser Nuto mit. Derselbe blieb unerkannt, weil er eine städtische Rüstung anhatte. Er verkroch sich in eine Herberge. Ein Soldat, der gerade darin war, lief sofort auf die Piazza und sagte den Kleinen Leuten: „Was wollt ihr mir geben, wenn ich euch den Ser Nuto verrate?“ Sie antworteten: „was du forderst“. Und er verlangte nur das Geld, welches Ser Nuto bei sich haben würde. Als Ser Nuto merkte, daß man ihn suche, zog er sich den Harnisch vom Leibe und kroch unter ein Bett Man versetzte ihm einige Stiche, zog ihn hervor und schleppte ihn bis zum Zollamte. Er seufzte: „O weh! man wird mich hängen!“ und bat: „Tötet mich!“ Da versetzte ihm einer mit einem Beil einen Hieb über den Kopf, daß das Gehirn umherspritzte. Dann wurde er mit den Füßen an den Galgen auf der Piazza gehängt. Das Volk aber hackte die Leiche in Stücke, so daß nur ein Fuß oben hängen blieb, und trug die Stücke auf den Lanzenspitzen in der Stadt herum. In den Beinkleidern des Ermordeten fanden sich vier Goldgulden und etwa 40 Soldi; dieselben wurden, wie versprochen, dem Soldaten gegeben.

kam Messere Benedetto Alberti zu den Signoren herein und meldete, das Volk verlange, es sollten zwei aus seiner Mitte eingelassen werden und bei den Signoren Platz nehmen dürfen. Im Auftrage der Signoren gingen Messere Tommaso Strozzi und Messere Benedetto Alberti hinaus und verkündigten, die Leute möchten nur zwei bezeichnen, wen immer sie wollten, die möchten dann kommen und bei den Signoren Platz nehmen. Der Haufen aber antwortete: „Wir wollen nicht; wir wollen schlechterdings, daß die Signoren alle nach Hause gehen, denn wir können ihnen nicht einen Schritt weit trauen, wegen der schweren Beleidigungen, die wir ihnen zugefügt haben. Und wenn sie nicht sogleich gehen, dann zünden wir ihre Häuser an und die ihrer Verwandten. Zurückbleiben darf niemand außer den Acht." Die Signoren warteten immer noch, ob es ihren Abgesandten nicht gelingen werde, eine Vereinbarung zu erzielen, daß sie mit Zustimmung des Volkes bleiben dürften. Aber nach einstündigem vergeblichen Parlamentieren kehrten Messere Tommaso und Messere Benedetto zurück und meldeten, daß die Menge auf ihrem Ultimatum beharre. Die Kollegen und die Acht rieten nun zum Weggehen. Alamanno Acciajuoli aber und Niccolò di Lapo del Nero sagten: Wer Lust habe zu gehen, der möge gehen; sie wichen um keinen Preis aus dem Palaste. Der erbärmliche Gonfaloniere aber, der verächtliche Feigling, weinte über sein Weib und seine Kinder, und auch die übrigen Signoren jammerten, so von aller Welt verlassen, in ihrer Ratlosigkeit. Da kamen viele Bürger von denen, die unten im Hofe standen, die Treppe herauf und sagten: „Um Gottes willen, so geht doch nur schon, sonst seid ihr alle des Todes! Auf die paar Soldaten, welche unten stehen, dürft ihr nicht rechnen, die sind auch gegen euch!" Da erst bemerkten die Signoren, daß auch die ganze Famiglia di Palagio verschwunden und kein Mensch zu sehen war: weder Bote, noch Pedell, noch Diener, noch Thürsteher; die Acht hatten in ihrem Amtslokale alle diese Leute interniert. Während sich so die Signoren gänzlich verlassen sahen, drängte sich immer mehr Volk, alle gut bewaffnet, in den Palast. Die Signoren rannten hin und her, treppauf und treppab, und wußten nicht mehr, was sie thaten. Der Gonfaloniere aber, elender Feigling, der er war, stahl sich von den Amtsgenossen weg und suchte den Messere Tommaso Strozzi auf, dessen Schutze er sich empfahl. Dieser packte ihn, zerrte ihn aus dem Palaste und führte ihn nach Hause. Nun schlichen auch die übrigen, die Gonfalonieri und die Zwölf, sich fort. Nur Mariotto Davanzati und Alamanno Acciajuoli waren

noch in ihren Zimmern geblieben. Als sie in den Audienzsaal traten und keinen der Amtsgenossen darin sahen, wurde ihnen gesagt, alle seien nach Hause gegangen. Da gingen auch sie hinunter und überreichten die Schlüssel des Palastes dem Proposto der Zünfte: es war der Schenkwirt Calcagnino. So war denn die Ruhe, das Glück und die Würde unserer Stadt dahin!

Als die Signoren hinaus waren, wurden die Pforten des Palastes weit geöffnet und das Volk strömte hinein. Ein gewisser Michele di Lando, Wollkrämpler und Werkmeister bei den Krämplern der Wollenzunft, schwang die Fahne, welche das Volk aus dem Hause des Executore geholt hatte; der Mann hatte bloß Schuhe und keine Strümpfe an. So ging der Zug bis in den Audienzsaal; hier machte man Halt und das Volk rief, er solle Signor und Gonfaloniere di Giustizia sein. Er verkündigte nun einige Gesetze und bestimmte nach seinem Gutdünken Syndiken der Zünfte, welche das Land reformieren sollten. Und so kann man sagen, daß von diesem Augenblicke an bis zum andern Tage um die Non, volle 28 Stunden hindurch,[1] dieser Wollkämmer Michele di Lando Herr von Florenz gewesen sei. So weit hat man es also mit Streitigkeiten und Neuerungen gebracht! O guter Gott, welch' wunderbare Dinge läßest du zu!

Kurz zuvor hatten die Otto della guerra, welche bis dahin die Dinge geleitet und geglaubt hatten, sie würden nun die neuen Signoren ernennen und die Stadt nach ihrem Sinne reformieren können, dem Messere Giorgio Scali sagen lassen, er möge kommen, er sei zum Prior gewählt. Aber als die Leute den Namen hörten

[1] Andere rechnen 36 Stunden heraus. Uebrigens darf man nicht glauben, Michele habe so etwas wie eine Diktatur ausgeübt. Für den Gedanken, die ganze Macht des Staates in einer Person zu konzentrieren, fand sich im Kopfe eines Florentiners jener Zeit kein Platz. Es ist nur die Erbitterung des wackeren Optimaten über diese Entwürdigung des Regierungspalastes durch den Mann ohne Strümpfe, welche in übertreibender Darstellung den Schein erzeugt. Michele ließ sofort sich, den Syndiken der Zünfte, den Acht Heiligen und einigen anderen Notablen Balia geben, und diese Balia, nicht Michele war es, von der alle Regierungsakte ausgingen. Die wichtigsten derselben waren: erstens die Gliederung des Popolo minuto in drei Zünfte. Die größte, 9000 Köpfe starke, war die der eigentlichen Ciompi: Wollkrämpler und dergleichen. Dieselbe behielt die Fahne mit dem Würgengel, welchen schon der Herzog von Athen den Leuten verliehen hatte; eine zweite Zunft wurde aus Färbern, Webern u. s. w. gebildet, während man in der dritten Barbiere, Wamsmacher, Flickschneider, Fahnenmacher und dergleichen kleine Gewerbe vereinigte; diese beiden Zünfte erhielten neue Fahnen und zählten zusammen 4000 Mann. Sodann die Wahl der neuen Regierung, deren Amtsdauer — streng gesetzlich — bis Ende August bemessen wurde, so daß sie nur als Ersatz galt für die fortgelaufene Regierung.

— Giorgio Scali war als strenger Charakter gefürchtet —, sagten sie, den möchten sie nicht, sie wollten selbst Signoren sein. Da ließen Messere Salvestro de' Medici und Messere Benedetto degli Alberti dem Messere Giorgio sagen, er brauche nicht erst zu kommen, worauf derselbe umkehrte.

Michele di Lando versammelte die Syndiken der Zünfte und des Popolo minuto und ließ die Wahlen vornehmen; und die mehr schwarze Bohnen hatten, wurden Signoren und Prioren; drei Prioren wurden aus den oberen Zünften und Rentnern (scioperati, Müssiggänger, Tagediebe) gewählt; drei aus den niederen Zünften und drei aus dem Popolo minuto. Michele di Lando ward Gonfaloniere di Giustizia.[1]

So waren denn die Otto della guerra die Angeführten; sie hatten gedacht, den Staat zu reformieren, und nun waren die Kleinen Leute die Herren. Damit aber geschah ihnen ganz recht; denn wer aus selbstsüchtigem Ehrgeiz Umwälzungen im Staate begünstigt, verdient es nicht anders.

Soweit der ehrliche Gino Capponi, der nur noch die Namen jener abgesetzten Kollegen beifügt, welche zusammen mit den Signoren „durch ihre Feigheit und Kopflosigkeit" seiner Ansicht nach das Gemeinwesen zu Grunde richteten, um dieselben für ewige Zeiten zu brandmarken.

Aus den übrigen Quellen ist zu ersehen, daß die neue Signoria eine Reihe sehr verständiger Verordnungen erließ. Podestà, Capitano del popolo und Esecutore werden in ihre Aemter und Residenzen wieder eingesetzt. Den Verbannten wird ihr Aufenthaltsort angewiesen, zugleich aber die Erlaubnis gewährt, behufs Regelung ihrer Angelegenheiten bis zum 15. August in der Stadt zu verbleiben. Um während der Unruhen abhanden gekommenes Staatseigentum wieder zu erlangen, wird eine Belohnung ausgesetzt für solche, welche die Räuber und Hehler von öffentlichen Geldern denunzieren. Der Salzpreis wird herabgesetzt, denjenigen Landleuten, welche ihr Getreide nicht in die Stadt zum Verkaufe bringen wollen, Strafe angedroht, die Wiedereröffnung der Läden und Werkstätten befohlen und der Wollenzunft sogar ihr Arbeitspensum vorgeschrieben: 2000 Stück Tuch monatlich. Allein das Verordnen war leichter als die Durchführung der Verordnungen,

[1] Die Installation der neuen Signoria war ein Jubelfest für das Volk. Nicht allein die ganze Piazza war mit einer jauchzenden Menge angefüllt, sondern der Palast selbst durch alle Stockwerke bis zur großen Glocke droben. Ueberall wehten Fahnen und zu allen Fenstern schauten fröhliche Gesichter heraus. Diario.

zumal es an Bemühungen nicht fehlte, die Autorität der plebejischen Signoria herabzusetzen, wie man schon aus dem öfter wiederkehrenden bando sieht: niemand solle gegen die Herren Prioren reden. Die Fabrikanten feierten absichtlich und erzeugten hierdurch unter den Angehörigen der drei untersten Zünfte eine Not, der durch öffentliche Getreidespenden auf die Dauer nicht abgeholfen werden konnte. Solchergestalt wurde bei den Armen die leidenschaftliche Aufregung gesteigert und machte sich nun in übertriebenen, unverständigen Forderungen Luft. Am 28. August brachen neue Unruhen aus. Die Ciompi, welche sich nun „das Volk Gottes" nannten, setzten eine Nebenregierung ein: „die Acht von Santa Maria Novella",[1] welche die Signoria beherrschen sollten. Michele di Lando aber trieb die Tumultuanten mit dem Degen zu Paaren; viele derselben flüchteten aus der Stadt. Die am 1. September installierte Signoria war zwar noch genau so zusammengesetzt, wie die vorhergehende interimistische; aber gleich nach ihrem Amtsantritt wurden zwei der proletarischen Prioren von der Majorität aus dem Palaste gejagt; den Ciompi wurde ihre Fahne genommen und die Krämplerzunft aufgelöst, so daß die Zahl der unteren Zünfte nunmehr noch 16 betrug. Die Zusammensetzung der Signoria betreffend wurde bestimmt, daß 4 der Prioren den 7 oberen, 5 den 16 unteren Zünften angehören sollten.

Die gegenseitige Unzufriedenheit dauerte fort, indem die Fabrikanten der Wollenzunft sich schlechterdings nicht darein finden wollten, daß ihre „Gesellen und Lehrlinge", unter denen wir uns ältere und jüngere Fabrikarbeiter zu denken haben, mit ihnen in den Regierungs- und Ratskollegien sitzen sollten. Sie fuhren daher fort zu feiern und steigerten so die Not und den Unmut des Arbeiterstandes. Man entdeckte mehrere Verschwörungen, die teils von den verbannten Vornehmen, teils von den geflüchteten Ciompi angezettelt worden waren, und die ergriffenen Repressivmaßregeln, namentlich Hinrichtungen angesehener Bürger, machten jedesmal von neuem böses Blut. Im Jahre 1382 endlich erreichte die langsam und vorsichtig fortschreitende Reaktion ihr Ziel. Auch die bei Verjagung der Ciompi noch verbliebenen zwei neuen Zünfte wurden aufgelöst, die Zahl der niederen Zünfte also wieder auf 14 zurückgeführt, und die von der Wollenzunft abhängigen Kleinhandwerker waren nun wiederum, was sie vor der Revolte gewesen, nämlich Arbeiter der reichen Fabrikanten. Das sind sie

[1] In diesem Kloster verbrachten die Aufrührer die Nacht vom 28. zum 29. August.

denn auch in alle Zukunft geblieben, und je mehr die Kapitalsherrschaft sich befestigte, desto mehr Schicksalsgenossen gesellten sich ihnen zu aus den Reihen der Fabrikanten selbst, indem die kleineren in der Konkurrenz mit den großen ihre Selbständigkeit nicht zu behaupten vermochten. Durch Steuer- und Schuldenerlasse suchte man die Kleinen Leute einigermaßen über den Verlust der vorübergehend genossenen politischen Rechte zu trösten. Fortan haben die 7 oberen Zünfte den Gonfaloniere und außerdem noch 4 Prioren zu stellen, so daß sich die 14 unteren mit 4 Sitzen in der Regierung begnügen müssen. Die Häupter der Erhebung von 1378 wurden verbannt, darunter auch Salvestro de' Medici und Michele di Lando, welch letzterer, nachdem er seine kurze politische Rolle ausgespielt, nicht mehr zur Krämpelei zurückgekehrt war, sondern den Topf- und Gemüsehandel seiner Mutter fortgesetzt hatte. Mit dem Gonfaloniere Maso degli Albizzi kam ebendieselbe Partei wieder ans Ruder, gegen welche der Tumult gerichtet gewesen war. Guicciardini, nicht der feige Gonfaloniere vom Juni 1378, sondern der spätere Schriftsteller dieses Geschlechts und Namens, preist die „rechtschaffenen und weisen" Männer (zu ihnen gehört auch unser Gino Capponi), welche von da ab bis 1420 den Staat in solcher Eintracht regierten, daß derselbe eine Reihe von Kriegen gegen mächtige Gegner glücklich bestand. Fällt in diesen Zeitraum ja doch auch die Unterjochung der alten Rivalin, des vormals seegewaltigen Pisa, wodurch die Herrschaft der Florentiner über Toskana vollendet und der Zugang zum Meere gewonnen wurde.[1] Nach 1420 kam dann die Gegenpartei wieder zur Geltung, geführt von den Medici, „die mit dem Aushängeschilde der Begünstigung der niederen Stände, unter zersetzender Einwirkung auf die Elemente des Staatslebens, konsequent auf die Alleingewalt hinsteuerten, welche sie nach Verlauf eines anderen Jahrhunderts auch der Form nach erlangten." (Gino Capponi von A. v. Reumont, S. 4.)

Ein trübes und häßliches in der langen Reihe jener schönen und glänzenden Bilder, welche die Florentiner Geschichte ausmachen, wohl das trübste von allen und doch ein ehrenvolles Zeugnis für die Republik. Muß dieses Volk nicht bis in seine Hefe hinein vom Sinne der Gesetzmäßigkeit und von politischem Verstande durchdrungen gewesen sein, wenn sein siegreicher Pöbel im höchsten Paroxismus der Leidenschaft vor dem Regierungssaale Halt macht und

[1] Welch letzterer freilich nicht dahin ausgenützt wurde, Florenz zur Seemacht zu erheben; die Stadt blieb ihren binnenländischen Gewohnheiten treu.

denselben nicht eher betritt, als bis die alte Regierung durch gesetzwidriges Verlassen ihres Amtshauses gewissermaßen den Thron des souveränen Volkes für erledigt erklärt hat? Dieses Volk, dessen Pöbel, nachdem derselbe von der Regierungsgewalt Besitz ergriffen, sich bei Konstituierung der obersten Behörde streng an die Verfassung hält, indem er sich begnügt, seinen Angehörigen einen bescheidenen Anteil an der Regierungsgewalt zu sichern? Und liegt nicht ein Beweis ganz außerordentlicher Tüchtigkeit in dem Umstande, daß diese vierjährige Krisis vorüberging, ohne weder die innere Blüte, noch die äußere Machtstellung der Stadt im mindesten zu schädigen? Die Korrespondenz mit den auswärtigen Staaten führten die plebejischen Prioren ohne Unterbrechung fort und hatten von keiner Seite Mißachtung zu erfahren; das Gebiet der Republik, der Reichtum der Bürgerschaft blieben im ungestörten Wachstum begriffen, Kunst und Wissenschaft entfalteten gerade in der nun folgenden Periode ihre größte Herrlichkeit.[1]

[1] Die Leistungen dieser Stadt von kaum 100000 Einwohnern in Ansammlung materieller Reichtümer, in Schaffung von Bauten und Kunstwerken, in der Gedankenproduktion sind schon, bloß quantitativ betrachtet, so bedeutend, daß sich manches gebildete Volk von mäßigem Umfange, wie z. B. die Schweden, kaum dürfte mit ihr messen können, selbst wenn man Millenarmenschen, welche der ganzen Menschheit gehören, wie Dante und Michel Angelo abrechnet, obwohl gerade diese beiden recht tief im florentinischen Leben wurzeln. Und jene ununterbrochene rastlose Thätigkeit, welche solche Leistungen voraussetzen, vollzog sich unter äußeren Verhältnissen, welche nach der uns Heutigen geläufigen Vorstellung den Untergang aller Kultur und mindestens einmal in jedem Jahrzehnt die Auflösung des Staates hätten zur Folge haben müssen. Die Darlegung der Bedingungen, welche dieses scheinbar Unmögliche möglich gemacht haben, gehört zu den glänzendsten Partien in Trollopes Werke (Bd. II, S. 165—176).

# Eine Frauengestalt der französischen Reformationszeit.

Der Oktober des abgelaufenen Jahres brachte den Protestanten einen traurigen Gedenktag: Am 17. dieses Monats war es 200 Jahre gewesen, daß der „große König" zu Fontainebleau die Aufhebungsurkunde des Ediktes von Nantes unterzeichnete. Die zweite Periode der protestantischen Leidensgeschichte hat mit diesem Akt erst recht eigentlich begonnen. Freilich das ganze vorausgehende Lustrum war bereits bitter genug für die Reformierten Frankreichs gewesen, denn schon Verordnungen der Jahre 1681 und 1682 hatten mehrere wichtige Bestimmungen des Ediktes außer Kraft gesetzt und mit Recht konnte Claude in der „dernière Requête des Protestants de France à Louis XIV."[1] im Januar 1685 klagen, daß dieses Edikt nicht mehr jenem Baum der heiligen Schrift gleiche, der, voll Leben und Kraft, immer neue Triebe ansetze; der, weithin über die Erde sichtbar, alles mit seinem Schatten erfreue und mit seinen Früchten labe. Ihr Glaube sei vielmehr einem mark- und saftlosen Baume gleich geworden, dem man Blätter und Zweige geraubt, der dem Verschmachten nahe und keinen anderen Schatten mehr spende, als den, welchen sein Stamm noch wirft. Aber erst durch die vollständige und formelle Annullierung des Ediktes sind jene Massenauswanderungen und jene Massenbekehrungen bewirkt worden, von denen so oft erzählt worden ist. Nicht nur der materielle Wohlstand Frankreichs wurde aber durch diese Maßregel erschüttert; wir möchten es nicht geringer achten, daß durch dieselbe zugleich auch die Axt an die Wurzel des religiösen Lebens in Frankreich überhaupt gelegt wurde: dem französischen Katholizismus dachte man zu nützen und schadete ihm doch, denn er verdankte die Blütezeit, die er im 17. Jahrhundert unleugbar erlebt hat, zum großen Teil dem Gegensatz, in dem er zum Protestantismus stand, den er eine Zeitlang mit geistigen Waffen hatte bekämpfen müssen. Nun da der „böse Pfahl aus seinem Fleische" geschnitten war, verfiel er bald in dumpfe Lethargie, und als sich mit dem neuen Jahrhundert sein furchtbarster Feind, der kritische Geist, erhob, vermochte er nicht mehr sich aufzuraffen. Denn der kleinliche Zank zwischen Orthodoxie und Jansenismus kräftigte nicht, er schwächte eher, bewog so manchen, von allen religiösen Kontroversen sich abzuwenden und auf das Gebiet einer bequemen Gleichgültigkeit sich zurückzuziehen. Die Aufklärung, insoweit sie gegen jede positive Religion gerichtet war, fand so ihre beredtesten Gegner nicht mehr im

[1] Jüngst von Puaux in der Revue historique XXVII. S. 68 f. veröffentlicht.

Lande Bossuets, sondern unter den Reformierten. Unternahm es doch sogar im Jahre 1709 ein französischer Hugenott, einen Klassiker seiner Nation, den nicht gerade ein religiöser Nimbus umgab — Molière —, den Skeptikern gegenüber für das Christentum zu reklamieren. In einem Dialog, in dem u. a. Merkur als Schutzgott der Orthodoxie auftritt, läßt er den großen Dichter zwei moderne Philosophen über ihre Irrtümer belehren und die religiösen Dogmen gegen die Angriffe der neuen Kritik verteidigen.[1] Und noch kurz vor dem Ausbruch der Revolution waren es zwei Protestanten, die am eindringlichsten auf die Gefahren verwiesen, welche in dem Niedergang des religiösen Geistes lagen: Necker in einer umfangreichen Schrift „Ueber die Wichtigkeit religiöser Meinungen", und Mallet du Pan in seinen Zeitungen. Freilich die katholische Geistlichkeit hat das ganze Jahrhundert hindurch ihre Stimme für die Sache des Glaubens erhoben und die Philosophen bekämpft; aber die Art, wie sie dies that, schadete der religiösen Sache mehr als sie nützte, weil sie ihre Zeit so gar nicht begriff, mit der Bildung derselben durchaus keinen Kompromiß schließen wollte und schier unbeweglich auf einem Standpunkt verharrte, der jedem Denkenden damals für längst überwunden galt. Wir sagen nicht, daß die protestantische Lehre, wäre es ihr vergönnt gewesen, auf französischem Boden ungestört weiter zu leben und zu blühen, die Revolution verhindert hätte, doch wäre ihre Wirkung vielleicht minder zerstörend gewesen. So aber war, wie sie ausbrach, jede Spur evangelischen Geistes in der Nation ausgetilgt, und wenn man für Gottesleugner Sympathien besaß, für Protestanten hegte man keine. Als im Dezember 1787 von der Regierung ein Toleranzpatent vorbereitet wurde, da erhob sich das große Publikum dagegen. „Die große Mehrzahl der Pariser," schreibt Mallet du Pan im folgenden Monat, „ist gegen das Toleranzedikt. Von allen Seiten hört man über diesen Gegenstand Aeußerungen wie in den Tagen der Liga."[2]

Aber nicht von diesen Zeiten wollen wir heute erzählen, auch nicht von jenen anderen glänzenden, die mit dem 17. Oktober 1685 zu Rüste gingen, in welchen die protestantische Kirche auch in Frankreich Muße fand, ihre innere Organisation auszubilden, da ihr in Lehre und Wissenschaft sich ruhig zu vertiefen gegönnt war, und der geistige Kampf, den sie mit gar gewaltigen Vertretern des katholischen Kirchentums unausgesetzt zu führen hatte, sie zur Einheit und Schlagfertigkeit nach außen zwang. Die bitteren Jugendjahre des französischen Protestantismus sind es vielmehr, auf die wir die Aufmerksamkeit der Leser lenken wollen, indem wir uns hierbei auf Ferdinand Lotheißens „Königin Margarete von Navarra" stützen, welches uns diesen Zeitraum aufs neue in anziehender Darstellung vorführt. Darin wird zuerst auf die große Bedeutung des Konkordats, das Franz I. durch seinen Kanzler Duprat mit der Kurie am 16. August 1516 abschloß, verwiesen. Durch dieses wurde die berühmte pragmatische Sanktion Karl VII. (1438), welche die großen Konzilien über die Päpste gestellt und das Recht der Kapitel und Klöster, ihre Vorstände zu wählen, anerkannt hatte, derogiert — teils zu Gunsten Roms, teils zum Vorteil des französischen Königtums. Denn das Konkordat sprach das Recht, die Bischöfe und Prälaten zu ernennen, dem König zu. So trug die galli-

[1] Siehe Mahrenholz Molière-Analekten, Zeitschr. für neufr. Spr.-Litt. II. S. 259.
[2] Mallet du Pan, Mémoire éd. Sayons.

kanische Kirche die Kosten der Vereinbarung. Kein Wunder, wenn Klerus und Universität protestierten, das Pariser Parlament sich weigerte, den Vertrag zu registrieren. Positive Erfolge trug diese Opposition nicht davon, doch wurden weitere Kreise zur Teilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten der Nation aufgeregt. Gerade zu dieser Zeit schlugen aber die Wellen der religiösen Bewegung aus Deutschland nach Frankreich herüber. Reformatorische Bestrebungen waren hier schon unter der Regierung Ludwigs XII. bedeutend hervorgetreten, dieser König selbst hatte sie gebilligt, in dem Dichter Pierre Gringoire (oder Gringore) hatten sie sogar einen poetischen Dolmetsch gefunden. Hieran wurde nun vielfach angeknüpft. Lefèvre von Etaples übersetzte und kommentierte im Jahre 1520 das Neue Testament und schlug in seiner Vorrede einen Ton an, der ganz an die Schriften der deutschen Reformatoren erinnerte. Er drückt darin u. a. den Wunsch aus, daß die Kirche wieder zu den Zuständen der ersten christlichen Jahrhunderte zurückgehe, er scheut sich selbst nicht den ketzerischen Satz auszusprechen: „Das Wort Gottes genügt".

So weit konnte die Sorbonne nicht gehen. Wie sehr sie auch die Prärogative des Episkopats und der Universitäten den Päpsten gegenüber jederzeit zu verfechten bereit war, in Sachen der Lehre hatte sie immer ihren Stolz darein gesetzt, durchaus orthodox zu sein. Sie verdammte das Buch Lefèvres. Aber dieser genoß den Schutz des Bischofs von Meaux, Wilhelm Briçonnet, Graf von Montbrun, der ein eifriger Reformfreund und auch einer eben damals in Frankreich sich erhebenden mystischen Richtung nicht abgeneigt war. Dieser Briçonnet nun trat eben im Jahre 1521, in welchem jenes Urteil der Sorbonne erfolgt war, in Beziehungen zu Margarete, der Schwester des Königs. Ob in der damals achtundzwanzigjährigen Prinzessin erst diese Beziehungen Sympathien für die Sache der Reformation erweckt haben, ist freilich nicht zu sagen; doch traten dieselben damals zuerst hervor. Im November 1521 schrieb sie an Briçonnet: „Ich versichere Euch, daß der König und Madame entschlossen sind, die göttliche Wahrheit gegen den Vorwurf der Ketzerei zu verteidigen." Zur selben Zeit finden wir sie in Korrespondenz mit dem Straßburger Domherrn Grafen Sigismund Hohenlohe: dieser sandte ihr Luthers Schriften in Uebersetzung. Von Michael Arande ließ sie sich die Bibel vorlesen und erklären, gab ihm auch den Auftrag, einige Teile derselben zu übersetzen. Die Stimmung am Hof war damals der Reformation noch günstig, Franz Lambert aus Avignon konnte dem Könige seine Schrift gegen das Cölibat widmen. Das Urteil, das die Sorbonne über Lefèvres Buch ausgesprochen hatte, blieb, dank der Intervention des Königs, ebenso ohne Folgen für den Autor, wie das zwei Jahre später von der gelehrten Körperschaft über den pikardischen Reformator Ludwig Berquin verhängte: in beiden Fällen mag Margarete den Bruder beeinflußt haben. Im Jahre 1524 durfte am Hof eine Komödie aufgeführt werden, von der schon Polenz in seiner „Geschichte des französischen Calvinismus" erzählt. Darin erscheint der Papst auf dem Thron, umgeben von Kardinälen und Mönchen. Vor ihnen liegt ein Haufe glühender Kohlen, die mit Asche bedeckt sind. Ein alter Mann — Reuchlin? — tritt auf und ermahnt jene, von Pracht und Hoffart zu lassen. Sie hören ihn nicht. Nun kommt Erasmus und will die Wunden der Kirche mit Pflastern heilen. Dann aber erscheint ein gewappneter Ritter — Hutten —, der

den Papst als Antichrist angreift und die Kohlen zu neuer Glut aufschürt. Endlich kommt Luther selbst und entfacht aus der Glut einen hellen Brand, der die ganze Welt erleuchtet. Die stolze Versammlung flieht bestürzt auseinander, der Papst verflucht vergebens den kühnen Mönch, zuletzt stirbt er vor Wut ...

Aber nicht nur so lange als politische Verhältnisse den König bestimmten, die Protestanten zu begünstigen oder doch zu schonen, hatte Margarete Teilnahme und Huld für sie. Auch als schon allenthalben in Frankreich die Scheiterhaufen loderten und der Boden mit Blut der Bekenner des neuen Glaubens gedüngt war, wandte sie sich nicht von ihnen ab. Als sie Königin von Navarra wurde — 1527, sie war damals 34 Jahre alt —, hatte sie ihr eigenes kleines Reich, wo sie den um ihres Glaubens willen Verfolgten oft und gern Asyl gewährte und freies Wirken gestattete. So verbrachte Lefèvre seine letzten Lebenstage in Nerac, Calvin weilte eine Zeitlang an Margaretens Hof, der Dichter Marot fand hier öfters eine sichere Stätte. Pau und Nerac wurden für ein halbes Jahrhundert Hauptpunkte für die religiösen und litterarischen Bestrebungen Frankreichs. Freilich aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche schied Margarete niemals aus, und nicht nur der strenge Calvin, auch Theodor von Beza machte ihr dies später zum Vorwurf. Wir aber staunen heute, daß sie auch nur so weit zu gehen wagen konnte. Im Jahre 1529 konnte Bucer an Luther melden, sie — „die christliche Heldin“, wie er sie nennt — fehle niemals beim protestantischen Gottesdienst. Die Idee einer Vereinigung aller Protestanten, die damals eben das Religionsgespräch von Marburg veranlaßt hatte, fand bei ihr eifrige Förderung. Flüchtigen Franzosen, die sich in Straßburg aufhielten, empfahl sie die Unionsbestrebungen mit allen Kräften zu unterstützen. Durch den Bischof von Senlis, Petit, der zugleich des Königs Beichtvater und der neuen Richtung nicht abgeneigt war, ließ sie ihr Brevier aus dem Lateinischen ins Französische übersetzen: die Gebete an die Jungfrau Maria und die Heiligen waren in dieser Uebersetzung weggelassen, was von den Orthodoxen nicht unbemerkt blieb. Aber Margarete trat bald darauf mit einer Sammlung von eigenen Gedichten hervor, betitelt „Spiegel der sündhaften Seele“. „Die ganze Dichtung,“ meint Lotheißen, „ist überhaupt kaum etwas anderes als eine Paraphrase zahlreicher Bibelstellen, und Margarete enthüllte ihre innerste Ueberzeugung in der Uebersetzung der marianischen Antiphone ‚Salve regina, mater misericordiae‘, wo sie an Stelle des Namens der Maria den Namen Christi setzte.“ Rührend ist die Selbstanklage, die sie in den folgenden Versen ausspricht:

„Hélas! mon Dieu, mon Frère et vraye Moïse.
. . . . . . . . . . . . . . . . .
J'ay estimé vos oeuvres estre vice
Et dire osant par façon trop legère:
Pourquoy av'ous espousé l'estrangère?
Vous nous donnez Loy et punition
Sans y vouloir avoir subjection.
Vous nous faites de mal faire défense
Et pareil mal faites sans conscience,
Vous défendez de tuer à chacun;

Mais vous tuez, sans espargner aucun
De vingt trois mil que vous feistes defaire."

Diese Zeilen erzählen von Stunden ängstlichen Zweifels, von inneren Kämpfen, von dem Zwiespalt zwischen Verstand und Glauben, dem so manche edle Seele zur Beute fiel. Margarete aber ringt sich zur Klarheit durch, die Religion triumphiert, sie wird wieder einig mit sich selbst. Protestantische Anschauungen finden sich häufig genug in dem „Spiegel" ausgesprochen: so namentlich die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Aus einer späteren Dichtung (Oraison de l'âme fidèle à son Seigneur Dieu) zitiert Lotheißen einige Verse, die sogar den Gedanken der Prädestination leise aussprechen. Es ist da von der Schöpfungsstunde die Rede, da Gott Feuer und Luft, Erde und Wasser erschuf und so viele „Auserwählte" in das Buch (des Heiles) schrieb. Im Jahre 1533 erschien bereits eine zweite Ausgabe des „Miroir"; diesmal war der Name der Verfasserin auf dem Titelblatt genannt. Nun beauftragte die Sorbonne den Theologen Beda, die Dichtung auf ihre Rechtgläubigkeit zu prüfen. Sein Bericht war ungünstig, die Fakultät setzte aber das Buch auf den Index und beschloß alle Exemplare in Beschlag zu nehmen. Dieser Spruch wurde allerdings von dem erzürnten König kassiert, aber die Orthodoxen ließen sich dadurch keineswegs abschrecken. In Margaretens eigenem Herzogtum, dem Berry, äußerte ein Franziskaner auf der Kanzel, man solle sie in einen Sack stecken und ins Wasser werfen. Im Navarrakollegium zu Paris ließen die geistlichen Leiter dieser Anstalt am 1. Oktober 1533 durch ihre Zöglinge ein Stück aufführen, in welchem eine Königin aus der Hand der Furie eine Fackel und eine Bibel empfängt, dann Blutbefehle erteilt und fromme Gefangene martern läßt: das Publikum sah in dieser Königin Margarete, in der Furie den Prediger Gerhard Roussel. Um nun die Anklagen gegen seine Schwester ein für allemal verstummen zu machen, beauftragte der König den Rektor der Universität, sämtliche vier Fakultäten über den „Miroir" zu befragen. Der Rektor, selbst ein Freund der Reformation, eröffnete die Sitzung mit einer Rede, in der er von den Feinden der Wissenschaften sprach, die sogar eine Frau bekämpften, die das Muster aller Tugenden und die Beschützerin jedes geistigen Strebens sei. Hierauf wurde über das vorgelegte Buch abgestimmt: Das Votum fiel zu Ungunsten der Sorbonne aus, die Universität erklärte die Dichtung der Königin für frei von jedem ketzerischen Irrtum. Einige Tage nach erfolgtem Spruch — am Tage Aller Heiligen — hatte der Rektor einer alten Sitte gemäß eine öffentliche lateinische Predigt zu halten: diese Predigt ließ er sich, da er kein Theologe war, von Calvin verfassen. Kein Wunder, wenn man da von der Kanzel einer katholischen Kirche herab die Grundsätze der neuen Lehre verkündigen hörte: die Gnade Gottes als das einzige Mittel des Heiles, Christus als den einzigen Vermittler zwischen Gott und den Menschen. Die Aufregung über diese Predigt war ungeheuer; der Rektor wurde von den Orthodoxen beim Parlament verklagt; einen Augenblick schien es, als wenn ihn die Prärogative der Universität, der allein es zustand, über den Rektor ein Urteil zu fällen, schützen würde. Aber eben hatte sich König Franz mit dem Papste nach längerem Zwiste ausgesöhnt. Die Verfolgungen der Reformierten begannen aufs neue: Calvin, ja der Rektor

selbst mußte fliehen. Ihnen folgten zahlreiche Gesinnungsgenossen; Margarete zog sich in ihr Ländchen zurück. Die Verwaltung desselben war bereits zum Teil in protestantischen Händen. So blieb Navarra selbst in den schlimmsten Tagen ein Zufluchtsort des evangelischen Glaubens. Noch im Jahre 1545 schrieb Calvin aus Genf an die Königin: „Ich weiß, welche Gaben unser Heiland Euch verliehen hat, um sein Reich zu fördern.“ Und er ermahnt sie, durch die Drohungen der Feinde sich nicht einschüchtern zu lassen, sondern auch weiterhin Christus und dessen Kirche zu dienen, wie sie es bis zur Stunde gethan. Freilich ganz zufrieden war er mit ihrer doch vorsichtigen Haltung nicht; auch Theodor von Beza, Calvins Freund, rühmte zwar in seinen „Icones“ Margaretens Geist und ihren Eifer für die Kirche, in seiner Kirchengeschichte dagegen bedauert er, daß sie sich in ihrem späteren Leben wieder dem Götzendienst zugewandt, ja sogar Libertiner bei sich aufgenommen habe. Wahr ist, daß sie auch einige katholische Frauenklöster begünstigte, daß sie an ihrem Hof nicht nur Quietisten wie Quintin und Pocquet, sondern auch Freigeister wie Des Periers, den Verfasser des Cymbalum mundi, beherbergte. Lotheißen feiert sie darum als „die einzige Vertreterin echter Duldsamkeit in einem Zeitalter der Intoleranz“. Doch führt er selbst Belege dafür an, daß die traurige Lage der Protestanten ihre letzten Jahre verdüsterte. Namentlich ein Gedichtchen drückt dies sehr ergreifend aus, dessen bezeichnendste Stelle wir in Lotheißens schöner Uebersetzung anführen wollen; sie wendet sich darin an Gott und bittet ihn um Kraft für seine verfolgten, mit dem Tode bedrohten Bekenner:

„Du willst, daß deine Treuen
Das Evangelium lehren,
Und nie und nirgends scheuen
In Wahrheit dich zu ehren.
So wolle ihnen Kraft und Mut
  Ins Herze gießen
Daß sie in heißer Liebesglut
  Den Tod begrüßen.“

In der Poesie fand sie überhaupt einen vorzüglichen Trost in diesen trüben Tagen. Neben dem „Miroir“ und anderen ähnlichen Gedichten sind auch vier Schauspiele von ihr überliefert. Sie behandeln alle biblische Stoffe: die Geburt Christi, die Anbetung der Könige, den Bethlehemitischen Kindermord, die Flucht der heiligen Familie in die Wüste. Lotheißen gibt den Inhalt des ersten Stückes, das er als das beste rühmt; da erscheinen die Hirten nicht im Geschmack der Zeit als süßliche und affektierte Idealmenschen, sondern als wirkliche Landleute, einfach und schlicht. Sie gehen ihrem Tagwerk nach, da vernehmen sie die Stimme der Engel: der große Tag sei angebrochen, an dem Gott seine Liebe zur Welt kundthun werde. So ziehen sie denn unter frommen Gesängen nach Bethlehem. Josef läßt sie in den Stall eintreten, sie beten das Kind an und bringen der Jungfrau-Mutter ländliche Gaben dar. Aber Satan, über sie ergrimmt, tritt auf dem Heimweg an sie heran und verspricht ihnen Reichtum und Macht, wenn sie ihm huldigen wollen. Sie weigern sich, indem sie sich auf

Gottes Wort berufen. Da fragt er sie höhnisch, ob sie denn glauben, die heilige Schrift zu verstehen? Ein Hirt antwortet, daß sie die Bibel in demütigem Sinne lesen und daß ihnen der barmherzige Gott darin die Wahrheit offenbart.

Mit Unrecht, scheint es uns, wirft ein französischer Kritiker (Desjardins in der Revue critique vom 14. Juni 1886) Lotheißen vor, er lasse den Leser über Margaretens religiöse Handlungen im unklaren. Auch aus seinen Darstellungen ergibt sich, daß sie zuerst römisch-katholisch war, dann mystische Anwandlungen hatte, hierauf protestantisch gesinnt scheint, eine Zeitlang Sympathien für Freigeister an den Tag legte, endlich wiederum gut katholisch war. Bedauern darf man, daß Margaretens Beziehungen zu der italienischen Dichterin Vittoria Colonna nicht erörtert werden, doch wer möchte dies einem deutschen Autor verdenken, da er das Material dazu nur an einem so unzugänglichen Ort wie die „Revue de Gascogne" es ist, finden konnte.

Wer staunte nicht, wenn er sich erinnert, daß diese Margarete, diese edle Frau, die Beschützerin der französischen Reformierten, die Freundin und Gönnerin so vieler ernster, gelehrter und würdiger Männer, das Heptameron geschrieben hat, ein Buch, das nicht viel weniger lascív ist als die Novellen des Bandello oder Boccaccio. Aber so war einmal das merkwürdige Jahrhundert, in welchem sich die seltsamsten Kontraste begegnen. Eine Ironie der Geschichte aber ist es, daß bis in die jüngste Zeit das große Publikum Margarete fast nur als Verfasserin des Heptameron gekannt hat.

Das Verhältnis der Königin von Navarra zu ihrem Bruder haben einige neuere Historiker — Génin und Michelet — als ein unsittliches darzustellen versucht. Lotheißen zeigt, wie hinfällig die Gründe sind, auf die sie sich dabei stützen, er kommt so zu ganz demselben Resultat, wie der jüngst verstorbene Paulin Paris, aus dessen Nachlaß sein Sohn Gaston Paris eben ein Buch über Franz I. veröffentlicht hat, das, wie es scheint, Lotheißen noch nicht vorgelegen, als er an den Abschluß seiner Arbeit ging.

Prag. E. Guglia.

## Die Volkszahl deutscher Städte zu Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit

hat Dr. J. Jastrow, Privatdocent an der Berliner Universität, zum Gegenstande einer „historischen Untersuchung" gemacht, welche die Reihe der von ihm herauszugebenden Veröffentlichungen aus allen Gebieten der Spezialforschung, namentlich aber der Wirtschaftsgeschichte[1] eröffnet. Während man vor wenigen Jahrzehnten nach dem Vorgange Wilh. Arnolds der Anschauung zuneigte, daß die bedeutenden Handels- und Verkehrscentren des Mittelalters, Städte wie Köln, Mainz, Nürnberg, Augsburg, wenigstens einigermaßen unseren modernen Anschauungen von dem Wesen einer Großstadt entsprochen, d. h. etwa 60—100000 Einwohner beherbergt hätten, haben neuerdings eine Reihe spezieller, mehr lokalgeschichtlicher Forschungen zu einer ganz entgegengesetzten Auffassung geführt, nach der z. B. eine Stadt von der Bedeutung Nürnbergs im 15. Jahrhundert nicht viel mehr als 20000, Basel in demselben Jahrhundert etwa 15000 Einwohner gehabt haben sollte. Noch spätere Forschungen haben zu noch niedrigeren Resultaten geführt; so hat Bücher Frankfurt auf 9—10000, Hegel gar die Metropole des Reiches, das „goldene" Mainz, auf 5—6000 Einwohner angesetzt. Auf der anderen Seite aber ist auf Grund desselben Verfahrens eine Stadt von der geringen Bedeutung Dresdens im 15. Jahrhundert auf 5—6000 Einwohner, d. h. ebenso hoch als nach Hegels Berechnung Mainz, geschätzt worden. Es liegt auf der Hand, daß diese verschiedenen Ansichten Gegensätze darstellen, die einander völlig ausschließen. Ist die ältere, hauptsächlich von Arnold vertretene, aber auch neuerdings noch keineswegs aufgegebene Auffassung richtig, so waren die deutschen Handelsstädte des Mittelalters auch nach unserer heutigen Auffassung Großstädte, während sie, wenn man der anderen Ansicht folgt, auf das Niveau kleinerer Mittelstädte oder gar noch unter dieses heruntergedrückt werden. Nicht minder schroff ist der Gegensatz, wenn man die von Hegel für Mainz gefundene Berechnung mit der von O. Richter für Dresden gefundenen vergleicht. Nimmt man beider Richtigkeit an, so gelangt man zu dem allen unseren sonstigen Anschauungen über das Mittelalter widersprechenden und fast absurden Resultat, daß ein kleines unbedeutendes Landstädtchen im Osten (denn Dresden, damals noch nicht Residenz der sächsischen Herzoge, war nichts anderes als ein befestigter Brückenkopf) an Einwohnerzahl von der Metropole des Reichs am Zusammenfluß des Rheins und Mains nicht wesentlich verschieden gewesen sei.

[1] „Historische Untersuchungen", herausg. von J. Jastrow, Heft 1. Berlin, Gärtner 1886.

Daß alle diese Gegensätze im letzten Grunde in dem eigentümlichen Charakter des aus dem Mittelalter für derartige Untersuchungen vorliegenden Quellenmaterials begründet sind, liegt auf der Hand. Das frühere Mittelalter kannte Einrichtungen, welche unseren modernen Volkszählungen entsprächen, gar nicht, und auch im späteren Mittelalter zeigen sich nur vereinzelte Ansätze zu solchen. Man ist daher im wesentlichen darauf angewiesen, die Einwohnerzahlen durch mehr oder minder komplizierte Berechnungen aus einzelnen mehr zufällig gegebenen Größen (etwa der Anzahl der waffenfähigen Mannschaft, den Bürgeraufnahmen, der Zahl derer, die den Bürgereid schwören ꝛc.) zu ermitteln. Und diese Ermittelung wird noch dadurch erschwert, daß selbst solche fragmentarische Angaben bei weitem nicht über alle mittelalterlichen Städte vorliegen, so daß man zumeist des wichtigen Kontrollemittels der Vergleichung der gewonnenen Resultate völlig entraten muß.

Mit Recht betont Jastrow daher, daß, solange so schroffe Gegensätze, wie die eben bezeichneten, vorliegen, die eigentliche Frage, auf deren Lösung es zunächst ankommt, nicht die genaue oder auch nur die möglichst genaue Ermittelung der Kopfzahl einer einzelnen Stadt ist; weit wichtiger sei zunächst die ungefähre Feststellung der Kopfzahl; die Frage, ob die großen Handelsplätze den Umfang heutiger Groß-, Mittel- oder Kleinstädte hatten, ob sie mit kleinen Landstädten ihrer Zeit wirklich auf etwa derselben Stufe standen, oder ob sich nicht die Unterschiede der Bedeutung auch damals in den Größenklassen der Städte aussprachen. (S. 5.)

Um zu diesem Zwecke zu gelangen, teilt der Verfasser seine Untersuchungen in zwei Teile, einen grundlegenden kritischen, in welchem er die statistischen Methoden, deren sich frühere Forscher zur Ermittelung der Volkszahl deutscher Städte bedient haben, einer genauen kritischen Vergleichung unterzieht und, darüber hinausgehend, eine einheitliche Methode der Behandlung zu begründen versucht, und einen demonstrativen, in welchem er die Quellenmaterialien bespricht, welche nach seiner Ansicht geeignet sind, die Weiterführung der Forschung zu fördern.

Wir können hier natürlich auf die Einzelheiten der mit großem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit geführten Untersuchung nicht eingehen. Unzweifelhaft wird jeder, der sich mit diesen Fragen auch nur zum Zweck allgemeiner Orientierung beschäftigen will, das Buch selbst zu Rate ziehen müssen. Denn wie man auch sich zu den einzelnen Resultaten des Verfassers stellen mag, so viel wird niemand leugnen können, daß das vorliegende Werk den ersten umfassenden und systematischen Versuch darstellt, die Forschung über diese überaus wichtige Frage einheitlich zu erfassen und zu begründen. Uns kann es hier nur darauf ankommen, die entscheidenden Hauptgesichtspunkte des Verfassers möglichst klar hervortreten zu lassen.

Jastrow geht von der Thatsache aus, daß man die Einwohnerzahl einer Stadt überhaupt auf drei Arten feststellen kann: durch Zählung, durch Berechnung, durch Schätzung. Zu absolut genauen Resultaten könne natürlich nur die erstere führen, doch könne dieselbe für das Mittelalter nur in seltenen Fällen in Betracht kommen, da eben nur sehr wenige und nicht immer zuverlässige eigentliche Volkszählungen aus jener Periode auf uns gekommen sind. Die Methoden

der Berechnung, welche für den vorliegenden Zweck die größte Bedeutung haben, aber natürlich immer nur zu ungefähren Resultaten führen können, unterscheidet er in solche, welche aus gegebenen bekannten Teilen der Bevölkerung (waffenfähige Mannschaft, Anzahl der Bürger, der Erwachsenen 2c.) mit Hilfe der Mittel der neueren Statistik das Ganze zu ermitteln suchen, und in solche, welche aus den Symptomen auf die Ursache, aus den Erscheinungen, welche wir unter dem Namen „Bewegung der Bevölkerung" zusammenfassen, auf die Gesamtheit der Bevölkerung zurückschließen. Aufs eingehendste untersucht er nun die einzelnen Arten des Verfahrens, sucht in jedem einzelnen Falle den Reduktionscoefficienten, der der Berechnung zu Grunde zu legen ist, zu ermitteln, vergleicht die Resultate früherer Forscher an der Hand dieser methodischen Grundsätze, legt die Fehler dar, welche dabei begangen worden sind, und gewinnt so eine sichere Grundlage, von der aus man das uns vorliegende Material mit einiger Sicherheit verwerten kann.

Wollen wir das Resultat dieser auf jede einzelne Art der Berechnung mit minutiöser Genauigkeit und großem Scharfsinn angewandten methodischen Untersuchung kurz bezeichnen, so würde es dahin gehen, daß nach dem bis jetzt vorliegenden, freilich nur dürftigen und vereinzelten Quellenmaterial als wissenschaftlich begründet nur die Ansicht derer gelten könne, welche den Handelsstädten des Mittelalters eine Einwohnerzahl von etwa 15—20 000 zuschreiben; für Nürnberg hält er im 15. Jahrhundert die Zahl 20 000, für Straßburg um dieselbe Zeit die Zahl von etwa 17 000 als der Wahrheit am nächsten stehend. Jedenfalls wird nach seinen Untersuchungen so viel ohne alle Frage feststehen, daß die alte, auf den Arnoldschen Schätzungen beruhende Auffassung als definitiv beseitigt anzusehen ist. Doch ist Jastrow weit entfernt, die Sache damit als endgültig entschieden zu betrachten, er betont im Gegenteil immer und immer wieder, daß eine wissenschaftlich unbedingt zuverlässige Lösung der Aufgabe nur dann möglich sei, wenn sie auf Grund von Massenbeobachtungen angestrebt werde. Ganze Gruppen von Städten müßten zu gleicher Zeit zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden; man müsse für einen bestimmten Zeitpunkt eine ganze Reihe von Größenkategorien zu finden suchen, nur dann sei eine Kontrolle über die Zuverlässigkeit der einzelnen gefundenen Zahl möglich. Für solche Massenbeobachtungen aber wird es voraussichtlich in Bezug auf das Mittelalter, selbst gegen Ausgang desselben, für alle Zeit an Material fehlen. Erst die Verwaltungsakten des 16. Jahrhunderts sind geeignet, ein solches Massenmaterial darzubieten. Eben in jener Uebergangsperiode vom Mittelalter zur Neuzeit hat das einer festeren Begründung der Regierung und Verwaltung zustrebende Territorialfürstentum eine Fülle von Aufzeichnungen statistischer Art vorgenommen, welche namentlich als Grundlage für die damals in mehreren Fürstenhäusern gleichzeitig auftretenden Landesteilungen dienten. Bei solchen Gelegenheiten sind namentlich in Hessen und Sachsen Verzeichnisse sämtlicher Ortschaften mit ihren Häusern und Einwohnern aufgestellt worden; dazu kommen dann die Steuer- und Musterrollen, welche aus jener Zeit schon massenhaft erhalten sind. Alle diese für eine Bevölkerungsstatistik sehr wertvollen und leicht verwertbaren Materialien sind bisher, wo sie überhaupt von der Forschung beachtet worden sind, nur für andere Zwecke verwertet worden; ihre Bedeutung

für die Bevölkerungsstatistik aber ist vollkommen ignoriert worden. Diese Versäumnis nachzuholen, müsse daher die nächste Aufgabe der Forschung sein; man werde auf Grund dieses Materials, nach welchem Jastrow in staatlichen, städtischen und privaten Archiven umfassende orientierende Nachfragen gehalten hat, zu einer vollkommenen Lösung der hier obschwebenden Frage für das 16. Jahrhundert gelangen können. Damit sei dann aber auch der Weg zur Erkenntnis der analogen Zustände der früheren Jahrhunderte gewonnen; denn die wirtschaftliche Kluft zwischen dem 15. und 16. Jahrhundert sei keineswegs eine so große, wie die auf dem Gebiete des geistigen Lebens. Wirtschaftlich stelle sich vielmehr die ganze Periode zwischen den beiden für das ganze soziale Leben so tief eingreifenden Ereignissen des schwarzen Todes und des dreißigjährigen Krieges als eine Einheit dar, so daß man mit Sicherheit behaupten könne, daß wirtschaftlich das 16. Jahrhundert dem 15. und selbst der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts weit näher stehe als die letztere der ersten Hälfte des 14. oder dem 13. Jahrhundert. Alle wirtschaftsgeschichtlichen Resultate, welche für das 16. Jahrhundert aus dem für dieses so reichlich fließenden Material gewonnen würden, seien daher auch für den Ausgang des Mittelalters von entscheidender Bedeutung: man könne, unbeschadet der Sache, beide miteinander verbunden betrachten. In einer Beziehung ist das von vornherein unzweifelhaft klar. Wenn es gelingt, durch Massenbeobachtungen aus dem 16. Jahrhundert klarzustellen, daß Städte von der Größe Nürnbergs, Augsburgs, Straßburgs nicht mehr als etwa 30—40 000 Einwohner hatten, so ist es über allen Zweifel erhaben, daß dieselben Städte im 15. Jahrhundert nicht, wie man früher annahm, 60—100 000 Einwohner gehabt haben können. Aber auch unmittelbare Rückschlüsse von dem einen auf das andere werden möglich sein, sofern man nur die in dem zwischen beiden liegenden Zeitraume erfolgte Volksvermehrung nach statistischen Grundsätzen in Anrechnung bringt. So darf man mit Bestimmtheit sagen, daß, wenn man erst zu zahlenmäßig sicheren Resultaten für das 16. Jahrhundert gelangt sein wird, damit auch zugleich eine Lösung der Frage für das Mittelalter zum mindesten soweit angebahnt ist, daß man in den Zahlen des ersteren ein zuverlässiges Kontrollmittel für die vereinzelt gefundenen des letzteren hat.

Dieser großen Bedeutung des aus dem 16. Jahrhundert erhaltenen Quellenmaterials entsprechend, hat Jastrow der Besprechung desselben den ganzen zweiten Teil seiner Untersuchung gewidmet. Und zwar behandelt er im einzelnen die aus den Landesteilungen erwachsenen Verwaltungsakten, die Mannschaftsmusterungen, von denen er einige besonders wichtige im Berliner geheimen Staatsarchiv und im Marburger Archiv aufgefunden hat; die Steuerrollen und Steuerkataster, endlich die Vorläufer des modernen Zählungswesens, als deren wichtigster die in einzelnen Teilen Deutschlands bis ins 15. Jahrhundert zurückreichenden Kirchenbücher zu betrachten sind. Dieses Material ist in unseren Archiven so massenhaft vorhanden, daß vorläufig an eine einheitliche Bearbeitung durch einen einzelnen Forscher nicht zu denken ist. Vielmehr muß zunächst durch die vereinten Kräfte vieler alles, was davon vorhanden ist, im Rohstoff der Forschung zugänglich gemacht werden. Als die zur Lösung dieser vorbereitenden Aufgabe geeignetste Instanz bezeichnet Jastrow die deutschen Lokalgeschichtsvereine, welche

er, unter Hinweis auf ihre mancherlei, zum Teil recht bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen, mit Wärme gegen den oft wider sie erhobenen Vorwurf des Dilettantismus verteidigt. Freilich herrsche bei ihnen für die in Rede stehende Frage vorläufig nur geringes Verständnis; im allgemeinen beschränke man sich noch viel zu sehr auf die Verwertung einzelner merkwürdiger Funde und zwar fast ausschließlich solcher aus dem 15. Jahrhundert. „In dem Augenblicke," so schließt Jastrow seine Erörterungen, „wo in einer irgendwie erheblichen Anzahl von Vereinen das Interesse für das einschlägige reichhaltige Material des 16. Jahrhunderts wach werden wird, wird für diese Studien ein neuer Zeitabschnitt beginnen." Sollte aber, so fügen wir hinzu, diese Hoffnung des Verfassers sich verwirklichen, so wird diesem niemand die Anerkennung versagen können, daß er mit seinen eingehenden und anregenden Untersuchungen den Anstoß zu dieser wissenschaftlichen Bewegung gegeben hat. Jedenfalls aber wird kein Geschichtsfreund, der den von Jastrow behandelten Fragen auch nur ein schwaches Interesse entgegenbringt, dessen Buch ohne die mannigfachste Belehrung und Anregung aus der Hand legen.

Marburg a. d. L. Georg Winter.

---

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung von
Hans von Zwiedineck-Südenhorst in Graz i/St.



